


# Magazin für die Literatur des Auslandes

# Das Magazin

für

# Litteratur

Zweiundsiebzigster Jahrgang



Berlin und Leipzig
Magazin-Verlag Jacques Hegner
1903

# Inhalt

Die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen

## Litterarische Aufsätze:



## Romane:



## Novellen und Skizzen:



## Gedichte:

## Aphorismen:



## Verschiednes:



## Frauenfrage:



## Persönliche Fehden:



## Zeichnungen:

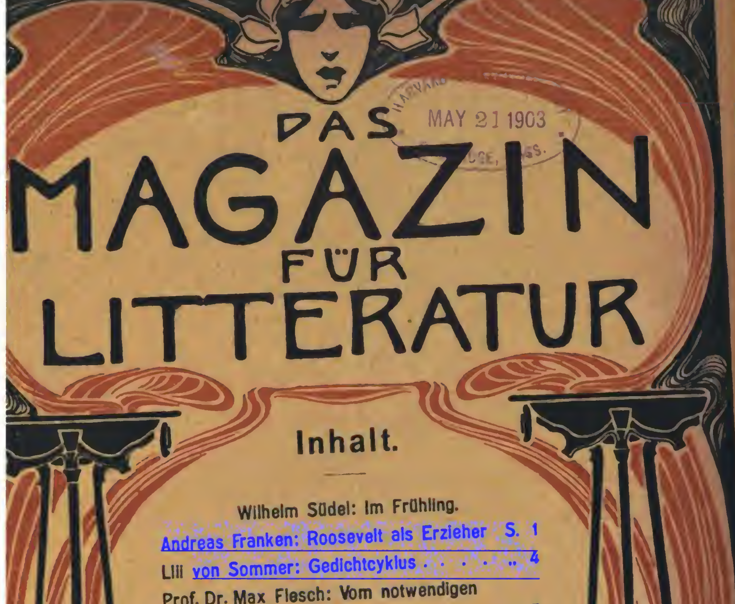
**Neues vom Büchermarkt:**



**Büchereinlauf:**



**Beilage.**






Inhalt.



MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-REUDNITZ

# An unsere Leser!

Mit dem vorliegenden Heft erscheint das „Magazin für Litteratur" inhaltlich er-heblich und wesentlich erweitert in einer neuen Gewandung. Es wird von nun an am 5. und 20. jeden Monats, 14 tägig ausgegeben, da stets Klagen über allzu kurze Fort-setzungen belletristischer Beiträge einliefen. Trotz des auch im Verhältnis zur 8 tägigen Ausgabe stark vermehrten Inhaltes und grösseren Umfanges, in dem sich das Magazin jetzt darstellt, haben wir uns entschlossen, eine Ermässigung des Preises von M. 4,— für das Quartal auf M. 3,— eintreten zu lassen und glauben so, das Abonnement für jeden zu erleichtern und jedem zugänglich zu machen. Das „Magazin für Litteratur" wird auch in dieser seiner neuen Form den bisherigen bewährten Prinzipien folgen und bestrebt sein, einen für weiteste Kreise interessanten, reichhaltigen und wertvollen Ueber-blick über die litterarische Produktion unserer Zeit zu bieten, und ausserdem es sich angelegen sein lassen, von einem modernen Gesichtspunkt aus über alles Wissenswerte des künstlerischen Lebens und des sozialen — soweit es das künstlerische berührt — zu unterrichten. Wir fordern alle, die das Zeug in sich fühlen, Eigenes zu sagen, zu einer erspriesslichen Mitarbeit auf und bitten, uns in unseren Bestrebungen durch Em-pfehlung unserer Zeitschrift an Freunde und Bekannte zu unterstützen. Für jede uns angegebene Adresse, an die eine Probenummer zu senden voraussichtlich Erfolg haben dürfte, sind wir dankbar und schliessen mit der bestimmten Hoffnung und Erwartung, dass das „Magazin für Litteratur" nach wie vor des regen und freundlichen Interesses eines geneigten Leserkreises sich zu erfreuen Ursache haben wird.

Leipzig, 20. April 1903.

Herausgeber, Redaktion und Verlag
des „Magazin für Litteratur".

# Abonnementsbedingungen.

Das Magazin für Litteratur erscheint am 5. und 20. jeden Monats un kostet vierteljährlich M. 3,—. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u Postämter (No. 4743 der Postzeitungsliste) sowie direkt vom Magazin-Verla Leipzig-Reudnitz. In letzterem Falle erhöht sich der Abonnementspreis be. direkter Zusendung unter Kreuzband auf M. 3,30 pro Quartal.

**Probenummern gratis und franko an jede Adresse.**

## Mitarbeiter des „Magazin für Litteratur".

Prof. Dr. Th. Achelis, Georg Adam, Martha Asmus, Grete Baldauf, Marie Luise v. Bançels, Peter Baum, Eva von Below, Leo Berg, Eddy Beuth, Carl Bleibtreu, Prof. Dr. Alfred Biese, Henny Bock-Neumann, Wilhelm Bölsche, Ernst Böttger, Dr. Walter Borgius, Ernst Brausewetter, Lothar Brieger-Wasservogel, Dr. Heinrich Brömse, Hermann Buchholz, Dr. Benno Diederich, Dolorosa, Heinrich Driesmans, Miriam Eck, Dr. Rudolf Eisler, A. von Ende, Emile Erhard, Otto Ernst, Dr. Paul Ernst, Dr. Hanns Heinz Ewers, Gustav Falke, Karl Fessel, Dr. Hans W. Fischer, Marie Gerdes, H. von Gerlach, Kurt Geucke, Dorothee Goebeler, Max Grad, Dr. Kurt Grottewitz, Prof. Dr. S. Günther, Dr. Walter Harlan, Ernst Hardt, Dr. Heinrich Hart, Julius Hart, Otto Erich Hartleben, A. von Hartmann, Dr. Karl Hauptmann, Hermann Heiberg, Franz Heitmann, Dr. Hans Henning, Dr. Magnus Hirschfeld, Jul. Konst. von Hoesslin, Max Hoffmann, Kurt Holm, Hans Kaufmann, Wolfgang Kirchbach, Julius Knopf, Dr. Maxim. Kohn, Heyso Korvin, Dr. Martin Kriele, Prof. Dr. E. Kühnemann, Dr. Hans Landsberg, Ludwig Lessen, Lisa Lux, Maurice Maeterlinck, Franziska Mann, Ed. von Mayer, Prof. Dr. Bruno Meyer, Agnes Miegel, Prof. Mühlefeld, Otto Neumann-Hofer, Karl Fr. Nowak, Fr. W. von Oestéren, Friedrich von Oppeln-Bronikowski, Dr. Max Osborn, Dr. J. E. Poritzky, Dr. Heinrich Pudor, Edgar Alfred Regener, Eugen Reichel, Dr. Georg Reicke, Victor Freiherr von Reisner-Cepinsky, O. Reventlow, Edela Rüst, Dr. Alfred Semerau, Wilhelm Spohr, Wilhelm Schäfer, Dr. Richard Schaukal, Dr. John Schikowski, Johannes Schlaf, Erich Schlaikjer, Maria Schneider, Franz Stahl, Ottokar Stauf von der March, Marie Stona, Dr. Helene Stöcker, Carmen Teja-Ahlers, Irma von Troll-Borostyáni, Dr. Hermann Türck, Frida Erdmute Vogel, Anna Wahlenberg, Paul Wertheimer, Dr. Bruno Wille, Ernst Freiherr von Wolzogen, Dr. Richard Wulckow, Dr. Martin Zickel, Anna Zinkeisen, Stefan Zweig u. a.

Alle Zuschriften, das „Magazin für Litteratur" anlangend, sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des „Magazin für Litteratur", Magazin-Verlag in Leipzig-Reudnitz.






# Im Frühling

von Wilhelm Südel

Sonnenleuchten, Sonnensegen
Ringsumher . . . . . .
Weicher fluten die Lüfte,
Fröhlicher rauschen die Bäche,
Und über den schwanken Ästen,
Um die sich zag ein erster
Grüngoldner Hauch spinnt,
Geigt jubelnd der Wind
Des Frühlings selige Liebeslieder.

Auch Du, Liebste,
Bist nun endlich erwacht!
Nicht scheu mehr meidest
Du meine sehnenden Blicke,
Nicht länger zitterst Du angstvoll,
Wenn ich Dich liebevoll sacht
Auf meinen Schoß zwinge.

In trunkenem Rausche
Seh' ich Deine Augen glüh'n;
Immer wieder dürsten
Deine weichen, zärtlichen Lippen
Nach wirrseligem Gekose,
Und in stürmischen Wogen
Drängt sich mir Deiner Brüste
Jungherrliche Nacktheit entgegen.

Und Deine Stimme,
Wie klingt sie jetzt weich,
Und so unsäglich lieb und traut.
Ganz in glühem Schein
Funkelt Deines Haargolds Gewoge,
Wenn die Lichter des Frühlings
Es leis überrieseln . . . .
Sonnenleuchten, Sonnensegen
Ringsumher.



# Roosevelt als Erzieher

von Andreas Franken

Unter den modernen Staatslenkern sticht der Präsident der Vereinigten Staaten als eine besonders charakteristische Erscheinung hervor. Der Mann, der nach der Ermordung Mc. Kinleys Präsident wurde, ragt weit über den Normaltypus eines hohen Beamten hinaus. Auf Persönlichkeiten wie Theodor Roosevelt ist die gesamte Aufmerksamkeit der ganzen Welt gerichtet. In ihm erstand den Amerikanern nicht nur ein Staatsmann von großen weitausblickenden Gesichtspunkten, sondern auch ein Mann der wohlerwogenen Ziele, der festen Entschlüsse. Seine bisherigen Handlungen zeugen von einer ungewöhnlichen politischen Klugheit und Energie. Seine Persönlichkeit hat etwas imponierendes auch für jene, welche nicht allen Eigenschaften der Amerikaner Sympathie entgegenzubringen vermögen. Er ist zwar der jüngste von allen, die jemals als Präsidenten ins Weiße Haus zu Washington eingezogen sind, es kam jedoch als Nachfolger Mac. Kinleys niemand neben ihm in Betracht.

Wie kein anderer seiner Vorgänger vertritt Roosevelt den Typus des modernen Amerikaners

in einer vorher nicht gekannten, ja kaum geahnten Schärfe. Roosevelt ist ein Vollblutamerikaner schlechthin. Er will nichts mehr mit dem Wesen eines alten Kultureuropäers zu tun haben, er faßt sich vielmehr als eine neue Erscheinung in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit auf, und er verlangt, daß mit dieser unbestrittenen Tatsache ernstlich gerechnet werde.

Die große Ähnlichkeit, die zwischen Roosevelt und unserem Kaiser besteht, wird auch vom ungewöhnlichen Interesse bekräftigt, das Wilhelm II. dem Amerikaner entgegenbringt. Beide sind durchaus willensstarke selbständige Naturen, Persönlichkeiten, die, frei von jeder Einseitigkeit, sich keinen Augenblick scheuen, selbst in den Kampf der Meinungen einzutreten. Der eine, Kaiser Wilhelm II., rasch, kühn, impulsiv mit lebhafter treffsicherer Urteilskraft, aber doch durchdrungen von dem Gefühl einer großen Verantwortlichkeit, der andere, Roosevelt, fest entschlossen, fast rücksichtslos, aber stets besonnen und nie überstürzend, eine Herrennatur und dabei frei von jedem autokratischen Dünkel. Beide typische Vertreter ihres Volkes, der eine der markige, zielbewußte Vertreter des Deutschtums, Roosevelt der typische Vertreter des heutigen absoluten Amerikanertums, der mit stolzem Selbstbewußtsein das Wort sprach: „Von allen Völkern der Erde hat das unsere die Zukunft für sich."

Dieses Bewußtsein, „Amerikaner" zu sein, und als Amerikaner beurteilt zu werden, zieht sich durch alle Reden und Schriften des Präsidenten hindurch. Durch eine Sammlung, die Dr. Paul Raché daraus veranstaltet und unter dem Titel „Amerikanismus"*) veröffentlicht hat, erhielt das Charakterbild des Mannes feste Umrisse.

Diese Reden und Schriften entstanden sämtlich vor dem Antritt der Präsidentschaft, als Roosevelt noch Deputierter war. „Das ist ein Zeichen der Charakterstärke und innerlichen Festigkeit dieses Mannes", sagt Raché in seinem vortrefflichen Vorwort, „daß er als Präsident dem treugeblieben ist", was er schon als junger Deputierter vertrat, der noch keinen Gedanken an die Präsidentenschaft hatte. Es sind die ungeschminkten, nicht ausgeklügelten Meinungsäußerungen eines unabhängigen Mannes, der für jedes seiner Worte mit der ganzen Persönlichkeit einsteht.

Einem angesehenen, seit mehreren Jahrhunderten in Nordamerika blühenden Geschlechte von holländischer Abstammung angehörig, selbstbewußt und dabei gleichzeitig stolz auf seine Familientradition, ist Roosevelt der vornehmste politische Erzieher seines Volkes. Daß Roosevelt dem Ideal eines Mannes, das er seinen Landsleuten immer von neuem vor die Augen stellt, selbst am nächsten zu kommen sucht, das beweisen diese Schriften. „Das frische, mutige, um keine Tradition sich kümmernde feste Zupacken, für das er in seinen Artikeln so oft und immer wieder eintritt, zeichnet ihn auch in seiner Eigenschaft als Präsident aus." Darin beruht auch das vorbildliche, erzieherische seiner Natur. Willensstärke und Selbständigkeit des Charakters, das sind die beiden treibenden Eigenschaften, die allen seinen Handlungen ihren Stempel aufdrücken. Seine Entschlossenheit ist stets mit reiflicher Abwägung gepaart, Überstürzung ist seinen Handlungen fremd. Das drückt sich auch in der Kraft seiner Feder aus.

Roosevelt bewährt sich in seinen Schriften und Reden als ein ganz auf die Tat gestellter Mann. Die Güter der Kultur, die ein Volk überhaupt erst in seiner Reife erwirbt, mißachtet er keineswegs, aber sie sind ihm nicht die Hauptsache, sie sind ihm ein glückliches und auch wünschenswertes Nebenergebnis — aber das wesentliche ist die Tat, die Aktivität, die Lust des unmittelbaren Wirkens.

Es ist eine außerordentliche Klarheit des Stils, die Roosevelt kraft seiner impulsiven Persönlichkeit erreicht. Es sind Sätze voll Saft und Mark, die er prägt, gleich Säbelhieben wirken sie, in ihrer fröhlichen Unbefangenheit. Roosevelt hat den Amerikanern die wirksamsten Schlagworte gegeben. Aber „er begnügt sich nicht nur mit schönen Worten, er setzt sie auch in Taten um."

Über welches Thema auch Roosevelt sich als Schriftsteller und Redner äußern mag, stets bleibt er sich gleich, stets gibt er sich als einen Mann aus einem Guß.

Hinter dieser Klarheit des Stils, mit dem er sein Ideal zeichnet, steht ein unbedingtes Jasagen zu allem kraftvollen Leben, dem jeder zustimmen muß.

Die von einem glühenden Patriotismus getragenen Ausführungen Roosevelts über die Monroelehre stehen immer noch im Streit der Tagespresse, Freunde der Literatur dagegen werden gerne das Mannesideal des Amerikaners kennen lernen. Ohne Vaterlandsliebe ist ein echter Mann nicht denkbar. Losgelöst von dem nationalen Mutterboden müssen seine edelsten Wesenszüge verkümmern.

Wie der Anfang eines alten Heldengedichts klingen die Worte, die Roosevelt zu den Bürgern von Chicago redete:

*) Anm.: Amerikanismus. Schriften und Reden von Theodore Roosevelt, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ins Deutsche übertragen und mit einem Vorwort versehen von Dr. Paul Raché.

„Ich will auch die Lehre vom vollen Leben verkündigen, des Lebens voll Anspannung und Arbeit, voll Mühe und Kampf. Ein Leben voll Trägheit, ein Leben, das friedsam dahinfließt, aus Mangel an Lust oder Kraft, etwas Großes zustande zu bringen, ist ebenso unwürdig für eine Nation, wie für das Individuum. Wir hegen keine Bewunderung für den ängstlichen, friedliebenden Mann. Wir bewundern den Mann, der das Symbol von Wagen und Gewinnen ist."

Tatkräftig will Roosevelt den amerikanischen Bürger haben, tatkräftig und vaterlandsliebend. Diese Gesinnung betätigt sich am wackersten in einem intensiven und kräftigen „Amerikanismus". „Liebe zum Vaterland ist eine Hauptttugend, ebensogut wie Liebe zum eigenen Herd. Kein Land, das sich selbst nicht emporhebt, wird vorwärts kommen."

Das Wort „Amerikanismus" ist in der Tat das Leitmotiv, das sich durch Roosevelts Schriften zieht. Den Ehrentitel „Amerikaner" im Roosevelt'schen Sinne muß man sich selber erwerben, indem man vor allem in seinem ganzen Denken und Fühlen Amerikaner wird.

„Es kann sein, daß in jener zeitenfernen Zukunft, von der wir uns noch keine Vorstellung machen können, Patriotismus nicht mehr für eine Tugend angesehen werden wird, ebenso wie die Menschen, die dann leben, vielleicht die Nase rümpfen werden über unsere bürgerliche Heirat. Aber so, wie die Verhältnisse jetzt liegen und wie sie in den letzten zwei- oder dreitausend Jahren gewesen sind und höchstwahrscheinlich auch noch zwei- oder dreitausend Jahre sein werden, haben zwei Worte noch immer große Bedeutung: Eigener Herd und Vaterland."

Roosevelt verdammt aber nicht nur das Ausländertum, dem die Vaterlandsliebe fehlt, er wendet sich auch mit einer scharfen Pointe gegen den Kosmopolitismus. „Man kann getrost annehmen, daß diejenigen unserer Landsleute, die an die Inferiorität von Amerika glauben, doch, wie entwickelt sie auch sonst sein mögen, in ihrer sittlichen oder geistigen Erziehung irgend einen Fehler haben müssen. Nichts macht jemand schneller und sicherer ungeschickt, um etwas Tüchtiges in der Welt zu leisten, als das schlaffe Gefühl, das man Kosmopolitismus nennt."

„Es gibt eine kleine Anzahl Menschen, die eine Genugtuung in der Behauptung finden, daß Patriotismus eine egoistische Tugend sei, und die all' ihre schwachen Kräfte anspannen, um an seine Stelle eine Art wässerigen, weichen Kosmopolitismus zu setzen. Diese guten Leute sind niemals Männer mit einem mutigen Charakter oder kräftige Persönlichkeiten. Ihre Ausführungen sind in der Tat der Widerlegung nicht wert."

Dem entspricht auch der Standpunkt, den Roosevelt in der Monroelehre einnimmt. „Gewöhnlich stellt sich der gesunde Mann, der Mann, der in der Welt harte Arbeit verrichtet und dessen Herz voll Stolz bei den großen Taten seiner Landsleute klopft, bei Fragen, wie die Monroelehre auf die amerikanische Seite. Dagegen neigt der blutlose, überkultivierte Gelehrte, dessen Geist auf Kosten seines Charakters entwickelt ist, und der zurückschreckt vor dem Kampf, durch den die Welt allein zur Größe gelangen kann, dazu, jede Anwendung der Monroelehre für rückständig und unratsam anzusehen."

Als tapferer Soldat, wie als besonnener Staatsmann stellt sich Roosevelt in den Dienst der Heimatsliebe, der kraftvollen, selbstbewußten Heimatspolitik, die er predigt. In seinem Selbstgefühl lehnt er mit einer ungeheuern Leidenschaftlichkeit alles Fremde ab; der Amerikaner solle sich als Bürger des ganzen Reiches fühlen, und sich von Lokalpatriotismus und Kirchtumpolitik fern halten. „In der Politik, in der Literatur, in der Kunst dürfen wir uns nicht von diesem ungesunden parochialen Geist ankränkeln lassen, dieser Vergötterung einer kleinen Gemeinde auf Kosten einer großen Nation, woraus dann der sogenannte Lokalpatriotismus entsteht, der Patriotismus der Kirchtumpolitiker."

Rücksicht auf die Meinung Europas steht dem Vorwärtskommen im Wege: „Wo wir am unabhängigsten aufgetreten sind, haben wir auch die besten Resultate erzielt." An drastischen Beispielen erläutert Roosevelt die im Nachahmen liegende Gefahr für alle Berufe, für den Künstler, den Schriftsteller, den Gelehrten.

„Ebenso der mittelmäßige Schriftsteller, der mit seiner Feinfühligkeit und weibischen Zartheit das Leben an dieser Seite des Ozeans zu rauh und zu roh findet, der nicht im stande ist, eine Männerrolle unter den Männern zu spielen, und der sich vor dem Winde zu schützen sucht, der kräftigere Geister, wie er es ist, nur stärkt. Dieser Landflüchtige mag gute und nette Verse, Artikel und Romane schreiben, doch niemals werden seine Werke einen Vergleich aushalten können mit denen seines Mitbewerbers, der stark genug ist, auf eigenen Füßen zu stehen und der in seiner amerikanischen Manier arbeitet."

„Ebenso der Gelehrte, der seine Jugend an einer deutschen Universität zubringt, und sein ganzes Leben lang nur auf den Äckern arbeiten kann, die schon fünfzigmal von deutschen Pflügen bearbeitet sind."

Denn es ist ganz in Roosevelts Sinn, daß auch die Literatur einen erzieherischen Wert haben soll. So nennt er eine Geschichte von Kipling:

„Stalky & Co." eine Erzählung, die niemals hätte geschrieben werden dürfen, denn man könne kaum einen gemeinen Streich ersinnen, der nicht darin verherrlicht würde.

Aber auch die Einwanderer sollen sich dem neuen Vaterland hingeben von ganzer Seele: „Wir können keine Menschen gebrauchen, die nicht ganz und gar handeln und stimmen als Amerikaner." „Es ist ein unsagbar großer Vorteil für einen Einwanderer, amerikanischer Bürger zu werden. Der Name Amerikaner ist ein Ehrentitel. Wer anders darüber denkt, hat kein Recht, diesen Titel zu tragen und muß, wenn er aus Europa kommt, je eher je lieber dorthin zurückkehren."

Der ganze amerikanische Stolz kommt endlich in den Worten zum Ausdruck: „Von allen Völkern der Erde hat das unsere die Zukunft für sich." „Amerika ist das Erste und das Letzte, Amerika für ewig! Amerika vor Deutschland! Amerika vor der gesamten Welt! Amerika durch dick und dünn! Immer Amerika! Wir sind Amerikaner!"

Es ist charakteristischer Weise, — und das ist die Nutzanwendung, die wir Deutsche uns daraus machen können — ein Deutscher, der die letzteren Worte zuerst aussprach. Sein Name ist gleichgiltig. Er ist nur ein Beweis dafür, daß alles, was Roosevelt über amerikanische Vaterlandsliebe sagt, mit umsogrößerer Berechtigung an unser eigenes Volk gerichtet werden könnte. Es betrifft unsere eigentliche Nationaluntugend. Wie Roosevelt von seinen Landsleuten verlangt, daß sie den Namen Amerikaner als einen Ehrentitel betrachten müssen, mit weit größerem Rechte müßte der Deutsche mit seiner sehr viel älteren Kultur stolz auf seine Abstammung sein. Aber leider wurzelt „das schlaffe Gefühl, das man Kosmopolitismus nennt", zu sehr in unserem deutschen Volke, als daß es in allen Lebenslagen den Sieg über diesen verächtlichen Kosmopolitismus davontragen würde. Der Amerikaner geht in der Aneignung fremden Wesens niemals so weit, daß er wie häufig der Deutsche seine Muttersprache, sogar sein Vaterland in der Fremde verleugnet. Davon sollten wir lernen.

Mit einer unerschütterlichen Freudigkeit richtet sich Roosevelts Blick in die Zukunft, abgewandt von den verbrauchten Idealen der Vergangenheit.

„Wir sind fest davon überzeugt, daß der Fortschritt nicht ausbleiben wird, wenn wir verständig, mutig und rechtschaffen sind. Wir wissen nicht, ob die Zukunft uns Frieden oder Kampf bringen wird. Aber wir glauben mit voller Zuversicht, daß die größten Siege noch erfochten, die größten Taten noch verrichtet werden müssen, und daß für unsere Völker noch größere Segnungen in der Zukunft verborgen liegen, als sie uns bisher zu teil geworden sind. Von ganzem Herzen stimmen wir dem zu, daß es die Pflicht eines jeden ist, die Zukunft ebenso zu nehmen wie die Gegenwart, ohne sich um das zu sorgen, was kommen mag, und, das Gesicht der Lichtseite zugewendet, mit Männermut seine Rolle durchzuführen."



# Gedicht-Cyklus

von Lilli von Sommer

Ach, um all' die armen Weisen,
Jene klugen Rechenmeister,
Jene auserwählten Geister,
Die der Torheit Seligkeiten
Nimmer kennen, nimmer preisen,
Ach, um all' die armen Weisen!

Wüßt' ich einen Gott zu finden,
Würd' ich gläubig zu ihm treten,
Würd' mit Inbrunst also beten:
„Vater, laß' mir meine Sünden,
Laß' mich kämpfen, laß' mich wagen,
Schmerzen der Enttäuschung tragen,
Laß' mir meiner Liebe Qualen,
Denn für alle Himmelsfreuden,
Tauscht' ich dennoch nimmer, nimmer
Meiner Torheit Seligkeiten!"

*

Bin mit dem Sternen gewandelt
Im urweltlichen Raum,
Hab' geschlummert in Meerestiefen,
War Welle zugleich und Schaum.

War Luft, Gespiel der Winde,
Der Sonne gold'ner Strahl,
Des Mondes Silberhelle,
Das gotterfüllte All.

Durchwandelte alle Weiten,
Starb Tode tausendfach —
Und war doch stets inmitten
Von neuem Leben wach.

Urkraft hat mich getragen,
Weltgeist hat mich befreit
Zu Menschenlos und Liebe,
Zu Menschen-Lust und -Leid.

Rings um mich Welt und Wandel,
Umrauscht vom Strom der Zeit,
Und in mir groß, allmächtig
Gott und Unsterblichkeit.

Und wie ich auch klügelte und wie ich sann,
Es blieb' ja dennoch ein Rest daran,
Es blieb' ja dennoch ein Unerkanntes,
Ein Tiefgeahntes, doch nie Genanntes,
Ein Bangen und Sorgen in meinen Tränen,
Ein Ungestilltes in meinem Sehnen,
Ein Schauern in tiefsten Seligkeiten,
Eine Grenze in endlos geglaubten Weiten,
Ein Stillstand inmitten vom tollsten Jagen,
Ein unerklärliches Zittern und Zagen,
Es ist dennoch beim allerheißesten Lieben
Eine Bitternis und ein Schmerz geblieben.

Viel hab' ich gewollt, und viel hab' ich gewagt,
In Sturm und Wetter gerungen,
Doch Demut gekannt nur, wenn ich gezagt,
Nicht — wenn mich das Schicksal bezwungen.

Und trifft mich Mißlingen, ich bleibe nicht stehn,
Kopf hoch! Es hat nichts zu sagen,
Mein Gott, ich will ja nicht Sieg erfleh'n,
Laß' mich nur wollen und wagen!



# Vom notwendigen Uebel

von Professor Dr. Max Flesch, Frankfurt a. M.

Ehe so heiße ich den Willen zu Zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht vor einander nenne ich Ehe als vor den Wollenden eines solchen Willens.

Also sprach Zarathustra.

Wenn in der Diskussion wichtiger Fragen jeder Meinungsaustausch damit abschließt, daß die an der Debatte Beteiligten, weil immer dieselben Argumente wiederkehren, sich in keiner Weise näher zu kommen scheinen, so ist die Frage berechtigt, ob denn bezüglich der grundlegenden Definitionen die Uebereinstimmung besteht, ohne die ein gedeihliches Zusammenwirken zur Erreichung des gemeinsamen Zieles undenkbar ist. Wenn irgendwo so gilt das von den in den letzten Jahren aufeinandergefolgten Verhandlungen über Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, bei welchen zwar eine wechselseitige Annäherung der gegnerischen Parteien bezüglich der anzuwendenden Mittel erfolgt ist, eine Formulierung gemeinsamer praktischer Forderungen aber wegen der Verschiedenheit der Prämissen nicht gelingt. Danach ist es gewiß berechtigt, einmal die Grundlagen der beiderseitigen Auffassungen zu prüfen, die sich mit zwei Schlagworten kennzeichnen lassen: es wird von der einen Seite das Verlangen der polizeilichen Reglementierung der Prostitution damit begründet, daß dieselbe unentbehrlich, daß sie ein „notwendiges Uebel“ sei, von der anderen Seite wird demgegenüber die Behauptung aufgestellt, daß nie und nimmer eine „doppelte Moral“, aus der ja die Notwendigkeit des Uebels abgeleitet wird, zulässig sei.

Als notwendig wird das Uebel der Prostitution bezeichnet, und davon ausgehend hat die Mehrzahl der Redner in den Verhandlungen des unlängst stattgefundenen Kongresses der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sich im Sinne des Reglementarismus ausgesprochen, weil unstreitig unter den heutigen sozialen Verhältnissen die außereheliche Befriedigung des sexuellen Verlangens eine so verbreitete geworden ist, daß in gewissen Kreisen der Bevölkerung die Männer fast ausnahmslos, die Frauen in einem recht erheblichen Bruchteil daran teilnehmen. Weil fast die Gesamtheit der Männer beteiligt ist, hat man aufgehört, soweit der Mann in Betracht kommt, in dieser Beteiligung etwas Ehrenrühriges etwas Unsittliches zu sehen. Aber nur dem einen Beteiligten kommt diese Nachsicht zu gute: der Frau, die so ohne Beachtung gewisser gesetzlicher Form sexuelle Beziehungen eingeht, wird das schwer verdacht. Darum bekämpft man von frauenrechtlicher Seite die in der Reglementierung implizite ausgesprochene Legalisierung der Existenz außerehelicher geschlechtlicher Befriedigung als den Ausfluß einer dop-

pelten Moral, die dem Manne andere Rechte gewährt als der Frau.

Die Notwendigkeit der Zulassung außerehelicher sexueller Beziehungen kann nur dann als nachgewiesen gelten, wenn festgestellt wird, daß aus der sexuellen Abstinenz eine Schädigung des Individuums erwächst, wo die Ehe für dasselbe aus irgend welchen Gründen unerreichbar ist. Dem Einwand, daß jede Konzession nach dieser Richtung, insofern sie bei der heutigen Sittenauffassung nur dem Manne zu gute kommt, als Ausdruck einer ungerechten doppelten Moral zu verwerfen sei, verliert seine Kraft, wenn der Nachweis gelingt. — darauf einzugehen, soll einer spätern Arbeit vorbehalten bleiben. — daß die physiologischen Grundlagen für das Geschlechtsleben bei Mann und Frau verschiedene sind. Nicht in der Aufstellung identischer Grundsätze für beide Geschlechter, sondern in der Schaffung von Sitten, welche dem physiologischen Wert beider Geschlechter angepaßt sind, ist die gemeinsame moralische Richtschnur für beide zu finden.

Nachdem jahrelang die Lehre von der Schädlichkeit der Abstinenz proklamiert worden war, nachdem insbesondere Bebel in dem bekannten Buche „Die Frau" sich zu deren Apostel gemacht hatte*) ist von vielen Autoren, unter denen besonders der Freiburger Frauenarzt Hegar hervorzuheben ist, die entgegengesetzte Meinung verfochten worden. Eine große Zahl ernster Forscher hat sich auf diese Seite gestellt. Mit ernstem Mahnruf haben sich, nachdem durch die Untersuchungen Blaschkos bekannt geworden war, daß gerade unter den Studenten die sexuellen Erkrankungen ganz besonders häufig seien, Vertreter der deutschen Hochschulen an die studierende Jugend gewandt, um bei diesen im Sinne der Abstinenz zu wirken. Um so wichtiger ist danach das Auftreten eines hervorragenden Gelehrten, Professor Erb in Heidelberg, der auf dem Frankfurter Kongreß sich dahin ausgesprochen hat, daß während bei gesunden kräftigen Individuen die Abstinenz auch nach seiner Ansicht unschädlich sei, für eine gewisse Gruppe von Kranken unzweifelhafte Schädigungen aus der sexuellen Enthaltung zu beobachten seien. Diese thatsächliche Feststellung eines zuverlässigen Forschers muß unter allen Umständen beachtet werden. Es handelt sich um gewisse Formen der als Neurasthenie bekannten Nervenkrankheit. Für diese muß aus der Feststellung Erbs eine Verschiebung der Sachlage zu Gunsten des Rechtes, auf geschlechtlichen Umgang auch da, wo das Eingehen einer Ehe auf Schwierigkeiten stößt — natürlich für beide Geschlechter — entnommen werden; das könnte aber direkt zu Gunsten des „notwendigen" Uebels ins Feld geführt werden. Das kann nicht kurzer Hand damit abgethan werden, daß man, wie dies auf dem Frankfurter Kongreß geschehen ist, fragt, ob etwa Erb beabsichtige, solchen Kranken den Umgang mit Dirnen anzuraten, oder ob er ihnen empfehlen wolle, auf dem Wege der Verführung gesunder Mädchen ihr kostbares Ich zu versorgen, so lange sie glauben, nicht heiraten zu können. Auch damit kommt man über die Schwierigkeit nicht hinaus, daß man in logischem Eingehen auf Erbs Feststellung, daß es ja Kranke sind, die unter der Abstinenz leiden, diesen das Recht zur Beteiligung an der Fortpflanzung abspricht; ihre Sprößlinge brauchen ja durchaus nicht in allen Fällen unbrauchbare Glieder der Gesellschaft zu werden. Das wesentliche der Erbschen Behauptung ist nicht aus der Welt zu schaffen: es giebt — und zwar nicht ganz wenige — Fälle in welchen die Abstinenz Schaden anrichten kann. Damit hört aber die Abstinenz auf, das Allheilmittel zu sein: das um so mehr als auch der fanatischste Verfechter ihres hygienischen und ethischen Wertes nicht umhin können wird, zuzugeben, daß bei dem gesunden, normalen Individuum dauernde, die natürliche Periode der günstigsten Zeit für die Fortpflanzung überschreitende Enthaltung, nie das natürliche Ausleben der jedem Lebewesen innewohnenden Veranlagung darstellen kann; mag sie immerhin unschädlich sein, mag sie noch so sehr das höchste Ideal der Anpassung des Menschen als denkendes Wesen an die Anforderungen der gegebenen sozialen Zustände bilden.

Aber man kann alles das ruhig anerkennen: es folgt daraus noch keineswegs die Legitimierung der Prostitution. Zu dieser Folgerung kann nur gelangen, wer vor der Wirklichkeit die Augen verschließen will, um nicht zugestehen zu müssen, daß wir nicht in der besten der Welten leben, und daß innerhalb der geltenden Sitten Aenderungen zum besseren denkbar sind.

Die sexuellen Beziehungen der Kulturmenschen erfolgen in dem Rahmen der geltenden Gesellschaftsordnung nach zwei Formen, von welchen die eine und nur diese eine unter dem Namen der Ehe von der organisierten Gesellschaft als berechtigte Ausübung des geschlechtlichen Verkehrs anerkannt wird. Das Eingehen sowie die Lösung derselben untersteht hierbei einer Reihe von in den einzelnen Ländern verschiedenen Vorschriften, deren Außerachtlassung den sexuellen Akt zu einer unerlaubten, „unsittlichen" Handlung gestaltet, deren Ausübung (z. B. nach den in Bayern geltenden Bestimmungen über das Konkubinat) zur Bestrafung der Beteiligten führen, deren Unterstützung durch Gewährung des nötigen Raumes auch da, wo die Sache an sich nicht bestraft wird, wie in Preußen, als Kuppelei verfolgt werden kann. Nun aber gehen, in offenkundigem Gegensatz zu diesem gesetzlichen Zustand, die weitaus überwiegende Mehrheit der Männer

*) Eine eingehende Kritik darüber findet sich in der Schrift des Verfassers dieses Aufsatzes: Prostitution und Frauenkrankheiten. II. Auflage. Frankfurt a. M. bei Johannes Alt, 1898. S. 33.

(das zeigt die Menge der venerisch Kranken unter ihnen), und ein erheblicher Bruchteil der Frauen (den die Ziffer der unehelichen Geburten zum Ausdruck bringt) außerhalb jener geregelten Norm geschlechtliche Beziehungen ein. Sofern der Bestand der Gesellschaft von der Einhaltung ihrer Gesetze abhängt, ist das unzweifelhaft im Sinne derer, welche das bestehende als gut betrachten und aufrecht erhalten wollen, ein Uebel. Nach Lage der Dinge aber ist das gegenüber der Unentbehrlichkeit sexueller Bethätigung für einen, wenn auch kleinen Teil der Gesellschaft, insofern für ihn die Abstinenz schädlich ist, ein notwendiges Uebel, so lange man die Institution der Ehe *so wie sie ist* als etwas unabänderliches ansehen zu müssen glaubt. An diesem Punkt nun muß die Erörterung einsetzen. Das Eingehen legaler sexueller Beziehungen in der Ehe, ist an bestimmte staatliche Bestimmungen gebunden. Derselbe Staat aber, der diese vorschreibt, reglementiert die Prostitution, d. h. eine die Außerachtlassung seiner eigenen Vorschriften systematisch betreibende Institution. Das wird damit motiviert, daß dieselbe unentbehrlich sei. *Das heißt aber doch nur, daß die gesetzlich normierte Form, die als Ehe vom Staat und den Religionsgesellschaften sanktioniert wird, nicht ausreicht, um dem bestehenden sexuellen Bedürfnis zu genügen.*

Wir stehen hier vor Thatsachen, die zu erörtern Eulen nach Athen tragen hieße. Die Existenz der Prostitution, deren ungeheure Verbreitung, deren Benutzung in allen Kreisen der Bevölkerung, in einem Maße, daß sie sicher nicht hinter der Ehe zurückbleibt, kann nur ein absolut weltfremder Idealismus, wie er die Begründer des Abolitionismus beseelt, negieren. *Der Kampf um Ausgestaltung der Reglementierung auf der einen, um gänzliche Aufhebung auf der anderen Seite verliert deshalb*, wenn man der Sache auf den Grund gehen will, an *Bedeutung*. Es dreht sich thatsächlich um etwas ganz äußerliches; den Kern der Frage läßt er unberührt. Diese geht nicht dahin, ob die Ueberwachung der Prostitution durch den Staat aus juristischen und ethischen Gründen zu billigen ist oder nicht: *Existiert die Prostitution als notwendige Einrichtung so kann sie der Staat ebensowenig wie irgend eine andere Erscheinung des sozialen Lebens ignorieren.* So muß, wer es mit der Bekämpfung des größten der sozialen Uebel ernst nimmt, prüfen, warum dasselbe, wie behauptet wird, „notwendig" ist?

Der Zweck der Prostitution ist die Herstellung sexueller Beziehungen, wo einem oder beiden Beteiligten die Erlangung geschlechtlicher Befriedigung im Rahmen der Ehe, d. h. im Rahmen der gesetzlich anerkannten Normen aus diesem oder jenem Grund unerreichbar war. Gleichgiltig ist hier die Frage, ob dabei ein Entgelt bezahlt worden ist, gleichgültig die Feststellung der Hingabe einer Frau an mehrere Männer. Wesentlich ist der Ausschluß der in der Ehe mit der geschlechtlichen Vereinigung verbundenen Konsequenzen: Gründung der Familie, Sorge für die Erziehung der Kinder; wesentlich die Untrennbarkeit der Prostitution von der die Gesamtheit gefährdenden, durch sie bewirkten Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten, von Zuhältertum und Bordellwesen. Neben der geregelten, das Eingehen sexueller Beziehungen zum Grundpfeiler der heutigen gesellschaftlichen Organisation der Familie gestaltenden „Ehe" erhebt sich in der Prostitution eine andere Ausbildung des Geschlechtslebens, die nicht nur der in der Ehe enthaltenen Verantwortlichkeit entbehrt, sondern, übergreifend in die Familie, durch den vergiftenden Einfluß der venerischen Infektion auch die gefährdet, welche selbst nie von ihr Gebrauch gemacht haben.

Die Aufgabe der Ehe ist die Erfüllung der aus dem Ausüben der geschlechtlichen Beziehungen sich ergebenden Pflichten; erst aus diesen ergeben sich die weiteren ökonomischen und erzieherischen Aufgaben. Letztere aber haben unter dem Einfluß der heutigen Gesellschaftsordnung dermaßen das Uebergewicht gewonnen, daß sie zum Hindernis werden, durch welches für einen großen Teil der Bevölkerung das rechtzeitige Eingehen der Ehe, ja oft die Verheiratung überhaupt unmöglich wird. Durch das Uebergewicht der sozialen Pflichten ist der Schwerpunkt der in der Ehe vereinten Verantwortungslast verschoben, deren eigentlicher Zweck, die Unterordnung der sexuellen Beziehungen unter gewisse gesetzlich festgelegte Normen, in den Hintergrund gedrängt worden. *Die Ehe als staatliche Institution vermag nicht mehr ihre ursprüngliche Aufgabe zu erfüllen.*

Die Entstehung und die Ausbreitung der Prostitution ist mithin die unmittelbare Folge der Unvollkommenheit der die sexuellen Beziehungen regulierenden Einrichtungen. Auf deren Ursachen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Sie sind enthalten in der sozialen Frage und von dieser nicht zu trennen. Gern verzichten wir darauf, uns den Konsequenzen unserer Erörterungen dadurch zu entziehen, daß wir die Lösung des Problems durch dessen Verquickung mit jener in nebelgraue Fernen verlegen. Die logische Verfolgung der Ergebnisse aus unseren Feststellungen verweist uns auf konkrete Ziele, mit deren Proklamierung allerdings — das darf uns natürlich nicht abhalten — ängstliche Gemüter die Grundpfeiler der Gesellschaftsordnung getroffen sehen könnten: denn das geht schon aus dem Alter der

Prostitution hervor, ein bis in die Fundamente des Aufbaues unserer Gesellschaft reichender Riß ist hier blosgelegt. Die Prostitution in ihrer jetzigen Ausdehnung ist entstanden und groß geworden, weil die in kodifizierten Gesetzen — staatlichen und kirchlichen — regulierte Ordnung der sexuellen Beziehungen nicht ausreicht. Eine Institution, die nicht leistet, was sie soll, ist eine schlechte; und muß verbessert oder durch etwas anderes ersetzt werden. Will man das Uebel an der Wurzel anfassen, so darf man sich nicht davor scheuen, dessen wahren Grund, die Mangelhaftigkeit der Institution der Ehe, wie sie geworden ist, anzuerkennen. Diese Mangelhaftigkeit dokumentiert sich durch eine ganze Reihe physiologischer und ethischer Entartungs-Vorgänge: durch die Verschiebung des Verehelichungsalters bis jenseits der für die Erzeugung eines guten Nachwuchses am besten geeigneten Periode, durch die Verstümmelung der sexuellen Vorgänge zum Zwecke der Beschränkung der Kinderzahl (Neo-Maltusianismus); durch die, von den hier aufgezählten physiologischen Entartungserscheinungen begünstigte, milde Beurteilung nicht nur der sexuellen Leichtlebigkeit des Mannes in der vorehelichen Zeit, sondern auch der nach Verlauf einer kurzen mit der Geburt des zweiten Kindes endenden Periode wirklichen monogamischen Lebens nur allzu häufigen Escapaden des Ehemannes. Um aber hier zu bessern giebt es nur einen Weg: Der Rahmen der Ehe ist zu enge geworden, um die Summe der geschlechtlichen Forderungen in sich einzuschließen. So muß dieser Rahmen erweitert werden. Er ist zu enge, weil man längst nicht das Eingehen der Ehe so bewirkt, wie es dem Wesen ihres Zweckes entspricht. Man muß den Mut haben der gesellschaftlichen Aechtung des nicht legitimierten Geschlechtsverkehres die Thatsache seiner Uebung durch fast alle Männer, durch eine große Zahl der Frauen gegenüber zu stellen. Es muß die Form gefunden werden, unter der auch in dem „Verhältnis“, in dem Verkehr zwischen Angehörigen verschiedener sozialer Schichten, der daraus entspringenden Verpflichtung zu erzieherischer und ökonomischer Verantwortung Rechnung getragen wird: Formen auf Grund derer ein Unterschied bezüglich der materiellen Sicherung der Beteiligten je nachdem sie in der Lage waren, einen Hausstand zu bilden oder nicht — man denke an die Liebschaften von Studenten und Soldaten — ausgeschlossen bleibt, Formen, welche auch der in solchen Fällen beteiligten Frau die volle bürgerliche und soziale Ehre ebenso wie dem Manne lassen. Eine Aenderung der Sittenauffassung muß hier der Aenderung der Gesetze vorangehen. Sie vorzubereiten muß die Kenntnis der Thatsachen wie sie wirklich sind, der ungeheuren Verbreitung der Prostitution und der aus dieser hervorgehenden gesundheitlichen und wirtschaftlichen Schäden in alle Kreise getragen werden. In der Beteiligung daran, sehe ich die wichtigste Aufgabe der mit dem Sexual-Problem sich beschäftigenden Frauenkreise.

Und wenn man mich nun fragt, wie man sich die Umgestaltung der Ehe im Sinn der hier vorgetragenen Betrachtungen denken soll, so findet sich leicht eine Antwort. Eine Aenderung der Sitten ist es, die ich verlange; erst auf sie kann etwas neues aufgebaut werden. Solche Aenderungen vollziehen sich nicht von heute auf morgen. Wo sie aber eintreten, folgt ihnen das öffentliche Recht von selbst. Bevor die Erkenntnis der Ursachen des Uebels das heute alles zu zersetzen droht, sich durchgerungen hat, wird für die, welche zu Gunsten jener neuen besseren Moral eintreten, kein Raum zur Bethätigung sein. An jenen unter deren Herrschaft seit zwei Jahrtausenden die Kodifikation der Gesetze über Moral und Ehe stattgefunden hat, liegt es innerhalb der Grenzen der Gesellschaft, wie sie heute ist, Vorschläge zur Besserung zu machen. Die schweren Schäden der heutigen Gestaltung der sexuellen Beziehungen sind ihnen nicht fremd: Nicht ohne Grund beschäftigen sich die leitenden Kreise mit den Verhandlungen der zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zusammengetretenen Vereinigungen, nicht ohne Grund versuchen sie selbst durch Beteiligung an dem Kampf gegen den Mädchenhandel wenigstens etwas zu thun: Je mehr auf diesem Wege geschehen wird, je mehr man erkennen wird, daß es auf dem Wege der Beseitigung einzlner Auswüchse nicht vorwärts geht, um so besser. So wird auch bei ihnen die Erkenntnis, daß das Uebel an seiner Wurzel getroffen werden müsse, sich durchringen. Für eine neue Ordnung der Dinge wird erst dann die Zeit gekommen sein, wenn diese Erkenntnis zum Gemeingut aller geworden sein wird.

„Da wird
Ein weiserer Mann auf diesem Stuhle sitzen
Als ich und sprechen.“



# Vom modernen Drama und modernen Theater

von August Strindberg. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Emil Schering

Die Theaterfrage ist allerdings keine der völkerbewegendsten oder welterschütterndsten, aber sie hat immer die Fähigkeit gehabt, sich obenauf zu halten, unveraltbar zu sein und das Interesse an sich zu ziehen.

In den großen Kulturländern der Philosophen und Kaufleute hat man seit einem Menschenalter keine nationale Dramatik gehabt und man hat doch gelebt, sogar die größten Denker der Epoche hervorgebracht, Staatsmänner und Erfinder, was gegen die ältere Tradition spricht, daß das Drama der höchste Ausdruck des Kulturzustandes eines Volkes sei.

Aus andauernden Theaterkrisen hat man einerseits den Schlußsatz ziehen wollen, daß das Theater eine aussterbende Kunstart wäre, andererseits daß diese Kunstart zurückgeblieben sei und nach den Forderungen der Zeit modernisiert werden müsse, um wieder ihren ziemlich anspruchslosen Platz als Bildungsmittel einnehmen zu können. Es kann nicht geleugnet werden, daß etwas Archaistisches im Theater liegt, so wie es noch konstruiert wird, groß wie ein Zirkus, sich nach der Bühne mit einem griechisch-römischen Triumphbogen öffnend, mit Emblemen und Mascarons verziert, an die Jahrhunderte vor Christus erinnernd. Die rote Draperie, der glänzende Vorhang, der von der Antike beibehaltene Platz des Orchesters, die Versenkungen, die zu Charon hinabführen, die weitläufige Maschinerie, die die Götter herabbringt, um den fünften Akt abzuschließen, alles leitet die Erinnerung auf uralte Zeiten zurück, wo das Theater der Ort für religiöse und nationale Feste war; und noch sieht man die Massen zum Theater wandern mit der Forderung, ein Stück Weltgeschichte zu sehen oder wenigstens Bilder aus der Geschichte des eigenen Landes, die große Erinnerungen an bedeutende Ereignisse wieder aufleben zu lassen. Und den Staatstheatern darf man darum nicht verdenken, daß sie diese Rolle beibehalten, indem sie zugleich Pforten den Erinnerungsfesten öffnen und einen Zusammenkunftsort bieten, wo die Hauptherren des Staates Delegierte des Volkes treffen, um Huldigungen — oder etwas anderes entgegenzunehmen.

Diese zähe Vorstellung des Volkes vom Theater als einem Festlokal, einer Arena, wo feingekleidete Krieger, Fürsten und Damen in Masse auftreten, und wo geheimnisvolle, am liebsten unerklärliche Ereignisse in Schloßsälen, Urwäldern oder Laufgräben passieren, sitzt so fest, daß ein Kassenstück sehr oft von diesem Genre sein muß.

Es ist nicht lange her, daß ich zu ganz anderen Zwecken, als um ein Stück zu sehen, eins der Kopenhagener Theater besuchte. Ich hatte meinen Platz um sieben Uhr eingenommen, um der Vorstellung aller Spielenden beizuwohnen, die ja im ersten Akt stattfinden soll. Der Zettel gab die Namen von vierundzwanzig Schauspielern an, woraus ich schloß, daß es ein recht handlungsreiches Stück werden würde.

Der Vorhang geht auf, und ein galantes Abenteuerchen mit dem Wirtshausmädchen spielt sich ab, dem ich kein Interesse abgewinnen konnte. Darauf tritt eine Handvoll Banditen auf, von denen ein kleiner Teil sich auf dem Zettel unter der Rubrik Fechtmeister wiederfand und welche mit Großtaten prahlten, ohne meine Teilnahme erregen zu können, da diese Großtaten von der Art waren, die jetzt mit Zuchthaus gebüßt wird. Es kommt ein bessergekleideter Herr und akkordiert über einen Meuchelmord, dessen Honorar sich um hohe Ziffern drehte; darauf tritt ein Edelmann herein und führt ein Schauspiel mit den Banditen auf — es war mir unmöglich, die Art und den Zweck der Verhandlungen herauszukriegen, und als der Vorhang fiel, fühlte ich mich wirklich erleichtert, so verwickelte Intriguen hinter mir zu haben.

Nach einer Weile ist das ganze Theaterpersonal in einer Wolfsgrube um einen Handkarren vereinigt; ein kleines Kind wird aus einer Seitenkulisse hervorgeschafft; eine maskierte Person, die, wie ich wußte, der Schauspieler Herr Soundso war — und also Herzog von Mantua — geht schleichend umher und verwickelt die Handlung, so daß ich mit dem Bleistift Protokoll über die Auftretenden führen muß, um nicht ganz irre zu werden, zumal ein Tumult entsteht, in welchem ich nicht Freund von Feind unterscheiden kann; und wenn einer von den Helden fällt, hoffe ich seinen verzwickten Geschicken nicht mehr folgen zu brauchen, und nach einer zuträglichen Lichtung des zahlreichen Personals fällt der Vorhang wieder.

Nach sechzehn Jahren geht der Vorhang von neuem auf, ganz wie in Ulysses von Ithacia, und ohne daß der Zahn der Zeit die männliche Schönheit des Schauspielers irgendwie entstellt hätte; es werden Klingen mit Gold aufgewogen, und dann werden einige Frauen in Komplotts hineingezogen — einige neue Hauptpersonen werden eingeführt — aber jetzt ist es bereits acht Uhr fünfzehn, und ich muß zum Helsingörer Zuge. Darum sah ich nie „Den Buckligen" selbst, aber ich hatte genug gesehen, um aus dieser Vorstellung die Einsicht zu

gewinnen, wie wenig ich für die Zukunft auf die Geneigtheit des großen Publikums zu rechnen hatte.

Diese Volkskomödie Paul Févals von 1852, ein Sprößling in absteigender Linie von Alexander Dumas' Negerromantik, konnte noch Ohren finden, die im stande waren, den Zusammenhang in dieser für mich unlösbaren Räubergeschichte zu erfassen, Zuschauer treffen, die vierundzwanzig auftretende Personen auseinanderhalten, sich für etwas interessieren konnten, das nicht im mindestens aktuell war. Ich hatte mich anfangs gefragt: was geht das alles mich an? Das berührt mein Herz und mein Gemüt ebensowenig wie die Angelegenheiten Polens, und ich bildete mir ein, daß die fähigen Schauspieler, die genötigt waren, das Abenteuer zu agieren, sich ebensowenig davon erbaut fühlen könnten, in dem Kostüm und der Intrigue zu spielen.

Dies war das Drama von 1830, das Wiederaufleben Shakespeares und des spanischen Dramas durch Victor Hugos Cromwell und Hernani, also bereits damals ein Zurückgehen auf ältere Stadien, das ja die hauptsächliche Aufgabe der Romantik auf allen Gebieten war, und damit beginnt vielleicht der Verfall des Theaters.

Nämlich eine Kunstform von der Renaissancezeit aufzunehmen, die ja zeitgemäß sein konnte, als die Phantasie der Menschen so lebhaft erregt war, daß man Dekorationen entbehren konnte, war unzweifelhaft ein Mißgriff, obwohl damals 1830 weniger, als die Verzweiflung über die Reaktion die Sehnsucht hervorbrachte, aus der Gegenwart herauszukommen, entweder zurück in die Vergangenheit oder weit vorwärts in Utopien von vollkommenem Gesellschaftsleben. Aber was, wie bei Shakespeare, Hauptsache werden konnte, da die Ausstattung so gut wie nicht vorhanden war, nämlich der psychologische Verlauf, das mußte bei den Romantikern versäumt werden, da so viel Zeit zu den Zwischenakten und der Handhabung des Apparates hinging. Darum mußte man das Interesse auf die Intrigue legen, von welcher die Handelnden deklamieren mußten, bis sie hohl wurden.

Das romantische Drama, oder das große Schauspiel, wurde auch die Veranlassung zur Haltung eines großen Schauspielerpersonals mit seinen Gefahren: die Entstehung eines Theaterproletariats, da ja die Stücke nur drei oder vier Schauspieler von Rang erforderten und alle zwanzig anderen vielleicht für Lebenszeit zu zweiten und dritten Rollen verurteilt waren, nicht zu sprechen von der Entstehung unberechenbarer Ausgaben für Kostüme und Dekorationen mit daraus resultierenden Kassenebben.

Neben dieser entarteten Form des Dramas entwickelte sich jedoch eine höhere, die ihre Wurzeln in der vorhergehenden Epoche hatte. Racines und Corneilles psychologische Analysen waren nicht aus formellen Gründen veraltet, sondern sie verloren ihre Lebenskraft unter dem Druck der alles Wachstum erstickenden Regierung eines unaufgeklärten Despoten.

In Molière war das französische Drama in ein Stadium eingetreten, wo alle Ausstattung fortgelassen und die Nüancen des Seelenlebens bis zu dem Grad Hauptsache wurden, daß Tartuffes herrliche Vivisektion in einem Zimmer mit zwei Taburets vor sich geht. Schon jetzt ist das Personal verringert und das Hauptinteresse hält sich streng an ein paar Figuren ersten Ranges.

Damit ist der Stil für die moderne Komödie gegeben, geht vorwärts mit kleinen Variationen über Diderot, Beaumarchais, wird in Scribe und Augier verjüngt, erhebt sich zu großem Stil in dem mit Recht vergessenen Ponsard, um bei dem Dekadenten Sardou wieder ins Unbedeutende zu sinken.

Sardou ist der Repräsentant der niedergehenden Kaiserkomödie, des Endes einer Periode, und muß als solcher die Hiebe hinnehmen, wo eine neue Zeit anbricht. Aber dann hatte Sardou alle Mittel des Theaters mißbraucht, um das Interesse für seine ausgewässerten Typen, seine fadenscheinigen Intriguen rege zu erhalten. Jede Spur von menschlichem Leben ist aus Sardous Stücken verschwunden, wo alle sprechen, als wären sie geborene Witzblattredakteure, und wo die Hauptfrage dieselbe ist, die die Leute sich stellen, wenn sie einen Kolportageroman lesen: wie wird es werden? Als dann dieser Mann des Kaisertums wie ein Anachronismus unter der Republik fortlebt, mit der eine neue Weltanschauung sich den Weg bahnt, mußte er Zeuge werden, wie das Suchen nach der neuen Formel des Dramas der neuen Zeit den Charakter eines Wettlaufs annimmt, dessen Preis noch nicht errungen ist, trotzdem viele glückliche Ansätze vorhanden sind.

Es gibt einige, welche das neue Drama von der Henriette Maréchal der Brüder Goncourt datieren wollen, die bereits 1865 im Théâtre Français aufgeführt und ausgezischt wurde. Aber diese Datierung ist nicht recht begründet, da die Goncourts eine christlich-physiologische Richtung aus älterer Zeit repräsentieren und in der Form nur einige Kühnheiten benutzten, die die realistische Richtung jeder Periode früher anzuwenden verstanden hat.

Sicherer wird man das Drama des Naturalismus vor allem von Zolas Thérèse Raquin rechnen, als erstem Meilenstein, und daneben das Jahr 1873 setzen.

Man hat in unseren Tagen aus unverständiger Demokratie allen Rang zwischen Kunstwerken auf-

heben wollen, damit die vielen kleinen Talente sich auf einem Niveau mit dem größeren fühlen könnten; man hat auf anderen Gebieten als dem des Theaters den Majoritätsbeschluß diktiert, daß alle Kunstwerke gleich gut seien, wenn sie nur gleich gut ausgeführt sind, und man hat sogar aussprechen hören, Bastien Lepages langweilige und sentimentale Bettler hätten den gleichen Wert wie Munkaczys Christus; man hat mit einem Wort das Unbedeutende zu demselben Rang wie das Bedeutende erheben wollen. Zola, der in seiner Eigenschaft als Naturalist das unendlich Kleine als Ingredienz nicht verschmähen kann, hat dagegen niemals das Kleine als Großes nach christlicher Auffassung verehrt, sondern hat mit vollem Bewußtsein des Berechtigten in seiner Kraft das Recht des Starken verteidigt, das Bedeutungsvolle gesucht und aus der kleinen Wirklichkeit die Essenz herausgenommen, das herrschende Naturgesetz vorgezeigt und das Detail in seinen Zusammenhang eingesetzt, als den untergeordneten Maschinenteil.

Als er darum an das Theater herangeht, um ernstlich neue Methoden zu probieren, wird er sofort von einem großen und starken Motiv ergriffen, dem Mord an dem einen Gatten, damit der andere die Freiheit gewinnt, von neuem zu wählen. Aber er geht nicht zuwege wie Dumas und Augier und entschuldigt den Mord zum Teil mit der damals herrschenden Gesetzgebung, die keine Scheidung zuließ, er entschuldigt weder noch klagt er an, denn diese Begriffe hat er ausgestrichen, sondern beschränkt sich darauf, den Verlauf zu schildern, die Motive der Handlung anzugeben, deren Folgen zu zeigen; und in der Gewissensqual der Schuldigen sieht er nur eine Äußerung gestörter sozialer Harmonie, die Folgen gewohnter und ererbter Vorstellungen.

Thérèse Raquin ist ein neuer Anfang, aber, da aus einem Roman geholt, noch nicht vollkommen in der Form. Das Gefühl jedoch hat der Verfasser gehabt, daß sein Publikum leichter durch größere Einheit des Ortes illudiert werden würde, wodurch die Handlung stärker ihre Hauptzüge einprägt, so daß der Zuschauer bei jedem Aufgehen des Vorhangs von den Erinnerungen an den vorhergehenden Akt verfolgt wird und also durch die Einwirkung des wiederkommenden Milieus von der Handlung gefesselt werden muß. Aber infolge der Schwierigkeit, ein Vor und Nach dem Verbrechen haben zu müssen, verfällt er in den Fehler, ein Jahr zwischen den ersten und den zweiten Akt zu legen. Vermutlich wagte er nicht das geltende Gesetz vom Witwenjahr zu brechen, sonst würde ein Tag zwischen den Akten genügend gewesen und das Stück einheitlicher gewirkt haben. Ich habe darum einmal einem Theaterdirektor, den ich dazu bringen wollte, Thérèse Raquin aufzuführen, vorgeschlagen, den ersten Akt abzuheben, was man, ohne daß man etwas vermißt, tun kann, und ich habe eben gesehen, daß ein verstorbener französischer Zolaianer in einer Arbeit über den Naturalismus denselben Vorschlag macht.*)

Mit Renée scheint Zola einen Rückzug zu den Forderungen der herkömmlichen Pariser Komödie angetreten zu haben, mit größeren Sprüngen in Zeit und Ort, als es mit einem modernen skeptischen Sinne vereinbar ist, der sich so schwer verlocken läßt, an die Konventionen des Theaters zu glauben. Gleichzeitig wird in diesem Stück die Psychologie versäumt, die Charakterzeichnung verdünnt und das Ganze in der Behandlung melodramatisch skizziert, vielleicht die gewöhnliche Folge der Bearbeitung von Romanen für die Bühne.

Mit Thérèse Raquin hatte der große Stil, das tiefe Graben in der Menschenseele für einen Augenblick die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, aber keine Nachfolger scheinen sich vorzuwagen. Gleichwohl hat man dann 1882 Henri Becques Corbeaux als Bahnbrecher registrieren wollen. Mir scheint dieses Stück ein Mißverständnis zu sein. Wenn die Kunst, wie man sagt, ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament, sein soll, so gibt es wirklich in Becques' „Raben" ein Stück Natur, aber das Temperament fehlt.

Ein Fabrikant stirbt im ersten Akt, nachdem, unter vielem anderen, sein Sohn in der ersten Szene scherzhaft im Schlafrock des Vaters aufgetreten ist — ein ganz unnötiger kleiner Streich, dessen Bedeutung ich nicht begreife und den der Dramatiker wahrscheinlich mitgenommen hat, weil er in der Wirklichkeit geschah, aus der das langweilige und ziemlich bedeutungslose Ereignis genommen ist. Nach dem Tode des Fabrikanten kommen Advokaten, der Kompagnon und unbezahlte und bezahlte Gläubiger und plündern das Erbe, so daß die Familie in eine schlimme Lage kommt. Das ist alles!

Da haben wir den so sehr ersehnten gewöhnlichen Fall, die Regel, das Allgemeinmenschliche, das so banal ist, so nichtssagend, so langweilig, daß man sich nach vierstündiger Pein die alte Frage fragt: Was geht das mich an? Das ist das Objektive, das so beliebt ist bei denen, die kein Subjekt haben, bei den Temperamentlosen, Seelenlosen, wie sie genannt werden müßten!

Das ist Photographie, die alles mitnimmt, sogar das Staubkorn auf dem Glas der Camera; das ist der Realismus, eine Arbeitsmethode, die zur Kunstart erhoben ist, oder die kleine Kunst, die den Wald vor Bäumen nicht sieht; das ist der mißverstandene Naturalismus, der glaubte, die Kunst bestände nur

*) Louis Desprez, L'Evolution naturaliste.

darin, ein Stück Natur auf eine natürliche Art abzuzeichnen, aber es ist nicht der große Naturalismus, der die Punkte aufsucht, wo die großen Schlachten stattfinden, der zu sehen liebt, was man nicht jeden Tag zu sehen bekommt, der sich über den Kampf der Naturmächte freut, ob diese Mächte Liebe oder Haß, revoltierende oder soziale Instinkte heißen, der es gleichgiltig findet, ob schön oder häßlich, wenn es nur groß ist. Diese grandiose Kunst ist es, die wir in Germinal und La Terre angetroffen haben und die wir einen Augenblick in Thérèse Raquin hervorschimmern sahen, und die, wie wir erwarteten, wieder ihren Einzug ins Theater halten würde, aber die nicht mit Becques' Corbeaux oder Zolas Renée kam, sondern die ganz allmählich entstehen sollte durch die Eröffnung der neuen Bühne, die unter dem Namen Théâtre Libre ihre Wirksamkeit mitten im Herzen von Paris übt.

Das Theater, besonders das Pariser, ist lange eine Art industrieller Wirksamkeit gewesen, wo ein Kapitalist die erste Triebkraft war. Darauf hat man einen Stab beliebter Schauspieler gesammelt, und dann hat man bei den Autoren Rollen bestellt, mit Sternen gespielt und dadurch eine Sterndramatik bekommen, mit Dumas und Pailleron an der Tête.

Das war die verkehrte Art, ein Theater und eine Dramatik hervorzurufen, denn ein Stück wurde nicht zum Spielen angenommen, wenn es keine Rollen für die Sommitäten hatte, und man kann in vielen modernen Komödien, die für das Théâtre Français geschrieben wurden, Coquelin und Reichemberg hinter den Hauptfiguren spüren, und die Charaktere werden bisweilen verzerrt, damit sie für die beliebten Künstler passen. Und das Repertoire, das durch Sarah Bernhardt und die Ristori entstand, ist vollständig wertlos.

Aber jedesmal, wenn ein Autor ein Theater zu seiner Verfügung gehabt hat, ist eine wirkliche Dramatik entstanden, von Shakespeare und Molière an gerechnet, und mit dem Repertoire sind Schauspieler herangewachsen, d. h. man ging den rechten Weg, von der Hauptsache zur Nebensache.

Als M. Antoine in Paris in einem Saal an der Place Pigalle seine subskribierten Vorstellungen eröffnete, hatte er weder ein Kapital, Schauspieler noch ein Theater, und er war selbst weder Autor noch Schauspieler, aber er hatte ein Repertoire und er wußte, es würden Stücke kommen, ohne daß er zu annoncieren brauchte.

Er war Beamter an der Gasanstalt, ganz einfach, aber er war von dem Glauben erfüllt, bekommen wir ein Repertoire, so bekommen wir schon Schauspieler. Er fing darum mit einer Reihe Dilettanten an, wie er selbst einer war, die abends nach Schluß der Arbeit zusammenkamen und bis Mitternacht oder noch länger probten. Des Grinsens war nicht wenig, ehe man das gefürchtete „Gesellschaftsschauspiel" zu sehen bekam, denn man hat nun einmal einen Schauder vor Dilettantenvorstellungen, vielleicht am meisten, weil Amateure aus unverständiger Bescheidenheit kleine, ausgespielte und schlechte Stücke wählen, die weder sie noch das Publikum inspirieren können.

Lessing hatte dagegen andere Ansichten über Dilettantenspiel, das er in seiner Hamburgischen Dramaturgie dem Gedenken der Herren Theaterdirektoren empfiehlt, und er fürchtet mehr die großen Schauspieler mit ihrer gewohnten erstarrten Ausdrucksart, wenn sie in ein neues Repertoire eintreten sollen, als die Laien, die die Geheimnisse des Berufs nicht kennen.

Im sechzehnten Brief seiner Dramaturgie erzählt er folgendes über einige gelungene Versuche dieser Art:

„Die englischen Schauspieler", sagt er, „waren zu Voltaires jüngerer Zeit ein wenig sehr unnatürlich; besonders war ihr tragisches Spiel äußerst wild und übertrieben; wo sie heftige Leidenschaften auszudrücken hatten, schrieen und gebärdeten sie sich als Besessene; und das übrige tönten sie in einer steifen, strotzenden Feierlichkeit daher, die in jeder Silbe den Komödianten verriet.

„Als der bekannte englische Theaterdirektor Hill Voltaires Zaïre aufführen zu lassen bedacht war, vertraute er die Rolle der Zaïre einem jungen Frauenzimmer, das noch nie in der Tragödie gespielt hatte. Er urteilte so: Dieses junge Frauenzimmer hat Gefühl und Stimme und Figur und Anstand; sie hat den falschen Ton des Theaters noch nicht angenommen; sie braucht keine Fehler erst zu verlernen; wenn sie sich nur ein paar Stunden überreden kann, das wirklich zu sein, was sie vorstellet, so darf sie nur reden, wie ihr der Mund wirklich gewachsen, und alles wird gut gehen.

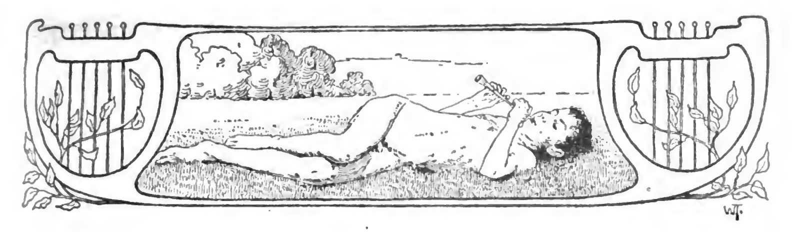
(Schluß folgt.)

## Gericht

Und führte Dich Dein heißes Herz
Den dunklen Weg durch Schuld und Fehle, —
Verklärend wusch der große Schmerz
Dir alle Flecken aus der Seele.

Und war nur Liebe Dein Altar, —
Wer mag den Stab darüber brechen?
Wenn Deine Liebe Sünde war,
Will ich die Sünde heilig sprechen!

Lulu von Strauß-Torney.



# Wiener Walzer

von W. Fred

Es ist eine seltsame Geschichte. Eine alte Dame hat sie mir bei einem recht mondainen Jour erzählt, und tiefe Erregung hat die Worte der alten Dame und den Klang ihrer Stimme weit über den alltäglichen Gesprächston hinausgehoben; denn es war die Mutter selbst, die mir das Schicksal ihrer jungen Tochter erzählte, in deren Leben der Walzertanz alles bedeutet hatte.

Ich hatte mich in der Dämmerung aus dem Empfangssalon hinausgeschlichen und saß ganz still in dem Zimmerchen der Hausfrau, das mit alten Rokokomöbeln eingerichtet war. Jedes Stück hatte da seine Besonderheit, kein Sessel glich dem andern. Ich hatte schon eine Weile dagesessen und hatte die hübschen kleinen Dinge betrachtet, die dem Zimmer einen leisen Duft der Vergangenheit und vielleicht sogar des Morschen und Wurmstichigen gaben, als ich bemerkte, daß ich nicht mehr allein war. Eine alte Dame mit weißem, aber noch glattem Gesicht, grauen Haaren über einer reinen Stirn, in die das Leben nur eine einzige scharfe Falte hatte graben können, war mit kleinen, raschen Schritten in das Zimmer getreten und hatte sich vor den Kamin gesetzt. Ich blieb ganz ruhig und ließ meine Blicke über all den Bric à Brac streichen, den die Hausfrau hier in fünfzehn Jahren kinderloser Ehe zusammengetragen hatte. Da gab es kleine Bronzelöwen, die Spieluhren enthielten, allerlei bemaltes Porzellan, ein ganzes Mobiliar in Puppenformat, genau einem Original in Schönbrunn draußen nachgebildet, viele Uhren, die manche Künste kannten, nicht wie gewöhnliche Stundenzeiger alle Viertelstunden oder Stunden schlugen, sondern die eine alle sieben Minuten, wieder eine andere nur in jeder zweiten Stunde — kurz, raffinierter Tand jener Zeit, da Spiel und Leben kaum zu trennen waren und jeder Mensch die Grenzen zwischen beiden leichtfertig, nach der Laune des Augenblicks schob und setzte.

Aus dem Salon kamen Klänge. Ein junger Musiker, der Wagner über alles liebte und dessen Augen bald fanatisch, bald treu und hingebend waren, saß dort am Flügel. Für ihn gab es außer Wagner nicht viel Musik. Nur manchmal, wenn er in Wien war und der Abend weiche Luft und leise Sehnsuchtsstimmung in die Zimmer wehte, in denen Frauen und Mädchen saßen und ihm zuhörten, da spielte er auch Wiener Walzer. Nie mehr als zwei; zuerst einen fröhlichen, daß es in die Beine der Zuhörer fuhr und jeder und jede gerne aufgesprungen wäre und sich geregt hätte und den Körper nach rechts und links gewiegt und sich kichernd Worte zugeflüstert, allerlei Worte, deren Quelle immer die sinnliche Liebe ist, nur daß die Formen so anders sind bei den verschiedenen Menschenklassen: brutale, kräftige Versicherungen beim Pratertanze, huschende aber erregende, flirtende Betörungen bei den guterzogenen und so vorsichtigen Herrschaften der Salons. Aber der junge Musiker hatte noch einen zweiten Tanz. Da liebkosten die Finger langsam die Tasten. Er schien sich dann nicht trennen zu können von den Tönen, die er hervorlockte und zusammenwob zu solch einem Straußschen Walzer. Wenn er da aber spielte, oder ich möchte sagen, den Flügel singen ließ, da dachte keine von den wissenden Frauen und auch kein zartes, jungfräuliches Mädchen daran, aufzustehen und zu diesem Walzer ihren Körper zu drehen. Alle saßen sie gedrückt da, und machmal krampfte es sich in ihren Körpern zusammen, und der einen oder anderen schnürte es auch die Kehle zu, weil in ihnen gar so viel aufgeweckt wurde von den

Gefühlen oder auch Erinnerungen, die sonst im tiefsten Innern schamhaft verschlossen sind. In die Höhen führte der Walzertanz, daß man an den Frühling denken durfte, wie ihn Hans Thoma manchmal gemalt hat, und wie ihn zwei Liebende, wenn die Sonne ihnen wohl will, schauen dürfen. Und die Lippen zucken beim bloßen Hören all dieser schwebenden Töne, als hätte man eben noch Liebesküsse empfangen und gegeben. Dann aber ganz plötzlich läßt einen der Walzer in die Tiefe gleiten, hebt sich weit über einen, und da werden dumpfe, unbestimmte Ahnungen wach, die kein festes Ziel haben, die sich also auch vom Verstande weder bändigen noch verscheuchen lassen, aber das Herz schwer, so schwer machen, daß man glaubt, es müsse springen, es könne all das schwere und doch so vage Leid nicht fassen...... In die Höhen und Tiefen gleitet der Walzer und schleift unsere Seelchen mit. Langsam und dann auch in kurzen und raschen Takten singt er von Jugend und Hoffnung, Frühling und Liebe, Herbst und Sterben, Sehnsucht und Täuschung, ach von all dem wundersamen Leben ....

Den Walzer spielte der Musiker. Und plötzlich hörte ich in dem kleinen Rokokozimmer einen Seufzer und ein leises Weinen, das aber von keiner der bunten Porzellanschäferinnen kam, sondern von der alten Frau, die ich ganz vergessen hatte über den klagenden Tönen des Walzers. Da kam mir die leise Erinnerung, daß diese alte Frau vor kurzer Frist eine schöne und junge Tochter auf absonderliche, ja geradezu tragische Art verloren habe, und ich beugte mich hin zu ihr und küßte ihr die schmale und magere Hand. Mit guten Augen, in denen Tränen waren, dankte sie mir, und dann gab sie mir diesen Bericht von dem Leben ihres Kindes, das ich als Mädchen übrigens auch gekannt hatte:

„Ach, Sie glauben wohl, es ist das Alter, das die Tränen leicht fließen läßt. Nein, ich entsinne mich nicht oft meiner Jugend. Und wenn ich es tue, dann weine ich nicht. Manchmal keimt ja in mir etwas auf wie Trauer um ein langes Leben, das nur äußerlich war; es gab ja in der Tat nicht so viel Bewegung in den ersten dreißig Jahren, die ich lebte, als in vier Takten des Walzers, dessen Klänge eben zu uns kamen. Aber sehen Sie, dann hatte ich Kinder, und nun übertrug ich die Wünsche und Hoffnungen und all die Sehnsucht auf meine Töchter und wollte, daß deren Leben so reich werde, wie meines eben nicht hatte sein sollen. Und sehen Sie, deshalb galten die Tränen in meinen Augen nicht mir, sondern meinem jüngsten Kinde, dessen Tod nun drei Jahre her ist. Und sehen Sie, immer muß ich jetzt weinen, wenn ein Walzer klingt, einer dieser Tänze voll schmerzlicher Freudigkeit, voll süßem Weh ...

Ach, ich war selbst noch junge Frau, als meine Tochter, ein Backfisch, in die Tanzstunde ging. Vierzehn Jahre war sie, und wir alle, auch die Entfernteren, nannten sie Lou — denn Eleonore, das war zu tönend und zu ernst; so hat sie erst Jahre später ihr Mann genannt. An einem Sonntag ist Lou weinend und ganz erregt vom Tanze nach Hause gekommen. Ich konnte sie nicht beruhigen. Schluchzen ging durch den jungen Leib — es half kein Reden, sie wollte, sie konnte nicht sagen, was ihr geschehen sei. In meiner Angst ließ ich eine ihrer Freundinnen rufen; doch auch die wußte nichts zu sagen, als daß Lou ganz fröhlich gewesen sei, und niemand etwas bemerkt oder gesehen hätte, bis sie ganz plötzlich, während ein Walzer gespielt wurde und sie mit einer Freundin — es gab ja keine Herren in der Tanzstunde — sich drehte, wie gebannt stehen geblieben sei, leise aufgeschrien hätte und dann einen Weinkrampf bekommen, der ganz wild geworden sei, während der Tanz noch einige Augenblicke weiterging. Erst als die Musik bei der allgemeinen Bestürzung aufhörte, habe das ärgste Schluchzen ein Ende genommen, aber ein leises Weinen, das einen verzweifelten und hilflosen Ton hatte, blieb noch immer übrig. Auch bei mir zu Hause wurde es kaum besser; ich mußte bei Lou schlafen, und erst die Müdigkeit benahm ihr die Erregung. Vierzehn Jahre war sie damals alt, ein erwachendes Mädchen. Am nächsten Morgen war alles gut, ja, wie weggewischt. Niemand von uns allen erwähnte etwas. Es war wie stillschweigend abgemacht, daß sie nicht mehr zur Tanzstunde gehen sollte. Bald hatte die Kleine auch wieder ihr helles Lachen; aber doch — vielleicht bildete ich es mir auch nur ein — von dem Tage an war ein neuer Zug in ihr Gesicht und Wesen gekommen, etwas Mädchenhaftes. Noch durch Jahre kam zwischen uns nie die Rede darauf. Wie es so kam, hörte Lou manchen Walzer, ging auf manchen Ball, niemals merkte ich mehr eine Erregung an ihr. Erst als sie siebzehn Jahre alt war, an einem Abend am Lande, als wir uns recht nahe beieinander fühlten, erinnerte ich

sie halb scherzend an jenen Vorfall. Lou wußte nichts Genaues darüber. Doch sagte sie, oft sei es ihr, als hätte sie an einem Tage in jenem Jahre etwas ungemein Erregendes geträumt, es sei etwas in ihr gerissen, es sei unsäglicher Schmerz gewesen und doch wie eine Befreiung.

Die Zeiten gingen dahin, für mich lässig; flink und huschend für meine Lou: Mädchenjahre. Als sie achtzehn Jahre war, haben Sie sie wohl auch gekannt. Sie war ja so schön, die Lou. Viele Herren gab es damals in unserem Hause, und immer saß Lou des Abends im Erker mit einem Bewunderer, der nach seiner Art um ihre Hand warb, heiter mit Scherz und Laune oder auch in innigen, zärtlichen Worten, die das Mädchen gleichsam einhüllen sollten in den weichen Mantel der Liebe. Auf den Bällen herrschten die Flotten, die Bezwinger, doch wenn der Sommer uns in Tirol traf oder am Wörthersee, wo wir gern waren, da war die Zeit für die ernsteren Leute gekommen, die der Lou allerlei erzählten vom Leben und Schicksal, von den Menschen und ihren Leiden — von alledem wußte ja mein Sonnenkind noch nichts.

Es wird mir schwer, Ihnen das folgende zu erzählen. Es kam eben der Tag, wo Lou, das Sonnenkind, mitten ins Leben hineingezogen wurde und sich über ihren Weg entscheiden sollte. Ich glaube nicht, daß sie von Liebe auch nur das Geringste an der eigenen Seele erfahren hatte, als schon die Werber, die sie zur Gattin wollten, sich die Tür in die Hand gaben. Viele waren schon vergebens dagewesen; wir hatten das Kind nie gedrängt. Wir wollten sie doch behalten, so lange . . . Dann aber, sehen Sie, kam einer, den wir alle schätzten. Ein ernster Mensch, noch jung und doch reif. Wir glaubten, er werde Lou vor allem bewahren, schonen, ihr Leben werde heiter sein, reich an Glück — und er liebte sie so sehr. Man sah es seinen Händen an, die zitterten, wenn er dem Mädchen etwas reichte; man sah es seinen Augen an, die ihr folgten, wie treue Hunde. Er liebte sie so ernst, so männlich. Lou fühlte das, wie wir alle. Doch sie kokettierte nie mit ihm. Sie suchte auch niemals seine Nähe, und selten ging sie an seiner Seite, wenn wir zusammen aufs Land gingen. Sein Name stand nicht oft auf unseren Tanzkarten. Ein langes Jahr fast warb er so ohne Worte, nur durch seine stete, Liebe verratende Gegenwart. An einem Morgen kam er dann zu mir und bat um Lou. Ich wollte ihm sagen, daß sie ihn nicht liebe, ja vielleicht scheue, daß dieser Ernst, diese beängstigende Spannung, die stets unausgesprochen zwischen beiden in den langen Monaten bisher gewesen sei, keine guten Hoffnungen aufkommen lasse. Aber er hatte nur einen Satz, nur ein Argument: ‚Ich liebe sie so sehr!‘ Und sehen Sie, ich weiß nicht, ob Sie nicht lachen werden, er hatte Tränen in den Augen. Wissen Sie, was Tränen eines Mannes einer Frau alles verraten? Ich gab ihm die Hand, ich versprach, mit meinem Kinde zu sprechen. Am nächsten Abend, auf dem ‚Weißen Kreuz-Ball‘, sollte er sich seinen Bescheid selbst holen. Ich zögerte mit meiner Frage. Als ich sie aber tat, in halben Worten, nicht empfehlend und nicht abmahnend, ganz befangen selbst von dem Druck dieser Augenblicke, die das junge Kind in Glück oder Unglück bringen sollten — da weigerte sich Lou mit ruhigen, klugen Worten, ohne Erregung, nur sehr lieb darauf denkend, wie man ihm, dessen Treue sie ja rührte, Kränkung und Beschämung ersparen, das Leid der Abweisung lindern könne.

Der Ball war da. Zum dritten Walzer kam der Werber. Er legte seine Hand um Lou, sie wollte ihm einen letzten Tanz schenken, und dann sollte er wissen, daß ihr Leben nun getrennt sein müsse, sie fühle ja nichts für ihn. Ich blieb auf meinem Platz. Ich sah den beiden zu. Sie waren beide schön. Die Musik spielte von Strauß ‚Rosen aus dem Süden‘. Die Töne flogen durch den weiten Saal. An manchen glitten sie vorbei, anderen bewegten sie nur die Beine, daß sie sich drehten, und dann waren welche, denen die Klänge ins Herz drangen, ins schwache, wankelmütige Herz. Und wie die Geigen in die Höhe gingen, und dann wieder langgezogene, sehnsüchtige Gesänge von Liebe und Walzertod kamen, da geschah irgendwo in dem weiten Saale — ganz leise und keiner sah es — ein Unglück, das zuerst fröhlich aussah, als sei es ein rechtes Glück, das sich dann erst enthüllte, als es keine Abhilfe mehr gab und der Weg des Leides betreten war.

Der Tanz war aus, Lou kam zurück. Ihr Werber hielt sie im Arm und war ihr Bräutigam. Lou küßte mich und sagte mir, nun wisse sie es, sie liebe ihn. Als der Walzer tönte, sei es über sie gekommen, so eine Sehnsucht, und sie habe seine starken Gefühle für sie verspürt und nun sei sie sein. — Ich war nicht glücklich.

In der Brautzeit einmal, als Lou bei mir saß, sehr ruhig, doch nicht immer heiter, da sagte ich: ‚Du, mein Kind, vielleicht —? Jetzt kannst du noch dein Leben behalten . . . . . Denk' dran —‘. Aber sie wurde seine Frau. Ich habe nie von einem Streit im Hause meiner Tochter gehört. Ich muß auch sagen, daß ich meinen Schwiegersohn lieben lernte, er ist ein guter Mensch. Und doch manchmal kam die junge Frau zu mir und setzte sich, als sei sie noch Lou, das kleine Mädchen, zu ihrer Mutter und war sehr traurig, und ihre Augen waren tiefblau, und sie sehnte sich.

Aber sehen Sie, ich, die Mutter, ich tat damals oft den vielleicht sündhaften Wunsch — wenn sie doch keine Kinder hätten. Das sei doch noch ein Rest von Freiheit. Lou hat mir niemals Bekenntnisse gemacht. Von ihrem Leben in der Ehe weiß ich nur, was ich durch Zufall selbst mit ansah, was ich ahnte und was dann das traurige Schicksal aufdeckte. Von den Einzelheiten der Kämpfe, die dieser Frau ins Schicksal gelegt waren, wie jeder von uns, hat sie mir nie erzählt. Aber ihre Blicke sagten von allerlei Höhen und Tiefen.

Lous Ehe ging ins dritte Jahr, da waren wir zusammen auf einem Feste. Man tanzte auch, es war wahrhaftig fröhlich. Nur meine Lou war nachdenklich, oft wie geschreckt, dann wieder lebhaft — kein Scherz half ihr auf. Der Mann sah nichts, ging schließlich seinen Freuden nach. Er war wohl an solche Stimmungen seiner Frau gewöhnt. Lou tanzte nicht. Bekannte kamen, gingen mit einer Abweisung und Dank weg. Ich bat sie: ‚Tanz' doch!‘ Immer sagte sie: ‚Nein!‘ Dann kam ein junger Freund unseres Hauses. Er bat sehr dringlich. Ich half ihm, und Lou tanzte einen langen Walzer durch, ganz allein mit dem jungen Freunde unseres Hauses. Als sie zu mir zurückkam, war das Nachdenkliche weg. Ein fester Zug, wie sie ihn in den Frauenjahren bisher nie gehabt hatte, war um ihren Mund — doch schien mir etwas Kaltes da zu sein, ein Zeichen eines zurückgedrängten Gefühls. Sie wollte bald nach Hause. Wir gingen auch.

Ein Jahr später kam Lou in mein Haus zurück. Ihrem Manne war ein Verdacht gekommen, sie sei ihm untreu. Es war schon nicht mehr wahr gewesen. Ich bin ganz sicher, sie hätte lügen können. Die Liebe, die sie in der Tat für fünf Monate von ihrem Manne weggeführt hatte, zu jenem Tänzer von damals, war schon längst wieder erloschen, erstickt von tausend häßlichen Heimlichkeiten. Aber Lou sagte kein Wort zu ihrem Manne, nichts von Verzeihung, nichts von Rechtfertigung. Sie schwieg und ging.

Er kam zu mir. Er beschwor sie, ein einziges Wort zu sagen. Er suchte den Weg zurück, die Brücke. Und wenn er in dieser Zeit zu mir von ihr sprach, nannte er sie Lou, er, der sonst nur den Namen Eleonore gebraucht hatte.

Lou sagte das eine Wort nicht. Sie blieb bei mir. Ich glaubte, es werde alles wieder gut werden. Ihr Mann war kein Heißsporn. Er mußte sich ergeben; er selbst sagte es mir ja: ‚Ich liebe sie nach allem, ich liebte sie in den Jahren unserer Ehe, wo sie mir doch stets fremd war, ich den Weg zu ihr nie fand. Noch immer wird sie die Stolze, Gebende mir gegenüber sein, denn ich liebe sie ja, und sie liebt mich nicht!‘

Es schien mir in der Tat alles gut zu werden. Eine Zeit begebnisloser Ruhe war gekommen. Lou saß am Fenster meiner Stube, wo der Blick über allerlei Höfe und kleine, jedoch alte Gärten zum Kahlenberg geht, und manchmal sprachen wir von der Kinderzeit und den Mädchenjahren. Lou war ohne Bitterkeit sehr still, sehr weich. Am Nachmittag des 17. März kam gegen drei Uhr ein Werkelmann in unseren Hof. Er spielte mancherlei, schließlich war es ein Walzer. Ich weiß nicht mehr, welcher, es kann auch jener ‚Rosen aus dem Süden‘ gewesen sein, der sie zur Frau gemacht hatte. Meiner Lou kamen Tränen. Da ging ich aus dem Zimmer, ließ sie allein. Ihr aber mögen wohl die Gedanken gekommen sein an die Zukunft, was sie noch zu erwarten habe, was nun auf sie harre, immer diese begebnislose Ruhe. Sie war ja doch noch so jung. Und keine Liebe gab es mehr für sie, gar keinen Weg mehr ins wirkliche Leben. Die Walzerklänge tönten, ein Sang von Liebe und Tod; das elende Werkel verdarb viele Schönheit, doch manches blieb noch da von den sehnsüchtigen Tönen, die das Herz schwer machen, daß man glaubt, es müsse springen, es könne all das schwere, so schwere Leid nicht fassen. . . .

Meine Lou ging zum Fenster, und da der Walzer in alle Höhen stieg und in alle Herzenstiefen führte, da beugte sie sich weit hinaus —

Die Leute sagten, sie habe das Gleichgewicht verloren, als sie dem Werkelmann ein paar Kreuzer zuwerfen wollte . . . . ach nein, sie starb

den Walzertod. Ein Walzer hatte vieles in ihr geweckt, ein letzter, armer Walzer zeigte ihr die traurige Zukunft ihres Lebens. Da starb sie halt, meine Lou."

Ich küßte der alten Dame wiederum die Hand. Die Musik nebenan hatte längst aufgehört. Ein Sänger hatte indessen eine Arie zum besten gegeben, jetzt aber saß — auf vieles Bitten — noch einmal der junge Musiker am Klavier und spielte die Introduktion zum zweiten Akte des „Tristan".

— 1900 —

# Die Erziehung zur Liebe

von Marie Gerdes

Von Berufenen und Unberufenen ist in den letzten Jahren so viel über das Liebesleben, über das Verhältnis zwischen Mann und Weib, geschrieben worden, daß man glauben sollte, es könnte kaum noch etwas Neues darüber gesagt werden. Und in der Tat enthalten all diese Bücher, soweit sie ernst zu nehmen sind, viel Ähnliches. Entweder sie sind reaktionär und fußen auf dem, durch Generationen „geheiligten" Herrscherrecht des Mannes, dem die „natürliche" Schwäche des Weibes gegenübergestellt wird, oder sie sind fortschrittlich und erblicken das Heil unserer Entwicklung in der Gleichberechtigung der Frau, in der Freiheit der Geschlechter zueinander.

Für Denjenigen, der gewöhnt ist, selbständig zu denken und aus den gesammelten Erfahrungen heraus sich zu einem vorurteilslosen Standpunkt durchzuringen, enthalten fast all' diese Bücher eine Menge Selbstverständlichkeiten, die oft mit großer Umständlichkeit als neue, revolutionäre Ideen dem Leser vorgeführt werden und für deren Neuheit und Kühnheit der Autor häufig im nächsten Satze um Entschuldigung bittet. So auch in dem mir vorliegenden Buche des Engländers Edward Carpenter „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden", das in ganz vorzüglicher Übersetzung von Karl Federn im Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig erschienen ist. In einer Reihe von Aufsätzen spricht der Verfasser über die Geschlechtsliebe, die Ehe, über Mann und Weib und ihre Stellung in Vergangenheit und Gegenwart. Mit erfrischender Offenheit und rücksichtsloser Schärfe deckt er die ungeheuren Schattenseiten auf, die heute das ganze Geschlechtsleben beherrschen; er zeigt, wie die verlogene Moral, die aus dem Herrschergefühl des Mannes, als dem Besitzenden, heraus sich gebildet hat, und die heute unser ganzes gesellschaftliches und soziales Leben beherrscht, zerstörend und entwürdigend nicht nur auf das Einzelindividuum wirkt, sondern wie dies System von Lüge und Heuchelei, in dem wir heute leben, von rohem Besitzergreifen auf der einen und scheinbarer oder wirklicher Unterwerfung auf der andern Seite zersetzend und demoralisierend auf das ganze soziale Leben einwirkt und in seinen Konsequenzen von furchtbarer Tragik für die Nation, ja für die ganze Rasse wird.

Carpenter versucht, aus dem grausigen Wirrwarr von Lüge und Unnatur, von Sklaverei und Engherzigkeit einen Ausweg zu finden und zeigt dabei im allgemeinen dieselben Wege, wie seine Vor- und Mitkämpfer für Frauenrecht und Freiheit. Mit vollem Recht verdammt er die christlich Tolstoi'sche Lehre von der absoluten Unschönheit aller sinnlichen Freuden, eine Lehre, welche einerseits die Askese, andrerseits aber die schmutzigsten Begierden großgezüchtet hat. Mit vollem Recht verlangt er, daß wir endlich mit der törichten, unheilvollen Anschauung brechen, die unser Wesen gleichsam entzwei gerissen und Körper und Seele strenge voneinander getrennt hat, die in der Seele etwas Heiliges, Überirdisches erblickt, während sie uns zwingt, unseren Körper als etwas Niedriges, Böses, zu verstecken und zu verachten.

Und ebenso berechtigt ist seine Forderung, daß wir unsere Erkenntnis und unsere Leiden dem heranwachsenden Geschlecht nutzbar machen; daß wir unsere Kinder offen und ehrlich über alle menschlichen und natürlichen Dinge aufklären, statt sie, wie bisher, in völliger Unkenntnis über einen so ungeheuer wichtigen Faktor wie das Geschlechtsleben und die Fortpflanzung, über ihre persönlichen und sozialen Pflichten als Geschlechtswesen aufwachsen zu lassen und die Belehrung dem Zufall und unsauberen Quellen zu überlassen.

„So lange diese Dinge", sagt er, „nicht den Kindern und jungen Leuten offen mitgeteilt und klar gelegt werden, so lange läßt sich nicht erwarten, daß etwas anderes als die äußerste sittliche Verwirrung und Unvernunft auf dem

Gebiet des geschlechtlichen Lebens herrschen kann. Daß wir es zulassen, daß unsere Kinder ihre Informationen über die heiligsten, tiefsten und für das Leben bedeutsamsten aller menschlichen Funktionen aus der Kloake gewinnen, daß wir zugeben, daß sie von den Lippen der Unwissenheit und des Lasters erfahren, was sie in reiner Art von den Lippen der Eltern hören sollten, das wird einmal unglaublich erscheinen und beweist sicherlich die Unreinheit unseres inneren Lebens." Und ferner: „So lange dieses schmutzige und unheimliche Empfinden gegenüber dem menschlichen Leibe nicht aufhört, so lange ist keine Hoffnung auf ein einigermaßen freies und schönes öffentliches Leben möglich. Zugleich mit der Reform und Wiedergeburt unserer sozialen Ideen wird auch die ganze Auffassung der Geschlechtlichkeit des Menschen als einer Sache, die man zu verhüllen und deren man sich zu schämen habe, als einer unreinen Schacherware — wie sie es heute ist — anders werden müssen. Jene unschätzbare Freiheit und der Stolz, die die Basis aller wahren Mannheit und Weiblichkeit sind, werden auch diese intimste aller Beziehungen durchdringen müssen, um sie frei und rein zu erhalten — rein von dem verdammten Schachergeist, der alles Menschliche kauft und verkauft und von der religiösen Heuchelei, die bedeckt und verbirgt; und eine gesunde Freude am eigenen Körper und all seinen natürlichen Funktionen, seine Ausbildung und ein entschlossener Wille, ihn rein und schön, gesund und frei zu erhalten, wird ein wichtiger und anerkannter Teil des nationalen Lebens werden müssen."

In einer Abhandlung über den Mann, den Carpenter „ein unreifes Geschlecht" nennt, behauptet er, daß der Mann, obwohl seine Liebesneigungen und Leidenschaften in der Regel stärker seien als die des Weibes, nie dahin gelange, sie zu verstehen und ein Meister auf ihrem Gebiet zu sein. Seine weiteren Ausführungen über die Unreife und Erkenntnislosigkeit der Männer, in deren Händen die Geschicke der Welt liegen, scheinen mir zum Teil sehr anfechtbar. Aber Recht hat er wieder, wenn er das moderne Weib und den Arbeiter miteinander vergleicht. „Beide", sagt er, „sind seit unerdenklichen Zeiten unterdrückt und brutalisiert worden und beginnen heute, sich dagegen aufzulehnen; beide sind stärker in ihrem Gefühlsleben als in ihrem Intellekt; beiden schwebt das Ideal eines besseren Zustandes vor und beide wissen noch nicht recht, wie es zu verwirklichen wäre." Von grausamer Wahrheit sind seine Betrachtungen über das Weib, das „leibeigene Geschlecht", dessen Los „Jahrhunderte lang Unterdrückung, Sklaverei, Stumpfheit und Unwissenheit" waren. Den Grund hierfür sieht Carpenter in der Gier nach privatem Eigentum, die den Mann — als dieser Trieb sich immer mehr ausbreitete — zuletzt soweit brachte, „daß er seine Genossin, sein zweites Selbst knechtete und sie zu seinem Eigentum machte und sie so zu einem bloßen Stück beweglicher Habe, zu einer Sklavin und zu einem Spielzeug heruntersetzte." „Mehr und mehr", sagt er weiter, „ließ er ihr nur eine einzige Wahl im Leben: frei zu bleiben und dann entweder geschlechtslos zu leben oder in der Gosse zu sterben, oder für erlaubte Wollust, für ein gesichertes Dasein sich selbst, Seele und Leib, zu lebenslanger Untertänigkeit zu verkaufen." Aber während für den Mann die Erfüllung seines geschlechtlichen Berufes eine Befreiung bedeutet, ist sie für das Weib „der Gipfel des Lebens, ihre tiefe und geheime Mission, ihre Leistung für die Menschheit, eine Sache von unsagbarer Wichtigkeit und zugleich von unaussprechlicher Zartheit." Und obgleich Carpenter die einzige Möglichkeit, das Verhältnis zwischen Mann und Weib zu einem reinen, menschenwürdigen zu gestalten, darin sieht, daß die Frau sich zu sozialer Selbständigkeit und Freiheit durchringt, daß sie dem Manne unabhängig gegenübersteht, kommt er doch zu dem Schluß, daß zuletzt immer die Mutterschaft „die große und unvergleichliche Aufgabe des Weibes bleiben wird und daß eines Tages die Menschen einsehen werden, daß eine gesunde Mütterlichkeit eine der ersten Notwendigkeiten ist, für die in der Gemeinschaft Sorge getragen werden muß und deren richtige Erfüllung bereits die höchste und weiteste Kultur in sich schließt." Das Alles ist wohl jedem Denkenden so selbstverständlich, daß man im ersten Augenblick die Erwähnung und die umständliche Begründung für überflüssig halten möchte. Aber wenn wir ins Leben schauen und sehen, wie diesen Selbstverständlichkeiten immer wieder ins Gesicht geschlagen wird, so müssen wir uns doch sagen, daß gerade diese elementarsten Wahrheiten nicht oft genug betont werden können. Ohne gehässig zu werden, aber klar und scharf zeichnet Carpenter die Grundzüge des heutigen Mannes und des Weibes, wie es sich durch falsche geschlechtliche Zuchtwahl seit Jahrhunderten entwickelt hat und das immer unfähiger wird, seine sozialen Pflichten zu erfüllen, d. h. eine gesunde, freudige Gebärerin und eine fähige, bewußte Erzieherin zu sein.

Neben der ungehemmten körperlichen Entwicklung verlangt Carpenter die Erziehung zur inneren und äußeren Freiheit, zu Wahrheit und Mut. Die Frauen müssen kämpfen lernen, um eine

Seele zu bekommen. „Denn wenn hingebende Zärtlichkeit und Liebe die Vollendung und der Stolz des Weibes sind, so kann auch nichts gewisser sein, als daß wahre Zärtlichkeit und Liebe nur bei starken und kräftigen Naturen gefunden wird." Aber nicht nur für das Wohl des Einzelnen, auch für die Allgemeinheit ist das geistige und sittliche Niveau der Frauen, ihre Fähigkeit zu freier geschlechtlicher Wahl von ungeheurer Tragweite. „Denn Weiber, die wirklich frei sind, werden niemals die vielen erbärmlichen und unsauberen Männertypen zu ihren Ehegenossen wählen, die heute alles durchsetzen, noch darein willigen, von solchen Männern Kinder zu bekommen. Und wir können uns leicht vorstellen, daß der weibliche Einfluß auf diese Weise zur Entwicklung einer männlicheren und vornehmeren Rasse führen wird." Und erst dann, wenn die Frau aus dem heutigen Puppenzustand der „Dame" sich herausgerungen hat zu einem stolzen, freien Menschen, dann erst wird „die größte aller menschlichen Aufgaben, die Mütterlichkeit, mit einer bewußten Intelligenz durchgeführt werden, die bis heute völlig unbekannt war und wird sich von der Erfüllung eines bloßen Triebes zur Vollendung einer herrlichen sozialen Aufgabe erheben."

Zum Schluß noch Einiges über die Ehe. Es ist ein trauriges, leider nur zu wahres Bild, das Carpenter vor uns entrollt. Zum weitaus größten Teil führt er die Enttäuschungen, das Elend der unglücklichen Ehen darauf zurück, daß das Mädchen fast immer in völliger Unkenntnis über ihr Weibtum, das Geschlechtsleben und das Wesen des Mannes in die Ehe tritt, und er betrachtet es als schweren Mangel, daß „der Gegenstand, der für das Leben des Individuums, wie der Gemeinschaft, von höchster Wichtigkeit ist, mit Vorbedacht und Sorgfalt bei dem Unterricht der Jugend ignoriert wird". Aber auch die heutige Stellung der Ehegatten zueinander, das Eigentumsverhältnis auf seiten des Mannes und die pekuniäre Abhängigkeit der Frau bergen einen Abgrund von Tragik in sich. Auch hier ist ein Ausweg nur möglich durch die Befreiung der Frau aus dem engen Niveau und der Abhängigkeit und durch die Erziehung des Mannes zu reineren, etwas weniger selbstherrlichen Anschauungen. Was aber späteren Geschlechtern vielleicht unglaublich erscheinen wird, das ist die Art, wie sich Staat und Gesellschaft heute in die Beziehungen zweier Menschen drängen, die eine Ehe miteinander eingehen, wie sie durch Gesetze in gewissenlosester Weise dazu verdammt werden, ihr ganzes Leben aneinander gekettet zu sein, auch wenn die gegenseitige Liebe aufhört oder sich als Irrtum herausstellt und die Ehe jeden moralischen Wert verliert. „Je mehr die Menschen", schließt Carpenter, „die Heiligkeit und Natürlichkeit einer wahrhaften Verbindung erkennen, um so weniger werden sie gewillt sein, sich die Möglichkeit einer solchen durch einen künstlichen Vertrag auf Lebenszeit zu versperren. Das große Bollwerk der bestehenden Institution ist bis heute die Abhängigkeit der Frauen gewesen, die jeder Frau ein direktes und höchst materielles Interesse daran gab, die angebliche Heiligkeit des Bandes aufrecht zu erhalten, und jeden Mann, der ein wenig Edelmut besaß, davon abhielt, eine Änderung vorzuschlagen, die so ausgesehen hätte, als wollte er sich auf Kosten des Weibes freimachen. Aber so wie diese tatsächliche Abhängigkeit der Frauen allmählich aufhört, werden auch die formellen Bande, die das Entstehen wahrer Ehen hemmen, allmählich zerbrechen und bedeutungslos werden". Und weiter: „In jeder halbwegs anständigen Gesellschaftsordnung müßte es als unerträglich empfunden werden, daß der Staat sich in die zarten Fragen des ehelichen Lebens überhaupt einmischt. Der einzige Punkt, der dauernd Anlaß zur Einmischung des Gesetzes geben wird, ist die Frage der Kinder. Hier hört das Verhältnis der Gatten auf, eine Privatsache zu sein, und wird eine soziale Angelegenheit. Jeder Ehevertrag und jeder Scheidungsantrag müßte befriedigende Bestimmungen erhalten; dabei darf aber nicht etwa die gesetzliche Distinktion zwischen „natürlichen" und „legitimen" Kindern aufrecht erhalten werden! Wenn die guten Leute, die ein so schreckliches Geschrei dagegen erheben, daß Menschen eine Ehe eingehen, ohne das ganze Abacadabra des Gesetzes durchzumachen, einmal eine Abänderung des Gesetzes dahin verlangen würden, daß illegitime Kinder dieselben Rechte an ihre Eltern erhalten wie die legitimen, dann würde in der Tat etwas im Interesse wirklicher Sittlichkeit getan sein.

Wenn ich die Ausführungen Carpenters kurz zusammenfassen soll, so möchte ich sagen: Erzieht die Frauen zu innerer und äußerer Freiheit und laßt sie ihre geistigen Fähigkeiten entwickeln, damit wir Mütter bekommen, die ihre Söhne, ohne Verweichlichung, zur Reinheit im Denken und Handeln erziehen. Dann wird vielleicht ein Geschlecht aufwachsen, das reiner, großer Liebe fähig ist, das auch ohne Gesetze und ohne äußeren Zwang die Ehe heilig hält und dem die harmonische, Kraft und Leben schaffende Verbindung zwischen Mann und Weib eine der höchsten und ernstesten persönlichen und sozialen Fragen bedeutet.




# Die Halb-Alten („Les Demi-Vieilles“)

Roman von Yvette Guilbert (Einzig autorisierte Ausgabe) Deutsch von Ludwig Wechsler

## Vorwort

Dieses kleine Buch ist ein Stück Naturgeschichte.

Drei allerliebste Frauenherzen hatten mich zu ihrer Vertrauten gemacht und ich schmiedete aus diesen drei Herzen ein einziges, das den Schmerz aller drei in sich vereint.

Ich habe dies Büchlein geschrieben, damit es von Augen gelesen würde, die viel geweint haben, und der unerschrockene, treue Anwalt all jener sei, die gekämpft und gelitten, geliebt und entbehrt haben, all jener mit einem Wort, die Frauen in des Wortes wahrem Sinne gewesen!

Mögen die mir befreundeten kleinen Herzen es verzeihen, daß ich nicht verschwiegen genug war. Das einzige große Herz, das ich aus ihnen geschmiedet, wird — so hoffe ich — diejenigen irreführen, die Zeugen ihrer Schmerzen und Qualen gewesen.

**Yvette Guilbert.**

Die Diva befindet sich in ihrer Garderobe.

Es ist am Abend des 24. Dezember; „Die goldene Jugend“ soll zum erstenmal in Szene gehen.

Nervös und aufgeregt ist sie schon seit einer halben Stunde fertig und wartet . . . Blumen in den verschiedensten Zurichtungen, Körbe, Füllhörner, in Lyraform langen ununterbrochen an und wollen kein Ende nehmen. Sie erbricht die eingelaufenen Briefe . . . es sind die leidenschaftlichen Ergüsse bekannter und unbekannter Verehrer.

Alte und Junge wünschen ihr gleicherweise den größten Triumph für heute Abend; sie alle harren voll Ungeduld des Augenblicks, da die gefeierte Künstlerin zum erstenmal wieder auf der Bühne erscheinen soll.

Und sie — sie ist gereizt, mürrisch, unruhig, trotz der Wogen der Leidenschaft, von denen sie sich umbrandet sieht; sie erstickt beinahe in dem neuen Korsett, das ihr die gewünschte Schlankheit verleiht.

Bewunderer lassen sich melden, geben ihre Karten ab; sie läßt keinen vor sich kommen . . .

„Nach dem ersten Akt“, lautet ihr Bescheid.

Aber da kommt Pierre.

„Bist du aber schön, Mama!“ sagt er. „Du siehst heute aus, als wärst du höchstens zwanzig Jahre alt!“

Damit giebt Pierre seiner Mutter einen Kuß und begiebt sich in den Zuschauerraum, um seinen Platz unter der Menge einzunehmen, die seine dreiundvierzigjährige Mama bewundert . .

„Als wäre ich zwanzig Jahre alt heute“, murmelt die Künstlerin; „zwanzig Jahre . . . und in einigen Monaten bin ich Großmutter . . .“

Ein wenig gereizt schreitet sie in ihrer Garderobe auf und ab, die noch gestern der Schauplatz zahlloser Liebesschwüre gewesen.

Sie war fünfzehn Jahre hindurch viel geliebt, viel gefeiert worden! Ja, wäre sie noch dreißig Jahre alt, im Vollbesitz des köstlichen Duftes, der der vollerblühten Frucht anhaftet!

Wird sie die Schlacht gewinnen, die sie zu liefern im Begriffe steht? Wird ihre Jugend, die fast zur Legende geworden, ihr wieder zum Siege verhelfen, nun sie ihre neue Rolle als

Geliebte und Liebende spielen soll? Und ist es wirklich wahr, daß sie heute aussieht, als wäre sie zwanzig Jahre alt?

Und sie unterzieht sich selbst einer strengen Kritik, um sich über ihre „Jugend um jeden Preis" klarzuwerden . . .

Es wird ein schwerer Kampf sein, den sie gegen die Gläser, die man in wenigen Minuten auf sie richten wird, zu bestehen haben wird.

Allerdings war sie darauf bedacht gewesen, das unerbittliche elektrische Licht, das erbarmungslos jedes Fältchen enthüllt, durch wohlthuende wallende Gazeschleier dämpfen zu lassen.

O, über diese grausame Menge, die ihr nicht gestattet, zu altern, wie sie es möchte! Um geliebt, gefeiert, verwöhnt zu werden, muß man schlank bleiben, die Grübchen in den Wangen, die gewölbte Linie der Lippen behalten, die im Schlafe zurückweichen, einfallen wie die eines Mundes, der zum Weinen verzogen wird. Welch fortwährende Anstrengungen, welch schwere Kämpfe kostet es doch diese Frau, um in den Augen der großen Menge jung zu bleiben, vor der sie ihren vierundzwanzigjährigen Sohn verleugnen muß, der ihr wirkliches Alter verraten würde, nachdem sie selbst sich für sechsunddreißig ausgiebt, und auch das immer in Begleitung eines halb unterdrückten Seufzers!

Sie zürnt diesem Korsett, das ihr fast den Atem benimmt, und sie zürnt dem Perlenkollier, das man recht breit machen mußte, um die Falten des Halses zu verbergen. Es kleidet sie vortrefflich, ist ihr aber auch unsäglich lästig . . . Aber es muß sein!

Dank einer sehr vorteilhaft ersonnenen Toilette können sich ihre Reize noch recht gut sehen lassen; allein für das erfahrene Auge hat diese Schlankheit, die durch das Alter zu einer Art übel angebrachter Magerkeit wird, etwas Peinliches an sich. Sie nimmt sich wie eine Karikatur der Anmut aus. O ihr armen Streiterinnen! Ihr armen Halb-Alten der Rampe, welchen Beschwerden würdet ihr euch nicht noch unterziehen? zu welch erbittertem Ringen würdet ihr euch nicht entschließen, nur um zu beweisen, daß ihr noch im Besitze der Jugend seid, die längst von euch gewichen ist und niemals wiederkehrt?

Ob ihr nun mager seid oder dick, je nach den Erfordernissen eurer Rolle — nichts wird das Alter aufhalten, das schwer und bedrückend über den Locken eurer Perrücken schwebt! Die Summe der ängstlich verleugneten Jahre drückt mit ihrer natürlichen Wucht auf euch und rächt sich dafür, daß ihr sie unablässig zu widerlegen bestrebt bleibt!

Jetzt läßt sich das eilfertige, aufgeregte Wimmern der elektrischen Klingel vernehmen. Noch ein letzter Blick in den Spiegel, auf das enggeschnürte Leibchen, auf den Gesamteindruck, und dann geht es hinaus — hinaus in den großen, nervenaufreibenden Kampf!

Kaum ist sie auf der Bühne erschienen, als donnernder Beifall losbricht, der ihr Erscheinen im Tempel der ewigen Liebe begrüßt . . . Wie verführerisch, wie hinreißend sie ist! Wie aufgelöst vor Wonne ihr Auge im Entzücken des Kusses blickt!

Wie sich ihr Busen stürmisch hebt und senkt! wie schön, verliebt und jung sie ist!

Da, mit einemmale belehrt sie der Geliebte, daß er sie verlassen muß, und die Künstlerin muß weinen, schluchzen. Ihr Kummer dringt zu Herzen, das in Thränen gebadete Gesicht kommt allmählich zwischen den Spitzen des hauchleichten Taschentuches zum Vorschein . . . Und da — o Schrecken! — muß man die gerötete Nase, die zahlreichen feinen Falten um das Auge, die tiefen Furchen längs der Nase, den müden, welken, schlaffen Mund, das farblos gewordene Gesicht sehen, denn die Schminke, die das niedliche Puppengesichtchen darstellen half, ist zerflossen, das grausame Licht von neun Kronleuchtern läßt sie blitzschnell gealtert aussehen, und das erbarmungslose Publikum starrt aus ungezählten gläsernen, höhnisch blinkenden Augen auf sie . . .

Es sind entsetzliche Minuten, die sie da durchleben muß! Die Worte überstürzen sich in ihrem Munde, um die Szene nach Möglichkeit abzukürzen; sie stößt einen Seufzer der Erleichterung aus, als der Vorhang fällt, und

dann eilt sie beflügelten Schrittes hinter die Kulisse, wo die Kammerfrau bereits mit der Puderquaste und dem Rotstift ihrer harrt, um im Zeitraum einer Sekunde die Verwüstungen der Natur zu verwischen. Und dann zurück auf die Bühne! zurück, um sich vor dem Publikum zu verbeugen, um mit liebenswürdigem Lächeln die blendend weißen Zähne sehen zu lassen. Doch wenigstens ist das Gesicht wieder notdürftig repariert. Uff!

Das Stück ist zu Ende, der Erfolg ein ungeheurer; allein Abend für Abend wiederholt sich derselbe Jammer, wiederholt sich derselbe Beifall . . .

Müde, erschöpft, mehr tot als lebend begiebt sie sich nach Hause, und wenn sie am nächsten Morgen die Zeitungen liest, die ihren „unvergleichlichen Reiz", ihre „unerreichte Anmut" rühmen, so blickt sie nicht in den Spiegel, während sie in das Bad steigt, um sich länger an den Lügen zu berauschen, die über sie geschrieben werden.

Zur Mittagsstunde kann man sie bereits besuchen; sie hat sich von neuem für den Kampf gerüstet, und in einer Stunde wird das ganze Boulogner Wäldchen ihren Schick, ihre Schönheit bewundern können . . .

Auch Maurice Roval findet sich ein; er will ihr in seinem nächsten Stück eine Rolle auf den Leib schreiben, und kommt, um ihr zu dem gestrigen Erfolg zu gratulieren. Sie aber fühlt, daß er sie während des Sprechens forschend beobachtet, jede Falte ihres Gesichtes prüft und sich versichern will, ob sie sich thatsächlich für die Rolle der achtundzwanzigjährigen Frau eignet, die die Heldin seines Dreiakters sein soll, und die Künstlerin lacht, lacht perlend, melodisch, zeigt ihre trefflich erhaltenen Zähne, feuchtet ihre purpurroten glänzenden Lippen an, bezaubert ihn und sucht eine Wirkung bei ihm herbeizuführen, die er von ihr bei anderen hervorgebracht wissen möchte . . . Und wieder einmal hat sie gesiegt; als Roval von ihr geht, ist er entzückt, hingerissen, schwört er hoch und teuer, daß sie die größte Künstlerin des Jahrhunderts ist.

Nun fährt sie ins Bois.

Die erbsengroßen Punkte ihres Schleiers verleihen ihrem Gesicht, das teils zu weiß, teils zu rosig ist, einen verführerischen Reiz; sie dämpfen die aufgetragenen Farben, mildern die Schärfe der Linien, und unter dem großen Hut mit den schwarzen Federn macht sie den Eindruck einer entschieden schönen und jungen Frau.

Anmutig lehnt sie in der Ecke ihres Wagens und denkt an den Erfolg, den sie gestern errungen, an den, den sie demnächst erzielen wird, denkt an Maurice Roval, den beliebten Bühnenschriftsteller, der ihr soeben gestanden hat, daß er keine gute Rolle schreiben könne, ohne die betreffende Künstlerin zu lieben, namentlich aber nicht, ohne von ihr geliebt zu werden . . . Also?

Nun, Roval scheint hinlänglich in sie verliebt zu sein, und wenn sie ihn durchaus lieben muß, so wird sie ihn eben lieben. Und schon legt sie sich die Art zurecht, in der sie den Angriff unternehmen, aber auch, wie sie sich seiner erwehren wird. Beispielsweise wird sie ihn niemals unangemeldet bei sich empfangen; derlei ist nicht ohne Gefahr, wenn man die Vierzig hinter sich hat . . . Sie wird ihn stets in voller Rüstung bei sich begrüßen, wie das seiner würdig ist. Vielleicht wird er trotzdem bald gewahren, daß er sich in einer Täuschung befindet und er bei dieser Frau weder Jugend, noch Liebesfreude mehr finden kann . . .

Wie alt Maurice Roval ist? Er ist um fünf Jahre älter als ihr Sohn Pierre. Und nun muß sie an diesen Sohn denken, der eine sehr junge und sehr beschränkte Frau geheiratet hat, die mit dem gelben, verzogenen Gesicht, das schwangeren Frauen eigen ist, älter aussieht wie ihre Schwiegermutter! Ein glückliches Lächeln gleitet bei diesem vorteilhaften Vergleich über ihr Gesicht, und mit einemmale richtet sie sich munter empor; ihre Lippen beben leicht, ihr Auge strahlt lebhafter wie bisher, als wären angenehme Vorstellungen in ihr aufgestiegen, und dankend neigt sie den hübschen Kopf, um die Grüße zu erwidern, die ihr von allen Seiten zu teil werden, achtet dabei aber sorgfältig darauf, daß sie den Hals nicht zu weit vorstreckt, damit die Wangen nicht zu lang scheinen. Mit

wohlberechneter Koketterie läßt sie auch den kleinen, wohlgeformten Fuß sehen, der mit einem Stück des schwarzen Seidenstrumpfes unter dem Kleidsaum hervorlugt, und die Menge raunt sich bei ihrem Anblick allerlei bewundernde Bemerkungen über sie zu.

Bei der Heimkehr harrt eine freudige Ueberraschung ihrer. Ihre Kammerfrau übergiebt ihr einen langen Brief Rovals, der sich von neuem eingefunden, kaum daß sie das Haus verlassen.

In seinem Briefe wiederholt er, daß sie eine entzückende, sinnverwirrende Frau sei, daß ihn noch immer der Duft ihres Parfüms umschwebe. Ob er ihr ein wenig gefällt? und ob sie ihn lieben könnte, lieben wollte? In angstvoller Erregung harre er ihrer Antwort . . .

„Ich fühle, daß ich ein Meisterwerk schaffen würde, wenn Sie mich lieben wollten", schreibt er. „Lieben Sie mich ein wenig, für Sie, für mich, für uns beide . . ."

Sie hat indessen schon vieles von Maurice Roval gehört und weiß, daß er die Manie habe, die Frauen, nach denen sein Sinn begehrt, zuerst zu umstricken und dann erbarmungslos zu quälen, um ihre innerste Natur kennen zu lernen und durch derart gemachte Erfahrungen sein Talent zu fördern; sie aber — das fühlt sie ganz genau — ist schon längst nicht mehr in dem Alter, da man die Liebestyrannei eines Despoten erträgt, nicht einmal wenn er jung und geistreich ist, namentlich wenn er die Frauen ausschließlich nur zum Vorteil seiner Muse peinigt. Sie hat ihren Anteil an Thränen und wahren Schmerzen reichlich gehabt, zur Zeit, da sie wirklich jung gewesen . . . Ihre Erfahrung, die sie teuer genug bezahlt hat, dient ihr heute dazu, die Kräfte einer lächelnden Philosophie, die für diejenigen, die ihre Vergangenheit nicht kennen, unverständlich erscheint, ins Gleichgewicht zu bringen . . .

Nun gilt es, Roval zu antworten . . . Neue Erfolge, eine dankbare Rolle harren ihrer, wenn sie sich preisgiebt, und das Preisgeben ist ihre Art, um den Beweis ihrer Jugend, ihrer armseligen alten Jugend zu erbringen . . . und sie schreibt, denn sie wird sich preisgeben.

(Fortsetzung folgt.)



# „In Schönheit"

von Maria Janitschek

Sie war schön wie das Mondlicht, das auf einem stillen Teich spielt. Man sprach leiser in ihrer Gegenwart und dämpfte seine lebhaften Gebärden.

Sie hieß Liane von Immen, und niemand konnte ihr beweisen, daß sie nicht so hieß, denn niemand hatte ihren Taufschein gesehen. Sie besaß nicht die plumpe Berühmtheit, durch ein Buch, das sie geschrieben, oder einen neumodischen Kleiderschnitt, den sie erdacht, im Meyer oder Brockhaus mitsamt der Angabe ihres Lebensalters der Welt vorgestellt zu werden. Sie blieb ein Geheimnis. Nur denen, die ihr wert waren, offenbarte sie sich in einer wunderbaren lichtblauen Nacht. Sie führte eine alte Frau bei sich, die sie bediente und die irr war. Sie war wirklich irr. Berühmte, nüchterne Nervenärzte hatten es bestätigt. Irgend etwas im Leben hatte sie um den Verstand gebracht. Liane erzählte, daß sie entfernt verwandt mit ihr wäre und sie schon vor ihrer Geistesverdüsterung bei sich gehabt hätte. Die letztere zeigte sich vornehmlich darin, daß die alte Frau beständig abgerissenes, zusammenhangloses Zeug vor sich hin schwatzte. Übles fügte sie keiner Seele zu. Im Gegenteil. Sie sorgte mütterlich für Liane und war Tag und Nacht zu ihrem Dienst bereit. Verschiedene Leute behaupten, daß sie durchaus keine Verwandte von Liane wäre, daß diese sie aus andern Gründen bei sich hatte.

Lianens Aeußeres besaß viel Anmut. Sie war hoch, schlank; die rote Haarfarbe, die bereits Fünfzig-Pfennig-Dirnen trugen, trug sie nicht mehr. Ihr stand die weiße Farbe besser zu Gesicht. Dichte, schneeweiße Haarwellen hoben den zarten Rosenton ihres Fleisches und machten ihre großen, dunklen Augen doppelt geheimnisvoll.

Sie trug nur weiße Gewänder. Da ihre Gemächer mit dunklen Tapeten geschmückt waren, Ebenholzmöbel und Teppiche in den

mattesten Farben ihre Ausstattung bildeten, so war sie das einzig Helle in dieser dämmerhaften Umgebung. Sie glitt wie ein silberner, schlanker Strahl in der milden Nacht dieser Gemächer dahin. Abends wurden hohe Stehlampen angezündet, deren Licht purpurne Seidenschirme milderten.

Ein großer Garten mit einer hohen Mauer umgab ihr Haus. Sie hatte ein elegantes Cab gemietet, das sie täglich an die Luft führte, sie setzte nie einen Fuß aufs Straßenpflaster. Sie besaß wenig Verkehr. Die paar Familien, mit denen sie sich traf, kamen ihr sehr zuvorkommend entgegen, wenn auch nicht ohne leise Unsicherheit. Wo sie sich befand, herrschte sofort jene zitternde Schwüle, wie sie über den Wiesen webt, wenn Juliglut schweigsam auf ihnen buhlt. Und doch war Liane nicht das geringste Üble nachzusagen, ja sie besaß sogar äußerst strenge Grundsätze.

Um ihr in Gärten gebettetes Landhaus herrschte Einsamkeit. Ab und zu kam ein Bauernwagen mit rasselndem Milchgeschirr vorüber, oder ein Landauer mit einer zahlreichen Familie fuhr am Sonntagmorgen die Straße entlang aufs Land hinaus. Selten ereignete es sich, daß in vorgerückter Stunde ein Mann im langen englischen Überzieher, den Kragen hochgeklappt, die Gartentür öffnete. Er verschwand dann in dem zur ebenen Erde gelegenen Saal, wo verhangene Lampen die zauberhafte Frauengestalt phantastisch beleuchteten, die dort auf der Ottomane ruhte.

An einem milden Augustabend ruhte sie wieder dort. Die Alte hatte ihr zu Füßen ein Tischchen mit in Eis gekühlten Früchten hingestellt und war dann, leise vor sich hin schwatzend, verschwunden. Einige Minuten darauf öffnete sich ein Flügel der breiten Tür nach dem Garten hinaus, und die hohe Gestalt eines Mannes trat ein. Liane neigte stumm das Haupt. Ebenfalls ohne ein Wort zu verlieren, ging er auf sie zu und führte ihre Hand an die Lippen.

Dann warf er Überrock und Zylinder auf einen Sessel, näherte sich ihr und sah, mit verliebten Blicken, in ihr wunderschönes, ruhiges, bleiches Gesicht. Ihre Augen wiesen nach den duftenden Früchten. Er schüttelte den Kopf. „Mich dürstet nach Ihnen, Liane." Über sein von den Erfahrungen des Lebens stark verwüstetes Gesicht flog leichte Röte. „Mir kommt's Ewigkeiten vor, seit ich zum letztenmal hier war. Eine schale Zeit liegt hinter mir. Nichts wie Banalität, Repräsentationspflichten, Familienjammer, Öde, wohin man blickt. Alles immer dasselbe, immer dasselbe. Und glaubt man einmal etwas Neues gefunden zu haben, dann ist es plump, plump zum Verletzen."

„Wie geht's der Prinzessin?" Ihre Stimme klang tief und weich. „Ist es vorüber?"

„Ach", er verzog den Mund, „reden Sie nicht davon. Es war eine Schlächterei. Wir wollten unsere Tochter nicht verlieren, er nicht den Erben. Die Ärzte stritten sich im Nebenzimmer wie die Marktweiber um den armen, in der Narkose noch stöhnenden Körper, bis endlich wir, die Eltern, siegten. Das zerstückelte Kind ist bereits beigesetzt, sie mit ihren neunzehn Jahren ein Krüppel, der indessen die Hoffnung hat, wie ihr Leibarzt bemerkte, die nächste Geburt besser zu überstehen."

Liane verhüllte sich das Gesicht. „Entsetzlich! Dieses holde Madonnenbild! Aus welchem Barbarenwinkel stammt eigentlich ihr Gatte?"

„Lassen wir das, Liebste. Unsere Kultur glaubt eine noch nie erreichte Blüte gewonnen zu haben. Sie baut elegante Zuchthäuser, Frauenkliniken, die wahren Palästen gleichen, sie gestattet uns, Bordelle zu besuchen, — die geliebte Frau vor dem Schicksal, geschlachtet zu werden, zu bewahren, gestattet sie uns indessen nicht. Unsere Moral will nicht nur die Art unserer Sinnengenüsse vorschreiben, sie will sogar die Vorgänge im Ehebett regeln. Diese Moral ist gut für die, die sie gut finden, für die meisten. Glauben Sie nicht, daß diese Millionen an u n s e r n Freuden Gefallen fänden, sie würden immer das Gewohnte vorziehen, aber — den andern, den zum Bewußtsein Gekommenen müßte mehr Freiheit eingeräumt werden. Nie gab's eine Zeit stärkerer Beschränkung des einzelnen Geistindividuums als heute."

„Wie schön ist es, man selbst sein zu dürfen! Wie schön, frei und Frau zu sein." Sie stützte den edlen Kopf in die weiße Hand.

„Und wie schön ist es, beglücken zu können!" Er strich sanft über ihre knisternde Haarflut, „so beglücken können wie Sie!"

„Ohne Elend als unwürdige Spur der Seligkeit zu hinterlassen. Ohne das Gewissen zu kränken."

„Wie Götter genießen. Ohne satt zu werden wie die Plebs nach plumpen Gerichten, Geliebte!" Er sah sie bittend an.

Sie erhob sich, das Angesicht von hinreißender Hingebung verklärt. Ihr langes weißes Gewand, von unbestimmten, roten Lichtern übergossen, schleifte lang hinter ihr her

Sie berührte mit ihren Fingerspitzen eine Türe, durch die er verschwand. Sie selbst öffnete eine schwere Portiere. Ein eigenartiges Gemach, mit tiefgrauer Seide ausgeschlagen, in dem sich nur ein niederes Ruhebett von antik großen Formen befand, nahm sie auf. Sie ließ sich auf den Rand des köstlichen Lagers nieder, auf dem elfenbeinfarbene Seidenkissen in Fülle herumlagen. Nichts, kein weiteres Einrichtungsstück befand sich hier, außer zu Häupten ein silberner Kübel, aus dem ein Büschel hoher, bis zur Betäubung duftender Lilien hervorschoß.

Einige Augenblicke vergingen. Unter den Sammetfalten der Portiere erschien der Mann; er hatte seinen Anzug gegen ein mantelartiges Kleidungsstück von dunkler, weicher Seide vertauscht. Er ließ sich neben Liane nieder.

„Willst du uns durchaus töten mit deinem Lilienduft? So atemberaubend war er noch nie."

Er schlang die Arme um sie. Ihr weißes wundersames Gewand, das nur ein vielfach um sie geschlungener weißer Mantel war, öffnete sich und ließ die Rösenbüsche ihrer weißen Brüste an seinen sich senkenden Lippen aufsprießen. Aber die ihren waren nicht müßig. In zarten, kaum gefühlten Küssen glitten sie über sein Antlitz, seinen Hals. Er gab sie frei, um einige Minuten lang ganz ihre Beute zu werden. Er zerfloß in Schauern höchsten Empfindens, gleichsam von zwei gleitenden, suchenden Schmetterlingen übergaukelt, die Ader für Ader seines Leibes zum Bewußtsein ihres purpurnen Inhalts wachriefen. Seine verzückten Augen füllten sich mit Tränen schwebender Lust, kein Wort ertönte, nur ein geheimnisvolles Seufzen, wie es über die Blumen fährt, wenn der Tau aus der Erde bricht, um sie zu erquicken.

Liane war lautlos über ihn hingesunken.

Er fühlte das schmeichelnd weiche, rhythmische Hüpfen ihrer Brust bei jedem ihrer Herzschläge. Er fühlte ihr elektrisch knisterndes Haar über seinen Körper ausgebreitet, seine Berührung erfüllte ihn mit leisem Prickeln und rief ihn wieder ins schöne Bewußtsein zurück. Mit zarten, behutsamen Griffen legte er sie in den seidenen Kissen zurecht und küßte die dunklen, wie gebrochen vor sich hinblickenden Augen. Sein Mund saugte sich in ihre weiße Kehle ein und glitt in die geheimnisvolle Bucht zwischen ihren Brüsten. Er kostete den würzigen Duft unter ihren weichen, biegsamen Schultern, er glitt weiter und genoß inbrünstig alle Schönheiten des Leibes. Ihre kleinen rosigen Zehen nahm er zwischen die Lipen und liebkoste sie. Das geheimnisvolle Beben ihrer Glieder lebte er mit in seinem lustirren Aufschauern und verspürte so die doppelte Wonne des Empfangens und Gebens. Ein Regen ihn überströmender Entzückungen, der gleichsam aus jeder Pore seines Körpers brach, raubte ihm die Sinne und streckte ihn wie einen Toten neben ihr hin ...

Die Lilien dufteten, ein flüsternder Wind strich am Fenster hin und verstummte.

Unendliche Stille herrschte, unendlicher Friede ...

Einige Stunden später neigte sich die hohe Gestalt des Mannes über das bleiche, schöne Gesicht der Schlummernden und schied von ihr in seliger Dankbarkeit ...



# Dichterseele

Novelle von Robert Jaffé

Mit der Herausgabe der nachstehenden Tagebuchblätter, die nun aus der zarten, hellen Schlichtheit eines wirklichen Lebensschicksales vor ein literarisches Publikum gebracht werden mögen, hat es folgende eigene Bewandtnis:

Während meiner Gymnasialzeit begegnete ich oft auf den vor den Toren gelegenen Feldern einem in unserem Städtchen ansässigen Schriftsteller, dessen Name freilich nicht weit über die Grenzen unserer Provinz hinausgedrungen sein mochte. Er hatte seine Werkstatt nicht oberhalb einer stolzen, marmornen Freitreppe, die ihm der Ruhm gebaut hätte, sondern er mußte in schlichter, grüner Dämmerung schaffen. In seinen Dichtungen war ja auch alles so klein und winzig, und wer mit feineren Organen ausgestattet war, konnte gar wohl herausfinden, wie seine Eingebungen schon im Entstehen ein Mißtrauen gegen sich selber gehegt. Es schien, als wären sie ihm mit gesenkten Flügeln genaht, oder als hätten sie sich ihm wie schwanke, haltlose Ährenhalme zugeneigt. Man spürte nichts von den wundersam hellen, blaßroten Wölkchen von Ananasduft, die auch über dem Gärtchen des kleinsten, eingeschränktesten

Dichtertalentes schweben und Seligkeit niedertauen lassen können. Vielmehr war es, als ob er sich nur vorgesetzt, durch immer neue Anläufe das Ziel einer bestimmten künstlerischen Vollkommenheit wie die Lösung einer mathematischen Gleichung zu erreichen. Dieser Schriftsteller war nun ein alter Herr, der in der einen Hand zumeist seinen schwarzen, breitkrämpigen Filzhut und in der anderen einen Schirm oder einen Spazierstock mit elfenbeinerner Krücke trug. Sein Kopf mußte einen unendlich ritterlichen, gewinnenden Eindruck machen; denn die Wangen zeigten ein, durch das fahle Grau des Alters nur wenig abgestumpftes Rot, und die Nase war von einer eigenen, edlen Ebenmäßigkeit. Das Kopfhaar, das zu beiden Seiten des Hauptes anlag, war schlicht und sah doch aus, als ob es in Locken wallte; der französische oder polnische Knebelbart und der Schnurrbart waren schon ganz ergraut. Vor allem aber die Augen; sie konnten bald einen düsteren, bald einen freundlichen, ja beinahe schelmischen Eindruck machen.

Ich begegnete dem alten Manne oft, wenn ich des Morgens mit einem Gefühle, als ob mir die Morgenluft ins Herz geweht wäre, zur Schule ging. Dort wo am Wegrande die gelben Butterblumen ihr bauschiges Blütendach geöffnet, standen sie, als hätten sie es heute zum erstenmal getan und es die Nacht über geschlossen gehabt; kleine Bienen hingen mit ausgespreizten Flügelchen daran und sogen mit nervösem, unruhigem Rüssel ihre Nahrung heraus. Von fern her krähte in immer kurzen Abständen ein Hahn, und weiße Schmetterlinge flatterten umher, bald in unruhigen, verworrenen, zitternden Linien am Boden hinstreichend, bald mit scheinbarer Schwere bis zu den Baumkronen hinauftaumelnd. Oder in den Mittagsstunden, wenn ich aus der Schule nach Hause eilte, erschien der dämmernde, weiße Sonnenflimmer, als ob er sichtbar gewordener Duft wäre, und all die feinen Spitzen der Grashalme dufteten. In der dämmerweichen, senkrechten Stille rührte sich nicht das kleinste Blättchen, und der wasserfarbene Himmel, der träge und schlaff über dieser Stille stand, flimmerte und glänzte wie langes, flaches Metall unter der Sonne. Immer ging der alte Herr in Begleitung der lieblichen, blonden Töchter einer Landgerichtsratswitwe, und es war in unserem Städtchen kein Geheimnis, daß er in jungen Tagen die Mutter seiner lieblichen Begleiterinnen geliebt hatte. Als er nun von dem ungewöhnlich reichen Rate aus dem Felde geschlagen worden, hatte er nach dessen Tode die Familie seiner ehemaligen Angebeteten mit solcher Liebe umfangen, als ob es seine eigene gewesen wäre. Aus diesem romantischen Eindrucke mochte die Empfindung hervorgegangen sein, daß der alte Herr einen inneren Wert haben möge, der weit über seine äußere Geltung hinausreiche. Wir trauten ihm alles Edle und Reine zu, und wenn wir auch noch nichts von dem Begriffe einer Goetheschen Humanität wußten, so empfanden wir doch dunkel, daß etwas von dem hellen, rosigen Scheine der größten Dichter auch auf diesem greisen Haupte ruhte. Vielleicht hatte zu solchen Gefühlen auch beigetragen, daß er bis an die Schwelle des Greisenalters turnerische Übungen gepflegt, die Harmonie in dem Ebenmaß von geistiger und körperlicher Ausbildung. Jedenfalls waren wir alle überzeugt, daß er in den Schubfächern seines Schreibtisches solche Werke aufbewahrte, die alles, was er veröffentlicht, in den Schatten stellen würden, die er aber aus einem feinen, seelischen Schamgefühl erst nach seinem Tode an die Öffentlichkeit gelangen lassen wollte.

Als ich denn während der ersten Universitätsferien in der Heimat weilte, erfuhr ich leider, daß er in seinem Geiste verwirrt worden und in einer Heilanstalt untergebracht wäre, und im nächsten Jahre war er, gerade als auch die Witwe des Landgerichtsrats dahinging, gestorben und auf dem Friedhofe eines fremden Städtchens beigesetzt worden. Nun konnte ich die behäbige, freundliche Wirtschafterin des Verstorbenen, die seine Einkäufe immer in der Handlung meines Vaters besorgt hatte und dadurch ein wenig mit unserer Familie befreundet war, bitten, daß sie mir gestatte, die hinterlassenen Schriften zu durchforschen. An einem Spätnachmittage ging ich denn auch nach der früheren Wohnung des alten Herrn. Im Arbeitszimmer fand ich unter der gleichgiltigen Korrespondenz nichts; aber nun entsann sich die Haushälterin, daß er auch in seinem Schlafzimmer manche Schreibereien aufbewahrt hätte. Dort standen in dem schmalen einfenstrigen Zimmer, unmittelbar ans Fenster gerückt, an der einen Wand das Bett und an der anderen eine braune Kommode, auf der wieder ein hoher Wandspiegel und auf einem weißen gehäkelten Deckchen zwei milchweiße Lampen und ein Handspiegel aufgestellt waren. Dort war es jetzt recht dunkel in der Nachmittagsdämmerung; aber mir war es, als ob auf dem Bette wie auf glänzenden weißen Kissen der Morgensonnendämmer läge, und über der Kommode schien mir, ich wußte nicht woher, die eigene, enthusiastische Seligkeit eines Dichterschreibtisches zu schweben. Als die Haushälterin nun eine Lampe angezündet hatte, entdeckte ich auch in der obersten Schublade der Kommode, die mit einem Schlüsselchen aufgezogen werden mußte, unter zerstreuten weißen

Zeitschriften einige hellgrüne Papierkartons; in dem einen fand ich dann etliche, bereits ein wenig vergilbte Blätter, die mit etwas abgeblaßter Tinte dicht beschrieben waren. Das waren die Blätter, die die nachstehenden Tagebuchaufzeichnungen enthielten.

Am 9. Oktober.

Wenn ich meine Gedanken zurückschweifen lasse bis zu den ersten, heimlichsten Winkeln der Erinnerung, so dehnen sich vor meinen Augen weite braune getäfelte Gemächer, und ich spüre noch jetzt, wie mich als einziges Knäblein die Liebe meines guten Vaters behütete. Meine Mutter war leider bei meiner Geburt gestorben und so wie ein Schatten zwischen ihrem und meinem Dasein entschwunden. Sie sollte in ihren tagelangen Schmerzen, sobald mein Vater an ihr Bett trat, gelächelt haben, damit der Gatte nichts von ihren Leiden erfahre und sich noch mehr bekümmere. Jetzt ist auch mein guter Vater, nachdem er von einer jähen Krankheit erschüttert worden, längst mit seinem Wohlstande zusammengebrochen, und während ich nun meinen Studien obliege, umfängt mich die Einsamkeit. Einsamkeit! Welch ein banger Schauder liegt in dem Worte! Die Erinnerung an eine Krankenstube oder an das Stübchen einer armen alten Jungfrau hauchen ihn nicht aus. Nur ich kann empfinden, als wären alle Nervenfäden, die mit dem Leben verknüpfen, stumpf geworden, und brauche doch keinen Mangel und keine Leere zu spüren. Ich bin als Künstler unabhängig von den äußeren Schicksalen des Lebens. Es mag dies nicht anders zusammenhängen, als wenn eine Gattin, der der Gatte gestorben, in frischen leidenschaftlichen Klagen ruft, daß sie eine alte Jungfrau beneide. Sie meint, daß diese zwar nichts Gutes auf der Erde erfahre, aber doch auch nichts Schlimmes. Wie gefährlich und aufreibend ist doch diese Einsamkeit! Sie zerrt, zerreibt und zerfasert wie die dünn gewordenen Saiten einer Violine die gesunde Lebenskraft des Menschen; sie verfeinert sie bis zur blutigen, angstvollen Schwäche. Dabei läßt sie den Einsamen nichts spüren von der Schwächung seiner Kraft; vielmehr hüllt sie ihn in ein Gefühl von Stolz und Überhebung. Es drängt den Einsamen auf eine wie ein zarter Strich feine Bahn der höchsten goldensten selbstgenießenden Seligkeit, bis er mit leiser, feiner Beklommenheit wie am Ende einer Sackgasse steht und nicht mehr weiter kann. Aber was ist das für eine geheimnisvolle, magische Wirkung, die von den blinkenden Sternen, die wie die fernsten, herrlichsten Ziele über ihm schweben, auf den Künstler ausgeht! Sie mag dem Einflusse von Sonne und Sternen auf den körperlichen Organismus der Menschen, dem vom Monde auf Ebbe und Flut, vergleichbar sein. Nur zarte, feine Unterschiede scheiden diese Empfindung von der ungeheuren Daseinstrunkenheit der großen Natur. Ich ging schon als Knabe, abseits von den derben Belustigungen der Mitschüler, die in den Bierkellern bereits die Studentenzeit vorwegnahmen, durch die wundersam dämmernden oder nebeldunstenden Straßen und Gassen roten, goldenen Träumen nach. Aber ich trat doch auch so gern in die Räume unseres Hauses zurück, in dem dann eine gütige Stiefmutter waltete. Es war, als ob an dem Gediele der Zimmer magische Kreise leuchteten und, aufgehoben, schwammen, die meine Füße festhielten. Der mattgoldene Schein des bronzenen Hängelampe über dem eichenen Tische mit der schweren gemusterten Decke dehnte sich immer weiter aus, und in dem mattgoldenen Glanze lagen auf dem Tische hochaufgeschichtet die zierlichen Bücher, aus denen wir uns an den langen Winterabenden vorgelesen. Wer wird mir jetzt, da ich in der fremden großen Stadt in einem Studentenstübchen hause, meine Einsamkeit lindern?

(Fortsetzung folgt.)

## Mollaccorde

Und draußen Frühlingsluft und Sonnenleuchten
Und über alle Dächer lichtem Glänzen
Der jungen Vögel erster zager Flug,
Um jede blasse Stirn ein unsichtbares Kränzen
Von Hoffnungsblüten – Glück's genug!

In stiller Kammer Augen, die sich feuchten
Mit bangem Blick, den Todesschatten grenzen,
Um einer zagen Hoffnung letzten Trug.

In müder Seele letzter Fackeln Leuchten
Zu heißen Lebens frohen Reigentänzen –
Der leiderlösten Sehnsucht Heimatflug –

Carmen Teja.






**Emma Böhmer,** Ehe-Intermezzo. Roman. Leipzig 1903. Mk. 2.50.

Die beliebte Verfasserin hat das jetzt so vielfach variierte Thema eines Ehekonfliktes in der ihr eigenen anmutigen und dezenten Form behandelt. Es sind keine erschütternden Ereignisse, keine handgreiflichen Verirrungen, die sich zwischen die Eheleute schieben, sondern es ist das Mißverstehen, das so häufig nach dem ersten Flitterwochenrausch eintritt, wenn die ursprüngliche Überschätzung einer kühleren Kritik Platz macht. Besonders gut ist der Verfasserin die Zeichnung des männlichen Charakters gelungen, der bei aller Zärtlichkeit für sein junges Weib diesem keine geistige Selbständigkeit gönnen will. Er will „sein Geschöpf" aus ihr machen, statt eine Individualität neben sich anzuerkennen. Wir entschuldigen den jungen Ehemann um so mehr, als wir der fast allzu kindlichen Frau kein besonders stark ausgeprägtes Seelenleben zutrauen können; erst nach und nach entwickelt sich aus dem verliebten Püppchen eine Persönlichkeit, die auf dem Rechte ihrer Überzeugungen besteht; daß der Ehemann nach dem kurzen „Intermezzo", indem sich die Frau schmollend von ihm trennt, bekehrt und reuig zu ihr zurückgekehrt, erscheint nicht ganz wahrscheinlich; der Leser aber glaubt gern an derartige „Ausnahmen" und legt das Buch, das ihm eine Mußestunde angenehm verkürzt hat, mit Befriedigung aus der Hand. A. Pappritz.

**Ella Mensch,** Der Geopferte. Liebesroman eines modernen Mannes. Leipzig. Mk. 2.—.

Ella Mensch, die bekannte Frauenrechtlerin, hat den Roman „Der Geopferte" geschrieben. Das wäre weiter nichts Schlimmes, aber daß der Roman schlecht ist, ist schlimm, da sich manch einer durch den Namen Ella Mensch ködern lassen wird. Der Roman ist reine Verstandsarbeit und deshalb ästhetisch kaum zu werten. Mühsam und trocken quält er sich von Kapitel zu Kapitel. Die Verfasserin verschmäht es nicht, ihre „neuen Weisheiten" durch gesperrten Druck kenntlich zu machen, denn sonst würde man ja nicht wissen, daß es ihre neuen Weisheiten sind. Die Personen leben in diesem Roman, ohne lebendig zu werden. Sie haben jede ihr Teil Tendenz mitbekommen und sehen nun damit fertig zu werden. Die Heldin ist die angeblich freiheitlich gesinnte, vertiefte Frau, die in einem Musikgelehrten, einem widerlichen Jammer-Mann, wie er waschlappiger gar nicht mehr ausgetüftelt werden kann, eine Zeitlang ihre „Ergänzung" findet. Daß sie gerade von diesem Mann zeitweise „ergänzt" wird, läßt Rückschlüsse auf ihre „Vertiefung" machen. Natürlich genügt er ihr auf die Dauer nicht. Wo wird er ihr denn genügen, so einer sittlich starken, freiheitlich gesinnten und vertieften Frau! Er genügt ihr nicht, weil er von ihr, dieser konstruierten Puppe, nicht nur Geist verlangt, sondern auch nach anderem begehrt, was man ihm, in Anbetracht des Geistes der Heldin, und auch wenn er hundertmal größer wäre, nicht übelnehmen kann. Was tut nun der Mann? Er läuft dieser „neuen, hochstehenden" Frau nach. Aber sie will nichts von ihm wissen. Da geht er hin und wird verrückt. Die Heldin bricht zusammen, sieht sich in ihren Zielen betrogen u. s. w. und verschwindet in der Versenkung, wobei man nur bedauert, daß das nicht früher geschehen ist. Also ist „Der Geopferte" von Ella Mensch ein Roman, der Frauen, die noch keine Ahnung davon haben, daß sie sich in dieser Richtung hin vertiefen können, gefährlich werden könnte, wenn er nicht als Kunstprodukt literarisch so nichtig und als Verstandesprodukt so überaus lächerlich wäre. H.

**Oscar Levertin,** Die Magister von Österas. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Francisaro. Leipzig. Mk. 2.50.

Zaghafte Worte brodeln auf, unsagbar zarte Wortverbindungen schließen sich zu der leisen, unendlich süßen Melodie, mit der dieser Roman anhebt. Die Melodie wird kräftiger, vernehmlicher. Eine kleine schwedische Stadt taucht aus der Zeit heraus, da an ihrer Stelle noch eine Wildnis war und Asvar, der Hüne, mit seinem Weibe Engun lebte. Mönche kommen, bringen das Christentum und nehmen das Andenken an die alten Götter. Österas' Glanz und Größe ziehen an uns vorbei, und es bleibt die kleine, verräucherte schwedische Stadt mit ihren lebendigen Erinnerungen an eine kampfesfrohe und kampfesreiche Vergangenheit, mit ihren Erinnerungen in der Gestalt von alten Gebäuden und den Menschen, die das kleine Österas beherbergt. Da sind die Türme der Domkirche, da ist S. Eskils Kathedralschule, da sind die Herren Magister, die in dieser Schule unterrichten. Sie sind die deutlichsten Verkörperungen der alten Kultur, die sie zu den sonderbaren, ruhigen und klugen Männer gepreßt und geformt hat, die sie sind. Das waren andere Leute, als sie jung waren! Da waren sie voll Gärung und voll von Wünschen! Und sind nun die Magister von Österas, die den Kindern das Einmaleins beibringen und andere Belehrung geben. Typisch sind diese Magister, von einer allgemeinen Giltigkeit als Menschen, die so viel gewollt haben, und denen ihre Strebungen wie Sand durch die Finger gelaufen sind. An einem aus ihrer Reihe wird der Resignationsprozeß im Werden gezeigt. Das ist der Magister Erland Strale, der jung ist und eine liebwerte Braut hat. Eine andere Frau drängt sich in sein Leben und wird sein Ziel, dem er folgen will. Er ringt mit sich und seiner Umgebung, aber er ist in einem Käfig, in seinem Käfig mit den enggezogenen Stäben, gleich einem Vogel, der sich die Schwingen müde und wund flattert und endlich doch still auf der Stange hockt und sein Futter kaut. Die Wunden vernarben, der Herr Magister Strale hat seine Braut geheiratet und zieht nun würdig in Begleitung der anderen Vertreter des Lehrkörpers mit der Jugend auf die Festwiese. Ein paar feierliche Klänge, ein paar Stöße aus den Posaunen, und der Roman hat seinen Abschluß. Er ist wirklich rein musikalisch, symphonisch aufgebaut. Die ersten Kapitel mit ihren historischen Überblicken bilden die Ouverture, der sich die

folgenden Kapitel gleich den Sätzen einer Symphonie angliedern. Das über die eigentümliche Kompositio udes Romanes. In den Einzelheiten zeugt er Bilder, die in ihrer malerischen Pracht, über der es wie ein dünner Schleier liegt, und in ihrer sondersamen Zeichnung der wehmütig hingehauchten, unsagbar eindringlichen Konturen zu dem Feinsten und mir Teuersten gehört, das seit langem auf mich eingewirkt hat. Mir ist dieser Roman von Oscar Levertin: „Die Magister von Österas“, so lieb geworden, daß ich am liebsten die Leute auf der Straße darum angehen möchte, ihn zu lesen und seiner Schönheiten teilhaftig zu werden. Aber ich bin kein solcher Fanatiker. Was kümmert es mich, ob Herr Meyer oder Herr Schmidt oder etwa Herr Schulze „der Schönheiten dieses Romanes teilhaftig wird“? Es kümmert mich nicht. H.

Die in dieser Nummer des „Magazin“ veröffentlichte Novellette **Wiener Walzer** von W. Fred entnehmen wir mit gütiger Erlaubnis des Verlages von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig dem jüngst erschienenen Buche desselben Autors, das den Titel „Leise Dinge“ führt. Wir behalten uns vor, dieses neueste Werkchen des bekannten, feinsinnigen Wiener Essayisten in einer besonderen Besprechung zu würdigen.

## Bücher- und Zeitschrifteneinlauf:

(Eingesandte Bücher und Zeitschriften werden stets hier angezeigt, Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen.)

Heimgarten, Graz; Heft 6, 27. Jahrg.
Freistatt, München; Heft 9, 10, 11, 12, 13 und 14, 5. Jahrgang.
Stimmen der Gegenwart, Berlin.
Frauen-Rundschau, Leipzig; Heft 7 u. 8.
Literarische Warte, München; Heft 6, 4. Jahrgang.
Moderner Salon, Berlin; Heft 6 und 7, 2. Jahrgang.
**Maria Janitschek,** Mimikry. Roman. Leipzig. Mk. 2.50.
**Julius Gans von Ludassy,** Ewige Rätsel. Drei Einakter. Leipzig. Mk. 2.—.
**Franz Servaes,** Die Karraborrier. Auti Utopien. Leipzig. Mk. 4.—.
**J. J. David,** Der Übergang. Roman. Berlin. Mk. 3.—.
**Korolenko,** Der Wald rauscht. Deutsche Übertragung von M. Feofanoff. Leipzig. Mk. 2.—.
**Felix Bübel,** Der Schmetterlingsfuß. Aus dem Tagebuche eines Zwanzigjährigen. Leipzig. Mk. 2.—.
**Franz Brand,** Die Zukunftslosen. Ein Jung-Wiener Roman. Leipzig. Mk. 2.50.
**August Strindberg,** Schwedische Schicksale und Abenteuer. Kulturhistorische Novellen. Leipzig. Mk. 4.—.
**Julius Konstantin von Hoeßlin,** Figeni. Drama in vier Aufzügen. Berlin 1903.
**E. Haeckel,** Die Welträtsel. Volksausgabe. Bonn 1903. Mk. 1.—.

## Notizen:

*V. Kr.*, Graz: „Ein Einsamer“, „Begegnung“, nicht verwendbar! — *H. J.*, Berlin: Danke für die Einsendungen, entscheide mich möglichst bald. Sie erhalten brieflich Nachricht. — *W. M.*, Breslau: Geehrter Herr! Was denken Sie vom Magazin? — Alles abgelehnt.

Herausgeber: Franz Philips. — Redaktion: C. Gomoll und J. Hegner. — Geschäftsstelle: Magazin-Verlag in Leipzig.
Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.
Alle Zuschriften sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des Magazin für Litteratur, Magazin-Verlag, Leipzig-Reudnitz.


DAS
MAGAZIN
FÜR
LITTERATUR
Inhalt.
Wilhelm von Scholz, Manfred Kyber: Gedichte . . . . . . . . . . . . . S. 33
Elsa Asenijeff: Wahnsinn . . . . . . . „ 34
August Weissl: „Gräfin Julie" und der Staatsanwalt . . . . . . . . . . „ 36
J. Hegner: Das litterarische Medibumsel oder des Kontroll-Otto Verhältnis zur Paula-Frau . . . . . . . . . . „ 37
Karl Ettlinger-München: Der erste Zuhälter „ 42
Oscar Levertin-Stockholm: Der alte Magister „ 43
August Strindberg: Vom modernen Drama „ 46
Charles Baudelaire: Skizzen . . . . . „ 50
Yvette Guilbert: Die Halb-Alten . . . . „ 51
J. Hegner: Nachricht über ein Liebesverhältnis des Erwin Wendt . . . . „ 56
Robert Jaffé: Dichterseele . . . . . . . „ 60
Wilhelm Holzamer: Deine Hände . . . . „ 63
Neues vom Büchermarkt . . . . . . . „ 64
MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-
REUDNITZ
1. Maiheft 1903.
Auflage 5000.
Preis 50

# Das Magazin für Litteratur

**72. Jahrgang**



## Wilhelm von Scholz

### Höhe

Hoch über mittagsmüdem Land
einsam und steil mein schroffer Grat.
Tief unten, ein Strichelchen, der Pfad,
wie eingekritzelt in die harte Wand.
Rings nichts als glänzendes, helles Gestein,
eingerissen, verwittert, zerspellt —
ich träume durch Trümmer der Felsenwelt
sonnenallein.

### Hochwald

Hoch im Geäste faltet seine Hände
der Wald und starrt den Himmel an.
Im Reisig knistert es. Die leisen Brände
tierischen Lebens rühren sich im Tann.

Wurzeln wie Schlangen ringeln sich hin,
zerfressen den Weg. Ein Hauch des Verwebens —
und ich Stiller, Mächtiger bin
eine Flamme des ewigen Lebens.

### Gewandstudie

Es war nicht viel, was uns zuerst verband,
es war nicht einmal deine weiße Hand,
es war nicht viel —
ein Hauch an deinem Kleide:
das schwarze Faltenspiel
in roter Seide.

## Kinderlieder von Manfred Kyber

### Das Engellied

Es sitzen drei Engelein Hand in Hand
mit kleinen Heiligenscheinen
hoch auf des Mondes Silberrand
und baumeln mit den Beinen.

Sie singen ein himmlisches Lied dazu,
das sie Frau Maria gelehrt.
Das haben weder ich noch du,
weder du noch ich gehört.

Sie singen ein himmlisches Lied dazu,
ihr Lied das geht im Wind.
Das kennen weder ich noch du,
weil wir keine Englein sind.

Und sind wir einmal zwei Engelein
im weißen Flügelkleid,
dann fliegen wir in den Himmel hinein
und machen uns dort breit.

Dann lehrt Frau Maria uns im Traum
das schöne fremde Lied
und zeigt uns das Guckloch im Himmelsraum,
von wo man die Erde sieht.

Dann sitzen wir beide Hand in Hand
mit kleinen Heiligenscheinen
hoch auf des Mondes Silberrand
und baumeln mit den Beinen.

### Der Frosch

Es saß ein Frosch im grünen Gras.
Er tat nicht dies, er tat nicht das,
er tat überhaupt nicht was.
Er war nur naß.
Doch eine Fliege, die in der Nähe saß,
ist ihm plötzlich zu nahe gekommen.
Da ist er leise herangerutscht,
hat die Fliege beim Kragen genommen
und sie langsam heruntergelutscht.
Und dazu hat er noch frech gelacht
und ein unverschämtes Gesicht gemacht:
„Ja, du lieber Gott,
das ist mein Mittagbrot!“
hat er gesagt.
Drauf saß er wieder im grünen Gras.
Er tat nicht dies, er tat nicht das,
er tat überhaupt nicht was.
Er war nur naß.

### Ringel-Reigen

Maienjunger Sonnenschein
an den jungen Zweigen —
drehn wir uns in Ringel-Reih'n,
Ringel-Ringel-Reigen.

Drehn wir uns im Reigen rund
lustig Paar zu Paaren,
bunte Blumen, Blumen bunt,
Blumen in den Haaren.

Geht wohl über Wald und Feld
eine liebe Weise,
und die ganze weite Welt
dreht sich mit im Kreise.

Maienjunger Sonnenschein
an den jungen Zweigen —
drehn wir uns in Ringel-Reih'n,
Ringel-Ringel-Reigen.

# „Wahnsinn“

## von Elsa Asenijeff

Es ward ein Kind geboren mit unseligen Augen. Als es wuchs und im Geiste erstarkte, wollten ihm liebe Menschen das Wesen des Seins erklären. Nur derart sollte er es wissen, wie sie es meinten. Aber einstmal klang seinem Ohr ein verbotenes Wort: Wahnsinn, Sinn des Wahns.

Sein Ohr hörte seither keine andere Melodie mehr. Und zogen die Ritter von Wappelherzen nach Liebschaften aus und die Herren Wucherhausen nach Verdienst, so lief er in die Welt mit glühendem Wollen hinaus, um das Andere zu suchen. Das Wirkliche, was darunter lag. Dann wollte er zurückkehren, um dies Wahrhaftige den Menschen zu schenken.

Äuglein, luget aus über das Meer des Lebens, schwimmt durch die Menschenflut, irgendwo müsst ihr es finden.

Da kam er an einen Berg, Sonnengold lag darüber. Er sprach: ein Goldberg!

Allein als er nächtens vorüberging, war er grau wie Himmelswolken.

Wahnsinn! Sinn des Wahns!

Da stand er grübelnd da. Und über das Denken war es spät in der Zeit geworden. Wo Grün-Sammtwies stand, lag nun Bleichschnee.

Ist die Erde grün oder weiss<br>
Wahnsinn, Sinn des Wahns,<br>
Ist sie kalt oder heiss<br>
Wahnsinn, Sinn des Wahns.

Die Nacht legte sich mit schauervoller Unsichtbarkeit über die Erde.

Aus dem Dunkel stiegen, sich selbst erleuchtend, der Gedanken Gespenster auf.

Woher? Wohin? Wozu?<br>
Wahnsinn, Sinn des Wahns,<br>
Peinigst meiner Seele Ruh.

Menschen gaukelten empor, die einst gewesen. Am Meere stand Heraklitos, hoch über Millionen hinaus, seine Hand wies nach den Wogen, sein trüber Mund rief: alles fliesst.

Ein anderer rief dazwischen: ich denke, so bin ich. Einer schrie: Raum und Zeit sind ewig. Wieder einer: sie sind Formen unseres Denkens. Und jener: Gott ist alles. Und ein anderer: Gott ist nichts. Alle schrieen sie gebietend auf die Menschen der Jahrtausende daher. Einer vernahm den andern nicht. Die Menschen aber lagen blindäugig im Staube und jauchzten: Es fliesst, es ist ewig, es ist nichts, es ist alles durcheinander! Aus einem Munde konnte es rufen:

Der Streit ist der Vater aller Dinge und in Gott ist Ruh und Friede. Je törichter es zusammenklang, desto mehr schien es ihnen die richtige Melodie.

Und er sah die Kette des Irrens, aus weibgeborenen Leibern die Äonen herab und durchlitt den Wahn, den sie ersonnen, erkämpft, für den sie gestorben.

Es rieselte die Angst wie flüssiges Eis durch des Knaben Glieder. Aber sein starker Wunsch, zu finden, blieb ihm treu.

Gegen felsenhohe Gedankengespenster kämpfte er an. Da stieg es auf und wurde gross wie Erde und Himmel zusammen: er bebte, es durchzitterte die Luft, als wäre es eine Stimme schaudervoll, grauenhaft höhnend.

Eine Stimme der Stille, etwas Unhörbares und doch da, wie das Weltenrollen. Und vor dieser Stimme zerfloss das Bild Christi, und das Feuer Jehovah's erlosch, und Buddah's Riesenschatten zersank in nichts.

Diese Stimme der Stille dröhnte: Aller Götter Gott bin ich, aller Menschen Gott.

Verwegener, bangst du nicht, mich zu sehen? Wahn bin ich, aller Wesen Gott, aller Götter Gott. Wer hinter mein Schweigen sah, muss dahinsinken wie die Blume an allzuheftiger Glut. Wer mich sprechen macht, ist verloren.

Nun heiss ich dich, Frevler:

Nimmer-Ruh sei dein Name!

— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Habt ihr die Mär gehört vom Knaben Nimmer-Ruh? Mit den bleichen Gliedern, wie erfrorner Schnee und den angstvoll stieren Augen. Und den Mundwinkeln, so weh wie das Schluchzen eines Kindes.

Es war einst vor Jahren. Nein, schweigt lieber. Seht durch dieses Gitter. Dort müht sich ein Arzt um den Irren. Es ist ein Greis.

Der Arzt spricht ihm zu, gutmütig, um ihn von seinen Halluzinationen zu befreien.

Wahnsinn!

Jener hört nicht, was sein Retter spricht. Plötzlich kreischt er auf: „Arzt, ich bin zu retten! Willst du mir beistehen? Hilf mir!"

„Was willst du?"

„Sage mir ein Für, wogegen es kein Wider gibt!"

Der Arzt — verstummt.



# „Gräfin Julie" und der Wiener Staatsanwalt

Der Wiener Staatsanwalt war höchst unliebenswürdig gegen „Gräfin Julie" und äußerst charmant mit mir. Das nennt man: Objektives Verfahren.

Was die schöne Gräfin dem gestrengen Herrn Staatsanwalt Böses angetan hat, weiß ich nicht. Vielleicht hat sie ihm's nur „angetan". Vornehm zurückgezogen hatte sie ein Dämmerdasein in der Erinnerung geführt, und etwas zaghaft war sie vor die Öffentlichkeit getreten. Sie ist eine Frau mit der Leidenschaft von den Nerven her, und ihre stärkste Begabung ist die für den Genuß. Daß ein neurasthenischer fantastisch veranlagter junger Mann über ihre Schönheit nicht nur den Verstand, sondern auch die Lebenskraft verliert, fand die Wiener Staatsanwaltschaft „öffentliches Ärgernis erregend". Sie verbot das Buch und ordnete „die Vernichtung der vorfindlichen Exemplare" an.

So hat sich „Gräfin Julie" nur 14 Tage lang in den Auslagen der Wiener Buchhändler sonnen dürfen. In der kurzen Spanne Zeit fand die amtliche „Wiener Zeitung" übrigens zweimal Gelegenheit, sich mit ihr zu beschäftigen. Am 28. vorigen Monats das erste Mal. Da schrieb ein bekannter Wiener Dichter, der sich im Burgtheater einen Namen gemacht, im Litteraturteil des Abendblattes der genannten Zeitung, der „Wiener Abendpost" u. a.: der Roman „ist im besten Sinne lesenswert", da er „von rührender Aufrichtigkeit erfüllt" sei. Der Kritiker meinte: „Die letzte Ehrlichkeit gegen sich selbst ist auch Poesie", und schloß mit den Worten: „Immer und immer wird man versöhnt und, mehr als das, geradezu ergriffen durch die Naturlaute einer tiefen Aufrichtigkeit".

Doch die Staatsanwaltschaft kümmert nicht das Urteil eines Litteraten über eine litterarische Arbeit. Und so befaßte sich das Amtsblatt nochmals mit „Gräfin Julie".

Am 3. d. verlautbarte es das Konfiskations-Erkenntnis. Das Rauschen der Seiden-dessous und das Parfüm der „Gräfin Julie" scheint der hohen Behörde in den Kopf gestiegen zu sein. Sie fand es bedenklich, daß die zersetzenden Folgen einer großen Leidenschaft einfach und ehrlich aufgezeigt würden, und schützte das durch unbeanstandete Druckschriften so unverdorbene Publikum vor der Bekanntschaft mit der mondainen verführerischen Frau...

Mein erster Weg führte mich natürlich ins „graue Haus". Das ist jenes düstere, weitläufige Gebäude in der Alserstraße, in dem Verbrecher noch immer gehängt und Schriftsteller noch immer konfisziert werden.

Mein Besuch galt dem gefürchteten Zensor, Oberlandesgerichtsrat Staatsanwalt Dr. Carl Bobies.

Ein Kavalier trat mir entgegen. Mit größter Freundlichkeit bot er mir einen Platz an — nicht in einer Zelle, sondern bei seinem Schreibtisch. Dann schloß er die Türen, was in mir einiges Unbehagen hervorrief.

Mit einer Liebenswürdigkeit, die ich einem Staatsanwalt nie zugemutet hätte, frug er nach meinen Wünschen.

Warum „Gräfin Julie" konfisziert worden sei?

Der Staatsanwalt lächelte:

Das Buch begründet das Vergehen gegen die öffentliche Sittlichkeit. Speziell eine Auskleideszene in einem Hotelzimmer und die Schilderung einzelner Liebesausbrüche sexueller Natur werden beanstandet.

Ich wagte den Einwand, daß viel stärkere Bücher die Zensur ungehindert passieren.

Der Staatsanwalt lächelte abermals, diesmal ganz unschuldig.

„Von diesen weiß ich nichts. Aber auf Ihr Buch ist die Staatsanwaltschaft direkt aufmerksam gemacht worden."

Aha!

Nun wies ich auf die Bemerkungen hin, welche der Burgtheater-Referent der „Deutschen Zeitung", Herr Albert Leitich, der Konfiskationsnotiz beigefügt hatte. Der Kritiker meinte, „das Buch ist allerdings von starken sexuellen Momenten beeinflußt, deren Schilderung jedoch keine Spekulation auf Lüsternheit verrät, sondern in seriöser Weise sich den Zwecken des Romanes unterordnet". Ich sprach die Ansicht aus, daß man auch erziehlich wirken könne, indem man abschreckt.

Der Staatsanwalt lächelte zum dritten Male.

„Ich fürchte, durch Ihr Buch wird niemand abgeschreckt, sondern im Gegenteil verleitet, es „Gräfin Julie" gleichzutun."

Wir sprachen noch über vieles. Als ich mich nach einer Viertelstunde empfahl, war ich um das Bewußtsein reicher, daß österreichische Beamte bei weitem nicht so verzopft sind, als man allgemein die Liebenswürdigkeit hat, anzunehmen. Es gibt auch aufgeklärte Männer von Geist und weitem Blick. Wenn sie den amtlich nicht immer bekunden, so tragen nicht sie daran die Schuld, sondern das Amt.

Vorläufig bleibt mir eine Hoffnung. Vielleicht folgt dem Zensur-Erlaß des Ministerpräsidenten Dr. von Körber doch noch eine erfreuliche Preßreform.

Ich würde sie jubelnd begrüßen.

Dann könnte nämlich die konfiszierte „Gräfin Julie" ohne sittenpolizeiliche Kontrolle frei verkauft werden.

Vielleicht kauft sie dann auch der — gestrenge Herr Staatsanwalt.

August Weißl.



# Das litterarische Medibumsel oder des Kontroll-Otto Verhältnis zur Paula-Frau

von J. Hegner

## I.

Viktor Blüthgen hat sich beim Publikum durch eine Anzahl Novellen, Humoresken, durch nette Kinderbücher, Kinderlieder und durch einige Romane einen beliebten Namen gemacht. Es wird ihm nachgesagt, daß er ein sinniger und liebenswürdiger Poet sei. Viktor Blüthgen hatte eine schwache Stunde und fiel aus seiner Rolle. Er wurde so unsinnig und unliebenswürdig, der deutschen Muse coram publico ein Buch an den Kopf zu werfen, das er „Die Spiritisten" nannte, und das durch die aktuelle und stark persönliche Stoffwahl beträchtliches Aufsehen erregt hat. Diesmal auch in litterarischen Kreisen. Da hauptsächlich durch eine Ansammlung von Folgeerscheinungen, zu der Viktor Blüthgen höchst persönlich sein Tamtam schlug.

In den „Spiritisten", auf deren Unwert ich hier nicht näher einzugehen brauche, hat ein Professor Laßberg-Budde eine Frau. Das ist die Paula-Frau. Die beiden haben keine Kinder. Die Paula-Frau schnüffelt am Spiritismus herum und weiß ihren Gatten für die Sache zu interessieren. Herr und Frau Professor Laßberg-Budde veranstalten Haus-Seancen. Am Seelentelephon meldet sich der Kontroll-Otto. Das ist der Kontroll-Otto. Er läßt sich im Zeigefinger der Paula-Frau häuslich nieder und hat anfangs nichts Besseres zu tun, denn die Paula-Frau als Schreibmedium zu benutzen und ihr seine Aphorismen in die Feder zu diktieren. Später besinnt er sich eines noch Besseren und beginnt mit seinem Medium eine Liebschaft, von der er ihr und sich ein Kind verspricht. Es bleibt bei dem Versprechen. Schließlich sagt sich die Paula-Frau von ihm los und kehrt reuig in die Arme ihres Gatten zurück. Der ist auf die Nebenbuhlerschaft weiter nicht eifersüchtig und trägt die geistigen, die Spirithörner, die ihm der Kontroll-Otto aufgesetzt hat, mit Würde und Anstand. So weit wäre alles ganz nett. Nun aber kommt etwas gar nicht mehr Nettes.

## II.

Viktor Blüthgen hat eine Frau, die unter dem Namen Klara Eysell-Kilburger schreibt. Viktor Blüthgen verbreitet die Nachricht, daß seine Frau Modell zur Paula-Frau in seinem Romane „Die Spiritisten" gestanden habe, und hinderte es nicht, daß seine Frau einen Gedichtband nach Geisterdiktat herausgab, den sie „Klänge aus einem Jenseits. Ein Mysterium" benamste. Im Gegenteil, er befürwortete in einem Rundschreiben dieses Produkt seiner Frau also:

„Die ‚Klänge aus einem Jenseits' sind eine Auswahl aus über 160 Gedichten, die in Mußestunden von noch nicht 14 Tagen niedergeschrieben worden sind. Die Hand der ‚Herausgeberin' hat sie niedergeschrieben, während diese mit neugieriger Spannung das Werden verfolgte, nur hie und da mit einem Einfall, einem bewußten Eingriff sich beteiligte. Niedergeschrieben so schnell, wie eine Hand nur irgend schreiben kann, manchmal 10 Gedichte ohne abzusetzen hintereinander. Ich bin des Zeuge."

Und was weiter? Man erwartet, daß Blüthgen daraufhin einen Irrenarzt hat holen lassen. Das tat er aber nicht, ging vielmehr hin und schloß aus dieser hochgradigen und bedenklichen Dichteritis:

„Ich glaube nicht, daß es je einen Dichter gegeben hat, der in einem Zuge zehn solche Gedichte geschrieben hat."

Ich glaube es auch nicht. Nicht einmal in hundert Zügen!

„Während dieser 14 Tage hat die Dame — die ja, wie man weiß, meine Gattin ist (ja, jetzt weiß man es!) — in ihren Arbeitsstunden mit ihrer gewöhnlichen (der Ausdruck kann so bleiben!) persönlichen Note anderes geschrieben. Sie hat nachher wohl versucht, im Stil der ‚Klänge aus dem Jenseits' zu dichten; es ist immer mißglückt."

Gott sei Dank! Wenn nur das Ganze mißglückt wäre!

„Klara Eysell-Kilburger ist, was man ein Schreibmedium nennt."

Herrlich gesagt! So etwa wie: Ein unanständiger Mensch ist, was man ein Schwein nennt.

„Sie setzt die Feder auf das Papier, und die Hand fängt an zu schreiben."

Das kann ich auch. Wenn ich die Feder auf das Papier setze, fängt meine Hand auch an zu schreiben. Denn wenn ich nicht schreiben will, setze ich die Feder nicht an. Ob ich nun auch ein Schreibmedium bin?

Das weitere empfiehlt Blüthgen in seinem Roman „Die Spiritisten" nachzulesen. Reklametrompeter!

Über die Gedichte selbst sagt Viktor Blüthgen:

„Diese Gedichte reden durchweg eine ganz eigentümliche und charakteristische Sprache. Nur vereinzelt hat die moderne Lyrik verwandte Klänge aufzuweisen. Bei den Vertretern der Schule von Holz, bei Mombert, sonst hie und da. Ein Schöpfen, nicht Schaffen. Ein Träumen. Aber wo andere unverständlich bleiben, stammeln und ringen, ist hier wenigstens jenes Maß von Klarheit erreicht wie etwa in der traumhaften Lyrik Heines, nur daß die alte Versbildung aufgegeben ist und alles freier, fast durchweg reimloser Rhythmus — scheinbar abgeteilte Prosa, aber in Wahrheit schwebende, wie Wellengekräusel bewegte Rhythmen.

„Alle diese Gedichte tragen den Charakter der Improvisation; nicht eines, der dichten will, sondern eines, der einem genialen Drang und Zwang folgt, dem es von den Lippen strömt, er weiß nicht, woher es kommt. Einfälle, manchmal wunderbar tiefsinnig, manchmal von einem barocken, an die Grenze des guten Geschmacks streifenden Humor; in Bildern von einer Kraft und Originalität, die in der ganzen neueren Lyrik kaum ihresgleichen hat, und in einer so knappen, drastischen, treffsicheren Sprache breit hingeworfen, daß jedes Wort mitspricht und keins entbehrlich ist. Nichts konventionell, überall persönliche Note. Lyrische Funde darunter von wunderbar packender Stimmung, die tiefste Seele aufrührend. Zusammen eine Poesie mit ganz neuem Gesicht."

Leuchten wir dieser Poesie mit dem ganz neuen Gesicht etwas dringlicher in die Geistervisage. Wir werden dann mit Viktor Blüthgen ein menschliches Rühren fühlen, da er doch von einer Frau, und noch dazu von seiner eigenen, am Narrenseil geführt wurde und es so nicht nur allzu begreiflich ist, daß er sich verleiten ließ, mit Arbeiten herauszurücken, die er wohl nach außen hin vertreten muß, nach innen hin, sich selbst gegenüber, wohl kaum verantworten kann.

### III.

In einer Vorrede (Inspiration) zu den „Klängen aus einem Jenseits" äußert sich Frau Blüthgen über das Entstehen des Mysteriums ähnlich wie ihr Gatte. Sie meint: „Eine durchweg männliche Individualität kommt in dem Buche zur Geltung, kaum ein Ton, der weiblichen Klang hat. Sogar einen Namen hat diese männliche Individualität sich beigelegt: Otto Dalberg. (So heißt nämlich der Kontroll-Otto mit seinem ehemaligen, bürgerlichen Namen.) Man könnte mir antworten, Otto Dalberg gemimt zu haben, aber man lese den Roman meines Gatten, Viktor Blüthgen, ‚Die Spiritisten' nach, und dieser Geist oder Dämon Otto Dalberg wird lebendig werden."

Stabsreklametrompeterei und außerdem eine schöne Geschichte! Viktor Blüthgen beruft sich als Wahrheitsbeweis für die Vorgänge in seinem Roman auf das Modell seiner Frau und seine Frau als Wahrheitsbeweis für ihre Angelegenheit auf ihren lieben Mann und seinen Roman! Jedenfalls wird der Kontroll-Otto als Autor in Anspruch genommen. Ich wende mich an ihn. Ich habe die feste Überzeugung, daß ich in diesem litterarischen Medibumsel gleichzeitig seine hiesige, irdische Filiale, sein Medium Klara Eysell-Kilburger belästigen werde. Das will ich. Der Herr Kontroll-Otto wird mir entschuldigen, daß ich ihm die Bedingungen, die er an eine Kritik seiner Geistheit und Dichtung knüpft, nicht erfüllen kann. Er könnte allerdings verlangen, daß ich den Ober-Kontroll-Otto zitiere. Aber ich bin in diesen Dingen nicht so recht bewandert und muß ihn daher mit den Mitteln vertrösten, die mir Erdenwurm zur Verfügung stehen.

Er geistert also:

„Meine Verse sind wie eine geheiligte Leiche,
An die keine täppischen Hände
Unsanft rühren sollen.
Nur Hände,
Welche die Liebe
Feinfühlich machte,

Die mich berühren
Leise und zärtlich wie Blüten im Frühjahr
Die Stirn der Liebsten,
Wenn unter Kirschenbäumen
Sie wandelt —
Nur solche Hände dürfen
Meine Verse betasten."

Leider habe ich solche Hände nicht und zur Zeit keine Liebe, die sie so „feinfühlich" machte. Noch weniger kann ich seinem Verlangen nachkommen:

„Nur soll man nicht mit plumpen Erdenhänden
Den Jenseitsduft von meinem Fittich streifen,"

weil ich nicht in der Laune bin, mich zu erschießen, damit ich meine „plumpen Erdenhände" los würde und den „Jenseitsduft von seinem Fittich" aufzunehmen in der Lage sei.

Wenn ich die Gewißheit hätte, daß im Jenseits Alkohol konsumiert wird, hätte ich eine Erklärung dafür, daß der Kontroll-Otto so blühenden Blödsinn und immer anders von sich gleich auf den ersten Seiten redet. Ich würde sagen, er war betrunken. Das ist aber nicht anzunehmen. Ich nehme an, daß mich meine plumpen Erdenhände stören und mache dem Kontroll-Otto und seiner irdischen Filiale, Frau Blüthgen, den gewichtigen Vorwurf, daß sie doch nicht diese für gesunde Leute, die ihren Leib hier auf der Erde herumschleppen, ganz unverständlichen jenseitigen Kunstwerke dem Diesseits hätten zugänglich machen dürfen. Was soll man davon denken, wenn der Kontroll-Otto folgendes, zum Teil sich doch wohl widersprechendes behauptet?

„Ich bin ein Geist, der von der Zeiten Schwere
Müde ward im Hirn."

Gut. Also er ist ein Geist mit einem Hirn. Zwei Seiten darauf sagt er:

„Gott selbst kann mir nichts geben,
Denn ich selbst bin ein Gott."

Hm. Ein Gott, der müde ist im Hirn? Ein sonderbarer Gott. Darauf folgt:

„Ich bin nicht mehr lebend
Vor Todesgrauen."

Also er ist ein Geist mit einem Hirn, ein müder Gott, der Todesgrauen empfindet und nicht mehr lebt. Darauf:

„Ich bin nicht Knecht, nicht Herr . . .
Und weine mir die Geisteraugen aus."

Also er ist ein Geist mit einem Hirn, ein müder Gott, der Todesgrauen empfindet und nicht mehr lebt, kein Herr und kein Knecht ist und sich die Geisteraugen ausweint. Danach erfahren wir:

„Ich bin ein Tier, das am Verenden ist,
Und das die Hand des Herrn noch sterbend leckt."

Also er ist ein Geist mit einem Hirn, ein müder Gott, der Todesgrauen empfindet und nicht mehr lebt, kein Herr und kein Knecht ist, dafür ein Tier ist, das am Verenden ist, die Hand des Herrn noch sterbend leckt und sich die Geisteraugen ausweint. Ich glaube, ich kann es danach aufgeben, seine Persönlichkeit in menschlichen Begriffen festzuhalten, hacke bereits hier, schon damit die Satzschlange seiner Eigenschaften nicht ins unermeßliche steige, dieser Schlange wohlgemut Kopf und Schwanz ab und wende mich einigen seiner Erzeugnisse im besonderen zu. Ein Gedicht lautet:

„Erst war mein Leben wie ein Luftballon,
So aufgedunsen voll von großer Hoffnung,
Zur Sonne geradewegs hofft' ich zu steigen. —
Da nahm das Schicksal das Ventil zur Hand,
Und langsam, langsam kam der Luftballon
Ans Ende seiner Füllung."

Der Vergleich ist wunderschön. Nur weiß ich nicht, ob man einen Luftballon mit Hoffnung füllt, ich dachte immer mit Gas, und kann mir mit bestem Willen nicht erklären, wie es besagter Luftballon anstellte, ans Ende seiner Füllung zu kommen. Vielleicht waren es zwei Luftballons, und einer besuchte den andern gerade zu der Zeit, als der eine den Rest seiner Füllung von sich gab. So „kam der Luftballon ans Ende seiner (des andern Luftballons) Füllung". Das ist wohl eines von den Gedichten, die nach Blüthgens Meinung „wunderbar tiefsinnig" sind und „Bilder von einer Kraft und Originalität" aufweisen, „die in der ganzen neueren Lyrik kaum ihresgleichen haben".

Ein noch großartigeres Gedicht, das nach Viktor Blüthgen wohl zu den Gedichten gehört, die einen „lyrischen Fund" bedeuten, „von einer wunderbar packenden Stimmung, die tiefste Seele aufrührend", ist dieses:

„Auf meinem Grabe geht eine Herde Gänse spazieren,
Schnatternd und gackelnd
Und so vergnügt,
Daß man glauben möchte,
Es könne für Erdengänse
Nichts so Vergnügliches geben,
Als auf Gräbern zu wandeln."

Ich nenne dieses Gedicht großartig, weil man Schlüsse auf die leibliche Größe des Kontroll-Ottos ziehen kann. Der Mann muß ein Riese sein und eine ganz staunenerregende Ausdehnung haben, da auf seinem Grabe so viel Platz ist, daß eine Herde Gänse darauf spazieren gehen kann. Daß die Gänse schnattern und gackeln, interessiert mich weniger, da man von Gänsen nicht erwartet, daß sie krähen oder gar brüllen. Und geradezu häßlich finde ich es vom Kontroll-Otto, daß er den guten Erdengänsen nicht einmal das bißchen Vergnügen vergönnt, auf seinem Grabe zu wandeln. Ich hätte so etwas nicht von einem Geist mit einem Hirn erwartet, noch weniger von einem

müden Gott, am allerwenigsten aber von einem, der nicht Herr und nicht Knecht ist und sich die Geisteraugen ausweint. Aber der Kontroll-Otto hat manchesmal den Geisterschalk im Geisternacken. Er berichtet über den Durchbruch des Humors bei Geistern also:

„Ein Geistermann sah aus dem Jenseits nieder
Und lachte, bis die hellen Geistertränen
Ihm von den Backen kollerten."

Der Herr wird doch nicht etwa die Gedichte seines Kollegen in spiritu erspäht haben! Man müßte ihm dann sein unkommentmäßiges Lachen verzeihen. Übrigens endet dieses Gedicht ungemein plastisch und anschaulich:

„So sprach der Geistermann
Und schlug das Fenster
Vom Jenseits zu."

Wenn nur die Fensterscheibe vom Zuschlagen nicht in Stücke gegangen ist! Daß das Jenseits Fenster hat, habe ich noch nicht gewußt. Man lernt eben nie aus.

Und wenn das folgende Gedicht nicht ulkig ist, dann ist es von einem solchen Tiefsinn, daß man den Sinn nicht erspähet, weil er so tief liegt. Victor Blüthgen sagt: „Wo andere unverständlich bleiben, stammeln und ringen, ist hier wenigstens jenes Maß von Klarheit erreicht, wie in der traumhaften Lyrik von Heine." Betrachten wir „jenes Maß von Klarheit".

„In grauen Wolkenfetzen hing der Mond,
Ein Bettlerskind mit lilienweißem Körper,
Der durch die Lumpen leuchtet."

Wer? Der Mond leuchtet durch die Lumpen? Und was macht das Bettlerskind?

„Das Mondenkind war krank und schwermutsvoll."

Um Gotteswillen, wer ist das Mondenkind! Und was hat es mit den Wolkenfetzen und dem Bettlerskind zu schaffen? Und mit den Lumpen, durch die etwas leuchtet?

„Es hatte lange sich im All herumgetrieben."

So? Ein Mondenkind gehört jedenfalls auf den Mond und nicht ins All.

„Und hatte keinen Mann gefunden."

Wozu braucht es einen Mann? Ich resigniere und schreibe den Schluß dieses Gedichtes ohne Glossen nieder.

„Das war ein Mißgeschick, das man beschreiben,
Doch kaum begreifen kann.
Und als es endlich einen Mann gefunden,
Den Mann im Mond,
Hält es ihn allzu fest,
Umklammert ihn mitsamt dem Reisigbündel,
Damit nur ja kein Mensch und auch kein Gott
Den Mann, den einz'gen Mann ihm nehmen soll."

Kann man unter diesen Umständen die folgende Geistelei übelnehmen? Man kanu sie nicht übelnehmen.

„Und auf dem Anger, wo die Kühe weiden und Schafe,
Glaubt man einen Geist auf dem Boden zu sehen."

Schafe und Kühe sind allerdings die richtige Gesellschaft für diesen Herrn. Nun erfährt man, was der Geist auf dem Boden zu suchen hat und welch tiefsinnigsten Betrachtungen er sich hingibt?

„Hockend am Boden gekrümmt und die Kniee gestrafft
Und den Kopf gesenkt im Denken an etwas,
Etwas, das war und doch nicht war,
Etwas, das sein wird und nicht sein wird."

Man muß unbändig nachdenken, ehe man dieses Geheimnis enträtselt. Ich habe unbändig nachgedacht und bin zu der Überzeugung gelangt, daß das erste meine Butterbemme von heute vormittag ist. Bevor ich sie gegessen habe, war sie, und nachdem ich sie gegessen hatte, war sie nicht. Das zweite ist zweifellos meine Butterbemme von morgen.

Nicht minder unterhaltend ist der Kontroll-Otto, wenn er von Liebe flötet. Er singt:

„Dein Haar zeigt weiße Fäden, Erdenweib."

An Frau Blüthgens Stelle ließe ich mir diese Anrede nicht gefallen.

„Gib mir das Recht, um dir das weiche Haar
Zu küssen."

Um dir zu küssen? Das um ist gut. Der Kontroll-Otto hat im Jenseits die Regeln der deutschen Grammatik verschwitzt. Ob ein Geist im Jenseits schwitzt? Nun, wenn er im Jenseits liebt, warum soll er nicht schwitzen! Er sagt ja selbst:

„Alle Quellen der Welt löschen das Feuer nicht,
Das du in mir entzündet."

Da wird er wohl schwitzen.

Das Liebesverhältnis zwischen Diesseits und Jenseits nimmt aber nun gar eine intimere Färbung an und erhebt sich damit vom niederen Stumpfsinn zum höheren Wahnwitz.

Ich habe über den intimeren Verkehr zwischen der dritten und vierten Dimension nicht viel gefunden, doch immerhin so viel, daß ich Grund genug habe, anzunehmen, er habe jedenfalls stattgefunden. Der Kontroll-Otto macht nämlich gar vertrauliche Mitteilungen:

„Deinen bösen Leib, der milchweiß ist und von Düften trieft
Wie weißen Flieders Dolden
In mondschwerer Nacht."

Ja, ja, Fliederparfüm riecht gewöhnlich nach Flieder.

„Deinen Leib, der mich berührte,
Sich an mich schmiegte
In schauernder Wollust."

Aber Kontroll-Otto! Wer wird denn so indiskret sein!

Nun scheinen einige Gedichte zu fehlen. Denn plötzlich ist ein Kind da.

„Nun ist mein Kind zur letzten Ruh gegangen,
Ich zog ihm noch sein weißes Kleidchen an
Als Sterbehemd . . .
Und seine Mutter sitzt daneben
Und singt ein Schlummerlied."

Schade, daß das Kind eine Totgeburt ist. Als Monstrum und Bindeglied zwischen dritter und vierter Dimension hätte es auf jedem Jahrmarkt Furore gemacht.

Daß sich aber der Kontroll-Otto so weit mit einem „Erdenweib" einläßt, nimmt mich wunder, da er im allgemeinen eine ziemlich niedrige Meinung vom Weibe hat.

„Das Weib, das immerdar das böse ist . .
Verführung blitzt aus seinen Augensternen,
Sein Wuchs deut Falschheit."

Da scheint der Kontroll-Otto nur verwachsene Damen kennen gelernt zu haben.

„Wankelmut tut seine Stirne kund,
Und seiner Hüften wohlgerundet Fleisch
Schaut uns mit Wollust an."

Da hat das Fleisch für Geister Augen. Mich hat noch kein Fleisch angeschaut.

Damit man nicht meine, ich suche absichtlich die schwächlichsten Stellen des „Werkes" heraus, um sie in kleinlicher Manier zu zerfasern und lächerlich zu machen, blättere ich in dem Buche und setze ein paar Strophen hierher, wahllos, wie sie sich mir bieten:

„Osterwasser brächt ich dir gerne,
Aber meine Geisterarme haben nicht die Kraft,
Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen —"

Das wäre ja der beste Beweis, daß der Kontroll-Otto ein schwacher Geist ist!

„Ich bin ein Geist geworden . . .
Ich kenne das Jenseits wie mich selbst,
Kenne die Bewohner des Wunderlandes,
Aber den Herrscher,
Den König,
Gottvater
Habe ich niemals gesehen."

Ich kann dem Kontroll-Otto Auskunft geben, wann er Gottvatern vielleicht sehen wird. Er sagt:

„Es braucht nur eine kurze Spanne Zeit,
Und ich bin tot,
Dann gehe ich zu höhern Sphären ein."

Also, wenn er noch gar nicht ganz tot ist, wie will er Gottvatern sehen wollen? Er soll warten bis er „zu höheren Sphären" eingegangen ist, dann wird er „den Herrscher, den König, Gottvater" vielleicht sehen, und wenn da nicht, dann soll er Geduld haben, bis er zu noch höhern Sphären eingeht u. s. w.

„Als noch gesträubtes Schlangenhaar die Stirn umgab,
Als meine Augen groß und weit geöffnet
Alles Leben anstarrten,
Damals war ich noch glücklich."

Schlangenhaar? Stirne umgeben? Glücklich sein? Du lieber Gott, warum verklebst Du Deinem Geiste nicht das Geistermaul. Der Geist fährt fort:

„Nun haben die Schlangenhaare sich gebeugt,
Meine Augen haben nichts mehr erspäht,
Was zu töten verlohnte.
Alles Leben ist hingegangen,
Alles Leben ist heimgekehrt
Zum Mutterschoße der Erde.
Nur ich selbst lebe,
Nur ich selbst bin noch voll Drang
Zu leben.
Leben heißt für mich töten."

Ein liebenswürdiger Kerl, der Kontroll-Otto! Aber wie stimmt das, wenn er später von sich behauptet:

„Ein guter Geist schrieb dieses Buch . . ."

Es stimmt nicht.

„Was ich erlebt,
Erlebt kein Mensch mit Sinnen,
Die nicht erkrankt schon sind
Im Wahnsinn."

Also ist der Kontroll-Otto für menschliche Begriffe wahnsinnig. Das hab ich mir doch gleich gedacht und sogar noch mehr, ich . . .

## IV.

Ich könnte noch mehr anführen von dieser Poesie mit dem „neuen Gesicht". Aber ich will nicht. Ich glaube, das bisherige genügt, jedem deutlich zu machen, daß sich der Kontroll-Otto nicht nur für menschliche Begriffe als wahnsinnig darstellt, sondern womöglich noch einer jenseitigen Irrenanstalt entsprungen ist und von seinem Geist etwas an Frau Blüthgen abgegeben hat. Frau Blüthgen möchten wir allerdings bitten, nächstesmal bei etwaigen weiteren Gehirnwucherungen den Kontroll-Otto nicht mehr vorzuschieben, weil wir dann bösartig genug wären, ihr nachzuweisen, daß ein Geist bei derartigen — sagen wir — Entgleisungen unmöglich mitgewirkt haben kann. Und wenn Herr Blüthgen nächstens seine Frau fragt: „Klara, was tust du?" und sie antwortet ihm: „Ich habe Inspirationen", dann soll er darüber nicht einen Roman, Rundschreiben und Anzeigen verfassen, sondern ihr einfach und kurz erwidern: „Klara, hab die lieber nicht."



# Der erste Zuhälter

von Karl Ettlinger-München*)

Das deutsche Strafgesetz diktiert eine Gefängnisstrafe nicht unter einem Monat der „männlichen Person, welche von einer Frauensperson, die gewerbsmäßig Unzucht treibt, unter Ausbeutung ihres unsittlichen Erwerbes ganz oder teilweise den Lebensunterhalt bezieht, oder welche einer solchen Frauensperson gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz in Bezug auf die Ausübung des unzüchtigen Gewerbes Schutz gewährt oder sonst förderlich ist (Zuhälter)."

Wie alle deutschen Gesetze, die sich auf die Prostitution und deren Begleiterscheinungen beziehen, ist auch dieses Gesetz unvollkommen und unbrauchbar. Es gibt fast keinen Gewerbetreibenden, der nicht dem Wortlaut dieses Gesetzes nach Zuhälter ist. Der Friseur, der der Prostituierten Schminke u. s. w. liefert, bezieht einen Teil seines Lebensunterhalts von ihr. Bäcker, Schneider, Metzger, das Dienstmädchen — alle sind nach dem Wortlaute des Gesetzes strafbar. Hingegen berücksichtigt die Gesetzgebung eine Sorte wirklicher Zuhälter nicht. Der Mann, der seinem Vorgesetzten gegenüber gelegentlich ein Auge zudrückt, weil ihm ein Orden, ein Titel winkt, ist unbedingt ein Zuhälter. Ich möchte deshalb den Begriff Zuhälter folgendermaßen definieren:

„Wer aus fremder Unzucht ohne materielle Gegenleistung Nutzen zieht, ist Zuhälter."

Auch diese Definition ist nicht ganz einwandfrei, da ich Zuhälter und Kuppler in den Begriff „Zuhälter" zusammenfasse. Aber sie erscheint mir doch am meisten den Punkt zu betonen, der das Verbrechen ausmacht und ich habe sie deshalb meiner Abhandlung zu Grunde gelegt.

Wo es eine Prostitution gibt, gibt es auch ein Zuhältertum. Wo Aas ist, sammeln sich die Geier. Wieweit das Zuhältertum Folge, wieweit es Ursache der Prostitution ist, werde ich ein andermal behandeln. Hier ist es mir nur darum zu tun, die historische Rolle des Zuhältertums zu schildern, den Einfluß, den es auf die geschichtliche Entwickelung der Erdbewohner, auf Künstler und Philosophen, ausgeübt hat. Und dieser Einfluß war weit mächtiger, als man glauben könnte. Prostituierte und Zuhälter sind Verbrecher, aber manchem Verbrecher war die Nachwelt zu großem Danke verpflichtet, denn im Grunde genommen sind alle Verbrecher nur ein Teil „von jener Kraft, die stets das Böse will, und stets das Gute schafft".

Die ersten geschichtlichen Spuren weisen nach Chaldäa, dort haben wir die ersten Menschen, dort haben wir auch die ersten Prostituierten und folglich auch die ersten Zuhälter zu suchen. Ich berücksichtige hier natürlich nicht die Zustände des „Urmenschen-Anarchismus". Es ist ja möglich, daß schon bei diesen eine Prostitution existierte. Der Mann hatte ein Stück Wildpret erlegt und gab dem Weib einen Teil davon gegen Hingabe ihres Leibes. Nun hatte ein besonders starker Mann ein Weib, das ihm gefiel, für sich allein „gefangen". Die anderen trugen auch Verlangen nach dieser Urschönen, und — der glückliche Besitzer gestattete ihnen die Benutzung seines Kleinods für einen schönen Stein, eine scharfgeschliffene Muschel u. s. w. Es ließe sich also auch schon in der vorhistorischen Zeit ein Zuhältertum denken. Man pflegt gewöhnlich die Sitten der Naturvölker zum Vergleich mit den Sitten der Urmenschen heranzuziehen. John Matheu erzählt, daß die australischen Eingeborenen ihre Weiber manchmal gegen „Mietslohn" überlassen. Ebenso steht es fest, daß die Queen-Charlotte-Insulaner oft ihre Weiber prostituieren; dasselbe ist uns von den Crees, aus Nukahiwa, aus Kalifornien und anderen Ländern berichtet worden. (Vgl. Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe.) Hierbei muß jedoch berücksichtigt werden, daß diese Verbrechen erst seit der Berührung mit „civilisierten" Völkern unter der Urbevölkerung vorkommen. Der Wilde ist von Natur sehr eifersüchtig. Es läßt sich also aus seinem Zuhältertum kein Schluß auf ähnliche Zustände unter den Urmenschen schließen; und auf Hypothesen darf sich ein ehrlicher Geschichtsforscher nicht einlassen. Sein „Pensum" beginnt bei Chaldäa.

Und welche Art von Prostitution gab es dort? — Die sogenannte „religiöse Prostitution". Jede Frau hatte bei den Babyloniern einmal im Jahre den Tempel der Melitta aufzusuchen und dort sich irgend einem fremden Manne hinzugeben. Sie durfte nicht weggehen, ehe ihr ein beliebiger Fremdling ein Geldstück zugeworfen und mit ihr den Beischlaf vollzogen hatte. Die schönen hatten nicht lange zu warten, aber die häßlichen blieben — wie Herodot berichtet — manchmal mehrere Jahre im Tempel sitzen.

Was geschah nun mit dem empfangenen Geldstück? Durfte es die Frau behalten? — Nein!

*) Aus einer größeren Arbeit „Der Zuhälter in der Geschichte".

„Es mußte der Göttin geopfert werden.“ Wer aber war der irdische Stellvertreter der Göttin? — Es waren die Priester. Mit anderen Worten: Die ersten Zuhälter waren Priester. Diese Wahrheit ist von größter kultureller Bedeutung. Wir werden sehen, daß das Priestertum fast niemals auf diese Einnahmequelle verzichtete. Gerade in den letzten Tagen kam die Nachricht aus Spanien, daß ein Teil der Hurensteuern zum Bau von Klöstern verwandt wird. — Wir wissen aber auch, daß sich die Priester nicht darauf beschränkten, die Zuhälter von Frauen zu sein, sondern daß sie auch aus der widernatürlichen Unzucht Nutzen zogen. Die Priester der Midianiter, die Baal-Phegor anbeteten, mieteten sich junge Päderasten, die sich zu Ehren ihres Gottes und zum Vorteil seiner Priester verkauften. Noch mehr, die Priester erzogen auch junge Hunde, die sie zu widernatürlichem Gebrauch dressierten und gegen Bezahlung perversen Lüstlingen in den Tempelhainen überließen. Der Mensch als Zuhälter von Hunden — eine würdige Rolle. Wir werden in den nächsten Kapiteln sehen, daß dem Zuhältertum der Priester bald eine Konkurrenz erwuchs in den Verwandten der Frau und schließlich im Staate, der ebenso wie das Priestertum dieses Bereicherungsmittel niemals wieder aufgab.



# Der alte Magister

von Oscar Levertin (Stockholm)

Lektor Gabriel Herrlaenius kehrte in der Winterdämmerung von einer Reihe Familienbesuche heim. Es war Onkel Kaspers Geburtstag gewesen, aber da Gabriel einmal bei ihm draußen war, sprach er auch bei Tante Malwine, Muhme Leontine und den verehrten Alten, seinen lieben Eltern, vor. Denn alle Herrlaeniusse wohnten nahe beieinander, unter den Ulmen auf dem traulichen Friedhof der kleinen Stadt. Alle Herrlaeniusse der Welt lagen übrigens auf Kirchhöfen, außer einem einzigen, und das war eben Gabriel selbst. Wenn er starb, dann blieb keiner mehr übrig. Denn er war unverheiratet, und die Familie hatte überdies schon lange, wie Gabriel in geheimnisvollem Tone anzudeuten pflegte, den Kindermangel eines gealterten Geschlechtes und seine vornehme Neigung, auszusterben, gezeigt. Aber ein vornehmes altes Geschlecht war es, und seine Sprossen hatten es in früheren Tagen sowohl weit in den Graden gebracht, wie stets Überfluß an Kontanten gehabt, obgleich sie sich in letzterer Zeit eigentlich mehr durch ihr Pech und ihre guten Herzen auszeichneten. Gabriel konnte tausend Geschichten von diesen beiden Familienzügen erzählen, ohne daß es einem doch ganz klar wurde, ob zwischen dem Pech und dem Zartgefühl unter den Westenknöpfen irgend ein Zusammenhang bestand. Aber wenn Gabriel erzählte, wie Onkel Kasper ein förmlicher Krösus hätte werden können, wenn er sich nicht aus reiner Beständigkeit geweigert hätte, zu Gott gefälliger Zeit gewisse Wertpapiere einzukaufen, oder wie der selige alte Gottschalk, sein eigener Vater, als Professor des Kontrapunkts an der musikalischen Akademie in Stockholm angestellt worden wäre, wenn er nicht den Einreichungstermin versäumt hätte, so wie er immer zu spät zu Dampfschiffen und Diligencen kam, dann fügte er regelmäßig hinzu, an seinem Käppchen rückend: „Aber das war auch ein echter Herrlaenius!“

Mehr als einmal war diese Bemerkung auch an diesem Winternachmittag auf seine Lippen gekommen, einem der vielen Gedenktage, an denen er die Familie auf dem Friedhof besuchte und langsam über die Gehpfade zwischen all dem Schnee, der die Toten deckte, wanderte.

Aber nun kehrte Gabriel durch die Winterdämmerung in gutem Humor heim. Onkel Kasper war immer ein fideles Haus gewesen und sein Geburtstag ein Freudentag. Gabriel war überzeugt, daß die Familie auch heute abend in irgend einer Weise um den Alten versammelt war, dort oberhalb der Wolkenzipfel, wenn auch nicht gerade wie einstmals in der Welt bei dem Fluidum einer ostindischen Bowle plaudernd.

Die leblose Dunkelheit der Schneelandschaft und die Einsamkeit der Wanderung erhöhte bei Gabriel nur die Schärfe der Erinnerungen, und mit wunderlicher Deutlichkeit glaubte er den längst gesprengten Familienkreis auf den anilinroten Möbeln um die Bowle sitzen zu sehen. Kasper selbst thronte in der Mitte, stolz und gerade wie ein alter General mit seinem weißen Bart. Trotz seiner sechzig Jahre klang es noch ganz glaubhaft, wenn er von den Stockholmer Bravaden seiner Jugend erzählte, aus der Zeit, als er und Belletti eines Nachts im bloßen Hemde eine brennende Bowle auf der Österlanggasse auf und ab trugen,

und die Muffbälle im Kirsteinschen Hause regelmäßig mit dem Rufe schlossen: „Pirre Horn und Kasper Herrlaenius müssen Prügel haben!"

„Ja", sagte Kasper, „ich erinnere mich noch, wie so ein Ladenschwengel, der wegen eines kleinen Mädchens in Boivins Handschuhladen auf mich eifersüchtig war — hm, übrigens nicht ganz ohne Grund —, den sogenannten starken Weinzapfer auf mich richtete. Das war in der Dunkelheit hinter dem Ritterhause. Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen, was er sagte: „Ich will dir deine Reversseite rot und weiß malen", sagte er, „verdammter Obelisk!""

Kasper Herrlaenius erhob sich zu seiner ganzen Länge, um die letzte Titulatur zu erklären, und sah in dem kleinen Holzhäuschen aus wie ein Riese in einem Spielwarenhaus aus Papiermaché.

„Aber diesmal hatte sich der Weinzapfer schon in der Flasche geirrt, und ich ließ ihn augenblicklich wie einen der Zwirnhandschuhe des kleinen Mamsellchens über eine Planke voltigieren."

Onkel Kasper fuhr fort zu sprechen, und seine Worte rissen die ganze Gesellschaft mit. Es war, als wenn man zusammen auf einer großen Galeasse an einem frühlingsmilden Maiabend sachte nach Stockholm hineinsegelte. Da lag die Blockhauslandspitze mit ihren weißen Häusern, ihren Zollschnüfflern und dem ersten Begrüßungsbecher mit dem starken Oportowein der Schiffer. Da rauschten die alten Linden und Eichen von Valdemarsudden über den Heben und Drehorgeln des Tiergartens und den Anemonen der Dreifaltigkeitsnacht in dem tauigen Gras. Da dampfte Beckholmen wie eine große Branntweinbrennerei. Dann landete man in Stockholm. Karl Johanns Vorreiter ritt mit der leuchtenden Fackel wie ein Blitzgott vorbei an dem radikalen Café la Croix, und während das Mondlicht aus zerrissenen Wolken über Rosenbad, den Strom und die Stintfischer fiel, zitterte durch die maihelle Stockholmer Nacht ein Wiederklang von Jenny Linds Stimme.

„Mamsell Lind, das war übrigens eine Zierpuppe", sagte Onkel Kasper. „Da lobe ich mir die Taglioni."

Bei diesen Worten brach ein wilder Lärm aus. Die ganze Familie protestierte, und zwar um so eifriger, als man es nicht ertrug, Kasper allein das Wort führen zu lassen. Freilich war sein Geburtstag, aber deswegen konnte doch auch jemand anderer den Mund aufmachen.

„Kasper ist ein ganz verdorbener Geselle, das wissen wir schon längst", sagte Tante Malwina, die schlecht hörte und nicht recht verstand, weshalb geschrieen wurde. Sie schüttelte sich, so daß der weite Bombasinrock rauschte.

„Was sind das für äquivoke Dinge, die er da sagt, der schlechte Kerl?" sagte sie und führte eifrig das Hörrohr ans Ohr.

„Ach ja, die Taglioni", seufzte Tante Leontine, die kleine rosige und lächelnde Alte, die noch seit einem längst vergangenen Stockholmer Winter einen koketten Souperhut mit zwei weißen Federn auf dem Kopfe trug. Sie hob mit ihren kleinen dicken Fingerchen die Seidenpuffen der blumigen Polonaise und machte einen kleinen Tanzschritt mit den Goldlackschuhen.

„Soll hier schlecht von Jenny gesprochen werden, dann möchte ich bitten, mich zuerst entfernen zu können." Es war Gabriels Vater, der Organist, der in diesem Kapitel keinen Scherz vertrug, obgleich er sonst die Nachgiebigkeit selbst war, und seine blasse, schwärmerische Frau, ein Windhauch mit ein paar großen schwarzen Augen, drückte zustimmend die Hand des Mannes, während sie in ihrem Innern wie Psalmengesang die große Arie aus „Norma" hörte.

„Silentium! wenn ich bitten darf", rief Kasper. „Wir wollen uns doch an meinem Geburtstag nicht in die Haare geraten."

Dann hob er den großen Silberschöpfer aus dem kunstvollen Gebräu der Bowle aus Rheinwein, Punsch, Arrak mit der Quintessenz von Muskat und altem Kirschwasser und füllte die Gläser, während das weiße Haar wie Wellenschaum um seinen Kopf stand.

Während Gabriel alle diese Bilder vor sich sah, war er von den Schneefeldern in das Städtchen hereingekommen. Der Gasschein von Laternen und Ladenfenstern fiel auf sein Gesicht. Aber im selben Augenblick, in dem es rings um ihn hell wurde, senkte sich ein dichter, dunkler Vorhang vor seinen inneren Blick. Eben hatte er noch jedes Muster im Teppich zu unterscheiden geglaubt, jede Runzel in den lieben alten Gesichtern. Nun erhob sich eine undurchdringliche schwarze Mauer vor seiner Phantasie. Er stapfte einsam durch Schnee und Dunkelheit. Es wurde so still in seinem Innern, wie wenn Glockengeläute aufhört, und es graute ihm, heim in seine Einsamkeit zu kommen.

Als er zu Hause war, ging er unruhig in seinem Zimmer auf und nieder. Die Schwermut kam, und da konnte es am besten sein, lieber gleich ein Weilchen in dem „Allerheiligsten" Trübsal zu blasen. Gabriels „Allerheiligstes" war ein kleines Zimmer, ganz unverändert seit der Zeit seiner Eltern, in das er sich wie in eine Geheimkammer zurückzog, wenn ihm ernst oder nachdenklich zu Mute war. Dort drinnen bildeten die alten Stühle aus schwarzem Birnholz eine magnetische Kette um das Album und die Stereoskopbilder des Diwantisches. Da

stand in der hohen Fensternische seiner Mutter Nähtisch mit halb herausgezogener Lade, so daß man in den Fächern Seiden in kühl roten und grünen Tönen sah, wie sie im Handel nicht mehr gangbar waren, und auf der Tischplatte lag noch ihr Lieblingsbuch, Stagnelius, mit gepreßten Blumen und Lesezeichen aus Stramin zwischen den Blättern. Hier stand das Violoncell des Vaters und das hohe Regal mit seinen handgeschriebenen Kompositionen. Aber die Porträts der beiden Alten auf den Daguerreotypien über dem Sofa waren verblaßt, so daß sie ein paar Schattenbildern der Dämmerung glichen, die im Begriffe sind, zu entschweben, wenn die Lampe hereingetragen wird.

Von der Mutter, die gestorben war, als er noch ein Kind war, hatte Gabriel nur ein Paar große schwarze Augen in der Erinnerung und ein Rauschen um eine schmächtige Gestalt, so wie von glattem weißem Mussein. Aus dieser Kinderreminiscenz und Stagnelii Sternversen bildete Gabriel ihre Gestalt, ein zartes, flugbereites Wesen, das auch in einer Mainacht davonflog, zu den Aeonen des Sonnenfürsten, von denen sie, nach ihren Gedichtbüchern zu urteilen, in der Fensternische hinter ihren Hyazinthen so viel geträumt zu haben schien.

Mit ganz anderer Klarheit lebte der Vater vor seinen Augen. Er gehörte zu jenen Uhrwerken, die sich nur langsam selbst abnutzen. Jahr für Jahr hatte Gabriel ihn zusammenschrumpfen und grau werden sehen, am Sonntag die Domkirchenorgel spielend und die Zwischenzeit zum Komponieren verwendend. Er schrieb Oratorien und Messen, Symphonien und Sonaten, die niemals aufgeführt wurden oder erschienen. In jüngeren Jahren hatte er noch gekämpft, um seine Tondichtungen vor die Öffentlichkeit zu bringen, aber mit so wenig Erfolg, daß er später, als er als gealterter und einsamer Organist in der kleinen Stadt festsaß, nur mehr für sich selbst schuf. Die Werke wurden für die Familie gespielt. Dann schrieb er große Partituren mit den Stimmen aus und legte alles in hohen Stößen auf die Regale. Die Opuszahl wuchs und wuchs, aber der Organist wurde darum nicht bekannter. Nur das kleine Capriccio für Violoncell war und blieb das, was seine Musik der Welt offenbarte. Eben nach Leipzig gekommen, hatte er es als ganz junger Mensch in einer Gesellschaft gespielt. Aber als er zu Ende war, hörte er den Applaus mit einem einzigen Ruck plötzlich abbrechen und sah das Publikum schweigend einen stattlichen Mann betrachten, mit schwarzem, krausem Haar, großer Nase, Leibrock und einem Solitär auf der Hemdbrust. Der Mann schritt schweigend auf das Klavier zu, an dem er selbst saß. „Das ist Mendelssohn,“ flüsterte die Begleiterin und stieß ihn mit dem Ellbogen an. Gottschalk wurde rot und blaß. Die Lichter und die Menschen versanken für ihn. Er hielt sich am Flügel fest und erhob sich, aber der Maestro lächelte mit seinen großen, schwarzbraunen Sammetaugen und sagte munter: „Brav gespielt! Wird mal was draus werden!“

So wurde Gottschalk Herrlaenii Capriccio bekannt und gedruckt, die einzige von seinen vielen Arbeiten. „Es ist ein kleiner Schmarren mit einigen Fiorituren für einen jungen Cellisten und ein paar Ländlermotiven“, pflegte er in älteren Jahren heftig zu sagen, wenn er davon sprach oder daran dachte, daß er seither so viel tiefere, gelehrtere und bessere Sachen geschrieben hatte, die sich nicht ihren Weg hatten bahnen können. Aber dennoch konnte er es nicht lassen, das Stück im geheimen zu spielen. Es war das einzige seiner Werke, das lebte. Menschen hatten zu den Tönen gelächelt, Passagenwerk und Thema mit ihren Ideen und Einfällen erfüllt. Die Melodie war mit ihnen zu Tische und zu Bett gegangen, während all das andere tot wie unabgeschickte Briefe auf dem Regal lag. Aber je vertrockneter der kleine Organist unter seinem üppigen Musikantenhaar wurde, desto weniger kapriziös klang von dem müden Bogen das Capriccio seiner Jugend. Die fröhlichen Ländlermelodien für warme Burschen und Dirnen wurden grotesk wie Melodien zum Tanz von Greisen und Greisinnen in einem Armenspittel. Aber wie das winzige verkleinerte Bild auf einer Quecksilberkugel sah der Alte in der Ferne einen jungen, blonden Schweden, der, an einen Flügel gelehnt, befangen und sich verbeugend dastand, während ein Paar große jüdische Sammetaugen ihn freundlich anlächelten: Wird mal was draus werden!

Gabriel dachte an all das und wie er nie ohne Rührung, seit er erwachsen war, den Vater hatte spielen sehen können. Das kam auch daher, daß dieser, als Gabriel klein war, den Jungen — es war wohl alte Gewohnheit — zwischen die Kniee zu stellen pflegte, genau so wie er es mit dem Greifbrett oben am Cello tat, ein bißchen brummte und polterte, und dann konnte es den ganzen Abend Märchen und Geschichten geben, so, wie es auf dem Cello Musik gab.

Aber wenn Gabriel sich an das erinnerte und an tausend kleine Züge dazu, die hier im Zimmer der Eltern wieder auflebten, da ward es ihm schwer ums Herz. Es war nicht seine eigene Einsamkeit, die ihn bedrückte. Nicht er selbst, Gabriel, war es, der fortleben wollte. Seine Knaben würden Gottschalk und Kasper geheißen haben und die Mädchen nach der Mutter und den Tanten. Aber das Furchtbare, daß alle Erinnerungen an die, die er mit dem blinden Instinkt und der Macht des Blutes geliebt hatte, mit ihm selbst dahin-

gehen sollten, ließ ihn erschauern, wie wenn man einen Stein in eine leere schwarze Tiefe versinken sieht. Auch der Kaltsinnige erbebt bei dem Gedanken an den Untergang eines Volkes, und es war ein ganzes kleines Volk, das seine Geschichte, seine Helden und Besiegten und seinen Namen gehabt hatte, der mit ihm selbst ins Grab sinken würde. Niemand würde mehr Herrlaenius heißen, und auf dem Kirchhof würde der Name allmählich auf den vernachlässigten Grabsteinen verwittern, und die Besucher würden zerstreut die Lettern zusammenbuchstabieren und über den alten, kuriosen Namen lächeln, so wie wenn man in einer Rumpelkammer ein veraltetes Kleidungsstück findet, das unnütz und ohne Sinn ist.

Gabriel drückte das Käppchen tief in die Stirn, und obgleich er nicht spielen konnte, nahm er das alte Instrument des Vaters aus seinem Kasten, stellte es zwischen seine Kniee und tastete mit dem Bogen über die längst entschlafenen Saiten. —

# Vom modernen Drama und modernen Theater

von August Strindberg. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Emil Schering

(Fortsetzung und Schluß).

„Es ging auch, und die Theaterpedanten, welche gegen Hillen behauptete, daß nur eine sehr geübte, sehr erfahrenen Person einer solchen Rolle Genüge bieten könne, wurden beschämt. Diese junge Aktrice war die Frau des Komödianten Colley Cibber, und der erste Versuch in ihrem achtzehnten Jahre ward ein Meisterstück. Es ist merkwürdig, daß auch die französische Schauspielerin, welche die Zaïre zuerst spielte, eine Anfängerin war. Die junge reizende Mademoiselle Gossin ward auf einmal dadurch berühmt, und selbst Voltaire ward so entzückt über sie, daß er sein Alter recht kläglich bedauerte.

„Die Rolle des Osman hatte ein Anverwandter des Hill übernommen, der kein Komödiant von Profession, sondern ein Mann von Stande war. Er spielte aus Liebhaberei und machte sich nicht das geringste Bedenken, öffentlich aufzutreten, um ein Talent zu zeigen, das so schätzbar als irgend ein anderes ist. In England sind dergleichen Exempel von angesehenen Leuten, die zu ihrem bloßen Vergnügen einmal mitspielen, nicht selten. „Alles, was uns dabei befremden sollte, sagt Voltaire, ist dieses, daß es uns befremdet. Wir sollten überlegen, daß alle Dinge in der Welt von der Gewohnheit und Meinung abhangen. Der französische Hof hat ehedem auf dem Theater mit den Opernspielern getanzt; und man hat weiter nichts besonderes dabei gefunden, als daß diese Art von Lustbarkeit aus der Mode gekommen."

Um indessen zu M. Antoine zurückzukehren, so hatte dieser ein lebhaftes Gefühl dafür, daß das neue Repertoire nicht von alten Schauspielern gespielt werden konnte, und darum fing er von Anfang an. Aber er sah auch ein, daß das neue psychologische Drama, dessen Kommen er erriet, und von welchem er bereits einige Proben hatte, auf der großen Bühne nicht dargestellt werden konnte, wo man Turniere aufführte, sondern er fing darum seine Wirksamkeit in einem Saal und mit Dilettanten an, mit dem Erfolg, daß man nach einer halbjährigen Wirksamkeit das Théâtre Libre als ein bahnbrechendes Unternehmen begrüßte, als die Soeur Philomène der in den achtziger Jahren verketzerten, geschmähten, verfolgten Brüder Goncourt aus dem Roman auf die Bühne gebracht wurde.

Über die in der Litteratur Epoche machende Vorstellung schrieb Emile Blavet in dem konservativen „Figaro" folgenden Bericht, den ich mir ganz wiederzugeben erlaube.

„Es geschah heute abend ein großes Ereignis dort oben, hoch oben auf Buttes Montmartre. Das Théâtre Libre eröffnete dem Publikum seine Pforten wieder.

„Viele waren berufen, wenige auserwählt; das Théâtre Libre trägt seinen Namen nicht davon, daß es jedem Einzigen frei steht einzutreten, wenn er nur seinen Platz bezahlt.

„Es ist im Gegenteil eine Gunst und Gnade, und nur mittelst Einladung kann man Eintritt finden. Darum war die Anzahl der Versammelten nicht größer als bei Sokrates an den Tagen, wo er bei einer philosophischen Vorlesung alle seine Freunde bei sich sah.

„Aber ausgesucht!

„Die Einladungsbriefe — auf Velinpapier ausgefertigt, wie Hochzeitskarten, waren so abgefaßt:

Théâtre Libre — den 9. Okt. 1887.

Graf de Villiers de l'Isle-Adam, Herr Jules Vidal, Herr Artur Byl haben die Ehre, Sie einzuladen, der Vorstellung im Théâtre Libre — Dienstag, den 11. dieses Monats, halb 9 Uhr — beizuwohnen.

L'Evasion.
Stück in einem Akt in Prosa.
Soeur Philomène.
Stück in zwei Akten in Prosa.

„Ich habe den Text zu dieser Einladung wiedergegeben, weil er in all seiner Einfachheit bezeichnend für den Charakter des Ortes ist.

„Bei den meisten Theatern sind die Autoren, besonders die jungen, kaum toleriert, und sie werden da mit einer Gastfreiheit empfangen, die oft nicht ohne Bitterkeit ist.

„Am Théâtre Libre sind die Schauspieler bei sich zu Hause und machen dem Publikum selbst die Honneurs, sowohl für ihr Haus wie für ihr Talent.

„Der Impresario hält sich artig im Schatten und stellt sich, sobald die Eingeladenen die Schwelle überschritten haben, als wäre er ihr Gast.

„Das ist eine Neuheit, die die große Originalität bei dieser exzentrischen kleinen Bühne verdeutlicht. Und das ist nicht die einzige. Es gibt wenige Theater, bei welchen die dramatischen Werke in all ihrer natürlichen Frische, ihrer anangeborenen Geradheit, in ihrer Ursprünglichkeit mit anderen Worten produziert werden. Zuerst müssen sie das Sieb der Censur passieren, und dann der Mitarbeiterschaft eines routinierten, systematischen, und was noch schlimmer ist, vielleicht eines unwissenden Direktors unterliegen. Am Théâtre Libre treten sie in ihrem naiven Behagen, in ihrer Vollständigkeit ohne wiederholte Verzierungen und ohne puerile Verkürzungen auf. Ist der Erfolg mittelmäßig, so entwickelt sich daraus eine strenge, aber nützliche Lehre für den Autor; ist er dagegen glänzend, so kann der Autor ungeteilt die Ehre davon genießen. Doppelter Gewinn!

„Und sowohl Ehre wie Lehre sind um so wertvoller, da sie nicht in der Schuld einer verführenden Inszenierung stehen.

„Hier gibt es nicht diese superben Dekorationen, welche die Augen blenden und einen die Leere der Handlung übersehen lassen; keine von diesen weitberühmten Virtuositäten, die wie mit einem Purpurmantel die Armut der Form bedecken.

Hier ist bloß eine einfache Mise-en-szène, und die Ausführenden bestehen aus einer Handvoll junger Schüler, die die ganze Naivität der Unerfahrenheit mit der Überzeugung und dem Enthusiasmus der Jugend vereinen.

„Shakespeare war nicht besser verdolmetscht, als er seine Meisterwerke schrieb.

„Herr Antoine ist die Seele im Théâtre Libre, er hat es zu seiner Laufbahn, ich möchte sagen Lebensaufgabe gemacht. Allein, auf seine eigenen Hilfsmittel angewiesen, und mit diesem einzigen Ziel „die Kunst um der Kunst willen", hat er doch die Aufgabe verwirklichen können, deren Lösung die besten Köpfe für chimärisch angesehen haben und welche noch das Schlafen und Wachen des unglücklichen Laforet stört. Bereits voriges Jahr habe ich das Porträt dieses Meisters Jacques des Theaters skizziert, der gleichzeitig Direktor, Schauspieler, Maler, Kostümanordner und Maschinist ist.

„Um sich mit Molière zu messen, fehlt nur, daß er Tartuffe oder Skapins Schelmenstreiche geschrieben hätte. Aber seine Bescheidenheit würde sich gern dazu verstehen, nur dessen Dolmetscher zu sein.

„Ich habe bei einer früheren Gelegenheit das eigentümliche und pittoreske Lokal beschrieben, wo dieser einsichtsvolle Mann wirkt. Ich brauche an diesem Gemälde nicht eine einzige Retouche zu machen. Die Autorität der Baupolizei nimmt an der Schwelle dieser Freistatt ein Ende; was mich nicht hindert, zum zwanzigsten Male eine Verteidigung zu Gunsten des eisernen Vorhangs, der Feuerwehr und des Hauptkorridors wieder aufzunehmen.

„Es kommt mir vor, als hätte die Mise-en-szène im Théâtre Libre Fortschritte gemacht, seit En Famille und La Nuit bergamasque vom Stapel gingen. Der erste Akt der Soeur Philomène, welches Stück die Herren Vidal und Byl, zwei ganz junge Autoren, aus dem Roman der Brüder Goncourt gezogen haben, gibt uns den ergreifenden Eindruck des Unterrichtsraumes eines Hospitals. Alles ist da vorhanden, sogar der kleine kupferne Waschständer, wo die Assistenten ihre Waschungen bewerkstelligen, nachdem sie einige menschliche Körper wohl zerstückt haben. Als die wachhabende Frau hereinkommt und die Abendmahlzeit dieser jungen Leute mit den Worten unterbricht: Mr. Barnier, Sie werden zur Entbindung der Frau auf neunundzwanzig erwartet, glaubte ich deutlich die jammervollen Notschreie der ersten Wehen zu hören.

„Der zweite Akt ist noch realistischer. Hier befinden wir uns mitten in einem Hospitalsaal, mit seinen zwei Reihen Betten, hinter deren weißen Gardinen man deutlich den Hauch des Todes fühlt.

„Das Hospital des Théâtre Libre ist noch nicht verweltlicht. Und das ist ein Glück, denn wären unsere Ädile den Weg gegangen, würden wir Mlle. Deneuillys entzückender Offenbarung verlustig gegangen sein, die besonders ausgesucht war unter dem weißen Augustiner Kopfschmuck. Eine sehr intelligente Elevin aus dem Konservatorium, Mlle. Sylviac, spielte in ‚Soeur Philomène' eine Patientin, der man die rechte Brust fortoperiert hatte.

„Sie haben uns geprellt, Mademoiselle! . . . Und an gewissen indiskreten Kundungen der Decke konnte man gut merken, daß, falls Sie Amazone

wären, so wäre es wenigstens nicht in der eigentlichen Bedeutung des antiken Wortes.

„Man ist elektrisch im Théâtre Libre. Nach Goncourt, Villiers de l'Isle-Adam; nach Soeur Philomène, L'Evasion.

„Es sind wohl zwanzig Jahre, daß Villiers L'Evasion im Portefeuille hatte. Sie gehört der gleichen Zeit an wie La Revolte, ein kleiner Akt der früher im Vaudeville gespielt wurde, und worin Fargueil ganz einfach bewunderungswürdig war, der aber nicht den Erfolg hatte, den er verdiente.

„Obwohl L'Evasion von zehn Personen gespielt wird, ist sie hauptsächlich ein Monolog, in welchem Herr Mevisto — man merke sich den Namen, das ist ein Künstler — alle Saiten des Entsetzens vibrieren läßt mit derselben Virtuosität wie voriges Jahr in ‚En Famille.'

„Herr Mevisto, der im Schaffen von Charakteren exzelliert, hat die Genauigkeit soweit getrieben, daß er den Galeerensklaven Pagnol barfüßig spielt und am Fußknöchel das blutige Zeichen des Brenneisens einritzt.

„Das Théâtre Libre war bisher nur ein Gesellschaftstheater. Jetzt ist es ein Künstlertheater von Rang!"

*

Schnell war ein Repertoire in die Höhe gewachsen, so daß in einem Jahr gegen zwanzig Stücke aufgeführt wurden, und der Naturalismus, der von Theoretikern und anderen Bangebüchsen für unmöglich auf der Bühne erklärt worden war, hatte nun dort einen glänzenden Einzug gehalten. Bereits jetzt merkt man Spuren des Suchens nach einer Form, die das neue Drama nach einer Richtung zu führen scheint, die von den ersten Ansätzen in Thérèse Raquin etwas getrennt ist, und die mit Zolas Anpassungen von L'Assommoir und Germinal mit ihrer Massenwirkung und ihrem großen Apparat total bricht.

Kaum ein abendfüllendes Stück erscheint noch, und Zola selbst debutiert mit einem Einakter; und wo dreiaktige Stücke vorkommen, merkt man eine starke Neigung nach Einheit in Zeit und Ort. Daneben scheint jeder Versuch zu Intrigue aufgegeben, und das Hauptinteresse in den psychologen Verlauf verlegt zu sein. Es liegt in diesem Symptom eine Andeutung, daß man das Unwahre im Intriguenstück entdeckt hat.

Drama soll im älteren Griechisch Vorgang, nicht Handlung, oder was wir bewußte Intrigue nennen, bedeutet haben. Das Leben geht nämlich durchaus nicht so regelmäßig vor sich wie ein konstruiertes Drama, und bewußte Intriganten haben so äußerst selten Gelegenheit, im Detail ihre Pläne auszuführen, daß wir den Glauben an diese tückischen Ränkeschmiede verloren haben, die unbehindert die Geschicke von Menschen lenken und einrichten können; daß der Theaterbube bereits in seiner bewußten Falschheit nur unser Lächeln als unwahr erregt.

Im neuen naturalistischen Drama merkt man sofort ein Streben nach Aufsuchung des bedeutungsvollen Motivs. Darum drehte es sich am liebsten um die beiden Pole des Lebens, Leben und Tod, Geburtsakt und Todesakt, den Kampf um die Gattin, um die Existenzmittel, um die Ehre, alle diese Kämpfe, mit ihren Schlachtfeldern, Jammergeschrei, Verwundeten und Toten, unter denen man die neue Weltanschauung vom Leben als Kampf ihre befruchtenden Südwinde wehen hörte.

Das waren Tragödien, wie man sie früher nicht gesehen hatte; aber die jungen Autoren eines Geschlechts, dessen Schule bisher die des Leidens gewesen war, des fürchterlichsten vielleicht, das es gibt, strenger geistiger Druck, Zurückhaltung im Wachstum, ja, sogar in so rohen Formen, wie Verfolgung mit Gefängnis und Hunger, schienen selbst davor zurückzuschrecken, ihre Leiden anderen mehr als nötig war aufzudrängen, und darum machen sie die Pein so kurz wie möglich, lassen den Schmerz sich ausrasen in einem Akt, bisweilen in einer einzigen Szene. Ein solch kleines Meisterwerk war zum Beispiel „Entre Frères" von Guiche und Lavedan. Das Stück ist so kurz, daß es in fünfzehn Minuten gespielt wird, und das Genre sofort den Namen „Quart d'heure" bekam.

Die Handlung ist folgende, wenn man es Handlung nennen will. In einem Bett liegt eine alte Frau sterbend, und daneben stehen die drei Söhne. Die Sterbende macht ein Zeichen, daß sie sprechen wolle, und dann offenbart sie das Geheimnis ihres Lebens: daß einer von den Söhnen in Ehebruch geboren sei, worauf sie bewußtlos zurückfällt und für tot gehalten wird, ehe sie hat sagen können, welcher von den Söhnen der uneheliche ist.

Diese beratschlagen jetzt und bezeichnen aus gewissen Gründen den jüngsten als den ungesetzlichen. Der Marquis, das Haupt der Familie, schlägt vor, daß das Geheimnis bewahrt wird, aber daß sich der ungültige Erbe entfernt.

In dem Augenblick erwacht die Mutter zum Leben und kann nur die Worte hervorbringen: Es ist der Marquis! — Schluß!

Da ist das Drama auf eine Szene reduziert, und warum nicht das auch? Wer die Beschäftigung hat, für einen Theaterdirektor die eingereichten Stücke zu lesen, hat bald die Bemerkung machen können, daß jedes Stück eigentlich einer einzigen Szene wegen geschrieben zu sein scheint, und daß die ganze Produktionsfreude des Autors sich um diese Szene drehte, die seinen Mut unter den

fürchterlichen Schmerzen, die Exposition, Vorstellung, Entwickelung, Auseinandersetzung, Peripetie und Katastrophe ihm verursachten, aufrecht erhalten hat.

Für das Vergnügen, ein abendfüllendes Stück gemacht zu haben, muß er das Publikum damit quälen, daß er es nach Dingen neugierig macht, die es vorher kennt, den Theaterdirektor damit peinigen, daß er sich ein großes Personal hält, den unglücklichen Schauspielern das Leben sauer machen, die die Nebenrollen, die Anmelder, die Vertrauten, die Raisonneure besetzen müssen, ohne welche das Intriguen- oder abendfüllende Schauspiel nicht zu stande kommen kann, und welche er selbst mit vieler Mühe zu „Charakteren" machen muß.

Darum sind durchgearbeitete fünfaktige Stücke äußerst selten, und man muß mit viel Schale und Schund fürlieb nehmen, um zur Nuß zu kommen. Nachdem ich wohl fünfundzwanzig eingereichte Theaterstücke gelesen habe, von denen eins vierhundert Seiten und siebzehn Personen hatte, habe ich gewisse argwöhnische Gedanken über die Ursache des Mangels an guter Dramatik bestätigt gesehen. Jeder Anfänger scheint mir einen guten Akt machen zu können; da ist er wahr, jedes Wort wird honett, und die Handlung ist ehrlich. Sobald er in die großen Stücke hineinkommt, ist alles geschraubt, berechnet, gemacht und unwahr. Die zweiaktigen Stücke bilden ein eigenes Genre für sich, das nicht allzu glücklich ist. Da ist der Kopf und der Schwanz, aber der Körper fehlt; es ist vor und nach der Katastrophe; gewöhnlich mit einem Jahr dazwischen; der zweite Akt enthält sehr oft den Moralkuchen; so geht's, wenn man das und das tut; wie es im ersten Akt gemacht wurde. Am schönsten gebaut sind die dreiaktigen Stücke mit Beibehaltung der Einheit in Zeit und Ort — wenn nämlich der Stoff groß ist; Beispiel Ibsens Gespenster, die mit Rosmersholm verglichen werden müssen, das für viel zu lang befunden wurde. Der Geschmack der Zeit, der schnelleilenden, hektischen Zeit, scheint auf das Kurze und Ausdrucksvolle hinauszugehen, und Tolstois quälende Macht der Finsternis konnte im Théâtre Libre das Interesse nicht lebendig erhalten, und mußte noch dazu die französisch-russische Politik zu Hilfe nehmen.

Eine Szene, ein „Quart d'heure" scheint der Typ für das Theaterstück der Gegenwartsmenschen werden zu wollen, und sie hat alte Ahnen. Sie kann nämlich ihre Abstammung, ja, warum nicht, von der griechischen Tragödie rechnen, die ein konzentriertes Ereignis in einem einzigen Akt enthält, wenn wir die Trilogie für drei besondere Stücke nehmen. Aber wenn wir nicht bis zum Paradies zurückgehen wollen, so haben wir im achtzehnten Jahrhundert einen Herrn, der Carmontelle hieß, der zuerst das Genre in großem Maßstab bebaute, das von ihm Proverbes Dramatiques genannt wurde, wovon er zehn Bände druckte und hundert (?) Bände im Manuskript hinterlassen haben soll. Die Art wurde dann von Leclerq entwickelt, erreicht ihre höchste Vervollkommnung in Mussets und Feuillets bekannten Meisterstücken, um nun zuletzt in Henri Becquers „La Navette" den Übergang zum angeführten Einakter zu bilden, der vielleicht die Formel des kommenden Dramas sein wird.

Im Proverb erhielt man den Kern der Sache, die ganze Auseinandersetzung, den Kampf der Seelen, der bei Musset sich zuweilen der Tragödie näherte, ohne daß man von Waffenlärm oder Statistenprozessionen gestört werden mußte. Mit Hilfe eines Tisches und zweier Stühle konnte man die stärksten Konflikte dargestellt sehen, die das Leben bietet; und in der Kunstart konnten erst alle Entdeckungen der modernen Psychologie in populärer Verdünnung angewandt werden.

Das Proverb machte, wie bekannt, in unseren Tagen einen großartigen Anlauf, wurde mißbraucht, eine leichte Kost und man überaß sich daran. Das Proverb war der Same einer werdenden Form, als die Verfasser und das Publikum es pflegten, aber es verfiel, wurde begraben und verhöhnt, weil es niemand zu größeren Aufgaben zu benutzen wagte, wie Musset doch getan hatte, wenn auch nicht immer glücklich.

Hiermit habe ich nicht gesagt, es soll genau so sein; und das Théâtre Libre hat niemals seine Wirksamkeit damit begonnen, daß es ein Programm ausschrieb, niemals eine Ästhetik erlassen, niemals eine Schule bilden wollen. Die Dichter haben darum diese Freiheit benutzt, und der Theaterzettel hat die wechselndsten Formen aufgewiesen; neue und alte durcheinander, so alt sogar wie die Tragiparade, das Mysterium und die Pantomime; und aus dem Gesetzkodex der modernen Ästhetik hat man auch die Verordnung eliminiert, eine Handlung nicht in eine verflossene historische Zeit zu verlegen; alle prohibitiven Gesetze sind aufgehoben und nur die Forderungen des Geschmacks und des modernen Geistes dürfen die Kunstform bestimmen.

Hier hat man die Bekanntschaft mit Pierrot erneuert, aber dem des neunzehnten Jahrhunderts, das seinen Charcot studiert hat; hier ist Jesus Christus — der biblische nämlich — als Liebhaber aufgetreten; hier kann man die Theaterbaracke des Komödianten Tabarin aus der pittoresken Epoche Ludwigs XIII. sehen; hier wird Seelenmord nach allen Regeln der Irrenhauspsychologie

begangen; aber hier werden auch Feerien gespielt — jedoch in einem Akt; hier werden Tragikomödien — in Versen gegeben — man denke sich, in Versen, die eben von der Bühne verbannt wurden! — durch die Neuhaugianer! — Das ist Freiheit, Freiheit im höchsten Grad — man möchte sagen: Anarchismus!

Ist dies möglicherweise eine Befreiung der Kunst, eine Renaissance, die Erlösung von einer greulichen Ästhetik, die drauf und dran war, die Menschen unglücklich zu machen, die das Theater in ein politisches Reithaus, in eine Sonntagsschule, in ein Bethaus verwandeln wollte? Vielleicht!

Mögen wir auch solch ein Theater bekommen, wo man über das Entsetzlichste sich entsetzen, über das Lächerliche lachen, mit Spielsachen spielen kann; wo man alles sehen kann und nicht verletzt wird, wenn man sieht, was bisher hinter theologischen und ästhetischen Vorhängen verborgen war, auch wenn alte Konvenienzgesetze gebrochen werden müssen; mögen wir ein freies Theater bekommen, wo man Freiheit zu allem hat, ausgenommen dazu, kein Talent zu haben und ein Heuchler oder ein Dummkopf zu sein!

Und sollten wir keins bekommen, so werden wir wohl dennoch leben!

# Charles Baudelaire*)

## Schön-Dorothea

Die Sonne drückt die Stadt unter ihrem senkrechten und furchtbaren Lichte nieder; der Sand ist blendend und das Meer spiegelt. Die betäubte Welt liegt träge und hält Siesta, eine Siesta, die eine Art süßen Todes ist, in dem der Schläfer halb wachend die Lust seiner Auflösung durchkostet.

Dennoch schreitet Dorothea stark und stolz wie die Sonne in der einsamen Straße, die einzige Lebende unter dem endlosen Azur dieser Stunde, einen scharfen schwarzen Fleck in dem Lichte bildend.

Sie schreitet dahin, ihre so zarte Büste leise in den so breiten Hüften wiegend. Ihr sich eng anschmiegendes Seidenkleid von hellem, rosigem Ton sticht lebhaft von ihrer dunklen Haut ab und umschließt genau ihren langen Leib, ihren gewölbten Nacken und ihren feinen Hals.

Ihr roter Sonnenschirm, durch welchen das Licht sickert, wirft auf ihr dunkles Antlitz die blutige Schminke seines Widerscheines.

Das Gewicht ihres vollen, fast bläulichen Haares zieht ihr zartes Haupt zurück und gibt ihr ein triumphierendes und träges Aussehen. Schwere Gehänge klingeln heimlich um ihre winzigen Ohren.

Von Zeit zu Zeit hebt die Seebrise den Saum ihres fliegenden Rockes und zeigt ihr leuchtendes und herrliches Bein; und ihr Fuß, den Füßen der Marmorgöttinnen gleich, die Europa in seinen Museen birgt, drückt seine Form treu auf dem feinen Sande ab. Denn Dorothea ist so wunderbar kokett, daß die Freude, bewundert zu werden, sich über den Stolz der Freien hinwegsetzt, und obgleich sie frei ist, geht sie ohne Beschuhung einher.

So schreitet sie harmonisch vorwärts, glücklich, daß sie lebt, mit einem reinen Lächeln, als erblicke sie fern im Raume einen Spiegel, der ihr ihren Gang und ihre Schönheit zurückwirft.

Welcher dringende Grund läßt die träge, wie Bronze schöne und kühle Dorothea also dahingehen, zu einer Stunde, da selbst die Hunde unter der drückenden Sonne vor Schmerz stöhnen?

Warum hat sie ihr kokett eingerichtetes Hüttchen verlassen, das mit Blumen und Matten fast kostenlos ein Boudoir bildet, wo es sie vergnügt, sich zu kämmen, zu rauchen, sich fächeln zu lassen oder in dem von großen Federfächern umrahmten Spiegel sich zu betrachten, während das Meer, welches hundert Schritte weit von hier den Strand schlägt, tief und eintönig ihre unklaren Träumereien begleitet, und der Eisenkessel, in welchem ein Krabbenragout mit Reis und Safran kocht, aus dem Hintergrunde ihr seine würzigen Düfte zusendet.

Vielleicht hat sie ein Stelldichein mit einem jungen Offizier, der auf dem langweiligen Strande seine Kameraden von der berühmten Dorothea hat sprechen hören. Sicher wird sie, das schlichte Geschöpf, ihn bitten, ihr von dem Opernball zu erzählen, und ihn fragen, ob man barfüßig dahin gehen könne, wie zu dem Tanz am Sonntag, bei dem selbst die alten Kaffernweiber berauscht und vor Freude rasend werden; und dann noch, ob die Pariser Damen alle schöner seien als sie.

Dorothea wird von allen bewundert und verwöhnt, und sie würde vollkommen glücklich sein, wenn sie nicht gezwungen wäre, Piaster auf Piaster zu häufen, um ihr kleines Schwesterchen zurückzukaufen, das wohl elf Jahre alt und schon so reif und schön ist!

Ohne Zweifel wird es ihr gelingen, der guten Dorothea; der Herr des Kindes ist so geizig, viel zu geizig, um eine andre Schönheit als die der Taler zu begreifen!

## Berauschet euch

Man muß immer trunken sein. Das ist alles: die einzige Lösung. Um nicht das furchtbare Joch der Zeit zu fühlen, das euere Schultern zerdrückt und euch zur Erde beugt, müsset ihr euch berauschen, zügellos.

Doch womit? Mit Wein, mit Poesie oder mit Tugend, womit ihr wollt. Aber berauschet euch.

Und wenn ihr einmal auf den Stufen eines Palastes, auf dem grünen Grase eines Grabens, in der traurigen Einsamkeit eures Gemaches erwachet, der Rausch schon licht geworden oder verflogen ist, so fraget den Wind, die Woge, den Stern, den Vogel, die Uhr, alles was flieht, alles was seufzt, alles was vorüberrollt, alles was singt, alles was spricht, fraget sie: „Welche Zeit ist es?" und der Wind, die Woge, der Stern, der Vogel, die Uhr werden euch antworten: „Es ist Zeit, sich zu berauschen! Um nicht die gequälten Sklaven der Zeit zu werden, berauschet euch; berauschet euch ohne Ende; mit Wein, mit Poesie oder mit Tugend, womit ihr wollt."

*) Wir werden in der nächsten Nummer einen ausführlichen Aufsatz des bekannten Baudelairekenners Stefan Zweig über die Gründe und Abgründe der Kunst dieses Dichters bringen. D. Red.




# Die Halb-Alten („Les Demi-Vieilles“)

Roman von Yvette Guilbert (Einzig autorisierte Ausgabe) Deutsch von Ludwig Wechsler

(1. Fortsetzung.)

Für heute, den 25. Dezember, hat Frau Sudet einige Freunde zum Diner geladen; dem Diner sollen nicht nur Tanz und Musik, sondern auch litterarische Vorträge folgen, denn ein Neuling hält heute seinen Einzug in das gastfreundliche Haus.

Maurice Roval hat Frau Sudet gebeten, ihm die Ehre einer Einladung zu erweisen; er wird sich durch Seraphin, einen ständigen Gast der Donnerstage der Hausfrau, vorstellen lassen.

Aus diesem Anlasse hat Frau Sudet Fräulein Reichemberg gebeten, eine Revue modernsten Stils, das Erzeugnis eines ganz jungen Mannes und litterarischen Anfängers, zu deklamieren und zu leiten.

Auf diese Weise wird der beliebte Bühnenschriftsteller die Ueberzeugung gewinnen, daß, wenn das Haus Sudet auch im Rufe steht, die Gastfreundschaft in etwas übertriebenem Maße und geräuschvoller Art zu üben, man daselbst sprühenden Geist ebenso wie stille, beschauliche Ironie zu schätzen weiß.

Frau Sudet sagt oft: „Ich kenne Paris, das Leben und die Menschen!“ Und darum hat sie auch heute Abend Herren mit roten Bändchen im Knopfloch und schöne, liebenswürdige Damen in ihrem Salon vereinigt.

Maurice Roval wird zufrieden sein und sich behaglich fühlen; er wird finden, daß Gastfreundschaft eine schöne Sache sei, daß hier eine vortreffliche Küche geführt wird, und auch sein Auge wird sich angenehm ergötzen können . . . Ja, Frau Sudet kennt Paris, das Leben und die Menschen!

Frau Sudet strahlt förmlich heute Abend! Ihre mächtigen Arme sind zwar mit einer dicken Puderschicht überzogen, weisen aber trotzdem zahlreiche kleine blaue Fleckchen auf, wie unter der Einwirkung der Kälte; ihr üppiger Busen scheint den Luftzug so wenig wie die neugierigen Blicke zu scheuen, und ihr feister, kurzer Rücken ist in golddurchwirkte schwarze Seide gepreßt. Der bewegliche, wohlgenährte Kopf mit dem leicht gepuderten Haar, das sich derart noch ziemlich blond ausnimmt, hat trotz seiner wohlgeschlagenen dreiundfünfzig Jahre ein jugendliches Aussehen und zeugt für die unverwüstliche Heiterkeit und Gesundheit seiner Besitzerin. In den Gesinderäumen nennt man sie: „Mama Sudet“, in der Straße, in der sie wohnt: „Die dicke Frau Sudet“.

Augenblicklich befindet sie sich in ziemlicher Verlegenheit . . . Mit welchem Parfüm soll sie ihre umfangreiche Person besprengen? Inkarnatklee ist gegenwärtig in der Mode, und das wissen die Herren . . . hervor also mit dem kleinen Fläschchen! Ein oder zwei Tropfen auf den Nacken, auf das kleine Taschentuch, das zwischen dem imponierenden Busen versenkt wird, und etwas Waldmeisteressenz auf die Spitze ihres Fächers, damit ein leichter Blumenduft erzeugt wird, wenn sie sich damit fächelt.

Allerdings wiegt sie zweihundert Kilo, hat sie drei Söhne, deren ältester fünfunddreißig Jahre alt ist, und eine Tochter von achtzehn Jahren, aber sie will dessenungeachtet noch eine Rolle in der Gesellschaft spielen . . . Um keinen Preis der Welt würde sie auch nur auf einen Bruchteil der kleinen Aufmerksamkeiten verzichten, die sie für sich fordert und in Anspruch

nimmt, für die sie auch mit leicht bewegten Nasenflügeln, einem entzückenden Lächeln, noch lieber aber mit einem kurzen, doch um so innigeren Druck ihrer mit Ringen überladenen Finger dankt!

Als sie mit der eigenen werten Person fertig geworden, eilt sie in den Speisesaal, um den bewußten letzten Blick auf die getroffenen Vorbereitungen zu werfen. Das Tafeltuch weist Einsätze von alten venetianischen Spitzen auf, das Silberzeug funkelt, in den Kristallvasen prangen frische Rosen, die Lampen tragen Lichtschirme aus rosenroter Seide, die Fruchtkörbe sind gleichfalls mit rosenroten Bändern geschmückt, man sieht, daß alles mit echt weiblichem Geschmack geordnet und darauf berechnet ist, die Zufriedenheit der Gäste zu erringen. Im Salon wird der Kaffee auf einem kleineren Tische eingenommen werden, den eine herrliche spanische Spitzendecke schmückt, die nur bei besonderen Anlässen zum Vorschein kommt ... die kostbaren Porzellantassen stehen bereit, ebenso die mit feiner Ciselierarbeit bedeckten silbernen Cigarrenbehälter, die mit auserlesenen Havannas gefüllt sind ...

Frau Sudet sucht mit dem Blicke etwas, was sie nicht gleich findet. Doch endlich hat sie es erspäht, und nun stellt sie auf den Rand der hellerleuchteten Kaminplatte, wo es von jedermann gesehen werden muß, ein prächtiges Miniaturporträt, das sie selbst im Alter von dreiundzwanzig Jahren darstellt ...

Man wird ihr heute wieder sagen, daß sie schön gewesen ... Und wenn die Sache auch schon dreißig Jahre hinter ihr liegt, so bereitet es doch immer ein großes Vergnügen, wenn man daran erinnert wird.

Sieben Uhr, und ihre Tochter ist noch immer nicht fertig! Um sich nicht zu erhitzen, eilt sie nicht selbst um sie, sondern schickt die Kammerfrau, damit sie das Fräulein zur Eile ermahne.

Gleich darauf tritt Fräulein Alody Sudet ein. Ein schönes, junges Mädchen mit aschfarbenem Haar, prächtigen Augen, weichem, etwas männlichem Munde, der den Gesamteindruck des Gesichtes trotzdem nicht beeinträchtigt, höchstens nur, wenn sie Fleischbrühe genießt. Groß, anmutig und wohlgebaut, scheint Alodie — die sich Alody schreibt, seitdem die englischen Namen in der Mode sind — nur den Lebenszweck zu kennen, die Herzen der im Hause verkehrenden Herren zu entzünden, denn sie wird in geradezu unglaublichem Maße umworben, wenn sie des Abends den türkischen Tanz, auch Bauchtanz genannt, und den spanischen Tanz, auch Hüftentanz genannt, aufführt.

Alody, Fatma, Otero,
Bravi, brava, bravo!!!

Natürlich giebt das zu allerlei Geschwätz Anlaß.

Das junge Mädchen, das so wenig Zurückhaltung bekundet, entspricht selbstverständlich nicht dem Ideal, das sich die in derselben Straße wohnenden Spießbürger von einer bleichwangigen Braut bilden ... Aber schließlich kommen die Nörgler als Freier nicht in Betracht, und Alody ist weder dumm, noch häßlich genug, um nicht einen Gatten zu finden, sobald die Zeit gekommen ist, da der Flirt für ihre Zukunft zu gefährlich werden könnte.

Außerdem ist Mama Sudet auch zur Stelle. Die ist auf ihrer Hut und späht nach dem zukünftigen Schwiegersohne aus ... Sie wird einen solchen finden, hat ihn sogar schon gefunden, in der Person Wladimir Meridiones, der auch heute zugegen sein wird und der am jüngsten Donnerstag fast einen Schlaganfall erlitt, als er in schweigendem Entzücken das Flattern der kurzen Röckchen aus lilafarbenem Seidenmusselin verfolgte, die Alody Sudet trug, während die Freunde des Hauses: „Ollé! Ollé!" schrieen und das Orchester einen „Spanish Walse" spielte ...

Wie wäre es denn möglich, daß ein Wladimir Meridione, der zum erstenmale seine Bücher und seine bescheidene Wohnung im Studentenviertel verläßt, deren neunhundert Franken Jahresmiete seine Mutter nur mühsam zu erschwingen vermag, wie wäre es möglich, daß solch ein Jüngling nicht geblendet werde durch den für ihn ganz neuen Glanz einer hübschen Behausung, eines strahlend erleuchteten Salons, in dem die Männer zierlich und geschniegelt erscheinen wie die Wachspuppen

eines Schneiders, wo die Frauen hübsch, wohlduftend, elegant und genußsüchtig auftreten und zu jedem Liebeshandel bereitwillig die Hand bieten . . . Wladimir Meridione ist ein rechtschaffener, arbeitsamer Mann, ein Bewohner der Provinz, den Doktor Lecoupeur nach Paris gebracht, und seine naive und aufrichtige Bewunderung für Alody tritt zu klar, zu unverhohlen zu Tage, als daß sich Mama Sudet eine solche Gelegenheit entgehen ließe.

Sie dachte über Mittel und Wege nach, um die Dinge zu beschleunigen. Man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist . . .

Die angestammten Gäste des Hauses wurden zu Rate gezogen, und alle sagten ihre Mithilfe zu, um eine Heirat zwischen Alody Sudet und Wladimir Meridione zu stande zu bringen.

„Auch ist Wladimir ein hübscher Junge“, meinte Mama Sudet; „und an Alodys Stelle würde ich nicht lange zögern . . .“ Der heutige Abend war also Maurice Roval und dem zukünftigen Schwiegersohn zu Ehren veranstaltet worden . . .

Als Frau Sudet ihre Tochter eintreten sah, musterte sie kundigen Blickes deren ganze Erscheinung, die Toilette, den Haarknoten, und es erfüllte sie mit Befriedigung, als sie sah, daß sich Alody endlich entschlossen habe, kein Mieder anzulegen . . . Sie war anmutig und elastisch wie ein Rosenzweig . . . Das blaue Seidenleibchen ließ die elfenbeinerne Haut leise durchschimmern, daß sie sich zart wie ein Rosenblatt ausnahm.

Der Ton der Klingel ließ die beiden Frauen unbeweglich verharren.

„Herr Wladimir Meridione“, meldete der Haushofmeister, ein Luxus, den man sich nur bei besonders feierlichen Anlässen leistete.

„Guten Tag, lieber Freund“, sagte Frau Sudet. Wladimir verbeugte sich.

„Guten Tag, Wladimir“, sagte Alody kokett, und indem sie ihren Handschuh, der ihr bis über den Ellenbogen reichte, ein wenig zurückstreifte, bot sie ihm eine zehn Centimeter breite seidenweiche, duftende Hautfläche zum Kusse dar.

Ganz verwirrt drückte er seine Lippen beinahe ehrfurchtsvoll auf die Stelle, die ihm Alody mit dem linken Zeigefinger anwies, während sie mit drolliger Befehlsstimme sagte:

„Dies dürfen Sie küssen, Wladimir, ich erlaube es Ihnen“, und trotz ihrer achtzehn Jahre schon Weib nach jeder Richtung hin, blickte ihm Alody Sudet fest in das schüchterne, feuchte Auge, während er unverständliche Worte stotterte.

Frau Sudet warf ihrer Tochter einen Blick leisen Vorwurfes zu, als wollte sie sagen: „Du gehst zu stürmisch zu Werke . . . Du wirst ihn völlig einschüchtern, er ist ja noch so unerfahren . . .“

Jetzt wurde wieder gemeldet:

„Herr Maurice Roval . . . Herr Leo Seraphin . . .“

Wladimir, der sich mit einemmale auf einem Sofa sitzen sah, konnte nun sehen, wie die beiden Frauen den Ankömmlingen entgegeneilten und sie mit einem Duo von: „Sehr erfreut . . . Sehr liebenswürdig von Ihnen . . .“ begrüßten, worauf Leo Seraphin seinen Freund Roval vorstellte.

Nach der ersten Aufregung, die sein Kommen hervorgerufen, konnte Maurice Roval der Hausfrau endlich seinen Dank für die Liebenswürdigkeit ausdrücken, mit der sie ihm ihr Haus erschlossen . . .

„Ich wußte schon längst, gnädige Frau, daß Sie eine Zierde Ihres Geschlechts und von getreuen Freunden umgeben seien; da wagte ich denn Seraphin den Wunsch kundzugeben, die Zahl der letzteren zu vermehren . . .“

Diese Worte wurden mit so heiterer, liebenswürdiger, gutmütiger und gewinnender Miene vorgebracht, daß Mutter und Tochter davon ganz überwältigt waren.

Höchlich ergötzt durch ihre Ueberraschung, sagte Maurice Roval mit einemmale scherzenden Tones:

„Wie wäre es, wenn wir uns küssen würden . . . Auf diese Weise wären wir sofort Freunde fürs Leben!“

Die Wirkung war großartig! Die beiden Damen schüttelten sich förmlich vor Lachen, als sie ihre Wangen zum Kusse boten, auf die

Maurice je einen schallenden, väterlichen Kuß drückte.

Seraphin, der an die tollen Einfälle seines Freundes gewöhnt war, bemerkte wie immer:

„Welch ein Schäker!"

Wladimir dagegen war im höchsten Grade erstaunt; er wußte nicht, ob es drollig oder unverschämt sei, die Damen des Hauses in solcher Weise zu behandeln . . .

„Herr Doktor Lecoupeur . . . Herr Doktor Lafrousse", meldete der majestätische Haushofmeister.

Lecoupeur trat ein, heiter, jovial wie immer, und reichte jedermann die Hand . . .

Der große Chirurg, dessen aufsehenerregende Operationen von den Zeitungen getreulich gemeldet und besprochen wurden, entschuldigte sich, daß er eine Viertelstunde zu spät gekommen; doch habe er soeben einem jungen Mädchen, bei dem er ein Bauchgeschwür vermutet, den Leib geöffnet und erst nach erfolgter Operation entdeckt, daß er sich geirrt habe. Man mußte das Kind zunähen und die Eltern beruhigen, die einen Heidenlärm machten, wie wenn gerade die Medizin kein Recht hätte, sich zu irren. Er habe sich nach Möglichkeit beeilt, nur um rechtzeitig hier sein zu können . . . . „Allein in unserem vermaledeiten Beruf sind wir die Knechte unserer Kranken . . . nicht wahr, mein lieber Lafrousse?" fügte er hinzu, indem er seinem berühmten Kollegen auf die Schulter schlug. Und Professor Doktor Lafrousse lächelte trübe zum Zeichen seiner Zustimmung.

Mit einemmale wurde gemeldet:

„Herr Graf und Frau Gräfin von Malpocet."

Rauschender Einzug einer brünetten, hübschen Frau mit regelmäßigen Gesichtszügen, denen die meisterhaft aufgetragene Schminke einen jugendlichen Anstrich verleiht; das Prototyp einer Nachahmerin englischer Sitten. Nach ihr kommt ein kleiner, dicker Mann mit dem sorgfältig rasierten, rötlichen Gesicht des Franzosen aus der Normandie.

Ein allgemeines Rücken der Fauteuils und Stühle, Begrüßungen, Vorstellungen, Händedrücke, landläufige Redensarten u. s. w.

Jetzt erblickte die Gräfin von Malpocet den jungen Wladimir Meridione, der bescheiden in einer Ecke lehnte; sie schreitet auf ihn zu, und während ihr Blick mit einem Male einen sanften Ausdruck annimmt und ihr Mund wie in plötzlicher Rührung bebt, spricht sie: „Es freut mich aufrichtig, Herr Meridione, Sie hier anzutreffen . . . Sind Sie vielleicht mein Tischnachbar? Es wäre mir ein großes Vergnügen", fügt sie hinzu und drückt ihm fest die Hand.

Wladimir, der sehr rot geworden ist, rät ihr, bei Frau Sudet anzufragen, denn er wisse es nicht.

In diesem Augenblick treten Herr und Frau Isaak Kohl in den Salon, so daß Frau Sudet die neuen Gäste begrüßen muß und von dem Wunsche der Gräfin keine Kenntnis erhält.

Unmittelbar darauf meldet der Haushofmeister:

„Gnädige Frau, es ist aufgetragen."

Man setzt sich zu Tisch, und wie immer, wenn er Beobachtungen machen will, wird Maurice Roval schweigsam.

Er hat die Lider fast ganz geschlossen, so daß nur die lebhaften, blitzenden Pupillen darunter hervorleuchten. Lächelnd blickt er um sich, lauscht nach allen Seiten hin und prägt sich die Worte, Gebärden und Stimmen der Leute um ihn her fest ein, um sich ihrer zu bedienen, wenn er sie in seinen Komödien auf die Bühne stellen und in ihrem Thun und Lassen schildern will.

Natürlich spricht man vom Theater. Frau Sudet selbst hat das Thema berührt, um Maurice Roval gegenüber aufmerksam zu sein.

„Ich bin eine leidenschaftliche Verehrerin unserer kleinen Theater", erklärt sie lachend, „und würde um keinen Preis eine Revue im Gaité Balancoire oder im Concert Athénien versäumen — in diesem kleinen Saal, wissen Sie, in dem sich die Ausdünstungen der Leute mit dem Tabakrauch und schlechtem Alkohol vermengen . . . Es riecht furchtbar schlecht, aber ich habe meine Freude daran . . . Ueberdies bin ich eine große Freundin davon, wenn viele

Menschen beisammen sind, und es bereitet mir ein Vergnügen, auf der Straße in ein Gedränge zu kommen. Im Fasching oder bei sonstigen öffentlichen Festlichkeiten bin ich immer auf der Straße; den Frauen widerfahren dabei so drollige Abenteuer . . . man streift sie auf allen Seiten an . . .“

„Wie sinnlich diese Frau Sudet ist!“ bemerkte jemand.

„Na, weshalb denn nicht? Ich versichere Sie, daß ich mich trotz meiner dreiundfünfzig Jahre ebenso jung fühle wie Alody . . . und würde ich nicht fürchten, daß meine Kinder darob aus dem Häuschen geraten, so würde ich schlankweg heiraten . . . An Verehrern fehlt es mir nicht“, fügte sie mit blitzenden Augen hinzu und machte einen Schluck aus ihrem Champagnerkelche.

Alles lachte; nur die Lakaien reichten die Schüsseln mit unbeweglicher Miene umher.

„Was wohl Alody sagen würde, wenn Sie ihr ein kleines Brüderchen schenkten?“ fragte Doktor Lecoupeur.

„Ich gäbe es für mein eigenes Kind aus“, erklärte Fräulein Sudet naiv; „denn ich würde mich an Mamas Stelle schämen.“

„Beiläufig“, ließ sich der berühmte Chirurg vernehmen, „wissen die Herrschaften schon, daß Sophie Borel vom Gymnase-Theater guter Hoffnung war? Hoffentlich wird ihr der Fürst Karety eine Jahresrente aussetzen, damit sie das halbe Dutzend Sprößlinge, das sie von ihm hat, erziehen kann.“

„Sophie Borel ist doch gar nicht mehr jung!“

„Bah! die Damen vom Theater in Paris sind zu bewundern; die sind immer fünfundzwanzig Jahre alt.“

„Wofern sie nicht dick werden“, bemerkte Doktor Lafrousse unbedacht.

„Was hat es zu bedeuten, wenn man etwas Fett ansetzt?“ fuhr Frau Sudet auf, und ihr mächtiger Busen wogte.

„Wer erinnert sich nicht an Sophie Borel, solange sie noch in der Operette spielte und sang? Eine vornehme, schlanke Erscheinung, wie man sie sich nicht schöner wünschen konnte! Und nun ist sie infolge der ewigen Mutterfreuden dick und unförmlich geworden . . . Wie schade!“

„Eben deshalb will ich keine Kinder haben, wenn ich jemals heiraten sollte!“ erklärte Fräulein Sudet sehr entschieden. „Lieber lasse ich mich operieren, lasse mir alles wegschneiden, was man nur will . . . Man hat doch nicht umsonst den Doktor Lecoupeur zum Freund, nicht wahr, Lecoupeur? Außerdem ist das jetzt in der Mode . . .“

„Allerdings; doch scheint es, als bekäme das Gesicht einen vorzeitig welken Ausdruck davon, und auch mit der Gesundheit ist's dann für ständig schlimm bestellt“, bemerkte die Gräfin von Malpocet geziert. „Ich habe mir sagen lassen, daß es andere Mittel giebt, die weniger brutal und ebenso sicher sind wie Ihre Scheren“, fügte sie zu ihrem Tischnachbar, dem Doktor Lafrousse, gewendet hinzu.

Er gab ihr mit gedämpfter Stimme eine Antwort, über die sie lachte, um dann zu sagen: „Ja, ja, da haben Sie recht!“

„Wohin sollte es aber führen, wenn die Frauen keine Kinder mehr haben wollen?“ fragte Maurice Roval mit einemmale.

„Zur allgemeinen Sittenverderbnis!“ erklärte Wladimir Meridione sehr rot und sehr entrüstet.

„Na, na, Herr Moralist, nur keine Uebertreibung!“ meinte Frau Sudet. „Man will ganz einfach keine Kinder, weil Kinder viel Geld kosten, weil die ewigen Mutterfreuden die Frauen aller Anmut berauben und sie schon nach zwei Kindern nicht mehr begehrenswert erscheinen. Es ist das eine fürchterliche Knechtschaft! Ich hatte sie viermal durchzumachen von meinem achtzehnten bis zu meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre; aber ich schwöre Ihnen“, setzte sie unbedacht hinzu, „daß ich mich, seitdem ich Witwe bin und trotzdem Alody zur Welt kam, mit Händen und Füßen gewehrt habe.“

(Fortsetzung folgt.)

# Nachricht über ein Liebesverhältnis des Erwin Wendt

von J. Hegner

Ein großes Zimmer.

Die dunkle Tapete und die schweren dunkeln Stoffe saugten das Licht auf, das durch die dichten gelblichen Spitzenvorhänge in trübem Scheine kam.

Erwin Wendt saß auf dem weichen braunen Fell des Ruhebettes und sah zu.

Er sah zu, wie Helene auf einer Unterlage von Tüchern, die auf dem Tische waren, einige wunderfeine Taschentücher befeuchtete.

Ihre Finger hatten den matten Schimmer von Elfenbein, und ihr Haar war wie ein Bündel Flachs.

Und ist doch ein Gespinst von Gold, leuchtet wie ein Gespinst von Gold, wenn die Sonne draußen steht, und ihre Finger leuchten dann wie Stangen aus rosenfarbenem Stein. Dann dreht sich das Licht in silberflüssigen Strähnen und brennt in hellen Flackerflecken auf dem dicken, etwas abgebrauchten Perserteppich, auf den Kissen der Stühle und den Deckchen und gibt dem venezianischen Spiegel über dem Ruhebett, das das braune Fell deckt, einen diamantstrahlenden Glanz.

Und auch den Deckgläsern der Bilder an der Wand und den Gläsern in den Metallrahmen der Photographien auf dem Mahagonitischchen.

Helene ging.

Der Kachelofen blinkte wie ein Totenschädel, der sich von einem düstern Grunde abhebt.

Und die Ampel. Die Ampel hing verträumt und —

Helene kam mit einem Plätteisen. In leisen Strichen führte sie das Eisen über ein wunderfeines Taschentuch.

Und sie stand gebeugt, stand gebeugt.

— und das Bett reckte sich lang und breit in der Ecke und hatte einen Überzug von purpurroter Seide. Das Purpurrote wechselte mit weißen Reflexen. Und die schienen wie Stellen, die mit Fett bestrichen sind.

Und der japanische Fächer. Rot. Blau. Und Bronzefarben.

Helene hielt das Taschentuch in die Höhe. Ihr Taschentuch mit einem lila Saum.

Und es war schön und glatt.

„Gefällt dir das?"

„Ich seh nicht so weit", sagte Wendt.

Sie kam näher.

„Ich seh nicht so weit", sagte Wendt.

Sie kam ganz nahe.

„Wie gefällt dir das?"

Da streckte Wendt den Arm aus und faßte ihr Kleid und zog sie nieder zu sich und küßte sie auf den Mund und sagte: „Sehr gut." Und ließ sie los, und sie ging wieder an den Tisch und stand wieder gebückt.

„Sehr gut."

Wendt war gerührt von der Kindlichkeit.

Süß. Süß. Wie die drei Kinder auf dem Gemälde von Ghirlandajo in der Capella Sassetti der Santa Trinità zu Florenz. Vorne ist Angelo Poliziano und führt das jüngste der Kinder. Angelo Poliziano, der mit der Laute in der Hand gestorben sein soll. In der Hand, die die Begleitung gab zu einem lateinischen Liebeslied, das er auf einen lieben Griechenknaben sang.

„Ich habe keine Laute in der Hand", sagte Wendt.

„Nein", sagte Helene und schielte zu ihm hinüber.

„Aber du bist so süß, Pupperl, daß ich dir ein Lied singen möchte."

„So singe doch, Bubi", sagte Helene und sah ihm voll ins Gesicht.

„Aber ich kann nicht singen", sagte Wendt.

Helene streckte ihm die Zunge heraus.

Wendt warf ihr einen Kuß zu.

„Danke", sagte Helene.

„Dante", sagte Wendt.

„Was?"

„Dante!" wiederholte Wendt und begann weich und wohlgefällig:

„Wir lasen eines Tages zum Vergnügen
Von Lancelot, wie ihn die Lieb' umstrickt . . .
Zu öftern Malen hatte, was wir lasen,
Erregt die Blicke und entfärbt das Antlitz.
Doch eine Stelle war's, die uns bewältigt . . .
Er küßte nur die Lippen ganz erzitternd . . .
Desselben Tages lasen wir nicht weiter."

„Pupperl."

„Ja?"

„Nichts."

„Aber wie gefällt dir das?" sagte Helene und hielt ein Taschentuch in die Höhe. Und es war blaßgrün gesäumt und schön und glatt.

„Ich seh nicht so weit", sagte Wendt.

Und Helene kam ganz nahe. Da langte Wendt nach ihr und küßte sie.

Er küßte sie.

Das Taschentuch, das blaßgrün gesäumt war, wurde arg zerknittert.

Aber an diesem Tage plättete es Helene nicht mehr schön und glatt. An diesem Tage plättete Helene überhaupt keines mehr von ihren Taschentüchern.

Hingegen liebten sie einander an diesem Tage gar sehr. Und sie waren sehr glücklich. Und das ist nun einmal so. Und ist nun einmal nicht anders. Doch wurde es ein weniges anders.

Da sagte Wendt: „Ach du, du", und preßte sie an sich.

Und sein Herz pochte, wie wenn es ein Tier gewesen wäre in seiner Brust, und ein Leben für sich gehabt hätte.

Und war doch kein Tier in seiner Brust und hatte auch kein Leben für sich.

In seinem Hirne die Ganglienzellen waren wie quabbeliger Froschlaich, den irgend eine Bewegung trifft.

Und ihr war alles wie etwas, das noch nie gewesen ist.

Als er von ihr ging, gab sie ihm ein Geldstück.

Und er nahm es.

Als er sich daran gewöhnt hatte, von ihr Geldstücke zu nehmen, begann er sein Studium ganz zu vernachlässigen und war stets um sie, wenn sie frei war.

Aber wenn er nicht bei ihr sein konnte, vertrieb er sich seine Zeit in entlegenen Gaststuben, in denen er nicht Gefahr lief, einen Bekannten zu treffen. Diese Gefahr wurde geringer, als die Schwüle des Sommers über den Straßen lastete und weitaus die meisten seiner Bekannten auf ihrer Ferienreise waren.

Und Wendt blieb in der Stadt und lebte um ein erkleckliches leichter als je vorher. Und zielloser. Und oft wunschlos.

„Weißt du, Pupperl, warum ich Geld von dir nehme?" sagte er.

Sie sah ihn an.

„Weil ich dich lieb habe, und da ist es keine Sünde."

Das sagte er. Und sich sagte er: Ich komme ihr mit Sünde! Ich bin . . .

„Ich bin . . .", sagte Erwin Wendt.

„Was bist du", fragte Helene.

„Ich bin Erwin Wendt und habe Hosen an."

„Du bist verrückt", sagte Helene.

Sie wurde ihm eine Anklage.

Er suchte die Bedenken jeglicher Art, die ihn bestürmten, durch Phantastereien zu überwinden. Den Ekel zu betäuben und zu ersticken unter den Geweben wirr verschlungener Vorstellungen, die ihm ihre Persönlichkeit stets wechselnd und von teuerm Inhalte erfüllt vorgaukelten.

Er war Adam. Und sie war Eva. Und sonst war nichts um sie als Getier und wildes Gewächs. Und eine tropische Landschaft. Die glühte in allen Farben. Und wenn der Abend kam, dämpfte er die Farben. Und wenn die Nacht kam, waren alle die Farben von dem Scheine der Gestirne versilbert. Und die Tiere schliefen alle in schweigsamem Schlaf. Nur er war auf und sie. Adam war auf und Eva.

Und Wendt fühlte sich und sie auf dem weichen, hohen Grase unter der Fächerpalme.

Und es war so sehr heiß.

Und er sagte: „Eva, wir sind ganz allein auf der Welt. Aber wir sind uns lieb."

„Ich liebe dich", sagte Helene.

Und sie liebten einander.

„Ich bin heute reich", sagte Helene.

Und sie gingen und aßen zu Abend.

Rasierte Austern auf kleinen Kaviarbrötchen.

Wutki. Wutki.

Eine Flasche Chablis.

Hummer. Chablis.

Filet à la Bordelaise. Chablis.

Noch einmal Austern, zu denen geröstete Brötchen aufgetragen wurden. Brötchen mit einer dünnen Schichte von geriebenem Käse.

Sekt.

Eier in Pfeffer. Sekt.

Eine Omelette aux confitures. Sekt.

Früchte. Sekt.

Käsesorten. Sekt.

„Du bist wunderschön", sagte Wendt.

„Ah", sagte Helene.

„Bah", sagte Wendt und sah, daß ihr Musselinkleid ganz einfach war.

Im Mittelalter trug ein Mädchen einen weiten Rock aus zweierlei Sammet, aber in gleichen Streifen geschnitten, grün und rot, mit Gold gestickt und mit Hermelin durchweg gefüttert. Darunter trug das Mädchen ein aluminiumweißes Hemd von Seide mit goldenen Nähten.

„Hermelin, Hermelin", sagte Wendt.

Und Helene erzählte von einer Freundin, die einen Muff aus Hermelin gehabt hat. Aber die weißen Schwänzchen . . .

Das Mädchen aus dem Mittelalter hatte den Rock mit einem Gürtel umschlossen, der sich zu solcher Pracht ziemte. Es war der Gürtel ein Band mit edelem Gestein besetzt. Aus einem klaren grünen Smaragd war zur Seite eine Schnalle, die einen Aar zeigte, der wohl erhaben gearbeitet war. Als Haken diente der Schnalle eine Zusammenstellung von Tieren, die mit großem Fleiße von Gold gearbeitet waren. Zwischen die Edelsteine waren Perlen gemischt, und in der Mitte des Gürtels war ein Rubin, dessen Kraft, Anblick und Schein wirkten, daß alles Leid, sowie es das Mädchen nur fühlte, verschwand.

„Glaubst du, daß es einen Rubin gibt, dessen Kraft, Anblick und Schein bewirken können, daß alles Leid, das man fühlt, schwindet?" fragte

Wendt und sah, daß ihr Musselinkleid ganz einfach war.

Sie glaubte nicht, daß es solch einen Rubin geben könne.

Wie gut stünde ihr das: Auf ein duftiges, ganz blaßlila Dessous fällt ein Überkleid aus weißem Tüll . . .

„Ich möchte dir ein Kleid schenken, Pupperl", sagte Wendt. „Auf ein duftiges, ganz blaßlila Dessous fällt ein Überkleid aus weißem Tüll, in das eine Verzweigung von aufstrebenden Schilfblättern mit Opalpailletten gestickt ist. Die Flügelärmel sind aus echten crème Brüsseler Applikationsspitzen."

„Erwin, lieber Erwin, du bist wirklich zu gut", sagte unendlich zärtlich Helene und streichelte Wendts Haar.

Erwin Wendt war bei Wagners Tristan und Isolde.

Da war er dann Tristan, und Helene war Isolde.

Und sie liebten einander gar sehr.

Es geschah, daß diese einfachen Übermalungen einer schlechten Wirklichkeit nichts mehr nützten. Er war mitten in der Illusion einer altitalienischen Liebesgeschichte, die er dem Bandello entnahm, dem piemontesischen Novellisten, dem Dominikaner Matteo Bandello, der im Jahre 1480 geboren wurde, der Lehrer der Lucrezia Gonzaga in Mantua war und 1561 gestorben ist, als ihn ein Abscheu beschlich, und er sich einer Frage nicht erwehren konnte.

„Wie viel Herren waren heute bei dir?"

„Zwei", sagte Helene nachdenklich und träumerisch.

Da kleidete sich Wendt an, sprach kein Wort mehr und ging und kam eine Zeitlang nicht wieder.

Als er wiederkam, suchte er seinen Phantastereien andere Seiten abzugewinnen, die stärker in ihren Wirkungen sein mußten als die mehr oder weniger idyllischen Bilder, die er vorher gefunden hatte.

„Helene", sagte Erwin Wendt, „ich bin Atahuallpa."

„Wer bist du?" fragte Helene erschreckt und ungläubig.

„Atahuallpa. Der letzte Inka von Peru. Die Fremdlinge sind gekommen. Und ich weiß, daß ich morgen sterben werde. Du bist meine Gattin und Schwester Calacruz. Und das ist unsere letzte Nacht."

„Oh", sagte Helene und sah ihn liebevoll an. Und Wendt sann weiter.

Atahuallpa. Calacruz war neben ihm. Und die prächtig gekleideten Hofleute und Offiziere füllten den Hofraum, als die Fremden kamen. Er saß auf einem niedrigen Sessel, kenntlich durch das Symbol seiner Sonnensohnherrschaft, durch die Borla, die rotseidene Stirnbinde, deren Fransen ihm bis auf die Augenbrauen herabfielen. Es wurde gesprochen. Und es war ein Wunder da. Ein Tier mit einer großen Mähne und einem langen Schweif und einem glänzenden Fell. Da ließ der Ritter dem Tier die Zügel schießen und zog in vollem Laufe ein paar Kreise auf dem Wiesenplan vor dem Hofraume, kehrte dann pfeilschnell zurück und hielt das Tier so plötzlich und so dicht vor Atahuallpa an, daß es sich auf den Hinterfüßen aufrichtete und den Schaum seines Gebisses umherspritzte. Und er blieb gefaßt. Aber einige Offiziere sind entsetzt zurückgewichen.

„Ich habe die Offiziere am Abend dieses Tages hinrichten lassen", sagte Wendt.

„Welche Offiziere?" fragte Helene und war erstaunt.

„Die Offiziere, die vor den Pferden der Spanier Angst gehabt haben", sagte Wendt.

„Aber vorher habe ich ihnen mit glühenden Pfeilspitzen die Augen ausstechen lassen. Es hat so gezischt wie heißes Eisen, wenn es ins Wasser taucht. Natürlich."

Und dann war das Blutbad. Die Fremden haben gemordet und gemordet. Er hatte sie in ihrem Quartiere besucht. Der nach Tausenden zählende kaiserliche Hofstaat war mit. Der Hofstaat, dessen einzelne Abteilungen in ganz weißen oder in weiß und rot gewürfelten Festkleidern einherschritten. Und die Schar der Leibtrabanten war himmelblau gekleidet. Sie trug reichen Goldschmuck und führte silberne Keulen. Atahuallpas Ohrgehänge reichten bis auf die Schultern. In einer Sänfte schwebte er über den Köpfen des Gefolges. Das Gestell der Sänfte war mit Goldplatten belegt und mit den bunten Federn tropischer Vögel verziert. Darauf ruhte der Thronsitz aus gediegenem Gold. Und sein Anzug war schwer von Gold und Edelsteinen. Um den Hals lag eine Kette von Smaragden, in den Haaren waren kostbare Steine befestigt, und die Fransen der Borla zitterten auf seine Stirne nieder.

„Heilige Sonne, und ich wurde gefangen genommen", sagte Wendt. „Ich habe ihnen Gold gegeben, damit sie mich freilassen. Gold. Gold. Gold. Ein ganzes Zimmer voll Gold. Von Kuzko allein kamen zweihundert Lasten Goldes. Und von dem Dache und den Wänden des Korikancha wurden siebenhundert Goldplatten abgelöst. Und Silber habe ich ihnen gegeben. Silber. Silber. Silber. Zweimal habe ich ihnen ein Gelaß mit Silber gefüllt."

„Was ist Korikancha?" fragte Helene.

„Der Nationaltempel", sagte Wendt.

„Es hat nichts geholfen, Calacruz. Gestern erschien ein Komet am Himmel. Ein ebensolcher Stern ist auch kurz vor dem Tode meines Vaters Huayna Kapak am Himmel aufgegangen. Oh Calacruz, Calacruz, morgen werde ich sterben. Das ist unsere letzte Nacht."

Und sie liebten einander, liebten einander, liebten einander gar sehr und wild. Und es wurde eine Nacht der Leidenschaft. Eine Nacht, in der aus dem Dunkel Funken sprühten und Feuergarben aufleuchteten.

Wendt traf einen Bekannten, wich ihm aus und war hocherfreut, ihn gemieden zu haben, ohne von ihm bemerkt worden zu sein.

„Worden zu sein", dachte Wendt.

„Hast du eine Ahnung", sagte er zu Helene.

Helene hatte keine Ahnung.

„Ich bin lungenkrank", sagte er.

Helene war außer sich.

„Nein", sagte Wendt. „Ich meine, du sollst annehmen, daß ich lungenkrank sei. So im letzten Stadium. Gerötete Augen, ewig feuchte. Bläulichrote Flecken auf den eingefallenen Wangen. Und ein hohler Husten rüttelt mich. Ich gebe Schleimmassen von mir, in die Blutkörperchen eingebettet sind. Und faulende, eitrige Lungenbestandteile sondere ich ab. Ich habe nur mehr den vierten Teil eines Lungenflügels. Nun, wie soll ich da leben? Was würdest du tun?"

„Ich würde dich pflegen", sagte Helene einfach und wippte einen kleinen weißen Faden von Wendts Rock.

Und dann liebten sie einander.

Wendt ersann die Krankheiten immer grauenhafter.

Zerfressene Glieder rankte er um ihren Leib, Stümpfe von Gliedmaßen, an denen verwestes Fleisch in losgelösten Stücken stank. Ein Auge war ausgeronnen, und die Lider mit einem dicken, roten Saft verklebt. Die Nase war weg. Zwei Höhlen waren da an Stelle der Nase. Die Wangen waren mit einer Kruste von Grinden bedeckt. Die Lippen eingetrocknet. Er küßte mit den Zähnen und der Zunge, die trocken war, ausgebrannt und von Rissen durchfurcht. Und schwer war sie wie eine tote Schlange, die voll von Speise ist. Auf dem Rücken und auf der Brust wölbten sich ihm in einen entzündeten Kreis gerahmte, große, feuchte Beulen. Sie waren mit einer gelben, zähflüssigen Masse gefüllt, mit Blutwasser und aufgedunsenen Bestandteilen abgestorbener Zellengewebe. Aber in der Mitte ballte sich ausgeschiedenes Blut zu einer metallen-schwarzen Kugel.

Und es war ihm ein unsägliches Vergnügen, sich vorzustellen, daß Helene, eine unberührte Jungfrau, wie er jedesmal annahm, ihn in einem solchen Zustand seines Leibes umarmte. Daß dieses gesunde, weiche und feste, weiße Mädchen ihn als einen Klumpen elenden Fleisches, eine Ansammlung scheußlichster Gräßlichkeiten gleichermaßen an sich drückte und liebte wie vor seinen Verwandlungen.

Und da er sich in dieser Verfassung seines Seins ohnedies ziemlich verwerflich fühlte, fiel es ihm auch nicht im entferntesten ein, sich von der Bedenklichkeit quälen zu lassen, die darin lag, daß er Geld von ihr nahm.

Und er sagte ihr von der Lungenkrankheit an nichts mehr über die Krankheiten, aus denen er seine Genüsse schaudernd zog, da er fürchtete, sie könnte am Ende doch einen kleinen Schrecken empfinden vor dieser Art von Liebe. Und es könnte sich der Schrecken also ausdrücken, daß die Liebkosungen anders und furchtsam ausfallen würden. Ihre Hand könnte nur zaudernd die Beulen berühren und würde zurückprallen, wenn eine Beule knatternd aufplatzen und den breiigen Inhalt auf ihren Arm ergießen würde.

Freilich ward er gehindert, sich in diese Vorstellungen weiter einzugraben. Es kam einmal eine Beleuchtung. Da glaubte er zu sehen, daß an ihrer linken Brust ein Stück seiner zermürbten Lunge haften geblieben sei. Und von ernüchterndem Widerwillen gepackt, suchte er nach neuen Erregungen, die ihn sein eigentliches Verhältnis zu Helene vergessen lassen sollten.

Die heilige Cäcilia hat das Gelübde der Keuschheit getan und ihr Vater sie mit einem heidnischen Jüngling verlobt. Mit Valerius. Den bekehrte sie zum Christentum und verstand es, ihn zur Achtung ihres Gelübdes zu bewegen. Valerius und sein Bruder Tiburtius erlitten den Martyrertod. Cäcilia ward in ein glühend heißes Bad getaucht, aus dem sie aber unversehrt hervorging. Da ward sie dem Henker übergeben.

Und der Henker war Erwin Wendt.

Die Eisenteile seines Beiles waren rostzerfressen von Blut. Blut. Blut. Von dem Blute armer Schwärmer und Schwärmerinnen, das einstmals lichtrot, glanzrot und warm aus prachtvollen Wunden in gedrehten Strahlen gespritzt oder in glänzenden, rieselnden Bächlein über die matte Haut gezogen war. Und der Holzgriff des Beiles war rostbraun von alten, alten Blutstropfen.

Von den Schultern flatterte ihm ein Mantel in höhnischem Scharlachrot.

Und Helene — Cäcilia —

Aber nein.

Warum sollte sich die heilige Cäcilia in ihn nicht verliebt haben, bevor sie das Gelübde der Keuschheit getan hatte? Und die heilige Cäcilia verliebte sich in ihn, bevor sie das Gelübde der Keuschheit getan hatte.

Und es liebten einander gar sehr die heilige Cäcilia und Erwin Wendt.

Und es liebten einander gar sehr die heilige Ursula und Erwin Wendt.

Und es liebten einander gar sehr die heilige Barbara und Erwin Wendt.

Und es liebten einander gar sehr die heilige Magdalena und Erwin Wendt.

Als er aber die heilige Elisabeth liebte, die verheiratet war und Kinder hatte, ward er jäh aus seinem Taumel gerissen. Elisabeth, die heilige Mutter!

Das gnadenreiche Bild der heiligen Mutter Maria ward in ihm ausgelöst.

Und es faßte ihn eine starre Betäubung.

Der Gegensatz, in den er die unantastbare Reinheit der allerseeligsten Jungfrau zu den Ausschweifungen gebracht hatte, die er im Geiste mit den andern Heiligen begangen hatte, ließ ihn sein lästerliches Vorgehen um so unerhörter ins Bewußtsein treten, als ihm die Frömmigkeit seiner Jugend ins Gedächtnis stieg.

Da waren die Ehebetten seiner Eltern. Und über denen hing ein Ölgemälde. Die mater dolorosa mit einem Schwerte im Herzen. Die Fenster waren offen. Und den Duft von Flieder trug der Wind herein. Unruhig flackerte das ewige Licht unter dem Bilde. Aber der Knabe kniete und vertraute UNSERER LIEBEN FRAU die Sorgen seiner Kindheit, erflehte Erleichterung von Lasten, die seine Jugend bedrückten und dankte für die Erfüllungen von Wünschen in unzähligen Ave Maria.

Gegrüßt seist du, Maria voll der Gnade; der Herr ist mit dir; du bist gesegnet unter den Weibern, und gesegnet ist die Fruchtbarkeit deines Leibes. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unsers Todes, Amen.

Und da fielen die Glocken ein. Kling. Kling.

Ach, und die Erinnerung an alle die Heiligen war jetzt besudelt.

In Helene hatte er sie entehrt. In diesem Weibe, diesem Weibe! Die trauten Erinnerungen.

Und seine Schmach und seine Schande wurden ihm klar, und er wurde sich durchsichtig.

Dieses Weib! Wieviel Herren waren heute bei ihr, von deren Geld er dann etwas erhalten wird?! Er fragte sie nicht danach. Er fragte sie nicht danach.

Aber er stöhnte tief und arg.

Da fragte ihn Helene besorgt: „Was hast du?"

Und Wendt sagte halb besinnungslos: „Einen Kopf, Helene. Zwei Arme und zwei Beine. Und auch noch einen Rumpf."

Da kollerte Helenens wüstes Lachen in der Stube.

Aber Wendt verhielt sich ernst und gar still.

Und Helene liebte ihn gar innig.

Er aber liebte sie gar nicht mehr.



# Dichterseele

## Novelle von Robert Jaffé

(1. Fortsetzung.)

Am 13. Oktober.

Meine Triebe und Begierden sind wie ein Bündel Pfeile und Lanzenschäfte zusammengehalten gewesen. Dann war das Band gesprungen, und das Bündel drohte auseinanderzufallen. Nun habe ich das goldene Band nur um so fester zusammengelötet. Ich habe die stolzen Gefühle von dem Werte meiner Kunstübung, die steil in die Höhe strebten und die heitere Luft meines sonnigen Daseins durchwölken und beunruhigen konnten, mit ganz feinen, spröden Drähten am Boden festgebunden. Nun beschloß ich eine entfernte Verwandte unserer Familie zu besuchen, von der ich schon gar viel Rühmliches vernommen hatte. Ich hatte das Gefühl, als könnte ich in ihrer Nähe auch ein wenig des beruhigenden Friedens teilhaftig werden, den wahrhaft fromme Menschen, wie etwa stille Pietisten, in ihrer süßen Gottseligkeit aushauchen.

Wie unerschöpflich ist die Liebesfülle und Selbstlosigkeit eines weiblichen Herzens! Es ist immer nur bedacht, anderen, auch denen, die es mit offener Gleichgültigkeit vergelten, zarte Aufmerksamkeiten zu erweisen, es ist so anspruchslos, daß es sich noch über das freuen kann, was anderen als das gleichgültigste Nichts erscheinen würde: etwa über die Begegnung mit einem fremden Kinde.

Agathe hatte die Nelken ihrer Jugend versengen und verbrennen lassen, während sie ihr

Leben ihrem Vater zum Opfer brachte. Dieser Vater war ein schlechter Mensch, der das Wenige, das er verdienen mochte, im Spiel und Trunk vergeudete und die Bestreitung des Haushaltes dem armen Mädchen aufbürdete. Dabei war er von einer grenzenlosen Anspruchsfülle und Launenhaftigkeit. Er füllte die Räume ihrer Häuslichkeit mit lauten Erörterungen über das Essen. Er führte mit ihr zumeist Gespräche über die Zubereitung der Speisen und Getränke und wurde dabei immer bald ungeduldig, da er stets etwas auszusetzen fand. Er gab auch selber einem Kinde, das Agathe kleine Hülfsleistungen besorgte, die mannigfachsten Aufträge, etwa daß sie eine bestimmte Delikatesse schon heute hole, damit sie, wenn er sie am nächsten Tage essen wollte, frisch wäre. Oder er gab, während Agathe das Kind zum Krämer schickte, an, was er für die nächsten Tage zur Mittagsmahlzeit wünsche. Sonst schlief der Alte wohl auch am Tage auf dem Sofa, wobei er mit dem Körper die weichen Polster tief eindrückte und beide Hände in den Hosentaschen hielt; dann ragten recht unordentlich die Hemdsärmel unter den Manschetten hervor. Agathe gab ihm auf alle Fragen, die er etwa über irgend welche Dinge an sie stellte, die ausführlichste und geduldigste Auskunft. Wenn er dem Kinde den Auftrag an den Krämer gegeben, zeigte sie lachend, daß sie gerade, was er gewünscht, als erstes auf den Bestellungszettel gesetzt und auch schon vormittags der Nachbarin gesagt hätte, daß sie dies morgen kochen würde; dabei lachte sie mit kindlich offenem Munde, und später wiederholte sie dann noch, wie sehr sie sich über dieses zufällige Zusammentreffen ihrer Wünsche amüsiert. Sie ging etwa mit Freundinnen, die sie zu einem Spaziergang abholen wollten, nicht mit, weil dem Vater das Essen nicht schmeckte, wenn es ihm nicht von der Tochter serviert wurde. Ihr Herz blutete, wenn die Verwandten zu ihren Gunsten beratschlagten und dabei erklärten, daß ihr Vater ihrer Liebe wahrlich nicht würdig wäre. Sie weinte vor unendlichem Schmerz und vor Scham, und ihr höchster Begriff von Glückseligkeit war, daß sie vor allen, die den Alten lieblos beurteilten oder gar verachteten, den Vater rechtfertigen dürfe.

Sie hätte ihn in einer Gloria sehen und gar auf ihn stolz sein mögen. Heute war der Alte glücklicherweise nicht zu Hause, als ich Agathe aufsuchte. Sie wohnt in einer entfernteren Vorstadt; in dem schmalen, einfenstrigen Stübchen, in dem sie mich empfing, glänzten und leuchteten die Messingbeschläge der Türen und Fenster blitzblank, und auf einem Cylinderbureau standen Photographien von Familienangehörigen und Attrappen in Form von Aprikosen und Äpfeln, die von einem Balle herrühren mochten. Sie saß an einer Nähmaschine und arbeitete an einem hellgrünen Kleide, das sie auf dem Schoß hielt. Wir sprachen von dem ersten Eindrucke, den man in einer großen Stadt empfinge; sie fragte, wie es mir in ihrem Stadtteile gefiele; dann meinte sie mit schönem Lächeln, ich würde sie wohl nicht allzu häufig besuchen, ich würde anderwärts doch bessere Zerstreuung finden, und das wäre ja selbstverständlich. Endlich aber schien ihr etwas Besonderes eingefallen zu sein: sie erzählte von einer Familie, mit der sie väterlicherseits eigentlich nahe verwandt wäre; dort wäre eine gar schöne junge Tochter, und so würde es mir dort gewiß recht gut gefallen. Else sollte schon als Kind, als halbes Kind, als ein Mädchen von etwa dreizehn Jahren, durch ihre ungewöhnliche Schönheit aufgefallen sein, und in der ganzen Familie hätte man immer wieder von ihrer Schönheit gesprochen; der eine Vetter hätte schon damals zu ihrem Vater gesagt: „Donnerwetter, ist deine Tochter schön! Schade, daß deine Tochter noch so jung ist; sonst würde ich sie bestimmt heiraten!" Sie würde mich nun dadurch bei der Familie einführen, daß sie angab, ich solle sie zu einer in derselben Straße wohnenden anderen Familie, zu der sie einen zweiten Besuch vorhätte, begleiten, und könne doch nicht auf der Straße warten.

Am 16. Oktober.

Schon in den nächsten Tagen fand ich mich bei Agathe ein, und sie trat dann auch bald den verabredeten Weg mit mir an. Sie hatte mehrere Schubladen ihrer Kommode aufgezogen und Handschuhe und Schleier aus sorgsam verschlossenem dunkelbraunen Toilettekästchen herausgenommen. Draußen empfing uns nun das wundervollste Herbstwetter. Die Straßen schienen in der Herbstsonne wie von einer zarten, sich dicht anschmiegenden bronzenen Schicht belegt, und dort, wo an den Straßen vor einstöckigen Häuschen kleine Vorgärtchen oder vor zierlichen hellgrauen Villen parkähnliche Gärten bräunlich leuchteten, schien sich alles breit und reif entfaltet zu haben. Am schwarzen Flieder reiften die schwarzen Beeren, mit denen man die Rotkehlchen fängt. An den wie frierenden, halb entlaubten Ebereschen schimmerten die Korallenbüschel der roten Beeren, und am Jasmin schwellten die kleinen weißen Beeren wie Schneebälle. Agathe erzählte, welch überaus behaglichen Eindruck die Verwandten, zu denen wir eben unterwegs wären, durch das glückliche Familienleben machten. So zufrieden und heiter und so vergnügt; und mit den Kindern lebten sie harmonisch wie Freunde, gar nicht wie Eltern mit ihren Kindern. Eine Verwandte von Agathens Vater, die selber recht glücklich verheiratet, hätte gesagt: daß dies ihr Ideal einer Ehe wäre und

daß sie wünschte, so in ihrer Ehe leben zu können, wie eben diese Verwandten. Trotzdem Elsens Mutter ihre nächsten Angehörigen, ihre Eltern und Geschwister hier an demselben Orte hätte, käme für sie nur ihr Mann in Betracht, und ihr Mann wäre ihrem Herzen noch näher als die Kinder. Wenn sie etwas unternähme, spräche sie nur von den Wünschen des Mannes, und nach diesen ginge es auch immer.

Dabei wäre er nicht im stande, so viel zu verdienen, als zum Unterhalt der Familie notwendig wäre, und sie bezögen ihr Einkommen eigentlich vornehmlich aus dem Ertrage eines großen Hauses in der Maienstraße, das ihnen ihr gar reicher Vater geschenkt hätte. Aber sie wäre niemals unwillig und ungeduldig gegen ihren Mann; sie stünde ihm vielmehr gegen versteckte Anschuldigungen ihrer Angehörigen bei und wäre immer auf seiner Seite. Er wäre jetzt auch wählerisch und launenhaft im Essen geworden, und Else hätte erst neulich zu ihr gesagt: Weißt du, Agathe, ich fürchte, unser Vater wird bald ebenso werden wie der deine.

Nun lächelte Agathe ein wenig und seltsam anzüglich; es war, als ob sie über etwas Peinliches, das ich doch wissen müsse, hinwegstreichen wollte.

Aber trotzdem sie nicht in glänzenden Verhältnissen lebten, fuhr Agathe fort, lebten sie sorglos, und den Kindern würde, wie nur den reichsten, das geringste Unerfreuliche fern gehalten. Sie lebten so vergnügt und sorglos in den Tag hinein.

Nachdem wir nun in der Maienstraße angelangt und die mit einem bunten Läufer und blanken Messingstäben belegte Holztreppe hinaufgestiegen waren, fand ich die Familie auch so, wie sie Agathe geschildert hatte. Die Mutter war eine hohe, schlanke Frau, die mit einem fortwährenden sanften Lächeln zumeist die Hände im Schoß gefaltet hielt. Der Vater sah für die annähernd sechzig Jahre, die er bereits zählen sollte, überaus jugendlich aus; als ich es ihm sagte, lächelte er recht selbstgefällig und erwiderte, daß ihm schon viele das Kompliment gemacht hätten. Wally, die jüngere Schwester Elsens, nahm Agathe beim Arm, mit einem reizend übermütigen Ausdruck im Gesicht, der ein wenig erkennen ließ, wie sehr sie sich der Schönheit ihrer allerersten Jugendjahre bewußt war; sie ging mit Agathe und mit den Eltern in ein anstoßendes Zimmerchen. So blieb ich mit Else allein zurück, und wir waren bald in einer traulichen Unterhaltung. Es war so lieblich, ihr zuzuhören; wenn sie sprach, schienen ihr die Worte von den Lippen zu fallen wie weiße Tautropfen von roten Blumenkelchen. Wir plauderten von Schulerinnerungen und den ersten unschuldigen Regungen des Herzens; dann sprachen wir von Reisen und fremden Gegenden. Die niedrigen Häuser eines Städtchens im Tale lagen im Mittagssonnenschein; ringsumher schwellten die Berge sanft an mit den hell- und dunkelgrünen Wäldern, und auf dem einen Hügel stand über den bewaldeten Abhängen eine Schloßruine mit einem sechseckigen Turme und gewölbten Nebentürmchen. Es war die Landschaft eines rheinischen Badeortes; sie hatte dort vor einigen Jahren geweilt und, als sie mit einem befreundeten jungen Manne einen Ausflug nach einem nahen Waldschlößchen unternommen, bei allen weiblichen Badegästen üble Nachrede hervorgerufen. In diesem Zusammenhange erzählte sie auch von ihrem Großvater. Er war im letzten Sommer in einem thüringischen Bade gewesen, und nun hatte er ihr nach seiner Rückkunft berichtet, daß er dort einen russischen Millionär kennen gelernt, der für seinen Sohn gern eine deutsche Frau haben wollte. So hätte er erwogen, ob sie nicht die Frau des jungen Millionärs werden könnte. — Nun, ich muß doch erst sehen, ob er mir auch gefällt. — Da hätte der Großvater ganz verwundert erwidert: ob der junge Kaufmann ihr gefiele, könne doch kaum in Frage kommen; wenn sie ihm nur gefiele —! Und nun hatte sie aber dem Großvater gesagt, daß sie niemals gegen ihr Herz über sich bestimmen lassen würde.

Da fiel mir die weiche Ergebenheit auf, mit der sie den Gedanken solch einer tyrannischen Bevormundung ertrug und nichts von Leidenschaft sprühender Erregung verriet.

Es wurde auch später noch oft angedeutet, daß Else sich bald verheiraten könnte. Die Mutter sagte: „... wenn Else erst verheiratet sein sollte ...“, und sie selber sprach desgleichen davon. Wir hatten uns nämlich inzwischen bereits unter die übrige Gesellschaft gemischt; unter der ehrlich herzlichen und gastfreundlichen Aufforderung der Familie war der Vorwand, mit dem mich Agathe eingeführt, ganz in Vergessenheit gekommen. Inzwischen war in dem Wohnzimmer der Tisch zu der Abendmahlzeit gedeckt worden, und nun saß ich vor dem weißen Tischtuch zwischen Agathe und Else. Else sprach mit der Mutter darüber, welche Sorte Bier sie aus dem Keller heraufholen solle, und ehe ich es noch verhindern konnte, war sie hinuntergeeilt und kam mit mehreren Fläschchen auf einem zierlichen Tablett zurück. Der Vater schlug an einem Tellerchen ein Ei auf, das nicht ganz frisch sein sollte, und die Mutter und Wally stellten ihn bald auf eine wunderbar freundliche Weise zufrieden. Ich konnte dies alles kaum beobachten; ich saß da, als ob ich den Kopf gesenkt halten müßte und gar nicht mit klaren Augen um mich schauen könnte. Es machte eine stille

Glückseligkeit, die mich so nach innen gekehrt hielt; es war wie in einem unbeschreiblichen duftigen Traume. Die Fläche hatte sich seltsam gedehnt und der nüchterne Raum hatte sich zu einer schwankenden Unbestimmbarkeit verschoben. Gar, als wir uns verabschiedet hatten, und die Mutter mich wahrhaft innig aufgefordert, sie nun auch oft zu besuchen, in der Dämmerung und Dunkelheit des Heimweges, erzählte mir Agathe, was Else ihr anvertraut. Ihr hatte noch kein Herr ihrer Bekanntschaft so gut gefallen wie ich, und sie hatte sich mit keinem so angenehm unterhalten können. Dergleichen war mir auch schon früher oftmals hinterbracht worden, wenn ich ein schönes Kind von einer Gesellschaft nach Hause gebracht oder auf einer stundenlangen Fahrt begleitet. Sie hatten dann immer erzählt, daß ihm die Stunden wie Minuten vergangen wären, und daß es mit übersprudelnder Begeisterung von mir geschwärmt. Aber dies hatte noch nimmer solch einen eigenen Eindruck auf mich gemacht wie heute.

Am 17. Oktober.

In goldschäumenden Stunden wandele ich durch hohe, heideartige Wolkengefilde. Volle Blumenbüsche durchziehen das Gärtchen des Lebens, und auf der Schwelle jedes Tages liegt ein wundersamer leuchtender Lichtkreis; man möchte die Hände erheben, um das Übermaß beseligenden Lichtes abzuwehren. Die Erinnerungen von dem, was wir erlebt, ziehen ihre Bahn durch unseren Geist, wie zarte Schmetterlinge mit lichtdurchglänzten Flügelchen durch die Lüfte. Und doch kann ich die Eine nicht vergessen, die ich unter dem trauten, holden Gewölk irdischen Familienglückes gesehen habe. Nun steht sie in einem wunderlichen Bilde in meiner Erinnerung: als trüge sie ein goldgelbes Kleid und auf dem blonden Köpfchen eine Tiara von Goldbrokat mit goldschillernden Schleifchen und zwei Bändern, die sie unter dem lieblichen Antlitz ineinandergeschlungen; als wäre sie eine junge Emigrantin, die vor der französischen Revolution nach Koblenz geflohen und aus einem zierlichen Fensterrahmen auf die wundersam hellen, fremden Straßen hinunterschaut. Sie ist mir der Ausdruck der höchsten Lieblichkeit auf Erden. — Aber wenn der Träumer in griechischen Gefilden, an silbernen Teichen und den grünen Wäldern vorbei, oder durch die blitzenden und funkelnden bunten Straßen der Renaissancestädte schweifte, so bleibt doch sein Leben nur das, zwischen dessen beweglichen eisernen Zangen er sich mit seinem Körper fortbewegte. Es ist doch nicht möglich, durch Träume sich den Schmerzen des Daseins zu entziehen. Das ist so gekünstelt und auf leicht brechenden Stützen ruhend, als wenn ein Kranker oder ein Greis vermittelst der Poesie und Kunstübung nicht die Zufriedenheit, nein, die triumphierende Seligkeit der Jugend erwerben wollte. Wie wenig mag die e i n s a m e Seligkeit des künstlerischen Schaffens, die ich immer so fein und sorgsam empfunden, in der Wirklichkeit bedeuten! Von den meisten Menschen kann sie gar nicht begriffen werden. Das allgemeine Urteil der Menschen wird — und mit Recht! — die Poesie nicht in der Form suchen, in dem Rhythmus der Sprache, in der unerhörten Neuheit und Selbständigkeit der Bilder oder in der abgeschliffenen Gedrängtheit der Darstellung. Es wird die Poesie allein in dem wirklichen Leben des Dichters finden wollen. Den registrierenden Bibliothekar, der die Werke der Dichter mühsam durchforscht, wird es als nicht minder poetisch empfinden, wenn er nur sein schönes junges Weib mit voller verklärter Liebe umfängt, und wenn etwa beide in jedem neuen Morgenglanz beim Anblick ihres schönen blonden Knäbleins, von Glück überwältigt, heiße, frohe Dankgebete zum Himmel emporsenden. — Es ist mir, als hätte ich mehrere graue Netze, in die ich eingehüllt gewesen, zerschnitten und eins nach dem anderen abgetan. Dabei bin ich endlich zu meinem nackten Körper gelangt. Wie wenig ist es, wenn mein Herz in weißer leidenschaftlicher Liebe stammelt und ihr lange, wohlgeformte Gedichte voller Kraft bietet! Ich müßte sie zu meinem Weibe erringen können!

(Fortsetzung folgt.)

# Deine Hände

Laß mich allein mit meinen Schmerzen —
deine Hand auf meinem Herzen,
Geliebte, tut mir weh:

Ich fühl es zucken drin und brennen,
von Leiden, die nicht Lippen nennen,
von einem unstillbaren Weh.

Was selbst dein Auge mir verschwiegen,
in deinen Händen fühl ich's liegen,
wie kalt erstarrte, schwere Glut . . .

Und doch, Geliebte, meine Schmerzen
sind leichter, wenn auf meinem Herzen
der Kummer deiner Hände ruht.

Wilhelm Holzamer.



# Neues vom Büchermarkt



**Elsa Asenijeff,** Der Kuß der Maja, Traumfugen über das Leben. Leipzig 1903.

Elsa Asenijeff hat glückliche Stunden. Da gelingt ihr ein gutes Stück. Elsa Asenijeff hat unglückliche Stunden. Da bleibt ihr ein Wortbrei in der Schüssel. Hätte sie den natürlichen Geschmack für die Grenzscheide des Erhabenen vom Lächerlichen, so wäre sie einer Dauthendey gleichzusetzen. Den hat sie aber nicht und ist deshalb einer Dauthendey nicht gleichzusetzen. Was nützen ihr ihre Worte, in denen die Pracht und die Kraft von Edelsteinen funkeln, wenn sie das Geheimnis ihrer Zusammensetzung nicht völlig kennt? Sie nützen ihr nicht viel. Da kommt ein Rubin neben einem Onyx zu stehen und gibt einen lächerlichen Eindruck. Verfällt sie gar in ihren seherischen Predigerton als Ausdruck für eine zur Not aneinanderhaftende, wenig bedeutende Phantasie, so ist sie fast unausstehlich. Sie will da immer etwas, was man auch ohne einen erheblichen Aufwand von Pathos wollen kann. Sie stellt sich dann als den Typus der Weiber dar, denen moderne Bestrebungen in die Köpfchen gestiegen sind und die sich geberden, als ob das Wohl und Wehe der ganzen Welt von dem Wohl und Wehe einiger Damen abhängen würde, die nicht wissen, womit sie sich beschäftigen sollen. Doch ist sie nicht immer so. Es gelingen ihr reine Töne, in die keine frauenrechtlerischen Tendenzen hineinglucksen. Da führen ihr eine hinreißende Leidenschaft die Feder und eine Sinnenfreude, die manchesmal wieder so toll wird, daß sie nicht gerade Freude macht, aber immerhin als Ausdruck einer eigenmächtigen Persönlichkeit in ihrer ganzen Aufdringlichkeit hinzunehmen ist. Über Elsa Asenijeffs neuestes Buch: Der Kuß der Maja, ist nicht viel mehr zu sagen, als daß es eine echte Asenijeff ist und ebenso viel Schönes gibt als es Häßliches gewährt, und daß sich als bei der Asenijeff neu eine gewisse verachtende Resignation eingeschlichen hat, die sich gleich in der Widmung ankündigt: „Meinen Leipziger Freunden: Dem Jaguar, dem Schakal, dem Wolf, anbetungswürdigen Blumen, schöngeformten Dingen aus den stillen Einsamkeiten dankender Erinnerung! Leipzig, in der Zeit der schwarzen Iris 1903. Elsa Asenijeff.“ H.

**W. Fred,** Leise Dinge. Leipzig 1903. Mk. 2.—.

Eine Sammlung von Novelletten. Der Titel ist gut gewählt. Es ist nichts Rauhes in dem Buche, nichts Hartes und keine Ecken, an denen sich die zarten Stimmungen stoßen könnten, die das Buch aushaucht. Die Sprache fließt in weichen Melodien, in zärtlichen Rhythmen, die zu wehmütigen Wirkungen neigen. Sie hüllt so entsprechend den Inhalt der einzelnen Novellen, die fast durchgängig von einer traurigen Müde getragen werden. Dazu kommt der kindlich-naive, einschmeichelnde und süße — zuweilen sogar zu süße, süßliche — Einschlag der spezifischen Wiener-Note und ein an den Gemälden farbengewaltiger und linienseliger Meister geschulter Sinn für Farbe und Umriß. Es ist so das Buch ein stilles Buch, das feine Leute zu stiller Stunde lesen. Und wenn sie es gelesen haben, sehen sie träumerisch auf, haben die Empfindung von Fäden, die ihnen um das Herz gelegt sind und an denen leise gezogen wird; da wird eine kleine Sehnsucht wach und beginnt leise zu singen, leise, ganz leise, und zu wünschen. Und kein Mensch kann vernehmen, was sie singt, und keiner, was sie wünscht. Doch ist Sonntag in der Seele. Und was will man mehr von einem Bande, der Novellen einschließt? Man will nicht mehr. H.

**Esther,** Fragment von Franz Grillparzer, vollendet von Rudolf Krauß. Stuttgart 1903. Mk. 2.80.

Franz Grillparzer, bei Lebzeiten nie recht gewürdigt, fast verkannt, beginnt mehr und mehr mit seinen Werken Gemeingut des deutschen Volkes zu werden. Das vorliegende Werk „Esther“ in der Vollendung von Rudolf Krauß, ein neuester Versuch, das Fragment im Sinne des Dichters Grillparzer zu Ende zu führen, ist mit Genugtuung zu begrüßen, da Krauß redlich bemüht war, die Momente des Ansatzes zu verwischen und die Handlung im Grillparzerschen Geiste fortzuführen. Die Arbeit war eine besonders schwierige, denn das Fragment hat so glänzende Vorzüge und treffliche Komposition in sich, daß nur ein tiefes Eindringen in die Grillparzersche Schöpfung und Sprache, die so reich an eigenen Schönheiten ist, es dem Verfasser ermöglichte, ein so gutes Resultat zu erzielen.

Dr. E. Martin.

**E. Haeckel,** Die Welträtsel. Volksausgabe. Bonn 1903. Mk. 1.—.

Es ist mit Freude zu begrüßen, daß die Verlagshandlung von Emil Strauß in Bonn Ernst Haeckels Welträtsel, das Ergebnis eines Forscherlebens, den Schlußstein an der Gedankenarbeit eines ehrlich die Wahrheit suchenden bedeutenden Mannes, durch eine billige und in Anbetracht des Preises von 1 Mark sehr saubere, gutgedruckte, stattliche Volksausgabe den weitesten Kreisen zugänglich zu machen sucht. Es stellt sich diese Volksausgabe als ein vollständiger Abdruck der Originalausgabe dar, die 1899 erschienen ist und 9 Mark kostet. Außerdem hat die Volksausgabe vor der Originalausgabe noch eine Ergänzung voraus, die ihr als ein Nachwort „Das Glaubensbekenntnis der Reinen Vernunft“ beigegeben ist. In diesem Nachwort setzt sich Haeckel markig und scharf — in Angelegenheit des Berliner Professors Paulsen, wie uns dünkt, etwas zu scharf — mit den Kritikern seiner Welträtsel auseinander, streift die Hauptfragen der Gegenwart — des Kaisers Glaubensbekenntnis, Bibel-Babel, Ultramontanismus usw. und schließt mit der ein wenig ältlich anmutenden Anrufung der „Dreieinigkeit des Wahren, Guten und Schönen.“ Dr. M. Lange.

## Bücher- und Zeitschrifteneinlauf:

(Eingesandte Bücher und Zeitschriften werden stets hier angezeigt. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen.)

**Leonore Frei,** Der neue Gott. Roman aus der Zeit Moses. Zwei Bände. Hermann Seemann Nachf., Leipzig. Mk. 5.—.

**August Weitzl,** Gräfin Julie. Ein Kapitel Liebeswahnsinn. Hermann Seemann Nachf., Leipzig. Mk. 2.—.

**Romolo Quaglino,** Cibele madre. R. Sandron, Mailand.

**August Wick,** Neue Menschen. Philosophischer Roman. Verlag von Hans Priebe & Co., Berlin-Steglitz.

**Wilhelm von Scholz,** Der Spiegel. Hermann Seemann Nachf., Leipzig. Mk. 2.50.

**Dr. Diederich Bischoff,** Freimaurerei und Loge. Max Hesse, Leipzig 1903. Mk. —.50.

**Frauen-Rundschau,** Leipzig. Heft 9, 10, 4. Jahrg.

**Freistatt,** München. Heft 15, 5. Jahrgang.

**Heimgarten,** Graz. Heft 7, 8, 27. Jahrgang.

**Deutscher Tierfreund,** Leipzig. Heft 5, 7. Jahrg.

**Freisinnige Zeitung.** Jungösterreich. Organ. Nr. 11, 1. Jahrgang.

**Deutsche Dichterstimmen.** Nr. 1, Jahrg. 1903.

## Notizen:

Direktor *Dr. R.*, S. bei Posen: 1. Für gute Beiträge haben wir immer Verwendung; 2. Hängt ganz vom Inhalt und der Art der Behandlung ab. — *Dr. L. C.*, Kiel: Ja. Was Sie für das Bedeutendste halten. — *C. M.*, Osnabrück: Die Erlaubnis haben Sie. Senden Sie immerzu und wohlgemut ein. — *K. W.*, Dresden: Noch zu dilettantisch. Geht zurück. Müssen deshalb nicht den Mut verlieren. Ausführlicheres brieflich.

Herausgeber: Franz Philips. — Redaktion: C. Gomoll und J. Hegner. — Geschäftsstelle: Magazin-Verlag in Leipzig-R.
Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.
Alle Zuschriften sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des Magazin für Litteratur, Magazin-Verlag, Leipzig-Reudnitz.

**Zwei neue beachtenswerte Urteile über Carpenters vielbesprochenes Werk:**

# „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden“.

Der Schluss eines langen „Zur Frauen- und Ehefrage“ betitelten Aufsatzes von Eduard Platzhoff-Lejeune in der letzten Nummer der wissenschaftl. Beilage der Münchner Allgemeinen Zeitung lautet folgendermassen:

*Nach Carpenter lässt sich folgendes „als erste und dringendste Besserungsversuche“ bezeichnen:*

*„Das vor der Pubertät über geschlechtliche Vorgänge und Gefahren aufgeklärte Kind wird mit offenen Augen in die Ehe gehen. Die Befriedigung des sexuellen Triebes wird „als eine natürliche Begleiterscheinung des Lebens auftreten, als etwas, das ungesucht kommt .., das aber niemals als ein Ziel an sich begehrt werden darf“. Sie wird einen Specialfall der ehelichen Gemeinschaft bilden und nur gerade die Kinderzeugung und die Verausgabung des physischen Kraftüberschusses zur Folge haben; sie wird den Charakteren und Wünschen beider Gatten entsprechend in ihrem Leben einen grösseren, geringen oder gar keinen Raum einnehmen; sie wird jedenfalls nicht als der Gipfelpunkt des ehelichen Zusammenlebens, noch als „zum täglichen Brot gehörig“ betrachtet werden.* ***Vor allem aber*** *— darauf lauft das ganze Werk hinaus —* ***muss die Frau vor der Brutalität des Mannes, vor der „Unsittlichkeit in der Ehe“ geschützt werden.*** *Das kann auf doppelte Weise geschehen. Das in Frankreich nicht mehr unbekannte* ***„Heiratszeugnis“*** *bescheinigt erstlich, dass das Vorleben des künftigen Gatten, wie es auch immer gewesen sein mag, seinen Gesundheitszustand nicht ungünstig beeinflusst hat; gewissenhafte Eltern werden von dem Bräutigam ein solches zu fordern den Mut finden. Zweitens wird der nötige Schutz durch den in Amerika bekannten* ***Heiratsvertrag*** *gewährleistet, worin die Bedingungen des geschlechtlichen Verkehrs festgesetzt und insbesondere die jedesmalige Einwilligung der Gattin als unerlässliche Bedingung vorausgesetzt wird. Bruch des Vertrags ist Grund zur Ehescheidung. Natürlich setzen derlei Zeugnisse und Verträge eben voraus,* ***dass die Braut weiss, worum es sich handelt, und sich nicht schämt, es zu wissen.*** *Wo ist sonst Wissen Schande? Und wie unsinnig, den Zeugungs- und Geburtsvorgängen ein Brandmal anzuhängen — „süsses Geheimnis“, lautet der Euphemismus — während das glückliche Resultat mit Pauken und Drommeten gefeiert wird.*

*Es muss eine Zeit kommen, die dem Carpenterschen Buche unrecht thun wird, denn es ist das Produkt einer Uebergangsepoche, unbestimmt in seinem Programm, unpraktisch und zweifelnd in einigen seiner Zukunftsvorschläge. Messen wir es freilich an den gegenwärtigen Zuständen, so ist es* ***ein kühnes und mutiges Buch,*** *das Tausenden von Unglücklichen ihr Elend grell beleuchtet und andere Tausende vor dem gleichen Elend bewahrt. Loves coming of age ist ein Buch gegen die Frau von gestern und heute, es ist vor allem* ***ein Buch gegen den Mann.*** *Und wie gut ist es, wenn Männer gegen Männer schreiben, Frauen gegen Frauen! Die bequeme Anklage, man verstehe sich eben nicht und sei zur gegenseitigen Beurteilung zu verschieden, wird hinfällig, und wider Willen lässt man das Gericht des Geschlechtsgenossen über sich ergehen. — Es ist* ***ein frisches und gesundes Buch*** *und in der Schilderung der heutigen trostlosen Zustände beredt und ergreifend. Dem Uebersetzer gebührt Dank, dass er ihm seinen Weg durch die deutschen Lande geebnet hat.“*

Die Allgemeine deutsche Universitäts-Zeitung schreibt in ihrem neuesten Heft über Carpenters Werk:

*„Mancher aus dem „unreifen Geschlecht“ — wie der Verfasser dieses sehr schön und klar geschriebenen, auch in der Uebersetzung wohlgelungenen und von der Verlagshandlung geschmackvoll ausgestatteten Buches das männliche Geschlecht nennt — soll die Schrift schon enttäuscht aus der Hand gelegt haben.*

*Allerdings wer da etwa glaubt, prickelnde, die Sinnlichkeit kitzelnde und kosende Lektüre werde ihm hier geboten, der muss enttäuscht sein. Es herrscht hier vielmehr* ***ein hoher sittlicher Ernst, der der sinnlichen Scheinliebe den Erkenntnisspiegel vorhält,*** *der der Menschheit in ihr Innerstes greift, um jedes Geschlecht, und namentlich das männliche, welches hier seine Pflicht am traurigsten vergisst und vernachlässigt, zu gemahnen, im anderen Geschlechte die sittliche Würde zu wahren und heilig zu halten, was heilig ist. Es ist* ***eine wahrhafte Keuschheit,*** *die die Bestie verachtet und das Hohe verehrt, was uns in dieser Schrift entgegentritt: eine wahrhafte Keuschheit, sagen wir; nicht jenes unreine Scheingebilde, das in der „Gesellschaft“ diesen Namen führt, nicht jene schmutzige Unnatur, die vor der Reinheit und Natur in der falschen Schamhaftigkeit der Verderbtheit errötet. Nein! rein und natürlich wird da von Natur und Reinheit geredet, und in heiliger Zornesröte wird die Verderbtheit angeklagt.*

*Hier wird ein Ideal gezeigt,* ***das Ideal der wahrhaft sittlichen Seelenliebe, die das Leibliche adelt,*** *indem es die seelisch-sittliche Weise über es ergiesst, die des Körperlichen nicht, verwirrt und befangen, entraten will, sondern es in seiner Bedeutung wertet und würdigt und seine Notwendigkeit wohl versteht. Nicht die Wollust, die der Genüssling um ihrer selbst willen sucht, um sich von ihr unter die Tierheit hinabziehen zu lassen zur Bestialität, gilt der sittlichen Liebe als das höchste Ziel, sondern die Vereinigung der Persönlichkeiten. Und die körperliche Vereinigung ist dazu nur die unerlässliche Bedingung und die äussere „Allegorie“.*

*Mit gutem Gewissen können wir das Buch nicht bloss jedem empfehlen, sondern möchten sogar wünschen, dass jeder jeden Geschlechtes es lese. Wer durch die gesellschaftliche Phrase nicht intellektuell verwirrt und durch die gesellschaftliche Lüge nicht moralisch verderbt ist, der wird sich dieser Schrift nur freuen können.“*

---



# Deutscher Tierfreund

Illustrierte Monatsschrift für Tierschutz und Tierkunde.

**Organ des Verbandes der Tierschutzvereine des Deutschen Reichs.**

Offizielles Organ des Verbandes sächsischer Tierschutzvereine, des Bundes thüringischer Tierschutzvereine, des Verbandes der badischen Tierschutzvereine, des hessischen Tierschutzvereins zu Kassel, der Vereine zu Charlottenburg, Dresden, Leipzig u. s. w., sowie des Ornithologischen Vereins in Dresden.

---

## Werbet dem „Deutschen Tierfreund“ Freunde, Leser und Abonnenten!

---

Wer Freude an der Natur, an der Vielfältigkeit ihrer Schöpfungen, an Form und Leben der Tier- und Pflanzenwelt hat, der lese den **Deutschen Tierfreund.**

**Der Deutsche Tierfreund** hat es sich zur obersten Aufgabe gestellt, den Tierschutz zum Gemeingut der Menschheit zu machen. Um der Tierschutzsache wirkungsvoll zu dienen, betont er vor allem den Nutzen, den die Ausübung eines praktischen Tierschutzes für den Einzelnen wie für die Gesamtheit hat.

**Der Deutsche Tierfreund** ist das einzige Blatt, das seine Bestrebungen aus einem gründlichen Verständnis des **Tierlebens ableitet. Wo Sinn für** Natur herrscht, hat der Tierschutz Freunde.

**Der Deutsche Tierfreund** ist das Central-Organ des deutschen Tierschutzes. Seit seiner Begründung i. J. 1896 ist er unentwegt vorwärtsgeschritten und nunmehr zum **Organ des gesamten Verbandes der Tierschutzvereine des Deutschen Reiches** erwählt worden. Als solches und mit den ihm früher schon zugehörigen Vereinen ist der Deutsche Tierfreund nunmehr das **Vereinsorgan von gegen 150 Tierschutzvereinen.**

**Der Deutsche Tierfreund** wendet sich mit seinen Bestrebungen an den Erwachsenen, aber er ist dem Verständnis der reiferen Jugend nicht entrückt und wird von dieser mit Vorliebe gelesen.

**Der Deutsche Tierfreund** bietet für den geringen Preis von nur M. 3,— jährlich (bei direkter Zusendung durch die Post M. 3,60 jährlich) eine überreiche Fülle von Text und Illustrationen, von Aufsätzen hervorragender Naturforscher und Tier- und Pflanzenkenner, Skizzen aus dem Tierleben, Vorschriften über die sachgemäße Pflege und Benutzung unserer Haustiere, Ernstes und Heiteres, durch erste Künstler mit zahlreichen Abbildungen und Zierleisten versehen. Der solid wissenschaftliche Charakter der Schriftleitung bürgt für einen gediegenen Inhalt des Deutschen Tierfreunds. Kein Familienvater kann seinem Hause im neuen Jahre eine bessere Gabe bieten, als den Deutschen Tierfreund.

**Der Bezug des Deutschen Tierfreunds** kann durch alle Buchhandlungen, Postämter sowie durch die Expedition des Deutschen Tierfreunds, **Leipzig-R.,** Goeschenstr. 1 erfolgen. Seine weite Verbreitung in allen Kreisen der Tierliebhaber und Tierzüchter verschafft Inseraten über alle Zweige des Tierhandels und der Tierliebhaberei eine hervorragende Wirksamkeit. Inseratenprospekte und Probenummern versendet jederzeit gratis und franko

**Die Expedition des „Deutschen Tierfreunds“, Leipzig-R., Goeschenstr. 1**

---

Druck von B. Haberland, Leipzig-R.




## Inhalt.



MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-REUDNITZ

Das Magazin für Litteratur
72. Jahrgang
Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

Erscheint am 5. und 20. jeden Monats.

## Abonnementsbedingungen:

pro Jahrgang 12 Mark
pro Halbjahr 6 Mark
pro Quartal 3 Mark
Einzelheft 50 Pfennige.

Zu beziehen ist das „Magazin für Litteratur" durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4743 der Postzeitungsliste), sowie direkt vom Magazin-Verlag in Leipzig-Reudnitz. Im letzteren Falle erhöht sich der Abonnementspreis bei direkter Zusendung unter Kreuzband auf M. 3,30 pro Quartal.

**Wir bitten unsere Leser, für unser Blatt Freunde zu werben und versenden Probenummern gratis und franko an jede uns aufgegebene Adresse.**

Magazin-Verlag Leipzig-Reudnitz.

## Mitarbeiter des „Magazin für Litteratur".

Prof. Dr. Th. Achelis, Georg Adam, Martha Asmus, Grete Baldauf, Marie Luise v. Bançels, Peter Baum, Eva von Below, Leo Berg, Eddy Beuth, Carl Bleibtreu, Prof. Dr. Alfred Biese, Henny Bock-Neumann. Wilhelm Bölsche, Ernst Böttger, Dr. Walter Borgius, Ernst Brausewetter, Lothar Brieger-Wasservogel, Dr. Heinrich Brömse, Hermann Buchholz, Dr. Benno Diederich, Dolorosa, Heinrich Driesmans, Miriam Eck, Dr. Rudolf Eisler, A. von Ende, Emile Erhard, Otto Ernst, Dr. Paul Ernst, Dr. Hanns Heinz Ewers, Gustav Falke, Karl Fessel, Dr. Hans W. Fischer, Marie Gerdes, H. von Gerlach, Kurt Geucke, Dorothee Goebeler, Max Grad, Dr. Kurt Grottewitz, Prof. Dr. S. Günther, Dr. Walter Harlan, Ernst Hardt, Dr. Heinrich Hart, Julius Hart, Otto Erich Hartleben, A. von Hartmann, Dr. Karl Hauptmann, Hermann Heiberg, Franz Heitmann, Dr. Hans Henning, Dr. Magnus Hirschfeld, Jul. Konst. von Hoesslin, Max Hoffmann, Kurt Holm, Hans Kaufmann, Wolfgang Kirchbach, Julius Knopf, Dr. Maxim. Kohn, Heyso Korvin, Dr. Martin Kriele, Prof. Dr. E. Kühnemann, Dr. Hans Landsberg, Ludwig Lessen, Lisa Lux, Maurice Maeterlinck, Franziska Mann, Ed. von Mayer, Prof. Dr. Bruno Meyer, Agnes Miegel, Prof. Mühlefeld, Otto Neumann-Hofer, Karl Fr. Nowak, Fr. W. von Oestéren, Friedrich von Oppeln-Bronikowski, Dr. Max Osborn, Dr. J. E. Poritzky, Dr. Heinrich Pudor, Edgar Alfred Regener, Eugen Reichel, Dr. Georg Reicke, Victor Freiherr von Reisner-Cepinsky, O. Reventlow, Edela Rüst, Dr. Alfred Semerau, Wilhelm Spohr, Wilhelm Schäfer, Dr. Richard Schaukal, Dr. John Schikowski, Johannes Schlaf, Erich Schlaikjer, Maria Schneider, Franz Stahl, Ottokar Stauf von der March, Marie Stona, Dr. Helene Stöcker, Carmen Teja-Ahlers, Irma von Troll-Borostyáni, Dr. Hermann Türck, Frida Erdmute Vogel, Anna Wahlenberg, Paul Wertheimer, Dr. Bruno Wille, Ernst Freiherr von Wolzogen, Dr. Richard Wulckow, Dr. Martin Zickel, Anna Zinkeisen, Stefan Zweig u. a.

Alle Zuschriften, das „Magazin für Litteratur" anlangend, sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des „Magazin für Litteratur", Magazin-Verlag J. Hegner in Leipzig-Reudnitz. Redaktion und Verlag des „Magazin" übernehmen Verantwortung für eingesandte Manuskripte nur dann, wenn sie richtig adressiert sind (an: Magazin-Verlag J. Hegner, Leipzig-Reudnitz); Rücksendung erfolgt nur, wenn zureichendes Porto beigelegt ist. In die Rubrik „Büchereinlauf" werden alle bei der Redaktion eingehenden Bücher und Drucksachen mit aufgenommen, doch verpflichtet sich die Redaktion in keiner Weise zur Besprechung von allen Einsendungen.






# Gedichte von Charles Baudelaire



Übersetzt von Stefan Zweig

## Don Juan in der Hölle

Als Don Juan zur Unterwelt gestiegen
Und mit dem Obolus zu Charon kam,
Erhob ein Schatten sich mit strengen Zügen,
Der starken Arms die Ruderstange nahm.

Die Brüste schlaff, die Kleider aufgerissen
Drängten sich Frauen dort in bitt'rer Schmach,
Und wie von Opfern, die ihr Schicksal wissen,
Klang wild ihr Stöhnen dem Verruchten nach.

Auch Sganarell wollt' seine Sündenlöhne,
Indes Don Luis mit schmerzdurchbebter Hand
Den Toten wies den schlechtesten der Söhne,
Der Spott für seinen greisen Vater fand.

Elviras Gatte dort! Und hart daneben
War sie es selbst. Ihr Blick so scheu und zag
Wollt' noch ein letztes Lächeln sich erstreben
In dem der Glanz des ersten Eides lag.

Gewappnet aber, wie aus Stein gehauen
Stand vorn ein Riese an des Bootes Kiel,
Allein der Held schien all' dies nicht zu schauen
Und starrte schweigsam nach dem dunklen Ziel...

## Die Schönheit

Ich bin so märchenschön in meinen Marmorblößen
Ein steingeword'ner Traum, der anlockt und betört,
Und meines Busens Pracht, die jedes Herz verstört,
Weiß allen Dichtern fromme Liebe einzuflößen.

Mein Herz ist kalt wie Eis und weiß wie Schwanenflaum,
So trone ich als Sphinx hoch in den Wolkenrändern.
Ich hasse Regungen, die schroff die Linien ändern,
Mein Mund ist unbeweglich wie im Todestraum.

Mit eines stolzen Denkmals ehernen Geberden
Seh' ich verachtungsvoll der Dichter Mühen an,
Die nur vergeblich ihre Kraft verschwenden werden.

Doch unabläßig fesselt sie mein Zauberbann,
Denn meiner Augen Wunderglanz wird ewig währen,
Die jedes Ding zu lichter Herrlichkeit verklären.

## Die Katze

Komm' an mein Herz, du Kätzchen so schön,
Doch berge die spitzigen Krallen
Und laß' in die grünlichen Augen dir seh'n
Mit dem Glanz von feuchten Metallen.

Wenn meine Hand dann tastet und irrt,
Dein knisterndes Fell zu berühren,
Und in heimlicher Wollust nicht müde wird
Deinen weichen Körper zu spüren,

Da denk' ich im Geiste an eine Frau. —
So tief, wie dein Blick, du freundliches Tier,
So stechend ist er genau.

Und in verlockende wilde Begehr
Hüllt die geschmeidigen Glieder auch ihr
Ein Duft so wollustschwer . . .

# Charles Baudelaire

von Stefan Zweig

„Gibt Leute, denen von Geburt aus ein ander Natur und Beschaffenheit gegeben ist, als den übrigen; haben ein größer Herze und hurtiger Blut, wünschen und verlangen mehr, begehren stärker, und ihre Sehnsucht ist wilder und brennender, als wie sie der gemeine Adelshaufen hat. Sind flugs wie Sonntagskinder; ihre Augen sind offener, ihre Sinne alle sind subtiler in ihren Empfindungen. Des Lebens Freud und Lust, die tranken sie mit ihren Herzenswurzeln, dieweil die anderen, die greifen sie nur mit ihren groben Händen. Aber Wollust an Schönheit, Wollust an Pracht, in allen Teilen so man benennen kann, Wollust an den innersten Bewegungen des Gemütes, Wollust an den geheimen Trieben und Gedanken, so der Mensch selber niemalen recht begreifen kann, all dies, was für andere, wenn sie müßig sind, zu armseliger Kurzweil dienet oder widriger Schlemmerei, das ist für ihre Seelen Heilkunst und köstlicher Balsam."

Die Worte sind aus dem Jens Peter Jacobsen. Sti Hög sagt sie der Maria Grubbe, deren innerstes Wesen er damit enträtseln will. Aber sie gelten allen Einsamen, allen Leidenden, sie könnten für Charles Baudelaire, den großen Dichter der französischen Decadence geschrieben sein. Denn er repräsentiert das verfeinerte raffinierte Individuum, in dem sich die sensitive Schwäche und Depravation einer kranken Kultur in tausendfachen Nuancierungen wiederspiegelt. Sein Nervensystem ist ungemein feinfühlig. Er empfindet die verzitterndsten Sinnessensationen, die in den Tiefen strömen, und zu denen nicht mehr der Intellekt, sondern nur ein geschärfter Instinkt führt, mit fast krankhafter Genauigkeit und reproduciert sie mit rücksichtsloser Schärfe. Und diese „psychical impressions" wie sie Allan Edgar Poë, sein großer Meister, nannte, blühen bei ihm zu exotischen, betäubend duftenden Blüten auf, die jedes Geschehen in ihren schwülen Rausch verweben. So ist er wie wenige befähigt, den leise verfliegenden, atembangen Hauch der „richesses intimes", der über den Alltagsdingen schwebt, einzusaugen und ihm künstlerischen und subjektiven Ausdruck zu verleihen.

Durch diese gesteigerte psychologische Aufnahmefähigkeit und die Plastik seiner Reproduktion wären bei Baudelaire alle Voraussetzungen einer ästhetischen und subtilen Filigrankunst gegeben. Aber Nietzsches lebenswahres Wort „Was wir nicht sind, das ist uns Gott und Tugend" erfüllt sich an ihm. Wie jeder Decadent, wie jede weichliche, leicht reizbare Natur empfindet er Schauer der Bewunderung für sein polares Gegenspiel, für das Grandiose, Titaneske und selbst für das Brutale. Er liebt die Kunst der großen Linie, Lady Macbeth, Michelangelos machtvollste Figuren überwältigen ihn. Und so sucht er auch im Leben seine Ideale nur im Kraftvollen, Negierenden, Revoltierenden, in allem, was sich auslebt und zur Geltung bringen will. Die Seele eines Renaissancemenschen lebt in ihm, die die Kraftentfaltung um ihrer selbst willen, den starken, von ethischen Tendenzen ungehemmten Naturtrieb auch in den unsinnigsten Ausschweifungen bestaunt und verehrt. Jedem von der Alltagsmoral verfluchten weiß er ein Segenswort und in einem wilden Gedichte erhebt er seine betenden Hände zu Satan, der Inkarnation alles unendlich Großen und Gewaltigen. So baut sich in diesem Buche „Les fleurs du mal" eine geniale Moraltheorie des Bösen und Verfluchten auf, die das Evangelium des ewigen Gottes verkünden will, der bald Satan, bald Kain ist, und der einst das Reich des Erlösers zerschmettern wird. Und mit eherner Konsequenz verteidigt Baudelaire alle Schattenseiten des Lebens, er weiß dem Laster in seiner niedrigsten Form stets eine geheime Schönheit abzuringen und so eine Umwertung aller ästhetischen Begriffe zu vollbringen. Mit unverkennbarer Absicht stellt er jedem geläufigen Ideal sein eigenes entgegen und ersetzt so einseitige Schwerfälligkeit durch einseitige Übertriebenheit.

Wie in einem Hohlspiegel gesehen, zieht das Leben vorbei. Die Gestalten sind genau erkennbar, aber unproportioniert und grandios verzerrt, ein wilder Hexensabbat verwirrter Begriffe. Von dem Bilde der Frau löst er nur die Züge los, die ihn interessieren, den

rückständigen Rest des Guten und Wertvollen sucht er zu verdecken. Das Weib ist für Baudelaire — generell genommen — nur eine brünstige Bestie, die in schweigender Gier die Kräfte der Menschheit verzehrt. Er liebt die Frauen, die kalt und verschlossen lächeln, aber innerlich nach den gemeinsten Lüsten lechzen, und die Schönheit in ihrer tiefsten Form findet er erst in der Vermengung mit dem Grauenhaften, denn das Morbide, Krankhafte zieht ihn an, er verehrt den haut goût, der eigentlich schon Fäulnis ist. Seine weiblichen Ideale entbehren durchaus der Alltäglichkeit, es sind junonische Riesengestalten, unfruchtbar und lusterfahren, verkommene Dirnen, Mulattinnen — perverse und inkonsequente Leidenschaften, die sich nach Lombroso-Nordau auch in sein Leben verirrten. Aber dennoch war sein Verständnis für Frauenschönheit von unglaublicher Feinheit, und es gibt wohl wenige Dichter, welche die geheimen, ganz leisen sexuellen Reize, die einer Frau entströmen, so subtil und verehrungsvoll erfaßt haben. Wenn Baudelaire den sanften Duft schildert, der aus gelösten Locken fließt, oder den heimlichen sinnlichen Klang, der in der Stimme verschwebt, oder wenn er die berückende Grazie eines rhythmischen Vorbeigleitens in die letzten Bewegungen auflöst und mit schmiegsamen Bildern und Versen begleitet, so ist seine rein künstlerische Wirkung überwältigend. Er liebt die Frauen, wie er Katzen und Schlangen liebt, und wird nicht müde, ihre Vergleichspunkte anzuführen: das wiegende, unhörbare Dahinschweben, den gierigen Glanz der Blicke, die sinnliche Duftausstrahlung, die Falschheit und die wollüstigen Schmeicheleien, die plötzlich in brutale Brunst umschlagen.

Aber nicht nur in den Sexualempfindungen allein bewahrt sich Baudelaire seine merkwürdige Originalität. Von den Jahreszeiten üben die hellen sonnigen Frühlingstage auf ihn keinen Reiz aus:

O fins d'automne, hivers, printemps trempés de boue,
Endormeuses saisons! je vous aime et vous loue . . .

beginnt eines seiner Gedichte, das die melancholische Schönheit der nebelgrauen Herbstabende feiert, in denen sich jeder laute Hall wie erschreckt verbirgt und nur der Wind über den Dächern schluchzt und stöhnt. Und viele seiner Gedichte gelten auch der schwermütigen Ruhe der Nacht, die tausend Bilder und Geheimnisse verbirgt und die dunklen Gefühle zu ahnungsbanger Größe heranreifen läßt. Die Empfindungen einer drückenden Öde, einer jähen Todesfurcht, die beim Normalmenschen nur im Blitzlicht eines flüchtigen Sekundenspieles auftauchen, gewinnen bei ihm breite furchterfüllte Gestaltung. Man glaubt in dem Gedichte „Spleen“ Allan Edgar Poë zu hören.

Aber sein blinder Sensualismus umklammert nicht nur die klaren und einfachen Gefühle des Lebens; Baudelaire liebt die wilden Ekstasen der Sinne, und eine reiche Phantasie trägt ihn oft zur Hallucination. Er irrt gerne in der schwanken Dimension, die Traum und Leben scheidet, und kein Mittel ist ihm zu gering, das seine Empfindung zu dieser Höhe des seligsten Sinnenrausches emporträgt. Mit den Bildern von Hogarth hat Théophile Gautier die pittoresken Schöpfungen Baudelaires verglichen, in denen er den Wein und seine Wirkung feiert. Und der künstlerisch gesteigerten Nerventätigkeit im Opium- und Haschischrausche gilt ein eigenes Buch „Les Paradises artificiels“, das mit Grundlegung eines englischen Werkes die Traumlandschaften dieses narkotischen Schlafes schildert. Baudelaire sucht den tiefsten, letzten Genuß, der schon dem Irdischen entflieht, „la sensation jusqu'à l'extrême limite, jusqu'à cette mystérieuse porte de l'Infini à laquelle il se heurte, mais qu'il ne sait pas ouvrir“. Hinter aller Leidenschaft steht als des Lebens letzter Sinn der Tod. Aus jedem Worte tönt ein Klang seiner Harmonie, die farbigsten Bilder werden abgetönt durch das dunkle Grau des Todes, dessen notdürftiger Vorhang sie sind. Und in die meisten Liebesgedichte Baudelaires hat sich dieser Gedande versteckt, der erst im Ausklange als grauenvolle Pointe seine drohende Faust erhebt. —

Durch diese interessante Subjektivität der Lebensspiegelung ist Charles Baudelaire jene unverrückbare Stellung in der Litteratur gesichert, die gleichzeitig den Ausgangspunkt der sogenannten „satanistischen Dichtung“ bedeutet. Nicht die Konfiskation der „Fleurs

du mal“, dieses Buches, das kühn und rücksichtslos — „revoltant comme la vérité“ wie Barbey d'Aurévilly schrieb — ein grelles Licht in gern verheimlichte Gefühle warf, hat seinen enormen Erfolg begründet. Denn die grausame Kritik, die Baudelaire nicht nur an der landläufigen Moral übte, ebenso wie der glühende Flagellantismus, mit dem er seine eigene Wollust an den Pranger stellt, ergibt noch nicht die historische Bedeutung dieser Konfession. Man hat versucht, die „Fleurs du mal“ und deren Erfolg als spontanen Rückschlag auf den Romanticismus zu begründen, aber es wird wohl vergeblich sein, eine so komplizierte Wesenheit aus einer dominierenden Ursprungsquelle motivieren zu wollen, denn die verschiedenen Einflüsse, deren Spuren sich noch deutlich zurückführen lassen, sind jeder für sich bedeutungsvoll und charakteristisch. Am deutlichsten hat wohl die Übersetzung des großen Amerikaners Allan Edgar Poë gewirkt, die den trüben Schatten auf Baudelaires Dichtung vorauswarf. Die Vorliebe für das Exotische und Orientalische erklärt sich aus den Reisen nach dem Archipel, die er als junger Kaufmann unternahm, und die fast krankhafte Angst vor dem Normalen „la peur d'être trop commun“, die ihm Sainte-Beuve vorwirft, war nicht blasiertes Dandytum, sondern nur ein Reflex seines zerrissenen, überreizten Seelenlebens. Und Zerrissenheit, Ungleichheit und Gegensätzlichkeit, das charakterisierte sein innerstes Wesen, welches an einem unüberbrückbaren Widerspruche zwischen seiner Persönlichkeit und dem modernen Milieu krankte. Er war Pessimist und Schopenhauerianer, ohne je eine Zeile des deutschen Philosophen gelesen zu haben. Die gesteigerten Anforderungen eines übertriebenen Raffinements ließen ihn sich fremd erscheinen in einer gleichgültigen Zeit, die ihm selbst mit ihren künstlichsten und verborgensten Genüssen keine Befriedigung bieten konnte, und so erwuchs in Baudelaire langsam die bleierne Langweile des überreizten und doch kraftlosen Kulturmenschen, die nur noch in künstlichen Paradiesen, im willkürlich erzeugten Rausche sich vergißt. Selbst die Kunst konnte ihm nicht mehr — etwa wie Flaubert, der sich aus Verzweiflung an der realen Welt eine Welt der Litteratur schuf — Erlösung bieten, in seinen Tagebüchern versteigt er sich sogar einmal zu dem brutalen Satz: „l'amour c'est le goût de la prostitution. Il n'est même pas de plaisir noble, qui ne puisse être ramené à la prostitution. Qu'est-ce que l'art? Prostitution . . .“ Und nur eine Sehnsucht klingt mehr in ihm nach Frieden, Ruhe, Schlafen — nach Nirwana. Er, der den wilden Ausbruch der Leidenschaften in den grellsten Farben gezeichnet hat, gelangt schließlich selbst zur Willensverneinung in seinen Dichtungen, er läßt den Schmerz nicht mehr heißströmend vertoben, sondern versteinert ihn in einer kalten unnahbaren Form. Nur vereinzelt bricht ein Naturlaut, ein Überquellen einer unsagbar leidvollen Empfindung jäh und unvermittelt durch, am wildesten in dem Aufschrei der Verzweiflung „mon cœur est un palais flétri par la cohue“ im Gedichte „Causerie“. Aber dann verhallt wieder der Klang und das drängende Leid, das sich von jeder Seite des Buches abhebt, blinkt nicht mehr nackt und heiß, sondern kleidet sich in wehmütig hallende korrekte Strophen, die ruhig und kühl dahinschreiten, wie griechische Epheben, die die Stufen des Tempels emporwallen. Man lese das wundervolle Gedicht „Recueillement“.

In diesem Gedichte offenbart sich die eminente Technik Baudelaires aufs glücklichste. Seine Form bedeutet einen Übergang, der von den klassisch-strengen Parnassiens zu den Symbolisten führt. Die eherne Struktur ist ein Erbteil Victor Hugos, aber der Schöpfer der „Fleurs du mal“ hat sie verdichtet, musikalisch nuanciert und in ihr alle die geheimen Formreize angedeutet, die dann später bei Stéphane Mallarmé und der in Deutschland sich parallel entwickelnden Kunstrichtung Stefan Georges zum selbstgenügsamen Formalismus führt, der nicht im gedanklichen Thema die Stimmung auszulösen sucht, sondern in der Anordnung, Wahl und Verwertung der Worte. In seinem Gedicht „La beauté“ hat er zuerst die hundertfach variierte Formel dieser Artistenkunst gegeben: „je hais les mouvements, qui deplacent les lignes“ und ihm ist diese Unbeweglichkeit und schroffe Majestät der Strophen so gelungen, daß seine Weisen die eherne Kälte einer Statue haben

und die klaren kraftvollen Linien eines Bildes, ohne deshalb auf phonetische Reize zu verzichten. Diese echt künstlerische Freude an der Form hat ihn manchmal zu Reimspielen verleitet, so in „Invitation au voyage", „Le jet d'eau" oder dem vierstrophigen Gedichte „Harmonie du soir", das auf zwei Reimen balanciert, aber er hat auch Verse von meisterhafter Ruhe geschaffen, so das berühmte Gedicht „Don Juan aux enfers", wahrhaftig „un groupe du marbre blanc et noir", wie Barbey d'Aurévilly sagte.

Interessant ist auch Baudelaires Metaphernschatz. Seine Bilder sind immer originell und von einer wilden Großartigkeit, aber sie sind nicht zu abwechselungsreich. In ihnen zeigt sich vielleicht am deutlichsten die eigentümliche Sterilität des Dichters, der nicht aus einem unbegrenzten Gebiete schuf und schöpfte, sondern einen engen Kreis mit Sorgfalt bestellte. Nur so ist auch die zahlreiche Doppelbehandlung des gleichen Themas in den Versen und Prosagedichten zu erklären; die geistige Unproduktivität des Dichters war sicher kein Talentmangel, sondern markiert wieder deutlich das Fehlen der centrifugalen Energie. Am liebsten entlehnt er seine Vergleiche der düsteren Umgebung des Todes. Die Nacht erscheint ihm wie ein weites, wallendes Grabtuch, das sich schwer über das düstere Land legt, die Kühle des Abendwindes empfindet er als dumpfen Hauch, der aus Grüften steigt, ein brennender Schmerz nagt wie Würmer, die an der Leiche zehren. Oder gerne zieht er die Gegenstände des katholischen Ritus herbei, der Himmel ist wie eine Kirche, tief und still, die Wälder brausen wie Orgeln, der Sturm singt ein „De profundis", die Blumen duften wie Weihrauchbecken, eine Erinnerung leuchtet wie ein geweihter Kelch. Es ist wohl keine Zufälligkeit, die diese Bilder zusammendrängt, sondern hier zieht sich das geheime Band, das Baudelaire noch immer mit der Romantik verbindet. Die Romantiker, insbesondere in Deutschland, haben immer in ihrem dunklen mystischen Bedürfnis das geheimnisvolle Gepränge des katholischen Ritus bestaunt, ihre Religiosität galt nie der Kirche, sondern dem Übersinnlichen, das sich in tausend Formen verschleiert und der Seele in dumpfen Ahnungen verkündet. Und auch Baudelaires Frömmigkeit ist nichts anderes als ein kindliches transcendentales Bedürfnis. Oder darf man es für ernst nehmen, wenn er in seiner Haltlosigkeit auf einen Papierzettel schreibt „Je me jure à moi même, de prendre désormais les règles suivantes pour règles éternelles de ma vie: faire tous les matins ma prière a Dieu, réservoir de toute force et de toute justice à mon père, à Mariette et à Poë comme intercesseurs, les prier de me communiquer la force necessaire pour accomplir tous mes devoirs et d'octroyer à ma mère une vie assez longue pour jouir à ma transformation; travailler toute la journée ou du moins tant que mes forces me le permettront"? Diese Religiosität ist doch etwas zu sehr verwandt mit der des Paul Verlaine, der im Absinthrausch in die Kirche kam und dort glühende Gebete an Maria lallte. Man darf sie für nicht mehr nehmen als die Sehnsucht nach Mystik und Erdflucht, als einen jener wirren Träume, deren Baudelaire so viele in seinem „Spleen" gegeben hat, wo die Bilder schon hallucinatorische Gewalt bekommen und die Schranken einer ästhetischen Wirkung rücksichtslos durchbrechen. Überhaupt ist er oft gewaltsam und unkünstlerisch in seinen Metaphern. Von einer tanzenden Frau sagt er z. B.:

> Sous le fardeau de ta paresse
> Ta tête d'enfant
> Se balance avec la paresse
> D'un jeune éléphant.

Oder in dem furchtbar krassen Gedicht „La charogne":

> „Les jambes en air, comme une femme lubrique
> Brûlant et suant ses poisons!
> Ouvrait d'une manière nonchalante et cynique
> Son ventre plein d'exhalaisons",

eine Stelle, die an naturalistischer Gewalt in der Weltlitteratur ihresgleichen sucht und die Baudelaire wohl selbst in ihrer rücksichtslosen Kühnheit empfunden hat, denn „La charogne" ist eines der wenigen Gedichte, wo er sich schließlich zu einer optimistisch-transcendentalen Weltanschauung durchringt und die Verse in reingestimmter Harmonie verklingen läßt.

Zu seiner Charakterisierung stellt man Baudelaire besonders gerne in Deutschland mit seinem kongenialen Thronerben Paul Ver-

laine zusammen, obwohl ein schärferer Gegensatz kaum denkbar ist. Kaum eine flüchtige Ähnlichkeit ist vorhanden, weil es keine Vergleichspunkte zwischen dem naiven und dem bewußten Dichter gibt. Und Baudelaire war zu viel Gehirnmensch, zu viel Beobachter, um naiv zu sein, es ist viel zu viel berechnendes und pointiertes Litteratentum in seiner Dichtung, als daß sie als echter und unmittelbarer Ausstrom einer Persönlichkeit genommen werden könnte, wie die Lieder aus „Fêtes galantes" und „Sagesse". Baudelaire hat die Menschen von je nur durch den Spiegel der bewußten Beobachtung gesehen, und das berüchtigte Wort des Mallarmé „Le monde est faite pour aboutir à un beau livre" könnte schließlich auch von ihm gesagt sein. Und auch die Tendenz seiner Dichtung war eine wesentlich andere, denn der exklusive und soignierte Aristokrat, der seine Verse doch in letzter Linie auf starke Wirkung gravitierte, hat nichts gemein in seiner vornehmen Zurückhaltung mit dem genial-perversen Zigeuner Paul Verlaine, der auf Landstraßen vagabundierte, im Gefängnis saß und den tiefsten Schmerz seiner Seele achtlos als wundervolle Bekenntnisse in die Welt warf. Und nur im letzten verborgensten Grunde berühren sich wieder die Wurzeln ihrer Wesenheiten: in der kulturmüden Sehnsucht des Individuums, das sich einer entnervten, decadenten und kranken Zeit vergebens entringen will, weil es sich als ihr ureigenstes Kind fühlt und als ihr getreuestes Spiegelbild.



# Der Hofbarbier

von Georg Busse-Palma

Es war ein wundervoller Frühlingsmorgen. Auf den Straßen Marburgs, der Hauptstadt des Königreichs Alfanien, herrschte reges Leben. Schüler in farbigen Mützen gingen den Gymnasien zu; ältere Herren, auf spanische Rohrstöcke gestützt, marschierten gemächlich in ihre Kanzleien oder Comptoirs, und auch die elektrischen Bahnen, die auf dreifachen Geleisen an dem alten Königspalast vorüberrollten, waren dicht besetzt; mit jungen Männern, die Zeitungen lasen, und mit jungen Mädchen, die still vor sich hinsahen und auf deren roten, allzu roten Lippen eine süße, lächelnde Erinnerung lag. Es war Frühling und nicht weit von der Nacht.

Die es sehr eilig hatten oder zu vornehm waren, um die Straßenbahn zu benutzen, fuhren in Droschken. Eine derselben rollte jetzt dröhnend über das alte Steinpflaster, bog um die verwitterte, schwarze Schloßplatzseite des Fürstenhauses und hielt dann vor dem breiten Portal, vor dem ein Doppelposten der Gardekürassiere, den blanken Pallasch lässig im Arm, zu Schutz und Ehre Wache hielt.

Ein kleines, sehr elegant gekleidetes Herrchen entstieg ihr. Den Schnurrbart wundervoll gekräuselt, den spiegelblanken Zylinder auf dem blonden Scheitel, machte er ein Gesicht, als ob er sehr darüber erstaunt wäre, daß der Posten nicht präsentierte. Die beiden Weißröcke sahen ihm aber gemächlich zu, wie er die weißen Sandsteinstufen in die Höhe stieg, und rührten sich garnicht. Sie kannten ihn schon. Es war der Hofbarbier Sperling, der allmorgendlich kam, um Seine Majestät zu rasieren und dem allerhöchsten Bart die geniale Façon zu geben, die von allen Dandys Europas nachgeahmt wurde.

Der junge König war gut aufgelegt.

„Na, wie geht's, Sperling?" fragte er den Barbier freundlich.

„Danke untertänigst, Majestät. Ich kann nicht klagen."

„Haben Sie heute schon Zeitungen gelesen?"

Sperling blähte sich wie ein kleiner Hahn. Der König, von dessen Stellungnahme die Ruhe Europas abhing, fragte ihn, ihn nach Neuigkeiten! Er wurde ganz blaß vor Stolz, denn für gewöhnlich war das nicht die Art des von seinem Machtgefühl tief durchdrungenen Herrschers.

Er erzählte also. Tagesneuigkeiten, Stadtklatsch kunterbunt durcheinander. Am Schlusse sagte er zögernd:

„In Ostmark sind die Unruhen ärger geworden. Die Blätter schreiben, daß alles auf eine Revolution hindrängt und daß dann alles von Euer Majestät abhinge." —

Der Monarch biß sich auf die Lippen. Der Barbier erzählte da ein Faktum, dessen mögliches Eintreten ihn seit zehn Jahren unausgesetzt geistig beschäftigt hatte.

„So, so“, meinte er gedehnt. „Ah, Sperling, kratzen Sie mal gefälligst nicht so!“

Sperling errötete bis über die Ohren. In dem neuen Gefühl seiner erhöhten Wichtigkeit hatte er wirklich für einen Augenblick nicht aufgepaßt und gegen den Strich rasiert.

Mit einem Mal stieß Seine Majestät ein kurzes Lachen aus.

„Sperling!“

„Majestät befehlen?“

„Eigentlich sind Sie doch der mächtigste Mann in ganz Europa.“

„Majestät geruhen zu scherzen!“

„Aber gar nicht, Sperling. In allen Zeitungen steht ja, daß die Ruhe Europas bald nur von mir abhängen wird, und Sie . . . hm, Sie setzen mir jeden Tag buchstäblich das Messer an die Kehle. Sperling, Sperling! Wenn Sie einmal anfangen, sich mit Politik zu beschäftigen, schick ich Sie weg; denn dann schneiden Sie mir mal unversehens die Kehle durch, wenn ich Ihnen was nicht recht mache!“ —

Dem armen Hoffriseur bebten die Kniee. Das feste, runde, noch halb eingeseifte Kinn des Königs freilassend, hob er seine Hände wie beschwörend in die Höhe, ohne jedoch das haarscharfe blitzende Messer hinzulegen.

„Wie können Euer Majestät nur so etwas denken“, sagte er kläglich. „Eher möchte ich mir doch diesen Hals hier durchschneiden!“

Und wie er mit dem Zeigefinger auf seine schlaffe gelbe Kehle zeigte, malte sich eine so ehrliche Treue und ein so ungeheucheltes Entsetzen in seinen Zügen, daß der Fürst ihm begütigend und lächelnd auf die Schultern klopfte.

„Glaub's ja, glaub's ja, Sperling. Hab' ja nur Scherz gemacht!“ —

Herr Sperling kam aber trotz dieser Worte ganz verstört nach Hause. Im Laufe des Tages beruhigte er sich jedoch wieder, und in der Dunkelstunde schlug er wie gewöhnlich den Weg zu seinem Stammlokal ein, wo er regelmäßig mit mehreren Bekannten und Freunden einige Schöppchen zu leeren pflegte. Es war schon recht spät geworden, und die Geister des Weines hatten alle die würdigen Herren schon etwas umnebelt, als der Hofbarbier auch das große Ereignis des Morgens zum besten gab.

„Denken sie sich nur, meine Herren, wie ich heute mit Seiner Majestät über die äußere Politik plaudere — er sagte das anscheinend gleichmütig, so, als ob das tagtäglich geschehe — meint unser gnädigster Herr, daß ich doch eigentlich der mächtigste Mann in Europa wäre, weil . . . hä, hä . . . ich ihm täglich das Messer an die Kehle setze!“ —

Man fing an zu lachen. Besonders der Rentier Krummbügel erschütterte mit seinem dröhnenden Baß das ganze Zimmer.

Herr Sperling sah ihn pikiert an. „Nun, nun, es war ja ein Scherz; aber, meine Herren, so ganz, so ganz zum Lachen dürfte dieses wohl dennoch nicht sein!“

Er dämpfte seine Stimme.

„Unter uns gesagt, . . . wenn ich nicht solch königstreuer Mann wäre . . . die Macht, hm, die hätte man ja . . . Aus meiner Gymnasialzeit — der Hilfslehrer Rudolf stieß ein vernehmliches Hüsteln aus, das Herr Sperling aber stolz ignorierte — aus meiner Gymnasialzeit erinnere ich mich eines Römers Brutus, der seiner Zeit den Kaiser Cäsar umbrachte und doch ein tugendhafter Mann war . . . Und ich meine, wenn ich eben nicht so monarchisch wäre, monarchisch bis in die Knochen, meine Herren! . . . dann, die Macht hätte man ja durchaus, ganz durchaus!“ —

Er vertiefte sich in seinen Pokal und als er seine Nase wieder heraushob, sah er sich triumphierend im Kreise um.

„Ja, ja, meine Herren, von dieser Hand hier hängt viel ab!“ Und er zeigte die kleine, weiße, nervöse Hand seinen Stammtischfreunden.

Er kam etwas angetrunken ins Bett und träumte viel. Seine dicke Ehegesponsin hörte ihn im Schlaf mehrmals murmeln: „Die Macht hätte man ja, durchaus, ganz durchaus.“ — —

Am nächsten Morgen, als er sich seiner Worte erinnerte, erschrak er über seine Schwatzhaftigkeit. „Herrgott! wenn das Seiner Majestät zu Ohren kommt!“ dachte er. „Dann ist es aus mit dem „Hof“barbier. Daß ich ihm die Kehle durchschneiden könnte, hab' ich gesagt. Jesus Maria, wie man auf solche Gedanken kommen kann!“

Er war so nervös, daß er sein Frühstück fast unberührt ließ, und noch in der Droschke beschäftigten ihn seine gestrigen Worte. Vergebens suchte er die Gedanken daran zurückzudrängen. Immer wieder überfielen sie ihn, und als er das königliche Kinn mit dem breiten Haarpinsel eingeseift hatte und das Messer ansetzte, drehte er es unwillkürlich so, daß die haarscharfe Schneide eine Sekunde genau über dem Kehlkopf lag. „Wie leicht das wäre, ein kurzer Ruck, und er ist tot“, dachte er sich. Dabei lief ihm aber ein Grauen über den Rücken, und der Schweiß trat ihm kalt auf die Stirn.

„Ist Ihnen nicht gut, Sperling?“ fragte der König freundlich.

„Danke untertänigst, Majestät. Ich habe schlecht geschlafen“, stammelte der Hofbarbier.

Als er die Treppe hinunterging, war er ganz blaß. Er wollte die breiten Marmorstufen zählen, um auf andere Ideen zu kommen, aber unaufhörlich summte es ihm im Kopf: „Die Macht hätte man ja, durchaus, ganz durchaus."

Auch der Versuch, den er in der Droschke machte, die roten Zahlen des Fahrpreisanzeigers zusammenzuaddieren, half ihm nichts. „Sechzig und fünfzig — ein ganz kleiner Ruck — sind hundertundzehn — die Kehle wäre glatt durch — hundertzehn und siebzig — die Macht hätte man ja — sind hundertachtzig — durchaus, ganz durchaus! . . ." Da gab er es auf.

In seiner Wohnung angelangt, fühlte er sich so schlecht, daß er sich zu Bette legen mußte. Wenn er auch bald wieder aufstand, wurde es doch tagtäglich schlimmer mit ihm. Schlaf und Appetit hatten ihn verlassen. Oft, wenn er des Mittags im Begriff war, eine Ente oder sonst etwas zu tranchieren, mußte er erbleichend das Messer weglegen. Immer ein und derselbe Gedanke wirbelte durch seinen armen verstörten Schädel.

Einmal, wie er des Morgens durch sein Geschäftslokal ging, um in das Schloß zu fahren, sah er, wie sein Gehilfe gerade einen stattlichen, schönen Offizier unter dem Messer hatte. Er blieb vor ihnen stehen und sah sie seltsam an, nicht mit unruhig flackernden, sondern mit toternsten, nachdenklichen, beinahe leblosen Augen.

„Er hat die Macht, Herr Leutnant, durchaus, ganz durchaus!" sagte er dann langsam.

„Wer denn, Herr Sperling?"

„Der Barbier, der Barbier, Herr Leutnant!"

„Und wozu hat er denn die Macht, Herr Sperling?" lachte der junge Dragoner.

Herr Sperling hob seinen Zeigefinger und machte damit die Gebärde des Halsabschneidens.

„Dazu, Herr Leutnant, dazu! Ja, ja, der Barbier, der Barbier." —

Dann ging er hinaus. — — —

Als eine halbe Stunde darauf der erste Kammerdiener Seiner Majestät in das Toilettenzimmer trat, stieß er einen markerschütternden Schrei aus. Der Frisiermantel des Königs war feucht und rot von rauchendem Blut, und der Hals bis zur Mitte durchschnitten. Hoffriseur Sperling aber stand mit blöden Augen neben der Leiche und, den haltlos hintüber gefallenen Kopf an den braunen Haaren bald nach rechts und bald nach links biegend, rasierte er in tadelloser Ruhe weiter.

Vor dem Schlosse jagten die Zeitungsjungen hin und her. „Neustes Extrablatt! Revolution in Ostmark!"

Das war das letzte, was Hoffriseur Sperling vom Lärm und Treiben dieser Welt hörte. Man brachte ihn gleich in die Marburg benachbarte Irrenanstalt. Die Hände auf dem Rücken geht er an schönen Tagen dort still und friedlich im Garten spazieren. Nur wenn er irgendwo einen Rittersporn entdeckt, reibt er sich schmunzelnd die Hände und zieht dann ein kleines Holzmesserchen hervor. „Der Barbier, der Barbier. Ja, die Macht hat man doch, durchaus, ganz durchaus", murmelt er stillvergnügt vor sich hin, und ehe man es sich versieht, hat er der stolzen Blüte den Stengel durchgeschnitten. —

Zu einem gerichtlichen Urteil war es natürlich gar nicht gekommen. „Er war durchaus nicht Herr seines Willens", hatte der alte Geheimrat als Sachverständiger erklärt. „Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es ihm so gegangen, wie es Leuten ergeht, die allzulange in einen bodenlosen, furchtbaren Abgrund sehen. Schließlich stürzen sie sich hinab, wenn ihr Charakter und ihre Lebensauffassung sonst auch gar nicht zum Selbstmord drängen. So ging es auch ihm. Er war ja sonst ein völlig harmloser Mensch." — —

# Gedichte von Franz Philips

I.

Heut leg ich voller Frieden mich zur Ruh,
das Herz voll Glück.
Ich weiß, Du denkst jetzt treuen Sinns an mich,
Du Liebe, Du!
Du kamst zurück!

II.

Daß Du fern von mir bist!
Wo mein Herz auch geweilt,
wo mein Sinnen geschweift,
wird die Seele mir weit,
ruft die Sehnsucht nach Dir.

# Malvida von Meysenbug

Ein überaus reiches Menschenleben ist am 26. April in der ewigen Stadt zur ewigen Ruhe eingegangen. Ein Leben, so seltsam bedrängt von äußeren, gewaltig eingreifenden Geschehnissen, wie stetig zwingend geführt von innerem tiefsten Erleben, ist verklungen mit den leisen träumerischen Tönen einer unendlich harmonischen Melodie.

Seit langen Jahren schon stand die greise Frau, eine kampfmüde, zu tiefbewußtestem Idealismus und reichster Lebensweisheit abgeklärte Natur, dem mächtig dahinflutenden Strom der Zeit fern, eine ruhige Beobachterin, eine gerechte Bewerterin. In großen Zwischenpausen gab sie der Welt die Ergebnisse ihres stillen Schauens in ihren letzten Büchern: „Individualitäten", „Stimmungsbilder", nachdem sie ihr großes Lebenswort in den „Memoiren einer Idealistin" und dem später folgenden „Lebensabend einer Idealistin" niedergelegt hatte.

Und wahrlich, es ist wertvolles und noch heut lebendiges Wort, das uns Malvida von Meysenbug gegeben hat, und es sollte in die Hand eines jeden jungen Weibes gelegt werden als ein Brevier, ein Buch der Selbsterziehung und Selbsterkenntnis. Mir scheint die Lektüre die wertvollste, die die tiefsten Empfindungen in uns auslöst, die kraftvollsten und stolzesten Gedanken in uns wach werden macht, ja, ich gehe so weit, zu bekennen, daß mir der Wert eines Buches weniger in dem zu bestehen scheint, was es uns sagt, als in dem, was es uns antworten läßt. Und zu welch ernsten und jauchzenden, klagenden und willensfrohen Antworten zwingt uns die greise Kämpferin und ungebeugte Dulderin Malvida von Meysenbug! —

Das wundervollste Denkmal für alle Zeit hat ihr ihr großer, tiefbeklagter Freund Nietzsche gesetzt, eine Krone hat er um das Haupt einer Frau gelegt, die alle Beleidigungen, die er aus der Nacht seines grübelnden, suchenden Wahns heraus ihrem Geschlecht angetan, mit mitleidvoller und verzeihender Duldung tragen läßt. Nietzsche schreibt seiner alten Freundin nach der Lektüre der „Memoiren":

„Aus Ihrem Buch entnehme ich mir jetzt Antworten auf sehr bestimmte, mich betreffende Fragen: ich glaube mit meinem Verhalten nicht eher zufrieden sein zu dürfen, als bis ich Ihre Zustimmung habe. Ihr Buch ist für mich aber ein strengerer Richter, als Sie es vielleicht sein würden. W a s m u ß e i n M a n n t u n, u m b e i d e m B i l d e I h r e s L e b e n s s i c h n i c h t d e r U n m ä n n l i c h k e i t z e i h e n z u m ü s s e n? D a s f r a g e i c h m i c h o f t. E r m u ß d a s a l l e s t u n, w a s S i e t a t e n u n d n i c h t m e h r! Aber er wird es höchstwahrscheinlich nicht vermögen, es fehlt ihm der sicher leitende Instinkt der allzeit hilfbereiten Liebe." — —

Und weiter sagt er: „Eines der höchsten Motive, welches ich durch Sie erst geahnt habe, ist das der Mutterliebe ohne das physische Band von Mutter und Kind; es ist eine der herrlichsten Offenbarungen der Caritas". —

In den letzten Worten liegt zugleich der Keim jenes Konfliktes, der die überzeugte Idealistin und Altruistin von dem späteren Nietzsche, dem Verkünder der Herren- und Sklavenmoral, innerlich trennte, wenn auch, trotz allem, die greise Frau dem leidenden, verirrten Freunde ihr liebendes Mitgefühl immer bewahrt hat, wie auch der Kranke ihr in seiner verehrenden Bewunderung treu blieb.

So fern Malvida von Meysenbug der heutigen Frauenbewegung de facto gestanden hat, so starken inneren Anteil hat ihr bis zuletzt lebendiger prüfender Geist an allen deren Bestrebungen genommen, und manch mächtig anfeuerndes, aber auch viel dringlich warnendes Wort entnimmt sich der nachdenkliche Leser aus ihren Werken und speziell den Begleitworten, die sie ihren Memoiren bei jeweiligem Neuerscheinen mit auf den Weg gab; sie sind ein beredtes Zeugnis, wie tief anteilnehmend sie, ob auch äußerlich in träumerischem Genießen ihres Lebensabends eingesponnen, allen Fragen der Zeit gegenüber stand. Ich möchte als Schlußwort eine ihrer Mahnungen für sich selber sprechen lassen, sie erscheint mir unendlich wertvoll, und tief bezeichnend für das Wesen der Heimgegangenen:

„So sehr ich gründlichen Unterricht und ernstes Studium für die Frau befürworte, so sehr möchte ich warnen vor der Übertreibung die hier, wie überall, dem wahren Wesen des

zu erreichenden Ziels schadet. — — Also nicht auf die Masse des Angelernten kommt es an, sondern darauf: die Sinne zu verschärfen zu eignen, lebendigen, gesunden Anschauungen, das Denkvermögen zu klarem, scharfem Begriff und Ausdruck zu entwickeln und die Phantasie mit hohen Vorbildern und Eindrücken zu erfüllen, kurz: selbstdenkende, prüfende, schöpferische Menschen zu erziehen."

Malvida von Meysenbug hat uns unendlich Wertvolles gegeben, das hohe Beispiel eines reichen selbstschöpferischen Frauenlebens. Sie schuf aus eigner Kraft, in ewig strebendem Bemüh'n, das Kunstwerk Mensch — die eigne Persönlichkeit! — Carmen Teja.

# Meine Begegnung mit Malvida von Meysenbug und — einer andern Persönlichkeit

von Michael Georg Conrad

Im goldigen Abendschein waren wir von der Insel Capri herübergerudert an einem verschwenderisch schönen Septembertag des Jahres 1876. Es war eine kleine, lustige Kumpanei, auch einige würdige ältere Herren darunter, ein Goldschmied aus München, ein Arzt aus Regensburg, ein Bankier aus Passau, die sich unter meinen besonderen Schutz gestellt und meiner Führung anvertraut hatten. Ich lebte damals seit bald fünf Jahren in Neapel, und am Gestade der Sirenen und Zyklopen war ich landeskundig wie einer.

In den schattenkühlen Wein- und Ölgärten von Sorrent sang der laue Sommerwind sein Nachtlied, begleitet von dem breitflutenden Baß der Wellen, die im Takt gegen das Felsenufer rauschten, als wir, von der Meerfahrt ein wenig ermüdet, langsamen Schrittes zu der hochgelegenen Villa Rubinacci emporstiegen.

Fräulein Schmeltzler, die Pensionsmutter, empfing mich als guten alten Bekannten, der schon oft fröhliche Einkehr bei ihr gehalten, und öffnete uns ihre gastlichen Räume. Nach kurzem Reinigungswerk versammelten wir uns in der offenen Halle, die durchwürzt war von allen Zauberdüften des anstoßenden Gartens. Meine bajuvarischen Freunde befanden sich sofort in gehobener Stimmung und wollten als erprobte Sangesbrüder gleich mit einem mächtigen Kantus loslegen zur musikalischen Weihe des Hauses. Schon stiegen mit Wucht die Töne gegen das Gewölbe, als Fräulein Schmeltzler hereinstürzte: „Ach, ihr Herren —" Und mit guten Worten beschwichtigte sie allmählich den bajuvarischen Chorus, daß er sich zu lieblicheren Lauten sänftigte. Dann kam ihre herzliche Bitte: Die Herren möchten während der Nacht ihre Sangesgewalt ein wenig zügeln, da seit Wochen ein schwer nervenleidender gelehrter Herr mit einer ältlichen Dame, einer berühmten deutschen Schriftstellerin, im Hause wohne.

„Wie heißt die Berühmtheit?" fragte der Goldschmied.

„Fräulein von Meysenbug."

Keiner der Sangesbrüder erinnerte sich, jemals diesen klangvollen Namen in der deutschen Litteratur gehört zu haben. Die „Memoiren einer Idealistin" waren erst frisch auf dem Büchermarkt erschienen, und es durfte wohl noch ein Jahrzehnt brauchen, bis ihnen in die Kreise der bürgerlichen Bildung einzudringen beschieden war. Nach dem Namen des leidenden gelehrten Herrn mochten meine Freunde nun schon gar nicht mehr fragen. Ein Kranker, der Ruhe haben will und sich nach Sorrent flüchtet, wie sollte der die Neugier reizen? Wir ja, wir — alle Wetter, uns platzte der Leib vor Gesundheit, vor Lust und Übermut, Gott sei Dank.

„Dann Silentium und Atzung!" rief der Regensburger Heil- und Sangeskünstler. „Atzung, Fräulein Schmeltzlerina, damit wir schweigend uns des Essens und Trinkens befleißigen."

Und als auf einen Wink der Herrin die Wunschmaid Concetta, ein gar fein, jung, üppig Sorrentiner Blut, hereintrat, schwer beladen mit den Gaben des Bacchus und der Ceres und des Schweinemetzgers, daß sich bald die Tafel bog, da hörte man in der weiten Halle nur noch die diskreten Geräusche der Speisung und die tiefen Atemzüge köstlicher Befriedigung. Und wem nicht gelüstete, der leichtfüßigen Concetta im wohligen Blätterschatten der Veranda noch ein Märchen ins Ohr zu flüstern, der kroch beizeit ins Bett.

Der nächste Tag sah uns in lachender Herrgottsfrühe auf den rosmarinduftenden Höhen, in den mühlenklappernden Schluchten zwischen

felsgezacktem Berg und grünem Tal — kurz, überall, wo die reiche Natur ein Schaugericht bestellt hatte, und erst als die Sonne uns senkrecht auf den Scheitel brannte, suchten wir wieder unter das schirmende Dach der stillen Garten-Villa Rubinacci zu kommen.

Über den Marktplatz biegend, machten wir noch dem Denkmal des Dichters Torquato Tasso unsere Reverenz. Tasso war ein Sorrentiner Kind. Hier wurde er 1544 geboren. Hierher kehrte er, nach der Flucht von Ferrara, an sich selbst, an Gott und der Welt irre, dem Wahnsinn nahe, als Hirte verkleidet, zu seiner Schwester Cornelia zurück. Allzubald trieb es ihn von hier wieder unter die Menschen, deren rauhem Wesen er nicht gewachsen war, bis ihn die dunkle Nacht verschlang. Von der Stätte, die man heute noch als sein Geburtshaus bezeichnet, blickten wir ergriffen über den wunderbaren Golf. Links grüßte aus dem blauen Duft die herrliche Insel Ischia, wo zu Tassos Zeiten die Dichterin Vittoria Colonna lebte, die edle Freundin Michelangelos — — dort Neapel — — —

Aber meine bajuvarischen Freunde waren dem Verschmachten nahe. Schnell noch eine weitbauchige rote Trösterin aus der Cantina, die den Platz einnimmt, wo einst Tassos Wiege gestanden. Und nun in unsere Garten-Villa zurück. Die Skizzenbücher und Sammelmappen, Hüte und Schirme in die Veranda schleudernd, betraten wir plaudernd und lachend den kühlen Saal.

Nur eine einzige lange Tafel war gedeckt.

Und da saßen bereits zwei Gäste, schweigsam ihre Suppe löffelnd: eine ältliche, schmächtige Dame, ganz in schwarzer Seide, mit klugem, vornehmem Gesicht, etwas gouvernantenhaft. Zu ihrer Rechten ein breitschulteriger Herr, bis zum Hals in einen eleganten schwarzen Rock geknöpft, einen roten Fez auf dem mächtigen runden Kopf, in dem sorgfältig rasierten bleichen Gesicht einen phänomenal üppigen pechschwarzen Schnurrbart, buschig überhängend, an den Enden nach Tatarenart abwärts gedreht. Noch auffallender waren seine wundersam großen Augen, die unter der grauen Schutzbrille noch dunkler erschienen und wie mit Demantblitzen aufleuchteten, als er, unsern Gruß stumm erwidernd, den Kopf gegen uns erhob und wieder neigte. Dann löffelte er schweigsam, wie in tiefer Andacht, seine Suppe zu Ende. Frappierend wie die ganze Erscheinung waren auch die ungewöhnlich schönen Hände.

Ich kam dem merkwürdigen Herrn gegenüber zu sitzen, zu meiner Linken und Rechten reihten sich meine Freunde. Einige mochten die feierliche Stille und das sozusagen Repräsentative der Situation an dieser Pensionstafel unbehaglich finden. Sie versuchten daher, anknüpfend an das bemerkenswerte Ungeschick, das der Münchener Goldschmied im kunstgerechten Maccaroni-Essen entwickelte, eine scherzhafte Unterhaltung in Gang zu bringen. Das fremdartige stille Menschenpaar ignorierte zwar unsere launigen Reden vollständig und verzog selbst bei einigen sehr annehmbaren Witzen kaum eine Miene, allein die Dame schien doch aus unserer Aufgeräumtheit die Anregung zu schöpfen, um ihrerseits mit dem Herrn im roten Fez das Schweigen zu brechen. Mit etwas dünner, grämlicher Stimme richtete sie allerlei belanglose Fragen an ihn, ob er sich dieses und jenes Buches über Sorrent erinnere, ob er diesen oder jenen Aussichtspunkt hübscher finde, ob er diese oder jene landesübliche Speise vorziehe. Es lag zugleich etwas matronenhaft Sorgendes im Tone und in der Art der Fragestellung. Ohne aus seiner reservierten Haltung zu treten, beantwortete er Frage um Frage mit herablassender Geduld, mit halblauter, aber ungemein sympathischer Stimme, man merkte, daß das alles seine eigene Welt gar nicht berührte, daß sein Geist in einem fernen, unzugänglichen Reiche thronte. Nur eins gab ihm plötzlich einen drollig heiteren Zug ins Gesicht: ihre Frage, ob die Kopfbedeckung, die er auf ihren Rat so gewissenhaft trage, ihm die gehoffte Annehmlichkeit bereite? Seine Antwort war ein vollendetes Skeptiker-Lächeln.

Meine Freunde eilten, die Mahlzeit rasch zu beenden, um die Zeit ihres kurzen Sorrentiner Besuches tüchtig auszunützen. Wir brachen auf und überließen das gemächliche Auskosten des Nachtisches den fremden Herrschaften.

„Ein kurioser Leidensbruder," bemerkte der Regensburger Arzt, „von seiner Pflegerin braucht er sich keine Wunder zu versprechen."

Als wir mit Skizzenbüchern und Mappen davonstürmten, stießen wir im Garten auf Concetta, die Wunschmaid des Abends.

„Wer ist jener fremde Herr bei Tisch, sag', liebe wilde Hexe?"

„Oh, Signori, è un signor tedesco; scrive notte e giorno — oh, meine Herren, das ist ein Deutscher, er schreibt Tag und Nacht."

„Da habt ihr's! Das ist der berühmte nervenleidende Gelehrte! Der deutsche Professor, der Tag und Nacht schreibt!"

„Ich wette, der hat sich die Krankheit nur beigelegt, um möglichst viel Ruhe zu haben, und sich unnahbar gemacht wie ein Schah von Persien. Na, lassen wir ihn Makulatur fabrizieren — auf, in die Berge!"

Wir kraxelten dem Monte Sant Angelo entgegen, verlebten einen wundervollen Nachmittag und eine noch wundervollere Nacht. —

Beim Abschied am nächsten Morgen konnten wir uns doch nicht enthalten, Fräulein Schmeltzler nach Namen und Art des gelehrten Sonderlings zu fragen.

„Professor Nietzsche aus Basel."

„Friedrich Nietzsche?" rief ich im Tone höchster Überraschung. Über das ungewöhnliche Intervall brachen meine Freunde in helles Lachen aus. Sie waren schon in den Wagen gesprungen, der uns über das „Piano di Sorrento" nach Castellamare fahren sollte. Der Kutscher Antonio knallte ungeduldig mit der Peitsche. Concetta drängte sich mit Abschiedssträußen heran, um ein letztes Trinkgeld aus der munteren Kumpanei herauszuschlagen.

„Nietzsche?" fragte ich noch einmal und nahm Antonio die Zügel und die Peitsche aus der Hand, „Nietzsche, der das großartige Buch über die Geburt der Tragödie — —"

„Halloh!" rief's im Chorus. Und der Regensburger Medizinmann tenorte: „Ein Geburtshelfer also!"

„Avanti! Addio! Addio!" drängte der Bankier.

Ich wieder „Nietzsche! Der wird einen schönen Begriff von uns bekommen haben. Nietzsche! Denkt nur!"

Meine Freunde hielten mich in meiner plötzlichen Ekstase einfach für verrückt.

Fräulein Schmeltzler, lächelnd meine Hand loslassend: „Nein, der Herr Professor war sehr zufrieden. Er sagte, es habe ihn innigst gefreut, wieder einmal so glückliche Menschen gesehen zu haben, so vergnügte Deutsche — —"

„Addio, Concetta!" rief's aus dem Wagen.

„Avanti, Don Antonio!"

Die Pferde sprengten los, die Räder ächzten, sausend gings zwischen den hohen, glühenden Straßenmauern dahin, eine heiße, dicke, graue Staubwolke hüllte uns ein — —

„Addio, Sorrento!"

„Nietzsche — —!"

Der Goldschmied: „Nun laß uns endlich mit deinem ewigen Nietzsche! Meinetwegen der Schah von Persien, so ungefähr sah er aus, oder ein Emir von Ispahan. Der und ein deutscher Professor? Glaubt doch den Schwindel nicht!"

„Red' ich denn vom Professor?" fuhr ich erregt auf. „Zum Donnerwetter, was liegt mir am Professor! Den Schriftsteller solltet ihr kennen, den Verfasser von der Geburt der Tragödie —"

Ich kam nicht weiter. „Den Geburtshelfer! Es lebe der Geburtshelfer im roten Fez!"

Da war nichts zu machen. Es war wie dionysischer Rausch — — Aber es blieb mein größtes Hochsommer-Erlebnis im Jahre des Heils 1876, dieses erste Zusammensein mit Nietzsche und Malvida von Meysenburg unter einem Dache in der Villa Rubinacci zu Sorrent.



# Matropaï

von A. W. Pulle, Marinearzt. Übersetzt aus dem Holländ. von H. Meyer

Regelmäßig fielen die Körper der zehn Ruderer vornüber, einen Augenblick nur schwebte die flache Seite der Ruder über dem ruhigen Wasser, in das sie mit einem Ruck eingetaucht wurden. Mit den Füßen auf die Fußleisten gestützt, erhoben sich die Eingeborenen, kräftig die aufgehobenen Riemen drehend, wie ein Körper von den Ruderbänken, um langsam wieder auf ihre Plätze zurückzusinken. Gleichmäßig bogen sich die Körper und fort glitt die Schaluppe über die stille Rhede.

Eine trockene, drückende Hitze herrschte. Gleich wie der Krankheit bringende Hauch eines gewaltigen Ungeheuers wehte sie andauernd hernieder und legte sich träge und langsam auf das ölige Wasser. Gleich einem unsichtbaren Feuer versengte sie den Rücken der Ruderer; mit unsichtbaren feurigen Zungen beleckte sie deren Hände, wie Klebstoff blieb sie am Bord des Schiffes hängen, wie ein glühender Teig ballte sie sich zusammen um die geschwollenen Köpfe der Ruderer. Doch stets mit derselben Gleichmäßigkeit krümmen sich die Rücken, schnellen die Oberkörper in die Höhe und heben sich die Arme. Nur ab und zu springt ein Schwarm Fische aus dem Wasser, wie spritzende Funken, und fallen nieder in das heiße Oel, ein zischendes Geräusch verursachend. Dann wieder gleicht das Meer einer ungeheuren Fläche blendenden Lichts, die sich ausdehnt bis an den Horizont. —

Tarik, Matropaï! (Zieh! Matropaï) so ruft plötzlich die schrille Stimme des Djoeroemoedi (Steuermann). Zu spät. Matropaï ist zurückgefallen in dem Fahrzeuge, in dem Augenblicke, als

er vergebens versucht hatte, das Ruder festzuhalten, das seinen bebenden Händen entglitten war und das nun auf dem Rande der Schaluppe liegt. Der Djoeroemoedi rückt auf seinem Sitze hin und her und giebt seine Unzufriedenheit über den Vorfall durch ein unwilliges Gemurmel kund. Der Djoeroemoedi ist jünger als Matropaï, aber dem ist das ganz gleich. Auch bekümmert es ihn nicht, daß er einen Fehler macht, der sonst nur bei ungeübten Ruderern vorkommt. Wichtigere Gedanken beschäftigen ihn. Schon seit Jahren Matrose erster Klasse hat er der „Compenie" immer treu gedient. Er hat den Archipel nach allen Richtungen hin durchkreuzt, an verschiedenen Gefechten teilgenommen. Er würde nicht gern nach seinem Kampong (Dorfe) zurückkehren, um wieder auf dem Felde zu arbeiten. Und Kutscher in einer großen Stadt oder gar „Oppasser" (Polizeidiener) beim Residenten möchte er auch nicht mehr werden, ja selbst für eine schöne Livree mit gelben Streifen vertauschte er sein Baadge (Jacke) nicht. Und doch fühlt er, daß er unbrauchbar wird — er rudert schlecht — er ist krank. —

Tarik, Matropaï!

Und wieder strauchelt er, wieder entgleitet das Ruder seinen zitternden Händen. Er ärgert sich über seine eigene Machtlosigkeit. Und doch — er kann nicht mehr — er ist krank. Aengstlich schaut er nach dem Kriegsschiff, das dort liegt — noch weit entfernt — ja, endlos scheint der Zwischenraum. Ein Seufzer der Erleichterung entschlüpft seinen Lippen, mit frischem Mut beginnt er aufs neue zu rudern, dem Kriegsschiff entgegen. Das ist gerade sein Schreckbild. — Doch im Rücken fühlt er das Drohen, drückend und kraftvoll kommt es näher, ihn geräuschlos umschlingend. In seinem Kopfe hämmert es, seine Schläfen pochen, seine Kehle schnürt sich krampfhaft zusammen, seine Brust bewegt sich heftig auf und nieder, seine Beine glühen — ja, sein ganzer Körper zittert vor Angst. — — Denn dort auf demselben Platze, wo das Schiff nun liegt, hat man vor einem Jahre Sariman ins Meer versenkt. Sariman, der an der Beri-Beri gestorben war, derselben Krankheit, die jetzt auch seinen Körper zerstört. Hat Matropaï nicht selbst Sarimans Leiche über das Schiff getragen. Horch — eins — zwei — drei — in Gottes Namen! Sieh — da spritzt das Wasser gurgelnd in die Höhe und macht Platz für die formlose Masse, die in der Tiefe verschwindet, und noch lange Zeit immer größere Kreise auf dem Wasser zieht. Nein — er will nicht mehr daran denken; aber während er das Ruder erhebt, fallen einige Tropfen hernieder, kleine Kreise bildend. Auch vom Rücken seines Vordermannes perlen schnellgleitende Tröpfchen — Kreise ziehend — kleine und große —, neben ihm, hinter ihm, ja überall, wohin er auch sieht, gerade wie über dem Grabe Sarimans.

Tarik, Matropaï!

Er schließt die Augen, er will nichts mehr sehen. Doch auch das nützt ihm nichts, denn da sind sie wieder, die Kreise, die immer größer werden, sie heben sich hell ab von einem rötlichen Hintergrund, und plötzlich taucht daraus Sarimans Leiche hervor, in Segeltuch gehüllt, mit schwerem Ballast an den geschwollenen Füßen. Wieder schaut er sich angstvoll um, und ein glückliches Gefühl durchrieselt ihn, denn er kann die Kajütenfenster noch nicht unterscheiden. Die Angst, die der besondere Anlegeplatz des Schiffes in ihm wachgerufen, hat ihn noch keinen Augenblick verlassen. An allerlei Kleinigkeiten hat er die Stelle erkannt, er hat es dem Steuermann gesagt, ohne jedoch Sarimans Namen zu erwähnen. Der Steuermann hat es dem Bootsmann erzählt, und dieser hat darüber mit dem wachthabenden Offizier gesprochen. — Und dann ist plötzlich sein Geheimnis entdeckt. Denn allmählich ist vom Achterdeck aus das Wort Sariman über das Schiff gekommen; zuerst wie ein leichter Wind; wie ein Flüstern hörte er es nahen, und immer mehr anschwellend ist es schließlich zum Orkan geworden, der über das Fahrzeug hinbraust, ihm nun immerfort vor den Ohren gellt und ihm keine Ruhe läßt bei Tag und Nacht. —

Einmal in solch einem angstvollen Augenblick hat er mit dem Tokan (Doktor) gesprochen und ihm lachend erzählt, daß gerade ein Jahr vergangen sei — seitdem man hier — auf derselben Stelle — . . . . ja, lachend hatte er es erzählt, um seine Angst zu verbergen, und dabei hatte er das Gesicht des Tokan (Doktor) zu erforschen versucht. Doch der hatte ihn verstanden, und hatte dann gemütlich lachend aber nicht beruhigend gesagt, daß Matropaï nicht takoet (bange) zu sein brauche. Bange, er Matropaï, bange!! Wieder hatte er gelacht, ein angstvolles Lachen, in dem Furcht und Hoffnung kämpften.

Mechanisch rudert er, düster vor sich hinstarrend. An was denkt er? An das Land, in dem er geboren, an seine Eltern, seine Frau, seine Geliebte? — Er weiß, daß er irgendwo auf Java geboren ist, daß er einen Vater und eine Mutter gehabt hat, aber Frau und Kinder besitzt er nicht, denn die Liebe in höherem Sinne hat er nie gekannt. Nichts fesselt ihn am Leben — am wenigsten die Furcht vor dem Tode. Keine sentimentalen Gedanken stimmen ihn weich, die Wirklichkeit, die grausame Wirklichkeit ruft die Erinnerung an so vieles in ihm wach, das er lieber aus seinen Gedanken verbannt hätte. Er würde Frieden und Ruhe haben, begrübe man ihn auf einer baleh-

baleh (Tragbahre) aus Bambus in die Flagge der „Compenie" gewickelt, während eine Gewehrsalve über sein Grab hindröhnte. So ist auch Sidin in Surabaia beerdigt. Aber hier liegt das Schiff zu weit von der Küste, hier wird er Sarimans Los teilen müssen — eins — zwei — drei — in Gottes Namen! Der Gedanke hat ihn nach der Küste getrieben, trotz des Verbotes des Tokan (Doktor) hat er seinen Platz bei den Ruderern eingenommen, aber nun sitzt er da, keuchend nach Atem ringend — er kann nicht mehr. — Noch ein paar Ruderschläge, und die Schaluppe legt am Backbord an — — denn das Steuerbord ist für den Kapitän und die Offiziere und Sariman. Taumelnd folgt er den andern beim Aufziehen der Schaluppe, und als das Signal des Mandoer (Aufseher der Eingeborenen), die schrille Flöte, ertönt, die den Feierabend verkündet, da kauert Matropaï nieder, den Kopf erfüllt von dem neuen Problem. Die Hitze ist überall erdrückend und der Schatten der Zelte nicht erquickend genug. Im Schatten steht ein Fischwasserbehälter, aus dem die Ruderer in großen Zügen trinken. Mit jedem Schluck bewegt sich das Wasser in dem Metallbecher wie eine lauwarme, syrupartige Flüssigkeit hin und her, es tropft von den Wangen der Trinkenden herab und fällt nieder, sofort aufgesaugt durch die Glühhitze. Auch an Matropaï kommt die Reihe! Aber während er in das Gefäß hinabschaut, fällt sein Auge auf die Kreise, die durch die herabfallenden Tröpfchen gebildet werden und plötzlich sieht er inmitten dieser Kreise .... nicht mehr Sarimans Leiche, sondern sein eigenes Bild. Der Becher fällt ihm aus der Hand in das Faß — hohlklingend — und das Geräusch erweckt das Angstgefühl in ihm von neuem, denn es ruft in seinem Gedächtnis die Erinnerung an jenen anderen Klang wieder wach, an jenen Klang, der nur noch lauter und tiefer war. Vielleicht würde er den Klang nachmachen können? Wenn er nur etwas hätte, das schwer genug wäre, so würde er es über Bord werfen. —

Und dann, als alle anderen sich zur Ruhe legen, zermürbt durch die glühende Wärme des tropischen Mittags, da gleiten Matropaïs Augen suchend über das Deck. Und plötzlich leuchten sie auf, er hat den Gegenstand gefunden, der sein Verlangen befriedigen wird. Eine fieberhafte Hast überfällt ihn, er kann der Versuchung nicht widerstehen, und mit einer Kraft, der er sich selber nicht bewußt, hebt er das Tieflot über die Verschanzung. Einen Augenblick nur schwebt es über der glatten, unbeweglichen See ..... plumps, ein kurzer, dumpfer Laut, der im Tau nachzittert, das schnell durch seine Hände gleitet, und rasch sinkt das Tieflot, viel schneller als Matropaï dachte. Wieder ein Ruck! Welch' sonderbares Gefühl! Es liegt nun unbeweglich auf dem Meeresboden. Matropaï sieht es nicht mehr, aber er kann doch dem Tauende mit den Augen folgen; denn das Wasser, das sein mageres Antlitz mit den tiefliegenden Augen wiederspiegelt, ist kristallklar. Er zerrt das Tau hin und her, damit sein Bild undeutlich werde und womöglich durch die Kreise verschwinde. Aber die Kreise fürchtet er fast noch mehr als sein eigenes Bild. Angstvoll zieht er deshalb am Tau, um das Tieflot wieder heraufzuholen; jedoch es scheint, als ob Sariman es festhalte, als ob seine geschwollenen Finger es umklammerten, um es zurückzuziehen! Los, Sariman, laß los!! Matropaï wird nicht loslassen, denn sonst wird er mit in die Tiefe hinabgezogen. Der Angstschweiß perlt ihm in dicken Tropfen vom Gesicht, das Tieflot ist so schwer, ja, es scheint immer schwerer zu werden. . . . Wenn Sariman um .... wenn Sarimans Finger, die dicken, wässerigen Finger, um das Blei geklammert, mit nach oben kämen? — Los, Sariman, laß los! ..... Mit triumphierender Miene fällt Matropaï hintenüber .... denn das Tieflot liegt wieder auf Deck. ....

So findet man ihn und legt ihn in den Mannschaftsraum im Zwischendeck, so weit wie möglich aus dem Bereich der glühenden Sonnenstrahlen. Jedoch das Feuer in seinem Innern schwindet nicht. Er erwacht. Seine Füße sind dickgeschwollen, und mit dem Finger drückt er tiefe Löcher hinein, die nur langsam wieder glatt werden. — — Ueberall auf dem Schiffe herrscht ungewöhnliches Leben. Matropaï fühlt, daß da irgend etwas geschieht, ohne jedoch sich vorstellen zu können, was es eigentlich ist. Die Schreckbilder des Tages erfüllen seine Gedanken so sehr, daß er an nichts anderes zu denken vermag.

Horch, da gurgelt das Wasser draußen wieder, es ist gerade als ob Sariman mit seiner geschwollenen Zunge zu ihm spräche. Matropaï lauscht atemlos, um ja kein Wort zu verlieren, aber die übergroße Müdigkeit wirft ihn auf seine Matte zurück, und das Klopfen und Hämmern in seinen Schläfen übertönt den undeutlichen Klang von Sarimans Stimme. Plötzlich richtet er sich auf, mit ausgestrecktem Arm seinen keuchenden Oberkörper stützend und den Kopf weit vorgebeugt, lauscht er gespannt, mit Mühe das Atmen unterdrückend; seine Augen starren unbewegt nach einer Richtung, aus Furcht, daß die Bewegung der Augenlider ihn am Horchen hindern könne. — — Das platte Auftreten der nackten Füße, das regelmäßig wiederkehrende Kettengerassel, aber hauptsächlich der fröhliche Gesang der Matrosen läßt ihn für einen Augenblick seine Krankheit vergessen. Der Anker wird gelichtet! Bald fährt das Schiff über Sari-

mans Grab, den Friedhof von Tausenden! Und jetzt, wo sich das Schiff von der gefürchteten Stelle entfernt, wird Matropaï mutiger. Selbst das Schiff scheint mit großer Schnelligkeit dem bewußten Platze zu entfliehen. Ein wenig auf der Seite liegend, eilt es mit geschwellten Segeln dahin, und Matropaï muß sich fest gegen die Bordwand drücken, um nicht umzufallen. — Ja, welch reges Leben nach so langer Stille! — Kühle Lüftchen dringen von allen Seiten ins Schiff, aber die Hitze, die Matropaïs Körper verzehrt, vermögen sie nicht zu lindern. Obgleich jetzt die Furcht vor der unheilbringenden Stelle geschwunden ist und alles anders gekommen, als er erwartet, obgleich er schon durch die Kajütenfenster die Küste erkennen kann, so wird ihm doch das Atmen schwer, wie er sich auch dreht und wendet, um seinem Körper eine bequemere Lage zu geben.

Sariman hatte auch an solcher Atemnot gelitten kurz vor seinem Tode, sein Gesicht war aufgedunsen, ja, es sind dieselben Finger, die das Senkblei umklammerten. Da hängt sie wieder, die grauenhafte Leiche, am hin- und herschwankenden Tau, die Matropaï mit solch unsäglicher Mühe in die Höhe gezogen hat. Klatsch, fällt sie nieder auf seine Brust, und umsonst bemüht er sich nun, die Last von sich abzuwälzen. Mit weitoffenem Munde und geblähten Nasenflügeln ringt er nach Atem. Er reißt seine Jacke auf, damit auch nicht das geringste ihm das Atmen erschwere, und doch bleibt sein Körper in heftigster Bewegung. Ab und zu fallen ihm die Augen vor Uebermüdung zu, dann aber rafft er sich langsam wieder auf, und seine Angst kämpft einen harten Kampf mit der Möglichkeit, jetzt in den Schlaf zu versinken, aus dem es kein Erwachen giebt. — Noch einmal hat der Arzt Matropaï besucht, ihn beobachtet und beklopft, noch einmal ihm Mut zugesprochen, und der Eingeborene hatte sich lachend mit ihm über seine Wahnvorstellungen unterhalten.

Nun ist die Nacht hereingebrochen und tiefe Ruhe herrscht auf dem Schiffe, Matropaï hört nichts als sein eigenes Atemholen, das sich pfeifend und röchelnd auf seine nächste Umgebung beschränkt. Niemand achtet auf ihn, nicht einmal der Krankenwärter, der ab und zu mit Schrecken bemerkt, daß der Schlaf ihn übermannen will. Auf dem Schiffe liegen die Eingeborenen verstreut umher, hier auf dem Bauche, das Gesicht in den verschlungenen Armen verborgen, dort auf dem Rücken, die so viel als möglich entblößten Arme und Beine weit ausgestreckt. Alles ruht in tiefem Schlafe, verzaubert wie in einem Märchen. Ueberall liegen schwärzliche, schwielenbedeckte Füße mit den Haken auf den Treppenstufen hängend, oder gegen die Backskisten gedrückt, oder auch in den Schlingen des Tauwerks schwebend; überall greifen dunkle Hände um Körper und Gegenstände. Aus den Hängematten hängend, bewegen sich totenähnliche Glieder langsam hin und her, schwer im Halbdunkel zu erkennen. Nur Matropaï auf seiner Matte wird durch eine über ihm angebrachte Laterne beleuchtet; er liegt ein wenig freier, jedoch die Reihe der Festschlafenden umschließt ihn wie die Mauern eines Gefängnisses. Sein Auge sucht nach einem Lebenszeichen, doch, wohin er auch blickt, begegnet sein Auge geschlossenen Augen, schweigenden Gesichtern, toten Armen und Beinen, die träge aus den Hängematten heraushängen. Kein Geräusch unterbricht die Stille, nichts hört er, als sein eigenes, mühseliges Atemholen. Und er wirft den Fächer fort, mit dem er sich bis jetzt Kühlung zugeweht, die Bewegung ermüdet ihn so. Er will sich aufrecht hinsetzen, den Kopf in die Höhe mit weitoffenem Munde; hinlegen will er sich mit weit ausgestreckten Armen und Beinen. — Aber da sieht er plötzlich, wie aus einer Hängematte drohende Finger auf ihn zeigen, und mürrisch legt er sich auf seinen Bauch zurück und zieht sein Baadge über den Kopf, das er der Hitze wegen ausgezogen hatte. — Aber auch so findet er die ersehnte Ruhe nicht, denn jetzt hört er um so lauter das Rasseln und Pfeifen in seiner wunden Brust. Er will den Krankenwärter rufen und ihm sagen, daß ihm so beklommen zu Mute ist und mit dem Arzte will er über einen Umschlag — einen schönen, warmen Reisumschlag — für seine kranke Brust sprechen. Von früher her weiß er noch, wie wohlthuend ein solcher Umschlag ist, er bekam ihn einst, als er an einem Unterleibsleiden krank darniederlag. Zu gleicher Zeit will er den Tokan (Doktor) fragen, ob jemand, der jetzt hier stirbt, an der Küste begraben werden wird. Als Sariman starb, lag das Schiff so weit ab vom Festlande, aber hier . . . . . von hier aus kann er ja schon die hohen Kokospalmen im Mondenschein sehen, er könnte sicherlich auch schon die Brandung hören, wenn nicht das Rasseln in seiner Brust alles übertönte.

So denkt und kämpft Matropaï. Da taucht plötzlich aus der Dunkelheit eine Erscheinung auf, er erkennt den Tokan (Doktor) und so glücklich er sich auch fühlt, daß nun plötzlich sein Wunsch erfüllt wird, so durchzittert doch gleich darauf ein unbeschreibliches Angstgefühl seine Seele, beim Anblick des Arztes, der ungebeten, mitten in der Nacht zu ihm kommt. Nafas, tocan, nafas (Atem) ruft er flehend, doch sieht er die Verzweiflung auf dem Antlitz des Arztes, der machtlos dieser tückischen Krankheit gegenübersteht. Und schnell bewegt Matropaï den Fächer auf und nieder, sein Körper nimmt allerlei verschiedene Stellungen an

— in seiner Todesangst erfaßt er die Hand des Tokan (Doktor), als ob er vereint mit ihm das Ungeheuer bekämpfen wolle, das ihn zu erwürgen droht. — Einen Umschlag! . . . Ja, gewiß, man wird ihm einen Reisumschlag machen, aber Atem. . . . Nafas, tocan, nafas, erklingt es noch einmal heiser und flehend, doch niemand kann ihm helfen. Und wieder richtet er sich auf, noch einmal sieht er die hohen Kokospalmen, die sich scharf vom hellen Himmel abheben.

Alle Geräusche in seiner Brust verstummen, deutlich hört er die Brandung rauschen, und ein glückliches, zufriedenes Lächeln umspielt seine Lippen. Da plötzlich fühlt er, wie seine Kräfte schwinden, er wankt — ein geller Schrei — — — ein tiefer Seufzer und Matropaïs Körper fällt mit dumpfem Aufschlagen auf das Deck.

Mâti? (tot) fragt der Mandoer, der sich furchtsam genähert hat.

Mâti! wiederholt der Arzt.

Mâti! erklingt es flüsternd durch das ganze Schiff, und die Füße, Arme und Beine bewegen sich ein wenig, um dem Körper eine andere Lage zu geben, und mit einem Mâti auf den Lippen schlummern sie weiter, die durch den Schlaf Verzauberten. —

Der Mandoer berührt mit dem Fuße die Körper einiger Eingeborenen, die in der Nähe liegen und rüttelt sie wach.

Aengstlich beschauen sie das friedliche, ruhige Gesicht Matropaïs. Mâti? fragen sie wieder. Mâti! antwortet der Mandoer, und mit der den Eingeborenen eigenen Langsamkeit tragen sie den Toten auf das Achterdeck und legen ihn in das am Heck hängende Boot. Einer von ihnen kauert sich neben der Leiche nieder, und murmelt leise Gebete, die der kühle, linde Nachtwind fortträgt. —

Eine frische Brise weht auch am folgenden Morgen. Die See ist ruhig. Fröhlich tanzen und spielen die Wellen und necken sich mit den goldenen Sonnenstrahlen. Unter feierlicher Stille wird der Tote, der auf einer baleh-baleh (Bahre) aus Bambus liegt, mit der Flagge der „Compenie“ umhüllt, in die Schaluppe herniedergelassen und nach dem Lande gerudert. Dort nehmen die inzwischen aus den Kampongs (Dorf) herbeigeströmten Eingeborenen die Leiche in Empfang und tragen sie zu Grabe, die Luft mit ihrem klagenden „lat ilahah, ilahah“ erfüllend. Doch plötzlich verstummt jeder Laut. Eine Gewehrsalve erschallt. — Matropaïs irdische Ueberreste sind der Erde anvertraut.

# Gedichte von Leonore Frei

## Und Mose sprach zu Michelangelo:

Auf Horebs Felsen saß ich — — bittren Grimm im Herzen —
Die Tafeln des Gesetzes an dem Knie — —
Tief unten Hörnerschall und Cymbeln — Lärm und Scherzen —
Sie tanzten um das Götzenbild mit frecher Melodie,
Und ich saß stumm und wild in meinen dunklen Schmerzen —
Die Tafeln des Gesetzes an dem Knie!

Und von den Gipfeln her aus Wettersturm und Blitzen
Ein höhnend Lachen schrie:
„Hör auf, du Narr, mit deiner Hand den Stein zu ritzen!
Zerschmettre deinen Traum! Zerbrich die Phantasie!
Du kannst wohl Götter nach dem eignen Bilde schnitzen —
Doch Menschen — nie!“

## Komödie

Wir essen, trinken, schlafen, lachen,
Mit Wangen frisch und rot!
Wir sind vernünftig, klug und weise — —
Und nur das Herz ist tot!
Wir spielen herrlich unsre Rolle
In dem Komödienstück,
Und wenn wir lustig uns vergessen,
So halten wirs für Glück.

Nur manchmal schreckt uns ein Gedanke
Ganz töricht aus der Ruh:
Uns scheint, wir wärens garnicht selber —
Wir sähen uns nur zu!
Dann kommt es, daß wir — — fast erwachen;
Doch hat es keine Not!
Wir hören uns ja fröhlich lachen — —
Und nur — das Herz ist tot!




# Die Halb-Alten („Les Demi-Vieilles“)

Roman von Yvette Guilbert (Einzig autorisierte Ausgabe) Deutsch von Ludwig Wechsler

(2. Fortsetzung.)

Einen Moment herrschte komisches Schweigen; Alody nötigte die Tischgäste mit einem förmlichen Wortschwall, sich aus der gerade auf dem Tische stehenden Schüssel zu bedienen, um den peinlichen Eindruck zu verwischen, den die Worte ihrer Mutter hervorgerufen.

„Wie?“ fragte Maurice Roval. „Sie waren schon mit fünfundzwanzig Jahren Witwe, Frau Sudet?“

Noch ganz bestürzt über die Dummheit, die sie gesprochen, erwiderte sie:

„Ach ja ... Ich mußte mich ordentlich zusammennehmen, um meine drei Jungen zu erziehen ... Nun gottlob, meine Söhne sind prächtige Menschen, und Alody ist einfach reizend“, und die gerührte Mutter warf ihrer Tochter eine Kußhand zu, ohne zu sehen, daß diese sie in einer Weise anblickte, als wollte sie sagen: „Dumme Gans!“

„Sie werden sich überzeugen“, ließ sich jetzt Wladimir Meridione vernehmen, „daß binnen kurzem nur die Damen vom Theater nach den Mutterfreuden begehren werden ... Ich kenne eine ganze Menge unter ihnen, die sich nach ihnen sehnt.“

„Nach den Mutterfreuden? Sagen Sie lieber nach den Mutterqualen und -schmerzen!“ ereiferte sich die Hausfrau. „Neun Monate lang das Aussehen einer Wassersüchtigen, Leberflecken auf dem Gesicht, geschwollene Hände und Füße und zum Schluß ein geradezu tierisches, widerliches Resultat! Nein, mir vergeht der Appetit, wenn ich nur daran denke ...“

„Und ich“, versicherte der junge Mann, „ich kenne eine Künstlerin — ihr Name ist gefeiert in ganz Paris — die in ihrer Mutterschaft den Segen der Vorsehung erblickte, die einzelnen Phasen derselben voll glücklicher Dankbarkeit verfolgte, und ich vergoß regelmäßig Thränen, so oft sie mir schilderte, mit welcher Wonne sie dem ‚göttlichen Ereignis‘ entgegensah, wie sie es nannte.“

„Eine solche Frau ist ein Phänomen!“ erklärte Alody. „Wer ist das?“

„Esther Renot ...“

„Das nimmt mich nicht wunder“, meinte Leo Seraphine. „Esther Renot ist die Güte selbst!“

Maurice Roval horchte hoch auf, als er den Namen der Künstlerin nennen hörte, und fragte:

„Wie? Esther Renot hat ein Kind?“

„Freilich“, fuhr Wladimir fort; „einen Sohn, mit dem ich gleichzeitig Medizin studierte.“

„Wie alt ist er denn?“

„Vier- oder fünfundzwanzig Jahre.“

Allgemeines maßloses Staunen. Esther Renot hatte einen fünfundzwanzigjährigen Sohn! Wie alt war sie dann? Man schätzte sie auf vier- bis sechsunddreißig Jahre ... Unglaublich!

Leo Seraphine erklärte, daß er schon seit Jahren der Freund der Künstlerin sei und noch niemals ein Kind, weder ein kleines, noch ein großes, in ihrem Hause gesehen habe ...

„Wissen Sie ganz bestimmt, daß es ihr Sohn ist? wirklich ihr Sohn? und nicht bloß ein Vetter oder Neffe, den sie erzogen hat?“

„Nein, nein, es ist ihr Sohn“, beharrte Meridione. „Ich kenne Pierre und seine Mutter schon seit vielen Jahren, und Frau Esther Renot hat mir oft genug die Geschichte ihrer Ehe, ihrer

Scheidung und der Geburt ihres Sohnes erzählt, dem sie eine vortreffliche Erziehung angedeihen ließ. Dieses Kindes wegen ging sie zur Bühne, um es zu erziehen, wurde sie Schauspielerin ... Nun ist ihr Sohn bereits verheiratet, ich selbst war sein Trauzeuge, gleichwie ich der Pate des Kindes sein werde, das ihm in einigen Monaten geboren werden soll.."

„Wirklich merkwürdig!" äußerte Maurice Roval, der sich vor Staunen nicht fassen konnte. „Wer hätte das bei Esther Renot vermutet! Die gefeierte Künstlerin, die in Bälde Großmutter werden soll!"

„Esther Renot ist eine ungemein kluge Frau", sagte Meridione; „sie hat ihre ganz eigenen persönlichen Ansichten, die man nicht immer kurzweg billigen kann, die aber stets vom Althergebrachten abweichen, und dabei ein Herz, wie es nur selten zu finden ist. Leuten gegenüber, mit denen sie nur in oberflächlichem Verkehr steht, giebt sie sich den Anschein, als wäre sie eine Frau wie die übrigen; doch diejenigen, die sie mit ihrem Vertrauen oder ihrer näheren Bekanntschaft beehrt, müssen alsbald erkennen, daß sie eine ganz neue Type, eine sehr geistvolle Variation des modernen Weibes darstellt ..."

Wladimir Meridione hätte die ganze Nacht hindurch von Esther Renot gesprochen, wenn man der Hausfrau nicht die flüsternde Meldung erstattet hätte, daß die Künstler angelangt seien. Frau Sudet beschleunigte den Nachtisch, damit man zum Kaffee übergehen könne.

Es war neun Uhr und die zahlreichen Gäste, die für zehn Uhr zu einer musikalisch-literarischen Soirée eingeladen worden waren, sollten auf der Tafel nicht die Ueberreste eines Festmahles antreffen, bei dem sie nicht zugezogen worden waren ...

Man beeilte sich denn, den Nachtisch zu verzehren, der die seltensten Obstgattungen aufwies, wie sie mit der Jahreszeit gar nicht im Einklange standen und ihr Entstehen nur den Treibhäusern zu verdanken hatten, und darauf begab man sich in den Salon, in dem der duftende Mokka seinen feinen Geruch verbreitete.

Es bildeten sich einzelne Gruppen und Maurice Roval setzte sich neben Wladimir Meridione, um mit ihm über Esther Renot zu plaudern.

Leo Seraphine schloß sich ihnen an; da er aber Maurice Roval sehr gut kannte, so merkte er es schon an der Art, mit welcher sein Freund seinen Kaffee umrührte, daß dieser — Roval und nicht der Kaffee — dem jungen Mediziner mit gespanntem Interesse zuhöre und ein förmliches Verhör anstelle. Wem dasselbe galt, wußte er freilich nicht; aber er fühlte, daß der Dramatiker wieder einmal Beobachtungen sammle.

Leo Seraphine hatte ihn ja eigentlich nur zu diesem Zwecke bei Frau Sudet eingeführt ...

Auf einem Spaziergange, den er kürzlich mit Roval durch die Straßen unternommen, hatte ihm dieser gesagt, daß er nach dem Typus alternder, jedoch noch immer koketter Frauen suche, um ein interessantes Bühnenstück zu schaffen, das eine fesselnde Sittenstudie darstellen sollte. Er brauche Frauen von vierzig bis fünfzig Jahren, und sofort hatte Seraphin an Frau Sudet gedacht. Die Dinge entwickelten sich dann in der uns schon bekannten Weise. Eine Frau fühlt sich immer geschmeichelt, wenn man ihre Bekanntschaft machen will, und dies traf bei Mama Sudet um so eher zu, als sie von dem Gedanken, einen Schriftsteller von der Bedeutung Rovals bei sich zu empfangen, geradezu entzückt war.

So ließ denn Leo Seraphine von der Gruppe der beiden jungen Leute ab und wendete sich Alody zu. Diese erklärte ihm unumwunden, daß sie ganz erstaunt über das an Verdrießlichkeit grenzende Verhalten Rovals sei; gleich vielen anderen schien auch sie der Meinung zu sein, daß, sobald ein berühmter Schriftsteller zu einem Diner eingeladen wird, er sich für die ihm vorgesetzten Speisen durch ein förmliches Feuerwerk von Geist und witzigen Bemerkungen dankbar zu erweisen und die Tafelrunde durch sein sprühendes Talent zu unterhalten habe ...

Seraphine setzte in wenigen Worten auseinander, daß Maurice ein ebenso schlechter Gesellschafter wie ausgezeichneter Schriftsteller sei.

„Sagen Sie mal, Alody“, fragte er dann; „was ist's mit der Revue, die heute bei Ihnen aufgeführt werden soll?“

„Eine herzlich langweilige Geschichte . . .“

„Kommen viele Personen darin vor?“

„Ja . . .“

„Und vor allen Dingen hübsche Frauen?“

„Ja, wenn man will; aber sehr zugeknöpft.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, die Damen sind gar nicht dekolletiert, sondern tragen ausnahmslos das römische Peplum; man bekommt nichts als ein Stück Hals oder ein Stück Arm zu sehen. Also nicht im geringsten kurzweilig, mit einem Wort . . . Aber Mama wollte durchaus, daß dies heute aufgeführt werde, weil sie eine züchtige Vorstellung wünschte, — chemisch rein und unverfälscht wie unser Freund, der Chirurg Lecoupeur sagen würde.“

„Und weshalb diese sittenstrenge Anwandlung?“

„Erstens, weil es etwas Neues wäre, dann wegen Herrn Roval, der sich bei unseren Dilettantenvorstellungen herzlich langweilen würde, und schließlich, um die Hochachtung Wladimir Meridiones zu erringen . . . Nun verstehen Sie doch, Seraphine?“

„Allerdings, Alody.“

„Adieu dann“, sagte sie und machte auf den Hacken kehrt; „ich will doch versuchen, Meridione aus dem Banne der kleinen scharfen Augen des Herrn Roval zu befreien.“

„Nun, Wladimir, was haben Sie denn so Wichtiges und Unaufschiebbares mit Herrn Roval zu verhandeln?“ fragte das schöne junge Mädchen, indem es sich mit übermütiger Miene den beiden jungen Leuten näherte. „Man bekommt Sie ja heute Abend keinen Moment zu Gesicht!“

Er wurde purpurrot und rückte stotternd einen Fauteuil für sie herbei, um — wie er endlich hervorbrachte — sie auszuzanken . . .

„Auszuzanken? Weshalb denn?“ fragte sie mit überraschtem Blick und komisch schmollendem Munde.

„Weil Sie ein junges Mädchen sind und Ihren Freunden gestatten, es außer Acht zu lassen . . . Man hat vorhin bei Tische über Dinge gesprochen und Sie haben sich in einer Weise an dem Gespräch beteiligt, daß ich sprachlos war vor Staunen . . . Ich würde die Leute, die sich in Gegenwart meiner Schwester derartiges erlauben würden, thätlich züchtigen“, preßte er zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor; „Sie sind ein junges Mädchen, Alody . . . und hören und sprechen Dinge wie . . .“

Maurice Roval blickte ihn mit offenem Munde an und seine Augen blinzelten heftig, wie das seine Gewohnheit war, diese schrecklichen, kleinen schwarzen Punkte zwischen den langen Wimpern, während Fräulein Sudet sich den Anschein gab, als wäre sie sehr verlegen, und mit höchst unschuldiger Miene fragte:

„Was habe ich denn gesagt?“

„Sie haben den Wunsch geäußert, sich der Möglichkeit, Mutter zu werden, zu begeben, und in welchen Worten, du lieber Gott!“

„Nun und?“ forschte Alody mit gut erheuchelter Unbefangenheit. „Ist das etwas so Schreckliches? Ich wußte das gar nicht . . .“

Und mit trefflich gespielter Naivität blickt sie Wladimir an wie ein Kind, daß er seinen ganzen Unmut schwinden fühlt; dann erhebt sie sich mit leicht schmollender Miene, indem sie sagt: „Da man unzufrieden mit mir ist, so gehe ich . . . und nun bin ich böse!“ Und sie huscht davon, gefolgt von dem unerbittlich forschenden Blick Rovals, der nunmehr weiß, was er von diesem schönen, jungen Geschöpf zu halten hat.

Nach und nach haben sich sämtliche Gäste der Frau Sudet eingefunden, ihre Plätze eingenommen und schicken sich nunmehr an, das himmlische Klagelied in drei Bildern, wie Herr François Maboul sein „Der Jammer des Lebens“ betiteltes Opus nennt, anzuhören.

Die Szene stellt eine Anzahl weißer und blauer Wolken dar. In der Mitte der impro-

visierten kleinen Bühne erhebt sich ein goldener Thron, auf welchem ein Schauspieler als Gott gekleidet in prächtiger Regungslosigkeit sitzt. Rings um die göttliche Majestät sind etwa fünfzehn hübsche junge Frauen versammelt, deren jede ein Band um den Hals geschlungen hat, auf dem der Name der Person, die sie darstellt, zu lesen ist. Fräulein Reichemberg stellt das Leben dar; sie sitzt in vertraulicher Haltung auf der Armlehne des Thronsessels des Gottes und spricht:

Das Leben:

Könntest du nicht, oh Herr, meine Existenzbedingungen einigermaßen ändern? Du hast mir den Anschein verliehen, als wäre ich so leicht ... daß ein jeder sagt: er ist in das Leben getreten, ohne es zu wissen ... Sieh nur, wie unrein meine Unterkleider sind, die Menschen beklagen sich darob. Und hast du schon wahrgenommen, mit welcher Leichtigkeit sie mir seit zehn Jahren den Rücken wenden? Sie befördern mir eine kleine Kugel ins Herz ... drehen sich dreimal um sich selbst ... und ziehen fort ...

Der Wunsch:

Ach was, ich, der Wunsch, rette dir den Schein, und ob nun deine Unterkleider sauber sind oder nicht, — du weißt, du brauchst nur zu wollen und du hast mich ...

Die Natur:

Wie rücksichtslos doch der Wunsch ist, aber wenigstens kann man ihn aufrichtig nennen... Ich muß mich darob beklagen, daß ich hinreißend schön bin und trotzdem nur sehr wenig Bewunderer habe; die meisten Menschen betrachten mich, ohne mich zu sehen, und hätte ich nicht meine Maler, meine Künstler, so — hätte ich auch keine Liebhaber.

Die Eitelkeit:

Ereifere dich nur nicht, Schatz, denn deine getreuen Bewunderer suchen auch meine Liebe; ich aber mache mir nichts aus ihnen! Ich lasse sie die größten Thorheiten begehen! Du hast keine Ahnung, wohin ich sie zu bringen vermag — die klügsten so gut, wie die dümmsten ... Nur die Wege sind verschiedene, weiter nichts.

Der Stolz:

Ja, du verleitest sie zu Thorheiten ... ich aber richte sie zu Grunde und die Dummheit beherrscht sie ...

Die Dummheit (mit einem blöden Lachen):

Das ist wahr! Doch wenn ich auch viele von ihnen beherrsche, manche entschlüpfen mir doch, um sich der Intelligenz in die Arme zu werfen.

Die Intelligenz (zur Dummheit):

Laß mich zufrieden, du Thörin ... Wir haben nichts gemein mit einander. Frage nur den Gedanken.

Der Gedanke:

Seit langem schon bin ich Zeuge eurer fortwährenden Streitigkeiten und weiß mich nicht gerecht, nicht rein, nicht vornehm genug, um euch einen Rat zu geben; immerhin bin ich aber zu der Einsicht gelangt, daß ihr durch die Verhältnisse genötigt werdet, Tag für Tag zusammenzutreffen und es daher am besten wäre, wenn ihr euch miteinander verständigen würdet. Die Dummheit möge doch einige Konzessionen machen oder den guten Rat der Intelligenz annehmen.

Die Dummheit:

Niemals! Ich bin eine Kraft für mich allein!

Die Intelligenz (spöttisch):

Allerdings, doch eine unfruchtbare.

Die Dummheit:

Ich rühme mich der Freundschaft des Zufalls.

Die Intelligenz:

Und daß dir das Geld zufliegt, weiß man auch.

Das Geld (unabhängig):

Laßt mich nur gefälligst fort aus eurem Geschimpfe, ja? Ich gehe wohin ich will. Lange genug rolle ich schon kreuz und quer durch

die Welt, um von Zeit zu Zeit anhalten zu können. Die Mächtigsten, wie die Schwächsten, die jeder Niedrigkeit, jeder Schlechtigkeit fähig sind, geben klein bei, sobald ich den Fuß über ihre Schwelle setze; eure Seichtheit widert mich an und veranlaßt mich, gerade dort Halt zu machen, wo man mich am wenigsten erwartet, um euch aus der Fassung zu bringen. Nächst Gott bin ich euer unbeschränkter Gebieter; ohne mich vermöchtet ihr nichts, ich bin die bewegende Kraft der Welt.

Die Liebe (traurig zu Gott gewendet):

Welche Anmaßung . . . und es ist wahr! Wie haben sich doch die Zeiten verändert, oh Herr! Ehemals drängte sich die Menschheit um meinen Altar; ich beherrschte sie, wie das Geld sie heute beherrscht, und man nannte mich lange Zeit die Königin des Universums!

Das Geld:

Ich hab dir die Kunden ordentlich abspenstig gemacht, was?

Die Liebe:

Ja, wenn mir nicht die Provinz geblieben wäre . . .

Die Lüge (zur Liebe):

Undankbare! Bin ich nicht deine ergebene Dienerin?

Die Liebe:

Nur zu sehr . . . Du findest dich ein, wenn man dich gar nicht ruft . . . und dann . . .

Die Lüge:

Ja, ich weiß, man hat mich bei dir angeschwärzt, und dessenungeachtet bin und bleibe ich die unentbehrliche Vermittlerin, und ohne meine Beihilfe hättest du nur sehr wenig Eroberungen gemacht . . . Ich sehe aber, daß ich dich langweile, und gehe daher. Ich muß heute noch bei einem Prozeß präsidieren, muß zwei Hochzeiten beiwohnen und eine schöne Frau besuchen. Adieu! Vergiß aber nicht, daß die Liebe der Lüge nicht entraten kann, und daß ich allein deinen Bestand für lange Zeit, wenn nicht für immer zu sichern vermag. Die Wahrheit vermag dir denselben Dienst nicht zu leisten, so wenig wie der Traum, und beide sind deine bevorzugten Freunde. Adieu.

Die Illusion (sehr mager, zur Liebe):

Die Lüge hat recht, denn du weißt, man nützt sich ab, und ich muß von dir lassen, gleichviel, ob ich will oder nicht, denn die schreckliche Wahrheit, unsere gemeinsame Feindin, reißt mich los von dir.

Die Wahrheit (ganz nackt):

Ja, eure gemeinsame Feindin, denn ihr Alle habt mir den Krieg erklärt. Ich bin schön, ihr aber verunstaltet mich; ich bin nackt, ihr aber verhüllt, verleugnet, verhöhnt mich und bietet alles auf, damit ich niemals die Freundin der Menschen werden könne. Ich räche mich dafür, so gut ich kann, langsam, geduldig und komme schließlich dennoch strahlend zum Durchbruch, ohne eurer Niedrigkeit und Einfalt zu achten! Ihr habt doch nicht gemeint, daß ich mich stillschweigend würde vergewaltigen lassen!

Der Traum (spöttisch):

Diese schönen Redensarten sind seit Musset nicht mehr in der Mode.

Die Natur:

Nicht einmal bei den Künstlern mehr?

Der Traum:

Die geben doch nicht den Ausschlag! Eine Hand voll Leute! Die anderen träumen einfach wie die Tiere und geben nichts auf schöne Worte.

Der Ehrgeiz:

Die wenigen aber äußern ihre Energie auf diese Weise und fordern von mir, dem Ehrgeiz, was sie von der Kraft nicht erwarten können.

Der Mut:

Aber mich, den Prächtigen, besitzen sie nicht; ich schlage ihnen ein Schnippchen und schließe mich nur den großen Helden an. Ich wähle meine Streiter, und diejenigen, die ich einer Belohnung würdige, verdienen sie auch. Ich bin die wahre Macht und habe einen Abscheu vor der Schwäche!

Die Schwäche (sehr sanft):

Schönen Dank . . . und dennoch ermangelt es mir nicht an Reiz . . . Mir gleichen die

Frauen und die Kinder ... Man greift mich immer und unermüdlich an ... Ich bin eine schwache Kraft; will mich niemand verteidigen?

Die Krankheit:

Doch; ich ... Wer wagt zu behaupten, daß er eine Macht ist, stärker, gewaltiger wie eine andere Macht? Wer wagt es, sich einer anderen Kraft überlegen zu dünken? Eine jede Kraft ist eine Schwäche! Meine Schwäche vermag euch Alle, die Stärksten unter den Starken, in einem Augenblick zu vernichten ... Zittert, wenn sich die Krankheit ins Mittel legt!

Die Güte:

Bravo, bravo! Gut gesprochen, Krankheit!

Der Neid:

Ja, die Krankheit hat gut sprechen! Sie weiß, daß man gegen sie nicht ankämpfen kann. Sie hat leichtes Spiel! Mit Fieber kann man jeden lästigen Mund schließen! Da ist der Erfolg nicht schwer ... Sie braucht sich nur zu zeigen; sie zerstört alles auf ihrem Wege, flößt Furcht und demzufolge Achtung ein. Ja, wer wie sie im geheimen, unsichtbar und hinterlistig heranschleichen und unbemerkt alles zerstören könnte, was lästig und behinderlich ist ... die Freuden anderer, ihre Hoffnungen, Bemühungen, Ziele und Bestrebungen, und nur verstümmelte oder tote Menschen und Dinge bestehen lassen könnte, selbst dort, wo die schamlose Schönheit gewirkt oder das Glück sich wohlwollend erwiesen hat ...

Die Schönheit:

Rede nur, Alter, schwatze nur! Ich, die Schönheit, erstehe aus meiner Asche, ob du es willst oder nicht. Ich bin die ewige Erneuerung, die Unversiegliche, die Trösterin, die Große! Ich bin!

Der Neid (verächtlich):

Unsinn ... Wenn du nichts weiter zu deiner Rechtfertigung findest, so dürfte es bald um dich geschehen sein!

Das Glück:

Aber weshalb wendest du dein Uebelwollen denjenigen zu, die sich unseres Schutzes erfreuen? Weshalb kannst du das Glück und die Freuden anderer nicht ertragen?

Der Neid (beschämt):

Weil es mir ungerecht erscheint, daß diese bevorzugt und jene vergessen werden. Nun weißt du es.

Das Glück:

Lüge! Verstellung! Gestehe nur, daß du den Kummer der Menschen, nicht aber die ungerechte Verteilung der Glücksgüter vor Augen hast ... Du wütest darob, daß du so wenig bist und daher rührt dein Groll über alles, was dir an Schönheit, Geist und Kraft überlegen ist! Du bist das Geständnis der Ohnmacht und wirfst dich dem Haß an den Hals.

Das Vergnügen (spöttisch):

Nicht umsonst nennt man den Neid den Halsschmuck des Hasses!

Das Pech:

Bravo! ... sehr gut! Nieder mit dem Neid! Nein, schwatzt doch dieser Alte Dummheiten durcheinander! Lauter Bevorzugte will er haben und gar keine Pechvögel! Was sollte dann aus meinen unfreiwilligen Anhängern werden?

Das Vergnügen (verächtlich):

Die würden sich sehr schnell getröstet haben, oder meinst du nicht?

Das Pech:

Es will ein jeder sein Pläsier haben.

Die Güte:

Allerdings, aber nicht auf Kosten der anderen. Sehet nur, im Grunde genommen sind alle eure Streitigkeiten kindisch, unnütz und erfolglos, sind alle eure Kämpfe lächerlich, denn ihr seid ja nur geschaffen, um die Gefolgschaft des Lebens abzugeben. Das Leben ist das Haupt eures Regiments und ihr seid der Körper des Lebens; ohne das Leben vermögt ihr nichts, und das Leben vermag ohne euch nichts. Verträget euch also unter einander. Bittet die Vernunft, sie möge eure Schwächen, Verantwortlichkeiten und Kräfte ins Gleichgewicht bringen.

Mögen die guten Mächte eine größere Herrschaft ausüben, als die schlechten, und ihre Energie in dem wohlthätigen Bestreben kundgeben, dem Leben einen seiner würdigeren Lauf zu verleihen. Möge die Liebe die Worte der Nachsicht und Brüderlichkeit verkünden, den schlechten Mächten die Nutzlosigkeit ihres Kampfes begreiflich machen, und den bösen Instinkten das Bewußtsein dessen beibringen, was die Menschen von ihrem großmütigen, passiven Verhalten erwarten, und daß es sich um die Ehre und das Glück des Lebens handelt!

Das Leben:

Ja, meine Kinder, thuet das für mich . . .

Die Liebe:

Wetter! Eine nette Mission das! Man soll die Lüge, den Hochmut, die Heuchelei, den Haß, den Zorn, die Wollust und noch hundert andere, von dem unbezähmbaren Egoismus gar nicht zu sprechen, ausrotten, zum Schweigen bringen!

Die Güte:

Du sollst sie nicht ausrotten, nur eines besseren belehren.

Die Liebe:

Du meinst wohl, daß die Unwissenheit die Schuld an allem trägt?

Die Güte:

Gewiß! Man zivilisiert die Instinkte, gleichwie man die Menschen zivilisiert. Bei jeder Geburt sendet Gott das Leben schleunigst mit seinem wilden Gefolge herbei . . . Wohl zähmt das Leben die Personen seines Gefolges allmählich; aber alles vermag es nicht, man muß ihm helfen und daher stammt das Sprichwort: „Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen." Das aber begreifen so wenige Menschen, daß sie alles erwarten, ohne selbst etwas zu thun.

Die Liebe:

Das ist wahr! Die Menschen sind so einfältig. Gott giebt ihnen allen oder beinahe allen Augen, die sehen, Ohren, die hören, einen Mund, der den Geschmack herausfindet, Hände, die tasten, eine Nase, die den Duft erkennt, ein gesundes Gehirn, das die schönsten Vorstellungen aufnehmen kann, die Leichtigkeit zu improvisieren, zu denken, zu schaffen, zu bewundern, zu singen, die Fähigkeit, ihre Freude oder Trauer durch Lachen oder Weinen zum Ausdruck zu bringen; sie verfügen über einen Willen, der ihnen ohne jede Anstrengung behilflich ist, zu gehen, zu sitzen, sich zu erheben, zu laufen und zahllose andere Dinge zu vollbringen; sie besitzen ein Herz, das ihnen unter dem Namen eines gewöhnlichen Muskels die Möglichkeit bietet, die göttliche Empfindlichkeit zu ertragen, und meinst du, daß sie all dies würdigen können? Oh nein! Sie schätzen sich nur glücklich, wenn sie sich im Besitze einer ganzen Menge nichtssagender, unbedeutender Dinge befinden, um derentwillen sie Zeit ihres Lebens kämpfen! Dann kommt der Tod und erteilt ihnen — leider verspätet — die große, heilsame Lektion . . . Er, der große Geheimnisvolle, nimmt sie erst mit sich, wenn er sie gezwungen hat, über sich selbst zu lachen und einzusehen, daß sie von ihren Gaben und ihrer Zeit den denkbar schlechtesten Gebrauch gemacht haben.

Die Güte (zur Liebe):

Ja, lebten sie besser, so stürben sie auch besser.

Die Liebe:

Aber die Menschen verwechseln ihre Zwecke mit ihren Kräften. Sie geben dem Leben eine ganz andere Bedeutung, als Gott . . . Sie nennen Pflicht, was Gott natürliche Leistung nennt, und bekunden Hochmut, wo Gott nur die Liebe wollte walten lassen.

Gott (aus seiner Regungslosigkeit erwachend):

Ja . . . die Menschen sind Dummköpfe.

Der praktische Sinn:

Wie wär's, wenn man sie vom Erdboden vertilgte?

Gott:

Unsinn! Das wäre gleichbedeutend mit dem Ende der Welt.

Die Vernunft:

Was denn?

Die Ironie:

Gebt ihnen Orden!

Gott (beunruhigt):

Wir haben kein einziges Kreuz mehr am Himmel, Sterne ebensowenig . . .

Alle:

So wollen wir hinabsteigen, um von Loubet welche zu holen!

Das Leben (läßt einen gellenden Pfiff vernehmen):

Rasch, rasch, das Auto der Milchstraße kommt daher . . . Einsteigen, meine Damen, einsteigen!

(Der Vorhang fällt.)

Damit endete das erste Bild, das sehr kühl aufgenommen wurde. Maurice Roval fand sich weder zum zweiten, noch zum dritten mehr ein und zahlreiche Gäste befolgten sein Beispiel, so daß sich das Rauch- und Speisezimmer alsbald mit Besuchern fühlte, zum großen Nachteil des Salons, in dem es gar nicht mehr kurzweilig war.

Also endete die moralische Soirée der Frau Eudet! Es war ein regelrechter Durchfall!

(Fortsetzung folgt.)

# Dichterseele

## Novelle von Robert Jaffé

(2. Fortsetzung.)

Am 18. Oktober.

Unter den beinahe schon ganz kahl gewordenen Kastanien, die in der breiten Straße in weiten Abständen stehen wie die weitgespreizten Beine eines Riesen, begegne ich heute einem schönen Mädchen; sie knöpfte gerade ihre dunkelbraunen Handschuhe zu und dabei blitzten mich ihre blanken Augen so wunderbar freimütig an. In einem blitzschnellen Gedanken fiel mir ein, wie leicht ich mit ihr ein keckes Gespräch hätte einleiten können; es hätte sich ein wundersam rasches Einverständnis gewoben, und ein reizendes Abenteuer in Gang gebracht bis zu den öffentlichen Prunksälen mit dem zarten violetten Licht, den Vergoldungen, Goldleisten und zärtlichen Gobelins. So mochten die marmorweißen Griechengöttinnen in demselben Augenblick, da ihnen ein Gott oder ein Sterblicher gefiel, ihm ihre Liebe dargeboten haben; auch in den spröden, nüchternen kleinen Umzäunungen des gegenwärtigen Lebens kann der Geist des herrlichen, freien und weiten Griechenlands gefühlt werden. Aber jetzt machte mich die Erinnerung an sie ganz still.

Die Jugendzeit ist so flüchtig und verschwebend wie der Hauch und Atem von Rosen; sie ist wie ein aufgelockerter Bezirk von dunkler Fruchtbarkeit, der gegen ein ebenes Feld tief abfällt und entschwindet. Diese Ebene ist das ganze übrige Leben; es ist durch gewundene Wege in mancherlei abgezirkelte Beete geschieden. Aber die Jugend ist durch die steile Wand, in der der fruchtbare Bezirk gegen das ebene Feld abfällt, von dem ganzen übrigen Leben abgetrennt. Die Jugend hat einen lauten Klang wie von einer stählernen Harfe. Und mir ist sie überschattet durch die, welche ich von der Maienstraße wie ein Bettler hinter den goldigen Fenstervorhängen in ihrem traulichen Familienkreise erblicke.

Und in der Jugend die Liebe! Das bloße Wort scheint wie ein Vogel mit kleinen weißen bedeckenden Fittichen über die Oberfläche der Erdkugel dahinzuschwirren. Sie macht das Leben zu einem lieblichen und zierlichen Spiel wie von Kindern. Der einsam alternde Dichter, den die Einsamkeit des künstlerischen Schaffens wie ein altes kupplerisches Bauernweib einen niedrigen runden Bergkessel zu unbeschreiblichen Wonnen hinaufführte, konnte nur darum in Seligkeit gestillt sein, weil er mit seiner Feder wie mit einem Silberstift die wehende Liebe der schönen jungen Mädchen in den Bereich seiner Herrschaft aufnehmen konnte; nicht daß er Prunkgemächer, Schlösser und spiegelglatte Fußböden sich mit dem Silberstift gleichsam zu eigen machen konnte, beseligte ihn, sondern was ihm das sichere Gefühl eines süßen, heimlichen Besitzes gab, war sein poetischer Anteil an dem feinsten Duft der glücklichen Mädchenjahre: sein Anteil daran, wenn die junge Schönheit mit hochmütig geschürztem Mündchen und schelmisch zusammengekniffenen Äuglein über das Alter lachte, sein Anteil an Liebesgesprächen über Zäune und an weißen und

rosenfarbenen Sommerkleidern. Das Zelt, vor dem Amor, die Vorhänge am Eingange zusammenraffend, in graziöser Stellung kauert, ist das vornehmste und stolzeste. Darum sind auch die Schmerzen der Liebe die bittersten.

Am 19. Oktober.

Agathe, die ihren Namen wahrlich mit Recht trägt, schwebt wie ein Engel auf einem Wolkensessel über unserer Liebe. Ihre edle Wunschlosigkeit führt sie auf einer feinen Ebene zu der goldenen Linie der Schönheit, die sich wie ein Faden dicht zusammengedrängten Barrengoldes dahinzieht. Der Schönheit können auch die Armen teilhaftig werden; es ist dieselbe Schönheit der Lebensführung, wenn der Edelmann am hellichten Tage die Fenster dicht verhängt, um in der künstlichen goldigen Dämmerung bei Kerzenlicht den alten edlen Wein mit noch feinerem Genusse zu schlürfen, als wenn ein armes Mädchen die Ungunst des Schicksals mit einer stillen, nicht erregbaren Vornehmheit der Seele erträgt und mit rührender Befangenheit ihr eigenes armseliges Winkelchen mit der schöneren Welt in Harmonie zu bringen sucht. Als ich Agathe nun das zweitemal aufsuchte, hatte ich eine unerklärliche Scheu, von Else zu beginnen. Ich sagte, welch einen herrlichen Herbst wir dies Jahr hätten, und sie erwiderte, daß sie, bis es finster würde, am offenen Fenster sitze. Da begann sie selber von Else zu sprechen; sie summte eine Melodie aus einem alten Singspiel, und dabei erzählte sie, daß sie dieses Lied im letzten Sommer mit Else gesungen, als die Verwandten in einem Vororte zur Sommererholung weilten und eine Freundin von Else draußen zu Besuch war. Dann erwähnte Agathe, welch träumerische, interessante Augen Else habe. So große, eigentlich anders als träumerisch, so verschleiert und halb geöffnet — schwärmerisch. Endlich forderte sie mich gar auf, sie an einem bestimmten Frühnachmittag zu besuchen, und ich konnte deutlich fühlen, daß es irgend einen Zusammenhang mit Else haben müsse. Ich stellte mir recht vergröbert vor, wie Agathe jungen Leuten, die sich liebten, gern Gelegenheit gab, zusammenzukommen. Natürlich in allen Ehren. Es tat ihr leid, wenn sie sich nacheinander bangten und keinen Weg fanden, einander zu sehen; es freute sie, wenn sie ihnen dazu behülflich sein konnte. Sie ging indessen im Nebenzimmer auf und nieder und ließ ihnen hier im Zimmer freies Feld.

Nun saß ich, während mich ein unbeschreibliches Gefühl der Wonne leise durchströmte, Elsen gegenüber, und wir plauderten in der alten traulichen Weise. Else erzählte von ihrer alten Dienstmagd, die schon bei ihren Urgroßeltern gedient hatte. Jetzt war sie welk und zusammengeschrumpft; sie konnte kaum noch das Notwendigste leisten und genoß eigentlich bei ihnen das Gnadenbrot. Sie duzte die Kinder; und jedesmal, wenn es in ihrer Familie etwas Schlimmes gäbe, sähe sie noch magerer und vertrockneter aus als sonst. Ach Gott! Sie sähe so einfältig aus! Aus dieser kleinen Schilderung schien mir nun wie eine alte, wohl verwahrte, trauliche Burg eine Ahnung und ein Anhauch von Familienliebe aufzusteigen, und die Treue alter anhänglicher Dienstboten schien mir ein Befestigungsring von Türmchen und schweren Türangeln; man konnte an die patriarchalischen adeligen Häuser denken, in denen die alten grauhaarigen Diener von einer Generation der anderen übergeben wurden. Aber bald öffnete Agathe die hintere Tür des Zimmers, um uns ihre übrige neue Wohnung zu zeigen. Was wir sahen, erschien wie hinter einem unendlich feinen dunklen Gazeschleier. Ein Korridor, in dem an einem schwarzen Rechen einige Kleidungsstücke hingen und der zu einem zweiten Zimmerchen führen sollte, war so dunkel, wie wohl immer in den Wohnungen der geringen Leute, und gleichsam voll von der mürrischen, kleinlich zänkischen Stimmung, in der in solchen Wohnungen zumeist der Morgen beginnt. Nur ein wenig Licht, das durch eine in den Korridor mündende Glastür der Küche kam, hellte die Dunkelheit zu bleifarbener Dämmerung auf. Agathe mochte uns nur herausgeführt haben, um uns schließlich allein lassen zu können; denn sie kam dann unter irgend einem hauswirtschaftlichen Vorwande nicht mehr mit uns in das Zimmer zurück, und wir hörten, wie sie mit weichen, gedämpften Schritten gleich einer Schildwache im Korridor auf und nieder ging, wohl um uns vor jeder Überraschung und Störung zu bewahren. Da dauerte es nicht lange, bis wir die entscheidenden Worte gesprochen; aus einem süßen Brunnen waren alle die Worte heraufgequollen, und was dann folgte, kam ohne jedes Stocken und Stammeln mit unbefangener Leichtigkeit. Ein rosiges, sonniges Lächeln ging über ihr Antlitz; dabei streckte sie ihre beiden Arme aus, als wenn sie wie ein Engel fliegen wollte, und umarmte mich so und barg ihr Gesicht an meiner Brust. Wenn sie nun mit dem übermütigsten Lachen zu mir aufsah, mußte sie mir noch schöner erscheinen, als ich sie mir je vorgestellt hätte.

Ach! Ich kann so viel lieben! sagte sie. Nicht viele, aber viel! Ich verstehe, Geliebte, was du meinst. Darum liebe ich dich vielleicht auch so unermeßlich.

Else fuhr fort, als wenn sie gar nicht auf mich gehört hätte und nur ihre ersten Worte fortsetzen wollte: Ich habe ein Herz voller Liebe.

Jetzt schlägt das Glück immer wieder um mich ringsum seine schönen Augen auf zu mir, und ich kann immer wieder nahe in die klaren, treuen hineinschauen.

Liegt über jedem Mädchen ein schräger breiter Rosenschein? Daß ich bei ihrem Anblick immer glückselig vor mich hinlächeln möchte wie ein Vater beim Anblick seines spielenden lieblichen Kindes? Was mich so beglückt, kann ich nicht sehen und nicht beschreiben. Es mag das Gefühl von ihrer unendlichen Zärtlichkeit sein.

Am 20. Oktober.

Ich habe ein strahlendes Bild von jungem Glück. Es ist in jedem leisen Schlage meines Herzens, und es ist in den Ruheflächen der Gedanken; es macht mich auf den Straßen lebendiger ausschreiten. Rosengirlanden sind um unser Haus gewunden, weiße und rote, und goldene Blumenstengel wachsen aus den Zäunen. Gute Geister schweben durch Nebel und Luft und gießen aus hellen, vasenförmigen Krügen eine wundersame Lieblichkeit um uns herum. Ich kann mir gar nicht genug tun darin, immer neue Gleichnisse für meine Vorstellung vom Entschweben eines glücklichen Daseins zu finden. Er nahm alle Tage, die den kleinen Kreis des Monats darstellten, hin, als wenn er mit beiden ausgestreckten Armen Blumentöpfe trüge und gegen seine breite Brust hielte; sie sollten dastehen mit silbernen gebogenen Drähtchen, an denen man die Zierlichkeit des Lebens wie Christbaumschmuck aufhängen konnte, und sie waren auch so reich und dadurch so lang, daß sie wie eine Reihe von hochragenden, breitwurzeligen Pappeln erscheinen konnten. Wie zierliche Glaskugeln warf er die einzelnen Tage, die er durchlebte, von einer Hand in die andere, und sie waren auch wie Goldmünzen, die hell und fröhlich auf einem Zahltische aufklangen; er wollte sie auch wie spiegelblanke goldene Gefäße bewahren, die von keinem Stäubchen bedeckt und unscheinbar gemacht werden durften, und das Leben sollte wie ein Duft sein, wie der fließende Glanz von ineinander geschlungenen goldenen Fäden. Durch diese Tage mußte er wie eine Libelle hindurchfliegen, und seine süßen Stimmungen mußten die glashellen Flügelchen sein, die ihn hindurchschwirren ließen. Es war, als ob weiße Englein aus zarten Marmorreliefs hervorgetreten und ihn mit ihren Fittichen durch die Tage hindurchschweben ließen. Die Eindrücke hatten sich wie bis in den tiefsten Boden von schmalen goldenen Vasen eingefüllt, und die Gedanken schwebten wie auf zarten, weißen, lichtdurchflossenen Wolken in mäßiger Erhöhung über der Erde. Aber seine Harmonie war nicht wie ein zierlicher, goldglänzender, chinesischer Palast, an dem das Leben nicht mit seinen Kolbenschlägen rühren durfte; sondern sie war wie ein frisches Reigenlied, bei dem sich fröhliche Knaben mit verschlungenen Händen im Kreise drehten. Es war in Wirklichkeit ein Ring von blauen Erdentagen; es war in einem Kreise von lieben Menschen.

Aber die Welt war nur darum so schön, weil, wenn man von ihr zu seinem Herde zurückkehrte, die schöne Frauengestalt am Herde nur um so herrlicher erscheint. Ich hörte einmal von einem Kloster, das mit einem Nonnenkloster durch einen weiten unterirdischen Gang verbunden gewesen, damit die Mönche und Nonnen sich einander besuchen könnten: ich wollte so in dem weltentrücktesten Kloster als Mönch weilen, wenn ich nur sie in dem durch den unterirdischen Gang verbundenen Nonnenkloster wüßte. Nun gar voller Derbheit und Kraft aus seinem Heime nur die Begeisterung für das tätige Leben schöpfen! Die Poesie war durch das Leben, durch ein fröhliches Tummeln im Leben ersetzt. Was sonst von der Poesie in erhöhtere, seligere Stimmungen anstatt der Werkeltagsgefühle ausgeströmt war, kam nun vom wirklichen Leben. Die Selbstsucht, die einen aus Trotz gegen die Einsamkeit umfing, entschwindet, und aus dem mühelosen, üppig beschütteten Boden des sicheren Glücksbesitzes, der kein Schmachten mehr kennt, sprießen schöne Gedanken und schöne Gefühle mit wunderbaren Ranken empor. Dies war doch eine andere Grundscheibe, um ein herrliches Lebensgebäude, gebaut aus Elfenbein, darauf aufzurichten, als die Einbildung im Gehirn von irgend einer künstlerischen Vollkommenheit. Seine Werke schlossen in jedem einzelnen Blatte ein: all den goldenen Sonnenschein, der durch die weißen Gardinen über das Arbeitszimmer flutete, und all die zärtlichen Blicke, die er während der Arbeit auf die feine, schöne Gestalt des Weibes geworfen, das in dem Sonnenscheinglanz am Fenster saß; alle die anmutigen Scherzreden und all die herzensseligen Minuten, in denen er während der Arbeit nur den Namen des geliebten Weibes ausgesprochen. Und dann würde vielleicht das Glück ihrer Kinder aufschießen wie ein Rosenstrauch, von dem sie noch manche Rose pflücken könnten. Solch ein Glück war wie ein Denkmal auf einem so tiefen und weißen Fundamente gebaut, daß es auch nicht durch die widrigsten Schicksale erschüttert werden konnte. Wenn sich selbst Krankheit in ihr Heim einschlich, dann sah sie jede Aufmerksamkeit, die von ihm kam, mit jubelndem Entzücken und süßer

heimlicher Rührung an, da sie sich so trotz ihrer Hinfälligkeit geliebt wußte, und er war mit vollem Herzen glücklich, daß er die Macht hatte, sie trotz ihres Leidens glücklich zu machen. Ich male Träume auf lichtdurchglänzte Wolken; da blickt als ein Engelsköpfchen das geliebte Antlitz Elsens herunter. So wird die Erde und der Himmel eins. Wer solch ein Leben wie ein Gemälde mit den festen, gezackten, zinkenen Klammern eines Rahmens umschließen könnte!

Am 24. Oktober.

Heute ging ich nach der Universität, um meine Studien wieder aufzunehmen, und nachdem ich die Vorlesung meines Lehrers angehört hatte, wandelte ich in den grauen Steinbogengängen, an denen in regelmäßiger Reihenfolge die Hörsäle lagen, und in dem geräumigen, viereckigen Vestibül auf und nieder. Hier drängten sich und zerstreuten sich, lachend oder plaudernd, die Studenten, zumeist schöne Jünglinge mit weiß und roten Wangen. Ich empfand mit feinem Gefühl, wie wir in dem frischesten, törichtesten, glücklichsten und poetischsten Abschnitte des Lebens standen, und wie wir inmitten des geschäftigen, drängenden Lebens in der großen, dunklen Stadt allen Morgensonnenglanz ausbreiteten. Es kamen immer neue Studenten hinzu, und wenn die große, hohe Flügeltür aufgestoßen wurde, kam von dem regelmäßig verschnittenen und abgezirkelten grünen Vorgärtchen und von den weißen Marmorstandbildern her ein kühler Lufthauch auf dunkelen blauen Fittichen hereingetragen. Einer stand da hinter einer der weißen Säulen, über denen sich die Decke des Vestibüls wölbte; er war von unansehnlicher Gestalt und hatte ein ganz bartloses, ein wenig faltiges, verkniffenes Gesicht mit mattem, beinahe grünlichem Teint; als ich näher zusah, erkannte ich in ihm einen Bekannten, einen um etwa zehn Jahre älteren Schriftsteller. Wir kamen bald in ein Gespräch. Er hat etwas von der scharfen, spitzen, heftigen, jede Vertraulichkeit oder Gemütlichkeit abwehrenden Art der jungen Russen; ich erkundigte mich nach einem gemeinsamen Bekannten, einem Doktor Schöning, und er berichtete mir darauf: Er ist in seinen ganzen Lebensgewohnheiten noch immer der leichtsinnige, unbekümmerte Student geblieben. Wir waren öfters zusammen in eine Trinkstube gegangen; da hat er, weil er wußte, daß es nicht auf seine Kosten gehen würde, immer gleich Bier und Speisen von der teuersten Sorte bestellt. Seitdem ist er öfters in Trinkstuben oder Cafés mitgekommen und machte immer wieder auf meine Kosten eine reichliche Zeche. Schließlich sagte ich es ihm: „Ich beneide Sie, Herr Doktor Schöning, um Ihren so jugendlichen, studentischen Sinn. Sie geben sich frohen, unbekümmerten Gemütes dem Genusse von Speis' und Trank hin und machen sich keine Sorgen, wer es denn bezahlen solle." Da hat er freilich gemerkt, wie ich darüber dächte, selber für sich bezahlt, und seitdem hat er sich mir niemals mehr angeschlossen.

Aber eine Schwester des Doktor Schöning hatte sich erst jüngst verlobt mit einem österreichischen Hauptmann; als ich es erzählte, erwiderte er in einem schmerzlich abwehrenden Tone, als wenn ihm meine Mitteilung körperlich weh getan hätte: Ich kann gar nicht anhören, daß sich jemand verlobt oder verheiratet hat. Ich verkehre jetzt, fuhr er fort, in einer Familie, die mich recht mit Neid erfüllt. Sie wohnen in einer prächtigen Villa; der Mann ist ein begüterter Schriftsteller, der Sartori, und sie ist so gescheit, daß sie ihm bei der Redigierung einer Kunstzeitschrift, die er herausgibt, helfen kann. Namentlich ist sie sehr musikalisch, und sie betreiben die Musik mit gemeinsamer Liebe und gemeinsamem Eifer. Was aber dem Hausstande erst die eigenartig freie künstlerische Stimmung gibt, ist dies, daß die Frau schon einmal mit einem Professor verheiratet gewesen, von dem sie sich wegen des Sartori scheiden ließ, und daß der erste Gatte, der mit ihrem jetzigen befreundet gewesen, im oberen Stockwerk der Villa wohnt und mit den Sartoris ganz freundschaftlich verkehrt. Ein vierzehnjähriger Knabe aus der ersten Ehe wird auch bei ihnen erzogen, und ich habe, da der Sartori schon lange vor der Scheidung mit seiner jetzigen Frau verkehrt haben soll, Grund zur Annahme, daß er übrigens auch der Vater des Kindes ist. Ein vierzehnjähriger Knabe; aber die Frau sieht noch immer sehr gut aus; an den Abenden, zu denen ich geladen war, trug sie große Toilette, sehr dekolletiert, und wenn ich nicht solch alter Kerl wäre, hätte ich mich sogleich in sie verliebt.

Nun fragte ich, warum er denn nicht heirate. Ach! erwiderte er, die Schriftstellerei wirft nicht einmal so viel ab, daß ich zwei Zimmer haben könnte, ein besonderes Schlafzimmer und ein Arbeits- und Empfangszimmer, sondern ich muß das alles an einem einzigen Zimmerchen haben.

Da er sich doch einen so guten und gewichtigen Ruf als Kritiker und Essayist erworben, müßte es ihm doch ein Leichtes sein, irgend eine günstige Anstellung bei einer Zeitung oder Zeitschrift zu finden, und ob er sich denn gar nicht darum bemüht hätte. Nein! sagte er, ich kann es nicht tun; eine regelmäßige, pflichtmäßige Berufstätigkeit würde die Schwungkraft und schöpferische Gewalt meines Geistes niederdrücken, und ich könnte es nicht mit meinem Gewissen vereinbaren, so mit dem Pfunde, das mir die Natur anvertraut

hat, umgegangen zu sein. Ich kann nicht dem, was mich zum Ewigen erhebt, treulos werden und es verraten. Ich müßte dann gegen mich selber treulos und verräterisch werden. Ich will doch noch größere systematische Werke philosophischen oder soziologischen Inhalts schaffen; ich will doch noch eine ganze Bibliothek von Büchern schreiben.

Glauben Sie, daß, wenn ich jetzt aufhöre, meine Essays und Kritiken in den Zeitschriften zu veröffentlichen, in fünf Jahren noch irgend einer meinen Namen kennt? Ja, wenn ich nur vier Wochen inne hielte, würde mein Name bei dem Publikum schon ganz in den Hintergrund treten.

Je länger wir aber, noch immer langsam auf und ab wandernd, von diesen mißmutigen Gegenständen sprachen, um so mehr fühlte ich, wie eine gewisse Mutlosigkeit und spannende Mattigkeit immer mehr Gewalt über uns beide gewannen. Ein ganz feiner weißer Schleier hatte sich wie ein Vorhang vor das Gehirn gelegt, und ein feiner, leiser Druck das elastische Herz berührt. So fühlte ich auch, wie es nötig wäre, das Gespräch recht bald abzubrechen, und wir verabredeten nur noch eine neue Zusammenkunft in einer in der Nähe der Universität gelegenen Konditorei.

. . . Aber so ist es nicht für mich, daß die Poesie die Sonne wäre, die still steht und die einen ganzen Tag erhellen oder verfinstern kann, und daß mein wirkliches Leben sich wie die Erde da herumbewege; sondern es mag umgekehrt so sein, daß mein wirkliches Leben, die Summe der Sommermorgen und Winterabende, die Sonne ist, die still steht, und um die sich alles übrige wie die Erde herumbewegt. Dazu fehlen mir der Mut und der Leichtsinn, ein vagabondierendes Dasein wie der Doktor Schöning zu führen und auf die dumpf erwärmten, eingehegten Heimstätten der Bürger mit neidlosem, lustigem Auge herabzusehen. Ich könnte mir ein an tausend Farben reiches und schönes, farbig gebrochenes Dasein in den wundersam poetischen Dachstübchen der jungen Künstler vorstellen, und an dem Flämmchen in meinem Innersten, an dem Bewußtsein vom Werte meiner künstlerischen Begabung könnte ich mich gar wohl wärmen; aber ich fühle, wie dann die schönsten, treuesten Kräfte meiner Seele ungenutzt blieben.

Gerade die reinen Triebe der Dichterseele müssen zu Hemmungen und Kettchen für den äußeren Lebenslauf werden. Der ehrliche Poet darf sich nicht durch äußere Umstände zur Überhastung verleiten lassen. Er muß abwarten können, bis jedes winzige Rosenknöspchen aufgesprungen ist, ehe der ganze Busch herrlich in Blüte steht. Der kalte Faiseur steht da, die Füße dicht aneinander und die Hände in den Taschen, und triumphiert mit rosigem Gesicht über die unfehlbare Sicherheit seiner Erfolge; und der zarte, echte Dichter ringt in seinem Kämmerchen die Hände nach einem kleinen Erfolge und ersehnt ihn nur, um die innere Harmonie für seine späteren Dichtungen zu gewinnen. So bleibt der Poet nach der unabänderlichen Einrichtung der Welt oft genug für immer von dem früchtereichen, duftenden Markt des Lebens ausgeschlossen und in abseits gelegene Gassen gedrängt zu stillem, feinem Verzicht auf das allgemeine Glück der Menschen. Ich aber könnte es nicht ertragen, zu verdorren; ich kann nur blühen. Die stolze Freude an meiner poetischen Begabung wäre mir doch vergällt, wenn ich lange, einsame Zeiten denken müßte, daß ich durch sie um mein irdisches, um mein Liebesglück betrogen worden.

(Fortsetzung folgt).

## Der Springbrunn von Erwin Alexander

Von hellem Marmelstein ein weites Becken,
darein gemeißelt schimmernde Najaden,
die im Gekräusel weicher Wellen baden,
und voller Wollust ihre Glieder recken.

Und in des Beckens Mitte schlummert – trunken
von Dionysos sonnenstarkem Weine –
eine Bacchantin; auf bemoostem Steine
am umgestürzten Mischkrug hingesunken.

Und aus des Kruges weitem Munde springen
zahllose kleine Wassertropfen nieder;
und plätschern raunend ihre Murmellieder:
dies ewig-neue – ewig-alte Singen.

## Requiem von Julius Beroth

Leise pocht das Herz der Nacht
Und der Schlummermüden –
Über Feld und Dörflein wacht
Still des Himmels Frieden.

Und im Traum ein süßer Sang,
Märchenblumen sprießen –
Der noch jetzt verzweifelnd rang . . .
Seine Tränen fließen.




**Die Renaissance der Antike.** Band 8, aus: „Die Kunst", Sammlung von Monographien. Herausgegeben von Richard Muther, Verlag von Julius Bard in Berlin.

In der vorteilhaftesten Weise sticht diese Muthersche Unternehmung aus dem Gros der üblichen Künstler-Monographien hervor. Auch ist die typographische Ausstattung der Bändchen wirklich apart und geschmackvoll. „Die Renaissance der Antike" hat noch dazu den Vorzug, daß sie von Richard Muther selbst herrührt, als eine glänzende Antwort auf die Frage, inwiefern die Antike den Stil der christlichen Kunst bestimmt hat, und was für klassische Einflüsse besonders über den Künstlern des Trecento bis zum Quattrocento hingen. In seiner impulsiven, prachtvoll schildernden Art zeigt er das immer stärkere Heraufquellen der hellenischen Märchenwelt durch die in den ersten Jahrhunderten des Christentums verschütteten Brunnen. Interessant ist in diesem Teil sein Exkurs über die Entstehung der Christusbilder, als einer Mischung aus Hermes, Orpheus, Helios und Helios-Apollo. In der Tat ist die Geschichte der christlichen Kunst nichts anderes als ein Ringen zwischen Nazarenertum und Antike gewesen. Besonders eingehend unterrichtet Muther über die Wirksamkeit von Giotto und Cimabue, sowie die Bedeutung des mediceischen Musenhofes und schließt die wunderbaren Charakteristiken von Mantegna, Botticelli und Piero di Cosimo mit einem hymnischen Ausblick auf Lionardo da Vinci. Sicherlich werden diese entzückenden Bändchen viel zur weiteren Popularisierung von Kunst und Künstlern beitragen. Andreas Franken.

**Freimaurerei und Loge.** Betrachtungen über den sozial-ethischen Beruf der Freimaurerlogen von Friedrich Bischoff, Leipzig, Max Hesses Verlag 1903.

Die Meinung, daß im Freimaurertum noch besondere Geheimnisse gepflegt würden, ist heute im allgemeinen in die Rumpelkammer gewandert. Man kennt die rituellen Formen und man kennt die schönen Symbole, mit denen die Freimaurer ihren Verkehr umkleiden. Dagegen herrscht über das eigentliche Wesen und die Ziele des Freimaurertums in der Öffentlichkeit häufig nicht geringe Unklarheit. Die Betrachtungen, die Dr. Dietrich Bischoff über Freimaurerei und Loge veröffentlicht, sind wesentlich geeignet, dieser abzuhelfen. Dr. Bischoff stellt vor allem den sozialethischen Beruf der Freimaurerloge in den Vordergrund, die stete erzieherische Einwirkung des Einzelnen auf die Gesellschaft, die Erziehung zur sittlichen Selbstbestimmung. Das Verhältnis, das die Erziehungsarbeit der Loge gegenüber der Religion und der Politik, besonders im Staate einnimmt, beleuchtet er recht sorgfältig und wünscht dabei eine erhebliche Zurückhaltung, indem der rechte Freimaurer schon an sich religiös und politisch gesinnt sei und auch solche Wirkungen ausübe, ohne selbst mit Staat oder Kirche enger verbunden zu sein. Die Loge charakterisiert Dr. Bischoff als die Organisation der Freimaurerei, aus allen Seiten seiner Schrift aber spürt man seine uneingeschränkte Vorliebe für den einzelnen, maurerisch veranlagten Menschen und seine Überlegenheit gegenüber der Loge. Andreas Franken.

## Bücher- und Zeitschrifteneinlauf:

(Eingesandte Bücher und Zeitschriften werden stets hier angezeigt, Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen.)

**Schulte vom Brühl**, Was uns passierte. Humoristische Erzählungen und Skizzen. Seemanns kleine Unterhaltungsbibliothek Nr. 5. Leipzig 1903. Mk. 1.—.

**S. Spinner**, Etwas über den Stand der Kultur bei den Juden in Polen im XVI. Jahrhundert. 1. Heft. Selbstverlag, Wien II, Kaiser Josefstraße 36.

**Richard Demmler**, Karl Fiedler. Schauspiel in fünf Aufzügen. Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart 1903.

**Dorothee Goebeler**, Das Recht auf Sünde. Roman. Seemanns kleine Unterhaltungsbibliothek Nr. 6. Leipzig 1903. Mk. 1.—.

**Paul Quensel**, Das Alter. Eine Kleinstadt-Komödie in drei Aufzügen. Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart 1903.

**Protokoll** über die Verhandlungen des II. Allgem. Kongresses der Krankenkassen Deutschlands. E. Simanowski, Berlin. Mk. —.60.

**August Strindberg**, Elf Einakter. Leipzig 1903. Hermann Seemann Nachfolger. Mk. 4.—.

**August Strindberg**, Die Kronbraut. Schwanenweiß. Ein Traumspiel. Leipzig 1903. Hermann Seemann Nachfolger. Mk. 3.—

**Maria Stona**, Klingende Tiefen. Neue Gedichte. Verlagsbuchhandlung von Hermann Costenoble, Berlin 1903.

**Laurent-Montanus**, Prostitution und Entartung. Ein Beitrag zur Lehre von der geborenen Prostituierten. Fr. Paul Lorenz, Freiberg i. Br. und Leipzig.

**Laurent-Montanus**, Die Prostitution in Indien. Fr. Paul Lorenz, Freiberg i. Br. und Leipzig.

**Ludwig Rohmann**, Gegen den Strom. Roman. Mit Illustrationen von Adolf Hering. Verlag von W. Vobach & Co., Berlin-Leipzig. (I. Serie, Band VII von Vobachs illustrierter Roman-Bibliothek.)

**Freisinnige Zeitung**, Jungösterreich. Organ. Wien. Nr. 12, 13, 1. Jahrgang.

**Frauen-Rundschau**, Leipzig. Heft 11, 4. Jahrgang.

**Deutscher Tierfreund**, Leipzig. Heft 6, 7. Jahrg.

**Freistatt**, München. Heft 22, 5. Jahrgang.

**Die Werdenden.** Heft 1, 2, 1. Jahrgang.

**Die Horen.** Vierteljahrsschrift für Poesie und Kritik: Frühling. Horen-Verlag, Wien 1903.

**Paul Moos,** Moderne Musikästhetik in Deutschland. Br. M. 10,—, geb. M. 12,—
**William Morris,** Kunsthoffnungen und Kunstsorgen (Hopes and Fears for Art).
I. Die niederen Künste.
II. Die Kunst des Volkes.
III. Die Schönheit des Lebens.
IV. Wie wir aus dem Bestehenden das Beste machen können.
V. Die Aussichten der Architektur in der Civilisation.
Jeder Band br. M. 2,—
Neues aus Nirgendland. Utopischer Roman. Br. M. 6,—, geb. M. 7,50
Kunstgewerbliches Sendschreiben. M. 2,—
Die Kunst und die Schönheit der Erde. M. 2,—
**Joseph Pennell,** Moderne Illustration. Br. M. 7,50, geb. M. 9,—
**Dr. Heinrich Pudor,** Laokoon. Ästhetische Studien. Br. M. 6,—, geb. M. 7,50
Die neue Erziehung. Essays über die Erziehung zur Kunst und zum Leben. Br. M. 4,—, geb. M. 5,50
**Eduard Platzhoff,** Ernest Renan. Ein Lebensbild. Geb. M. 3,60
**Dr. Robert Riemann,** Goethes Romantechnik. Br. M. 6,—, geb. M. 7,50.
**Richard Schaukal,** Pierrot und Colombine. Mit Buchschmuck von Vogeler-Worpswede. M. 3,—
Das Buch der Tage und Träume. Verbesserte und durch neue Gedichte vermehrte II. Auflage mit dem Bild des Autors. Mit Titelzeichnung von Heinrich Vogeler. M. 3,50
**Dr. Heinr. v. Schoeler,** Fremdes Glück. Eine venetianische Novelle. Br. M. 2,50
**Ernst Schur,** Vom Sinn und von der Schönheit der japanischen Kunst. M. 2,—
Grundzüge und Ideen zur Ausstattung des Buches. M. 4,—
Paraphrasen über das Werk Melchior Lechters. M. 2,—
Gedanken über Tolstoi. M. 2,—
Das Buch der dreizehn Erzählungen. M. 3,—
Dichtungen und Gesänge. M. 3,—
**Dr. Jean Louis Sponsel,** Kabinettstücke der Meissner Porzellanmanufaktur von Johann Joachim Kändler. Prachtwerk in 4° Format mit zahlreichen Beilagen und Textbildern. Br. M. 30,—, geb. in eleg. Liebhabereinband M. 32,50
Die Abteikirche zu Amorbach, ein Prachtwerk deutscher Rokokokunst. Mit 3 Textbildern und 40 Lichtdrucktafeln. Fol. In Mappe M. 50,—
**Prof. Dr. Wilh. Stieda,** Ilmenau und Stützerbach. Eine Erinnerung an die Goethezeit. Br. M. 2,—, geb. M. 3,—.
**Dr. Thiele,** Hinauf zur bildenden Kunst. Laiengedanken. Brosch. M. 1,—
**Wilhelm Uhde,** Vor den Pforten des Lebens. Aus den Papieren eines Dreissigjährigen. Br. M. 3,—
**Dr. Julius Vogel,** Goethes Leipziger Studentenjahre. Ein Bilderbuch zu „Dichtung und Wahrheit“. 2. Ausgabe. Elegant geb. M. 4,—.
Böcklins Toteninsel und Frühlings-Hymne. 2 Gemälde Böcklins im Leipziger Museum mit 7 Illustrationen, darunter 5 Darstellungen der „Toteninsel“ M. 1,—. In feinem Liebh.-Band mit Pergamentrücken geb. M. 2,50
**John Jack Vrieslander,** Variété. 12 Kunstblätter auf Japankarton in eleganter Mappe M. 6,—
**Prof. Dr. Gustav Wustmann,** Der Wirt von Auerbachs Keller: Dr. Heinrich Stromer von Auerbach. 1482—1542. M. 1,—.
**Dr. Ludwig Wüllner,** Byrons Manfred. Liebhaber-Ausgabe mit Buchschmuck von Walter Tiemann. M. 4,—
**Dr. Julius Zeitler,** Nietzsches Aesthetik. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—
Die Kunstphilosophie von Hippolyte Adolphe Taine. Br. M. 6,—, geb. M. 7,—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Herausgeber: Franz Philips. — Redaktion: C. Gomoll und J. Hegner. — Geschäftsstelle: Magazin-Verlag (J. Hegner) in Leipzig-R. Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. Alle Zuschriften sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des Magazin für Litteratur, Magazin-Verlag (J. Hegner), Leipzig-Reudnitz.

[illegible]

# Emil Frommel

## Ein biographisches Gedenkbuch von Theodor Kappstein.

### Persönliche Urteile:

**Handschreiben [illegible], des Grossherzogs von Baden:**

„Ich danke Ihnen [illegible] für diese werte Mitteilung, und es wird mir ein [illegible] den vielversprechenden Inhalt des Buches [illegible] kennen zu lernen. Meine alten Beziehungen zu dem Verewigten, die uns schon seit unserer gemeinsamen Jugendzeit verbunden haben, lassen mir es besonders willkommen erscheinen, mir [illegible] Lebenslauf [illegible] zurückzurufen. Aber auch für viele andere wird der [illegible] Leser [illegible] Ueberblick über das [illegible] und harmonische Leben Frommels ein Moment der Erbauung und inneren Befriedigung sein. Ich betrachte es [illegible] als recht verdienstvoll, dass Sie sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen haben, dieses Erinnerungsbuch zu schreiben. Ihr wohlgeneigter

Friedrich, Grossherzog von Baden."

Die deutsche Kaiserin [illegible] von Mirbach den Allerhöchsten Dank für die [illegible]dung aussprechen.

Der König von Württemberg [illegible] durch den Kabinettschef v. [illegible] schreiben:

„[illegible] beehre ich mich, auf die an seine Majestät den König von Württemberg [illegible] gnädigsten Herrn [illegible] zu erwidern, [illegible] im allgemeinen [illegible] Werke, die im Wege des Buchhandels [illegible] nicht annimmt. [illegible] den von Ihnen eingesandten Werken, dem [illegible] Majestät [illegible] Interesse entgegen[illegible], [illegible] Allerhöchstdieselbe eine Ausnahme von [illegible] eintreten lassen und das Werk entgegengenommen."

Wilhelm Raabe schreibt an den Autor:

„Ich habe Ihr Buch durchgelesen und Freude daran gehabt. Das war ein [illegible] Lebensweg! Das etwas dunkle [illegible] auch von dem Glückskinde in den Kauf genommen werden!"

„Ich habe das Leben des ausgezeichneten Mannes gern an mir vorüberziehen lassen." Gustav Frenssen.

„Ihr Buch wirkte wie ein Sonnenstrahl in unserem Haus." Paul Oscar Höcker.

„Ich habe Ihr Buch mit hoher Freude in mich aufgenommen. Sie [illegible] ein Charakterbild, das an Anschauungsreichtum und [illegible] Kunst wenige seines Gleichen hat. Daneben ist es ein [illegible]- und [illegible]werk, das man [illegible] von [illegible] können, als habe es rechts oder von links her [illegible]. Herzlichen Glückwunsch zu dieser [illegible] Arbeit." Hermann Sudermann.

„Es ist ein [illegible] Buch über einen [illegible] Menschen und wird zu seiner gefälligen, [illegible] dazu beitragen, das Andenken [illegible] und Freundes lebendig zu erhalten."

Eduard von Hartmann.

„Es ist ein ganz prächtiges Buch, das sie da geschrieben haben." Schulrat K. Supprian.

„[illegible] ein prächtiges Buch ... ein wahrhaft schönes Werk, das [illegible] immer tiefer verstehen und soweit es noch [illegible] Buch [illegible] in mir einen sehr [illegible] Leser ..."

Friedrich Delitzsch.

„[illegible] Sie schönsten Dank — Ihr Frommel ist nun [illegible] Frommel geworden! Ich habe trotz aller Arbeitslast das Buch [illegible] für Zeile gelesen und habe mich an Frommel [illegible] auch Ihnen gedankt, der Sie ihm [illegible] verholfen." Carl Busse.

„Wir haben das Buch in einem Zuge durchgelesen und [illegible]. Wir sind überzeugt, dass durch Ihre [illegible] das [illegible]bändige Familienwerk völlig erledigt ist für die Oeffentlichkeit. Ihr Buch wird künftig die Biographie [illegible] Frommels sein und einen grossen Gang machen."

Professor Dr. Otto Pfleiderer und Eduard von Hartmann.

[illegible] v. Werther, [illegible] Frommel als junger Karlsruher Geistlicher konfirmiert hatte, schreibt:

„... [illegible] wie grosse Freude haben Sie mir bereitet! Der [illegible] Mann, mit dem ich 30 Jahre lang in freundschaftlichem, innigem, wahren Herzensverkehr stand, lebt wieder vor mir auf ... Ich höre ihn aus Ihrem Buche wieder sprechen, wie so oft im Leben. ....."

### Urteile der Presse:

„Es ist ein grosses Verdienst von Theodor Kappstein, dass er diese seltene und liebenswerte Persönlichkeit in seinem Buche festgehalten hat. [illegible], dass Frommel, der Garnisonpfarrer [illegible] Hofprediger, [illegible] theologischen Studenten [illegible] Richtung und [illegible] damals sehr liberal [illegible] Theologie, zu seinem [illegible] und vielfach zu seinem Vertreter [illegible] hat. Damit hat er ein Grosses für sein Gedächtnis getan. Denn Theodor Kappstein hat [illegible], mit Treue und Beharrlichkeit, aber auch mit [illegible] und kritischer Betrachtung sich in das Wesen und Wirken Frommels, in sein Leben, [illegible] vertieft. Er hat aus einer Fülle von Erinnerungen und Aufzeichnungen schöpfen können. Die vielfach zerstreuten [illegible] waren ihm überall bekannt und geläufig. Er konnte Frommel ebensogut auf dem schriftsteller[illegible] und [illegible] Gebiet begleiten, wie auf dem theologischen und kirchenpolitischen, ... so war Theodor Kappstein im Stande, über [illegible] Volksmann auch ein wahres Volksbuch zu schreiben, das jedem Protestanten, der nur ein wenig über den [illegible] Konfessionalismus sich erheben kann, teuer sein muss, wie allen, welchen Glaubens und welcher Anschauung sie sind, wenn sie in dem Menschen wirklich den [illegible] nicht verlernt haben. Das Buch von bleibender Bedeutung als Dokument von der [illegible] einer solchen Existenz in unsern Tagen." Friedrich Dernburg im Berliner Tageblatt.

„Theodor Kappstein war in besonderer Weise berufen, dem verewigten Prediger, Jugendlehrer und Volksschriftsteller ein biographisches Denkmal zu setzen, da er ihm von früher Jugend an persönlich sehr nahe gestanden hat."

Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.

„Mit inniger Verehrung, die dem Buche einen stimmungsvollen Reiz verleiht, sind Erlebnisse und Eindrücke gesammelt. Unsere Zeit ist arm an wirklichen Persönlichkeiten, die der breiteren Masse des Volkes verständlich waren. Frommel war eine solche Persönlichkeit, sein ganzes Lebenswerk war darauf gerichtet, dem Volke zu dienen. Kappstein hatte also einen dankbaren Stoff zu bewältigen. Sein Gedenkbuch ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes geworden."

Rudolf [illegible] (Berliner Neueste Nachrichten).

„Wo er ihn zeichnet, ob im Burschenrock oder im Talar, ob am Altar oder im Gewühl der Welt, ob im Frieden des Alters oder im Kriegslager ... überall hat herzliche Dankbarkeit ihm den Stift geführt. Die Darstellung ist flüssig und bezeugt überall die persönliche Liebe, in der der Verfasser zu dem Heimgegangenen gestanden hat ... Wer von der Eigenart Frommels ein Mehreres wissen möchte, soll freudig zu diesem billigen Buche (4[illegible]2 Seiten, M. [illegible]) greifen."

Aus unseres Herrgotts Kanzlei.

„Das Buch ist ein Denkmal der Liebe und Verehrung, das der Schüler dem Lehrer setzt ... Das Buch ist so fesselnd und frisch geschrieben, dass es vielen Eigentum werden wird; wer es liest, wird den Eindruck gewinnen des Wiedersehens mit einem, den man verloren zu haben glaubte, und der einem nun wiedergeschenkt wurde." Deutsches Adelsblatt.

„Neben dem umfangreichen Frommel-Gedankenwerk und dem von Sohneshand verfassten zweibändigen Lebensbild bietet es so viel Neues und Bemerkenswertes, dass es all den vielen Freunden, Schülern und Verehrern des Heimgegangenen eine schätzenswerte Gabe sein wird, zumal der Preis sehr mässig ist." Evangelisch-kirchlicher Anzeiger.

„Ein hübsches Buch über einen prächtigen Menschen ... Alle Seiten dieser unermüdlichen und jederzeit frisch aus dem Herzen quellenden, rechten „Seelsorge" führt Kappstein aus genauester Kenntnis vor ..."

Richard M. Meyer (Die Zeit, Wien).

*Das Frommel-Gedenkbuch von Theodor Kappstein ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen und kostet*
*1. brosch. M. 3.—*
*2. in solide Leinwand geb. M. 4.—*
*3. in vornehmem Liebhaberband mit Goldschnitt geb. M. 5.—*
*Das Werk eignet sich wie kaum eines unter den neueren Publikationen des deutschen Buchhandels zum Geschenkbuch für die heranwachsende männliche wie weibliche Jugend.*

**Zwei neue beachtenswerte Urteile über Carpenters vielbesprochenes Werk:**

# „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden".

Der Schluss eines langen „**Zur Frauen- und Ehefrage**" betitelten Aufsatzes von **Eduard Platzhoff-Lejeune** in der letzten Nummer der wissenschaftl. Beilage der **Münchner Allgemeinen Zeitung** lautet folgendermassen:

*Nach Carpenter lässt sich folgendes „als erste und dringendste Besserungsversuche" bezeichnen:*

*„Das vor der Pubertät über geschlechtliche Vorgänge und Gefahren aufgeklärte Kind wird mit offenen Augen in die Ehe gehen. Die Befriedigung des sexuellen Triebes wird „als eine natürliche Begleiterscheinung des Lebens auftreten, als etwas, das ungesucht kommt . . ., das aber niemals als ein Ziel an sich begehrt werden darf". Sie wird einen Specialfall der ehelichen Gemeinschaft bilden und nur gerade die Kinderzeugung und die Verausgabung des physischen Kraftüberschusses zur Folge haben; sie wird den Charakteren und Wünschen beider Gatten entsprechend in ihrem Leben einen grösseren, geringen oder gar keinen Raum einnehmen; sie wird jedenfalls nicht als der Gipfelpunkt des ehelichen Zusammenlebens, noch als „zum täglichen Brot gehörig" betrachtet werden.* ***Vor allem aber*** *— darauf läuft das ganze Werk hinaus —* ***muss die Frau vor der Brutalität des Mannes, vor der „Unsittlichkeit in der Ehe" geschützt werden.*** *Das kann auf doppelte Weise geschehen. Das in Frankreich nicht mehr unbekannte „****Heiratszeugnis****" bescheinigt ärztlich, dass das Vorleben des künftigen Gatten, wie es auch immer gewesen sein mag, seinen Gesundheitszustand nicht ungünstig beeinflusst hat; gewissenhafte Eltern werden von dem Bräutigam ein solches zu fordern den Mut finden. Zweitens wird der nötige Schutz durch den in Amerika bekannten* ***Heiratsvertrag*** *gewährleistet, worin die Bedingungen des geschlechtlichen Verkehrs festgesetzt und insbesondere die jedesmalige Einwilligung der Gattin als unerlässliche Bedingung vorausgesetzt wird. Bruch des Vertrags ist Grund zur Ehescheidung. Natürlich setzen derlei Zeugnisse und Verträge eben voraus,* ***dass die Braut weiss, worum es sich handelt, und sich nicht schämt, es zu wissen.*** *Wo ist sonst Wissen Schande? Und wie unsinnig, den Zeugungs- und Geburtsvorgängen ein Brandmal anzuhängen — „süsses Geheimnis", lautet der Euphemismus — während das glückliche Resultat mit Pauken und Drommeten gefeiert wird.*

*Es muss eine Zeit kommen, die dem Carpenterschen Buche unrecht thun wird, denn es ist das Produkt einer Uebergangsepoche, unbestimmt in seinem Programm, unpraktisch und zweifelnd in einigen seiner Zukunftsvorschläge. Messen wir es freilich an den gegenwärtigen Zuständen, so ist es* ***ein kühnes und mutiges Buch****, das Tausenden von Unglücklichen ihr Elend grell beleuchtet und andere Tausende vor dem gleichen Elend bewahrt. Loves coming of age ist ein Buch gegen die Frau von gestern und heute, es ist vor allem* ***ein Buch gegen den Mann.*** *Und wie gut ist es, wenn* ***Männer gegen Männer schreiben, Frauen gegen Frauen!*** *Die bequeme Anklage, man verstehe sich eben nicht und sei zur gegenseitigen Beurteilung zu verschieden, wird hinfällig, und wider Willen lässt man das Gericht des Geschlechtsgenossen über sich ergehen. — Es ist* ***ein frisches und gesundes Buch*** *und in der Schilderung der heutigen trostlosen Zustände beredt und ergreifend. Dem Uebersetzer gebührt Dank, dass er ihm seinen Weg durch die deutschen Lande geebnet hat."*

Die **Allgemeine deutsche Universitäts-Zeitung** schreibt in ihrem neuesten Heft über Carpenters Werk:

*„Mancher aus dem „unreifen Geschlecht" — wie der Verfasser dieses sehr schön und klar geschriebenen, auch in der Uebersetzung wohlgelungenen und von der Verlagshandlung geschmackvoll ausgestatteten Buches das männliche Geschlecht nennt — soll die Schrift schon enttäuscht aus der Hand gelegt haben.*

*Allerdings wer da etwa glaubt, prickelnde, die Sinnlichkeit kitzelnde und kosende Lektüre werde ihm hier geboten, der muss enttäuscht sein. Es herrscht hier vielmehr* ***ein hoher sittlicher Ernst, der der sinnlichen Scheinliebe den Erkenntnisspiegel vorhält****, der der Menschheit in ihr Innerstes greift, um jedes Geschlecht, und namentlich das männliche, welches hier seine Pflicht am traurigsten vergisst und vernachlässigt, zu gemahnen, im anderen Geschlechte die sittliche Würde zu wahren und heilig zu halten, was heilig ist. Es ist* ***eine wahrhafte Keuschheit****, die die Bestie verachtet und das Hohe verehrt, was uns in dieser Schrift entgegentritt: eine wahrhafte Keuschheit, sagen wir; nicht jenes unreine Scheingebilde, das in der „Gesellschaft" diesen Namen führt, nicht jene schmutzige Unnatur, die vor der Reinheit und Natur in der falschen Schamhaftigkeit der Verderbtheit errötet. Nein! rein und natürlich wird da von Natur und Reinheit geredet, und in heiliger Zornesröte wird die Verderbtheit angeklagt.*

*Hier wird ein Ideal gezeigt,* ***das Ideal der wahrhaft sittlichen Seelenliebe, die das Leibliche adelt****, indem es die seelisch-sittliche Weise über es ergiesst, die des Körperlichen nicht, verwirrt und befangen, entraten will, sondern es in seiner Bedeutung wertet und würdigt und seine Notwendigkeit wohl versteht. Nicht die Wollust, die der Genüssling um ihrer selbst willen sucht, um sich von ihr unter die Tierheit hinabziehen zu lassen zur Bestialität, gilt der sittlichen Liebe als das höchste Ziel, sondern die Vereinigung der Persönlichkeiten. Und die körperliche Vereinigung ist dazu nur die unerlässliche Bedingung und die äussere „Allegorie".*

*Mit gutem Gewissen können wir das Buch nicht bloss jedem empfehlen, sondern möchten sogar wünschen, dass jeder jeden Geschlechtes es lese. Wer durch die gesellschaftliche Phrase nicht intellektuell verwirrt und durch die gesellschaftliche Lüge nicht moralisch verderbt ist, der wird sich dieser Schrift nur freuen können."*

---



Druck von E. Haberland, Leipzig-R.




## Inhalt.



MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-REUDNITZ

# Das Magazin für Litteratur

## 72. Jahrgang

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

Erscheint am 5. und 20. jeden Monats.




## Mitarbeiter des „Magazin für Litteratur“.

Prof. Dr. Th. Achelis, Georg Adam, Martha Asmus, Grete Baldauf, Marie Luise v. Bançels, Peter Baum, Eva von Below, Leo Berg, Eddy Beuth, Carl Bleibtreu, Prof. Dr. Alfred Biese, Henny Bock-Neumann. Wilhelm Bölsche, Ernst Böttger, Dr. Walter Borgius, Ernst Brausewetter, Lothar Brieger-Wasservogel, Dr. Heinrich Brömse, Hermann Buchholz, Dr. Benno Diederich, Dolorosa, Heinrich Driesmans, Miriam Eck, Dr. Rudolf Eisler, A. von Ende, Emile Erhard, Otto Ernst, Dr. Paul Ernst, Dr. Hanns Heinz Ewers, Gustav Falke, Karl Fessel, Dr. Hans W. Fischer, Marie Gerdes, H. von Gerlach, Kurt Geucke, Dorothee Goebeler, Max Grad, Dr. Kurt Grottewitz, Prof. Dr. S. Günther, Dr. Walter Harlan, Ernst Hardt, Dr. Heinrich Hart, Julius Hart, Otto Erich Hartleben, A. von Hartmann, Dr. Karl Hauptmann, Hermann Heiberg, Franz Heitmann, Dr. Hans Henning, Dr. Magnus Hirschfeld, Jul. Konst. von Hoesslin, Max Hoffmann, Kurt Holm, Hans Kaufmann, Wolfgang Kirchbach, Julius Knopf, Dr. Maxim. Kohn, Heyso Korvin, Dr. Martin Kriele, Prof. Dr. E. Kühnemann, Dr. Hans Landsberg, Ludwig Lessen, Lisa Lux, Maurice Maeterlinck, Franziska Mann, Ed. von Mayer, Prof. Dr. Bruno Meyer, Agnes Miegel, Prof. Mühlefeld, Otto Neumann-Hofer, Karl Fr. Nowak, Fr. W. von Oestéren, Friedrich von Oppeln-Bronikowski, Dr. Max Osborn, Dr. J. E. Poritzky, Dr. Heinrich Pudor, Edgar Alfred Regener, Eugen Reichel, Dr. Georg Reicke, Victor Freiherr von Reisner-Cepinsky, O. Reventlow, Edela Rüst, Dr. Alfred Semerau, Wilhelm Spohr, Wilhelm Schäfer, Dr. Richard Schaukal, Dr. John Schikowski, Johannes Schlaf, Erich Schlaikjer, Maria Schneider, Franz Stahl, Ottokar Stauf von der March, Marie Stona, Dr. Helene Stöcker, Carmen Teja-Ahlers, Irma von Troll-Borostyáni, Dr. Hermann Türck, Frida Erdmute Vogel, Anna Wahlenberg, Paul Wertheimer, Dr. Bruno Wille, Ernst Freiherr von Wolzogen, Dr. Richard Wulckow, Dr. Martin Zickel, Anna Zinkeisen, Stefan Zweig u. a.


Alle Zuschriften, das „Magazin für Litteratur“ anlangend, sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des „Magazin für Litteratur“, Magazin-Verlag J. Hegner in Leipzig-Reudnitz. Redaktion und Verlag des „Magazin“ übernehmen Verantwortung für eingesandte Manuskripte nur dann, wenn sie richtig adressiert sind (an: Magazin-Verlag J. Hegner, Leipzig-Reudnitz); Rücksendung erfolgt nur, wenn zureichendes Porto beigelegt ist. In die Rubrik „Büchereinlauf“ werden alle bei der Redaktion eingehenden Bücher und Drucksachen mit aufgenommen, doch verpflichtet sich die Redaktion in keiner Weise zur Besprechung von allen Einsendungen.




# Liebe

von Karin Michaelis. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Elsbeth Rohr

Marianne saß in der Gartenstube und sang, daß alles klirrte und die Spiegel und Prismen mitsangen. Hög stand draußen, recht von Herzen ärgerlich über den Dornenzweig, den er, der Teufel mochte wissen wie, querüber vor dem Ausgang der Veranda gespannt gefunden hatte. Es wäre zu lächerlich, wenn er ihrer kapriziösen Laune nachgäbe und unten durch kröche oder oben drüber spränge — ihn zu lösen wagten seine verwöhnten Finger nicht.

So übermütig war die Stimme, daß sie vor lauter Uebermut frech wurde, diese Stimme, die das einzig Frische war an dem Mädchen. Die aber war frisch — der alte Flügel ratterte knöchern daneben. Hög wollte nicht hinhören, er wollte nicht und suchte seine Aufmerksamkeit damit zu fesseln, daß er in seinen Fußspuren ging und Ameisen und Käfer in den Kies trat. Die Spuren wurden tiefer und glänzten, er verwischte sie und begann von vorne. Mit einem gereizten Lächeln trat er ins Aurikelbeet hinein. Die matten, samtnen Blumen erinnerten an ihre Augen — nun brachen sie lautlos unter seinem Fuß zusammen.

Doch ihr war der Uebermut vergangen, sie sang ganz gedämpft, die Töne krochen in seine Nerven und schläferten ihn ein. Die Sonne war am Untergehen. Die bemoosten Stämme standen einen Augenblick lang gleich flammenden Kupfersäulen. Die Wege füllten sich mit lebendigen Schattengeweben, die Farben schrieen auf, dann wurden sie fahl, gingen schleichend in Dunkel über, in Schwarz! Die Nacht kam über den Garten.

Da erwachte er, ein leeres, flaues, peinliches Gefühl überkam ihn, ihm war, als fröre sein Hirn — sie sang nicht mehr, *das* wars.

Aber die Gewißheit, daß ihre koketten Künste Macht hatten über ihn, verletzten seinen Willen.

Steif stand er da wie ein Stecken und biß die Zähne aufeinander. Seine Gedanken schossen feurige Pfeile nach ihr hin, sie sollte kommen, sie *sollte*. Nicht weil sein Sehnen sie rief, nein, bloß weil er *wollte*, daß sie kam.

In einem halbausgetrockneten Springbrunnen tropfte es leise, in Zwischenräumen. Und jetzt erlahmte sein Wille, wie bei einem Kinde, das sich im Dunkeln fürchtet, jetzt bat er inbrünstig, jetzt bestellte er, Marianne möchte kommen.

Der Luftzug aus einer offenen Türe setzte die Klematisranken in Bewegung. Etwas leuchtend Weißes wogte über den Kies und riß ihn auf, daß er sich rieselnd teilte.

„Marianne —"

Sie lachte, aber er spürte ein Beben in ihrem Lachen.

„Weshalb reisen Sie nicht ab, Ritter Hög — Sie langweilen sich ja über alle Maßen, und zu ihren Gewohnheiten wird es doch wohl nicht gehören an ein und derselben Stelle grau zu werden."

„Angenommen, es machte mir Spaß zu bleiben, bis, zum Beispiel, bis die Blumen welken!"

„Die Blumen, Sie, der Sie die Blumen hassen. Sie sind böse, Hög, sowohl gegen Ihr Pferd, wie gegen die — Menschen!"

„Gegen die Weiber, Marianne, gegen die Weiber, meinen Sie. Nanu, wer hat das gesagt?"

„Niemand."

Wie auf Verabredung gingen sie durch den Garten übers Feld, das Mariannens Kleid näßte, bis es schwer an ihr herunterhing, und in den Wald.

Marianne dachte darüber nach, ob Hög nun nicht endlich um sie werben würde. Sie war dreißig, und er allein hatte ihr Wohlgefallen erregt bis zur Verliebtheit. Drei volle Monate hatte sie ihn sich zu erringen, ihn mit Spaß, Neckerei und Gleichgiltigkeit zu locken versucht. Sie war bange gewesen, er würde sich langweilen, und manche Nacht hatte sie am Fenster gestanden und hatte Pläne gemacht, wie sie ihn fesseln könnte bloß den nächsten Tag über. Alles, was männlich war in der Gegend, war nach dem Gutshof aufgeboten worden, um seine Huldigung in Högs Gegenwart darzubringen, und nur recht unangenehme Frauen waren um sie gewesen. Sie hatte es mit Hochmut versucht und mit der demütigen Unterwürfigkeit der Sklavin — nun war sie beinahe müde. Doch sie atmete für ihn und ahnte, daß er es wußte und wurde deshalb unsicher.

Sie tappten zwischen Laub und Gestämme herum, der Tau spritzte ihnen ins Gesicht, ihre Tritte tönten wie das Geräusch aufgescheuchter Vögel.

Hög dachte darüber nach, wie sie es wohl aufnehmen würde, wenn er sie nun an sich zöge hier im Dunkeln und hernach fahren ließe. Er verabscheute ihre großen, matten Augen, die matte Hand, das matte Haar, all diese welken Aurikelfarben.

Aber in ihrem Lachen war ein heißes Begehren, das ihn hitzig und begehrlich machte.

Sie fror. Der Erdboden war von Feuchte durchzogen, und rings um sie herum, oben und unten, glaubte sie weiße Dämpfe hervorquellen zu sehen.

Verschüchtert von seinem Schweigen ging sie immer zu, furchtsam, als wenn sie allein gewesen wäre. Stand er still, so blieb auch sie stehen, ging er weiter, so folgte sie nach.

Sie traten in die große Lichtung hinaus. Der Mond glitt über den Himmel, rund und glänzend, als käme er durch die Luftschichten hinabgesunken näher und näher.

Marianne wandte Hög ihr Gesicht zu, ihre Augen standen voll Tränen.

„Reisen Sie ab — — Hög!“

Er lächelte: „Marianne, deine Augen gleichen großen Aurikeln, deine Haut ist bleich, als wäre das Blut in deinen Adern von Gold. Dein Haar duftet, wie feuchtes Moos — dein Gang ist leicht und listig, wie der des Marders . . . willst du mehr?“

Sie vernahm seinen Spott, und der Schmerz schnitt ihr in die Seele, sie wollte flüchten. Er aber dachte, diese Eroberung würde eine kleine und leichte sein. Er zog sie an sich und schaute sie mit Augen, die feucht waren wie die ihren, und sprach zu ihr mit der Ueberzeugung eines Schauspielers, dem seine Rolle gefällt. Es fehlte ihm nicht an Erinnerungen, die er zu Hilfe nehmen konnte, er sprach zu ihr, wie er zu den vielen andern gesprochen hatte.

Sie weinte still, erlöst, wie ein Kind, das seine Angst überwunden hat.

Er bekam Lust, ihr ins Gesicht zu lachen, um diese Stimmung zu sprengen, die ihm übel machte. Aber plötzlich schlug es in ihr um, sie hörte auf zu weinen und sagte in jubelndem Uebermut: „Weißt du, wer bei mir saß, als ich sang — deswegen hatte ich den Zweig vorgebunden — Ove Palsgaard! Er warb um mich, der einfältige Mann, zum zweitenmal, und ich forderte nur Bedenkzeit bis morgen, n u r bis morgen. Und so wahr du mich heute nicht genommen hättest, so wäre ich morgigen Tages die Seine geworden.“

Hög wußte wohl, daß sie log, wenn sie sagte, Palsgaard hätte in der Stube gesessen, während sie gesungen hatte, aber daß er um sie geworben hatte, das mochte wahr sein, das w a r wohl so.

Als sie zurückkam, war das Haus leer, die Türen zur Gartenstube standen offen, und allerorten brannte Licht. Der Vater mußte wohl zur Ruhe gegangen sein, nachdem er sie vergebens zum Abendbrot erwartet hatte.

Sie aßen allein, ohne nach dem Diener zu schellen. Nachher standen sie zusammen am Klavier. „Wo hat er nun gesessen?“

Sie ward rot und zeigte verwirrt auf den Stuhl unter den Palmen.

„Höre mich, Marianne, du hast weder mein Wort, noch hast du ein Versprechen, auf das du dich stützen könntest. Wenn ich nun von dir verlangte — oder dich bäte —, daß du bei mir

bleibest noch diese Nacht. Würdest du wollen, würdest dus wagen, ohne Bedenken, bedingungslos?"

Sie sah ihn von der Seite an.

„Ja."

„Wenn aber Palsgaard, als dein Verlobter die gleiche Bitte gestellt hätte, was hättest du ihm zur Antwort gegeben?"

„Einen Schlag ins Gesicht!"

„Und den Mann würdest du geheiratet haben — du, Marianne?"

„Wenn ich dich nicht hätte haben können — ja, unbedingt!"

Er machte die Runde und blies die Lichter aus, da standen sie im Stockdunkeln.

„Marianne."

Sie schmiegte sich eng an ihn, und sie gingen miteinander.

Aber als am nächsten Morgen der ungeduldige Palsgaard geritten kam, sich Mariannens Antwort zu holen, da mußte er auffallend lange warten.

Als sie endlich erschien, sah sie angegriffen aus und verweint. Ein Büschel Aurikeln saß ihr im Gürtel, die zerpflückte sie langsam, während Palsgaard sprach.

Beim Frühstück, nachdem Mariannens Vater auf das Wohl der Verlobten getrunken hatte, sagte Palsgaard:

„Ich bin übrigens auf dem Wege Hög begegnet, er fuhr wie ein Rasender, — — es war etwas nicht richtig mit ihm. Ich glaube, er war eifersüchtig oder betrunken. Denk dir, er hielt mich auf, und weißt du weshalb? Er erzählte mir, er hätte einmal in Venedig eine Vase gekauft, die so teuer war, daß er all seine Wertgegenstände verkaufen mußte, um sie zu erlangen. Er schlief weder bei Tag noch bei Nacht, bis er Geld genug hatte zu dieser Vase. Und als sie endlich sein war, und er sie in Händen hielt, schlug er sie zu Boden, daß sie zersplitterte. Ich meinte, das wäre ja blödsinnig gewesen, aber er antwortete mir: „Ich habe nie eine größere Freude empfunden, als da ich jene Vase zerschlug. Mein war sie ja gewesen, und die Scherben gingen mich nichts an." Weißt du was, Marianne, es muß gräßlich gewesen sein für dich, ihn drei Monate lang zu ertragen. Im Weiterfahren hat er mir ein „Glück zu" nachgerufen. Er muß geahnt haben, dein Wesen hat dich verraten, du liebe Kleine!"

Marianne antwortete nicht, sie erhob das Glas und trank Ove Palsgaard zu.



# Brautstandsmoral

## Eine kritische Betrachtung

von Dr. Robert Michels (Cossilla San Grato)

Es gibt sicherlich nichts so Zerbrechliches, Angefaultes und Anormales in unseren heutigen Sitten als die sogenannte Moral. Aber unter all den verschiedenen Bestandteilen unseres momentanen Moralbegriffes ist wiederum die Brautstandsmoral die allerzerbrechlichste, angefaulteste und anormalste. Das heißt mit anderen Worten die Moral, die die Konvention zweien Menschen verschiedenen Geschlechtes, die sich lieb haben und später einmal im breiten Ehebett Kinder erzeugen wollen, auferlegt.

Ich gedenke nun hier keineswegs alle die Zustände kritisch zu sezieren, die der regelrechten Verlobung, mit der der eigentliche Brautstand ja erst beginnt, voranzugehen pflegen, obgleich auch sie durchaus nicht ohne tiefgehende Bedeutung und weite Wirkung auf die Bildung des Moralbegriffes für jene Phase der Liebe sind. Ich will deshalb weder über die geradezu depravierende und oberflächliche Erziehung sprechen, die man heutzutage trotz einiger weniger schwächlicher Ansätze zur Besserung noch fast allerorten, in den Kreisen unseres Adels sowie unseres sich bewußt oder unbewußt immer noch im Stadium sklavischer Nachäffung der Edelsten der Nation befindlichen Bürgertums vorfindet, noch die durchaus verfehlte Lebensführung unserer „jungen Leute" näher untersuchen. Diese jungen Leute ludern „in Erwartung einer ‚Position', die ihnen sozusagen ein Anrecht auf eine reiche Heirat gibt", wie Benoît Malon sehr richtig gesagt hat*), inzwischen mit Halbweltdamen aller Schattierungen herum,

*) Benoît Malon: „Le Socialisme Integral". Paris 1893. I, 141.

sind in den Bordellen Stammgäste mit Vorzugspreisen und brühen sich auf diese Weise in übertriebener und oft perverser Geschlechtlichkeit dermaßen ab, daß sie bereits am Ende ihrer jugendlichen Kräfte angelangt sind, bevor sie in den „heiligen Ehestand" oder vielmehr in die „Vorbereitungszeit" des Brautstandes treten.

Im Gegenteil habe ich mir vorgenommen, alle diese Tatsachen trotz ihrer in die Augen springenden Wichtigkeit außerhalb des Bereiches meiner Betrachtungen zu lassen. Ich will hier sogar einen Zustand der Dinge annehmen, den man in der Regel nur selten zu finden pflegt, nämlich: daß die zwei jungen Leute, die sich zu lieben behaupten und die die Absicht haben, sich „aus purer Liebe" zu ehelichen, alle beide von dem Schmutz der käuflichen Promiskuität rein geblieben sind.

Gut! Die beiden jungen Menschenkinder, die sich also — wie ich eben annehmen will — in ehrlicher und aufrichtiger Liebe gefunden haben, treten nun mit dem öffentlichen oder geheimgehaltenen Akt der sogenannten Verlobung in ein Stadium ein, in dem nicht mehr wie vorher der liebende oder nichtliebende Mann sexuell frei und das Mädchen durch den streng gehandhabten sozialen Kodex sexuell gebunden ist, sondern in dem nunmehr beide in gewisser Weise zu geschlechtslosen Wesen — wie man es nimmt — herauf- oder herabgewürdigt werden. Beide haben sich nunmehr nach einer neuen Art der Moral zu richten, einer Moral, die etwas ganz Spezifisches an sich hat, nach der Brautstandsmoral.

Diese Brautstandsmoral, deren Grundsätze wir hier aus ihrer praktischen Handhabung ersehen wollen, hat nun folgende Anwendungsmethode: Meist werden die jungen Leute in dieser Zeit, die ihrer Ehe, d. h. dem vollen Ausleben ihrer Geschlechtsfunktionen, vorausgeht, von einem ganzen Heer von Eltern, Verwandten und Freunden, bisweilen selbst von Bediensteten mit wahren Argusaugen bewacht und „behütet". Es ist ihnen oft strenger oder minder streng untersagt — in diesen Dingen herrscht natürlich je nach der sozialen Stellung und Charakteranlage der die Umgebung ausmachenden Persönlichkeiten tausendfältige Differenziertheit — allzuviel von Liebe zu sprechen, sich allzu stürmisch zu küssen und zu umarmen, leise miteinander zu tuscheln usw. Sie im Hause allein zu lassen, und sei es auch nur für eine Viertelstunde, erscheint vielen Wächtern wie ein wahres Verbrechen. In vielen Fällen dürfen sie selbst nicht allein ausgehen, ohne einen besonderen zu ihrer Bewachung mittrottenden „châperon". Dieses schöne System hat dann gemeiniglich zur Folge, daß der junge Mann und das junge Mädchen, die sich vor ihrer Verlobung — falls sie nicht überhaupt noch überdies „verlobt worden" sind — in den meisten Fällen nicht gerade schon intim kennen gelernt haben, nun auch in ihrer Verlobungszeit selber sich seelisch nicht näher treten können. Und doch ist das ungeschminkte und ungehinderte Kennenlernen von Mann und Frau vor der Ehe der Eck- und Grundstein für jede Herzens- und Gefühlsharmonie. Und wo das nicht geschah, empfindet so manches junge Paar schon in der Brautnacht eine wahrhaft niederschmetternde Enttäuschung. In den Ländern, in denen die Verlobungszeitmoral den mittelalterlichen Sitten noch am nächsten geblieben und infolgedessen am strengsten ist, also in Italien, Frankreich, Deutschland sowie in den Ländern der österreichischen Monarchie, ist aber eine solche Behandlung der Brautleute die Regel, und — was noch schlimmer ist! — diese Regel wird nur von relativ sehr wenigen Ausnahmen durchbrochen.

In anderen Ländern freilich, in Holland, England, und zumal in Nord-Amerika, sind diese Zustände nicht ganz so traurig. Dort herrscht für die Brautleute eine nach unseren Begriffen nicht geringe Bewegungsfreiheit. Man findet nichts dabei, wenn sie sich auch einmal für einige Stunden selber angehören, wenn sie eine Zeitlang allein in einem Zimmer bleiben oder ohne Aufsicht durch Feld und Wald streifen. In einzelnen Gegenden des östlichen Nordamerikas soll es bisweilen sogar gestattet werden, daß das junge Liebespaar miteinander Ausflüge, Tagestouren und selbst kleine Reisen macht, und zwar ohne Zeugen!

Wenn jedoch auch die sekundären Grundsätze der den Moralbegriff umgebenden Sitten, wie wir gesehen haben, in den einzelnen Ländern sehr verschieden sind, das Fundament der Brautstandsmoral ist überall genau dasselbe und besteht ganz einfach in dem Prinzip, daß Braut und Bräutigam sich auf alle Fälle in ihren Beziehungen zueinander, wie man sich auszudrücken beliebt, rein zu halten, also, ohne Umschreibung gesagt, daß sie geschlechtlich auf keine Weise miteinander zu verkehren haben.

Doch unterliegt diese Moral — und das muß nicht nur deshalb gesagt werden, um der historischen Genauigkeit Genüge zu tun sowie um Mißverständnisse zu vermeiden, sondern auch, um wieder einmal auf die zwei verschiedenen Moralwelten hinzuweisen, deren Grenzen nicht die Landespfähle, sondern die Grenzen der Klassenunterschiede sind*) — doch unterliegt diese Moral einer gewaltigen Beschränkung. Denn diese Moral hat ihr un-

*) Näheres hierüber findet man in meinem Aufsatz: „Beitrag zum Problem der Moral", der in der Zeitschrift „Die neue Zeit" erschienen ist.

beschränktes Herrschergebiet bloß in der Welt der adeligen, bürgerlichen und kleinbürgerlichen Bourgeoisie.

Das städtische sowie zumal das ländliche Proletariat aller Zungen folgt hier in der Regel anderen Gesetzen und — wenn auch in ihm die Zahl derer nicht gering ist, die den Pfaffen gehorchen und die Sitten „de la haute" auch in der Brautstandsmoral nachzustreben bereit sind, so erkennt es in seiner großen Masse statt der Gesetze der Konvention doch nur die Gesetze der Natur und die des Herzens an.

Während die „Moral" der „höheren Stände" also gebieterisch geschlechtsloses Nebeneinanderleben der jungen Leute bis zum Hochzeitstage fordert, stellt die Moral des Proletariats mit Außerachtlassung aller Regelungen der Geschlechtlichkeit nur die Forderung, daß die jungen Liebenden sich treu bleiben und wenn sie in den Stand gesetzt werden, heiraten zu können, einander auch wirklich ehelichen.

Abstrahieren wir nun einmal von der „Unsittlichkeit" der unteren Volksschichten und beleuchten wir die auch in ihrer Brautstandsmoral nach Ausdruck ringenden Sittlichkeitsbegriffe der herrschenden Klassen weiter. Setzen wir zu diesem Behufe einmal den nicht unwahrscheinlichen Fall, irgend ein Unschuldspinsel sei, ohne etwas von den Vorurteilen seiner Klasse zu wissen, herangewachsen und sähe nun plötzlich von seinem durchaus objektiven Standpunkt aus die Welt mit ihren Sitten, darunter auch die Brautstandsmoral, sich vor seinen Augen aufrollen. Nichts ist sicherer, als daß er sich vor Erstaunen gar nicht würde fassen können. Wenn er von Natur vorsichtig ist, würde er, bevor er unverblümt seine Mißbilligung über das Gesehene äußerte, fragen, warum das so sei, wie es sei, und auf welchem Wege die Brautstandsmoral in das Eheleben hinüberführe. Im ganzen würde er dann ganz sonderbare Eindrücke gewinnen und eine „Moral", deren Unmoral uns wegen der leidigen Gewohnheit, sie tagtäglich vor uns zu sehen, leider gar nicht mehr auffällt, von einer ganz anderen Seite betrachten.

Die Eltern des jungen Mädchens, das zu verheiraten ist, setzen einen Tag fest, an dem die Hochzeit, das heißt das Fest stattfinden soll, nach dessen Beendigung die jungen Leute der Brautstandsmoral ledig sind. Dieser Tag kann auf jedes beliebige Datum fallen. Jedenfalls aber wird er so bestimmt werden, daß das junge Mädchen nur ja fähig ist, die sexuellen Pflichten ihrem angetrauten Manne gegenüber erfüllen zu können, gerade herausgesagt: der Tag darf nicht in die Menstruationsperiode fallen. Um dessen ganz sicher zu sein, fragt die vorsorgliche Mutter darob bei ihrer Tochter persönlich an. Also: während die „Keuschheit" der Braut über alles und jedes gesetzt wird, schont man sie dennoch so wenig, daß man sich sehr brutal nach dem Tage erkundigt, an dem sie im stande ist, sie verlieren zu können.

Etwas das Gefühl mehr Verletzendes kann es gar nicht geben.

Ist die Gefahr, dem armen jungen Ehemann seine Frau nicht zum Sinnengenuß bereit zu überliefern, glücklich umgangen, so beginnen allmählich die Vorbereitungen zu dem „Freudenfest", das natürlich orbi et urbi bekannt gegeben werden muß. Es wird eine Gesellschaft geladen, Verwandte, Freunde, Bekannte, oft selbst Freunde von Bekannten, Bekannte von Bekannten, und sonstige dem jungen Paar Wildfremde. Inzwischen arbeitet man krampfhaft an der Ausstattung der jungen Frau. Wenn der Bräutigam in dieser Zeit seine Braut besucht, findet er sie gar oft hinter einem Berg von weißer Leinwand, feinen Spitzen und bunten Stoffen versteckt. Er hat den ganzen mysteriösen Apparat vor sich, der die Braut binnen kurzem als junge Frau in das Haus ihres Gatten begleiten soll und der aus so vielen Dingen zusammengesetzt ist, die keinen anderen Zweck haben als die menschliche Nacktheit zu verbergen, und die ihm gerade dadurch so viel Begierde erregen und Lustgefühle versprechen.

Fast immer wird ein ganz besonderer Wert darauf gelegt, daß die Braut für ihren „Ehrentag" auch ordentlich mit Kleidungsgegenständen herausgestutzt ist. An den Füßen muß sie „Brautschuhe", an den Beinen „Brautstrümpfe" tragen, um ja nur recht weiß wie eine Taube zu erscheinen. Das Hauptgewicht legen Mutter und Tochter jedoch auf das „Brauthemd", das aus möglichst teurer Leinwand verfertigt und mit möglichst wertvollen, natürlich durchsichtigen Spitzen garniert sein muß, damit, wie man so oft sagen hört, der junge Ehemann seine Freude daran haben soll. „Ist es denn nicht ein alter und heiliger Brauch, daß die Frau sich ölt und schminkt, um das süße Geschenk ihres Körpers noch verführerischer zu gestalten?" ruft die so oft als unmoralisch verschrieene, aber jedenfalls mit einem gesunden Blick für die Schäden der Gesellschaft begabte Helene von Monbart einmal ironisch aus.*)

Sind die Vorbereitungen, in denen eben, wie gesagt, die Wäsche eine Hauptrolle spielt, vorbei, so naht der Hochzeitstag selber. Die Braut nimmt am Vorabend noch schnell einmal ein Bad, der Bräutigam ebenfalls, wenn auch nicht mit der gleichgroßen Feierlichkeit. Jetzt endlich erscheinen

*) In ihrer unter dem bekannten Pseudonym Hans von Kahlenberg geschriebenen Novelle: „Nixchen". Dresden-Leipzig 1900 p. 90.

die beiden Liebenden bereit, „sich zu lieben", ebenso wie — man verzeihe mir die Geschmacklosigkeit des im übrigen so sehr treffenden Vergleichs — wie Beefsteaks, die nach allen Regeln der Kunst gebraten wurden, bereit sind, gegessen zu werden. In beiden Fällen die nämliche fein klüglich ausgesonnene und überlegte Vorbereitung!

Die jungen Leute werden zunächst auf dem Standesamt, dann und noch cynischer in der Kirche und schließlich bei einem langen und üppigen Festmahl, an dem teilzunehmen man sie zwingt und allwo sie noch den Treffpunkt für allerhand schlechte Späße abgeben müssen, noch einmal öffentlich und ausführlich ausgestellt. Zum Schluß der langen Reihe von Erniedrigungen werden sie einander ziemlich tierisch in die Arme geworfen.*)

Das ist die Ausführung der konventionellen Brautstandsmoral! Und nun frage ich: muß nicht jeder, der die Dinge nicht durch die rosige Brille des Stumpfsinns, sondern so, wie sie sich wahr und wahrhaftig abspielen, betrachtet, einen unüberwindlichen Ekel vor dieser Art von Moral empfinden?

Und das Warum für diese Moral? Was antworten ihre Verfechter? „Das junge Mädchen muß streng vom Bräutigam getrennt bleiben aus ... Sittlichkeitsgründen." „Das höchste Gut des Mädchens (die Braut nicht ausgenommen) ist ihre körperliche Reinheit." „Junge Mädchen müssen wie Blumen sein."

Kurz, alle diese Antworten beweisen die Moral ihrer Moral durch ... die Moral ihrer Moral.

Das wirklich tiefsittliche Gefühl aber muß sich gegen diese Sorte von Sittlichkeit empören und wird nicht anstehen, sie mit ihrem richtigen Namen zu nennen: Schamlosigkeit.

Also, das junge Mädchen kennt ebenso wie ihr Zukünftiger den Tag ganz genau, an dem sie sich nicht nur sexuell verbinden darf, sondern ... der Gipfel der Unmoral! — sogar sexuell verbinden muß. Denn worum es sich in der Brautnacht handelt, ist ihr sehr wohl bewußt. Dennoch trifft sie ihre Vorbereitungen, gerade als ob diese Perversität die natürlichste Sache von der Welt wäre. Sie schmückt sich für die Gelegenheit wie ein Lamm, das man irgend einem Heidengott zum Opfer bringt. Die Gesellschaft, die das junge Paar beim Hochzeitsschmaus umgibt, weiß ebenfalls ganz genau, was in einigen Stunden vor sich gehen wird und betrachtet daraufhin die jungen Leute mit vielsagendem Schmunzeln und nur zu oft auch mit hämischen Bemerkungen. Ist das Paar endlich verschwunden, so weiß die ganze Gesellschaft, was das bedeutet und wohin die beiden eilen. Die durch den mehr oder minder reichlich genossenen Wein so wie so schon erhitzte Phantasie der anwesenden Freundinnen der jungen Frau zaubert ihnen sofort die lascivsten Bilder vor, und die Freunde des jungen Ehemanns flüstern sich allerhand Bemerkungen zu. — Das sind äußerlich nur Begleiterscheinungen, in Wahrheit aber die mit ihrem Wesen innerlich eng zusammenhängenden Folgeerscheinungen ... dieser Brautstandsmoral!!

Ich muß gestehen, daß ich mir die sexuelle Moral ganz anders denke. Es kommt mir nicht darauf an, hier zu entscheiden, ob das Weib, das sich physisch aller sexuellen Berührung mit dem Manne — sei es, weil es die Beschmutzung seiner persönlichen Reinheit — oder sagen wir Reinlichkeit? — durch einen nicht oder nicht genügend geliebten Mann fürchtet, oder sei es auch, daß es ihm nur an der richtigen Gelegenheit zur Erotik fehlte — enthalten hat, das sich aber durch seine überreizte Phantasie intellektuell zu den unreinsten Vorstellungen hat verleiten lassen, moralisch höher steht als jenes andere, das an einem schönen Frühlingsabend ohne vieles Moralisieren dem Impuls seines Blutes nachgegeben hat. Aber was ich glaube, ist, daß sowohl die Seele als auch der Körper der Frau — ebenso wie auch Seele und Körper des Mannes — sich nicht mit einem Male und in einem gegebenen Augenblick ganz verschenken dürfen, sondern daß beides nur langsam, nach und nach, und mit vielen Übergangsstufen dem Geliebten zu eigen werden darf.

Die Liebe — und, wohlverstanden, ich verstehe unter diesem Wort jenes Mixtum compositum von gegenseitigem geistigem Verstehen, Kameradschaftsgefühl und Sinnlichkeit (ohne die die Liebe degradiert und prostituiert wird) — ist ein unendlich feines und zumal im Anfang leicht zerbrechliches Ding. Ihre Weiterentwickelung verlangt unendlich viele und sanfte Übergänge und kann kein schroffes und rüdes: „gestern nichts, heute aber alles!" vertragen. Das (intellektuelle) Sichverstehen und die (sexuelle) Begier müssen Hand in Hand gehen, von dem ersten Erzittern der jungen Körper bis zum gegenseitigen Wunsche vollständigen Besitzes, der erst nach und nach entstehen darf. Die Begier hat nur dann eine sittliche Existenzberechtigung, — eine physische hat sie ja natürlich immer! — wenn sie nur die letzte Stufe einer langen und stets wachsenden Intimität ist, als höchster Ausdruck einer intellektuell schon längst vollzogenen, nur noch körperlich zu vollziehenden Verbindung. Auf den Augenblick, wo die Augen ihre Blicke zum ersten Male tief ineinander versenkt haben, muß naturgewollt der

*) Vgl. Jacques Mesnil: „Die freie Ehe" in den „Dokumenten der Frauen", Wien 1901. V, 2.

folgen, in dem man mit zitternder Stimme und bleichem Gesicht die naive und zärtliche Litanei der Liebe flüstert, weiter der, in dem sich die Lippen zum ersten Male zum nicht endenwollenden Kusse finden, der, in dem man zuerst das Haar, die Wangen der Geliebten liebkost . . . bis zu dem, in dem man Körper und Seele zugleich dem Menschen schenkt, von dem man ein glückseliges und menschlich bessermachendes Zusammenleben und die Fortpflanzung des Heiligsten und Innersten der Spezies erwartet.

Statt, daß man in der Brautnacht die junge Frau ihrem Bräutigam überliefert, wie man eine gefangene Maus dem Kater vorwirft, damit er sie verschlinge, sollten die Brautleute vielmehr einer an der Seite des anderen wie zwei treue Freunde und getreue Kameraden leben, die, geschlechtsverschieden, allmählich erst das Bewußtsein ihres Geschlechts erlangen und allmählich erst davon Gebrauch machen. Statt der plötzlichen Revolution im Geschlechtsleben eine langsame Evolution des Geschlechtslebens. Statt all der vielen heute gang und gäben Indelikatessen Gefühlsfeinheit! Das müßten die ersten Forderungen jedes Reformators auf diesem Gebiete sein.

Die graduale Evolution ist der natürlichste und gleichzeitig auch der sittlichste Weg der Sinnenliebe. Eine wirkliche Moral folgt immer der Natur. Sie besiegen wollen, heißt, sie unterdrücken wollen, ein um so törichteres Unterfangen, als sie doch immer wieder hervorbricht. Wäre die Moral der Verlobten eine freie, so würde die Ehe nicht, wie man heute so vielfach und mit Recht klagt, so oft eine bittere und schmerzvolle Enttäuschung nach einem kurzen Moment der Wollust sein.

Die Brautstandsmoral, wie sie heutzutage unter uns wütet, ist mit zwei Verbrechen gegen die Natur, die Sittlichkeit und die Vernunft zugleich verknüpft:

1. sie zwingt die Liebenden zu einer sehr gefährlichen Nervenüberreizung, indem sie sie nötigt, bei monatelanger und oft jahrelanger beständiger Nervenreizung dennoch geschlechtlich abstinent zu leben;
2. sie zwingt bezw. verführt die Liebenden zu einer zweiten sehr gefährlichen Nervenüberreizung, indem sie sie — in der sogenannten Brautnacht und den darauffolgenden Wochen — zu plötzlichem und deshalb zumeist widernatürlich und widergesundheitlich intensivem Liebesgenuß auffordert.

Kurz, wir haben gesehen, wie die Brautstandsmoral den Brautstand vergiftet und den heiligen Akt der Vereinigung zweier sich liebender Wesen auf das Schlimmste vulgarisiert, indem sie das junge Mädchen nur durch das infame Tor der Öffentlichkeit und Ausstellung in das geschlechtliche Leben eintreten läßt — von Hochzeitsreisen und sonstigen Schäden soll noch nicht einmal die Rede sein —, geschmückt wie eine Pfauhenne und in ihrer jungfräulichen Würde auf das Tiefste verwundet, weil sie Stunde und Bett vorher kennt, in dem sie sie nolens volens verlieren soll. Die Öffentlichkeit, die man einem Akt gibt, der zwar der peinlichste, aber auch zugleich der heimlichste des Lebens sein müßte, beweist wieder einmal haarscharf, daß sich die bürgerliche Moral heute noch in einem mehr wie primitiven Zustand befindet und einer Revision von Grund aus bedarf. Über die Entstehungsursachen der Brautstandsmoral, die sowohl ethischer als ökonomischer Natur sind, zu sprechen, würde uns hier leider zu weit geführt haben.



# Feminismus und Wissenschaft

von Johanna Elberskirchen

Motto: Im Anfang war das Ich, die Individualität, nicht der Sexus.

Ich hätte auch schreiben können „Feminismus und Schwachsinn", denn die Kritik, die im Namen der Wissenschaft am Feminismus verbrochen wird, hat oft mit Wissenschaft wenig zu tun. Jedoch meine angeborene Courtoisie gegenüber dem männlichen Geschlecht verbot mir, auf den Wegen des Herrn Möbius zu wandeln.

Meiner Ansicht nach sind die Herren Gelehrten, insbesondere die Herren Naturwissenschaftler und die Herren Mediziner die ungeeignetsten Leute, sich kritisch mit dem Feminismus zu befassen. Sie stehen dem Weibe zu persönlich und zu materialistisch gegenüber und beurteilen es aus einer ganz schiefen und recht beschränkten Perspektive, jedenfalls von ganz unwissenschaftlichen Gesichtspunkten aus.

Woher das kommt, weiß ich nicht, vielleicht von ihrer Beschäftigung oder weil sie eine zu materialistische Weltauffassung haben oder weil sie trotz aller Gelehrsamkeit und Bildung sich ebensowenig von tausendjährigen Suggestionen haben frei machen können, wie der geringste Arbeiter,

der es für sein selbstverständliches Mannesrecht ansieht, sein „dummes" Weib prügeln zu dürfen — Tatsache ist, daß die Gelehrten gegenüber dem Weibe in ihrem Urteil zu sehr Mann und zu wenig oder gar nicht wissenschaftlich urteilender Mensch sind. Sie vergessen alle Wissenschaft, alle Empirie, alle wissenschaftlichen Erkenntnisse und alle gefundenen oder — erfundenen Naturgesetze, auf die sie und wir so stolz sind in dem Augenblick, wo sie über das Weib ein Urteil abgeben.

Die tollsten Widersprüche sind ihnen nicht zu toll. Sie, die wissen, daß das Gehirn der Mittelpunkt des Individuums ist, von dem aus der ganze Organismus beherrscht wird und daß die Sexualorgane Organe sind, die nicht einmal die eminente Wichtigkeit für das Leben des Organismus haben, wie zum Beispiel Herz und Lungen, deren Exstirpation den sofortigen Tod herbeiführt, sie sehen im Weibe nur das Weib, das Geschlechtswesen, am Weibe nur das Geschlecht und vor lauter Sexus sehen sie nicht das Menschliche, das Individuelle, das Ich im Weibe. Sie messen das Weib mit dem Maßstabe des Sexus und ordnen das Gehirn des Weibes, entgegen den einfachsten anatomischen, physiologischen, biologischen Tatsachen seinem Sexualorgan unter, die Persönlichkeit des Weibes seiner geschlechtlichen Eigentümlichkeit, die doch nur ein Bruchteil der Persönlichkeit ist, und behaupten, die Persönlichkeit, das Ich des Weibes werde in seinem wesentlichen Bestande durch seine geschlechtliche Eigentümlichkeit bestimmt und sei davon vollständig abhängig!

Psyche, Intellekt, das Gehirn abhängig von einem Adnex des Organismus, abhängig vom Sexualorgan!! Wie, die Seele, der Intellekt, das Geistige ein — Adnex des Sexus? Beim Weibe, nur beim Weibe — warum nicht beim Manne? Wie? Das Ich unter der Knute des Sexus? Wie? Der Triumph des Geistigen über das Tierische ein Phantom, eine Einbildung? Beim Weibe, nur beim Weibe? Warum nicht auch beim Manne?

Wehe, wenn die sexuelle Bestie im Menschen aufheult, die Bande gesunder Instinkte zerreißt und zur Herrschaft gelangt — dann schweigt alles, Seele, Intellekt, das ganze gewaltige, heilige Ich, finstere, schweigende, brütende Nacht, alles, alles verdorrt und tot. Der glühende Odem des Sexus vernichtet alles. Jedes Leben, jede Persönlichkeit und jede Kultur muß der Herrschaft des Sexus weichen. Denn die Voraussetzung der Kultur ist die Persönlichkeit, die Individualität. Die Voraussetzung der Persönlichkeit ist das organisierte Leben. Die Voraussetzung des organisierten Lebens ist das organisierte Prinzip, die Kraft, der Geist. Dieses Prinzip ordnet sich im Haushalte des Organismus alles unter, alle Organe, auch den Sexus. Er ist ihm ein Mittel zur Erhaltung des Individuums, ein Faktor und eine Komponente unter den vielen Faktoren und Komponenten, deren Resultante das Individuum, die Persönlichkeit ist, nichts anderes. Ein Mittel zum Zweck — niemals Selbstzweck.

Es ist stets ein Symptom der Entartung, wenn eine der Komponenten eine führende Rolle im Organismus übernimmt und mehr Kräfte aufsaugt, als ihr ursprünglich zukommen — das organisierende Prinzip versagt, das labile Gleichgewicht des Organismus ist gestört, und er löst sich auf und zerfällt.

Die Herrschaft des Sexus ist stets ein Zeichen des Niedergangs. Das Individuum, dessen Sexus im Haushalte seines Organismus sozusagen eine führende bestimmende Rolle spielt, ist in der Entartung begriffen. Nationen, die sich der Führung des Sexus überlassen, sind dem Untergang geweiht. Roms Untergang stand bevor, als Venus vulgivaga das Zepter schwang. Griechenland und seine Schönheit versank, als es im Zeichen des Sexus stand. Und als das düstere Feuer schrankenloser Geschlechtslust Frankreich durchtobte, stürmte die rote Revolution heran und vernichtete, was noch geblieben war vom großen Frankreich und seiner großen Kultur.

Der Sexus, und das ist die Quintessenz meiner obigen Aufführungen, gibt niemals der Individualität das Gepräge, sondern er vernichtet sie, sobald er im Individuum zur Herrschaft gelangt und ihr das Gepräge aufdrücken will. Oder präziser gesagt, der Organismus ist schon im Zerfall, wenn der Sexus das Gepräge aufdrücken kann.

Es verstößt also gegen ganz einfache physiologische Gesetze, sozusagen gegen die physiologische Mathematik, das Weib aus dem recht beschränkten Gesichtswinkel des Sexuellen heraus zu beurteilen und zu bewerten und das in seiner ganzen Existenz, in seiner ganzen Persönlichkeit als von seiner geschlechtlichen Eigentümlichkeit, als vom Sexus abhängig zu erklären.

Die geschlechtliche Eigentümlichkeit ist, genau wie beim Manne, ein Teil des weiblichen Menschen und gibt seiner geschlechtlichen Persönlichkeit eine ganz bestimmte Färbung, sie ist aber niemals dieser weibliche Mensch selbst und wirkt niemals bestimmend auf die menschliche Persönlichkeit des Weibes, auf den Charakter. Es müßte dann ja auch einen ganz bestimmten und scharf abgegrenzten, in seinen Grenzen unverrückbaren „weiblichen" und „männlichen" Charakter geben, ganz spezifische weibliche und männliche Charaktereigenschaften, also Eigenschaften, die nur der Mann, aber niemals das Weib hätte und umgekehrt, Eigenschaften, die nur der Frau und niemals dem Manne zukämen.

Wo sind sie? — Wir finden alle Charaktereigenschaften unterschiedslos auf Mann und Weib verteilt.

Ein so tiefgreifender bestimmender Einfluß der Sexualsphäre in die menschliche, in die intellektuelle und seelische Sphäre, der Mann und Weib als menschliche Persönlichkeiten schied und in scharfen Gegensatz brächte, hätte, die Möglichkeit eines derartigen Einflusses einmal angenommen, zunächst zur Vorraussetzung, daß die sexuelle Anlage bei Mann und Weib prinzipiell verschieden wäre. Das ist, soweit unsere heutigen Kenntnisse und Erkenntnisse gehen, ausgeschlossen. Es gibt keinen wesentlichen Unterschied, es gibt in der Anlage kein prinzipiell männliches und prinzipiell weibliches Geschlecht.

Die sexuelle Uranlage ist bei beiden Geschlechtern ein und dieselbe. Professor Dr. O. Hertwig sagt in seinem „Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte" über diesen Gegenstand u. a. folgendes:

Seite 341. „Die erste Anlage des Urogenitalsystems ist in beiden Geschlechtern ein und dieselbe."

Seite 342. „Die ursprünglich in beiden Geschlechtern gleichartig angelegten Kanäle und Drüsen des Urogenitalsystems finden später im männlichen und weiblichen Geschlecht eine verschiedene Verwendung und eine teilweise Rückbildung."

Seite 343. „Die äußeren Geschlechtsteile entwickeln sich beim Mann und beim Weib aus einer gleichartigen Anlage."

Mann und Weib haben also genau dieselben Geschlechtsorgane in der Anlage. Später erst tritt eine geschlechtliche Differenzierung ein in der Weise, daß sich beim Weibe bezw. beim Manne die spezifisch weiblichen bezw. spezifisch männlichen Organe entwickeln, während die spezifisch männlichen bezw. weiblichen in der Norm, in der Entwicklung stehen bleiben oder sich zurückbilden. So z. B. die Gebärmutter des Weibes, die beim Manne allerdings sich nicht weiter entwickelt, aber bei ihm als „uterus masculinus" erhalten ist. Der Mann besitzt also auch eine Gebärmutter! —

Diese Organe nun, die sich beim Manne bezw. beim Weibe entwickeln, während sie bei dem andern Geschlecht nicht entwickelt werden, sind sämtlich Hülfsorgane, nicht das Hauptorgan, das eigentliche prinzipielle Geschlechtsorgan selbst, sie haben mithin keine prinzipielle Bedeutung. Bedeutung hat nur das Hauptorgan: die Sexual- oder Keimdrüse.

Die Keimdrüse, beim Weibe und Manne paarig angelegt und entwickelt, enthält die Keimzellen, die eigentlichen Geschlechtszellen, aus denen sich nach ihrer Kopulation im Uterus das neue Lebewesen entwickelt.

Die Keimdrüse nun, also das Wesentliche des männlichen und weiblichen Sexualapparates, ist in der Anlage einheitlich, unisexuell, nicht bisexuell. Es gibt in der Anlage keine spezifisch männliche und spezifisch weibliche Sexualdrüse, die sich wie die Hülfsorgane nur beim Weibe bezw. beim Manne entwickelt und beim andern Geschlecht rudimentär bleibt oder sich zurückbildet. Die Keimdrüse ist das, und zwar das einzige Organ der Sexualanlage, das sich bei Mann und Weib entwickelt, das bei beiden Geschlechtern ein und dasselbe ist und bleibt und bei beiden Geschlechtern in Funktion tritt und nicht wie die Hülfsorgane nur bei Weibe bezw. beim Manne sich entwickelt und funktioniert.

Je nach der Entwicklungsrichtung nun, die die embryonale Sexualanlage nimmt, nehmen die Zellelemente diese oder jene dem weiblichen oder männlichen Geschlecht eigentümliche Form an — was aber diese Entwicklungsrichtung bestimmt, darüber wissen wir gar nichts. Wäre sie bereits in der Uranlage gegeben, so wäre unverständlich, warum die sexuellen Hülfsorgane bisexuell angelegt sind, der Organismus also doch in seiner Anlage vorbereitet ist, sich sexuell entweder in der weiblichen oder in der männlichen Richtung zu entwickeln. Bei gegebener Entwicklungsrichtung müßte die Sexualdrüse natürlich schon in der Anlage einen ganz spezifisch männlichen oder weiblichen Charakter haben, das würde die bisexuelle Anlage der Hülfsorgane in einem Individuum überflüssig machen und bedingen, daß die geschlechtliche Anlage einen ganz spezifischen männlichen oder weiblichen Charakter hätte und daß sie in einem Individuum streng unisexuell wäre.

Man hat schon in einer Sexualdrüse männliche und weibliche Sexualzellen vereinigt gefunden — wie wäre das wissenschaftlich zu erklären, wenn der Geschlechtscharakter der Sexualdrüse schon in der Anlage bestimmt wäre und zwischen weiblicher und männlicher Sexualzelle ein prinzipieller Unterschied bestünde?!

Einen andern als den Formunterschied haben die Anatomen, Physiologen, Biologen mit allen wissenschaftlichen Hülfsmitteln zwischen männlichen und weiblichen Zellelementen auch nicht feststellen können — einen prinzipiellen auf keinen Fall. Daß ein solcher besteht, ist eo ipso ausgeschlossen. Die beiden Zellelemente sind zum Zwecke der Zeugung aufeinander angewiesen, sie bedingen einander und haben jedes für sich als Geschlechtzelle keinen Sinn und Wert. Was einander bedingt, kann nicht prinzipiell verschieden sein, das prinzipiell Verschiedene schließt sich wie These und Antithese aus.

Damit komme ich auf die Kreuzungs- und Deszendenztheorien und Tatsachen! Die stehen

in unlösbarem Widerspruch mit der Annahme von einer prinzipiellen Verschiedenheit der weiblichen und männlichen Sexualorgane, einer prinzipiellen Verschiedenheit von Mann und Weib überhaupt und ihrer menschlichen Persönlichkeiten. Was einander kreuzt und sich gegenseitig seine Eigenschaften vererbt, kann weder geschlechtlich noch bezüglich seiner andern Eigenschaften prinzipiell verschieden sein. Von diesem Standpunkte aus und vom Standpunkte einer physiologischen Mathematik überhaupt muß das Weib dem Manne an geistigen und körperlichen Kräften qualitativ und quantitativ gleich stehen. Der Mann stammt vom Weibe und Manne, auch das Weib. Beide sind also Resultanten der gleichen Komponenten, der gleichen Kräfte — wie ist ein qualitativer und quantitativer Unterschied denkbar — wie möglich? Wollen wir etwa auch hier, wie im sozialen Leben, bezüglich des Weibes physikalische, chemische, anatomische, physiologische — überhaupt biologische Ausnahmegesetze aufstellen? Die Natur tut es jedenfalls nicht. Sie arbeitet nach unabänderlichen, ehernen Gesetzen, die als ehernen Untergrund das eherne Gesetz der Zahl haben und die nicht auf einmal aus ihren ehernen Bahnen springen, weil es sich — um ein Weib, nur ein Weib handelt. Die Natur kennt bezüglich des Weibes kein „nur". Sie behandelt das Geschlecht bei Weib und Mann als eine Eigenschaft, die sie, wie die vielen andern Eigenschaften des Individuums, mögen sie nun seelischer, intellektueller oder körperlicher Natur sein, nach ihrem urewigen Gesetz der lebendigen Zahl, der physiologischen Mathematik sich vererben läßt, ohne ihr eine dominierende oder gar bestimmende Stellung im Organismus des Individuums zuzuerkennen.

Die Modifikationen, die sich beim Weibe im Verhältnis zum Manne finden, sind das künstliche Produkt des Milieus, das Produkt einer schiefen Erziehung, schiefer krankhafter Lebensbedingungen des Weibes, das Produkt tausendjähriger krankhafter Suggestionen und tausendjähriger Unterdrückung des Weibes — sie sind das Produkt einer tausendjährigen Herrschaft des männlichen Sexus über das Weib.

Diese Sexual-Herrschaft hat für das Weib ganz spezifische krankhafte Lebensbedingungen geschaffen, die entweder mit den sonstigen allgemeinen sozialen Übelständen nichts zu tun haben oder nur lose damit zusammenhängen.

Die Erziehung des Weibes ist nur auf eine sehr einseitige Entwicklung seiner moralischen, intellektuellen und körperlichen Kräfte gerichtet, überall stehen der Entwicklung des Weibes zur vollen abgerundeten Persönlichkeit soziale Ausnahmegesetze entgegen — eine körperliche, moralische und geistige Verkrüpplung des Weibes, eine Verkrüpplung seiner Persönlichkeit ist die unausbleibliche Folge. Das sind Kräfte, die von außen her mit Gewalt in die Entwicklung des Weibes eingreifen, diese Entwicklung hemmen, dem Weibe Kräfte rauben und so das Weib entwerten.

Das ist die Ursache der relativen geistigen, moralischen und körperlichen Rückständigkeit des Weibes, diese äußere Vergewaltigung, nicht aber eine dem Weibe immanente, in seiner Anlage begründete und durch seine Geschlechtseigenschaft gegebene Inferiorität. Nach der ganzen sozialen und persönlichen Stellung von Mann und Weib zueinander kann diese entwertende Kraft ihre Wurzeln nur in dem sexuellen Verhältnis von Mann und Weib, in der Herrschaft des männlichen Sexus über das Weib haben. In meiner Schrift „Das Weib, die Klerikalen und die Christlichsozialen" bin ich auf diesen Punkt des Näheren eingetreten und habe ausgeführt, daß diese Herrschaft sich nicht nur als schwerer Hemmschuh in Entwicklung und Leben des Weibes schiebt, sondern naturgemäß in die ganze Kultur.

Physiologisch ganz ausgeschlossen ist es, daß die weibliche Geschlechtsfunktion als solche Kräfte entzieht und dadurch das Weib körperlich und geistig entwertet. Die weibliche Geschlechtsfunktion ist etwas physiologisch Bedingtes und als solche etwas Gesundes. Denn das Physiologische ist das Gesunde an sich, das Kräfte umwertet, aber nicht Kräfte entzieht, nicht entkräftend wirkt.

Für die gesunde Frau sind die Menses keine Plage, sondern im Gegenteil ein Jungbrunnen, eine Kraft-, eine Regenerationsquelle, die Menses kommen ihr nur zum Bewußtsein durch eine wunderbare Steigerung der Lebenskräfte, die feurig, in mächtigem Drang durch alle Adern fluten. Plage? Welche gesunde Frau lächelte nicht?! Ähnlich ergeht es der gesunden Frau, die in ihrem Schoße und an ihrer Brust das Kind entwickelt. Sie weiß nichts von Plage und Leiden — sie fühlt nur in sich eine wunderbare Kraftentwicklung und Kraftvermehrung.

Es würde auch durchaus im Widerspruch stehen mit dem spezifisch physiologischen Charakter der Sexualdrüsen, wenn ihre Tätigkeit, wie sie in den Menses und der Erzeugung und Entwicklung des Kindes zum Ausdruck kommt, mit Plage und Leiden verbunden wäre. Die Sexualdrüsen sind Regenerationsorgane nicht nur in Bezug auf die Gattung, sondern auch in Bezug auf das Individuum.

Es ist einer der tollsten Widersprüche, den sich die Gelehrten bis heute geleistet haben, aus der geschlechtlichen Eigentümlichkeit des Weibes eine Schwäche, eine Inferiorität oder um in der Sprache des Herrn Möbius zu reden, einen — physiologischen Schwachsinn ab- oder herleiten zu wollen.

Das, was physiologisch, also eine gesunde Funktion des gesunden Organismus ist, kann nie eine Inferiorität, eine Schwäche oder einen „physiologischen Schwachsinn" erzeugen. Inferiorität, Schwäche, Schwachsinn sind Zustände, die dem Physiologischen scharf gegenüberstehen. Denn das Physiologische ist das Gesunde an sich, während Inferiorität, Schwäche, Schwachsinn nicht gesunde, also krankhafte, pathologische Zustände sind, Zustände also, die nicht physiologisch sind. Was physiologisch ist, ist nicht pathologisch und umgekehrt. Das Physiologische und Pathologische schließt sich gegenseitig aus — auch das ist These und Antithese. Handelt es sich nun gar, wie im vorliegenden Falle, um eine körperliche Eigenschaft, die in so eminenter und immanenter Weise physiologisch und regenerierend ist, wie die Sexualeigenschaft, dann wird es geradezu zur wissenschaftlichen Blasphemie, aus der geschlechtlichen Eigentümlichkeit des Weibes eine Inferiorität, eine Schwäche oder gar einen „physiologischen Schwachsinn" ableiten zu wollen.

Was ist überhaupt „physiologischer Schwachsinn"? Nach dem Vorhergesagten ein begriffliches Monstrum, weiter nichts. Einen physiologischen, also physiologisch bedingten Schwachsinn gibt es nicht. Es gibt nur einen Schwachsinn. Der Schwachsinn ist stets pathologisch, d. h. durch pathologische Zustände bedingt, nie durch physiologische. Da sich das Physiologische und Pathologische gegenseitig ausschließen, schließen einander auch Physiologisch und Schwachsinn aus. Nein, Herr Möbius, hier hört die Wissenschaft ganz entschieden auf und — ich will höflich bleiben, Herr Möbius — die Subjektivität, eine sehr starke Subjektivität des Urteils fängt an.

Das geht leider vielen Naturwissenschaftlern und Medizinern so. Vor lauter Bäumen sehen sie nicht den Wald — vor lauter Subjektivität nicht, wie die Dinge wirklich liegen. Nein, Herr Möbius, das Weib ist nicht schwach, nicht inferior, nicht „physiologisch schwachsinnig", aber das Weib ist krank — es leidet zu sehr unter der Herrschaft des männlichen Sexus. Und das Weib, das von Menses geplagt wird und unter der Erzeugung und Entwicklung des Kindes leidet — dieses Weib ist krank, dieses Weib ist schwach und inferior, aber nur weil es krank ist, nicht weil es ein Weib ist, nicht infolge seiner geschlechtlichen Eigentümlichkeit.

Das könnten die Anatomen, die Physiologen, die Biologen, die Mediziner und alle andern Wissenschaftler wissen. Das sollten sie sehen, sehen, daß alle jene dem Weibe angeblich als Weib eigentümlichen Zustände von Schwäche und Inferiorität nichts anderes sind als pathologische Zustände, die dem Weibe als Geschlechtswesen durchaus nicht eigentümlich sind, weil sie physiologisch unmöglich sind. Sie sollten sehen, daß die Verhältnisse, in denen das Weib lebt, die Ausnahmegesetze, unter denen das Weib steht, inferior, schwach und krankhaft sind und diese Verhältnisse und Ausnahmegesetze es sind, die das Weib schwach, inferior d. h. krank machen und erhalten.

Es ist beschämend, aber es ist Tatsache — sie sehen es nicht. Ja, sie begehen die Ungeheuerlichkeit, vom kranken Weibe auf das gesunde Weib und seine Eigenschaften zu schließen oder präziser gesagt, das kranke Weib als physiologische Norm aufzufassen, als Weib an sich, es mit all seinen pathologisch, aber nicht physiologisch bedingten Leiden und Jämmerlichkeiten zu beschreiben, dem Publikum vorzuführen und mit wissenschaftlichem Nachdruck zu erklären: das ist das Weib.

Ich gebe zu, daß die Herren Gelehrten es in ihren Anatomien, Laboratorien, Kliniken usw. fast ausschließlich mit dem kranken Weibe zu tun haben, und daß das gesunde Weib in der Minorität und für viele Gelehrte sicherlich eine terra incognita ist — aber, rechtfertigt das die unwissenschaftliche Methode in Sachen des Weibes? Nein. Es legt dem Laien nur die Ansicht nahe, daß die Gelehrten unter sotanen Umständen dann doch wohl recht ungeeignet sein dürften, am Feminismus und der Emanzipation des Weibes überhaupt Kritik zu üben. Sie kennen ja gar nicht das Weib an sich, das gesunde Weib — und jede wissenschaftliche Methode lassen sie im Stich. Also? —

Das zeigt sich auch dabei, welche Hülfsmittel sie heranziehen, um ihre Theorien oder Hypothesen vom „physiologischen Schwachsinn" des Weibes zu stützen und in der sophistischen Art, wie sie diese anwenden und für ihren Zweck mit aller Gewalt präparieren.

Ich will hier nur auf die so sehr beliebten Schädel- und Gehirndeutungen hinweisen, die im männlichen Heldenkampf gegen die Emanzipation des Weibes namens der Wissenschaft verbrochen werden, um mit fliegenden Fahnen und stolzem Siegergesicht über die einfachen, logischen und physiologischen Forderungen des Weibes nach Freiheit, Luft und Licht, die das Weib im Namen der Wissenschaft, im Namen einer freien, natürlichen Entwicklung stellt, hinwegzustampfen.

Was wissen wir denn tatsächlich vom Gehirn, seinem Bau und seiner Physiologie, was von seiner feineren Struktur, seiner Chemie, seiner Physik, was von seiner feineren physiologisch-psychologischen Mathematik? Herzlich wenig.

Welche Kühnheit, angesichts dieses umfangreichen Wissens, vom Gewicht des Gehirns und

von problematischen Gewichtsdifferenzen oder gar von der Form des Schädels, der knöchernen Hülle auf die Qualität des Gehirns und von problematischen Verschiedenheiten in der Form des weiblichen und männlichen Schädels auf Inferiorität des Weibes und Superiorität des Mannes schließen zu wollen! Auch hier hört entschieden die Wissenschaftlichkeit vollständig auf, und die wissenschaftliche Pfuscherei beginnt.

Wir stecken alle noch zu sehr im Sexuellen. Zu sehr in der sexuellen Wertung rein menschlicher Dinge. Viel zu oft legen wir daran noch den Maßstab des Sexuellen. Daraus fließt zu allermeist auch die schiefe Beurteilung der Frau und der Frauenemanzipation. Frei vom Sexus — das tut not. Was, ich wäre eine Verächterin des Sexuellen? Nein, gewiß nicht. Das war ich nie. Als Weib, als Mensch, als Medizinerin weiß ich das Sexuelle als Faktor des gesunden Lebens zu schätzen. Ich bin nur eine Verächterin und Gegnerin jeder Art unnatürlichen Geschlechtslebens. Unnatürlich nenne ich jede Art, die über die physiologischen Grenzen, das physiologische, natürliche Maß hinausgeht, — jede Art, die sich gegen die Gesundheit richtet, die mithin zu pathologischen Zuständen, zur Entartung, zur Herrschaft des normalen oder anormalen Sexus führt.

Zum Schluß habe ich die wissenschaftliche Frage aufzuwerfen: Haben die Gelehrten eigentlich Weib und Mann unter die gleichen experimentellen Voraussetzungen, also gleichen Lebensbedingungen, gleiche Erziehung usw. gesetzt und dann auf ihre geistige und körperliche Leistungsfähigkeit geprüft? Nein! Nun, bitte, so lange schweige man. Wenigstens gebe man nicht die subjektiven Resultate einer beschränkten, einer sehr beschränkten Subjektivität als objektive Resultate wissenschaftlicher Forschung aus.



# Ungarische Lyrik

von Marcel Arpad

Die goldene Romantik ist in der magyarischen Versdichtung — trotz alles modernen Gehabens in den Prosaschöpfungen — noch lange nicht ausgestorben. Ja, just währenddem in den übrigen Litteraturgebieten der Realismus emporschoß, blühte und verblühte, trieb in Ungarn die alte romantische Poesie wieder einmal neue, herrliche Knospen. Fast spurlos ist das zersetzende Wesen der „modernen Lyrik“ an der ungarischen Lyrik vorübergegangen. Und es ist nachgerade zum Erstaunen, wenn man bedenkt, daß doch die magyarische Geisteskultur lediglich Deutschland und Deutschlands Bestrebungen in erster Linie zum Vorbilde hat, und daß sie sonst sicherlich nichts weniger denn reserviert bemerkenswerteren auswärtigen Erscheinungen gegenübersteht.

Dieses sonderbare Phänomen nun hat hauptsächlich darin seine tiefere Ursache, daß die ungarische Kunstlyrik bis zum heutigen Tage ihre vornehmsten Kräfte dem alten magyarischen Volksliede entlehnt, das in den breiten Schichten des Volkes in ursprünglicher Frische fortlebt, fortsprießt, ja, daselbst sogar neue Blüten treibt! Und es hieße das ungarische Gemütsleben zerstören suchen, die Denkungsart des Magyaren von Grund aus umstürzen, wollte man seine freie lyrische Dichtung neuen, erzwungenen Formen anpassen, sie in gekünstelte Darstellungs- und Gefühlsschablonen von oft ganz absonderlicher Komposition hineinpressen, wie sie doch nur allzusehr — was ja die Folge bewiesen hat — der jeweiligen Mode unterworfen und damit rückhaltslos dem Zahn der Zeit ausgeliefert sind. Und daher kommt es, wenn man gegenwärtig — während im benachbarten Deutschland die „moderne Lyrik“ und deren Auswüchse allgemach abwirtschaften — in der zeitgenössischen Dichtung Ungarns nichts von alledem verspürt, ja, im Gegenteil, es erscheint beinahe sonderbar, daß gerade jetzt die altehrwürdige Gemütslyrik mit ihren Phantasmagorieen und poetisch verklärten Gestaltungen von neuem in vollem Glanze wiedererwacht.

Die allerjüngsten Jahre haben der ungarischen Dichtung eine ganze Reihe der herrlichsten lyrischen Perlen geschenkt. Es sind Talente aufgetaucht, die weit über das Mittelmaß des Landläufigen in der Poesie hinausreichen, und bei denen man daher nicht etwa — wie bei einer ganzen Reihe der modernen deutschen Kartell-Poeten — gewaltig ein Auge zudrücken muß, will man nicht nachgerade riskieren, als Ungläubiger verschrieen zu werden.

Einer der besten unter den zeitgenössischen Lyrikern ist Géza Gárdonyi, der in Deutschland bisher nur als Dramatiker gekannt ist, seitdem sein Volksstück „Der Wein“ im Wiener Deutschen Volkstheater einen ehrlichen Erfolg davontrug.

Gárdonyi steht mit der primitiven, dafür aber um so treffsichereren Gedankenwelt, dem kunstlosen, aber innigen Gefühlsleben des unverdorbenen Volkes im allerengsten Kontakt, indem er in des Volkes Mitte auf dem flachen Lande lebt; und so wird es ihm auch möglich, uns das zu bieten, was dem inmitten des nüchternen Häusermeeres der Großstadt wohnenden Dichter nimmer gelingen wird: das Natürliche und Unverfälschte, das taufrische Gemüt und den biederen Geist des Volkes. Und jene gutherzige Frömmigkeit, jener gereifte Seelenfriede ist es, die uns seine Lyrik so ansprechend machen. Nichts vom trocken Psychologischen und nüchtern Sententiösen tritt uns in diesen Liedern entgegen; denn eine lebensvolle Reflexion, ungemein schlicht in der Erfindung, dabei über jegliche Banalität hoch erhaben, erschließt in unserem Innern den reichen Schatz jener redlichen Denkungsart, die am Grunde einer jeglichen Seele — freilich nur zu oft überwuchert von den muffigen Gespinsten des rücksichtslosen Lebenshastens — gleich einer guten Fee im Banne des Schlafes ruht. Und dieses Dichters Kunst bringt es zuwege, daß alle jene oft jahrelang in uns schlummernden Gefühle bei seinen Versen spontan wiedererwachen. Denn Gárdonyi schöpft an der Quelle; und daher ist auch seine Lyrik so ungemein subtil und ans Herze greifend. Welche längst verhallten Erinnerungen steigen nicht aus jeder Seele zum Bewußtsein empor, wenn der Dichter von der geheimnisvollen „Nacht an der Theiß" zu singen anhebt:

Aufgegangen ist der Mond am Tissastrand.
Friede lagert auf dem Wasser, überm Land.
Unterhalb der Insel treibt ein Fischerkahn,
Und die Wellen wiegen ihn auf stiller Bahn.

In der Barke drin, bei hellem Mondenschein,
Sitzt ein Fischerknabe, einsam und allein,
Einsam sitzt er, bläst die Flöte wunderbar,
Und die Töne rauschen in die Nacht so klar.

Überm Wasser spielt das graue Dämmerlicht
Wie ein Bahrtuch, das von teuern Toten spricht;
Und die Sternlein, die da flimmern weit und breit,
Hauchen einen Gruß der fernen Ewigkeit.

Oh, vielleicht seit altersgrauer Ahnenzeit
Ruht in jener Tiefe, in Vergessenheit,
Ein gar mächtger König, einst ein starker Mann;
Über ihn treibt nun der morsche Fischerkahn.

Hellen Goldes ist sein schmucker Totenschrein,
Silbern, erzern, schließen ihn zwei Hüllen ein.
Und in dieses dreifach starken Sarges Ruh
Horcht der tote König jetzt dem Liedchen zu.

Und mag er nun die Liebe besingen, den häuslichen Herd preisen, Eintracht und Friede verhimmlichen, Glück und Genügsamkeit vergöttern, oder aber vielleicht in die weite Pußta hinausjubeln und den Abendfrieden am rauschenden Fluß mit all den süßen Wonnen des dolce far niente ausmalen, er bleibt stets echt und innig, treu und wahr — und das ist bekanntlich fast mehr, als man einem Dichter überhaupt zuzumuten sich getraut. Und, welche Saite er auch immer an seiner Leier anschlagen mag, sie bringt in unserer Seele Töne zum erklingen, deren Akkord uns erheben, beseligen muß.

Seine Lieblingsbilder holt sich Gárdonyi immer wieder aus der freien Gottesnatur, eine Vorliebe, die seiner Lyrik nicht die schlechtesten Töne beimischt. Denn, die freie Gotteswelt verehrt dieser schlichte Poet mehr denn alles — als all das, was anderen, fürs nüchterne Prosaische und Materielle erschaffenen Erdensöhnen vielleicht das wahre Ideal erscheinen mag . . .

Gárdonyis Kunst völlig ebenbürtig ist die feinpsychologische Lyrik des vor zwei Jahren in noch jugendlichem Alter dahingegangenen bedeutenden Poeten Emil Makai, auf dessen reiches Können man große Erwartungen gesetzt hatte. Seine von unerschöpflichem Talente zeugende Kunst war von einer Art, die bezwingen, bezaubern mußte, denn wahrhaft echte, goldene Romantik, leise gedämpft durch einen leicht spielenden, dennoch aus dem tiefsten Busen dringenden Pessimismus, stimmte ihm die Saiten seiner Leier. Unter der jüngeren Dichtergeneration findet sich kein zweiter, der so tief innerliche, dabei so redlich menschliche Herzenstöne zu geben vermocht hätte; denn nur er verstand es, heranstürmende Gefühle und bezwingende Leidenschaften zu zähmen, sie in einer nachgerade bannenden Weise unseren Sinnen zu verdolmetschen. Sein klarer Verstand, sein offenes Künstlerauge sah nur zu ehrlich der Dinge tieferes Wesen, und darum mischte, ob aller Wehmut und Trostlosigkeit, dennoch ein sonniger Seelenfriede die Farben seiner Palette. Wir könnten sein Schaffen am zutreffendsten mit jenem des nicht minder früh von uns geschiedenen Ludwig Jacobowski vergleichen, nur ist es um vieles ungekünstelter, schlichter und damit inniger als das Jacobowskis.

Emil Makai hat uns in seinen „Liedern an Margit" manchen Edelstein von bleibendem Werte übermacht. Glänzende, stimmungsvolle Verse besingen die Geliebte, die aus den mächtigen Erkerfenstern ihres Palastes, im Zentrum der Großstadt gelegen, hinabblickt auf den armen Dichter drunten in der Tiefe, der sich da härmt und in Gluten verzehrt, dabei gar nicht inne wird, wie ihn das

wogende Leben der mächtigen Verkehrsader gleich einem Knäuel hin- und hergeschleudert. Der arme Poet, er quält sich ab mit seiner Sehnsucht, indes sie fein lächelnd herabblickt, mit sich selbstzufrieden, wohlig eingelullt und warm gebettet in ihrem Reichtume — für eine arme Dichterseele höchstens im Traume erreichbar ist. Ein moderner Romantiker, der in der City, inmitten des wogenden materiellen Lebenskampfes, der nüchtern hastenden Alltagswelt noch Lust und Muße findet, die unerreichbare Angebetete zu besingen, gleich dem Troubadour, dem die ferne Geliebte von den hohen Zinnen des weit ins Land hineinragenden Felsenschlosses mild lächelnd den Dank der Minne zollte. Und dennoch war Makai kein eitler Phantast, kein sinnbetörter Schwärmer. Seine sehnende Liebe war ihm wohl einer seiner süßesten Träume, aber, er suchte sichs nicht zu verhehlen, daß das moderne Dasein noch viel höhere Ideale darbietet denn erfüllte Minne. Doch, bei all seiner Klugheit, ist er von der Nichtigkeit alles Irdischen um so überzeugter. Und er offenbart uns seine ganze Seele, wenn er in seinen „Liedern an Margit“ offen bekennt:

Wenn auf grünem, blumigen Anger
Ein Schatten niederrauscht,
Da wird all das knospende Leben
In Wüstengrau vertauscht.
Und wenn dann das Leben zur Ruh geht
Herab sinkt die stille Nacht,
Ich weiß es, ein Traum ist das Liebste —
Das Sehnen, die Leidenschaft.

Auch ein anderer bedeutender Lyriker ist kürzlich zu Grabe getragen worden: Ludwig Bartók. Kein Junger mehr, war er trotzdem immer noch einer der Besten, deren die ungarische Lyrik bis zum Tage aufzuweisen hatte. Die kurz vor seinem Tode gesammelt erschienenen Poesien „Hoffnung und Erinnerung“ (Remény, emlékezet) geben von einer ungemein leichtbeschwingten, zartgestimmten Seele Kunde. Diese jüngsten und zugleich letzten Dichtungen Bartóks sind im Laufe des letzten Jahrzehnts seines Lebens (1891—1901) entstanden und zeichnen sich gleich seinen „Neueren Gedichten“ durch ebensoviel Temperament als bezwingenden Gedankenreichtum aus. Einige seiner erzählenden Dichtungen sind kleine Meisterwerke ihrer Art, die auf einen dauernden Wert zu rechnen haben.

Als der treueste Sänger der Heimat, der Pußta, der Niederung, wird Michael Szabolcska bezeichnet, ein Vollblut-Poet, der selbst den allersimpelsten Erscheinungen die poetische Seite abzugewinnen versteht. Deshalb hat ihn auch die gesamte Nation so sehr ins Herz geschlossen. Er ist Gefühlspoet, Stimmungsmaler, in der Art seiner Inspiration unserm Lenau vergleichbar, jedoch sonnig hell und minder Epiker denn dieser. Seine Lyrik tritt uns aus den „Versen“ in einer lebensfrohen, munteren Ausdrucksfähigkeit entgegen, leicht abgetönt durch eine sanft melancholische Beschaulichkeit — einem spezifisch magyarischen Zuge, der erst recht den wahren poetischen Genuß vermittelt. In seinen gesammelten „Gedichten“ bevorzugt Szabolcska vielfach die bereits vorhin erwähnte, breit ausgeführte Stimmungsmalerei. Die Natur, die Landschaft, der Himmel, die Ferne bieten ihm die vornehmsten Sujets der Betrachtung. Warmes Menschenleben pulsiert dabei in allem. Sei es das poesievolle Abendgeläute des Dorfkirchleins, das durch die laue Sommernacht in die Tiefebene hinaustönt, oder das wimmernde Totenglöckchen, das in taufrischer Gottesfrühe seine Tränenklage anhebt, der dumpf glucksende Fluß, der träge sich durch die Niederung schleicht, der wogende Acker voll goldener Ähren im Abendsonnenschein, der Wirbelsturm, der dem Wanderer eisig durch Mark und Bein dringt, oder aber vielleicht das zittrige Bild einer unendlich schönen Fata Morgana am fernen Horizonte — er weiß ein jedes vor unserem Auge zu entwickeln, zu beleben, poetisch zu verklären. Denn er fühlt mit dem Blute des Ungars, dem Natur und Erziehung in gleicher Weise die Schwärmerei in die Seele gelegt, die träumerisch-wonnige Beschaulichkeit eingeimpft haben. Daß übrigens auch der biedere Humor, der so oft das ungarische Volkslied auszeichnet, seiner Kunst gleichfalls nicht abgeht, mögen einige Verse bezeugen, darin er die Art des Deutschen zu der des Magyaren recht drastisch in Vergleich zieht:

In der Salzburger Kneipe.

Nicht am Tissastrand ist diese Schenk gelegen,
Drin gibts bleiches Bier, nicht roten Saft der Reben,
An dem großen Tische sitzen Schwabenjungen,
Und ein Werkel leiert
In ganz fremden Zungen.

Fließt das Bier, die Rede, bis sie sich zerzanken,
Freunde, Raufgenossen zu einander wanken;
Und dann gibts ein Balgen, Ringen, Rennen, Laufen,
Bei des Werkels Tönen —
Dreschen sie und raufen.

Wäre diese Schenk am Tissastrand zu Hause,
Gäb es von den Mädels weniger Geflause;
Was dort fließen würde, anders würds verschlungen,
Und herinn, zu bald nur,
Gäb's bloß einen Jungen!

Schade, daß Szabolcskas Lyrik bisher noch keinen deutschen Übersetzer gefunden hat. In ihr

ist Sentimentalität, Humor und Geist in gleicher Weise verteilt, und ein warmes Gemüt belebt sie in einer Art, die jedem Deutschen zusagen muß.

Deutschland kennt bisher von den Koryphäen der ungarischen Lyrik eigentlich nur den Namen eines einzigen, den Alexander Petöfis. Und dennoch hat das ungarische Schrifttum auf poetischem Gebiete nicht wenige duftende Blüten und frisch knospende Erfolge aufzuweisen, die Anspruch haben würden, auch auswärts gekannt zu sein. Arany, Vörösmarty, Eötvos, Kisfaludy u. a. sind Namen, die jedem Kenner der ungarischen Poesie ans Herz gewachsen sind, und denen sich so manche der zeitgenössischen Lyriker würdig anreihen. Denn die ungarische Lyrik ist immer noch — und dies sicherlich nur zu ihrem Vorteile — von jenem echten poetischen Geiste getränkt, der anderen Litteraturgebieten im Zeitalter der alles zersetzenden „modern lyrischen Bestrebungen" leider vielfach abhanden gekommen ist.



# Der neueste Schlaf

Das war ein unerquicklicher Streit, der die beiden Litteraturbrüder Schlaf und Holz auseinandergetrieben hat, und jedem Kunstfreund war er sicher zuwider und verhaßt. Aber deshalb werden doch die, die die Kunst lieben — und gerade weil sie sie lieben — weder vor den Vorzügen des einen noch vor denen des andern mißmutig die Augen schließen und dem prächtigen, aber sehr leicht erregbaren und dann weit über das Ziel schießenden Holz Äußerungen zugute halten, die er, zumal da sie so ohne Mühe zu widerlegen sind, bei ruhiger Überlegung kaum getan hätte. Holz ist immer noch der tüchtige Kerl von einst, das bewies er neuerdings durch seine Lieder auf einer alten Laute. Und Schlaf? Der Schlaf, dem Holz ein kleines Irresein andichtete, entkräftete Holzens peinliche Behauptungen vollständig dadurch, daß er mit zwei neuen Werken vors Publikum trat. Das eine ist eine Novellensammlung, sie hat den Titel „Der Narr und anderes". Das andere ist ein Roman, der „Peter Boies Freite" heißt. Und beide zeigen Schlafs Können auf der alten Höhe. Und noch mehr. Sie weisen bereits Züge auf, die auf eine stetige und steigende Entwicklung Schlafs deuten lassen. Es ist die Methode der Geschichtschreiber, eine Persönlichkeit in einen Kasten zu sperren und dann dem Kasten eine Etikette aufzukleben. Sie tun das, damit System in die Sache kommt. Und da besagt nun die Aufschrift auf Schlafs Kasten, daß Schlaf ein Naturalist sei, ein bis ins kleinlichste gehender Schilderer und in Konsequenz davon ein Seelentüftler. Das ist ja nicht falsch. Aber ich denke, daß noch ein gut Stück der Schlafschen Persönlichkeit aus diesem Kasten herausragt, auf das die Aufschrift nicht mehr angewendet werden kann. Ich mag nicht in den Fehler fallen und das Stück wieder für sich etikettieren. Jedenfalls ist Schlaf nicht nur der Naturalist, der Kleinigkeitskrämer, dessen Kraft sich in minutiösen Bildern, dessen Kunst sich in sorgsamer und um alles in der Welt genauer Pinselführung ausgibt, er ist auch und vor allem ein Dichter, dem der „große Zug" nicht fehlt. Immer mehr neigt seine Darstellung zu großzügiger Betrachtungsweise. Ansonsten schreibt man nicht einen Romancyklus, der die eigne Weltanschauung wiedergeben soll und dessen letzter und gelungenster Band eben Peter Boies Freite ist. Ich bin der Ansicht, daß dem Publikum die Art eines Künstlers besser durch ihn selbst als durch alle Rederei klar wird, ich liebe Schlaf und möchte, daß ihn andere lieben, wie er ist und nicht, wie ich ihn sehe, obwohl er so auch sein kann. Also möge seine Kunst für ihn sprechen. Ich habe mit schwerem Herzen davon Abstand genommen, aus dem Roman Peter Boies Freite hier als Probe die geradezu einzig herrliche Badeszene wiederzugeben. Aus guten Gründen. Erstens ist es eine mißliche Sache, aus einem wohlabgerundeten Ganzen einen Teil herauszuschälen und ihn für sich wirken zu lassen, und zweitens werden viele meinen, daß Schlaf in der Badeszene mit der Melodei ein wenig gar zu frei schalte. Es hat da wenig auf sich, daß ich diese Badeszene für das prachtvollste und reinste halte, für eine der wunderbarsten Schilderungen seligster Sinnenfreude am Nackten und köstlich Menschlichen, das im Zusammenhang gelesen kaum jemanden auf widrige Gedanken geraten lassen könnte. Er sei denn . . . Den Reinen ist alles rein, den Schweinen ist alles Schwein. Aus dem Zusammenhang gerissen, würde aber diese Badeszene sicherlich bei zartbesaiteten Naturen Anstoß erregen. Und da lasse ich lieber die Hand davon, bringe hier lieber eine Novelle von Schlaf, die mir der Verleger gütig überlassen hat, die in sich vollständig ist und die jedem, der Augen hat zu sehen und die Fähigkeit hat zu lesen, vors Bewußtsein führen wird, daß wir von Schlaf noch ganz anderes zu erwarten haben, als uns Holzens — er verzeihe mir — Unkengeschrei in Aussicht gestellt hat.

H.

# Nebel von Johannes Schlaf

Es war zwischen fünf und sechs Uhr abends. Eduard Grumkow wankte, vom Belle Alliance-Platze her, die Friedrichstraße hinauf. — Noch vor einem halben Jahre hatte er dort unten am Eingang des Apollo-Theaters mit seinem Zündholzkasten gestanden und gute Geschäfte gemacht. Denn ein großer Teil des Publikums, das hier verkehrte, kannte ihn entweder persönlich oder wußte von seiner, gerade an diesem Orte interessanten Lebensgeschichte durch Hörensagen und ließ seinen alten Ede nicht umkommen.

Denn zu seiner Zeit war er ein flotter Galantuomo gewesen, ein Lebemann und Schwerenöter, der in den Kreisen der Berliner Halbwelt seiner Gutmütigkeit und seiner unverwüstlichen Laune halber ausnehmend beliebt war. — Seines Be-

rufes war er ein Kaufmann. Teils vermöge seiner Intelligenz, vielleicht aber auch weil er das Glück hatte, Sohn und Erbe eines Millionärs zu sein, hatte er es in seinem vierundzwanzigsten Jahre bereits zum Prokuristen gebracht. In seinem dreißigsten war dann Papa Grumkow mit dem Tode abgegangen, und der brave Ede war mit einem Schlage Dreimarkmillionär.

Von nun an hatte Ede so recht eigentlich erst freies Fahrwasser, und so segelte er denn auch munter drauf los. — Immerhin ließ es sich an. Bis er drei Jahre drauf an die rote Lucie geriet. Die rote Lucie war ein langaufgeschossenes Weib mit eckigen Hüften und einem Gummibusen; mit großen, kalten, rotbraunen Augen in einem weißgepuderten Pferdegesicht unter einem mächtigen Wirrbusch brandroter Haare. Freilich mochte ja nun wohl unter Kennern ihre geradezu stupende Raffiniertheit schon eine Talermillion wert sein, zumal sie ihre Künste mit einer leidenschaftslosen Gelassenheit betrieb, in der der gute Ede, der leider nicht ohne Phantasie war, die tiefere Eigenschaft einer genialen Welt- und Lebensverachtung witterte. — Dieser liebenswürdige Irrtum brachte ihn im Zeitraum eines Jahres um seine Million und für das nächste Jahr ins Hospital.

Nach abermals drei Jahren stand Ede am Eingang des Apollo-Theaters und verkaufte „schwedische Sturm- und Wachsstreichhölzer“.

Das ging so ein paar Jahre, und er hatte dabei sein Auskommen. Schade, daß er anfing zu trinken. Er hätte beste Aussicht gehabt, zum beliebten und wohlsituierten Original zu avancieren; aber der Alkohol fing an, ihn dumm zu machen. Zudem begann er sich in seinem Äußeren zu vernachlässigen. Und wenn er nun mit seinem struppigen Bart und seinem schmutzigen, zerrissenen Überrock, der womöglich die Spuren vom letzten Rinnstein trug, in dem er die letzte Nacht gelegen, unter der elektrischen Kugel am Portal stand und seine parfümierten Wohltäterinnen mit seinem Alkoholatem anhauchte, fanden sie, die bis dahin dem braven Invaliden der Liebe nichts hatten abkommen lassen, das unmoralisch und entzogen ihm ihre Gunst.

Von da an war der gute Ede zusehends vertroddelt. Jetzt war es Herbst und Ede ging mit dem Lumpensack.

Die letzte Nacht hatte er in der Gegend des Schlesischen Bahnhofes kampiert. Es war eine rauhe, neblige Nacht gewesen. Mit steifen Gliedern und reifüberzogen hatte er sich aufgerappelt und, nachdem er aus Vergeßlichkeit seinen Lumpensack preisgegeben, sich instinktiv dem Zentrum, dem Tummelplatz seiner ehemaligen verliebten Abenteuer, zugewandt. Zum Glück hatte er noch einen letzten Nickel gefunden, für den er sich in der nächsten „Destille“ ein wenig auftaute. — Aber es wurde ihm nicht viel besser. Er spürte so ein sonderbares Zittern in den Gliedern und zuweilen war ihm, als packten ihn unversehens unsichtbare Hände hinten am Rücken und wollten ihn im Kreise herumwirbeln.

Mühsam schleppte er sich durch die Straßen, die mit ihrem Lärm seine Nerven und sein armes bißchen Gehirn schwindeln machten.

Wie durch einen Nebel schleppte er sich vorwärts. Um die Augen und die Nase, die schlaffen, gedunsenen Backen herunter, in denen ein leises Vibrieren war, spürte er ein merkwürdiges fades Gefühl, und in der Herzgegend ging es ihm durcheinander wie feine eisige Ströme, von denen ab und zu es ihm mit einem plötzlichen Ruck und einem jähen Schreck in das müde Gehirn fuhr. — Aber die Sonne schien hell am klaren Himmel, und wie der Tag vorrückte und sich erwärmte, ward ihm ein wenig besser; und als er nun gar in das Getriebe und die Atmosphäre seiner geliebten Friedrichstraße geriet, bekam er beinahe so etwas wie Haltung.

Äußerlich war er die schnurrigste Ruine seiner Vergangenheit. Auf seinem dicken Kopfe trug er einen alten perlgrauen Cylinder, französische Façon, den ihm gelegentlich, vielleicht in einem Anfall von Humor, eine mitleidige Seele geschenkt hatte. Sein dicker untersetzter Körper stak in einem gelbgrauen Herbstüberzieher. Er hatte die Hälfte seiner Knöpfe verloren und war oben am Halse, um den ein unsagbar verblichenes, grünseidenes Halstuch geschlungen war, mit einem Bindfaden zusammengebunden. Verschmutzt war er von all den Nachtquartieren im Freien und zerrissen; aber seine Schultern waren wattiert und sein Saum reichte Ede bis weit über die Waden herab. Ede trug gelbe Schnürschuhe, die mit Bindfaden zusammengehalten waren, und um die die Sohlen in Fetzen hingen. Sein gelbes Gesicht war schmutzig und gedunsen und von Falten zerfurcht. Unter den etwas vortretenden braunen Augen hatten sich von feinen Fältchen zerknitterte Säcke gebildet und nach den Schläfen herüber zogen sich Krähenfüße, die seinem versumpften Gesicht einen letzten Schein von Gutmütigkeit und Humor gaben. Unter der umfangreichen, lang herabgebogenen Nase hatte er einen dicken, schwarzen Schnurrbart, dessen Spitzen sich unverwüstlich nach oben gewöhnt. Die grau melierten schwarzen Haare bogen sich in zwei dunklen, freilich recht derangierten Sechsen in die Schläfe hinein; dicke schwarze Brauen sträubten sich über den Augen.

Es hungerte ihn; aber so miserabel war ihm zu Mute, daß er nicht die Energie fand, zu betteln. Am Nachmittag brachte er sich nicht mehr vorwärts und kauerte sich in einen Torgang in der Nähe seines geliebten Apollotheaters nieder, bis zu dem er sich instinktmäßig hingeschleppt hatte. Dort erkannte ihn ein vorübergehender Mime und warf ihm eine Mark zu.

Ede hatte eben wieder einen Anfall des merkwürdigen Schreckens gespürt, der ihm vorhin schon ein paarmal von der Herzgegend nach dem Kopf geschauert war; er war aus seinem stumpfen Brüten aufgefahren, und da hatte er das Geldstück in seinem Schoße liegen sehen. Mühsam hob er seinen zitternden Kopf und glotzte umher. Er begriff nicht, wie das schöne blanke Geldstück so mit einem Male hergekommen war. Langsam, nach ein paar mißglückten Versuchen bekam er es endlich zwischen seine dicken, zittrigen Finger und hob es gegen die Augen.

Sie fingen an sich zu beleben. Ede begriff. Ein Markstück! Jawohl ein richtiges, echtes, funkelnagelneues Markstück. — Noch einmal hob er seinen zittrigen Kopf und starrte umher. Aber nur ein bunter Nebel von Gestalten, Farben und Geräuschen zog an ihm vorüber. Niemand, der in seiner Nähe war und sich um ihn bekümmert hätte.

Und wieder starrte er das schöne, runde, blanke Geldstück an. Wie einen Talisman, wie ein Katholik die wundertätige Reliquie eines Heiligen. Unklar regten sich in seinem Gehirn allerlei angenehme Vorstellungen. Sein jagender, schnaufender Atem ging in ein kurzes, rasselndes Lachen über; seine Augenlider wulsteten sich mit unzähligen behaglichen Fältchen zusammen; wie elektrische Ströme ging es ihm durch die Nerven.

Und mit einem Mal tauchte in seinem müden Gehirn die Gewißheit auf, er lebe noch mitten in seinen guten Zeiten.

Er fing an zu krabbeln, bis er sich glücklich auf seinen dicken kurzen Beinen hatte. — Ah, völlig stramm und schneidig, durchaus komfortabel fühlte er sich. Er war mit einem Mal so bei Laune, daß er beschloß, sich eine Importe anzuzünden. Er suchte in der Seitentasche. Indessen — ärgerlich! — er hatte sein Etui vergessen.

Inbrünstig die Hand um die wundersame Münze gepreßt, trippelte er mit kurzen, gezierten Schritten vorwärts und blickte mit einem liebenswürdigen nnd verbindlichen Lächeln in den Verkehr hinein. — Und wie warm und munter ihm das Blut durch die Adern lief! Wie elastisch sein Schritt war! — Er schwebte, schwebte förmlich! — Als er sich gelegentlich bei einem Schaufenster in einem Spiegel erblickte, und seinen grauen Cylinder, das grünseidene Halstuch und den langen Überrock wahrnahm, da war seine Illusion vollkommen.

Übrigens war es gerade die richtige Zeit. Die Laternen waren angezündet, die Schaufenster hatten ihre Lichterpracht entfacht. Er überschritt gerade die Leipziger Straße und geriet mitten in den Abendverkehr hinein; in diesen Abendverkehr, der, ach so sehr! sein geliebtes Element war.

Der Glanz der Cylinder, der Chik all der eleganten Promenadentoiletten, die feinen Blitze von Ringen und Kravattennadeln, von Monocles, von dem silbernen Griff eines Spazierstöckchens, der Glanz einer Uniform: das alles elektrisierte ihn förmlich. Und all die patente Weiblichkeit! — Unwillkürlich geriet seine Hand an die Schnurrbartspitzen. Ede Grumkow war im Himmel! —

Was war ihm nur gewesen? Er mußte schwer geträumt haben, lange krank gewesen sein?

Aber die Cigarre, die er vergessen hatte!

Elastischen Schrittes fühlte er sich zum Equitable hinübergehen, durch all die Menschen, Equipagen, Straßenbahnen, Omnibusse, Droschken, Reklamewagen und Töff-töffs hindurch; sicher und schneidig wie einen jungen Gott. — Drüben trat er bei Löser & Wolff ein, schritt mit Würde an den Ladentisch heran und bestellte sich zwei Importen zu fünfzig Pfennig. Die Kunden und der Kommis starrten ihn an. Es schmeichelte ihn.

Nach einem Zögern bekam er die Cigarren. Elegant wandte er sich dem Anzünder zu und setzte die Cigarre in Brand. Dann lüftete er leicht den grauen Cylinder und trat wieder auf die Straße hinaus, die Cigarre zierlich zwischen den Fingern.

Hm! Was nun? — Na! Zunächst mal nach „den Linden"! Dort könnte man ja wohl — er lächelte ganz selig — in die Passage-Bar eintreten, ein Schnäpschen trinken. Vielleicht trifft man einen Bekannten, setzt sich mit ihm an ein Tischchen, plaudert sich eins. — Aufgeräumt den Rauch seiner Importe mit einem kurzen Ruck durch die Nasenlöcher stoßend, schritt er das menschenwimmelnde Trottoir hinauf, der Passage zu, deren erhellte Fassade ihm wie ein Fanal entgegenstrahlte.

Nein, und die chiken Weibsen alle! Zum Anknabbern reinweg! — O, Ede Grumkow ging das Herz auf.

Beim Café National traf er eine Blumenverkäuferin. Er erstand ein Blumensträußchen und empfand es mit einem Mal als ein unabweisliches Gebot der Galanterie, es unter einem zierlichen Kompliment einer von diesen holden Damen anzubieten, die eben im Begriff stand, die Stufen zu dem Café hinanzuschreiten.

Merkwürdig! Sie glotzte ihn an und prustete ihm ein lautes Lachen ins Gesicht.

Etwas mißgestimmt schritt er weiter, sich nach einem Weilchen das Bouquet in das Knopfloch steckend.

Er erreichte die Bar, nachdem er die Passage durchschritten, trat ein und bestellte, um sich von dem Korb zu erholen, den er da eben zu schleppen bekommen, noch ein wenig mißgelaunt, einen Marasquino.

Aber, fatal! — Im nächsten Moment war er schon wieder auf der Straße.

Eh! — Hm! Was war ihm denn? Und wieder war ihm der wunderliche Schreck durch die Nerven gefahren, und wieder rannen ihm die feinen eisigen Blitze in der Herzgegend durcheinander, und von hinten packten ihn die unsichtbaren Hände. Und die Straße schwamm so? Ging so im Kreise?

Na! — Es war — Nebel geworden. Ein feuchter Nebel qualmte. Die elektrischen Laternen bei Café Bauer und hinten gegen das Brandenburger Tor zu, die Baumwipfel drüben in der Mittelpromenade waren völlig verdunstet.

Aber hatte er denn nicht eben einen Marasquino bestellt und getrunken? — Gewiß! Jemand hatte ihn doch eben noch zur Tür hinauskomplimentiert. Da mußte er doch wohl einen Marasquino getrunken haben.

Mechanisch ging er weiter. Aber seine Kniee zitterten.

Unter der Stadtbahnbrücke bei Bahnhof Friedrichstraße, neben dem Franziskaner fand er eine Destillation. Das warme, trübrote Licht, die Flaschen im Schaufenster mit dem magisch bunten Schimmer ihrer Getränke taten es ihm an. Es fror ihn. Der Frost schüttelte ihn am ganzen Körper. Er mußte ins Warme.

Er trat ein, setzte sich auf eine Bank, hockte zitternd und trank so viel er bekam.

* * *

Gegen zehn Uhr kauerte er in einem Winkel am Reichstagsgebäude. Er fror ganz erbärmlich. Es beutelte ihn ordentlich. — Und alles war in so einen dicken, gelben Nebel gehüllt, quirlte und qualmte und ging in schnurrigen Spiralen durcheinander; mit großen trüben Lichtkreisen.

Ede Grumkow starrte in den Dunst hinein. Er lächelte. Es war ihm zu Mute, als wenn er sanft gewiegt würde. Und dann wurde ihm warm; eine wunderbare Wärme fing an, ihm durch den ganzen Körper zu gehen. Und seine Adern pochten so schön. Bis in die Schläfen hinein.

Aber was hockte er denn eigentlich hier? Was war denn das eigentlich für ein origineller Einfall? — Na! Er wollte denn doch aufstehn! Es konnte übrigens möglich sein, daß er sich eine Erkältung weggeholt hatte. Er wollte aufstehen, nach Hause gehen und sich zu Bett legen.

So ein allerliebstes Junggesellenlogis besaß er! Und die schöne himmelblauseidene Steppdecke! — Und der Correggio überm Bett! — Hehe! — Aber nein, der Delobbe! — Nicht doch! Der — Donnerwetter, wie heißt denn doch der Kerl — der Franzose, der die chiken Balleteusen malt?

Jaja! Draußen quirlt und qualmt der Nebel; und er braut sich erst noch einen soliden Schlummerpunsch, und — zieht dann die Decke über die Ohren. — Hahaha!

* * *

Er liegt so schön mollig in den Federn und träumt; hat so einen wunderschönen Traum. — Aber welcher Esel macht ihn denn da mit einem Mal wach?! — Er fährt in die Höhe und glotzt. — Vor ihm blitzt etwas. Eine dicke, schwarze Masse beugt sich über ihn. Und — Ach! Leute?! Ja, was denn nur?!

„Na, kommen Sie mal, lieber Freund! — Können Sie in die Höhe?! — Na, die Charité ist ja hier gleich in der Nähe! — Kommen Sie mal! — So! Hupp!“ . . .

Zehn Minuten später wankte er, halb gezogen, halb geschoben — eine breite Treppe hinauf und wird in einen Raum geführt, in dem zwei gelbe Gasflammen flackern und aus dem ihm ein warmfeuchter Dunst entgegen weht. Es rauscht und dampft etwas. — Er wird entkleidet und in eine Wanne gehoben. — Ach! ist ihm wohl! — Und nun ist er wieder heraus; bekommt ein schönes, reines, kühles Hemd an; wird ja wohl in einen schönen, großen Saal geführt. — Ach, das ist ja doch, weiß Gott! eine gescheite Idee gewesen, daß er einen Taxameter genommen und nach Haus gefahren ist! —

Aber da kommt so ein wunderlicher junger Mann in einem langen, grauen Kittel, mit einem hohen Haarbüschel und einem Pincenez auf der Nase, bückt sich über ihn, fixiert ihn; faßt ihn an den Arm und fängt an, alles Mögliche zu fragen, das Ede nicht versteht.

Ede Grumkow ist sehr ärgerlich. Wer hat nur den jungen Menschen hereingelassen? Er will, zum Kuckuck! schlafen.

„Eh — darüber werde ich Ihnen morgen früh ganz spezielle Auskunft geben!“ sagt er, mit der ihm eigenen Höflichkeit; aber seine Stimme knarrt ein ewig; so im Leutnants-Staccato; und er wendet sich gegen die Wand. „Ganz — spezielle — Auskunft!“

Aber am nächsten Morgen war der gute Ede Grumkow tot.

# Agnolo Firenzuola

von Paul Seliger

Neben der Novelle, dieser eigenartigen, echt italienischen Kunstgattung, die in der ihr von Boccaccio gegebenen Gestalt in Italien bis ins 18. Jahrhundert hinein gepflegt wurde, und der Komödie nimmt im 16. Jahrhundert, dem klassischen Zeitalter der italienischen Litteratur, der Dialog eine bedeutungsvolle Stellung ein. Er tritt zwar nicht in der heuristisch-entwickelnden Form auf, die den platonischen Dialogen ihren hohen philosophischen und künstlerischen Wert verleiht, sondern ist Cicero nachgebildet, bei dem die Gesprächsform rein äußerlich bleibt und der lange, in abhandelndem Tone gefaßte Reden gibt, die nur durch kurze, nicht zum Thema gehörende Gespräche eingeleitet und abgeschlossen, sowie zuweilen unterbrochen werden. Die hohe Bedeutung des Dialogs in der italienischen Litteratur gegenüber der Novelle und der Komödie beruht darauf, daß er der Darstellung des alltäglichen Lebens, der diese Dichtungsgattungen vorzugsweise gewidmet sind, die Behandlung philosophischer und anderer wissenschaftlicher Fragen gegenüberstellt und so das Bild der gemeinen Wirklichkeit durch die Schilderung der geistigen Bestrebungen des Zeitalters in anmutenderer und reizvollerer Weise ergänzt, als dies durch Werke in rein abhandelndem Ton möglich gewesen wäre. Die berühmtesten Beispiele für diese Dialoge sind Pietro Bembos „Asolanen“ (Gli Asolani), drei Gespräche über das Ideal der Liebe, die ihren Namen davon haben, daß der Verfasser sie im Garten des Schlosses Asolo, des prächtigen Wohnsitzes der Katharina Cornaro, an drei aufeinanderfolgenden Tagen zwischen drei jungen Männern und drei Frauen gehalten werden läßt, und vor allem der „Hofmann“ (Il Cortegiano) des Grafen Baldassare Castiglione, ein Buch, welches, um mit Taine zu sprechen, „das Bildnis des vollendeten Herrn und der vollendeten Dame malt, das heißt, diese beiden Menschen, so wie die Zeitgenossen sie sich zum Vorbilde nehmen konnten. Was wir vor Augen haben, ist ein Gemach, ein Gesellschaftsraum des Jahres 1500 mit seinen Gästen, seinen Gesprächen, seiner Ausschmückung, seinen Tänzen, seiner Musik, mit seinen Scherzen und seinen klugen Streitereien, in Wahrheit sittsamer, ritterlicher und vergeistigter als die wirklichen in Florenz und Rom, aber dennoch mit Wahrheit gezeichnet und vorzüglich geeignet, die reinste und adligste Versammlung gesitteter und höherer Menschen in einer veredelten Haltung zu zeigen.“ An den Gesprächen, die Castiglione am Hofe von Urbino unter dem Vorsitze der Herzogin Elisabetta Gonzaga und ihrer Schwägerin Emilia Pia stattfinden läßt, nehmen die berühmtesten Männer der damaligen Zeit teil, so Pietro Bembo, Giuliano de' Medici, der Kardinal Bibbiena, der frivole Verfasser der „Calandria“, der Graf Ludwig von Canossa, der spätere Bischof von Bayeux, und die aus Genua verbannten Brüder Federigo Fregoso, später Erzbischof von Salerno, und Ottaviano Fregoso, später Doge in seiner Vaterstadt. Schon hieraus erhellt der ungemeine kulturhistorische Wert des Buches, das man ohne Übertreibung als die wichtigste Quelle für die Kenntnis der Renaissancegesellschaft bezeichnen kann.

Ganz anderer Art und sich in ihrer Tendenz mehr der Novelle und der Komödie nähernd sind die Gespräche Pietro Aretinos, die uns die grauenhafte Sittenlosigkeit der Zeit in voller Nacktheit vorschildern, sowie die seines Gesinnungsgenossen Alessandro Piccolomini, des späteren Erzbischofs von Patras, der allerdings auch eine in ernstem sittlichen Tone gehaltene „Istituzione morale“ verfasst hat.

Wenn auch nicht so hervorragend wie die Dialoge Bembos und Castigliones, so doch bedeutend und interessant genug, da sie uns in die ästhetischen Anschauungen der Zeit einführen, sind die Gespräche Agnolo Firenzuolas: „Über weibliche Schönheit im allgemeinen“ und „Über das weibliche Schönheitsideal“ (Della bellezza delle donne und Della perfetta bellezza d'una donna).

Agnolo Firenzuola gehört zu den namhaftesten Schriftstellern des 16. Jahrhunderts und

wurde allgemein wegen der Eleganz und Anmut seiner Sprache bewundert, so daß er noch bei Lebzeiten die „Leuchte der toskanischen Rede" genannt wurde. Er war am 28. September 1493 in Florenz geboren und studierte in Siena und Perugia, wo er ein sehr lustiges Leben führte. In letzterer Stadt befreundete er sich mit Pietro Aretino, mit dem er auch in Rom zusammenlebte. Später trat er in den Orden von Vallombrosa ein, und war mehrere Jahre lang Abt in den Klöstern Santa Maria di Spoleti und San Salvador di Vajano, sowie Prälat in Rom in der Abtei Santa Prassede, ohne sich jedoch dadurch in seinen Liebesabenteuern stören zu lassen. Clemens VII. löste ihn endlich ganz von seinen Gelübden. In einem Briefe vom 5. Oktober 1541 aus Prato spricht er von einer elfjährigen, schmerzhaften Krankheit, die ihn veranlaßt habe, nach dem kleinen Orte überzusiedeln. Hier ist er auch vor dem Jahre 1548 gestorben.

Die Dialoge über die weibliche Schönheit, die den Verfasser als gründlichen Kenner weiblicher Reize erscheinen lassen, stammen aus dem Jahre 1541. Ihr Schauplatz ist Prato. Die Namen der Frauen sind natürlich fingiert; doch kehrt der Name Selvaggia häufig in Firenzuolas Gedichten wieder, so daß die Vermutung gerechtfertigt erscheint, unter diesem Namen verberge sich die Geliebte des Verfassers. Auch die Namen Verdespina und Amorrorisca erscheinen in einigen seiner Novellen, in denen er ausdrücklich behauptet, Ereignisse dargestellt zu haben, die sich tatsächlich in Prato abgespielt hätten.

Die Dialogform ist nicht gerade geschickt behandelt, und durch die Verwendung der Untertitel verrät Firenzuola, daß sie ihm eine lästige Fessel gewesen ist.

Was den Inhalt betrifft, so fällt es zunächst auf, daß Firenzuola bei seinen ausführlichen Erörterungen über die Maßverhältnisse des weiblichen Körpers mit keinem Worte die Hauptproportion des goldenen Schnitts erwähnt, trotzdem schon 1509 der Mathematiker Pacioli in seinem Werke „Divina proporzione" die Bedeutung dieser Teilung für die Darstellung der menschlichen Gestalt dargelegt hatte. Um so reicher und interessanter ist aber der sonstige Inhalt der Gespräche. Wir lernen aus ihnen den begeisterten Schönheitskultus der Renaissance kennen, den wir geradezu als raffiniert bezeichnen müssen, wenn wir hören, wie z. B. die Umrisse des Kinnes, der Ohren usw. mit derselben Genauigkeit beschrieben werden, die der Anatom bei der Darstellung des Verlaufs der Adern oder Nerven anwendet, und wie streng und ins einzelne gehend somit die Anforderungen waren, die damals an schöne Formen gestellt wurden. Ferner ersehen wir daraus die hohe Verehrung, die den Frauen gezollt wurde, und auch die Frage nach der Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne, also das, was wir heute Frauenfrage nennen, wird aufgeworfen und in einem dem weiblichen Geschlechte günstigen Sinne beantwortet, was angesichts der großen Anzahl bedeutender Frauen zur Zeit der Renaissance in Italien auch nur als selbstverständlich erscheint. Dann erhalten wir Auskunft über Kleidung (Schnitt, Farbe), Haarputz und Schmuck der Frauen; besonders wird die Mode gegeißelt, übermäßig viel Blumen im Haar und an der Kleidung zu tragen.

Auch in die allgemeine Geistesrichtung der Renaissancezeit erhalten wir Einblick durch die wiederholte Berufung auf die unfehlbare Autorität der klassischen Schriftsteller, sowie durch die für einen Geistlichen, wie es Firenzuola war, doppelt charakteristische Verspottung des christlichen Kultus, die sich darin zeigt, daß die Entblößung von Selvaggias Busen mit der Enthüllung der Reliquien verglichen wird.

Außer den Dialogen hat Firenzuola noch Gedichte, Novellen, zum Teil sehr schlüpfrigen Inhalts, sowie ein satirisches Werk (La prima veste de' discorsi degli animali) geschrieben, in dem er an der Hand uralter, aus Äsop und dem Pantschatantra entnommener Tierfabeln die Zustände an den Höfen geißelt. Geschätzt war auch Firenzuolas Übersetzung oder vielmehr Bearbeitung des „Asinus aureus" von Apulejus, in der er die in dem Roman erzählten Abenteuer an seine eigene Person knüpft und die Städte Italiens zu deren Schauplatz macht. Ferner schrieb er zwei Komödien: die an Bibbienas „Calandria"

erinnernde „Trinuzia" und die den „Menächmen" des Plautus nachgeahmten „Lucidi". Endlich griff er in den grammatisch-orthographischen Streit, der durch Trissinos Vorschlag zur besseren Bezeichnung der italienischen Aussprache einige neue Buchstaben, so das griechische ω und ε, einzuführen, entbrannt war, dadurch ein, daß er eine kleine Schrift verfaßte: Discaccimento delle nuove lettere (Verjagung der neuen Buchstaben).



# Strindberg contra Ibsen

Ein Herr, den ich sehr gern habe, kommt zu Wort und spricht:

Wenn heute unter jungen Mädchen die Rede auf Ibsen kommt, verdrehen sie die Augen und machen Gesichter wie verzückte Mondkälber. Haben Sie schon einmal ein verzücktes Mondkalb gesehen? Nein? Ich auch nicht. Aber das macht nichts. Und sogar die käsigsten Winkelblätter verfallen in einen Ton rasender Verehrung, wenn es sich um Ibsen handelt. Sie können sich das leisten. Sie wollen auch ein bisschen modern sein, und bei Ibsen nimmt es ihnen schon niemand mehr übel. Es ist doch so ein wonniges Bewusstsein, sich auf der Höhe der Zeit zu fühlen. Man hat immer den Beweis zur Hand, dass man so viel weiter ist als die, die einmal von Ibsen nichts wissen wollten. Die hatten unrecht. Sicher. Aber heute? Es ist kaum glaublich, wie schwerfällig die Litteraturfreunde sind. Erst muss man einen ungeheuerlichen Aufwand an Schlichen und Lunge dran wenden, ihnen eine Macht in die Köpfe zu setzen, und dann muss man ihnen die Köpfe geradezu abreissen, will man ihnen die Macht, die unterdes eine Schwäche geworden sein mag, abschwächen und durch Mächte stärken, die es mehr verdienen, in ihnen zu wirken, und die ihnen neues und mehr geben können denn die Macht, die grau geworden ist und deren Bedeutung man bereits geschichtlich fassen soll. Ich bin der Meinung, dass uns Ibsen heute im grossen ganzen und kleinen halben nur mehr geschichtlich etwas bedeuten kann. Was er zu geben hatte, hat er gegeben, wir haben unsere Seelen dankbar mit seiner Grösse angefüllt, nun ist er in uns, ist unzertrennlich von uns, wir haben ihn. Und was wir haben, brauchen wir nicht mehr. Also brauchen wir Ibsen nicht mehr. Wir brauchen, was wir noch nicht haben. Das ist klar. Es fällt mir nicht ein, da lang und breit über Ibsens Kunst zu reden. Er hat manchmal eine wundervolle Technik. Aber das Hinreissende fehlt seiner Darstellung vollständig. Ich will frech sein: Er ist kalt wie ein Frosch. Wenn er hinreisst, reisst oder riss er vielmehr die meisten durch die Idee, die Tendenz hin, die er seinen Dramen zu Grunde legte. Und das ist und war eine Begeisterung an den wandelbaren Weisheiten und Wahrheiten, wie sie aus Traktätlein schreien und nicht, wie sie sich ohne Aufdringlichkeit und unverbindlich für den, der aufnimmt, aus einer reinen Kunst ergeben. Dass Ibsen ein gut Teil kühler Rechenmeister ist, blieb selbst seinen glühendsten Verehrern nie ganz verborgen. Er hat keine Freude am Darstellen, fast nur Freude am Konstatieren. Eine Traktätleinfreude, meine ich. Das ist frech. Aber von seinen unendlichen Vorzügen hat man genug gehört. Ich gehe sogar weiter. Wenn einer sich so sehr auf Ideen stützt wie Ibsen, auf Zeitideen, ist es nichts weniger als wunderbar, wenn seine lebendige Wirkung ein Ende hat gerade dann, wenn diese Zeitideen, entweder durch die Zeit widerlegt oder gutgeheissen und damit abgetan oder so selbstverständlich geworden sind, dass sie ihre Eindringlichkeit völlig verloren haben. Immerhin ist das Verdienst gross genug, diese Ideen irgend einmal aufgerollt zu haben. Ibsens Ideen sind nicht immer einwandfrei und nicht immer neu. Mich würde das freilich nicht kränken, aber andere kränkt das. Stören würde es mich aber doch. Wenn sich jemand subjektiv gibt, ist das etwas anderes. Der Mensch kann und darf irren. Wenn aber jemand den Anspruch auf objektive Geltung erhebt .. Nein! Das Objektive darf nicht als Irrtum gekennzeichnet werden, ohne dass wir uns abwenden müssen davon. Mit Frau Inger auf Östrot beginnt Ibsens Idee ihren Kreislauf. Mutterliebe oder innerer Beruf? Innerer Beruf! Kampf um den innern Beruf. Da haben wir das Motiv, das durch die ganze Kunst Ibsens zieht, den „innern Beruf", dem alle seine Gestalten unterworfen sind und dem sie in siegendem Sinne folgen dürfen oder an dem sie in verlierendem Sinne zerschellen müssen. Was heisst das nun, Kampf um den innern Beruf? Es heisst nichts.

Wir wissen heute ganz genau, wie solch ein Kampf ausgeht, und dass wir nicht die Wahl haben, unsrer innern Stimme Gehör zu schenken oder nicht. Ibsen verficht den Satz, dass den Weg zu den bestimmten Zielen zu finden uns und unserm freien Willen überlassen sei. Ja, wo haben wir denn den freien Willen! Ibsen selbst leugnet ihn einmal in der Nordischen Heerfahrt. Er sagt in der Nordischen Heerfahrt, „dass die grossen Taten vom Schicksal

gelenkt werden". Freilich, mit den kleineren kann sich das Schicksal nicht abgeben! Und so widerspricht er sich selbst damit. Darf das Objektive Widersprüche haben? Es darf sie nicht haben. Und neu? Mein Gott, neu ist und war dieses Predigen, sich „auszuleben", nicht. So ein alter Grieche, Chrysipp, hat öffentlich in seiner Republik gelehrt: „Ich halte es für das este, wenn man Bdie Sachen so einrichtet, dass eine Mutter mit ihrem Sohne, ein Vater mit seiner Tochter und ein Bruder mit seiner Schwester Kinder zeugen kann." Nun sehen Sie, das nenn **ich**, sich keinen Zwang antun. Und im vorigen Jahrhundert der Franzose Saint Simon hat das Predigen des Sichauslebens auch verstanden. Nicht einmal die Tragik des ererbt Pathologischen in den Gespenstern ist neu. Der Kampf um den innern Beruf liegt hier in der Vorgeschichte. Frau Alving hat ihn verloren. Nun zeigen sich die Folgen, die wiederum ein Widerspruch sind im Hinblick auf den Lehrsatz des freien Willens. Ich will nicht davon reden, dass bereits der besessene Knabe auf Raffaels Transfiguration die typischen Züge ererbter Epilepsie trägt, dass so ziemlich alle Faune und Satire Stadien alkoholischer Hirnauflösung zeigen, George Sand im Sohn der Consuelo eine grossartige Studie der psychopathisch Entarteten gibt und Othello, Lear, Hamlet in diese Gruppe gehören — ich will nur eines und damit alles sagen: Schicksalsdrama. Nun, war und ist das zum ausser Rand und Band Geraten neu? Aber ich will nicht so ausführlich werden. In den 80er Jahren, da war meinetwegen Ibsen der Mann der Tat. Man nahm seine Tendenzen, da sie wieder einmal „neu" waren, und man durch sie mit sich, dem ganzen Menschen und der ganzen Welt fertig zu werden glaubte, gern auf, und zwar als rein ästhetisch auf, und empfand sie so. Man berauschte sich und andere an dem Aufdecken von „Lügen", wie sie die gesellschaftliche Ordnung und Unordnung zur Folge hat, und dachte wunder wie kunstverständig zu sein, wenn einem des weitern aus „Nora", aus „Hedda Gabler", den „Stützen der Gesellschaft", den „Gespenstern" usw. die Ahnung aufdämmerte, es könnte etwas faul sein im Staate Dänemarks, in den Staaten des gesitteten und ungesitteten Europas. Sind die Bedingungen andere geworden — und sie sind in der Hauptsache andere geworden — so ist dieser, gerade bei Ibsens Dramen wichtige ideelle Wert so ziemlich verloren gegangen. Was richtig an ihnen war, haben wir, wie ich schon gesagt habe, in uns, und ihren künstlerischen Wert haben wir auch in uns. Also, habe ich gesagt, brauchen wir Ibsen nicht mehr oder doch nur als litterarhistorische Erscheinung. Und nun will ich Ihnen etwas vorlesen. Bitte, hören Sie:

[Man sieht drei Schulbänke mit Jungen darauf; unter ihnen sitzt der Offizier und sieht unruhig und bekümmert aus. Der Magister mit Brille, Kreide und Stock steht vor ihnen.]

Der Magister [zum Offizier]. Nun, mein Junge, kannst du mir jetzt sagen, wieviel zweimal zwei ist?

[Der Offizier bleibt stehen; sucht mit Schmerz in seinem Gedächtnis, ohne die Antwort zu finden.]

Der Magister. Du musst aufstehen, wenn du gefragt wirst.

Der Offizier [gequält, erhebt sich]. Zwei — mal zwei. — Lass mich sehen! — Das ist zwei zwei!

Der Magister. So so, du! Du hast deine Aufgabe nicht gelernt!

Der Offizier [beschämt]. Doch, das habe ich, aber — ich weiss wie es ist, aber ich kann's nicht sagen . . .

Der Magister. Du willst Ausflüchte machen! Du weisst es, aber **kannst** es nicht sagen. Vielleicht soll ich dir helfen! [Er zaust den Offizier.]

Der Offizier. O, es ist schrecklich, es ist schrecklich!

Der Magister. Ja, es ist schrecklich, dass ein so grosser Junge keinen Ehrgeiz hat . . .

Der Offizier [gepeinigt]. Ein **grosser** Junge, ja, ich bin ja gross, viel grösser als die hier; ich bin erwachsen, ich habe mit der Schule abgeschlossen [gleichsam erwachend] ich bin ja promoviert. — Warum sitze ich denn hier? Bin ich nicht promoviert?

Der Magister. Doch gewiss, aber du sollst hier sitzen und reifen, siehst du, du sollst reifen. — Ist das vielleicht nicht recht?

Der Offizier [fasst sich vor die Stirn]. Doch, das ist recht, man soll reifen. — Zweimal zwei — ist zwei, und das werde ich mit einem Analogiebeweis beweisen, dem höchsten von allen Beweisen! Hört mich an! — Einmal eins ist eins, also ist zweimal zwei zwei! Denn was von dem einen gilt, gilt vom anderen!

Der Magister. Der Beweis ist ganz den Gesetzen der Logik gemäss, aber die Antwort ist unrichtig!

Der Offizier. Was nach den Gesetzen der Logik ist, kann nicht unrichtig sein! Lasst uns prüfen! Eins in eins geht einmal, also geht zwei in zwei zweimal!

Der Magister. Ganz richtig nach dem Analogiebeweis! Aber wieviel ist dann einmal drei?

Der Offizier. Das ist drei!

Der Magister. Folglich ist zweimal drei auch drei!

Der Offizier [nachdenklich]. Nein, das kann nicht richtig sein — es kann nicht — oder auch [setzt sich verzweifelt] — nein, ich bin noch nicht reif!

Der Magister. Nein, du bist noch lange nicht reif . . .

Der Offizier. Aber wie lange soll ich denn hier sitzen?

Der Magister. Wie lange hier? Glaubst du, dass Zeit und Raum existieren? — Angenommen, Zeit existierte, dann musst du sagen können, was Zeit ist! Was ist Zeit?

Der Offizier. Zeit? — [Denkt nach.] Ich kann's nicht sagen, aber ich weiss, was es ist! Ergo kann ich wissen, wieviel zweimal zwei ist, ohne dass ich es sagen kann! — Kann der Magister sagen was Zeit ist?

Der Magister. Gewiss kann ich das!

Alle Jungen. Dann sagen Sie's!

Der Magister. Zeit? — Lass mich sehen! [Bleibt unbeweglich stehen, den Finger an der Nase.] Während wir sprechen, flieht die Zeit. Also ist die Zeit etwas, das flieht, während ich spreche!

Ein Junge [erhebt sich]. Jetzt spricht der Magister, und während der Magister spricht, fliehe ich; also bin ich die Zeit! [Flieht.]

Der Magister. Das ist ganz richtig nach den Gesetzen der Logik!

Der Offizier. Aber dann sind die Gesetze der Logik verrückt, denn Nils, der floh, kann nicht die Zeit sein!

Der Magister. Das ist auch ganz recht nach den Gesetzen der Logik, obgleich es verrückt ist.

Der Offizier. Dann ist die Logik verrückt!

Der Magister. Es sieht wirklich so aus! Aber ist die Logik verrückt, dann ist die ganze Welt verrückt — und dann mag der Teufel selbst hier sitzen und euch Verrücktheiten lehren! — Ladet jemand zum Schnaps ein, so wollen wir baden gehen!

Der Offizier. Das ist ein posterius prius oder die verkehrte Welt, denn man pflegt zuerst zu baden und dann den Badeschnaps zu nehmen! Alter Stoffel!

Der Magister. Der Doktor muss nicht hochmütig sein!

Der Offizier. Offizier, wenn ich bitten darf! Ich bin Offizier, und ich begreife nicht, warum ich hier sitze und mir wie ein Schuljunge Grobheiten gefallen lasse . . .

Der Magister [erhebt den Finger]. Wir wollten reifen!

So. Und wissen Sie, wer das ist? Das ist Strindberg. Das ist aus seinem letzten Werk. Und das ist ein Traumdrama. Und wenn Sie mir im ganzen Ibsen eine Stelle von dieser traurigen Wucht, von dieser Leidenschaftlichkeit und dieser müden Weisheit zeigen, ein Stück, das dieser wütenden Kunst gleichkommt, dann können Sie mich einen Narren nennen. Sehen Sie, und Strindberg ist der Künstlermensch, der eine Intensität entfaltet, wie sie bisher noch in keinem Künstler war. Strindberg mag zehnmal mehr irren als Ibsen, hundertmal mehr: Es ist sein Irrtum und wird nicht der Irrtum einer Sache, die er für andere vertritt. Strindberg hat den Funken in sich — Sie wissen schon — den Ewigkeitsfunken gleich den Klassikern, von Sophokles bis Shakespeare und Goethe, da er sich und immer nur wieder sich und damit das Ewig-Menschliche — in seinem Fall in einer bis heute unerhörten Potenzierung — zur Gestaltung bringt. Von Ibsen bleibt nur die Hälfte Persönlichkeit, begreiflicherweise, da die andere Hälfte die Tendenzen, die sozialen und nicht künstlerischen, ausfüllen. In Strindberg lodert alles in einem eigenmächtigen Persönlichkeitsfeuer. Was er an Ideen entwickelt, gilt nur für ihn und wird damit auch ganz und gar persönlich. Und das Persönliche siegt auf die Dauer über das weniger Persönliche. Dem Menschen ist am interessantesten der Mensch. Sie sagen, Ibsen hat auch Menschen. Ja, aber sie haben soviel und so dichte Ideenmäntel und Tendenzüberwürfe umhängen, die alle Anspruch darauf machen, auch andern dienen zu können, dass man sie, wie sie sind oder sein könnten, nicht erfassen kann. Und Strindberg? Also ich sage Ihnen, Strindberg ist geradezu der nackte Mensch. Und was für einer! Alles ist in ihm, und er in allem. Er ist das Prototyp des ewig ruhelosen Menschen, der in uns allen steckt und immer gesteckt hat und immer stecken wird. Vergegenwärtigen Sie sich nur sein Leben. Wie sein Leben ist, so ist seine Kunst. Schrankenlos. Romane, Gedichte, Novellen, Dramen, geschichtliche und moderne Wissenschaft, Geschichte, Physik, Chemie, Kulturgeschichte, Mystik, Soziologie, Kunsttheorie, Philologie usw., alles wird ihm Kunst. Seine Kunst! Ich bitte Sie, diese Rastlosigkeit. Das ist Strindberg. Dieser Strindberg, der in stürmischer, titanenhafter Genialität die menschliche Natur in grandiosen Kunstwerken ausschöpft und Weltanschauungen formt und verwerfend zerbricht nicht anders als wären sie Spielzeug in der Hand eines verwöhnten Kindes. Ein Erkenntnistrieb, der sich keine Grenzen setzt und keine kennt, gepaart mit einem auf das höchste gesteigerten Mannesbewusstsein, ist die Formel für Strindberg. Ein wahrer Segen in unserer weibstollen Zeit, deren Erkenntnistrieb gerade bis zur Emanzipation reicht! Strindberg führte auch Kämpfe, aber vorwiegend mit sich oder doch so, dass sie Kämpfe des Menschen gegen den Menschen wurden und nicht Kämpfe eines Systems gegen den Menschen, was keine Kunst — sondern ein Traktätleinkampf ist. Wie persönlich stellt er sich zum Beispiel zum Weib. Er brüllt nicht, weil das so ist, sollte das so sein und so, er sagt einfach: so ist es, so begreife ich es. Mit beinahe antiker Einfachheit und Grösse begreift er die geheimnisvolle Antipathie zwischen den Geschlechtern und will nichts ändern, weil jeder ist, wie er ist, begreift, wie die Ehe diese Gegensätze erst so recht emporkeimen und zu sonderlichen Blüten gelangen lässt. So ist ihm die Ehe eine Brutstätte der Bosheit, ein Mistbeet des Hasses, aus

dem Blumen schiessen, die voll Gift und Gefahren sind. Unter seinen Dramen gibt es kaum eines, in dem nicht wenigstens im Hintergrund ein solches Unglückspaar sichtbar wird und mit seiner selbstgeschmiedeten Kerkerkette rasselt. Ein solches Unglückspaar von Mann und Weib, die von einem durch eine Frühlingsstunde im Blut entzündeten Brande betäubt und dem Illusionsgewebe einer Frühlingsstunde genarrt, nun ihre Tage in der lebenslänglichen Strafarbeit der Ehe hinleben. Ich weiss nicht, wer das so sagt, aber jemand sagt das so. Psychologisch ist dieser Weiberhass aus seinem Erkenntnistrieb und seinem Herrscherwillen zu erklären. Da komme ich wieder auf sein Leben als einem Vorbild seiner Kunst. Als er sich seine Welt zu bauen begann, da warf er erst eine ganze Welt in Trümmer. Eine ganze Welt, die vorher in ihm war. Persönlicher Kampf! Was den Vätern heilig gegolten hatte, galt ihm nicht mehr hehr. Es galt ihm gar nichts mehr weder als hehr noch als sonst etwas. Dann griff er zur Wissenschaft, fand sich mit ihren Voraussetzungen als Notwendigkeiten ab und suchte das letzte Geheimnis der Welt mit chemischen Formeln zu erreichen. Er sah auch hier keine Grenzen oder doch nur solche, die ihm nicht genügten. Merken Sie den Herrenwillen, dem sich die Erscheinungen und Gründe der Welt ganz beugen sollten? Er schritt weiter und machte sich nach zahllosen exakten Resultaten, die ihm die Wissenschaft zu danken hatte, an die Metaphysik der Wissenschaft. Und da lag die Grenze seiner Möglichkeiten. Es begann ihn der Wirbelwind einer entsetzlichen Friedlosigkeit zu treiben und peitschte ihn durch die qualvolle Krankheit des Verfolgungswahns, bis er sich dadurch und durch seine faustische Unersättlichkeit nach 30 Jahren zermürbender Seelenkämpfe gebrochen sah und vernichtet in seinen höchsten und kühnsten Kräften. Aber andere Kräfte wurden da in ihm ausgelöst, wunderbar geheimnisvolle, die seine gereifte Kunst zu unglaublich eigenartiger Entfaltung brachten und seinem Passionsgang einen Schimmer schlummender Ruhe aufdrückten. Aber auch nur einen Schimmer. Mehr lässt das Danaergeschenk seines bohrenden Erkenntnistriebes nicht zu, das ihn gleich einem Prometheus dastehen lässt, der für die Menschen das Feuer geholt hat und dafür litt. Bitte, da haben Sie in dem einen Strindberg die Geschichte und das Wesen des Menschengeschlechts verkörpert, das immer auf der Suche ist, sich freut und leidet und sucht, wie es vor 2000 Jahren sich gefreut hat und gelitten hat und gesucht hat. Ibsen ist das Prototyp des Menschen, wie er vor zwei Jahrzehnten etwa gelebt hat und nur mehr noch noch geschichtlich lebt. Da haben Sie Strindberg, den Künstlermenschen. Gegen ihn verblasst Ibsen, der „Gesellschaftskritiker". Und ich will Ihnen im Vertrauen sagen, dass Strindberg der Mann von übermorgen ist. August Strindberg. Oh, sitzen Sie doch nicht so steif da, weinen Sie, lachen Sie, heulen Sie, tanzen Sie, geraten Sie irgendwie in Leidenschaft. Ich sage Ihnen: Hier ist die himmelanstürmende Kunst. Strindberg, August Strindberg. Ecce homo! Ja, und . ., ich will nicht noch mehr in Pathos kommen. Ich hab genug. Wenn ich Ibsen unrecht getan habe, so habe ich ihm unrecht getan. Sie können mir glauben, es gibt noch anderes als die Litteratur. Es gibt italienischen, süssen Wein, den ich sehr liebe. Ich liebe Wälder und schöne Gärten. Berge liebe ich nicht. Meine beiden Kinder aber, mein Junge und mein Mädel, sind mir lieber als die gesamte Weltlitteratur.

Also sprach der Herr, den ich sehr gern habe. Und als er schwieg, da war er müd und ich war müd, und wir gingen schlafen, weil wir müde waren.

*J. Hegner.*

# Zwei Gedichte von Richard Schaukal

## Die Dichtkunst

Das dieses wohlerwogne Spiel mit Worten,
mit gläsernen und fahlen und verdorrten
und neuen, kühnen Fügungen der Laune,
betrügerischen, dunkel durch Geraune,
dass dieses teure Spiel nicht wie die grossen
Taten des Tages wertet, der mit blossen
und harten Füssen, hohen Haupts herschreitet,
dass weithin sich sein grosser Schatten spreitet,
dass dieses arme Spiel wie Duft von Rosen
verflüchtet und fast wie ein Trug von losen
verborgnen Elfen ist in feuchten Kelchen,
dass es nur wie der Glanz von müden Sonnen,
die untergehen, wie von tiefen Bronnen
das abendliche kühle Rauschen, welchen
am offnen Fenster einer lauscht, von Geigen
das schmachtend süsse Silber, wie das Neigen
von schmalen Mädchenschultern unter Locken,
wie schlanker Sprung des Rehes, das erschrocken
den Jäger äugt, — ich weiss es wohl und freue,
des Spiels, verliebter Tor, mich ohne Reue.

## Der Tyrann

Mir folgen eure hass- und graunerfüllten
und immer dienenden, gemeinen Blicke:
ich spür den Ekel, schreitend, im Genicke,
wos meine krausen Haare nicht verhüllten.

Unangemeldet, meine Sarazenen
mit mir, den Säbel an der Hüfte klirrend,
betret ich Höfe, draus wie Tauben schwirrend
Gesinde flüchtet in entsetztem Wähnen.

Und lüstet mich nach euren Eheweibern —
den sanftesten, die heimlich bitter leiden
um eurer Dirnen willen — darf ich weiden
den Blick beim Trunk an ihren blonden Leibern.

Ihr seid mir alle feil und jeder, mag ich
um Tochter, Schwester, Mutter ihn befragen,
williger Kuppler, lächelt, im Ertragen
der Fordrung stark, und jede herbste wag ich.

Ich wünschte, da mich das Gemetzel täglich
von Sklaven ödet, dass ihr e i n e n Nacken
besässet und e i n Haupt, es abzuhacken,
denn so Gezücht, veracht ich auch unsäglich.

# Der tapfere Ehemann

von Anna Marie Biel

Weit entfernt von unserem geliebten deutschen Vaterlande, in dem nur Treue und Biederkeit herrscht, in dem die Männer voll Heldenmut und Geradheit sind, die Frauen aber treu und tugendhaft — also weit entfernt von unserem geliebten deutschen Vaterlande in — den Morgenlanden, lebte einst in einer großen Stadt ein wohlhabender Mann, man konnte ihn auch reich nennen. Der hatte eine schöne Frau, die war weiß von Haut wie ein Schwan, hatte dunkelblaue Augen und glänzendes braunes Lockenhaar, sie war schön und konnte lachen, wenn sie gerade mochte — aber das war selten; dennoch war sie des Mannes Augenweide und seines Herzens Entzücken, wofür Allah sie ihm auch gegeben hatte.

Einige Jahre gingen hin; da erfaßte den Mann der Verdacht, seine Frau sei ihm untreu. Dieser Verdacht quälte ihn, sein Mißtrauen vergiftete seine Liebe, und er sann nur noch auf Entdeckung der Sünde. Er war nicht bereit, aus Liebe die Augen zuzudrücken, denn seine Frau war ein armes Mädchen gewesen; nein, er wollte die Sünderin fassen und vor den Stuhl des Kadi ziehen, er wollte sich von ihr scheiden lassen und sie arm und hungernd und nackt und bloß hinausstoßen aus seinem Hause.

Er sann und spähte und spionierte, aber die Frau erschien klug und vorsichtig, dennoch stand in seinem Innern die Überzeugung ihrer Untreue felsenfest.

Eines Tages nahm er zärtlichen Abschied von ihr und schickte sich an, einen längeren Ausgang zu tun; aber durch eine Hintertür ging er in sein Haus zurück und schlich vorsichtig bis in das kühle eheliche Schlafgemach.

Hier waren die Wände mit roter Seide bekleidet und der Boden mit köstlichen indischen Teppichen belegt, ein Duft nach Ambra und Rosenöl blühte in dem großen hohen Gemach. Das Ehebett war breit und von Rosen- und Ebenholz mit Gold und Elfenbein eingelegt.

Der Mann legte sich unter das Bett — er wartete.

Allmählich begannen seine Glieder zu schmerzen in der ungewohnten, unbequemen Lage, denn das Bett war nicht hoch, und der Boden war hart. —

Wieviel süße Stunden hatte er schon auf dem Bette verbracht, nun lag er unter ihm, um seine Frau als Sünderin zu entlarven: vielleicht lag er ganz vergebens hier, und sie war so treu als schön.

In dem wegen seiner Unfreundlichkeit ihm unterirdisch erscheinenden Aufenthaltsorte kam ihm plötzlich die ganze Welt oberhalb rosig und reizend vor, viel angenehmer als sie ihm in der letzten Zeit erschienen war, gleichsam wie durch ein rosiges Glas schaute er aus seinem dunkeln Versteck in die freundliche Helligkeit des Zimmers. Er reckte sich und seufzte; sollte er hervor gehen und als Zurückgekehrter seine schöne Frau oberhalb seines jetzigen Aufenthaltes umarmen?

Da öffnete sich die Türe. Leise singend trat seine Frau über die Schwelle, schloß leise und vorsichtig alle Türen, zog alle die schweren seidenen Vorhänge vor die hohen Fenster und entzündete die Ampel oberhalb des Bettes, immer leise singend; süß und schwül klang ihre Stimme in dem Rosen- und Ambraduft.

Der Mann unter dem Bett atmete vor Erregung so stark, daß er fürchtete, Kopf und Brust müßte ihm zerspringen, er konnte den Atem nicht mehr anhalten und fürchtete, seine Frau werde ihn schnaufen hören, aber die sang ganz leise weiter und schmückte sich vor dem Spiegel.

Sie zog ihre Kleider aus und rieb ihren Körper mit feinen, duftenden Tüchern ab; dann zog sie ein schleierdünnes Gewand an, öffnete ihre hochgesteckten Locken und ließ sie warm und weich herniederwallen; ihre Arme schmückte sie mit Spangen und ihre Fußknöchel mit steinenbesetzten, goldenen Ketten. — So schön hatte der Mann unter dem Bett sie noch nie gesehen; für ihn hatte sie noch nie ihr Haar ausgeflochten und Schleiergewänder angezogen, er wußte gar nicht, daß sie Schleiergewänder besaß. Er meinte, der Wahnsinn packe ihn, wenn er jetzt nicht hervorspränge, sie zu umarmen.

Aber da klopfte es leise an die Türe, in einem ganz bestimmten Rhythmus: Tü—rü—tüütü—rü.

Da huschte sie hin und öffnete, schloß wieder leise und im Nu lag sie in den Armen eines großen, schlanken Mannes, sie hing wie eine Ranke weich und zärtlich an seiner kraftvollen Gestalt.

Der Mann unter dem Bett bebte nun in Zorn und Eifersucht — so hatte sie ihn nie begrüßt, er mußte lange bitten um jede kleine Gunst, immer wieder, bis sie ihm schließlich mißgelaunt und ungegönnt erlaubt wurde. Wie ein Tiger hätte er aus seinem Versteck hervorstürzen mögen — aber er wartete noch — und nicht vergebens.

Der Freund der Frau setzte sich auf den Rand des Bettes und in Küssen und Kosen hielt er die Frau auf seinen Knieen. Nicht lange — und in süßer Liebe lagen sie beieinander. Der Freund küßte die zarten, weißen Füße der Frau und küßte ihren Leib ganz und gar, bis hinauf zu ihrem Munde, und die Frau seufzte in Seligkeit und hauchte süße Liebesworte.

Der Mann hörte das alles und lag noch immer unter dem Bett, obwohl er nun hätte hervorkommen können und seine Frau der Sünde überführen —

aber er hatte begonnen, sich vor dem großen, gar kräftigen Manne zu fürchten, der in seinem Bette lag, und obwohl ihn Zorn und Wut durchtobten, er blieb in seinem fürchterlichen Versteck, bis seine Frau und ihr Geliebter unter vielen Küssen Abschied nahmen und sich entfernten.

Am nächsten Tage aber ergriff er seine Frau rauh bei der Hand und fuhr mit ihr zum Kadi und erzählte dem den ganzen Hergang. Wie die Frau hörte, daß ihr Mann alles wußte, gab sie gesenkten Hauptes die Wahrheit der Beobachtungen zu.

Der Kadi aber sprach:

„Diese Ehe kann ich nicht scheiden. Deine Frau hat zwar die Ehe gebrochen, aber Du warst ihr Beihelfer, durch Dein Stillschweigen hießest Du gut, was Du sahest und hörtest und leistetest Beihilfe. Wer den Ehebruch des Gatten kennt und duldet ihn, wird zum Mitschuldigen. — Warum kamst Du nicht aus Deinem Versteck hervor, ehe die beiden entwischen konnten? — Du hättest sie in flagranti ertappen sollen."

„Ach, edler Kadi, ich fürchtete mich, als ich bemerkte, wie stark der Mann sei, der in meinem Bette lag."

Da lachte der Kadi, und auch die Frau lächelte, und ihre Augen blitzten vor Freude. Auf dem Heimwege im Wagen sagte sie zu ihrem Manne:

„Spürst Du noch einmal den Wegen meines Freundes nach, so wird Dich sein starker Arm treffen und seine Faust Dich nicht schonen."

Von nun an fürchtete der Mann sich auch vor seiner Frau — und kam der Freund, so ging er nun wirklich aus.

# Gedichte von J. J. Horschick

## Träumerei

Der Teich im Wald wie eine Silberschale,
Am Strand ein Busch von blauen Anemonen,
Und unter mir, im dämmergrauen Tale,
Mein Vaterhaus, umrankt von roten Bohnen;

Und ich allein im warmen Juliwind,
Die Augen in der weiten, stillen Ferne,
Und wie ein fremdes, lenzverträumtes Kind
Mit meinen Wünschen in dem Land der Sterne

## Pastell

Ein weißer Blütenzweig in blauem Glase
Und du am Flügel, lächelnd und versonnen,
Die Hand auf einer alten Sèvres Vase;
Im Garten ein verträumter Marmorbronnen
Mit einem Faun in lüsterner Ekstase.

Und weiter draußen, wo die Halme wallen,
Das Sommerland in schweren, satten Farben:
Hier tiefes Rot wie leuchtende Korallen
Und dort das matte Gold der ersten Garben
Und über ihm der Berg in Nebelballen.

Und du und ich in stummen Seligkeiten,
Und du und ich in leiser, tiefer Stille,
Betrachtend die vergilbten, bunten Seiten
Der alten, oftverehrten Hauspostille
Mit ihren Widmungen aus grauen Zeiten.




# Die Halb-Alten („Les Demi-Vieilles")

Roman von Yvette Guilbert (Einzig autorisierte Ausgabe) Deutsch von Ludwig Wechsler

(8. Fortsetzung.)

Es war gegen halb zwei Uhr morgens, als Roval und Meridione die Treppe im Hotel Sudet hinabstiegen.

Daheim angelangt, ließ Maurice die Worte und Geberden der Marionetten, in deren Gesellschaft er den Abend verbracht, an seinem geistigen Auge vorüberziehen, und er nahm sich vor, sie in seiner nächsten Komödie mit festen Strichen, deutlich und unverkennbar, auf das Papier zu bannen. Sie alle sollten ihren Anteil in dem Sittengemälde bekommen, das er zu schreiben gedachte, und da ihm der Zutritt in das Haus seiner Beobachtungen unverwehrt blieb, so hatte er den großen Vorteil, diese Kreise, die zum Glück mehr eine Eigentümlichkeit des großen, einzigen Paris, denn des Landes selbst bedeuten, in aller Muße beobachten zu können.

Langsam, in Gedanken versunken, kleidete sich Roval aus. Rein gewohnheitsmäßig legte er seine Kleider sorgfältig zusammengefaltet über die Lehnen der beiden Stühle, die am Fußende seines Bettes standen; rein gewohnheitsmäßig stellte er sich auch vor den Spiegel, um seinen Kragen leichter abknöpfen zu können. Doch er besorgte das mit geschickter Hand, ohne sein Spiegelbild gar zu sehen, rein mechanisch, und es konnte kein Zweifel bestehen, daß er im Geiste bei ganz anderen Dingen weile. Die weit geöffneten Augen verrieten seine innerliche Unruhe, das angestrengte Nachdenken, seine Stirne legte sich in Falten, strahlend, geheimnisvoll und verwirrend stieg die Erinnerung an Esther Renot in ihm auf . . .

Er setzte sich und verharrte wohl zehn Minuten mit in beide Hände gestütztem Kopf, bevor er daran ging, seine Lackschuhe aufzuknöpfen, und als er seine Nachttoilette besorgte, dachte er daran, was ihm Meridione im Wagen gesagt.

„Ja", hatte Wladimir erklärt, „Esther Renot ist eine Art Encyklopädie der menschlichen Schwächen; sie kennt sie alle, errät sie, fühlt sie und besitzt dabei die schreckliche Gabe, den geistigen und moralischen Wert der Menschen sehr schnell zu erkennen. Vielleicht ist diese Gabe auch eine kostbare zu nennen, je nachdem man's nimmt; Thatsache ist, das Esther über ihre feine Witterung — anders kann man dies wohl nicht nennen — zuweilen geradezu trostlos ist, denn sie beraubt sie gewisser Illusionen, die ihr häufig unentbehrlich wären. Die Menschen verachtet sie zu sehr, als daß sie ihnen zürnen sollte. Sie beurteilt nachsichtig die moralischen Schwächen derselben, ungefähr mit dem gleichen stillschweigenden Bedauern, das ihr taube, stumme oder mit einem sonstigen Gebrechen behaftete Personen einflößen.

In ihren Augen sind die Dummköpfe für ihre Handlungen nicht verantwortlich, ohne Rücksicht darauf, in welchem Maße sie sich derselben bewußt sind. Sind sich die Narren ihrer Handlungen nicht auch bewußt, allerdings in ihrer Art, und dessenungeachtet werden sie von jedermann nur bedauert und nicht gehaßt.

Sicherlich ist sie mehr von Verachtung und Bedauern, denn von Barmherzigkeit erfüllt. Und trotzdem ist sie gut und vor allem sehr nachsichtig. Vielleicht, weil sie so vieles gesehen und ihr Blick das Leben mit seinen Höhen und Tiefen zu erfassen vermag?

Sie ist nur durch Zufall Schauspielerin geworden, und obschon als solche den Kritiken

und allen sonstigen Anfeindungen unablässig ausgesetzt, hat sie sich niemals der Mühe unterzogen oder sich das Vergnügen geleistet, irgend jemandem zu zürnen, der ihr übelwollte. Ihre Gegner würden sie gewiß weit milder behandeln, wenn sie wüßten, daß die Frau, gegen die ihre Hiebe gerichtet sind, bei denselben das Zeichen des Kreuzes macht und spricht: „Lieber Gott, vergieb ihnen, was sie an mir und anderen sündigen . . .“ Ruhig und unbewegt wandelt sie inmitten der wilden Horde dahin, wird von diesen verlästert, von jenen gepriesen, und nur ihre philosophische, wohlerwogene Gleichgültigkeit weist ihr den Pfad, den sie verfolgt.

„Ja, die Frauen, die Frauen!“ seufzte Maurice, nachdem er die elektrische Lampe ausgeschaltet und sich die Decke über den Kopf gezogen hatte. „Bei ihnen muß man immer auf Ueberraschungen gefaßt sein! Wer sollte bei dieser Renot, die lachend und tändelnd durch das Leben zu schreiten scheint, die man teils für eine Buhlerin, teils für eine Künstlerin zu halten versucht ist, die kein anderes Bestreben zu kennen scheint, als hübsch zu sein, zu lieben und zu gefallen, — wer sollte bei ihr eine schöne Seele, einen selbständigen Geist, ein schmerzbewegtes Herz vermuten? Ach“, machte er fröstelnd, indem er sich unruhig in seinem großen Bette wälzte; „wie neugierig bin ich doch auf ihre Antwort, auch auf sie selbst...“ Und es währte lange, bis er mit müdem Gehirn, überreizten Nerven und trockenen Lippen einschlief.

Es war bereits zehn Uhr vormittags, als sein Kammerdiener die Fenster öffnete und zehn Minuten lang die frische, kalte Luft in das Schlafzimmer des berühmten Mannes strömen ließ . . .

Dieser gähnte, reckte die Arme und zeigte seinem Lakaien endlich das glänzende Gesicht mit dem zerzausten Haar, den geschwollenen Lidern und dem übelriechenden Munde, der für die üppige Lebensweise zeugte, die der Schriftsteller führte. Und dieses Gesicht ragte aus einem roten Seidennachthemde hervor, das von dem nächtlichen Schweiß zerdrückt und unsauber geworden . . .

Als ihm der Diener die eingelaufenen Briefschaften reichte, fiel sein Blick sofort auf ein Couvert, dessen Aufschrift unverkennbar von weiblicher Hand herrührte, dessen Verschluß die Buchstaben E. R. zeigte und dem ein durchdringender Veilchengeruch entströmte.

Mit fieberhafter Hand riß Maurice den Umschlag auf und las:

„Großer, teurer Mann!

Du lieber Gott, welch seltsamen Brief schreiben Sie mir doch! Sie sagen: „Ich fühle, daß ich ein Meisterwerk schaffen werde, wenn Sie mich lieben wollten!“

Um des Meisterwerkes willen bin ich nun gezwungen, Sie zu „lieben“, teurer Freund . . . Bedenken Sie doch: ein Meisterwerk! . . . Das erheischt die Außerachtlassung des eigenen Selbst! Und dann fügen Sie hinzu: „Wollten Sie . . . könnten Sie mich lieben?“

Läßt uns denn die Liebe die freie Verfügung über unseren Willen und unser Können?

Und befinden Sie sich ganz bestimmt in keinem Irrtum, wenn Sie zum Schluß hinzufügen: „Ich liebe Sie voll wahnsinniger Glut!“?

Wäre es keine zutreffendere Charakteristik Ihres körperlichen Zustandes, Ihrer geistigen Aufregung, wenn Sie sagen würden: „Ich begehre mit wahnsinnigem Verlangen nach Ihnen?“ Verwechseln Sie nicht „die Lust“, wie meine sehr alte Großmutter sagte, mit jenem seltenen und fast niemals zu findenden Gefühl, das man „Liebe“ nennt?

Ob ich Sie lieben wollte?

Gewiß!

Könnte ich Sie lieben?

Fragen Sie das Ihr eigenes Gewissen . . . ja? Und seien Sie selbst der Ueberbringer Ihrer Antwort.

Ihre sehr ergebene

Esther Renot.“

Wohl zwanzigmal durchlas Maurice Roval diesen Brief.

„Wie sehr verrät dies die Frau!“ sagte er sich ganz glücklich, denn die ersten Sätze des Schreibens klangen sehr verheißungsvoll.

Die störrigen Fragen des Schlusses dünkten ihm ganz einfach der Ausfluß einer spöttischen Anwandlung zu sein, wie sie bei einer Frau, die reich an Erfahrungen ist, nicht Wunder nehmen kann. Auch in der heuchlerischen Höflichkeit, mit der sie die Liebe zu verspotten suchte, erblickte er nichts weiter als eine verhüllte Zustimmung, die sowohl aus Schamgefühl als auch aus kluger Berechnung nicht sofort erteilt werden sollte ... Am meisten gefiel ihm aber der letzte Satz:

„Könnte ich Sie lieben?"

„Fragen Sie das Ihr eigenes Gewissen und seien Sie selbst der Ueberbringer Ihrer Antwort."

Maurice hatte beim besten Willen keinen Grund, um nicht der Ansicht zu sein, daß er der liebenswürdigste Junge von der Welt sei, geistreich, begehrenswert, großmütig, Frauen gegenüber weder lästig, noch zudringlich, dabei mit Muskeln ausgestattet, die ihm die Möglichkeit boten, einen idealen Liebhaber abzugeben; es schien ihm, als wagte er gar nicht viel, wenn er sich für einen trefflichen Gefährten, einen liebenswerten Partner bei Cupidos Schäckerspiel hielt, ganz abgesehen davon, daß es für eine Frau ebensoviel Vergnügen, als Stolz bedeuten müsse, daß die Wahl des Mannes, der sich in Paris allgemeiner Beliebtheit erfreut, gerade auf sie gefallen ... Was konnte eine Frau mehr wünschen?

Alle diese Erwägungen zogen im Zeitraum von einer Sekunde durch seinen Geist, und mit ruhiger, sicherer Hand schrieb er die nachstehende Antwort nieder, die Esther Renot zwanzig Minuten später in Händen hielt, da er sie ihr auf der Stelle durch seinen Kammerdiener schickte:

„Meine Gute, Schöne! Dank, heißen Dank! Ich fühle, ich errate, daß Sie mein sind ... Welch unermeßliche Freude, Teuerste!

Gegen drei Uhr, da Sie allein sind, oh meine angebetete Muse, wird Ihnen mein Gewissen sagen, daß es sowohl Liebe, als auch Verlangen ist, was mich bewegt ... Es küßt Ihnen die Hände

Ihr ungeduldiger
Maurice."

Halb drei Uhr nachmittags ... Schön, um einen Heiligen in Versuchung zu führen, harrt Esther Renot des berühmten Schriftstellers.

Seit zwei Stunden sind alle Künste des Schminkens, der Beleuchtung und sonstiger Hilfsmittel aufgeboten worden, um die unverantwortliche Verwüstung der Jahre verschwinden zu machen.

Der Teint ist wie Milch und Blut, der runde, glatte und weiße Hals zeigt keine einzige der gewohnten Falten und Runzeln.

Eine Wolke von Seide und Musselin hüllt Esther Renot ein, die in diesem Augenblick wirklich wie zwanzigjährig aussieht.

Nur die Miene ist ernst, fast schmerzlich.

Unter den rotgeschminkten Lippen blitzen die Zähne hervor und sie sind mit den Augen die einzigen lebenden, leuchtenden Punkte dieses kunstvoll zugerichteten Kopfes.

Ja, die Augen! Die schönen, goldbraunen Augen gleichen ausgebrannten Topasen, ausgebrannt durch das Leben, die Thränen, das Bedauern, die Reue, wie sie im fieberhaften Treiben der schönen Frau nicht selten ist.

Der schlanke, weiche Körper ist in weißen Seidenmusselin gehüllt, der in langer Schleppe auf dem Teppich liegt. Ein Hausmantel, eine Art Stola aus nilgrüner japanischer Seide, die mit Aepfelblüten reich gestickt ist, verleiht ihrer blonden Schönheit einen Schimmer von Frische, von Jugend, die längst hinter ihr liegt; sie gleicht mehr einer Traumerscheinung, denn einem lebenden Wesen ...

Mit langsamer Bewegung reibt sie die welken Hände mit einer wohlriechenden, weißen Flüssigkeit ein, die die kleinen Vertiefungen der erschlafften Haut ausfüllt und dieser den gleichmäßigen Anstrich jungen, frischen Fleisches verleiht, das kaum zwanzig Jahre gelebt, und die mandelförmigen, rosigen Nägel an den fein gespitzten Fingern kommen dadurch auch besser zur Geltung.

Also bereit und geschmückt ordnet sie die Vorhänge an dem hohen Bogenfenster, dämpft sie das eindringende Tageslicht, das dank der verschiedenen Stores und Rouleaux das Zimmer

in ein mildes, für ihre ganze Erscheinung sehr vorteilhaftes Licht hüllt.

Sie schreitet durch das große Schlafgemach mit den blaßgrünen Tapeten, den dichten Vorhängen aus weißem Sammt, der weißen Decke und den silbernen Verzierungen an den weißen Möbeln, bleibt vor dem großen, breiten Bette stehen, das einen Ueberfluß an weißer Seide und Spitzen aufweist, streicht langsam über die Kissen, glättet eine Spitze und begiebt sich mit einem tiefen Seufzer in ihr anstoßendes Boudoir.

Hier wird sie Maurice Roval erwarten.

Dieses Boudoir ist ihr bevorzugter Aufenthaltsort; hier lebt sie, dies ist auch der kleinste Raum ihres Hauses, hier weisen die Wände alte blaßrote Seidentapeten auf, die nur durch die hohen Thüren mit den geschliffenen Spiegelscheiben einige Abwechselung erfahren. Einige kolorierte Stiche beleben zwei Wandfelder, eine weiße Konsole im Stile Ludwigs XVI. weist einen großen Vorrat an Toilettenbehelfen aus Gold und Kristallglas auf; Kämme, Bürsten, Feilen und zahllose andere Kleinigkeiten, wie sie von Frauen beim Ankleiden benötigt werden, liegen umher, ausnahmslos aus dem kostbarsten Material gefertigt, seltene Tabaksdosen, wertvolle Gemmen, altertümliche Etuis und mit Perlen eingefaßte Miniaturbilder liegen auf einem kleinen Tische, der als Schreibpult dient. Fauteuils, Puffs, hohe und niedrige Stühle stehen in anscheinender Unordnung, aber doch zu einem harmonischen Ganzen vereint, umher, ihre Ueberzüge aus Seide, Leder oder Brokat werden von den Sonnenstrahlen getroffen, die durch die elfenbeinfarbenen Spitzenvorhänge an den Fenstern nur ungenügend gedämpft eindringen.

Auf der Kaminplatte sieht man das Bild der Mutter Esther Renots, auch das ihres Sohnes Pierre, und zwischen beiden eine hübsche Stutzuhr aus grauem Marmor mit den zierlichen Bronzearbeiten des XVIII. Jahrhunderts.

In allen Ecken duftet weißer Flieder, der den Treibhäusern entnommen ist. Es ist am Ende des Jahres, im Kamin prasselt ein helles Feuer; allein der Himmel bewölkt sich, und obschon es noch nicht drei Uhr nachmittags ist, senkt sich bereits die Nacht hernieder, um alles in ihren gespenstischen Schatten zu hüllen.

Esther Renot schaltet die kleinen elektrischen Lampen ein, daß sich der Raum mit einem von den Lichtschirmen gedämpften rosigen Schimmer füllt, der ihrer Schönheit einen warmen, lebenswahren Ton verleiht, der aus Gold und Feuer zusammengesetzt zu sein scheint.

Jetzt läßt sie ein schrilles Läuten am ganzen Körper zusammenzucken. Gleich darauf hält sie eine Karte in der Hand, und auf der Karte steht: „Maurice Roval, Schriftsteller."

„Sehr angenehm."

Mit fieberhafter Hast, immerhin aber erst, nachdem sich der Diener entfernt, erfaßt er die schönen, weißen, grübchengeschmückten Hände und bedeckt sie mit heißen Küssen.

„Man ist also gekommen", spricht sie anmutig, „um mit der Dame seiner Gedanken zu plaudern?"

Welche Lügen wird man ihr da wohl auftischen?

Er läßt sich zu ihren Füßen nieder und beginnt:

„Man ist gekommen, um dieser Dame zu sagen, daß man sie liebt . . ." Und da ein ungläubiges Lächeln um Esthers Mund spielt, fügt er hinzu: „Daß man also nach ihr begehrt, wenn Sie das lieber hören . . ."

„Ja, das höre ich lieber", erklärt sie sehr sanft.

„Man ist gekommen", fährt er fort und legt den kraftvollen Arm um den schlanken Leib der Frau; „man ist gekommen, um ihr zu sagen, daß man ausschließlich nur an sie denkt, daß man gestern den ganzen Tag über und heute die ganze Nacht nur den einzigen Wunsch hatte, die Liebe der besten, schönsten und klügsten Frau zu erringen; man ist gekommen, um ihr zu sagen, daß man von ihrer Zärtlichkeit die geheimnisvolle Mitarbeiterschaft erwartet, die aus einem verliebten Dichter einen genialen Dichter macht. Man ist gekommen, um ihr zu sagen: Seien Sie die Geliebte, die Freundin, die Schwester, die Mutter, seien Sie all

und jedes . . . Man verlangt ferner von dieser Dame . . ."

„Ich denke, daß man bereits genug von ihr verlangt", unterbricht ihn Esther langsam; „und daß man wirklich nicht mehr von ihr verlangen kann."

Er blickt sie an, überrascht von dem plötzlich veränderten Klang ihrer Stimme, von dem spöttischen und doch schmerzlichen Blick der Augen; er fühlt sich eingeschüchtert, bedrückt, befangen, und mit einem Male fragt er ganz einfältig: „Sie glauben mir nicht, Esther?"

„Doch, doch", ruft sie und bricht in ein so nervöses, lautes Lachen aus, daß ihre Augen davon ganz feucht werden.

Weint sie über ihr Lachen?

Lacht sie über ihre Thränen?

Maurice Roval sucht es zu erraten, erfährt es aber niemals.

Sehr langsam, mit schmeichelnder Bewegung legt sie ihm die Hände auf das dichte, braune Lockenhaar.

„Also abgemacht", spricht sie; „ich werde die Schöne, Gute, Empfindungsreiche, Kluge, Geliebte, Freundin und Schwester sein . . . Das ist es doch, was Sie von mir verlangen, nicht wahr? . . . Doch was wird mir Ihr Allerweltsherz dafür gewähren?"

„Da hat sie eigentlich recht", sagte sich Roval im stillen; laut erwiderte er aber: „Mein Allerweltsherz, wie Sie es nennen, wird Ihre treuen Dienste in aufrichtiger, verläßlicher Freundschaft mit all dem Glück erwidern, das Sie verdienen . . ."

Und ernst geworden, erhob er sich mit einem Male, und mit in die Taschen versenkten Händen begann er im Zimmer auf- und abzuschreiten, als würde er einen Vortrag halten, während er sehr laut sprach:

„Aber glauben Sie denn, Theuerste, daß ich nicht das Verlangen nach einer Frau, einer wirklichen, echten Frau trage, die nicht jenen leichtfertigen Weltdamen gleicht, die gewaltsam bei mir eindringen in der Hoffnung, die Heldinnen eines neuen Theaterstückes oder Romans zu werden, noch weniger aber Ihren Kolleginnen, mit denen man es eine Weile hält, um sie mit irgend einer Rolle zu entlohnen und nach vierzehn Tagen angewidert von sich zu stoßen?"

„Dann wird auch unser Bund nur von kurzer Dauer sein", erklärte Esther gelassen.

„Weshalb? Was wollen Sie damit sagen?"

„Du lieber Gott, Sie wissen ja, daß ich die — wie ich weiß — schlechte Gewohnheit habe, allem auf den Grund zu gehen; nun denn, Sie meinen mich zu lieben und kommen zu mir, damit ich Ihnen mit einer auserlesenen Sammlung der schönsten und wertvollsten Empfindungen aufwarte."

„Ja . . . und nachher?"

„Sie thun das jedenfalls, weil Sie ein Ziel haben, nicht wahr?"

„Ein Ziel? . . . Noch dazu ein durchaus natürliches: ich will glücklich sein."

„Dieses Ziel sei Ihnen bewilligt."

„Ich habe noch ein anderes."

„Und zwar?"

„Da ich nicht an das Glück der Liebe glaube, so suche ich mein Glück in der Arbeit, und meine Arbeit hat auch ein Ziel: es heißt Erfolg. Ich nehme daher das ehrliche und auch durchaus vernünftige Recht für mich in Anspruch, Ihnen sagen zu dürfen: Abgemacht also, jedes von uns hat seine Rolle, die zum Erfolg führen soll: ich habe zu thun, was Sie von mir erwarten, Sie haben zu thun, was ich von Ihnen erwarte . . ." Er schwieg einen Moment und fügte dann zögernd hinzu: „Sie werden mich auch lieben, nicht wahr? . . . Ich habe den Anfang gemacht und Sie werden mir folgen?"

„Ja, wenn auch Sie gut, klug, schön, zärtlich, liebevoll, der Geliebte, Bruder, Freund und Vater sein wollen . . . Ich kann Ihnen in diesem Falle sagen, daß Sie gute Aussichten haben . . ."

Er sah ihr Lächeln, das ein wenig melancholisch, vor allen Dingen aber spöttisch war; er verstand und erwiderte halb scherzend, halb ernst:

„Das alles werde ich niemals sein können!"

„Ich weiß das . . . und eben deshalb werde ich es niemals von Ihnen verlangen", erwiderte die Schauspielerin und reichte ihm traurig die Hand; er machte sich ihre Bewegung zu nutze, um sie ganz an sich zu ziehen, und indem er mit einem Arm ihre Schultern, mit dem anderen ihre wiegenden Hüften umschlang, suchte er ihre Lippen, die sie ihm nicht versagte. Tief erregt durch einen fast endlosen Kuß, murmelte er:

„Sie Böse . . . werden Sie mich lieben?" Er bemerkte mit einem Male, daß Esthers Gesicht bleich und verstört sei und fragte: „Was ist Ihnen, Liebste?"

„Nichts . . . nichts . . ."

„Doch, doch . . . Sollten sie unwohl sein?"

„Nein . . . ich bin nur aufgeregt . . . weiter nichts . . ."

Er war gerührt, ergriffen und schlang die Arme wieder voll Leidenschaft um sie, die leise erbebend an seiner Brust ruhte.

„Wann . . . wann?" flüsterte er ihr zu.

Sie befreite sich aus seinen Armen und ermannte sich alsbald.

„Später, später . . . ich werde es Ihnen sagen . . . bald . . . Seien Sie vernünftig . . . beruhigen Sie sich . . ."

Er lehnte die Stirne für einen Moment an die kühle Fensterscheibe; nachdem er sich einigermaßen gesammelt, nahm er Abschied von ihr, wobei er sie zärtlich, sanft und glücklich auf die Augen küßte.

„Zum Zeichen des baldigen Wiedersehens, Geliebte . . . Sie werden mich lieben . . . werden mich lieben, ich weiß es . . ."

Und er ging.

(Fortsetzung folgt.)

# Das liebe Jungfräulein

von J. Hegner

Das war das liebe Jungfräulein, und es hieß Walanda.

Als Walanda noch klein war, dünne Handknöchelchen hatte, dünne Fußknöchelchen, breite Kniekehlen und Glieder und Körperlinien von einer kostbaren Unwahrscheinlichkeit und ein Gesichtchen mit Kinderwunderaugen, da erzählte man ihr die Geschichte vom guten Prinzen.

Der gute Prinz hatte eine Brünne aus reinem Silber.

Ganz aus Silber?

Ganz aus Silber.

Und Haare, die wie das gelbe Metall sind. Und ein Lächeln, das ist wie die Sonne, bevor sie schlafen geht hinter den Bergen. So mild und beruhigend. Und graue Schnabelschuhe hat er und ein Schwert, das er blank um die Hüfte trägt, und stark ist er, so stark ist er, daß er . . . .

Nicht wahr, er ist so stark, weil er immer seine Suppe auslöffelt?

Ja, weil er immer seine Suppe auslöffelt.

Und wie groß ist er?

So groß wie du, Walanda.

So klein?! Das ist nett. Aber nicht wahr, er wird auch größer?

Das wird er. Und wer ihn erblickt, dem wird, wie wenn er den lieben Gott erschaute. Er vergißt alles und hat keinen Wunsch mehr.

* * *

Es war einmal ein Mäderl, und das war sehr brav. Da erschien ihm der gute Prinz, und es wurde ein Engerl. Und hatte Flügel aus Luft und Goldfiligran und ein Hemdchen aus rubinroter Seide. Und wenn es Durst hatte, war eine Schale aus Achat zur Stelle, und in der war gesüßte Mandelmilch. Aber wenn es Hunger hatte, da waren Teller da aus Smaragd, auf denen Dinge lagen zu frohem Schmaus und Süßigkeiten und . . . .

Auch Eiswaffeln?

Ja, auch Eiswaffeln, überhaupt alles, was es gerade genießen wollte.

Und was war mit dem Prinzen?

Der hatte eine Brünne . . . .

Von da an sehnte sich Walanda nach dem Prinzen. Und sie wartete. Sie wartete auf den Prinzen. Der würde kommen und war so stark, daß er Bären bezwingen konnte, wie wenn sie Schäflein wären. Und er würde sagen: Walanda. Und seine Stimme wäre wie der

Klang von Glocken am Sonntag zu Pfingsten. Wie eine kräftige Melodie. Und: Komm! würde er sagen. Und würde sie an der Hand nehmen, und seine Hand wäre wie die Hand von Kindern. Und sie würden über Wiesen schreiten, auf denen das Gras wie grüner Samt flimmert. In die Weite, in die sonnige, selige Weite und würden . . . was weiter . . . und würden . . . Walanda! würde er sagen und würde lächeln. Und es wäre das Lächeln wie die Sonne, wenn sie hinter die Berge geht.

Walanda wurde größer.

. . . . eine Villa würden sie haben. Merkwürdige und seltsame Gemächer. Wohlige Ruhestätten. Und einen Park würden sie haben mit schöngeformten und wunderbar traulichen Grotten. Und unter nicht zu ahnenden Arten von Bäumen, von Palmen, fächerblättigen und andern Palmen, wären schattige Plätze. So heimlich behaglich. Da würden sie sein. Und er würde ihre Haut streicheln. Sie berühren in zartester Berührung. Und in Liebe. Und sie würde erschauern. In Lust. Und würde sich an ihn pressen. So fest. Und sie würde seine Muskeln spüren. Die sind hart wie Eisen. Sind wie lebendige Eisentaue. So . . . so . . . .

Und Walanda wurde ein großes Mädchen und sehnte sich immer noch und immer mehr nach dem Prinzen. Und sie war nun gar schlank und war schmal um die Hüften, schmal um die Schenkel und schmal um die Brust. Ihre Hände und ihr Gesicht waren wie gewässerte Milch und durchsichtig, daß man die Adern bläulich sah. Und ihres Körpers Fläche war wie glattes, gelbliches, gewärmtes Papier. Aber ihre Augen waren die Kinderwunderaugen von einst, nur senkten sie sich tiefer in die Höhlen.

Sie saß des Nachts oft auf in ihrem Bett, krampfte die Hände in die Decke, in die weiche und warme, die sich wie ein Kinderrücken anfühlte, und ihre Seele sang da leise, leise, leise das liebe Lied vom Königssohn. Und es war ein inbrünstiger Gesang, ohne den die Worte wie Leichen sind.

Die Worte: Kommt einer und ist wie ein Königssohn, und ist wie der liebste Traum. Und dann geht es so, daß er ihre dämmernden Sinne wachküssen werde, und daß sie ihn einmal sehen werde und wüßte nicht, wann. Und es schließt so, daß sie wüßte, daß sie dann im Sterben leben und im Leben sterben werde, sterben, sterben, sterben werde . . . Kommt einer und ist wie der Königssohn.

Nach und nach war ihr das Tönen angeschwellt, war in langen Wellen leidenschaftlicher Steigerung gezogen, hatte Senkungen, in denen eine kindliche Furcht schwamm, und wieder die langen Wellen und war dann friedlich verebbt, in einem kleinen Seufzer verklungen, der wehmütig war und wie ein sanfter Tod. Und da begann das Tönen von neuem. Leise, leise, leise. Und klingt so süß, so süß und wie durch einen gelinden Rausch. Und der Mond beginnt zu spielen in ihrem Haar, und ein Windzug strömt durch das offene Fenster und schmeichelt in kühler Liebkosung um ihre Stirne. Das Tönen versiegt.

Ihre Augen brennen wie glühende Kohlen, und ihr Leib windet sich wie in den Qualen der sengenden Sünde. Und es ist ein Duft wie von geschälten Kastanien. Der Mond versteckt sich und der Lufthauch steht still. Und Walanda weint und weiß sich nicht zu helfen.

Und sie wußte sich nicht zu helfen, und das war so traurig. Und es ging lange so, so lange so. Da drückte die Decke auf ihre Brust und brannte und tat weh. Und das Linnen war feucht, und die Kissen waren naß des Morgens.

* * *

Aber einmal packte es sie in der Nacht, mitten in der Nacht, da der Mond im Zimmer breite Bänder ausgebreitet hatte, fahle Bänder, die waren wie Ströme von Absinth. Sie hatte ein wenig und unruhig geschlafen. Sie ruckte auf und starrte, wie wenn sie besessen gewesen wäre. Und war besessen. Ihr Starren löste sich in Stöße der Erregung auf. Über die Wirbelsäule wirbelte ihr ein toller Tanz von brennenden Funken. Und über den Kopf dröhnte etwas in drehender Bewegung. Als die Stöße in ein Rieseln überleiteten, war es ein Rieseln freudigen Schreckens. Und Pausen waren in dem Rieseln. Da schoß ihr ein Jubeln heiß durchs Blut.

Dort stand der Prinz. Vor der Türe stand der Prinz in einem Kranz von flüssigem Licht. Alles blinkte an ihm in geschmolzenem Silber. Und seine Arme waren weit geöffnet.

Seine Arme . . . .

Jauchzend schrie Walanda auf. Doch war es ein armes Jauchzen, nach innen und wie ein Stöhnen. Und sie zitterte arg. Und starrte. Und streifte bebend die Decke ab. Und sprang aus dem Bett und breitete die Arme aus und flog der Türe zu in rasender Hast.

Und rennt mit dem Kopf gegen die Türe.

Und bricht an der Tür zusammen.

In der Früh fand man sie im Hemd in ihrem Zimmer vor der Türe. Und sie war bewußtlos und hatte ein Loch im Kopf, und um sie war eine Lache Blut. Und ihr Hemd war gerötet

von Blut und war wie rubinrote Seide. Als man sie zum Bewußtsein gebracht hatte, da gab sie keinerlei Auskunft. Sie sagte nichts und sagte nichts und sagte nichts. Aber sie wackelte immer mit dem Kopf, immer von rechts nach links, von links nach rechts. Und es kränkten sich alle sehr, und es war gar nichts zu machen. Sie wackelte immer mit dem Kopf.

Das war das liebe Jungfräulein, und es hieß Walanda.



# Dichterseele

Novelle von Robert Jaffé

(3. Fortsetzung.)

Am 31. Oktober.

Eine liebenswürdige junge Frau, die ich kennen gelernt, regte mich heute zu nachdenklichen Betrachtungen an durch eine kleine Erzählung. Sie selber hatte in ihren Mädchentagen in der vornehmsten Straße in einer Flucht von weiten, sonnigen Zimmern gewohnt, von denen das eine ihr besonderes war und in der Farbennuance der seidenen Tapete zumeist mit ihrer Toilette harmonierte; sie hatte oft an Festtafeln gesessen zwischen Offizieren und berühmten Gästen; und ihre Schulfreundinnen hatten oft genug vor Neid auf all die Lieblichkeit, die sie umgab, Tränen vergossen. Aber durch die Verheiratung mit einem zum Erwerb wenig geschickten Manne war sie in immer schlichtere, ja dürftige Verhältnisse hinabgesunken; der kostbaren Möbelstücke aus Ebenholz waren immer weniger geworden, die goldenen Schmucksachen mit den seltenen Perlen und geschliffenen Steinen waren immer häufiger zum Leihamt geschickt worden, ohne je wieder eingelöst zu werden, und dabei war die Reihe der Kinder immer länger geworden. Von den Schulfreundinnen war ihr nur die Gattin eines reichen Bildhauers, als einzige aus jenen goldenen Mädchentagen, treu geblieben, und diese hatte ihr von der Bankiersgattin, einer Frau Beelitz, berichtet, von der sie mir nun erzählte.

Frau Beelitz blieb inmitten eines erdrückenden Reichtums, wie zwischen stolzen, goldenen Säulen in einer ägyptischen Schatzkammer, im Herzen verödet und liebeleer. Die straff gespannten Bänder der Liebe waren in ihrem Herzen erschlafft, und eine verwirrende, müde Ohnmacht zur Liebe hatte sich zwischen den verhärteten Herzwänden eingenistet. Frau Beelitz war mit der Bildhauersgattin befreundet worden, da schon ihre Mütter Jugendfreundinnen gewesen, aber sie war in ihrem Verkehre so gemessen, daß man mit ihr nicht wie mit anderen intim werden konnte, und sie waren zu egoistisch und reserviert, als daß sie Gesellschaften gegeben und wie die anderen reichen Leute großen Verkehr gehabt hätten. Dabei war ihre Ehe kinderlos, die Kindchen, die sie gehabt, waren ganz früh gestorben, und da ihr Gatte durch große geschäftliche Unternehmungen viel außer Hause sein oder gar verreisen mußte, blieb sie viel allein. So kam es, daß die schöne, stolze Frau immer müder und reizbarer wurde. Sie konnte die Nächte nicht schlafen und bildete sich gar ein, krank zu sein. Sie wandelte immer wieder durch die leuchtenden Säle in dem Feenreiche der Kunst; sie verschlang in unaufhörlicher und hastiger Abwechslung die Dichtungen, die neu erschienen, sie ging durch die in Licht und Farbe so fein abgetönten Kabinette der Kunstausstellungen und drängte sich in dem aufgeregten Getümmel bei den ersten Aufführungen der neuen Theaterstücke. Sie nahm eine barmherzige Schwester, die sie überall hin begleiten mußte, und als es ihr unangenehm war, daß die Leute sie ansahen, wie wenn sie eine Schwerkranke wäre, nahm sie eine Gesellschafterin zur Aufheiterung. Aber dies alles konnte es nicht in ihr auslösen; ihr Herz blieb wie von feinen, zart verzweigten, ungesunden Gängen und Minen durchhöhlt, und sie blieb verstimmt und verdrießlich.

Da dachte ich in meinem Herzen, daß man doch nur lebe, wenn man herzlich sei, wenn man auch fremdes Glück als das schönste Geschenk und fremdes Leid als die schwerste Heimsuchung empfinden könne; als ich es der jungen Frau, die mir dies alles erzählt hatte, sagte, stimmte sie sogleich bei und erzählte weiter, wie eine Tante von ihr eine alte Mutter gepflegt und für sie gesorgt hätte. Sie war nicht aus ihrer Wohnung gegangen, um die Mutter nicht allein zu lassen, und weil sie einem Manne nicht zumuten konnte, die Mutter mit zu übernehmen, hatte sie manche vorteilhafte Heiratsanträge ausgeschlagen.

Bei den allergeringsten Leuten wurde auch, wer sich den Herzenspflichten entziehen will, geradezu verachtet; bei ihnen bleiben nur die Schwachsinnigen und Wunderlichen unverheiratet und damit außer dem Bezirke der traulichen, uneigennützigen Liebe; sie kennen nicht die Möglichkeit,

ganz für sich selber, für das eigene, ästhetisch ausstaffierte Ich zu leben. Nur die Vornehmen kennen den unschönen Stolz auf den luftigen Besitz in den grünen, von hohen, weiten Glasscheiben eingeschlossenen Beeten des Wissens. Der Herzensinnige wird nicht jedes Menschenkindlein mit einem eingeschränkten Geiste gleich bemitleiden und als auf der Welt überflüssig ansehen. Aber der Denkende, der keine Liebe hatte, mußte sein Leben hinbringen wie der Kranke, der in dem steten Kampf gegen seine Krankheit höchstens ein leidliches Wohlbefinden erringen konnte. Wie oft saßen nicht schöne, geistvolle Gräfinnen in Spitzen uud Seiden in ihrem stolzen Palais unter dem feinen Schleier der Melancholie, die dann als eine melancholische Anlage gilt! Direktoren großartiger Unternehmungen, die so große Einnahmen hatten, daß sie in jeder Üppigkeit leben konnten, mußten schon in frühen Mannesjahren erkennen, wie die Dinge der Welt für sie immer mehr von ihrem Schmelz verloren und ihnen immer mehr alle Illusionen schwanden. Es war doch nur ein volles Leben, wenn einer aus einer Kraft lebte, die in ihm wie eine von Dämmerung umwobene Bombe ruhte und zu jeder Zeit bereit war, sich zu entladen. Die Poesie? Sie kann einen bis zum Lager geleiten und bängliche Nachtgedanken zerstreuen; sie kann dem vom Leben Übersättigten neue Lebenslust geben. Aber nur die Liebe im Sinne des Evangeliums, die Liebe vermag es, uns den innersten Seelenfrieden zu geben, aus dem ein schönes harmonisches Leben aufsteigen kann. Sie tränkt die Wurzelgründe unseres Daseins und begießt und feuchtet mit Tau die Blumen des Lebens, auf daß sie in lieblicher Weiße und Rundung emporquillen.

Am 6. November.

Ich hasse nicht, ich bewundere staunend das neue Leben, das sich, wie die eisengerüsteten Männer der griechischen Sage aus der Drachensaat, mit dunklem, stählernen Glanze aus der Ackererde emporhebt. Riesenhände greifen übers Meer, und aus Eisen fügt sich eine neue Schönheit zusammen durch die Großartigkeit der Maße und Proportionen. Aber dies neue Leben ist drapiert mit schweren farbigen Vorhängen, die volle Falten werfen; es ist ein Leben voll tiefer, gesättigter Farben; und wenn es vielleicht auch Kupplerinnen, zweifelhafte Herbergen und abenteuernde Soldaten waren, die das Bild eines *vollen, saftigen* Lebens wie auf einer metallischen Spiegelfläche erscheinen ließen, so blieb dies doch der heroischen Zeit voll schlichter Kraft noch erheblich näher gerückt, als das Leben von zahmen, zipfelmützigen Philistern. Der unermeßliche Komfort des modernen Menschen mag nur ein Aufputz sein, womit er seinen Leib behängt, und dieser mag dadurch nur immer weniger stark und weiß blinkend und gottähnlich, immer weniger griechisch werden. Aber es ist eine metallene *Kraft*, wenn die Menschen ihr Leben bis zu einer Schwindel erregenden Ausdehnung mit dem üppigsten Komfort beladen, und dann die ungeheuerste Elastizität sich immer wieder zusammenziehen und ausdehnen muß, um die für die Bestreitung eines solchen Komforts nötige Arbeit zu leisten. Auch hier gibt es Quellen der Kraft, die den, welchen sie durchströmen, unmerklich zu hohen, dabei kühlen und besonnenen Gefühlen und erweiterten Lebensansprüchen geleiten.

Ich will nicht zu den Poeten zählen, die nicht essen, sondern mit ihrem Atem einen goldenen Hauch von Nektar und Ambrosia in sich aufnehmen. Ich will nicht zu den Poeten zählen, die von sich sagen können, daß ihre Werke nicht die Kinder ihres Geistes, sondern ihres Gefühles seien. Da bekommt der winzigste Eindruck, der kleinste Gegensatz zwischen den Träumen und der Wirklichkeit Leben und regt die rosigen Gliederchen und atmet gleichsam; das ganze Dasein wimmelt so von kleinem Leben. Meine Poesie aber soll etwas sein, was dem Leben als Gegensätzliches gegenübersteht, was für sich selber eine Welt aus Duft und Nebel bildet, sie soll aus der reinen Kraft des Lebens strömen. Sie soll etwas von der Kraft haben, die Staaten gründet und die Geschicke der Völker ordnet. Ich will mich nicht anders als die übrigen Menschen und seltsam über die Erde fortbewegen, gleichsam in einem Gewebe von unendlich zarten, weißen Schleiern. Ich kann die Dichter nur lieben, wenn ihre Werke mit elastischem Auftakt Taten sind, Betätigungen, und mit sich zu tätiger Kraft fortreißen. Die Klänge meiner Poesie sollen sein, wie wenn ein fester Schritt einen reinen Rhythmus habe, wie wenn der Atem meiner *Leidenschaften* sich in melodischen Rhythmen hebe und senke, wie die Melodie von Schwerterklirren, wie das Klirren des Schrittes auf Eis, wie klingender Frost. Mein Blick soll eisern sein, und meine Augen sollen stählerne Blitze herausschießen.

Am 7. November.

Immer, immer wieder empfinde ich es. Ich fahre in einem von herrlichen Rossen gezogenen Wagen mit feurigroten Speichen durch die Wolken, und längs des ganzen, unendlich weiten Weges sind goldene Lichter angesteckt. Die Erde mit ihren Städten und Türmen und ihren Gewerken sehe ich tief unter mir wie unter einem silbernen Nebel. Ich kann nur wie eine Schwalbe über die Erde streichen und die Torwege und Giebel der

Dächer nur mit den Spitzen meiner Schwingen berühren. Und doch kann ich sie nicht vergessen. Ich könnte ein Bettler in unsäuberlichem, geflickten Rock sein, der in einer niedrigen Spelunke die Pfennige des Tages zusammenrechnet: wenn ich die Pfennige mit ihr teilen könnte, würde ich mich glücklicher fühlen, als fern von ihr in den stolzesten Lebensumständen.

Am 8. November.

In den Vormittagsstunden lag eine Fülle so hellen, weißen Sonnenlichtes überall, daß man für Augenblicke vergessen konnte, in welcher Jahreszeit wir denn lebten. Das Licht stach und blendete von geteerten Dächern her, und die Luft war erfüllt wie von einer zarten, lieblichen Wärme. Der Himmel spannte sich in einer tiefen, gesättigten Bläue, wie sie nur selten in nordischen Himmelsstrichen zu schauen, und in weiter Ferne verschwamm alles in einem lieblichen, weichen Silberduft. Die Häuser und Villen standen in Glanz, mit weiten, weißen Lichtflächen und Schatten. Die Leute sagten alle zueinander, daß es wie im Frühling aussehe.

Ich ging nach der Konditorei, in der ich den Bekannten, mit dem ich mich neulich in der Universität verabredet, treffen sollte, und Matthesius erwartete mich schon. Ich ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand, die er mechanisch ergriff. Dabei sah er, wie von Träumen zerrüttet, aus der Zeitschrift auf, die er in der anderen Hand hielt, sagte: „Nun, da sind Sie ja!" und während er einen Stuhl, der ein wenig entfernt von dem Marmortischchen stand, und ganz mit Zeitschriften bedeckt war, näher heranzog, sagte er:

Nehmen Sie Platz!

Ich meinte bald, daß wir heute lieber nicht so melancholische Töne anschlagen sollten.

Vielleicht erleichtert es das Herz, erwiderte er, solch melancholische Töne anzuschlagen.

Ich meine, daß es das Herz eher schwerer macht.

Je nachdem, bald mag es das Herz erleichtern, bald schwerer machen.

Da begann ich davon zu sprechen, wie schwer einem der Beruf des Schriftstellers das Herz bedrücken müsse. Aber Matthesius erwiderte nur:

Ich war neulich in einem literarischen Klub, da konnte ich so recht die Erbärmlichkeit des Schriftstellerberufes beobachten. Wenn einer etwas vortragen will, möchte es ihm jeder andere streitig machen. Dieser Neid, der sich kritisch verkleiden möchte —!

Ich fühlte in breitem, weißem Eindruck das ganze Wesen des Mannes. Unter der weißen, grauen Fläche seines Denkens verästelte und verzweigte sich bis in die feinsten Linien noch ein zweites Geistesleben. Er spannte und knüpfte mit hastiger Eilfertigkeit ununterbrochen immer neue Fäden zwischen dem, was er sah und erlebte, und seinen Geisteswerken. Ihn umgab, wo er ging oder stand oder sich an sein Lager begab, ein feiner, dünner Kreis, der ihn von dem Leben der übrigen Menschen ausschloß, und er konnte sich nicht in rosiger Gemeinschaft unter die Menschen mischen, durch deren Reihen er wandelte. Er erduldete nur das Leben, damit daraus über ihm Geisteswerke keimen und knospen und, dichten Schatten spendend, dauern könnten.

So sagte ich ihm in recht deutlichen und trivialen Worten, was ich so oft über das Verhältnis der Poesie zum wirklichen Leben empfunden hatte.

Nein! sprach er, für mich ist das nicht möglich!

Wieso nicht?

Können Sie sich ein Leben ohne Gänsebraten denken?

Wie meinen sie das? fragte ich mit einem Lächeln, das wohl etwas albern und kindisch ausschaute.

Ruhm ist der Gänsebraten des Lebens, ist der potenzierte Gänsebraten.

Ich fühlte, daß er sich ein wenig über mich lustig machen wollte, und verabschiedete mich von ihm, während er nun auch aufgestanden war und am Eingange der Konditorei stand.

Aber ich meine, daß man auch ein Poet sein kann, wenn man nicht grade den Beruf des Schriftstellers ausübt. Man ist es, wenn man mit vollem Herzen die Wärme und Behaglichkeit des Daseins zu empfinden und auszusprechen weiß. Auch als ein schlichter Landarzt kann man so überströmend wie ein Poet ausrufen: Es ist so herrlich und so tapfer, den Leuten in ihren Schmerzen beizustehen! Es ist so herrlich, Landarzt zu sein! Es gibt keinen beglückenderen Beruf als den eines Landarztes.

Sie stellt mir die Wirklichkeit, das blühende Leben dar; nur in ihr kann ich es finden und sehen. Und ein liebes, trautes Weib und Familienschicksal sollte ich auf den zarten, blauen Muschelkahn der Poesie nehmen wollen, der mit seinem weißen Segelchen über die hohen, weißschäumenden Wellen fahren muß und an den Klippen der materiellen Umstände so leicht zerschellen kann?

(Fortsetzung folgt).




**Robert Karch,** Erwachen. E. Piersons Verlag, Dresden 1903.

Es gibt zwei Arten von Lyrik . . . die andere ist die der schweißtriefenden Dilettanten. Freilich sind die meisten unter ihnen technisch gewandt, aber von der Gewandtheit der Taktschläger. Kein Rhythmus des Wortinhaltes, der Stimmung. Dafür ein einseitiges Versessensein auf einen Ton. Die paar Gedichte von Robert Karch sind vollstönig. Und nicht so schlecht, daß man höhnisch lachen könnte über sie. Sie sind wie das Gesumm der gewöhnlichen Stubenfliege, die so zahlreich ist . . . es gibt Fliegen mit bläulich-metallisch schimmerndem Leib. Die haben auf dem Bauche Härchen. Und brummen ganz anders. H.

**Ludwig Rohmann,** Gegen den Strom. W. Bobach & Co., Berlin-Leipzig.

Der deutsche Romanphrasen-Roman. Der Held heißt Hans Waldemar von Stuttenheim. Offizier. Lehnt ein Duell ab. Muß den Dienst quittieren. Gesellschaftliche Ächtung. Mutter. Freund. Können ihm nicht mehr Ersatz bieten. Droht zusammenzubrechen. Bricht aber nicht zusammen. Holdselige Braut greift ein. Kling, klang, gloria. Alles gut. Dazu als spannendes Moment Polenfrage mit hineinverflochten. Die Herrschaften reden ihre Salongespräche wie angehende Dozenten. Noch geschraubter. Großer Aufwand an Gefühlsduselei und an Knallbonbons, die tragisches Grollen bedeuten sollen. Sind aber doch nur Knallbonbons. Und der Roman ist mit Vollbildern geschmückt. Die sind schlechte Autotypien. Unter jedem Bild steht ein Satz und die Seitenanzahl, allwo er sich im Buche findet. Wie bei den Kolportageromanen. Und wie bei diesen sind hier die Bilder unglaublich ungelenk, entsetzlich geschmacklos. Ich sage, einfach scheußlich. Ist aber dem Inhalt angepaßt, immerhin angepaßt. Auch ein Verdienst! H.

**Michael Georg Conrad,** Von Emile Zola bis Gerhart Hauptmann. Erinnerungen zur Geschichte der Moderne. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1902.

Was auch ein Mensch schreiben mag, es wird unvermerkt zu seinem Memoire. Welches Stück der Werke von Michael Georg Conrad, dem deutschen Litteraturkämpfer par excellence, man auch lesen möge, man erhält sogleich den stärksten Eindruck eines litterarischen Memoire. Wie, fragt man sich, wenn nun dieser kernige Mann einmal bewußt erzählen wollte, was er getan, erlebt, geschrieben, das müßte interessant werden. Das wurde es in dem Erinnerungsbuch „Von Emile Zola bis Gerhart Hauptmann“ in der Tat. Nicht bloß als Mitlebender (obwohl er schon da reiche Lorbeeren gepflückt hat), auch als Mithandelnder hat Conrad mächtig gewirkt. Er sieht in seinem Buch die moderne Litteraturgeschichte vielleicht vom persönlichsten Standpunkt aus. Aber wer nimmt ihm das übel? Ist er doch von Anfang an dabei gewesen und heute noch der jugendlichsten einer. Noch eins: man hat keinen Begriff davon, was für ein entzückender amüsanter Plauderer Conrad sein kann — sonst hat er eine gewisse fränkische Schwerflüssigkeit, Grobknochigkeit — hier aber tanzen ihm die Worte dionysisch aus der Feder. Andreas Franken.

**Georg Busse-Palma,** Mord, Geschichten, die mein Dolch erzählt. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Man erkennt den ursprünglichen Lyriker aus diesen Geschichten. Ein paar Worte, und eine Landschaft steht da. Und alles ist ziemlich persönlich erzählt. Es sind aber nur Ansätze zu Geschichten, unausgeglichene Skizzen. Bald ist zu wenig gesagt, bald zu viel. Auch ist die Wiedergabe viel zu schlicht nnd entspricht so wenig den vielfach zusammengesetzten und gar nicht einfachen Vorwürfen, die dunklen Triebe der Verbrecherseele zu entschleiern. Aber zuweilen finden sich Stellen, in denen eine unheimlich-tiefdringende Phantasie waltet. Da heben sich Gestalten in grusliger, schauerlicher Lebendigkeit und lassen das Traurige ahnen, das ihre Seelen unbarmherzig und unwiderstehlich gepackt hat, und dem sie sich nicht entziehen können, sie mögen sich drehen und wenden wie sie wollen. Und das ist immerhin etwas, unter Umständen sogar viel. H.

**Margarete Beutler,** Gedichte. J. G. Cotta'scher Verlag, Stuttgart.

In der Form reizvoller Poesie stellt sich uns eine Persönlichkeit dar. Wer der Frauenseele nachjagt, der komme! Hier stellt sie sich. Hier offenbart sich eine der Frauenseelen: eine Menschenseele. Erschütternd ist die Geschichte der Liebe. Nicht die Jungfrau, wie wir sie kennen, tritt uns hier entgegen. Wir sehen eine neue Individualität. Sie gibt sich mit der Wahrheit und Indiskretion der Kunst. Es ist wohl kein größerer Gegensatz denkbar zwischen der schmerzvollen Sehnsucht des Weibes, die sich uns im Anfange des Cyklus „Zu Zweien“ zeigt, und der mädchenhaften Frage einer anderen Jungfrau unserer Tage. Mit großen Augen sieht diese in die nahe Zukunft. Was ist es mit der ehelichen Gemeinschaft? Ihre Phantasie zeigt ihr das Bild der engsten Verbindung. Lang und schwer fallen ihre Haare um ihren Körper. Dahinein, in diese starken Haare, will sie ihn einwickeln. Das solls sein! Und doch ist auch diese Note in Margarete Beutlers Gedicht: „Die weiße Blume“ angeschlagen. Aber die reife Sehnsucht treibt die Dichterin bis an die steilsten Abgründe. Die Leidenschaft lebt sich aus. Erst in Schrecken und Angst, dann in süßer Befriedigung, in zartem Glücke, und zuletzt in Mutterseligkeit. Reizende phantastische Spukereien und andere Tollheiten, in denen ein prächtiger Humor spielt, bringt uns das Buch außerdem. Es schließt mit tief ernsten sozialen Gedichten. Martha Asmus.

**Wilhelm Gutekunst,** Humdideldei, Lieder in Lust und Leid. E. Piersons Verlag, Dresden 1903.

Das ist ein besonderer Bissen und schmeckt wie versüßter Dreck. Man darf sich nicht täuschen lassen. Der Mann kennt das Kommersbuch. Er hat Scheffel gelesen und noch einige. Nun schnattert er von Weib, Wein und Gesang, und dem Hörer wird weh und dem Hörer wird bang. Auch Sentenzen bringt er hinein. Und was bei seinen Vorbildern neue Melodie war, wird hier ein Gassenhauer. Zwei Gassenhauer, drei, mehrere, lauter Gassenhauer. Ein Geleier von abgebrauchten Worten. Von sozusagen klassischen Verbindungen. Die Blätter sind natürlich „grün", die Zeit „selig und golden". Die Tränen sind „bitter" und der Wein selbstverständlich „goldner Saft", auf den sich „Seligkeit im Leben schafft" reimt. Dazwischen wird ein rasselnder Polterton laut: „So krabbelt's auf der Erden, 's ist wahrlich eine Wonn', viel Tausend feile Schufte — wie Wanzen in der Sonn'." „Geldgierige Hallunken." „Bebrilltes Affenpack." Schimpfwörterlexikon! Aber mit dem Mann ist nichts zu machen. Er schließt: „Haben viel gekostet, meine Lieder, manchen guten Tropfen Wein; aber immer sing ich wieder, immer wieder schenk ich ein!" Meinetwegen kann er singen, bis er schwarz wird. Und trinken kann er meinetwegen und am liebsten so lang, bis er nicht mehr singen kann. H.

**Schulte vom Brühl,** Was uns passierte. Seemanns kleine Unterhaltungsbibliothek Nr. 5. Leipzig 1903.

Anspruchslose humoristische Erzählungen und Skizzen. Glatter Feuilletonsstil. Manchmal auch nicht ganz glatt. Aber immer lustig zu lesen und erquickend in ihrer Einfachheit. Und famose Einfälle finden sich drin, über die man herzlich lachen kann. Und warum sollen wir nicht auch einmal herzlich lachen? Wir sollen, auch ohne daß wir das erhebende Bewußtsein haben, unser Lachen komme uns aus ästhetisch ganz und gar einwandfreien Gründen. Also ist dieses heitere Buch empfehlenswert und wird einem dienlich sein, wenn man von anderm müde ist. H.

**Giordano Bruno,** Die Tragödie der Renaissance. Von Erwin Guido Kolbenheyer. Wien, C. W. Stern 1903.

Wenn einem Menschen ein Denkmal gesetzt wird oder wenn sein Jubiläum gefeiert wird, dann kann es dem unbescholtensten passieren, daß man ihn auf die Bühne zerrt. Der innere Grund, aus Giordano Bruno ein Stück zu machen, ist daneben schwach. Ja, wenn nun aber wenigstens das Stück (es nennt sich die Tragödie etc.) stark geraten wäre. Es ist aber leider nichts weiter als dramatisierte Kolportagehistorie. Aus Chronikfetzen geschneiderte Renaissanceoper. Beweis: Der Gondoliere, den Bruno ersticht: Madonna, ah . . . sagt' er, und stirbt (Diener schleppen die Leiche fort). Bruno selbst hält immer Reden. Er ist ein versetzter Privatdozent. (Und was sollen mir diese abstrakten Sätze auf der Bühne). In jedem Akt bekommt mans mit der Konvention. Bloß die Studentenszenen in der paduanischen Weinkneipe sind erfreulich. Ein blutloseres Wesen hat es niemals gegeben, als diese Bianca. Und dieser Mocenigo (mit seinem ganzen Konflikt) prangt sonst nur an Mauerwänden, da Moritaten, besungen werden. Um den (aus der Philosophiegeschichte) bekannten Inhalt hängt die Sprache wie ein Purpurmantel, aber keiner von der allerneusten. Kolbenheyer läßt auch seine Figuren gerne gesperrt reden. Man erinnere sich: Der Verfasser gehört zu den Doppelvornamen. Er heißt Erwin Guido (das sind auch fast Renaissancenamen). In Summa: Der Worte, die er seinen Bruno machen läßt, sinds zu viel, des Lebens zu wenig. Trotz der 55 Personen, die das Stück auf die Beine bringt. Daß es gerade über Giordano Bruno geschrieben wurde, ist immer noch sein höchster Vorzug. Man weiß, die Kutten sind wieder am Werk in deutschen Gassen. Da soll man dem Andenken des freien Geistesmenschen, auf den es getauft ist, was es auch gälte, nicht wehren. Andreas Franken.

## Bücher- und Zeitschrifteneinlauf:

(Eingesandte Bücher und Zeitschriften werden stets hier angezeigt. Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen.)

**Karl Josef Pichler,** Verse. Österreichische Verlagsanstalt, Linz.

**Albert Ritter, Jones Very,** Der Dichter des Christentums. Österreichische Verlagsanstalt, Linz.

**R. W. Emerson,** Lebensführung. Aus dem Englischen übertragen von Heinrich Conrad, Buchausstattung von Fritz Schumacher. Eugen Diederichs, Leipzig 1903. Mk. 3.—.

**Charles Baudelaire,** Gedichte in Vers und Prosa übersetzt von Camill Hoffmann und Stefan Zweig. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1903. Mk. 2.50.

**Ernst Neumann-Tödemann,** Unter Tieren und Menschen. E. Piersons Verlag, Dresden. Mk. 2.—.

**Anna Schapire,** Singende Bilder. E. Piersons Verlag, Dresden. Mk. 1.50.

**O. Suré,** Moderne Frauentreue. Novellen. E. Piersons Verlag, Dresden. Mk. 2.—.

**Edwin Bormann,** O alte Burschenherrlichkeit. Selbstverlag, Leipzig 1903. Mk. 1.—.

**Edwin Bormann,** Der Autor Sir John Falstaffs. Litterarische Enthüllungen. Selbstverlag, Leipzig 1903. Mk. 1.—.

**Eduard Castle,** Zur Einführung in Ferdinand Raimunds Werke. Max Hesse Verlag, Leipzig.

**Dr. Otto Juliusburger,** Zur sozialen Bedeutung der Geisteskrankheiten. Verlag von Oskar Koselowski, Berlin 1903.

**Ilse Frapan,** Wandlung. Erzählung. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig 1903. Mk. 1.—.

**Franziska Mann,** Könige ohne Land. Erzählung. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig 1903. Mk. 1.—.

**Ida Schaaf-Regelmann,** Aus den Erinnerungsblättern eines Typewriting-Girl. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig 1903. Mk. —.75.

**J. Brenkendorf,** Die Hexe. Ein episches Gedicht. Menschel & Co., Sereth 1903.

Freisinnige Zeitung, Jungösterreich. Organ. Wien. Nr. 14, 15, 1. Jahrgang.

Deutscher Tierfreund, Leipzig. Heft 7, 7. Jahrg.

Freistatt, München. Heft 23, 24, 5. Jahrgang.

Litterarische Warte, Heft 7, 8, 9, 4. Jahrgang.

Schweizer Frauenheim, Heft 24, 1. Jahrgang.

# Mitteilung an unsre Abonnenten.

Von diesem Heft des Magazins an liegt jedem folgenden bis auf weiteres je ein Bogen der kultur- und sittengeschichtlichen Bibliothek für unsere Abonnenten bei. Wir beginnen, wie in der Ankündigung bereits mitgeteilt wurde, mit den Quellenschriften zur italienischen Renaissance, und zwar mit den Gesprächen über die Schönheit der Frauen von Agnolo Firenzuola, einem Werke, das wunderbar in die Anschauungen der Renaissance über die Ästhetik der Schönheit einführt.

# Jn eigner Sache.

Mein Roman „Der Geopferte“ und die Rezension im „Magazin für Litteratur“.

Es gibt Kritiker, die erblicken von vornherein den Autor des Buches, das sie gerade zu rezensieren haben, auf der Anklagebank und formulieren den Strafantrag. Zu dieser Klasse scheint auch Herr H. zu gehören, der über die Entstehung meines Buches und die Gründe, die mich veranlaßt haben, es zu schreiben, tausendmal besser Bescheid weiß als ich selbst! Wer freilich einen Menschen, dessen Gemütsleben so zart beschaffen ist wie das von Ernst Münster, einen „waschlappigen Jammermann“ nennt, scheint mir wenig befähigt, „Seelenkatastrophen“ zu erfassen. Ich bin mir wohl bewußt, daß Ernst Münster nicht zu den Ellenbogenmenschen gehört, zu den Siegernaturen. Er ist ein moriturus.

Herr H. scheint solchen noch nie begegnet zu sein. Dagegen ist er überzeugt, daß mein Buch „eine Verstandesarbeit“ ist. Ich hatte in meinem Kopf irgend eine Tendenz vom „neuen Weibe“, und zu dieser „konstruierte“ ich mir dann meine Figuren. Na, Sie müssen es ja wissen, Herr H! Denn wer so apodiktisch Behauptung an Behauptung reiht, den darf man wirklich nicht auffordern, näher zu treten und sich den Beweis zu verschaffen, daß das wirkliche Leben, die Anschauung in diesem Falle der Idee vorausgegangen ist. Sie würden es ja doch nicht glauben! Mit ein paar „Schlagwörtern“ etikettieren Sie meine Personen und leisten sich zum Schluß einen kleinen Witz wie: „Aber sie will nichts von ihm wissen. Da geht er hin und wird verrückt.“ Für Sie bedentet das Wort Lessings: „Wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, hat keinen zu verlieren!“ wahrscheinlich einen großen Nonsens.

Die gesperrte Schrift einzelner Sätze erregt gleichfalls Ihre Mißbilligung. Meine „nenen Weisheiten“ hätte ich auf diese Weise hervorheben wollen! Ist mir ja gar nicht eingefallen. Wie man zuweilen beim Sprechen die Stimme erhebt, um die Rede nachdrücklicher zu gestalten, so darf man sich doch wohl auch beim Schreiben einer ähnlichen Akzentuierung bedienen. Ich werde mir dies auch weiter erlauben.

Ich stehe noch unter dem alten sentimentalen Vorurteil, daß man möglicherweise von der „Kritik“ lernen kann. Was könnte ich nun wohl aus Ihrer Kritik lernen? Höchstens das eine: niemals der Versuchung nachzugeben, je einen ähnlichen Ton anzuschlagen. Mit meinem Schmachtlappen von Helden „Ernst Münster“ teile ich nämlich das Bedürfnis, mich liebevoll in die Eigenart des anderen hineinzudenken! Freilich eine elende Gefühlsduselei! Aber ich werde ihr dennoch treu bleiben.

Darmstadt. Dr. Ella Mensch.

# Jn ebenso eigner Sache.

Soll ich ein bisserl antworten? Ich soll eigentlich nicht, aber Fräulein Dr. Ella Mensch sollte es eigentlich auch nicht und tats doch. Also tu ichs auch. Und wenn ich mir Hemmschuhe links und rechts anlege, so tu ichs, weil ich nun einer Dame persönlich gegenüberstehe, und ich immerhin weiß, was sich da schickt. Ich weiß auch, daß Fräulein Dr. Ella Mensch auf Kritiken, die ihr nicht besonders wohlwollend scheinen, angreifend reagiert, und bin meinetwegen gern bereit, mich in dieser Hinsicht „liebevoll in sie hineinzudenken“, weil das mir sicher nicht schadet. Also, gnädiges Fräulein, betreffs der Anklagebank und des Rechtes, jemanden vor die Anklagebank zu schleppen, kann ich Ihnen nichts sagen, weil ich nicht grob werden mag. Wenn ich über Ihr Buch besser Bescheid wissen sollte als Sie, so wäre das gar nicht wunderbar. Denn sehen Sie, ich kann in Ihr Buch Absichten und Gründe von mir aus hineinlegen, von denen Sie als Verfasserin keine blasse Ahnung zu haben brauchen. Oder glauben Sie, daß Marquis de Sade eine Ahnung davon hatte, daß er Sadist war? Das glauben Sie nicht. Und ich auch nicht. Und doch war er einer. Übrigens, wenn ich von Ihrem Buche mehr weiß als Sie, so wissen Sie dafür von Ihrem Helden mehr als ich und — ich darf wohl sagen — mehr als irgend ein anderer von ihm weiß. Sie legen ihm Gefühle bei, die Sie haben mögen, aber nicht er, wenn Sie ihn betrachten. Ich bin ein kühler Leser und sehe ihn geradeso, wie er Ihnen aus der Feder gerutscht ist, und da ist er und bleibt er ein waschlappiger Jammermann, Sie mögen ihn, wenn Sie in Ihrer Phantasie seine Waschlappigkeit zu Gefühl ergänzen, hundertmal anders betrachten. Moriturus? Nun ja, er geht zugrunde gegen Schluß, also ist er ein moriturus. Was nun die Verstandesarbeit anlangt. Sie haben die Anschauung vor der Idee gehabt? Ihre Figuren sind nicht konstruiert? Sie hatten in Ihrem Kopf keine Tendenz vom „neuen Weib“? Das ist mir ganz gleichgiltig und jedem andern auch. Auf den Eindruck kommt es an, auf Ihr Können kommt es an und nicht auf Ihr Wollen. Es mag einer etwas in dem Feuer dyonisischer Schaffensfreude hervorbringen, und für andre ist es Quark. Bedenken Sie — Gott verzeihe mir — den Fall Clara Ensell-Kilburger. Sehen Sie! Und wenn Sie glauben, daß Ihr Held genug Grund hat, verrückt zu werden, so glauben Sie das, ich glaubs nicht. Lenken Sie Ihre Augen, bitte, ein paar Zeilen höher. Da steht etwas über Ihre Phantasie. Nun zu der gesperrten Schrift. Sie behaupten, es sei Ihnen nicht eingefallen, dadurch Ihre „neuen Weisheiten“ hervorzuheben. So. Aber Sie bringen den Vergleich der gehobenen Stimme. Man erhebt die Stimme, wenn einem etwas bedeutungsvoll oder besonders bemerkenswert erscheint. Sie lassen im Druck dort sperren, wo Sie die Stimme erheben würden, also sperren, was Ihnen bedeutungsvoll oder bemerkenswert erscheint, also Ihre „Weisheiten“. Nun? Sehen Sie. Und im Vertrauen: Es ist ganz und gar unepisch, das durch äußerliche, durch Lesemerkmale zu markieren. Sie dürfen nicht vergessen: Man erzählt, und da erzählt man eben, „er sprach lauter“, und nicht, jetzt erzählte er in gesperrter Schrift. Nicht wahr? Und nun zu Ihrem alten, sentimentalen Vorurteil. Es freut mich, daß Sie sich bewußt sind, daß Ihre Meinung ein Vorurteil ist und alt und sentimental. Ihre Meinung, Sie müßten aus der Kritik etwas lernen. Nein, das müssen Sie nicht. Die Kritik sagt Ihnen nur, wie Sie im Wertlager der Litteratur einzuschätzen sind, ändern kann und will sie Sie nicht, wie sie überhaupt niemanden ändern kann und will. Oder doch nur ganz wenig. Und das ist nicht von Bedeutung. Fisch ist Fisch und bleibt Fisch, und Fleisch ist Fleisch und bleibt Fleisch, da können Sie und ich bis übermorgen kritisieren, und es bleibt doch so. Und deshalb wollen wir uns nicht länger zanken, weil ja doch nichts dabei herauskommt. Sie möchten nicht so schreiben wie ich, und ich um keinen Preis so wie Sie. Sie bleiben Ihren Sachen treu, weil Sie ihnen treu bleiben müssen, so wie jede Mutter ihr Kind liebt und lieben muß, mag es auch noch so ein Krüppelchen sein. Ich verstehe das und kann es Ihnen nicht verwehren. Ich teile Ihnen noch mit, daß ich Hegner heiße. Nun wenden Sie sich ab, wenn Sie von mir hören. Wir können zusammen nicht kommen, das Wasser ist viel zu tief. H.



F. Vallotton. Aus dem „bunten Vogel“ von 1897.
Illustrationsprobe aus Otto Grautoff, Die Entwicklung der modernen Buchkunst.




Herausgeber: Franz Philips. — Redaktion: C. Gomoll und J. Hegner. — Geschäftsstelle: Magazin-Verlag (J. Hegner) in Leipzig-R. Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. Alle Zuschriften sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des Magazin für Litteratur Magazin-Verlag (J. Hegner), Leipzig-Reudnitz.

Druck von E. Haberland, Leipzig-R.






Inhalt.



MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-
REUDNITZ

# Das Magazin für Litteratur

## 72. Jahrgang

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin


Erscheint am 5. und 20. jeden Monats.

## Abonnementsbedingungen:

pro Jahrgang 12 Mark
pro Halbjahr 6 Mark
pro Quartal 3 Mark
Einzelheft 50 Pfennige.

Zu beziehen ist das „Magazin für Litteratur" durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4743 der Postzeitungsliste), sowie direkt vom Magazin-Verlag in Leipzig-Reudnitz. Im letzteren Falle erhöht sich der Abonnementspreis bei direkter Zusendung unter Kreuzband auf M. 3,30 pro Quartal.

---

**Wir bitten unsere Leser, für unser Blatt Freunde zu werben und versenden Probenummern gratis und franko an jede uns aufgegebene Adresse.**

Magazin-Verlag Leipzig-Reudnitz.

---

## Mitarbeiter des „Magazin für Litteratur".

Prof. Dr. Th. Achelis, Georg Adam, Martha Asmus, Grete Baldauf, Marie Luise v. Bançels, Peter Baum, Eva von Below, Leo Berg, Eddy Beuth, Carl Bleibtreu, Prof. Dr. Alfred Biese, Henny Bock-Neumann. Wilhelm Bölsche, Ernst Böttger, Dr. Walter Borgius, Ernst Brausewetter, Lothar Brieger-Wasservogel, Dr. Heinrich Brömse, Hermann Buchholz, Dr. Benno Diederich, Dolorosa, Heinrich Driesmans, Miriam Eck, Dr. Rudolf Eisler, A. von Ende, Emile Erhard, Otto Ernst, Dr. Paul Ernst, Dr. Hanns Heinz Ewers, Gustav Falke, Karl Fessel, Dr. Hans W. Fischer, Marie Gerdes, H. von Gerlach, Kurt Geucke, Dorothee Goebeler, Max Grad, Dr. Kurt Grottewitz, Prof. Dr. S. Günther, Dr. Walter Harlan, Ernst Hardt, Dr. Heinrich Hart, Julius Hart, Otto Erich Hartleben, A. von Hartmann, Dr. Karl Hauptmann, Hermann Heiberg, Franz Heitmann, Dr. Hans Henning, Dr. Magnus Hirschfeld, Jul. Konst. von Hoesslin, Max Hoffmann, Kurt Holm, Hans Kaufmann, Wolfgang Kirchbach, Julius Knopf, Dr. Maxim. Kohn, Heyso Korvin, Dr. Martin Kriele, Prof. Dr. E. Kühnemann, Dr. Hans Landsberg, Ludwig Lessen, Lisa Lux, Maurice Maeterlinck, Franziska Mann, Ed. von Mayer, Prof. Dr. Bruno Meyer, Agnes Miegel, Prof. Mühlefeld, Otto Neumann-Hofer, Karl Fr. Nowak, Fr. W. von Oestéren, Friedrich von Oppeln-Bronikowski, Dr. Max Osborn, Dr. J. E. Poritzky, Dr. Heinrich Pudor, Edgar Alfred Regener, Eugen Reichel, Dr. Georg Reicke, Victor Freiherr von Reisner-Cepinsky, O. Reventlow, Edela Rüst, Dr. Alfred Semerau, Wilhelm Spohr, Wilhelm Schäfer, Dr. Richard Schaukal, Dr. John Schikowski, Johannes Schlaf, Erich Schlaikjer, Maria Schneider, Franz Stahl, Ottokar Stauf von der March, Marie Stona, Dr. Helene Stöcker, Carmen Teja-Ahlers, Irma von Troll-Borostyáni, Dr. Hermann Türck, Frida Erdmute Vogel, Anna Wahlenberg, Paul Wertheimer, Dr. Bruno Wille, Ernst Freiherr von Wolzogen, Dr. Richard Wulckow, Dr. Martin Zickel, Anna Zinkeisen, Stefan Zweig u. a.

**Alle Zuschriften,** das „Magazin für Litteratur" anlangend, sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des „Magazin für Litteratur", Magazin-Verlag J. Hegner in Leipzig-Reudnitz. Redaktion und Verlag des „Magazin" übernehmen Verantwortung für eingesandte Manuskripte nur dann, wenn sie richtig adressiert sind (an: Magazin-Verlag J. Hegner, Leipzig-Reudnitz); Rücksendung erfolgt nur, wenn zureichendes Porto beigelegt ist. In die Rubrik „Büchereinlauf" werden alle bei der Redaktion eingehenden Bücher und Drucksachen mit aufgenommen, doch verpflichtet sich die Redaktion in keiner Weise zur Besprechung von allen Einsendungen.




# Die hervorragende Rakete

von Oscar Wilde, überſetzt von Elsbeth Rohr

Die Hochzeit des Königsſohnes ſtand bevor und darob herrſchte allgemeine Freude. Er hatte ein ganzes Jahr lang auf ſeine Braut gewartet, und endlich war ſie gekommen. Sie war eine ruſſiſche Prinzeſſin und hatte den ganzen Weg von Finnland aus in einem Schlitten zurückgelegt, der von ſechs Renntieren gezogen wurde. Der Schlitten hatte die Form eines groſsen, goldenen Schwanes, zwiſchen deſſen Flügeln die kleine Prinzeſſin ruhte. Ihr langer Hermelinmantel reichte bis auf die Füſse herab, auf dem Kopf trug ſie eine winzige kleine Kappe aus ſilbernem Gewebe, und ſie war ſo weiſs, wie der Schneepalaſt, in dem ſie gewohnt hatte. So weiſs war ſie, daſs das ganze Volk in Staunen geriet, als ſie durch die Straſsen fuhr. „Sie iſt wie eine weiſse Roſe!“ riefen ſie und warfen ihr Blumen von dem Balkon herab.

An der Pforte des Schloſſes wurde ſie von dem Prinzen empfangen. Er hatte träumeriſche Veilchenaugen, und ſein Haar war wie geſponnenes Gold. Als er ſie erblickte, ſank er auf die Knie und küſste ihr die Hand.

„Euer Bild iſt ſchön,“ murmelte er, „aber Ihr ſeid noch ſchöner als Euer Bild.“ Die kleine Prinzeſſin errötete.

„Sie war wie eine weiſse Roſe,“ ſagte ein junger Page zu ſeinen Nachbarn. „Jetzt iſt ſie wie eine rote Roſe,“ und der ganze Hof war entzückt.

Während der nächſten drei Tage ging ein jeder umher mit den Worten: „Weiſse Roſe, rote Roſe. Rote Roſe, weiſse Roſe!“ Und der König befahl, daſs des Pagen Gehalt verdoppelt werde. Da er aber gar kein Gehalt bezog, half ihm das nicht viel, es galt aber für eine groſse Ehre und wurde vorſchriftsmäſsig in der Hofzeitung bekannt gegeben.

Als die drei Tage vorüber waren, wurde die Hochzeit gefeiert. Es war eine wunderſchöne Zeremonie, und Braut und Bräutigam ſchritten Hand in Hand unter dem roten, mit kleinen Perlen geſtickten Samtbaldachin daher. Dann wurde ein Staatsbankett gegeben, das fünf Stunden dauerte. Prinz und Prinzeſſin ſaſsen auf dem Ehrenplatz obenan in der groſsen Halle, und tranken aus einem Kriſtallpokal. Nur treu Liebende dürfen aus dieſem Pokal trinken, denn wenn falſche Lippen ihn berühren, wird er trübe und glanzlos.

„Es iſt ganz klar, daſs ſie einander lieben,“ ſagte der kleine Page, „ſo klar wie Kriſtall!“ und der König verdoppelte ſein Gehalt zum zweitenmal. „Welche Ehre!“ riefen alle Höflinge.

Nach dem Bankett ſollte ein Ball ſtattfinden und Braut und Bräutigam zuſammen den Roſentanz tanzen, und der König hatte verſprochen, die Flöte dazu zu ſpielen. Er ſpielte ſehr ſchlecht, aber niemand hatte je gewagt, ihm das zu ſagen, weil er der König war. Er konnte in der Tat nur zwei Melodien und wuſste nie genau, welche er ſpielte; aber das machte nichts, denn was immer er auch tat, es rief doch ſtets ein jeder: „Herrlich! Herrlich!“

Die letzte Nummer des Programms bildete ein groſses Feuerwerk, das pünktlich um Mitternacht abgebrannt werden ſollte. Die kleine Prinzeſſin hatte noch nie in ihrem Leben ein Feuerwerk geſehen, und ſo befahl der König, daſs der königliche Pyrotechniker am Hochzeitstage zugegen ſein ſollte.

„Was iſt das, ein Feuerwerk?“ hatte ſie den Prinzen gefragt, als ſie eines Morgens auf der Terraſſe ſpazieren gingen.

„Es iſt wie das Nordlicht,“ ſagte der König, der immer Fragen beantwortete, die an andere gerichtet waren, „nur viel natürlicher. Mir iſt es ſogar noch lieber als die Sterne, weil man immer genau weiſs, wann es kommt, und es iſt ſo ſchön wie mein Flötenſpiel .Du muſst es unbedingt ſehen!“

So wurde am Ausgang des Gartens ein groſser Platz ausgeſucht, und ſobald der königliche Kunſtfeuerwerker alles an den richtigen Platz geſtellt hatte, fing das Feuerwerk an, ſich miteinander zu unterhalten.

„Die Welt iſt ohne Zweifel ſehr ſchön,“ rief ein kleiner Schwärmer, „ſieh nur mal dieſe gelben Tulpen! Wahrlich, ſelbſt wenn ſie echte Schwärmer wären, könnten ſie nicht ſchöner ſein. Ich bin

sehr froh, dass ich gereist bin. Reisen bildet den Geist wie nichts anderes und räumt gründlich mit Vorurteilen auf."

„Der Garten des Königs ist noch nicht die Welt, du dummer Schwärmer!" sagte eine grosse römische Kerze; „die Welt ist ein riesengrosser Platz, und du würdest drei Tage brauchen, um sie gründlich zu sehen."

„Jeder Fleck, den du gerne hast, ist für dich die Welt," rief ein nachdenkliches Katharinenrad, das seit seiner Kindheit an eine alte Kienholzschachtel gebunden war, und sich mit seinem gebrochenen Herzen brüstete. „Aber die Liebe ist nicht mehr modern! Die Dichter haben sie getötet. Sie haben so viel über sie geschrieben, dass ihnen niemand mehr glaubt, und mich überrascht das nicht. Ein wahrhaft Liebender duldet schweigend. Ich entsinne mich wie einst — aber jetzt ist das ganz belanglos. Die Romantik gehört der Vergangenheit an!"

„Unsinn," sagte die römische Kerze. „Die Romantik stirbt nie! Sie ist wie der Mond und lebt ewig. Die Braut und der Bräutigam z. B. lieben einander sehr inniglich. Ich hörte es heute morgen von einer braunen Papierkartätsche, die zufällig in derselben Schublade lag wie ich, und die über die neuesten Hofnachrichten unterrichtet war."

Aber das Katharinenrad schüttelte den Kopf. „Die Romantik ist tot, die Romantik ist tot," murmelte es. Es gehörte zu denen, die da glauben, dass sie durch stete Wiederholung die Wahrheit prägen.

Plötzlich wurde ein kurzer trockener Husten vernommen, und alle wandten sich um.

Er kam von einer grossen, hochmütig aussehenden Rakete, die an einem langen Stock befestigt war. Sie hustete jedesmal, bevor sie eine Bemerkung machte, um so die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

„Ahem! ahem!" machte sie, und alle horchten auf, mit Ausnahme des Katharinenrades, das noch immer kopfschüttelnd murmelte: „Die Romantik ist tot."

„Ordnung! Ordnung!" schrie eine Rakete. Sie hatte bei den Wahlen eine grosse Rolle gespielt und kannte daher auch alle gebräuchlichen parlamentarischen Ausdrücke aufs genaueste.

„Ganz tot," flüsterte das Katharinenrad und schlief ein.

Als alles still war, hustete die Rakete zum drittenmal und hub an. Sie sprach mit langsamer, deutlicher Stimme, als ob sie ihre Memoiren diktierte, und blickte immer die Menschen, zu denen sie sprach, über die Schultern an. Sie hatte wirklich ganz besonders vornehme Manieren.

„Wie gut trifft sich das für den Königssohn," bemerkte sie, „dass er gerade an dem Tage Hochzeit macht, an dem ich losgelassen werden soll. Wahrlich, selbst wenn es vorher arrangiert worden wäre, hätte es sich für ihn gar nicht besser treffen können, aber Prinzen haben immer Glück!"

„O, meiner Treu," sagte der kleine Schwärmer, „ich dachte, es wär gerade umgekehrt, und wir würden zu Ehren des Prinzen losgelassen."

„Das mag bei dir der Fall sein," antwortete sie, „ich bin sogar fest davon überzeugt, dass es so ist. Mit mir verhält sich das aber ganz anders! Ich bin eine ausserordentliche Rakete und stamme von ganz aussergewöhnlichen Eltern ab. Meine Mutter war das gefeiertste Katharinenrad ihrer Zeit und hatte sich durch ihr graziöses Tanzen einen bedeutenden Ruf erworben. Wenn sie öffentlich auftrat, drehte sie sich neunzehnmal, bevor sie erlosch, und warf bei jeder Umdrehung sieben rosafarbene Sterne in die Luft. Sie hatte dreieinhalben Fuss im Durchmesser und war aus dem besten Schiesspulver gemacht. Mein Vater war eine Rakete wie ich, von französischer Abkunft. Er flog so hoch, dass die Leute fürchteten, er würde nie mehr herunterkommen. Er kam aber doch zurück, denn er war eine liebenswürdige Natur und hatte einen glänzenden Absturz in einem Schauer von Goldregen. Die Zeitungen schrieben über seine Leistungen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Die Hofzeitung nannte ihn einen Triumph der Pylotechnik."

„Pyrotechnik, Pyrotechnik meinst du," sagte ein bengalisches Feuer. „Ich weiss, dass es Pyrotechnik heisst, denn ich habe selbst die Aufschrift auf meiner Büchse gelesen."

„Nun, ich sage Pylotechnik," antwortete die Rakete in strengem Tone, und das bengalische Feuer fühlte sich so geschlagen, dass es sogleich anfing, den kleinen Schwärmer zu überschreien, um zu zeigen, dass es doch auch von Bedeutung wäre.

„Ich sagte," fuhr die Rakete fort, „ich sagte — was sagte ich doch?"

„Du sprachst von dir," antwortete die römische Kerze.

„Natürlich, ich wusste doch, dass ich von etwas sehr Interessantem sprach, als ich unterbrochen wurde. Ich hasse jede Roheit und alle schlechten Manieren, denn ich bin ganz besonders sensitiv. Ich bin fest davon überzeugt, dass auf der ganzen Welt kein sensitiveres Geschöpf zu finden ist."

„Was ist das, ein sensitives Geschöpf?" fragte der Schwärmer die römische Kerze.

„Ein Geschöpf, das andere immer auf die Füsse tritt, weil es selbst Hühneraugen hat," antwortete die römische Kerze flüsternd.

Und der Schwärmer wollte sich totlachen.

„Bitte, worüber lachst du eigentlich?" fragte die Rakete. „Ich lachte nicht."

„Ich lachte, weil ich glücklich bin," antwortete der Schwärmer.

„Das ist sehr eigennützig," sagte die Rakete ärgerlich. „Was für ein Recht hast du, glücklich zu sein? Du solltest an andere denken. Wirk-

lich, du solltest an mich denken. Ich denke immer an mich und erwarte auch von allen anderen, dass sie dasselbe tun. Das nennt man Sympathie. Es ist eine schöne Tugend, und ich besitze sie in hohem Masse. Ich setze z. B. voraus, dass mir heute etwas passierte, was für ein Unglück wäre das für einen jeden! Der Prinz und die Prinzessin würden niemals wieder glücklich sein, ihr ganzes eheliches Leben wäre zerstört; und auch der König würde das nie überwinden können. Wahrlich, ich bin jedesmal, wenn ich über die Bedeutung meiner Stellung nachdenke, zu Tränen gerührt."

„Wenn du anderen Vergnügen machen willst," rief die römische Kerze, „tust du besser daran, dich trocken zu halten."

„Zweifellos," rief die bengalische Flamme, die jetzt besserer Laune war, „dazu rät der gewöhnliche Verstand."

„Gewöhnlicher Verstand, gewöhnlicher Verstand, allerdings," sagte die Rakete entrüstet. „Du vergisst aber, dass ich sehr ungewöhnlich bin, wirklich sehr aussergewöhnlich. Was heisst denn das? Jeder Mensch kann Verstand haben, wofern er keine Phantasie hat. Aber ich habe Phantasie, denn ich denke nie an die Dinge so wie sie wirklich sind, ich denke sie mir stets ganz anders, und was das Trockenhalten anbetrifft: hier ist sicher kein einziger, der eine sensitive Natur zu schätzen weiss. Ein Glück für mich, dass mir das gleichgültig ist. Das einzige, was einem durch das Leben hilft, ist das Bewusstsein der ungeheueren Inferiorität aller anderen, und das ist ein Empfinden, das ich stets kultiviert habe. Aber von euch hat niemand ein Herz. Ihr lacht hier und treibt Allotria und tut gar nicht so, als ob der Prinz und die Prinzessin soeben getraut würden."

„Warum denn nicht, warum denn nicht?" rief eine kleine Leuchtkugel. „Warum denn nicht? Das ist doch eine sehr freudige Veranlassung, und wenn ich in die Luft aufsteige, habe ich mir vorgenommen, den Sternen alles darüber zu berichten. Du wirst sie zwinkern sehen, wenn ich ihnen von der schönen Braut erzähle."

„O, was für eine triviale Lebensauffassung!" sagte die Rakete, „aber ich habe nichts anderes von dir erwartet. Es steckt nichts in dir; du bist hohl und leer. Wer weiss, ob der Prinz und die Prinzessin nicht vielleicht eines Tages in einem Lande wohnen werden, durch das ein tiefer Fluss fliesst, und vielleicht werden sie einen einzigen Sohn haben, einen kleinen, blondgelockten Knaben mit Veilchenaugen wie der Prinz; und vielleicht wird er eines Tages mit seiner Kinderfrau ausgehen, und die Kinderfrau wird vielleicht unter einem grossen Hollunder in Schlaf fallen; und vielleicht wird der kleine Knabe in den tiefen Fluss fallen und ertrinken. Was für ein schreckliches Unglück! Arme Menschen, ihren einzigen Sohn so zu verlieren! Es ist wirklich zu traurig! das kann ich niemals überwinden!"

„Aber sie haben ja ihren einzigen Sohn gar nicht verloren!" sagte die römische Kerze. „Es ist ihnen ja keinerlei Unglück widerfahren!"

„Ich habe das auch gar nicht behauptet," antwortete die Rakete, „ich nahm nur die Möglichkeit an, wenn sie ihren einzigen Sohn verloren hätten, hätte es gar keinen Zweck, darüber zu sprechen; ich hasse Menschen, die wegen vergossener Milch viel Wesens machen. Aber wenn ich denke, dass sie ihren einzigen Sohn verloren haben könnten, bin ich aufs tiefste betrübt."

„Du natürlich," rief die bengalische Flamme, „du bist auch das sensitivste Geschöpf, das mir je vorgekommen ist."

„Und du bist das brutalste Wesen, das ich je gesehen habe," sagte die Rakete, „du kannst meine Freundschaft für den Prinzen überhaupt nicht begreifen."

„Freilich, denn du kanntest ihn ja gar nicht," brummte die römische Kerze.

„Ich habe auch nie behauptet, dass ich ihn kenne," antwortete die Rakete. „Ich bin sogar fest überzeugt, dass ich sein Freund nicht wäre, wenn ich ihn kennen würde. Es ist sehr bedenklich, seine Freunde zu kennen."

„Du solltest lieber darauf achten, dich trocken zu halten," sagte die Leuchtkugel. „Das ist denn doch das wichtigste von allem."

„Für dich allerdings sehr wichtig, das kann ich mir denken," antwortete die Rakete, „aber ich werde weinen, wann es mir beliebt," und jetzt brach sie wirklich in echte Tränen aus, die an dem Stock herunterflossen wie Regentropfen, so dass zwei kleine Käfer, die gerade daran dachten, sich ein eigenes Heim zu begründen und sich nach einem hübschen trockenen Ort umsahen, beinah drin ertrunken wären.

„Sie muss wirklich sehr romantisch veranlagt sein," sagte das Katharinenrad, „denn sie weint, auch wenn es gar nichts zu weinen gibt," und es seufzte tief auf, und dachte an die Spanschachtel.

Aber die römische Kerze und die bengalische Flamme waren ganz entrüstet und riefen immerfort in den höchsten Tönen: „Humbug, Humbug!" sie waren ausserordentlich praktisch, und wenn ihnen etwas nicht passte, hiess es immer gleich „Humbug!"

Der Mond ging jetzt auf wie ein wundervoller silberner Schild; und die Sterne fingen an zu scheinen, und Musik ertönte vom Palast aus.

Der Prinz und die Prinzessin führten den Reigen an. Sie tanzten so schön, dass die grossen weissen Lilien bewundernd durch das Fenster guckten, und grosse rote Klatschrosen mit dem Kopf nickten und den Takt dazu schlugen.

Dann schlug die Uhr zehn, und dann elf, und dann zwölf, und beim letzten Schlage der Mitternacht kamen sie alle heraus auf die Terrasse, und der König liess den königlichen Pyrotechniker holen.

„Das Feuerwerk soll beginnen!“ sagte der König, und der königliche Pyrotechniker verneigte sich tief und begab sich an den Ausgang des Gartens. Er hatte sechs Gehilfen mit, und jeder von ihnen trug an einer grossen Stange eine brennende Pechfackel.

Es war wirklich ein herrliches Schauspiel.

„Whizz! Whizz!“ machte das Katharinenrad, während es sich immer rund umdrehte. „Buum! buum!“ machte die römische Kerze. Dann tanzte der Schwärmer über den ganzen Platz, und das bengalische Feuer übergoss alle mit purpurrotem Schein.

„Lebt wohl!“ rief die Feuerkugel, als sie fortschwirrte und kleine blaue Funken niedersandte.

„Bang, bang!“ antwortete die Rakete, die sich herrlich amüsierte. Jeder einzige hatte grossen Erfolg, mit Ausnahme der aussergewöhnlichen Rakete. Sie war vom Weinen so feucht geworden, dass sie gar nicht losgehen konnte. Das beste an ihr war das Schiesspulver, und das war so nass von den Tränen, dass es ganz untauglich geworden war. Alle ihre armen Verwandten, zu denen sie nie sprach, höchstens mit einem höhnischen Lächeln, stiegen auf zum Himmel wie wundervolle, goldene Blumen mit feurigen Blüten. „Hurra! Hurra!“ rief der Hof, und die kleine Prinzessin lachte laut auf vor Vergnügen.

„Ich vermute, sie heben mich für eine ganz besondere Gelegenheit auf,“ sagte die Rakete, „zweifellos, so ist es!“ und dabei sah sie noch hochmütiger aus als je.

Am nächsten Tage kamen Arbeiter, um alles wieder in Ordnung zu bringen. „Das ist sicherlich eine Deputation,“ sagte die Rakete. „Ich werde sie mit gebührender Würde empfangen,“ und so steckte sie ihre Nase in die Luft und fing an die Stirn zu runzeln, als ob sie über etwas sehr Ernstes nachdächte, aber sie nahmen gar keine Notiz von ihr, bis sie im Begriff waren, fortzugehen. Dann erblickte sie einer von ihnen. „Hallo!“ rief er, „was für eine schlechte Rakete!“ und er warf sie über die Mauer in den Graben.

„Schlechte Rakete? Schlechte Rakete?“ sagte sie, als sie durch die Luft wirbelte. „Unmöglich! schöne Rakete hat der Mann gesagt. Schön und schlecht klingt so ähnlich, und oft ist es sogar dasselbe.“ Und sie fiel in den Schlamm.

„Hier ists nicht behaglich,“ bemerkte sie, „aber es wird wohl irgend ein fashionabler Badeort sein, in den man mich geschickt hat, um meine angegriffene Gesundheit zu kräftigen. Meine Nerven sind zweifellos sehr angegriffen, und ich brauche Ruhe.“

Da schwamm ein kleiner Frosch mit glänzenden kleinen Augen und einem buntscheckigen grünen Rock auf sie zu.

„Ein neuer Ankömmling, wie es scheint,“ sagte der Frosch. „Ach, es geht ja auch nichts über den Schlamm. Wenn ich regnerisches Wetter und einen Graben habe, bin ich ganz zufrieden. Glauben Sie, dass es heute nachmittag regnen wird? Ich hoffe es stark, aber der Himmel ist ganz blau und wolkenlos. Zu schade!“

„Ahem, Ahem!“ sagte die Rakete und fing an zu husten.

„Was hast du für eine schöne Stimme!“ rief der Frosch, „sie klingt wirklich wie die einer Krähe, und das Krähen ist für mich die schönste Musik der Welt. Du solltest heute abend nur mal unseren Gesangverein hören. Wir singen in dem alten Ententeich neben dem Hause des Pächters, und sobald der Mond aufgeht, fangen wir an. Es ist so bezaubernd, dass alle Menschen wach liegen, um uns zuzuhören. Erst gestern hörte ich, wie die Frau des Pächters zu ihrer Mutter sagte, dass sie unsertwegen die ganze Nacht keinen Augenblick schlafen könnte. Es ist wirklich erfreulich, so populär zu sein.“

„Ahem, ahem,“ liess sich die Rakete ärgerlich vernehmen, sie ärgerte sich fürchterlich, dass sie kein Wort dazwischen bekommen konnte.

„Wirklich, eine schöne Stimme,“ fuhr der Frosch fort. „Ich hoffe, dass du mal zu dem Ententeich herüberkommst. Ich muss mich mal nach meinen Töchtern umsehen. Ich habe sechs schöne Töchter und fürchte, dass der Hecht ihnen begegnen könnte. Er ist ein wahres Ungeheuer und würde sich keinen Augenblick besinnen, sie zum Frühstück zu verspeisen. Und nun lebe wohl, ich gebe dir die Versicherung, dass unsere Unterhaltung mich höchst interessiert hat.“

„Eine schöne Unterhaltung,“ sagte die Rakete. „Du hast die ganze Zeit über allein gesprochen. Das nenne ich keine Unterhaltung.“

„Einer muss zuhören,“ antwortete der Frosch, „und ich übernehme gern das Sprechen. Das spart Zeit und lässt keinen Streit aufkommen.“

„Aber ich habe Streit gerade gern,“ meinte die Rakete.

„Das hoffe ich nicht,“ sagte der Frosch verbindlich. „Streit ist etwas sehr Vulgäres, denn in der guten Gesellschaft haben immer alle dieselbe Meinung. Nochmals, lebe wohl, ich sehe da drüben meine Töchter,“ und der kleine Frosch schwamm fort.

„Du bist ein recht aufgeregtes Wesen,“ sagte die Rakete, „und sehr schlecht erzogen. Ich hasse Menschen, die wie du immer über sich selbst reden, namentlich wenn man wie ich auch mal über sich sprechen möchte. Das nenne ich Egoismus, und Egoismus ist etwas Abscheuliches, besonders für jemand von meinem Temperament, denn ich bin wegen meines sympathischen Naturells allgemein beliebt. Du solltest dir wirklich an mir ein Beispiel nehmen, ein besseres Vorbild könntest du hierin kaum finden. Jetzt, da du die Gelegenheit dazu hast, solltest du sie dir lieber zu nutze machen, denn ich gehe ja bald wieder an den Hof zurück. Ich bin ein grosser Günstling bei Hof; der Prinz und die Prinzessin wurden nämlich gestern mir zu Ehren verheiratet.

Aber du ahnst natürlich von all diesen Dingen nichts, denn du bist ja ein Provinziale."

„Es hat gar keinen Zweck, zu ihm zu sprechen," sagte eine Libelle, die auf einer grossen, braunen Binse sass, „gar keinen Zweck, denn er ist schon lange fort."

„Nun, dann ist das sein Schade, nicht meiner," antwortete die Rakete. „Ich denke gar nicht daran, zu schweigen, bloss weil er nicht zuhört. Ich höre mich sehr gern sprechen. Das gehört zu meinem grössten Vergnügen. Ich führe oft eine stundenlange Unterhaltung mit mir selbst, und ich bin so klug, dass ich manchmal nicht ein Wort von all dem verstehe, was ich sage."

„Dann solltest du wirklich eine Vorlesung über Philosophie halten," sagte die Libelle, breitete ein paar reizende gazeartige Flügel aus und schwirrte zum Himmel empor.

„Wie dumm von ihr, dass sie nicht hier bleibt," sagte die Rakete. „Ich bin überzeugt, dass sie nicht oft so gute Gelegenheit findet, ihre Bildung zu vervollkommnen. Aber mir ist das gleichgiltig, ein grosser Geist wie ich, findet früher oder später doch die ihm gebührende Anerkennung," und sie sank noch tiefer in den Schlamm.

Nach einiger Zeit kam eine grosse weisse Ente angeschwommen. Sie hatte gelbe Beine und Schwimmhäute an den Füssen und galt wegen ihrer watschelnden Bewegungen für eine grosse Schönheit.

„Quak, quak, quak," machte sie, „was bist du doch für ein komisches Wesen! Darf ich mir die Frage erlauben, ob du so geboren wurdest, oder ob das die Folge eines Unfalles ist?"

„Es liegt klar auf der Hand, dass du immer auf dem Lande gelebt hast," antwortete die Rakete, „sonst würdest du wissen, wer ich bin. Aber wie dem auch sei, ich verzeihe dir deine Unwissenheit. Es wäre unfair, von anderen zu verlangen, dass sie ebenso bedeutend seien wie man selbst. Du wirst zweifellos höchst überrascht sein, wenn du hörst, dass ich bis zum Himmel fliegen und in einem Goldregen wieder auf die Erde niederfallen kann."

„Davon halte ich nicht viel," sagte die Ente. „Denn ich sehe gar nicht ein, für wen das von Nutzen sein kann. Wenn du zum Beispiel die Felder pflügen könntest wie ein Ochse, oder einen Wagen ziehen wie ein Pferd, oder Schafe hüten wie ein Schäferhund, das wäre noch etwas."

„Du Ärmste!" sagte die Rakete mit hochmütiger Stimme, „wie ich sehe, gehörst du dem niederen Stande an. Ein Geschöpf von meinem Rang ist niemals nützlich. Wir haben eine gewisse Bildung, und das ist mehr als genügend. Ich selbst habe keinerlei Sympathie für Arbeit irgend welcher Art, am allerwenigsten für solche, wie du sie zu empfehlen scheinst. Ich bin von jeher der Meinung gewesen, dass nur Menschen, die auf Gottes weiter Welt nichts zu tun haben, ihre Zuflucht bei harter Arbeit suchen."

„So, so," sagte die Ente, die von Natur sehr friedfertig war und sich niemals mit irgend jemand zankte, „ja, ja, der Geschmack ist eben verschieden. Ich hoffe aber bestimmt, dass du dich hier dauernd niederlassen wirst."

„Aber ich denke ja gar nicht daran," rief die Rakete. „Ich bin nur ein Gast hier, ein vornehmer Gast. Ich finde jedenfalls den Ort hier sehr langweilig. Man lebt hier weder gesellig noch einsam. Es ist hier in der Tat genau so, wie in der Vorstadt. Ich werde wahrscheinlich an den Hof zurückgehen, denn ich weiss, dass ich dazu ausersehen bin, Aufsehen in der Welt zu erregen."

„Auch ich habe mich einst sehr lebhaft mit dem Gedanken beschäftigt, ins öffentliche Leben zu treten," sagte die Ente, „es gibt so vieles, was reformbedürftig ist. Einmal habe ich auch vor längerer Zeit das Präsidium in einer Vereinigung übernommen, und wir haben Beschlüsse aufgestellt, laut denen wir alles verdammten, was uns nicht sympathisch war. Wir schienen aber nicht durchzudringen. Jetzt bin ich ganz wirtschaftlich geworden und kümmere mich nur noch um meine Familie."

„Ich bin für das öffentliche Leben wie geschaffen," sagte die Rakete, „ebenso wie meine Verwandten, von den vornehmsten bis zu den geringsten. Überall, wo wir erscheinen, erregen wir Aufsehen. Ich selbst bin noch nie öffentlich aufgetreten, aber wenn es dazu kommt, wird es ein herrliches Schauspiel sein. Was das Wirtschaftliche anbetrifft, das macht einen vor der Zeit alt und lenkt das Interesse von höheren Dingen ab."

„Ach, wie schön sind die höheren Dinge des Lebens!" sagte die Ente, „und dabei fällt mir ein, wie hungrig ich bin," und sie schwamm den Strom hinunter und rief: „Quak, quak, quak."

„Komme zurück, komme zurück!" schrie die Rakete, „ich habe dir noch viel zu sagen," aber die Ente beachtete sie nicht weiter. „Ich bin froh, dass sie fort ist," sagte sie zu sich selbst, „sie hat entschieden eine spiessbürgerliche Gesinnung," und sie sank noch tiefer in den Schlamm und fing an über die Einsamkeit des Genies nachzudenken, als plötzlich zwei kleine Knaben in weissen Kitteln an dem Graben entlang liefen, einen Kessel und ein Bündel Reisig in der Hand.

„Das wird wohl die Deputation sein," sagte die Rakete und versuchte sehr würdevoll auszusehen.

„Holla!" rief einer der Knaben, „sieh mal hier den alten Stecken! Wer mag wissen, wie der hierher gekommen ist," und er fischte die Rakete aus dem Schlamm heraus.

„Alter Stecken," sagte die Rakete, „unmöglich! Er meinte wohl goldener Stock. Goldener Stock ist ein grosses Kompliment. Er hält mich wirklich für einen Würdenträger bei Hofe."

„Wir wollen ihn ins Feuer legen," sagte der ältere Knabe, „dann wird es um so schneller brennen."

**So warfen sie die Reisige zusammen, legten die Rakete oben auf und zündeten ein Feuer an.**

**„Das ist grossartig!“ rief die Rakete, „sie lassen mich bei hellem Tageslicht aufsteigen, damit mich jedermann sehen kann.“**

**„Wir wollen jetzt ein wenig schlafen,“ meinten die Knaben, „und wenn wir aufwachen, wird das Wasser kochen.“ Und sie legten sich ins Gras und schlossen die Augen.**

**Die Rakete war sehr feucht und daher dauerte es lange, bis sie Feuer fing. Endlich aber geriet sie doch ins Brennen.**

**„Jetzt steige ich auf!“ rief die Rakete und richtete sich ganz steif und gerade auf. „Ich weiss, dass ich höher steigen werde als die Sterne, höher als bis zum Mond, höher als bis zur Sonne. Ich werde so steigen, dass — — —“**

**„Fizz! Fizz! Fizz!“ und sie stieg kerzengerade in die Luft.**

**„Herrlich!“ rief sie, „so wird das weiter gehen bis in alle Ewigkeit. Ich bin doch wahrlich unvergleichlich!“**

**Aber es sah niemand.**

**Dann fing sie an, eine sprühende Erregung in sich zu fühlen.**

**„Jetzt werde ich explodieren,“ rief sie. „Ich werde die ganze Welt in Brand setzen, und dabei solchen Lärm machen, dass während eines ganzen Jahres kein Mensch von etwas anderem sprechen wird. Und sie explodierte wirklich: „Bang, bang, bang,“ machte das Schiesspulver. Es war kein Zweifel mehr.**

**Aber es hörte sie niemand, nicht einmal die zwei kleinen Knaben — denn sie waren fest eingeschlafen.**

**Und alles, was von ihr übrig geblieben, war ein Stock, und der fiel auf den Rücken einer Gans, die am Rande des Grabens einen Spaziergang machte.**

**„Um Gottes willen,“ schrie die Gans, „es regnet Stöcke,“ und sie schoss ins Wasser.**

**„Ich wusste doch, ich würde grosses Aufsehen erregen,“ hauchte die Rakete und ging aus.**



# Karin Michaelis

von Josef Schigon (Wien)

Noch vor einem Jahre war uns der Name Karin Michaelis fremd und gleichgiltig wie tausend andere unbekannte Namen, die an unser Ohr klingen, ohne eine Empfindung in uns auszulösen und eine Saite in uns mittönen zu lassen. Heute erweckt er in mir die Erinnerung an den Kattegat, das eigenartigste der nordischen Meere, das wie ein launenhaftes Kind, unberechenbar im Umschlag seiner Stimmungen bald lacht, daß wie schimmernde Perlen der weiße Schaum der tiefblauen Wellen erglänzt, bald weint und sein Antlitz in dichte Nebelschleier hüllt, als wollte es seine Tränen vor den Augen der Menschen verbergen, dann wieder wie im Traume lächelnd die dunkelsten Tiefen seines Rätselwesens offenbart und den geheimsten Zauber seiner unergründlichen Macht ausströmt, wenn der Mond seinen Silbermantel darüber breitet und die Schattenrisse der Segel sich schwarz und scharf von der leuchtenden Flut abheben. —

Auf einer einsamen Schäre des Kattegat hat Karin Michaelis einige Jahre gelebt, ihre junge, schönheitstrunkene Seele hat sein Bild ganz in sich aufgenommen wie einen kostbaren Schatz, aus dem die Dichterin die Fülle feinabgetönter Stimmungen und tiefer Empfindungen geschöpft hat, die uns so mächtig ergreifen und so stark auf uns einwirken, daß wir gleichsam hypnotisiert unter ihrem Banne stehen. Aber gerade der überquellende Reichtum an Gedanken und Stimmungen ist es auch, der durch seinen unvermutet sprunghaften Wechsel manches ihrer Werke — besonders ihre Skizzen und kleineren Novellen — barock oder gekünstelt naiv erscheinen lassen.

Weit geschlossener wirkt bereits ihr nächstes Werk „Birkedommeren“, ein historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert, dessen deutsche Ausgabe unter dem Titel „Der Richter“ soeben vorbereitet wird. Mit kräftigen Strichen ist das düstere Zeitkolorit der Inquisition und der Hexenprozesse festgehalten, wuchtig in Stil und Diktion gemahnt seine leidenschaftliche Sprache und seine berauschende Farbenpracht an J. P. Jacobsen. Die einfache Fabel läßt sich mit wenigen Worten erzählen: Ein Amtsrichter muß über eine Kindesmörderin Gericht halten und sie dem Scheiterhaufen überliefern. Er selbst ist an dem Verbrechen schuld, indem er das unerfahrene, halbwilde Waldkind verführt, nachher treulos verlassen und so zur unseligen Tat getrieben hat. Die nagenden Gewissensqualen zerrütten sein übriges Leben, bis er endlich unter der schweren Last verzweifelt zusammenbricht. — Zwei Dinge scheinen mir besonders der Erwähnung wert, die überzeugende Kraft und Eindringlichkeit, mit der uns Karin Michaelis die zerwühlende Macht solcher Qualen zu schildern weiß, und die Gestalt des halbwüchsigen

Waldkindes, die schon das tiefe, ahnungsvolle Erfassen der weiblichen Psyche, das ruhelose Wünschen und Drängen eines noch unentwickelten Mädchens aufweist, das ihren folgenden Büchern so sehr den Eindruck des Wahren, des persönlich Erlebten verleiht und den Namen der Dichterin mit einem Schlage über die engen Grenzen Dänemarks bekannt gemacht hat.

Nur wenige Wochen nach seinem Erscheinen entstand „Das Kind" (deutsche Ausgabe bei Axel Juncker, Stuttgart 1902), eine ungemein traurige Geschichte, die den schmerzlichen Übergang vom Kind zum Weib mit seiner süßen Herbe und dem ahnenden Blick in das unergründliche Mysterium der Natur in ganz eigenartiger Weise zum Ausdruck bringt.

„Das Kind sollte sterben. Das Kind mußte sterben. Sie wünschen es beide — — jetzt.

Jetzt wünschten sie es.

Das Kind wünschte es auch."

Mit diesen Worten beginnt das Buch und schon aus den ersten Zeilen fühlen wir den Abgrund von Schmerz und Leid, der das ganze Werk durchbebt, wie fühlen die dunkeln Schatten des Todes, wir hören in der Krankenstube das krampfhaft abgerungene Lachen, das plötzlich, wie vor sich selbst erschreckt, abbricht, um einer unheimlich lastenden Stille platzzumachen, und wir sehen die fiebernden Augen der Kranken bald in ungezähmter Lebenslust aufflackern, bald in müdem Verzicht glanzlos ersterben.

Drei Menschen, die einander eigentlich liebhaben, ringen und quälen sich in dieser dumpfen Krankenstube ab, weil sie noch niemals das rechte Wort gefunden haben, das dem einen den Weg zum Herzen des anderen hätte erschließen können: Vater, Mutter und Tochter. Der Vater, ein feinfühlender Mann, hatte einst, nachdem er eine Leidenschaft für ein anderes Weib begraben hatte, seine Jugendfreundin geheiratet; er hatte ihr alles von jener zweiten anvertraut, und sie waren miteinander übereingekommen, daß ihr Name und alles, was er ihr gestanden habe, für immer tot und machtlos zwischen ihnen sein solle. „Der Mutter fehlte der Stolz als Ehefrau". Sie betete ihren Gatten an, aber quälte ihn mit ungerechter Eifersucht; „denn das, was einstmals etwas in ihm ersterben machte, hat für alle Zeit alles Liebesgefühl ertötet." Verzweifelt und hilflos sehen sie Andrea, das Kind mit dem warmen, warmen Herzen langsam hinsiechen, die tapfer und lustig mit ihnen plaudert, um nicht zu verraten, daß sie Tag und Nacht darüber nachgrüble, wie sie die Eltern wieder einander näherbringen könnte. Oft möchte sie leben, weil sie glaubt, sie könne es dann zustande bringen, oft sterben, damit eine kleine, gesunde Andrea das Werk vollbringe, zu dem sie selbst, die Kranke, zu schwach sei. Sie nimmt dem Vater das Versprechen ab, er solle wieder mit Gluckhenne — so nennt sie kosend die Mutter — in einem Zimmer schlafen, wenn einmal ihr Bett neben dem der Mutter leer geworden sei, und dieser, sie müsse sich jeden Tag für den Vater schön machen, denn, „wenn wir mich nicht mehr haben, Muttchen, kannst du ja viel mehr Kleider bekommen." Bald darauf stirbt das Mädchen und nach drei Monaten findet die Mutter das Tagebuch, das Andreas Gedanken, ihren Schmerz über die unglückliche Ehe der Eltern — da und dort sind diese Klagen unter kindlichem Geplauder scheinbar wahllos, aber mit großem Raffinement eingestreut — ihr ganzes Empfindungsleben offenbart.

So schreibt sie einmal: „Etwas ist nicht in Ordnung. Die Gluckhenne ist melancholisch wie ein Regentag, und sie starren sich gegenseitig an, daß einem dabei angst und bange werden kann. . . . Wenn ich doch nur den einen Tag bei Vater, den anderen bei Mutter wohnte, denn jeder für sich ist so lieb, und nur wenn sie zusammen sind, wird mir ganz eisig und elend zu Mute." Und grausam rächt sich die vernachlässigte Frau, indem sie dem Gatten das Tagebuch bringt und seinen Schmerz beobachtet, während er in den schmalen blauen Heften liest.

„So arm sind wir, Jutta, daß wir unser Kind in der Sterbestunde gequält haben."

Die Mutter ergriff seine Hand: „Ich gehe von dir, leb wohl, Karsten, ich danke dir nicht; denn soweit ich zurückdenke, hast du mir nichts gegeben, was des Dankes wert wäre."

„Bleibe bei mir, Jutta, in meiner Armut, in meiner Einsamkeit."

Ihr weißes Nachtgewand schleppte auf der Erde wie ein Totenhemd, ihre Augen brannten: „In Armut und Einsamkeit."

„Nur das Grab bleibt uns."

„Ja, das Grab."

So schlicht und ergreifend ist das Buch, daß wir erst wieder einige Zeit brauchen, bis wir wieder imstande sind, an anderes zu denken. Und selbst in diesem erschütterndem Menschenschicksal, das in das tiefste Dunkel der Seele hinableuchtet, findet die Verfasserin noch Raum, ohne zu stören, einige blitzende Lichter eines herzlichen Humors spielen zu lasser.

Auch die jüngste Arbeit der Dichterin, „Das Schicksal der Ulla Fangel" (deutsche Ausgabe bei Axel Juncker, Berlin 1902) behandelt ein ähnliches Thema, eigentlich eine Variation, die ich im Gegensatze zur vorigen ein Buch vom Kind im Weib heißen möchte. Seine Stärke liegt wieder in der

meisterhaften Schilderung des Weib-Kindes, das selbst noch gern mit Puppen spielen möchte, während in ihr schon unbewußt die Sorge der Mutter aufkeimt. — Ulla muß, kaum 17 jährig, einen alternden Witwer, Dr. Kaspar Fangel, einen Vetter ihrer Mutter heiraten. Frau Böggild, eine unerbittlich strenge Frau, die schon durch ihre Härte den eigenen Gatten in den Tod getrieben und die Werbungen Dr. Fangels wiederholt abgewiesen hatte, sieht ohne Erbarmen ihr Kind langsam zugrunde gehen. In einem einsamen Haus weit draußen auf der Heide muß Ulla an der Seite des nervösen Arztes mit einer alten, stummen Dienerin leben und sehnt sich heim nach den Geschwistern. In den Briefen an die Mutter und die jüngere Schwester enthüllt uns Karin Michaelis schlicht, ohne Pathos, aber gerade deshalb um so wirksamer ihr trauriges Schicksal. Sie wagt nie zu klagen, aber aus ihren Fragen kann man zwischen den Zeilen die ganze Marter des gequälten Kindes, das den ganzen Tag darüber nachdenkt, wie sie ihren Gemahl zufrieden stellen könnte, lesen. Sie schreibt nie von ihm mein Mann, selten Kaspar, auch wenn sie spricht, rutscht ihr manchmal ein „Dr. Fangel" heraus, so fremd ist er ihr im Grunde, und sie fragt die Mutter, ob sie nicht ein Mittel gegen feuchte Hände wisse. „Wenn er mich anfaßt, wird mir immer ein bißchen schlecht, und ich kann mich doch nicht immer gleich abweichen." Ein andermal schreibt sie wieder, wie Kaspar sie abzuhärten und von den kranken Nerven zu befreien sucht, indem er ihr Ohrwürmer, die dort überall umherkriechen, auf die Hand legt, ihr Spinnen ins Haar setzt oder plötzlich kaltes Wasser über den Rücken gießt. Sie hat sich, wie es Kinder gerne tun, einen kleinen Heidefriedhof angelegt, wo sie am liebsten sitzt und arbeitet, sinnt und — weint. Kaspars erste Frau nennt sie bezeichnend stets „die richtige Frau". Zweimal bringt sie ein totes Kind zur Welt und bittet ihren Mann, die Kleinen auf ihrem Puppenfriedhof zu begraben. Als sie einmal mit ihrem Mann zum Grab der richtigen Frau auf dem wirklichen Friedhof fahren, und sie aus zwei kleinen Steinkreuzen erfährt, daß ihr Kaspar diese Bitte nur, um sie zu beruhigen, zu gewähren versprochen habe, führt sie endlich aus Gram über die zugefügte Täuschung den längst beschlossenen Vorsatz, aus dem Leben zu gehen, aus. Sie bittet Kaspar noch in einem Abschiedsbrief um Entschuldigung, weil sie nie ganz glücklich war, obgleich er sie oft gut behandelte, und nur sie schuld war, wenn er manchmal böse wurde und schalt, und weil sie vielleicht das Brunnenwasser verunreinige. „Es ist gerade so schön, daß das Wasser so rein ist. Ich will auch den Eimer erst in die Höhe ziehen, sonst stoße ich mich." Sie bittet ihn noch, die taubstumme Dienerin nicht ins Armenhaus zu schicken, wenn sie alt geworden sei, dann schließt sie: „Adieu, lieber Kaspar. Du bist immer gut gegen mich gewesen, und ich bin gar nicht unglücklich. Aber es kann wirklich nicht nützen, wenn ich weiter lebe, und ich wäre so gern fertig damit." Zu spät erkennt Kaspar seine Schuld und gesteht, daß er sie getötet habe, nicht auf einmal, sondern ganz langsam. Und in wenigen Worten faßt er Ullas trauriges Schicksal zusammen:

„Ich vergaß, Ulla etwas zu sagen, was sie vielleicht hätte wissen sollen.

Ich vergaß, ihr zu sagen, daß ich sie liebte und daß ich sie vom ersten Tage an geliebt habe, da ich ihr ein Leides zufügte. Aber ich war ja dreimal so alt wie sie, und ich konnte nicht die richtigen Worte finden, um es ihr zu sagen."

Es liegt ein ganz eigenartiger Klang in dieser Dichtung, die etwas von der herben Schönheit des nordischen Meeres und dem zarten Duft verdämmernder Heiden in sich hat, realste Wirklichkeit mit ihren harten Kanten und dunkeln Schatten, wiedergespiegelt in der reinen Seele eines Kindes, die das Rauhe mildert, das Leben vergeistigt, verinnerlicht und mit den Träumen ihrer Sehnsucht erfüllt. Und das Buch ist wahr, so schrecklich wahr, daß es manchmal beinahe peinigt und quält, dabei von so tiefer Innigkeit und so keuscher Empfindung, daß ich kaum ein anderes wüßte, das ähnlich auf mich gewirkt hat, vielleicht „Der Gottesfriede" ihres Landsmannes, des Aalborgensers Peter Nansen. Karin Michaelis scheint mir nun das Gebiet ihrer Begabung erkannt zu haben; möge sie auf diesem Grunde weiterbauen. Hier kann sie möglicherweise Großes von unvergänglichem Wert schaffen.

## Sehnsucht

Dunkle Vögelscharen fliegen manche Nacht
Über Wiesen, die im Mondlicht scheinen,
Eilend hin; in dumpfem Gleichmaß tönet
Ihrer Flügel freiheitsselges Rauschen
Zu mir nieder.

Dunkle Vögelscharen fliegen manche Nacht
Über Teiche, drin die Sterne schlafen.
Und ihr starkes Flügelrauschen wecket
Tief im Grunde wieder meiner Jugend
Sehnsuchtslieder.

Wilhelm Südel.

# Zur Frage der Frauenemanzipation

Wenn sich jemand in der Emanzipationsdebatte zum Wort meldet, so glaubt man dessen im Vorhinein sicher zu sein: er hat etwas für oder etwas gegen die Frau vorzubringen. Daß man über jene sprechen kann, ohne diese in die Debatte zu ziehen, scheint auf den ersten Blick absurd. Man intoniert Zukunftsmusik oder man bläst zum Rückzug. Das eine Mal, weil man an die intellektuelle Befähigung des Weibes glaubt, das andere Mal, weil man an ihr verzweifelt. Einen dritten Weg soll es nicht geben. Aber es gibt einen: und ihn wollen wir betreten.

Kein Ja, kein Nein, so auch keinerlei bedingungsweise Anerkennung, soweit es sich um das andere Geschlecht handelt; sondern ein Darüberhinausfragen, das vorderhand alle Argumente pro und contra aus dem Spiele läßt. Es ist möglich, daß die Frauen reif für die Emanzipation sind, daß sie einmal dafür reif sein können; es ist auch möglich, daß sie nicht reif sind, daß sie nie dafür reif sein können. Gegen alle diese einander entgegenstehenden Eventualitäten ist die folgende Erörterung indifferent.

Sie stellt sich außerhalb der sexualpsychologischen Vorfragen. Auf welche Seite sich die Wagschale neigt, ist ihr gleichgültig. Wir rechnen mit beiden Möglichkeiten. Also das eine Mal gilt uns die Frau als reif, das andere Mal als unreif. Die Prämissen übernehmen wir ungeprüft, wir fragen einzig und allein nach den Konsequenzen.

Die Frau ist reif. Das heißt: man muß sich rückhaltlos für die Emanzipation erklären. Die Einwände, die dagegen, wofern man an jener Voraussetzung einmal festhält, erhoben werden, sind null und nichtig. Die historisch sanktionierte Stellung der Frau erscheint von dem Moment an als eine unwürdige Zwangslage, in dem man darüber klar wird, welch wertvolles geistiges Kapital in der Kleinarbeit des häuslichen Daseins verloren gehen muß. Wenn die Frau wirklich mehr sein kann als Gattin und Mutter, dann darf man es ihr nicht immer wieder zur Pflicht machen, das eine und das andere zu sein.

Aber freilich, an eine so radikale Umwälzung knüpfen sich die düstersten Vorhersagungen. Hat man das Weib an Gleichgiltigkeit gegen den Mutterberuf gewöhnt, so wird eine tiefgreifende Veränderung in seinem physiologischen und seelischen Dasein vor sich gehen. Der ursprünglichen Bestimmung entfremdet, wird es ihr bald psychisch und physisch nicht mehr gewachsen sein. Aus der Emanzipation der Frau entspringt die Degeneration des Menschengeschlechtes. Der Bildungstrieb der Individuen führt mit sich die Rückbildung der Gattung.

Derlei eschatologische Phantasien dürfen einen aber nicht irre machen. Die Natur wird sich selber nie untreu und am allerwenigsten im Weibe. In ihm wurzelt der generelle Erhaltungstrieb ungleich fester als im Mann. Aber auch angenommen, die Emanzipation würde ihm ernstlich entgegenwirken, so wäre dies eine Tatsache, die man stillschweigend hinnehmen müßte, ohne sich in den pathetischen Phrasen einer wohlfeilen Sentimentalität zu ergehen. Es kann keinen Zwang zur Ehe und zur Mutterschaft geben. Die Entscheidung darüber muß unter allen Umständen in die Hände der Frau gelegt werden. So lange Herrn Roosevelts Kindererzeugungserlässe nicht auch die alte Welt inkommodieren und Emile Zolas neues Evangelium weder jenseits noch diesseits des Rheins gläubige Bekenner gefunden hat, müssen alle Zwangsmaßregeln dieser Art, so sehr sie den Postulaten der evolutionistischen und sozialen Ethik entgegenkommen, als ein freches Attentat auf die individuelle Freiheit betrachtet werden. Selbstzweck ist nicht die Gattung, sondern das Individuum. Dieses zu entwürdigen, um jene zu fördern, heißt, die Ethik, heißt, jede Möglichkeit der Ethik an der Wurzel zerstören. Das „du sollst" des kategorischen Imperatives war wahrhaftig nicht auf den tierischen Fortpflanzungsmechanismus gemünzt. Wo es sich um das unveräußerliche Recht des Individuums handelt, muß der Genius der Gattung bescheiden beiseite treten.

Das heißt, ins Extrem gehen. Ja wohl: aber die Befürchtungen unserer Gegner gingen auch ins Extrem. Zwischen Hunger und Liebe balanziert derweilen immer noch das Sehnen des Erdenmenschen. Und auch der intensivste Bildungshunger wird dem schöneren Geschlecht den edelsten Beruf, um dessentwillen Gott Bub und Mädel schuf, nicht so schnell in Vergessenheit bringen.

Hinter diesen liebevoll auf den Schutz der ungezeugten Nachkommenschaft gerichteten Argumenten verbergen sich zumeist andere greifbarerer Natur, die sich selber im Widerspruche wissen mit den vornehmsten Grundsätzen der Humanität, und daher das Licht des Tages scheuen. Man fürchtet das Wachstum der Konkurrenz und will die Emanzipation aus diesem Grunde hintanhalten. Aber dort, wo die Konkurrenz wirklich an die Wurzeln der ökonomischen Wohlfahrt greift, kann von derlei Prohibitivmaßregeln schon lange nicht mehr gesprochen werden, denn der industrielle Betrieb bedient sich seit Dezennien weiblicher Arbeitskräfte.

hier das Weib zum „edlen Berufe der Häuslichkeit" zurückführen wollen, hieße mit den abgestandensten Phrasen eines verlogenen Schildbürgeridealismus Parade machen. Auf geistigem Gebiet hinwieder ist das Wachstum der Konkurrenz, wofern sie sich auf einem entsprechend hohen Niveau hält, durchaus wünschenswert. Es wäre nicht nur barbarisch gegen die Frau, ihr hier die Möglichkeit zu entziehen, in Wettbewerb mit dem Mann zu treten, sondern auch ein Frevel gegen die Kultur, von der man dann zwar nicht die Frau, aber die man von der Frau ausschließen wollte. Die intellektuelle Spannkraft des Mannes wird durch die Notwendigkeit, sie wirksam von der des Weibes zur Abhebung zu bringen, auf ein Maximum gesteigert. Je intensiver der Kampf, um so strenger die Auslese. Kein schlimmeres Armutszeugnis vermöchte das männliche Geschlecht sich auszustellen, als indem es sich das Bildungsmittel und die alleinige Beherrschung des geistigen Marktes sichert. Dies hieße, seine Kampfesunfähigkeit in der häßlichsten und selbstsüchtigsten Art bemänteln.

Voraussetzung war bisher die geistige Gleichwertigkeit des Weibes und des Mannes. Die Voraussetzung soll jetzt negiert werden.

Die Frau ist unreif. Ihre Unreife wird aber in Permanenz erklärt. Nach ihrer natürlichen Veranlagung kann sie jene Differenz niemals ausgleichen. Der Beweis dafür mag, wie immer, erbracht worden sein, aber er sei zwingend und einleuchtend erbracht worden. Somit scheint aus ihm die unmittelbare Konsequenz hervorzugehen, daß man jede Emanzipationstendenz a limine abzuweisen habe. So will es wenigstens der gesunde Menschenverstand; allein der gesunde Menschenverstand hat schon manchen in die Irre geführt. Und was Zukunftsprobleme anbelangt, ist er nur zu häufig der allerschlechteste Berater.

Sind die Frauen, nicht etwa die Frauen der Gegenwart, sondern das Weib in abstracto, wie es der Herr aus Adams Rippe schuf, wirklich unreif für die Emanzipation, so wird sich diese Unreife nach Beseitigung aller Schranken früher oder später eben glänzend offenbaren. Es gäbe ein Ärgernis, unleugbar: aber das wäre kein Grund, sich eines so wirksamen Schauspieles zu berauben. Der Frau hätte man ihre Unfähigkeit, in der Öffentlichkeit Mitarbeiterin des Mannes zu sein, einmal so recht ad oculus demonstriert. Es bliebe ihnen nicht mehr die wohlfeile Berufung auf die Ungunst der äußeren Entwicklungsbedingungen übrig. Man wäre um eine Illusion ärmer und um eine Wahrheit reicher geworden. Der Wille zur Emanzipation wäre durch die Emanzipation selber für alle Zeiten ad absurdum geführt. So einfach aber hält man uns hier entgegen, und so durchsichtig liegt der Sachverhalt nicht, als es sich nach dem früheren vielleicht ausnehmen möchte. Die Emanzipation ist mehr als diese tragikomische Farce. Die Dummheit, die Unfähigkeit hat nicht immer das Zusehen; oft ersetzt sie an Behendigkeit und Aktivität doppelt und dreifach, was ihr an positiv wertvollen Eigenschaften versagt blieb. Die Dummheit zieht sich nicht wehrlos in sich selber zurück, im Gegenteil, sie ist im höchsten Maß aggressiv. Die Inferiorität des Weibes wird also nicht zur Folge haben, daß es hinter der Kultur zurückbleibt, sondern daß es die Kultur auf sein Niveau hinunterschraubt. Es wird einen Ausgleich vollziehen, der ihm allein zugute kommen kann, eine Korrumpierung der Werte, die sie nicht bloß degradiert, schwächt, sondern womöglich in ihr Gegenteil verkehrt.

Dieser Einwand, ganz im Gegensatze zur bourgeoisen Schulweisheit der Häuslichkeitsidolatrie, hat ohne Zweifel viel für sich. Sicherlich, man darf nicht von einem Mehr und Weniger, sondern bloß von einer tief in das Wurzelwerk des seelischen Lebens hinabreichenden Heterogenität sprechen, sofern es auf die Psychologie der Geschlechter ankommt. Die Frau hat ihre Welt wie der Mann; aber sie hat sie anders. Ob diese Andersheit positiv oder negativ gewertet werden muß, ist ein zweites Problem. Wie immer indessen die Entscheidung darüber ausfallen mag, uns kommt es hier nur darauf an zu zeigen, daß die Frage der Emanzipation davon unter allen Umständen unabhängig bleibt.

Wenn die Frau so grundverschieden vom Mann wertet, so wird diese Verschiedenheit sich auch geltend machen, solange sie keinen direkten, aktiven Anteil am öffentlichen Leben gewinnt. Freilich weniger an der Oberfläche, aber um so nachhaltiger, um so ungestörter. Diese unheimliche Spannung ist aufgehoben, wenn mit der fortschreitenden Emanzipierung die Polarität selber sichtbar wird. Hie Welf, hie Waiblingen. Die Frauen sind am mächtigsten dort, wo ihre Macht und ihre Machtmittel im Verborgenen bleiben. Wo es hingegen gilt, Farbe zu bekennen, muß meistens ein wenig Schminke nachhelfen. Offene Kontraste und Gegnerschaften sind dem Weib in tiefster Seele verhaßt. Für den Mann ist also eben dann, wenn die Frauen die wahren und echten Kulturwerte nicht zu fördern, ja nicht einmal theoretisch anzuerkennen fähig sind, ihre Emanzipierung eine praktische, eminent praktische Notwendigkeit. Er muß dem Gegner geradewegs ins Auge zu schauen vermögen. Auf den Hintertreppen der Moral ist weit mehr Gelegenheit zu unsauberen Kompromissen.

Dies freilich wird man sich nicht verhehlen dürfen, daß die Folgen sich allenthalben in kürzester

Zeit fühlbar machen werden. So wird die passive und aktive Wahlberechtigung der Frau dem politischen, ökonomischen und kulturellen Leben einen völlig veränderten Charakter verleihen. Sogar John Stuart Mill, dieser im übrigen gegen die handgreiflichsten Gegenargumente so verblendete Frauenrechtler, hat das hervorgehoben. Da ist vor allem der zähe Konservatismus der Frau, ihr borniertes Festhalten an den Gebilden der Tradition: daher denn immer und überall der Klerus sich mit Vorliebe und bestem Erfolg an sie gewendet hat. Auf der anderen Seite tendiert sie, des traditionellen Zwanges einmal ledig geworden, zum extremen, rückhaltlosen Radikalismus. Man kann darum überzeugt sein, daß mit dem Eintritt der Frauen ins politische Leben die ultramontanen und ultrasozialistischen Parteigruppen eine verhängnisvolle Verstärkung erfahren werden.

Aber, wie früher bereits bemerkt, die offene Gegnerschaft ist viel ungefährlicher als die heimliche Wühlarbeit der Unterdrückten. Ein Kampf im großen Stil, ein Kampf der Prinzipien ist weit edler und heilsamer, als jene Vernunftpolizei, mit der man den Mann der Frau gegenüber betrauen möchte. Die tiefe Gegensätzlichkeit männlicher und weiblicher Kultur soll beiden Teilen zum Bewußtsein kommen. Dann erwächst für den Mann eine neue Aufgabe: seine Werte nicht bloß zu konservieren, sondern gegen ihren Feind zu behaupten. Die Emanzipation der Frau wird weniger für sie als für den Mann eine Kraftprobe bedeuten. Kulturkampf und Kultur sind Wechselbegriffe.

Ob die Weltgeschichte die Geschichte der Wahrheit oder der Irrtümer, des Fortschrittes oder der Illusion ist, bleibt ein Problem, das bis zum jüngsten Tage der Entscheidung harrt. Soviel ist sicher: Das immanente Ziel des historischen Geschehens ist die steigende **Erkenntnis** der Menschheit, ihres Sinns und Seins, ihres Wollens und Sollens. Damit jene sich allseitig vollende, müssen alle Möglichkeiten successiv zur Wirklichkeit werden. Eine und eine der tiefgreifendsten dieser Möglichkeiten ist die Emanzipation des Weibes. Wie immer die Chancen liegen mögen, ob die Frauen den Mann kulturell fördern, ergänzen oder hemmen, sie müssen aus dem Stadium sozialer Gebundenheit in das einer freien Entfaltung ihrer Kräfte treten. Was uns derzeit noch problematisch ist, das muß in dem einen oder in dem andern Sinne **Realität** werden. Und die Devise wird unter allen Umständen lauten: **Unabhängigkeit des Weibes und schrankenlose Freigabe jeder Emanzipationsmöglichkeit.**

Oscar Ewald.



# Maria von Magdala

## von Georg Brandes, übersetzt von Gustav Bargum

Während in Deutschland eine jüngere Generation von Dramatikern aufwächst, ist die ältere nicht untätig, und es kann den Betrachter nur fesseln, wenn die Alten und die Jungen wetteifern in wertvollen Arbeiten, in denen sich ein verschiedengearteter Kunstgeist und Zeitgeist spiegeln.

Aus dem älteren Geschlecht ist **Paul Heyse** in letzter Zeit mit zwei hübschen Dramen hervorgetreten, „Maria von Magdala" und „Das verschleierte Bild in Saïs", Dramen, die in dem alten Palästina und dem alten Ägypten spielen, das erste in Prosa, das andere in Versen, aber nicht in regelmäßigen fünffüßigen Jamben, sondern großenteils in einem neuen Versmaß von nicht geringer Originalität. Obwohl beide Dramen durch ihre Stoffe dem fernen Altertume angehören, läßt die Art der Behandlung keinen Zweifel über den Zeitpunkt, zu dem sie entstanden sind.

Während das „Bild in Saïs" das theatralisch wirkungsvollere ist, hat das fünfaktige Drama „Maria von Magdala" das größere dramatische Interesse. Welch herrliche Gestalt, jene älteste Magdalena, und wie wunderlich, daß sie die Dramatiker nicht angezogen hat, wo doch die Maler in der großen Zeit nicht müde wurden, sie darzustellen! Denn die Behandlung in mittelalterlichen Mysterien lohnt es sich ja nicht, mitzurechnen. Von den Dichtern unserer Tage hat sie meines Wissens nur Anatole France angelockt, der sich in seiner Meisternovelle „Der Prokurator von Judäa" damit begnügt hat, ihre Silhouette zu geben. Man schreckte wohl vor der dramatischen Behandlung der Gestalt zurück, weil man ihr nicht nahe kommen zu können glaubte, ohne sich gleichzeitig an einer anderen Gestalt zu vergreifen, die sich kaum auf die Bühne bringen ließ. Des Halbjapaners Sadakichi Hartmanns Versuch eines Dramas vom Leben Christi war wenig befriedigend. Heyse hat die Schwierigkeit glücklich überwunden. Obwohl das Stück in Jerusalem in den Tagen vor Jesu Tod spielt, kommt er selbst nicht darin vor; nur ein einziges Mal hört man seine Stimme. Im

ganzen Stück wird nicht ein einziges Mal sein Name genannt.

Maria Magdalena ist bei Heyse die schönste Courtisane Jerusalems. Da dieser Dichter Frauen niemals anders als schön und freigeboren zeichnet, ist sie stolz und selbständig. 15 Jahre alt, wurde sie von den Eltern trotz ihres Widerstandes an einen 50 Jahre älteren Mann vergeben, den reichsten und widerlichsten, entflieht ihm aber nach einigen Jahren nach Jerusalem, wo ihr die goldene Jugend der Stadt ihre Aufwartung macht und wo sie die einzelnen auszeichnet, die sie leiden mag. Nun hat sie zum Liebhaber einen Mann mit trotzigem und verwegenem Sinn, dessen Leben dahinfließt in Zorn über die römische Zwingherrschaft im Lande, und der nur davon träumt, das Joch abzuschütteln. Das ist Judas. Aber wochenlang ist er ihrem Hause ferngeblieben und hat sie den Grund nicht wissen lassen; sein Ausbleiben hat sie gekränkt und ihr Herz ihm entfremdet. Wir sehen sie bestürmt von den vornehmen Jünglingen der Stadt, darunter sind der Sohn des Hohepriesters, ein schlechter Kerl und Zechbruder, und der nicht weniger vornehme Römer Flavius, Pilatus' Neffe. Sie weist alle ab, aber als Flavius den zurückkehrenden Judas bei ihr trifft, dessen kecken Sinn sie gepriesen hat, verkleinert er Judas in ihren Augen durch die Mitteilung, daß ein jüdischer Prophet, den der Römer oft als Gast im Hause seines Nachbarn gesehen hat, wo er wie ein Fürst geehrt wird und alle sich um ihn drängen, eines Tages den Tisch umgestoßen hat, an dem Judas als Wechsler vor dem Tempel saß, und dadurch auf diesen einen solchen Eindruck gemacht hat, daß er seit jenem Tage dem Propheten wie ein Hund folgt. In Maria erwacht der heftige Wunsch, jenen Meister zu sehen, der seine ganze Umgebung so beherrscht und fesselt.

Als sie in ihren schönsten Schmuck gekleidet in das Haus des Römers kommt, um von hier aus das Gebahren des Meisters zu beobachten, begegnet sie dem Hohepriester, der sie hart und verächtlich behandelt; der ihr aber, als er von ihrer Absicht erfährt, vorschlägt, ihre Schönheit zur Verlockung jenes Aufrührers gegen die Priestermacht zu gebrauchen. Dieser soll nie ein Weib berührt haben, würde aber seinen Heiligenschein verlieren, falls er von der bezaubernden Maria verführt werde. Sie würde dann vor allen anderen Frauen in der Gemeinde geehrt werden.

Mit Abscheu weist sie diese Zumutung zurück; als sie sich aber in ihrer Pracht, mit den Schmucksachen bedeckt, dem Kreise der Jünger und Anhänger Jesu nähert, erhebt sich ein rasendes Geschrei gegen das Weib, das in Ehebruch lebt; von allen Seiten wird der Ruf nach Steinigung laut, und mit Mühe sind erst Judas, dann Flavius bestrebt, ihr Leben zu retten. Da erschallt unter plötzlich entstandenem Schweigen eine Stimme außerhalb der Szene: „Wer ohne Sünde ist, der hebe den ersten Stein!" Von nun an ist Maria verwandelt; sie hat keinen anderen Gedanken, als dem Meister nahe zu sein, dem sie ihr Leben verdankt, und der sie in seiner Hoheit vernichtet und freigemacht hat. Seinen Blick fühlt sie beständig auf sich ruhen.

Im nächsten Akte tritt sie im Büßergewand mit einer kleinen Salbenbüchse in der Hand in Simons Haus, wo der Meister zu Tische sitzt und wo ein solches Gedränge herrscht, daß die Besucher immer und immer wieder abgewiesen werden. Aber sie fürchtet nicht Haß und Verachtung seiner Anhänger.

Kaiphas, dessen Pläne mit Maria scheiterten, wendet sich an Judas und will ihn überreden, den Meister der Obrigkeit auszuliefern, in aller Stille, so daß Aufsehen und Volksauflauf vermieden werden. Judas räumt ein, daß er ihn nicht mehr liebe. Als er ihn zum ersten Male sah und hörte, glaubte er den getroffen zu haben, der sein Volk durch Erhebung gegen die Römer befreien wollte und allein in seiner Person die dazu erforderliche Macht hätte. Aber nun glaubt er das nicht länger; durch Flavius hat er den Eindruck gewonnen, daß die Römer in dem Propheten ihren obersten vorzüglichsten Bundesgenossen sehen, da er Unterwerfung in allem Weltlichen lehrt und dazu auffordert, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist; und Judas wird empört bei dem Gedanken, daß der, dem er so hohe Bewunderung gezollt und so tiefe Demütigung erwiesen hat, von den Römern eher als Freund denn als Feind angesehen wird.

Dennoch schlägt er den Vorschlag des Hohepriesters als unwürdig ab.

Aber als danach Simon durch eine Hintertür Maria hereingelassen hat, und als sie zu des Meisters Füßen hingesunken ist, während er bei Tische saß, diese Füße geküßt, mit ihrer Salbe und ihren Tränen genetzt und mit ihrem Haar getrocknet hat, und da sie der Meister denen gegenüber, die sich über ihr Tun entrüsteten, in Schutz genommen und gelobt hat als die, die eine gute Tat an ihm getan habe, da wird Judas Erbitterung gegen die Schamlose wach, die sich hingeworfen und gleichsam vor aller Augen angeboten hat; er höhnt sie, an deren Ekstase all sein Hohn abprallt, und als Flavius ihm gleich darauf mitteilt, daß Pontius jetzt verstehe, welch ein Freund und Helfer den Römern in dem neuen Propheten erstanden ist, der nach Rom gesandt zu werden verdiene, um dort geehrt zu werden, und den Judas' schöne Freundin gewiß gern dahin begleiten werde — da ist für

Judas das Maß voll, und er klopft spät in der Nacht an des Hohepriesters Tür, um einzugehen auf den Vorschlag, den er einmal zurückgewiesen hat.

Judas' Gestalt, die so manchen Dichter angezogen hat, steht im Neuen Testamente als das fünfte Rad am Wagen da — eine ganz überflüssige Figur, augenscheinlich geformt als das dunkle Gegenstück zur Lichtgestalt; der Verräter gegenüber dem Erlöser; doppelt verabscheuenswert, weil er (eine echte Kontrastfigur) mit einem Kusse verrät. Da der, den er verraten will, allen bekannt ist, öffentlich seinen Einzug in die Stadt gehalten hat, täglich in der Öffentlichkeit verkündigt und heilt und sich niemals versteckt noch bemüht, seinen Feinden zu entgehen, ist eine verräterische Auslieferung unvernünftig und unmöglich. Was in der modernen Zeit die Dichter (Tor Hedberg z. B.) interessiert hat, ist die Begründung des Umschlags in ihm von Liebe zum Haß.

Dramatisch ist Heyses Motivierung vollkommen und sie verknüpft auf geistreiche Weise Judas' Erscheinung mit der Magdalenas. Bei Johannes ist es ja auch ausdrücklich Judas, der unwillig wird, als sie des Herren Füße salbt.

Im 4. Akt erbietet sich Flavius der Maria, den Meister zu retten, dadurch daß er den Soldaten, die ihn bewachen, im Namen des Pontius einen falschen Befehl gäbe, doch unter der Bedingung, daß sie ihm in derselben Nacht ihre Gunst schenke. Ihre Seelenkämpfe werden gezeigt, zuletzt ihre willenlose Weigerung; sie kann nicht. Dann im letzten Akt der Eindruck der Kreuzigung auf Judas, Flavius und Maria, während der Zug von Golgatha zurückkehrt. Flavius schützt Maria gegen Kaiphas, der sie gefangen setzen lassen will. Sie ist in Verzweiflung darüber, Jesu Leben nicht gerettet zu haben, da sie konnte; aber die Verzweiflung gleitet über in die entzückte Erwartung seiner Wiederkunft.

Das Stück hat dankbare Rollen und kann ohne Schwierigkeit aufgeführt werden. Nur der Hohepriester ist herkömmlich, konventionell, der herrschsüchtige, herzlose Prälat. Der junge Römer ist Weltmann, genußsüchtig, weder gut noch schlecht, verständig; eine für den Schauspieler sehr anziehende Figur. Dann sind da ein paar gute Nebenrollen. Aus Judas' Aufruhrgeist und Eifersucht ließe sich ein Mensch schaffen, der etwas anderes und mehr wäre als ein Schurke. Und in Marias Wesen sind große und verschiedenartige Kräfte zwanglos vereint: Sinnlichkeit und Kälte, Stolz und Demut, Bewunderung, die in Dankbarkeit umschlägt, und Begeisterung, die in religiöse Ekstase ausmündet.

# „Und sie bewegt sich doch"

## Novelle von Leonore Frei

### I.

Der Verein „Soziale Frauenarbeit" zu Berlin hielt seinen letzten Vortrags- und Diskussionsabend in den einfach-vornehmen Räumen des Künstlerhauses.

Eigentlich endeten diese Versammlungen sonst mit Semesterschluß im April. Durch eine Vortragsreise der Präsidentin, Fräulein Katharina Gervinus, hatte sich der Schlußabend bis zu Anfang Mai verschoben.

Etwa dreißig Frauen und drei oder vier Herren saßen an einem langen, hufeisenförmigen, grün gedeckten Tisch.

Oben am Quertisch präsidierte Käthe Gervinus, links neben ihr saß die Schriftführerin, Frau Lily Holzmann, rechts die Referentin des Abends, Frau Maria Berger.

„Berufsfrau und Mutter" war das Thema gewesen.

Da Maria Berger selbst Schriftstellerin war, Mann und Kinder hatte und von dem Bewußtsein getragen wurde, die beste Gattin, Mutter und Hausfrau zu sein, so betonte sie in ihrem Vortrage, daß es nur den geistig Bedeutendsten gegeben sei, den doppelt schweren Pflichten von Beruf und Mutterschaft zu genügen. — —

Jetzt war die Zehnminutenpause vor der Diskussion.

Jene leise summenden, emsigen Unterhaltungen wurden geführt, bei denen die meisten kaum auf das achteten, was die andere sagte, so völlig waren sie mit dem beschäftigt, was sie selbst antworten wollten.

Dazwischen Bleistiftkritzeln und Blätterrauschen.

Ab und zu stand jemand auf, ging zum Vorstandstisch und meldete sich bei der Schriftführerin zum Wort. — —

Käthe Gervinus hatte den dunkelblonden, wellig gescheitelten Kopf über ein paar Aktenhefte geneigt, schrieb und verglich eifrig, wurde aber immer wieder durch allerlei Anfragende und Begrüßende gestört.

Ihre grauen Augen, mit den tiefen Schatten darunter, blickten müde und abgespannt. Zuweilen reckte sie möglichst unmerklich die schlanke Gestalt, als fühle sie, wie ihr das Blut in den Gliedern stocke.

Lily Holzmann beugte den schönen neapolitanischen-Fischerknabenkopf zu der Freundin hin, und deutete mit komischem Entsetzen auf die Rednerliste:

„Du, Katinka, jetzt hat sich die Ella Peters zum Wort gemeldet! Die redet sicher wieder fünf Kilometer die Minute! — — Da kommt auch noch dein langer Übervetter auf uns zugesteuert! — — Heiliger John Stuart Mill — — Wenn der Rudi Werner zu „feminisieren" anfängt, dann können wir uns getrost auf den elektrischen Lumpensammler, nachts ein Uhr, gefaßt machen!"

„Rudolf? Der redet doch heute nicht!"

„Gott sei Dank! Ich finde, dieser blondbärtige Zeitungsverlegerssohn richtet schon grad genug „sexuelles" Unheil unter der gläubigen Gemeinde an! Ein Segen wärs, Käthe, wenn du dich endlich seiner erbarmtest! Sieh dir nur die Berger an! Als hätte sie ein Feuilleton für Onkel Werner fertig! Oder sollte sie am Ende bereit sein, den Rudi um seine ganze Ruhe zu bringen! Was?"

Käthe runzelte flüchtig die Stirn, lachte aber dann doch:

„Der bringt sie höchstens um ihre, damit er seine nicht verliert, lieber Schatz!"

Sie brach ab. Dr. Rudolf Werner stand hinter ihr. Er beugte sich so dicht an ihr Ohr, daß sein Vollbart ihren Hals streifte.

„Käthe, Sie sehen wieder miserabel aus! Noch schlechter als vor der Reise! Das geht aber wirklich so nicht weiter — —"

Sie hatte den Oberkörper schnell zur Seite gebeugt, und sprach ungeduldig über die Schulter zurück:

„Wenn Sie nur wieder schimpfen wollen, Rudolf, dann, bitte, suchen Sie sich eine andere Zeit aus — —"

„Ja doch! Ja! Ich bin ja schon still! — Übrigens! — Darf ich Sie nachher draußen erwarten und nach Haus bringen, kleines Mädchen?"

Seine Stimme klang so weich und drängend, daß sie unwillkürlich zu ihm aufsah.

Es war ein bettelnder Ausdruck in seinen stahlblauen, sonst so herrschsüchtigen Augen.

Befangen wandte sie sich ab:

„Bis ans Haus meinetwegen. Aber oben Tee trinken heute nicht. Ich hab zu tun."

„Natürlich! wie immer! — — Käthe, Sie richten sich zu Grunde — —, und ich soll das mit ansehen — —."

Die Präsidentenglocke unterbrach ihn.

Käthe läutete Sturm, und er mußte auf seinen Platz zurück. — — — — — —

Um die Diskussion einzuleiten, sprach die Präsidentin ein paar knappe klare Worte, die das zu diskutierende Thema verständlicher machten, als es der Vortrag der Referentin getan hatte.

Lebhafter Beifall folgte. Maria Berger applaudierte am lautesten, um zu markieren, wie objektiv sie sei.

Dann sprach, gespannt erwartet, Fräulein Dr. Else Herkner, ein sehr sympathisch aussehendes junges Mädchen. Klar und nüchtern. Ihr Resultat war: „Entweder — oder! Entweder Beruf oder Mutterschaft. Beides zusammen ist unmöglich. Alles Lavieren schlechthin Unnatur — man soll nicht zween Herren dienen! —"

Schon während der Rede war Rudolf Werner unruhig auf seinem Sitz hin und hergerückt.

Gegen Ende sprang er auf und schritt, so leise er bei seiner Hünengestalt vermochte, quer durch den Saal zum Vorstandstisch.

„Schreiben Sie mich gleich nach der Herkner ein", herrschte er Lily zu. Dabei sah er zornig auf Käthe, weil sie sich anscheinend in der Aufmerksamkeit nicht stören ließ und mehrmals „Bravo!" sagte.

Lily lachte heimlich.

Dieser breitschultrige, blonde Mensch, der ihr, der schönen jungen Witwe, auch nicht ein bißchen den Hof machte, amüsierte sie immer.

Unglücklich lieben und dabei treu sein — — (was so beim Mann „treu" heißt!) — — das war wirklich viel für einen verwöhnten Frauenliebling, wie der Rudi war! — —

Sobald Fräulein Dr. Herkner unter geteiltem Beifall geendet hatte, schossen Dr. Werner und Ella Peters zugleich von ihren Sitzen auf.

Ehe es auch nur zu einem Disput kommen konnte, war die Journalistin und Schnellrednerin bereits mitten drin, zu beweisen, daß gerade, um der Mutterschaft willen, die Frau gehoben werden müsse, gerade sie, die Trägerin und Leiterin des künftigen Geschlechts, müsse für die Erziehung dieses Geschlechts erzogen werden, und nicht nur berufsfähig, sondern auch herrschfähig im wahren Sinne des Wortes gemacht werden! Und damit war Ella Peters in ihrem eigensten Fahrwasser, sprach einen Leitartikel von drei Spalten „über den Werdegang der Dienstbotenfrage" und schloß mit einer Polemik gegen die bürgerliche Frauenbewegung, die sich noch immer der Sozialdemokratie nicht „voll und

ganz" anschließe, trotzdem dies die „Jetztzeit" unbedingt verlange!

Der starke Beifall, der mehr der hinreißenden Suade, als dem Inhalt galt, verklang sofort, als Rudolf Werners warme, energische Stimme durch den Saal dröhnte.

Heftig polemisierte er gegen das „Entweder — oder" des Fräulein Dr. Herkner und rief mit blitzenden Augen:

„Was ich allen Frauenrechtlerinnen, allen Berufsfrauen wünschte, ist, daß sie alle — Geliebte — Weib — Mutter werden möchten! Und wäre es auch nur, damit sie selbst und alle anderen sehen: es geht!"

Dazwischen sagte Lily Holzmann leise:

„Du, Käthe, schau dich mal um unter deinen Untertaninnen! Keine Spur von Frauenfrage mehr! Nur noch Männerfrage!"

Käthe, die bald mit zärtlich aufleuchtenden Augen, bald mit Kopfschütteln zugehört hatte, gab dem Arm ihrer Schriftführerin einen kleinen ärgerlichen Stoß mit dem Ellbogen:

„Spottvogel du! Nimmst doch wahrhaftig rein gar nichts ernst!"

„Doch! Die Sache schon! Und dich! Aber nicht viele von dem Geflügel da! Und den Rudi — —?! Na —!"

Käthe bat sie mit den Augen, zu schweigen. Denn Werner schloß jetzt begeistert:

„Und deshalb wende ich mich an alle geistesstarken, warmfühlenden Frauen und rufe ihnen zu: Jawohl! Die Frau wird Geliebte sein, und Weib und Mutter! Und — — sie bewegt sich doch!"

Minutenlanges Händeklatschen folgte den herausgeschleuderten Worten.

Die Peters war aufgesprungen, zu Werner hingestürzt, schüttelte seine Hand intensiv mit ihren beiden und ergoß einen Schwall von Worten über ihn.

Rudolf strebte ungeduldig, zum Präsidententisch zu kommen. Daran war aber vorläufig gar nicht zu denken, denn immer mehr Begeisterte versammelten sich um ihn.

* * *

Die Feministen hatten es sonst in den Frauenversammlungen durchaus nicht leicht.

Entweder man betrachtete sie mit einem gewissen Mißtrauen, oder sie begegneten gelegentlich sogar gelindem Spötteln. Aus dem einfachen Grunde, weil die wenigen männlichen Stammgäste der Versammlungen natürlich immer wieder ungefähr die gleichen, teils überschwenglichen, teils patronisierenden Reden zu halten pflegten.

Die meisten sprachen überhaupt nur so im allgemeinen für die Frau, und daher kam es, daß man allmählich die Redewendungen der einzelnen auswendig kannte.

Das war eigentlich auch bei Rudolf Werner nicht anders. Nur — — alles, was er vorbrachte, kam so impulsiv heraus, klang immer so selbstgefühlt, so spontan! Die Persönlichkeit — der goldblonde Bart — all das riß hin.

Dazu kam, daß Rudolf der Sohn und Kompagnon eines der ersten Zeitungsverleger Berlins war, und daß sein Einfluß auf den feuilletonistischen Teil des väterlichen Blattes als maßgebend erachtet wurde.

Und für „unter dem Strich" hatte man eigentlich immer etwas parat. — — —

Über seine Stellung zur Frauenfrage war man geteilter Meinung.

Die Einen sagten:

„Der Rudi ist der einzige ehrliche Feminist seit John Stuart Mill!"

Andere behaupteten, er mit seinem ausgesprochenen Merkantilsinn hätte sofort erkannt, daß im Augenblick nichts zeitgemäßer sei, als „die litterarischen Frauen in Entreprise zu nehmen!"

Lily Holzmann lächelte ihr Messalinenlächeln:

„Feminist? Der Rudi Werner? Jawohl! Etwa so, wie Sardanapal Feminist war! In einem Raum ohne Parfüm und Weiberduft kann der überhaupt nicht atmen!" — — —

Wenn man vor Käthe Gervinus die Materie „Rudolf Werner, der Frauenrechtler" verhandelte, wurde sie rot und lächelte ein wenig verwirrt.

Sie wußte, daß von all dem etwas, — vielleicht auch viel, wahr sei. In letzter Zeit aber war noch ein neues Motiv für Rudolfs Feuereifer in Frauenfragen aufgetaucht.

Seit Käthe, die Älteste eines kinderreichen Schullehrerhauses, vor etwa einem Jahr aus der Provinz nach Berlin gekommen, und im Bureau bei dem alten Herrn Werner, einem entfernten Verwandten der Gervinus erschienen war, um Redaktionsarbeit zu erbitten, seitdem hatte sich Rudolf für sie interessiert.

Die gemeinsame Arbeit an der Frauenzeitung führte sie dann oft und öfter zusammen.

Und dann wars das alte Lied in der neuen Zeit:

„Je geistiger die Kameradschaft, um so körperlicher die Liebe" war einer von Lily Holzmanns Gedankensplittern. — —

Rudolf und Käthe hatten sich regelrecht in einander verliebt!

Und zwar entgegen aller Voraussetzung!

Dieser von den Frauen verwöhnte, verhätschelte Mensch, der stets erklärt hatte, nur so ein ganz

junges pikantes Sezessionspersönchen mit glühend schwarzen Augen, und einem „languissanten“ Leib in tiefausgeschnittenem brandroten Kleid — (also so etwa Lily Holzmanns Typus!) — könne ihn fesseln — dieser mehr in raffiniert-modernen Phantasieen, — als im Wirklichen schwelgende Mann, war allmählich dahin gekommen, sich vollkommen ducken zu lassen von einem kühl abweisenden Wort der 25jährigen, tapferen, arbeitsamen Käthe mit dem zartgeschnittenen Gesicht und den immer etwas gespannt blickenden klugen grauen Augen, deren einzige Koketterie war, nicht zu kokettieren.

Viel merkwürdiger aber war es noch, daß Käthe Gervinus sich in Rudolf Werner verliebt hatte!

Ihr Ideal sah wahrhaftig anders aus!

Erstens konnte sie Männer mit großen Bärten überhaupt nicht leiden! Ihr Typus war der Knillesche Tannhäuser: dunkellockig-dämonisch-blaß. (Also etwa Rudolfs Sezessionsgeliebte ins Männliche übersetzt.)

Ferner durfte der Mann, den sie liebte, nicht so stark von den primitiven Manntrieben beherrscht sein, durfte nicht so dem „erbärmlichen Behagen“ hingegeben sein.

Und vor allen Dingen — ein Mann mit Rudolfs sexuellem Vorleben!

Sie stand nun einmal prinzipiell auf dem Standpunkt, daß der Mann genau ebenso rein wie das Weib in die Ehe, — oder doch zu seiner großen Leidenschaft kommen müsse!

Und Rudolf hatte eben gelebt, wie alle leben!

„Sehen Sie, Käthe“, hatte er einmal zu ihr gesagt: „Wenn ich an Sie denke, dann erwacht in mir alles das, was ich meine besseren Regungen nenne! Dann ist mir, als sei ich wieder ganz gereinigt — —“

Gelacht hatte sie darauf:

„Also — — so eine höhere Art von Fleckwasser! Nein, wissen Sie, Rudolf — zu ‚Spindler‘ fühle ich absolut keinen Beruf in mir!“

Das war eben das Schlimme, daß Rudolf Werner allen ihren, den Mann betreffenden Prinzipien ins Gesicht schlug!

„Oder vielmehr“, sagte sie sich mit sehr kühlem Lächeln, „das ist das Gute! Ich habe keine Zeit für solche Sachen!“

Aber trotz ihres kühlen Lächelns war sie nicht ruhig.

Nicht in seiner Gegenwart und erst recht nicht nachher, wenn sie zusammen gewesen waren.

Rudolf schob all ihr Schlechtaussehen auf Überarbeitung. Aber er irrte. Viel öfter erschienen die Schatten unter ihren Augen nach so einer fiebrig und aufgeregt durchquälten Nacht.

Sie wußte und fühlte mit jedem Nerv, daß Rudolf alles daran setze, sie für sich zu gewinnen, und sie traute ihm nicht einmal so viel Vorurteilslosigkeit zu, auf Standesamt — vielleicht sogar nicht einmal auf Kirche zu verzichten!

Er war eben im tiefsten Grunde seiner Seele, trotz aller Modernität, ganz Philister, ganz „Kind aus gutem Haus“, dem alles Unkommentmäßige gegen den Strich ging! — —

Politik war es von ihm gewesen, daß er sie förmlich aus ihrer Journalisten-Stellung an der väterlichen Frauenzeitung hinausdrängte, ihr dafür aber durch seine Konnexionen bei einer anderen modernen Frauenzeitschrift eine viel besser bezahlte Feuilleton-Redaktion verschaffte. Das machte sie nicht nur unabhängig von ihm, sondern ermöglichte ihr auch mit dem kleinen Zuschuß von Hause, und anderem gelegentlichen Vortrags- und litterarischen Verdienst, zwar sehr knapp, aber doch selbständig auszukommen.

Er kannte sie gut genug, um zu wissen, daß die Abhängigkeit bei ihrem eigensinnigen Stolz, jedenfalls eine unübersteigbare Schranke zwischen ihnen errichtet hätte! — —

Käthe wußte das alles ganz genau. Und sie stemmte sich in der letzten Zeit mit aller Kraft gegen ihn. — —

* * *

Nach Schluß der Versammlung hatte Rudolf Werner noch lange draußen vor der Rampe des Künstlerhauses auf Käthe warten müssen.

Als sie endlich abgehetzt ankam, wollte er ihr die gelbe Ledermappe mit den Büchern abnehmen. Sie schob aber seine Hand ohne weiteres etwas forciert burschikos beiseite:

„Ach wo, Menschenkind! Ich bin immer mein eigener Packesel! Das wissen Sie ja!“

In der stark belebten Bellevuestraße sprachen sie nicht viel. Nur ein paar Worte über Käthes Vortragsreise — — sie waren einander erst einmal flüchtig bei Eröffnung der Kunstausstellung begegnet — — dann auch über seine heutige Rede.

Käthe ging nur obenhin auf den Inhalt ein, — betonte, daß sie natürlich nicht auf seinem, sondern auf Else Herkners Standpunkt des „Entweder — oder —“ stehe. — —

Aber die „Weiber“ habe er sicherlich alle im Sack!

In ihrer hochmütigen Art, die Augen immer gerade vor sich hin gerichtet, lachte sie:

„Hätten ’s nur hören sollen, Rudi! Der reine Gassenhauer sind Sie schon! Jede singt Sie jetzt!“

„Ich danke für den Vergleich!" sagte er ganz blaß vor Zorn und sah sie böse von der Seite an, wie sie die Büchermappe schlenkerte und mit gespitztem Mund unhörbar vor sich hinpfiff. — —

Sie bogen jetzt in die Tiergartenstraße ein. Hier draußen wehte ein weicher, schwüler, duftgeladener Maiwind.

Bunt blühten Hyazinthen, Maiblumen, Vergißmeinnicht und Narzissen in den Vorgärten, und drüber hin hingen aufblühende Schneebälle, Flieder- und Goldregentrauben.

Durch das junge hellgrüne Geflock der Bäume blitzten die letzten Strahlen der Sonne. Wie eine gewaltige glutrote Rose hing sie zwischen den Stämmen und warf Flammen in spiegelnde Fenster.

Alles war so heiter, so festlich, daß bei Rudolf, dem Stimmungsmenschen, der Zorn nicht hielt.

„Mein Gott, ist das heut schön!" Er atmete die Luft tief ein und griff nach ihrem Arm: „Kommen Sie, kleines Mädchen, wir wollen lieber quer durchgehen — — dann sind wir mitten drin im Frühling!"

„Ich denke nicht dran! Das ist Umweg für mich. Und ich sitze mitten in meinem Arbeiterinnenschutz. Lassen Sie mich gefälligst los, Sie Mephisto!"

„Da hat man sich nun den ganzen Tag in der Redaktion auf heut Abend gefreut — —"

„Das hätte man eben nicht tun sollen, sondern lieber hübsch an die Arbeit denken, und auf dem Pfad der Tugend bleiben! Wie ich jetzt!"

„Schöne Tugend! Nur zu furchtsam seid ihr, mal irgend eine Schranke wirklich zu überspringen! Predigen tut ihr zwar alles mögliche „freie" — — — aber selber — —"

„Dazu müßte mich doch erst irgend etwas locken!"

„Und das — tut es nicht? Käthe! Sehen Sie mich an! Wirklich nicht? — — Aber Sie sehen mich ja nicht an!"

„Wozu? Ich weiß genau, wie Sie aussehen! Und nun lassen Sie freundlichst meinen Blusenärmel in Frieden! Sie Zeitungsverlegersohn, wie Lily Sie nennt, scheinen zu vergessen, daß ich ein armes Mädel ohne Kammerjungfer bin, das Chambre garnie wohnt und sich seine Sachen nachher selbst aufbügeln muß —"

„Durchaus will!"

„Muß! — Übrigens! glauben Sie, daß man für die Wäscherinnen und Büglerinnen wohl den Achtstundentag wird durchsetzen können? — —"

Sie sprach eilig weiter mit etwas beklommener Stimme, als ob sie ihn nicht zu Worte kommen lassen wolle.

Einsilbig, in traurigem, gekränktem Ton antwortete er, ging dabei in seiner schönen, kraftvollen, blonden Männlichkeit geduckt und gehorsam neben ihr her und sah mit den zärtlichen blauen Augen immer wieder bettelnd unter ihre Hutkrämpe.

Und dazu der Mai — und der Duft — und die Dämmerung rings umher! —

Und sie selbst mit all der unverbrauchten Körperlust, mit der ungestillten Sehnsucht nach Zärtlichkeitsglück — mit der Kraft und dem Mut, „böse" zu sein! — —

Verstohlen betrachtete sie ihn von der Seite — — —

Da trafen sich ihre Blicke.

Zum erstenmal sah er dieses heiße Flimmern in ihren Augen, sah, wie sich ihr Blick im Verlangen verschleierte, und ein glühender, sinnlicher Trieb schoß in ihm auf.

Es war, als habe dieser eine Blick sie beide wie mit einem Schlage verwandelt.

Eine Strecke gingen sie stumm — dicht aneinander gelehnt weiter.

Da hob Käthe die Hand ein wenig, und träumte vor sich hin:

„Ist das noch Faulbaum — — da drin — — ?"

Rudolf beugte seinen Mund ganz dicht zu ihrem Gesicht, daß er die Wange fast berührte:

„Willst du welchen?" fragte er leise. Wie eine Liebkosung war der Ton.

Sie nickte schweigend, fast demütig, an seiner Schulter, und fühlte mit eigentümlichem Wohlbehagen, wie er seine feste, warme Hand um ihren kühlen Arm legte, den nur der dünne Battiststoff ihrer hellen Sommerbluse verhüllte.

Aber als sie dann in dem einsamen, dämmernden Seitenweg unter dem Faulbaume standen, sahen sie, daß nur abfallende, vertrocknete Blumen daran waren.

Nur ganz oben hing noch eine einzige volle frische Blüte.

Rudolf versuchte alles mögliche. Es war nicht heranzukommen.

Da hörte Käthe plötzlich einen scharfen Krach.

Der kleine Baum lag, und Rudolf brachte ihr die Blüte.

„Aber — um Gotteswillen —! Das ist ja — Waldfrevel!"

Ihre Hand mit der Blüte hielt er fest und zog sie mit beiden Händen an seinen Mund. „Ohne Waldfrevel — hätt ich sie nicht bekommen, Käthe — —"

Sie lächelte erregt:

„Die hat still halten müssen — das arme Ding! — Hat sich nicht wehren können —!"

„Meinst du, das bekommt einer auf die Dauer gegen mich fertig?"

Käthe schwieg. Er hielt noch immer ihre Hand, und sie fühlte, wie ihr Selbständigkeitsgefühl sich mehr und mehr verkroch. Sie senkte ihr heißes Gesicht über die weiße Blume.

Es war, als habe der Baum seine ganze Kraft für diese letzte Blüte gespart.

Käthe hatte die Empfindung, als wandle sie fortwährend in einer Wolke schwüler, betäubender Düfte.

Es kam auch kein ordentliches Gespräch zu stande, trotzdem sie sich zusammennahm und immer wieder versuchte, Rudolf vom Persönlichen abzulenken.

Endlich kamen sie beide, mit ihren abgebrochenen Worten, in eine so nervöse, aufgeregte Verfassung, daß jede zufällige Berührung ihnen einen sinnlichen Schauer über den Leib jagte, und sie allmählich mehr und mehr verstummen ließ.

Es schlug von der nahen Friedrich-Gedächtniskirche 9 Uhr, als sie vor Käthes Haus anlangten.

Schüchtern streckte sie die Hand aus:

„Gute Nacht, Rudolf. Auf Wiedersehen."

„Käthe! Du willst mich jetzt fortschicken? Das bekommst du fertig? — —"

„Wirklich — ich muß arbeiten, Rudolf!"

„Und ich muß heut, jetzt mit dir reden! Über dich, über mich, über uns beide!"

Erschreckt, wie erwachend sah sie zu ihm auf:

„Über was denn reden?! Nein, nein! Bitte nicht! — Das nützt ja nichts! Ich — habe auch gar keine Zeit — —"

„Käthe! Keine Zeit, wenn es sich darum handelt, über unser ganzes Lebensglück zu entscheiden?! Ist dir da wirklich dein Arbeiterinnenschutz-Kram wichtiger?"

Mit einem Ruck schnellte sie auf und blitzte ihn an.

„Und — wenn ich nun Sie fragte, ob Ihnen Ihr Zeitungskram, Ihr — Beruf, so wichtig sei?!"

Er tat, als merke er das plötzliche „Sie" nicht:

„Wenn du mich das fragen würdest, dann würde ich dir antworten: in diesem Augenblick gibt es nichts in der Welt, das mir so wichtig ist, wie diese Aussprache mit dir, die ich nun schon seit Monaten ersehne, und die längst erfolgt wäre, wenn du nicht — ich meine, wenn deine Reise nicht dazwischen gekommen wäre." — — Seine Hand wühlte grimmig im Bart. „Und das sage ich dir: wenn du mich heut nicht hören willst — — los wirst du mich deshalb doch nicht! — — jetzt, heut weniger als je — —" Er senkte die Stimme und sah ihr tief in die Augen: „Denn nun weiß ich, daß du mich liebst, wie ich dich liebe, Käthe, ganz, ganz ebenso — —"

„Nein! Ich will das alles nicht! Ich — bin kein Faulbaum, den man zerbricht!" Sie war dunkel errötet bei seinen letzten Worten, und schleuderte nun die Blüte in ihrer Erregung heftig von sich. „Bitte, — gehen Sie jetzt, und sagen Sie mir nie wieder ein Wort hiervon, — denn sonst muß alles — — aus sein zwischen uns —! Ich verlange das von Ihnen — als Ehrenmann!"

Auf seiner Schläfe und an seinem Halse war eine Ader hoch angeschwollen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gedichte von Alfons Paquèt

## Sonntagmorgen, Herbst

Die breite Strasse zwischen den Alleeen
Ist still belebt. In Nebeln schwankt der Morgen.
Gelb dicht die Blätter aus den Ästen wehen.
Fern dünn das Glockenspiel von Sankt Georgen.
Der Boden raschelt wo die Menschen gehen
Meist schwarz gekleidet, schweigsam wie in Sorgen.

Das Turmlied ruft zur Sehnsucht. Blanke Scheiben,
Dahinter im Halbdunkel frühe Zecher plaudern,
Verlocken zum Behagen; auch zum Zaudern.
Ich bleibe stehn. Es wirrt ein lässig Treiben
Bestreut von Blättern in der Nebel Schaudern
Endlos vorüber.

Mir will nichts verbleiben
Von diesem Wandel, der so vielgestalt
Mir die Gedanken auseinanderführt,
Als nur sein Bild, von Nebeln eng umwallt.

Hier, drüben, unter Bäumen Menschen. Mitten
Begegnen Wagen sich. Die Flammen aufgeschürt
Tanzt kurz das Laub, wo die entglitten.

## Am Boden

Ich streife mit der Hand in tiefen Träumen
Durch hohes Gras. In grenzenlosen Räumen
Dehnt sich ein Meer von grünen Flammen,
Das nur sich selbst im Himmelsauge spürt.

O Wogen, drin ich ruhe, lieg' und treibe,
Flammt, wogt und stille über seinem Leibe
Schlagt über dem Versinkenden zusammen,
Den schwerer Mut in euern Schoss geführt.




# Die Halb-Alten („Les Demi-Vieilles")

Roman von Yvette Guilbert (Einzig autorisierte Ausgabe) Deutsch von Ludwig Wechsler

(4. Fortsetzung.)

Es war fünf Uhr abends geworden, und da sich Roval zufällig in der Nähe des Hotels Sudet befand, so wollte er sich die Gelegenheit zu nutze machen, um seine Aufwartung daselbst zu machen, oder seine Karte abzugeben, wenn die Herrschaften nicht zu Hause sein sollten.

Er hatte das Bedürfnis nach frischer Luft und Bewegung und ging daher zu Fuße. Er zündete sich eine Zigarre an, schlug den Kragen seines Rockes empor, und nachdem er seine Handschuhe angezogen, schlug er den Weg ein, der vom Haußmann-Boulevard zum Malesherbes-Platz führt.

Auf dem ganzen Wege dachte er an Esther Renot.

„Die weiß wenigstens, was sie will", sagte er sich; „und sie ist aufrichtig genug, um ihre Gedanken und Handlungen einzugestehen."

Es war klar, daß sie nicht in ihn verliebt sein müsse, nur weil er es in sie war; darüber konnte es keine Debatte geben. Sie verlangte von ihm die Freuden des Bühnenerfolges, er von ihr die Freuden der Liebe. Es hing nur von ihm ab, den Handel einzugehen oder abzulehnen; denn ein Handel war es, wie sehr ihm dieser Ausdruck auch widerstreben mochte . . . Und indem er über die Sache nachdachte, fand er, daß eine jede Handlung im Leben ein Handel sei. Weshalb sich also an etwas stoßen, was gewöhnlich und daher natürlich war? ... Ach, wenn man über alles nachdenken wollte . . . zum Glück unterzieht man sich nicht sehr oft dieser Mühe!

Wahr ist es allerdings, daß man keinerlei Ziel oder Zweck erreicht, ohne einen Handel — vielleicht sogar mehrere — einzugehen . . . Maurice Roval fand mit einem Male, daß sein Spaziergang eine ganz amüsante Sache sei, denn er regte ihn zu allerlei Gedanken an, die er nach jeder Richtung hin sorgfältig erwog.

„Selbst der liebe Gott ist des Paradieses wegen einen Handel mit uns eingegangen", sagte er sich mit einem Male. „Und wie verhält es sich mit dem langen Leben: „Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest auf Erden!" Hier wird eine gute Aufführung gegen ein langes Leben eingetauscht; also auch ein Handel. Mit allem wird Handel und Tausch getrieben, auch mit Beleidigungen, Ohrfeigen, Karten und Komplimenten", fügte er belustigt hinzu.

Merkwürdig! Kaum war er nur einigermaßen in näheren Verkehr mit Esther Renot getreten und schon hatte er ihr einige Gedanken zu verdanken, die für ihn ganz neu waren.

„Diese Frau ist sehr klug, und sie zu beobachten, wird zu mindest kurzweilig sein . . . Wie schön sie vorhin war", sagte er sich, als er vor dem Hotel Sudet angelangt war.

Er stieg die Treppe hinauf, klingelte und ließ sich melden.

„Willkommen, Herr Roval!" rief ihm die Stimme der Hausfrau aus dem Hintergrunde des Zimmers zu.

Er folgte der Kammerfrau in ein Schlafzimmer, in dem ein ungeheures Bett stand, aus dessen Kissen und Decken Frau Sudet hervorragte.

„Gnädige Frau sind krank?"

„Ach nein, bloß ermüdet vom gestrigen Abend, und darum ruhe ich aus. Wie niedlich von Ihnen, daß Sie mich so schnell auf-

suchen . . ." Sie wollte sich auf ihren Kissen emporrichten; doch bei der etwas gewaltsamen Bewegung, die sie zu diesem Zwecke machte, klaffte der gelbe Seidenschlafrock, den sie trug, am Busen auseinander, daß die Brüste hervorquollen.

Mit lautem, spöttischen Lachen sagte Maurice:

„Geben sie acht, Frau Sudet, ich sehe Ihre kleinen Schelme."

Sie blickte ihn aus lasterhaftem Auge an und erwiderte:

„Sie sind noch sehr annehmbar, fühlen Sie nur . . ." und sie erfaßte seine Hand. „Nicht wahr, wie fest und glatt sie sind?"

Und Roval ließ ebenso erstaunt, wie belustigt, nicht nur eine, sondern beide Hände in diesem Abgrund von Wärme verschwinden, der ihm so hochherzig dargeboten wurde.

„Im Winter ist das ganz angenehm", bemerkte er.

Sie lachte herzlich und gewährte ihm das kurzweilige Spiel, während sie mit ihm plauderte, was wohl eine gute Viertelstunde währte, worauf sie eine anmutige Bewegung des Bedauerns machte, als wollte sie sagen:

„Sie haben schon genug?"

Was er mit einem höflichen: „Ja . . . danke . . ." beantwortete.

Darauf nahm er sehr förmlichen Abschied von ihr.

Auf der Straße machte er einige übermütige Bemerkungen über diese „Alte", die sich jungen Leuten gegenüber so entgegenkommend benahm, und beschloß, dieselbe in ihrer Sucht, ihre welken Reize zur Schau zu stellen, gleichfalls litterarisch zu verwerten. Frau Sudet sollte in die Serie der noch immer verliebten alten Weiber eingereiht werden; ja, ihre Karikatur sollte in seinem Stücke: „Um jeden Preis!", das er zu schreiben gedachte, sobald er genügend Material dazu gesammelt haben würde, auf die Bühne gestellt werden.

Daheim angelangt, setzte sich Maurice Roval an seinen Arbeitstisch; der erste der Liebe gewidmete Besuch, den er Esther Renot abgestattet, sollte ebenso seine Früchte tragen, wie der zweite bei Frau Sudet.

Das Verhängnis wollte aber, daß er infolge einer Gedankenassociation, die bei seinem beobachtenden, schriftstellerischen Geiste nichts Verwunderliches an sich hatte, zwischen Esther und Mama Sudet eine gewisse Verwandtschaft aufstellte.

Die uneingestandenen dreiundvierzig Jahre der ersteren, die dreiundfünfzig Jahre der letzteren, die sie obendrein durch ein lächerliches Liebesgirren Lügen strafen wollte, verfolgten ihn unablässig, trotzdem er sich des äußerlichen — und erst des innerlichen — Unterschiedes zwischen den beiden Frauen klar bewußt war.

Durch die Indiskretion Wladimir Meridiones hatte er abends vorher das wahre Alter der Künstlerin erfahren, und das war ihm lästig, machte ihn unmutig, wenngleich es sein Interesse nicht beeinträchtigte, ja seine Neugierde vielleicht sogar noch erhöhte, denn ohne daß er sich dessen bewußt war, hatte sich seiner Neugierde als Liebhaber sein gewohntes schreckliches und schädliches Verlangen, Studien zu machen, beigesellt . . . Wie schade! arme, gute, sanfte Esther!

Sie mochte immerhin bemüht sein, dem Auge des Geliebten ihre Armseligkeit, ihre physischen Mängel zu entziehen, mochte alle erdenklichen Anstrengungen machen, um ihre Herrschaft als Weib und Geliebte zu bewahren — sie würde vergewaltigt, ausgeraubt, geplündert werden, und nicht mit einemmale, um nicht lange zu leiden, sondern langsam, allmählich, hinterlistig und gewandt, in der Stille, die dem Liebesgenuß folgt, in der Vertraulichkeit des Liebesspieles, dessen Zwischenakte den Untersuchungen und Beobachtungen gewidmet sein würden.

* *
*

Als sich Roval entfernt hatte, war für Esther Renot die Zeit gekommen, um ihre Abendmahlzeit einzunehmen, bevor sie sich ins Theater begab.

In dem großen, schönen Speisesaal, der mit Bildern und Andenken aller Art überreichlich

ausgestattet ist, sitzt Esther mit dem Rücken gegen das Feuer, das in dem hohen, in mittelalterlichem Stile gehaltenen Kamin flackert, am Tische, und ihr Kopf hebt sich lebhaft von dem dunklen Pfeilerschrank ab, der, in mehrere Reihen eingeteilt, bis zur Decke reicht und eine schöne Sammlung von alten und modernen Zinnarbeiten, sowie von allerlei in Silber ausgeführten zierlichen Kleinigkeiten aufzuweisen hat, wie sie heute aus Amerika eingeführt und von den Goldschmieden zu unerhörten Preisen veräußert werden.

Zwischen den Malereien, Zeichnungen und Porträts des Malers Granié hebt sich an der Wand vornehmlich ein schöner Spiegel ab, dessen in Kupfer getriebener Rahmen aus den Händen des Bildhauers Carabin hervorgegangen ist, und der einen prächtigen Springbrunnen desselben Künstlers, der in der letzten Kunstausstellung einen großen Erfolg errang, widerspiegelt.

In den Ecken des Hintergrundes des großen Raumes ziehen sich breite Divans mit großen Kissen dahin, die sich den Wendungen der Mauer anschmiegen und behagliche, trauliche Winkel bilden, in denen es sich prächtig ausruhen oder plaudern läßt. Seitwärts steht auf einem breiten Tische, dessen Platte von italienischer Künstlerhand mit Elfenbein eingelegt ist, eine mit Rosen gefüllte große Vase aus der Porzellanfabrik von Massier; die Wände sind mit Libertyseide überspannt, von deren zartgelbem Grunde sich die Goldrahmen der Bilder harmonisch abheben.

Von der weißen Decke hängen elektrische Ampeln herab, die altertümliche Weihrauchbecken darstellen, wie sie ehedem in den Kathedralen gebraucht wurden, und verbreiten ein mildes Licht in dem Raum.

Am anderen Ende desselben, dem Kamin gegenüber, sieht man drei Stufen aus Eichenholz, die in den Wintergarten führen und auf deren obersten zwei große, mit vergoldetem Blätterwerk umsponnene hölzerne Säulen stehen, die je einen aus geschnitztem Holz verfertigten, mit goldenen Gewändern bekleideten und mit Flügeln versehenen Erzengel in knieender Stellung und mit fromm gefalteten Händen tragen; diese stammen direkt von einem berühmten Sammler aus Nürnberg her. Den Boden bedecken orientalische Teppiche, die scheinbar planlos hier und dort ausgebreitet sind.

Ein sehr altes Banner aus rotem Damast, das einen Heiligen Nikolaus mit der Tiara in prächtiger Stickerei aufweist, wirkt oberhalb einer Thür recht heiter und angenehm.

Den Fenstern gegenüber, die mit schweren Sammetvorhängen geschmückt sind, hängt das Bildnis der berühmten Gilette Norbert, des Sterns der Pariser Singspielhallen, ein schon in seiner Ausführung bemerkenswertes Werk, denn in farbiger Pyrogravure dargestellt, sieht man an Stelle der Pupillen zwei dunkle Topase, die in Gold und Blut getaucht zu sein scheinen, wenn das Tageslicht voll auf sie fällt, während man unter dem bleichen Kopf, der mit seinem Glorienschein aus rotem Haar förmlich tragisch wirkt, die Worte liest:

Elle se retourne est les regarde,
La Soularde . . .

Das Bild ist von Gaston Secrétan gezeichnet und befindet sich in unmittelbarer Nachbarschaft eines Wachsbildwerkes von Rosso und einer Gruppe des Belgiers Gracco.

In ihrem großen Fauteuil sitzend, ißt Esther Renot kaum etwas; sie verkostet nur von diesem oder jenem, wie um sich eines lästigen Zwanges zu entledigen, und dann verharrt sie lange und unbeweglich auf diesem weichen, behaglichen Plätzchen, wo sie jeden Abend der Ruhe pflegt, bevor sie auf die Bühne eilt, um dort drei Stunden hindurch zu mimen und zu heucheln.

Während man ihr den Kaffee vorsetzt, bereitet die Kammerfrau den kleinen, traulichen Winkel am Feuer vor, wohin sie sich nach beendetem Mahle begiebt, um noch eine Weile zu ruhen. Das Licht erlischt um sie her, und eine Stunde später wird ihr gemeldet, daß der Wagen vorgefahren sei, um sie ins Theater zu bringen.

Heute schlummerte Esther Renot nach dem Mahle nicht ein; ihre Gedanken befanden sich in fortwährender Bewegung, während die rote

Flamme des sich im Kamin verzehrenden Holzes einen weichen Schein über die von der weißen Decke herabhängenden altertümlichen Ampeln verbreitete.

Sie denkt an Noval, denkt an sich selbst, an das Leben, die Liebe, an den Tod — sie denkt an alles. Und das Feuer wirft einen phantastischen roten Schimmer auf das bleiche Frauengesicht, verleiht ihm etwas Faunisches, als wäre es die lebende Maske eines in der Hölle schmachtenden Bösewichts . . . Nun lacht sie, und die glänzenden Zähne scheinen wie in Blut getaucht. Die beiden Augen werden zu flammenden Rubinen, ihr Haar erglüht an einzelnen Stellen, als wollte es sich auch gleich einem teuflischen Diadem um ihre düstere Stirne legen, und nun könnte man meinen, das von Carpeaux modellierte Gesicht einer Märtyrerin, das lebende Bildnis einer Besessenen aus dem fünfzehnten Jahrhundert vor sich zu sehen . . .

Sie lacht, denn die spöttische Philosophie, der sie zuneigt, läßt sie sanft und ohne Unmut des maßlosen, unbewußten und fast zur Lebensgewohnheit gewordenen Egoismus dieses Liebenden gedenken, der vor wenigen Stunden eine fast verzweifelte und tragische Haltung annahm, um an das Ziel eines Abenteuers zu gelangen, das ihm einzig zu sein dünkte, während sie etwas ganz Alltägliches darin zu erblicken meinte.

Welch eine Komödie! . . . welch ein Komödiant! . . . arme Seelen . . . armes Leben . . .

Meinte er denn, sie sei ebenso einfältig und ebenso geschaffen wie die anderen, daß er sich gar nicht die Mühe nahm, einige neue Töne anzuschlagen? oder glich er so sehr den anderen, daß es ihm schwer fiel, sich von ihnen zu unterscheiden?

Sie wußte, daß er herzlos sei; war er auch geistlos? Das gewiß nicht. Seine Schlaffheit, aus der er übrigens kein Hehl machte, war nur eine andere Form seines Egoismus, und dies enthob ihn der Verpflichtung, irgend etwas zu thun, was ihn von den anderen unterschieden hätte.

Man nahm ihn, wie er war; so war er denn, was er sein wollte.

„Seine Lüge in Sachen der Liebe entspringt keinem Zwange, sondern der Gewohnheit, sich Phrasen und Gebärden zu bedienen, wie sie allen geläufig sind; er befolgt das althergebrachte Beispiel, um sich die Mühe zu ersparen, eine rein persönliche List ersinnen zu müssen. Er lügt wie jeder andere . . . das ist weit weniger ermüdend . . ."

All dies sagte sich Esther Renot, ohne daß irgend welche Bitterkeit in ihr aufgestiegen wäre oder den Blick ihrer schönen, klugen Augen getrübt hätte. Die Sehergabe, die ihr verliehen war, begann langsam, aber nachdrücklich zu wirken, und schon durchdrang ihr Blick den eisigen Nebel, der die Seele ihres zukünftigen Geliebten einhüllte, schon blutete ihr edles, weiches Herz bei dem schmerzlichen Gedanken: „Der arme Mann!"

Plötzlich ward es hell um sie her und eine weibliche Stimme sagte: „Es ist an der Zeit, gnädige Frau." Rasch erhob sich Esther, hüllte sich in ihren Mantel, nachdem sie den Hut aufgesetzt, und stieg in ihren Wagen.

Eine Stunde später saß sie im Theater, in ihrer Garderobe, und unterhielt sich mit lachendem Munde mit ihren Bewunderern; sie sprühte von Geist und war so gesprächig, daß sie einen boshaften Zeitungsschreiber zu dem Ausspruche veranlaßte: „Diese Komödiantinnen sind wirklich die größten Schwätzerinnen!" Die Furcht der ersten Tage war von ihr gewichen, und sie war an diesem Abend — gleichwie in den weiteren Vorstellungen — die Pariserin, wie sie im Buche steht, ein tolles, übermütiges Geschöpf, das am Schlusse des Stückes laut Vorschrift des Verfassers Thränen zu vergießen hat, die niemand im Publikum sonderlich ernst nahm. Denn jedermann weiß männiglich, daß außerhalb der Bühne die Schauspielerinnen im Leben gar nichts ernst nehmen — mit Ausnahme der Kostbarkeiten, die man ihnen schenkt, der kleinen Hotels, die man ihnen völlig eingerichtet zur Verfügung stellt, und der auf den Ueberbringer lautenden Wertpapiere. Dies ist die einzige Regel, von der es keine Ausnahme giebt; fraget nur die Rentnerin, die neben euch sitzt.

Am nächsten Morgen wurde Esther durch ihre Kammerfrau geweckt, die ihr einen riesigen Rosenstrauß und dazu einen Brief überbrachte, der wie folgt lautete:

„Guten Morgen . . . drücken Sie jede dieser Blumen an Ihre Lippen, um mir einen Teil der Küsse zurückzugeben, die sie Ihnen meinerseits überbringen . . . und dann finden Sie sich Mittag ein, um mit Ihrem allerzärtlichsten Verehrer zu frühstücken.

Wenn Sie einwilligen, so bitte, eine Zeile mit dem Ueberbringer zu senden.

Maurice."

Ihre Antwort war kurz:

„Ich nehme mit Vergnügen an; auf Wiedersehen. Esther."

(Fortsetzung folgt.)



# Das Weib

Skizze von Julius Konst. von Hoeßlin

Glühend blau leuchtete in seltsamer Nachmittagspracht der Himmel über der Großstadt. Emanuel Kostas saß auf seinem Balkon mit einem aufgeschlagenen Buch in der Hand. Aber er las nicht. Er blickte nur sinnend vor sich hin. Die Balkone nebenan prangten voll Blumen und Weingeflecht; hinter diesen zu Lauben verwandelten Häuservorsprüngen kamen Stimmen; oft wurden singende Laute hörbar, oder helles Auflachen.

Unten auf dem Platze wimmelte es von herumtummelnden Kindern. Sie warfen sich Bälle zu, die sie mit Schlägern auffingen. Sie sprangen und spielten und schrieen laut auf, vergnügt. Emanuel Kostas dachte an seine eigene Jugend. Wie schön war doch damals das Leben. Und jetzt? Warum gefiel ihm das Leben jetzt nicht mehr? Er überlegte. — Jede Zeit müßte doch ihre Freuden haben . . . ihre Freuden und ihr eigenes Glück. Als Kind hatte er gespielt, wie diese Kinder hier; als Jüngling hatte er schwärmerisch geliebt und getanzt, er hatte wandernd und reisend die Welt durchstreift und seine Jugend ist so schön wie seine Kindheit gewesen. Warum ward sein Mannesalter öde und ohne Freude? Wirkte er als Mann nicht? Forschte er nicht den Wahrheiten des Lebens nach in seinen Dichtungen? Geld besaß er auch. Warum genügte ihm sein Beruf nicht? Was war es, was das Schicksal noch forderte, um ihm das Glück daran zu knüpfen? Auch den Genüssen des Lebens war er nicht fremd geblieben; aber sie gewährten ihm keine Freude mehr.

Auf dem Platze tanzten kleine Mädchen in Reigen und sangen ein Lied dazu. Vor dem Portal eines Hauses stand eine junge Frau mit ihrem Kinde am Arm; sie lehnte sich an die Pfoste, und blickte vor sich hin ruhig und still. Er sah diese Frau an; sie mußte glücklich sein. Sie drückte ihr Liebstes an ihr Herz. Ja. Das war es! . . . Das war es!

Diese bestimmte Sehnsucht, die ihn schon seit langer Zeit verfolgte, zwang sich auch in diesem Momente ihm mit harter, starker Gewalt wieder auf.

Auch er brauchte das Kind. Das eigene Kind, die Fortsetzung seines Selbst in der Zukunft. Es lag ja in der Natur. Er brauchte das Kind!

Das Leben, das er jetzt führte, konnte ihn nicht glücklich machen, weil es ihm die Bedürfnisse der innersten Impulse seiner Natur nicht erfüllte.

Der Zweifel an der Frau hatte ihm das Kind geraubt.

Er erhob sich, fuhr mit der Hand über seine Stirn, trat in sein Arbeitszimmer ein; er nahm Hut und Stock und verließ die Wohnung.

Die Gründe, warum er bisher nicht geheiratet hatte, waren es, die ihn wieder, während er durch die Straßen schlenderte, verfolgten und peinigten.

Er ließ alle die jungen Frauen und Mädchen aus seinem Bekanntenkreise vor seinem Geiste wieder vorübergehen. Keine einzige unter ihnen schien ihm so, daß er sie sich zu seinem Weibe hätte wünschen wollen. Da war Emmy, geschwätzig, klatschsüchtig, um alle intime Angelegenheiten ihrer Freundinnen interessiert, aber um sonst gar nichts in der Welt. Da Lilly, gefallsüchtig, hochmütig im Bewußtsein, daß sie als eine Schönheit bewundert würde, aber ohne einen warmen Klang im Herzen, unfähig, das Leben in seinem eigentlichen Ernst zu erfassen. Da die magere, philisteröse Agnes mit den klugen blauen Augen;

ihre Gedankensphäre reichte nicht über das Gebiet praktischer Angelegenheiten hinaus.

Alle diese Frauen waren so seelisch leer. Der Gedanke, mit so einem Wesen sein Lebenlang bis an das Ende seiner Tage verbringen zu müssen, erfüllte ihn mit Grauen. Nur einmal hatte er eine geliebt, Irmgard. Aber damals war er noch sehr jung; er mußte sich von ihr trennen; und eines Tages erfuhr er, daß sie sich mit einem andern, einem Ministerialbeamten, vermählt habe. Und doch — hatte er sie nicht später einmal wieder als Frau getroffen? Und — war nicht auch sie inzwischen die einzige, die er sich je zu seinem Weibe gewünscht hatte, durch die Ehe alltäglich und plump geworden? Wie dankte er noch nachträglich Gott, daß er ihn vor ihr geschützt hatte!

Er war um eine Straßenecke gebogen. Einige Knaben liefen, und indem sie sich gegenseitig fangen wollten, streiften sie ihn an; sie faßten an seinem Rock und liefen um ihn.

Ja, ein Kind! Wenn er nur ein Kind haben könnte ohne das Weib!

Das Weib war für ihn, im Laufe der langen Jahre seines Liebeslebens, zum Vergnügungsmittel herabgesunken. Nachdem er niemals die Frau gefunden hatte, die er für sein Innerstes brauchte, hatte er sich mit den Frauen nur amüsiert. Diese Mädchen des Volkes, diese Verkäuferinnen und Schauspielerinnen und Kindererzieherinnen und Buchhalterinnen waren es, die ihm seine Sinnenlüste stillten; dem Wesen nach waren sie nicht um ein Haar besser — noch schlechter als alle die Damen seines Standes. Nur weniger Vorurteile hatten diese Frauen des Volkes, und sie waren innerlich freier. Sie waren noch nicht unter der Last von ererbten Zwangsnormen zu Formenwesen herabgedrückt. Sie standen draußen im Kampf um ihren Bestand; sie waren mehr Menschen als die andern; aber sonst ebenso nüchtern wie sie. Und er schloß mit diesen Schauspielerinnen und diesen Buchhalterinnen Bande, die er von Woche zu Woche lösen konnte. Sie kamen nicht mit Forderungen für die ganze Dauer des Lebens. — Sobald eine ihn zu ermüden anfing, brach er mit ihr ab, und ihr folgte eine zweite, anders geartete, die ihn durch das Neue und noch Ungekannte reizte. Er hatte es zu Stande gebracht, daß er nicht mehr ein Weib, sondern daß er das Weib als Gattung besaß. Die Einzelvorzüge dieser Frauen, sei es, daß es bei der einen die Schönheit der Augen war, bei der andern die Anmut der Bewegung, die Grazie ihres Geistes, bei der dritten die schlanke, aristokratische Gestalt, vereinigten sich in seiner Phantasie zu einem wandelbaren und schlangenhaft langen Phantom, das wie eine nie sterbende Hydra sich hinzog von Woche zu Woche, von Jahr zu Jahr stets wechselnd, bald mit rotgoldenem Haar und blauen großen Augen, bald mit breiten, roten Lippen und vollen Brüsten.

Aber diese Art, das Weib als Gattung zu besitzen, gewährte ihm keine Befriedigung mehr. Diese Art zu lieben, verschaffte ihm wohl eine dämonische Lust, eine Lust an den farbigen Phantasiebildern, die durch die Erinnerungen in seiner Seele vorüberzogen, aber das Glück, das Glück gab ihm diese Art nicht.

Er fühlte es, daß ihm das Kind fehlte . . . das Kind! — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Über diese Dinge sinnend — war er an dem großen Park angekommen. Der Tag ging seinem Ende zu. Einige Wolken leuchteten glühend rot am Himmel und ein seltsamer Schimmer fiel auf die Bäume.

Er trat in den Park ein. Bald gelangte er an das andere Ende des Parkes. Auf einer einsamen Bank saß ein junges Mädchen; ihre schlanken Hände ruhten auf ihrem Schoß, im Kontraste zum schwarzen Tuche des Kleides leuchteten sie alabastern. Er blieb stehen und betrachtete sie aufmerksam. Sie mochte kaum 20 Jahre alt sein. Da leuchteten seine Augen plötzlich. Ein Gedanke schoß, einem Blitze gleich, durch seine Seele. Er näherte sich ihr. Sie hob den Kopf und zwei seltsam blickende große Augen begegneten den seinigen.

„Werden Sie es mir erlauben, mich hierher, auf die Bank niederzusetzen, mein Fräulein, oder erwarten Sie jemand?“

„Ich erwarte niemand“, antwortete sie. „Übrigens die Bänke sind ja für alle da.“

„Danke!“ Und er nahm Platz. Er betrachtete sie genau; das üppige volle Haar verriet Lebenskraft; die Brüste wogten auf und ab. „Also Sie erwarten niemand?“ fragte er lächelnd. „Eine so schöne, junge Dame, die nicht einmal einen Verehrer hat. Wie ist das nur denkbar?“

„Einen Verehrer? Es hat ja doch gar keinen Zweck“, antwortete sie errötend.

„Keinen Zweck? Ich bitte Sie! Zu welchem Zweck fährt man nach der freien, frischen Natur, wenn die Sonne leuchtet, wozu hat man das Bedürfnis zu tanzen und zu lachen. Man liebt, weil das sich gegenseitige Angehören doch herrlich schön ist, und weil das Herz Sehnsucht nach Liebe hat.“

„Und die Jahre vertändeln, ohne Zweck. Nein, nein! Zum Geliebten werde ich mir nur den machen, von dem ich mit Sicherheit annehmen werde, daß er mich später einmal zu seinem Weibe nehmen wird.“

„Das ist ein Standpunkt!" erwiderte Emanuel Kostas. Dann beugte er sich etwas vor und fing an mit der Spitze seines Stockes Linien auf den Boden zu zeichnen. „Übrigens", fuhr er fort, „das Heiraten hängt nicht immer von unserem Willen ab . . . . man sucht und sucht, und man findet nicht, was man für das Leben möchte. Für die Liebe aber genügt das gegenseitige gefallen . . . und das trifft oft zu . . . zur Ehe gehört doch so vieles!"

„Gewiß!"

„Sehen Sie mich zum Beispiel, mein Fräulein . . . ich habe nach einer Frau gesucht meine ganzen ersten Jahre der Jugend hindurch; und habe keine gefunden. Jetzt habe ich die Lust zu heiraten verloren, die Frauen meiner Gesellschaftsklasse interessieren mich längst nicht mehr, und ein Mädchen unter meinem Stande kann ich nicht zur ehelichen Gattin aus Gründen machen, die außerhalb meines Willens liegen."

„Das kann Ihnen auch niemand zumuten. Aber ich denke, unter den Mädchen Ihres Standes muß es doch einige geben, die Ihnen gefallen."

„Es gibt nicht eine einzige! . . . . Aber möge es sich auch damit verhalten wie es wolle, ich habe jetzt keine Lust mehr zu heiraten. Das einzige, wonach ich noch Verlangen habe, ist ein Kind! Wissen Sie, ein Kind ohne die Frau!"

Das Mädchen lachte jetzt hell auf. „Aber das gibt's ja doch nicht!"

„Ich meine: ohne die legitime Frau, ohne die Frau, an die man für sein Lebenlang gebunden sein müßte."

„Dann werden Sie gewiß keine finden, die sich Ihnen dazu hergeben wird."

„Keine? Aber ich bitte Sie. Die arbeitenden Mädchen unseres Volkes lassen sich doch in allen möglichen intimen und zarten Verhältnissen mit Herren ein. Warum sollte ich gerade keine finden?"

„Das ist etwas anderes!"

„Etwas anderes? Sie meinen gewiß, wenn man einander lieb hat, warum soll man einander auch nicht angehören . . . sei es auch nur vorübergehend . . . . Nicht wahr? Das haben Sie wohl einerseits gemeint?"

„Ja!" antwortete sie schüchtern.

„Aber daß es Frauen gibt, die die Konsequenzen ihrer Liebe nicht zu tragen wünschen, daß sie keine Kinder gebären wollen, finden Sie auch verständlich . . . und Sie billigen es sogar. Sie billigen es, daß diese Mädchen, die sich den Männern hingeben, nicht Mütter werden wollen?"

„Ich habe darüber noch nicht nachgedacht. Aber ich weiß, daß es kein Mädchen auf der Welt gibt, das unter solchen Umständen gern hätte Mutter werden wollen!"

„Mit diesen Worten haben Sie den ganzen moralischen Standpunkt festgenagelt, den unsere arbeitenden Frauen heutzutage einnehmen. In den Dingen der Liebe sind sie frei, sie haben die sexuelle Vereinigung von der Ehebedingung losgelöst, aber sie sind nicht willig, die Konsequenzen ihrer freien Handlungen zu tragen, sie haben nicht die Kraft, ihre freie Liebe *schöpferisch*, das heißt sittlich, sein zu lassen. Deswegen tragen alle ihre Liebschaften, mögen sie aus Neigung oder Interesse geknüpft worden sein, den Charakter der Prostitution."

Das Mädchen errötete. „Wenn man aber arm ist, und kaum weiß, wie man sich allein durch die Welt schlagen soll, wie soll man dann noch ein Kind haben wollen!"

„Aber es gibt Fälle, und das sind nicht die seltensten, da nicht Not, sondern Feigheit die Liebe, die freie und ehelose, zu Prostitution erniedrigt. Ich wenigstens suche nach der Mutter eines mir zu gebärenden Kindes schon lange, und ich bin in der Lage, sowohl die Gebärerin als das Kind zu unterstützen, ich bin in der Lage, die Zukunft beider sichern zu können, aber ich finde keine. Auf meine bezüglichen Anträge hörte ich bisher von allen nur die eine Antwort: „Gern will ich mich Ihnen für die Befriedigung Ihrer Sinnenlust zur Verfügung stellen, wenn Sie mich nicht heiraten wollen, aber ein Kind gebäre ich Ihnen nicht! Diese Frauen wollten Prostituierte werden, aber keine Mütter! Und diese Frauen sind es, die unsere stolze, schöne, freie Liebe zu Schanden gemacht haben; sie haben unsere Theorien Lügen gestraft!"

„Sie sind ein eigentümlicher Mensch", antwortete sie. „Das erste Mal in meinem Leben höre ich jemand auf so eine Weise reden. Und ich glaube nicht, daß es einen zweiten Mann in der Welt gibt, der so denkt, wie Sie."

„Ich würde froh sein, wenn es Männer gäbe, die überhaupt denken können! Aber dies gehört hier nicht zur Sache. Übrigens sprechen wir jetzt von was anderem! Sagen Sie mir, mein Fräulein, ist es möglich, daß ich Sie wieder einmal treffe? Sie gefallen mir außerordentlich. Und ich finde: mit Ihnen läßt sich so schön plaudern!"

„Ich komme jeden Abend um diese Stunde hierher."

„Also schön! Morgen Abend erwarte ich Sie hier. Darf ich Sie fragen, wie Sie heißen?"

„Erna Schaldt!"

„Mein Name ist Emanuel Kostas!"

* * *

Einige Tage waren verstrichen.

Emanuel Kostas und Erna saßen wieder am Ende der Parkanlagen und sprachen. Er in ernster Weise. Sie schüchtern vor sich hinblickend. Die Dämmerung ging in Nachtfinsternis über, und die ersten Sterne leuchteten am Himmel. Emanuel Kostas sagte:

„Habe ich nicht recht, meine Freundin? Wenn man aus irgend welchem Grunde der Ehe abgeneigt ist, wenn man so ist, daß man frei, ohne die Frau, leben muß, warum sollte man dann unbedingt — jetzt zu einer Zeit, da das Unmöglichste möglich gemacht worden ist — ohne Nachkommen leben müssen? Heutzutage sind die Bedingungen gegeben, daß Kinder auch außerhalb der Ehe gesund aufwachsen und zweckmäßig erzogen werden. Erzieherinnen, Lehrinstitute stehen uns zur Verfügung."

Erna blickte vor sich hin. In der zitternden Hand hielt sie den Schirm, dessen Endspitze ihren kleinen vorgestreckten Fuß streifte.

Emanuel Kostas aber lehnte sich zurück und verschlang sie mit den Augen. „Sagen Sie es mir doch offen, mein Fräulein, finden Sie nicht, daß ich recht habe?"

Sie wandte das Gesicht nach ihm und ihre Blicke begegneten sich. Magische Lichter einer beginnenden Liebessinnlichkeit spiegelten in ihrem Blicke. Emanuel Kostas erhob sich. „Sie sind berückend schön", sagte er, und er erfaßte ihre Hand. „Wollen Sie nicht . . . die Mutter meines Kindes werden, nach der eine innere Kraft in mir mich hintreibt? Heiraten werde ich Sie natürlich nie. Das ist leider in meinem Wesen begründet; vom Momente an, da ich an Sie gebunden wäre, würde ich Sie nicht mehr zu lieben vermögen; aber um die Zukunft brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen; das Kind gehört mir; für sein Aufwachsen und seine Entwickelung werde ich sorgen; ich bin, Gott sei es gedankt, in der Lage, ihm die beste Erziehung gewähren zu lassen."

Er schwieg.

„Wenn ich Ihnen gefalle, könnten wir ja so miteinander in Freundschaft leben? Warum denn ein Kind?" antwortete sie stotternd:

Er starrte sie an.

„Also sogar Sie, mein Fräulein, Sie, die noch vor einigen Tagen das Paradox aufgestellt haben, daß Sie nur den zu Ihrem Geliebten machen werden, der Sie später einmal zu heiraten gedenkt, erklären Sie sich jetzt für bereit, meine Maitresse zu werden, aber . . . Mutter meines Kindes sein, wollen Sie nicht!"

Das Mädchen blickte nieder. Ihre Lippen bebten.

Doch Kostas fuhr fort: „Ich aber habe diese Komödie satt. Ich will keine Maitresse mehr, sondern ich will ein Kind! Wenn Sie sich mit mir einlassen wollen, so verpflichte ich mich, Ihnen nach der Geburt meines Kindes, zur Sicherung Ihrer ferneren Zukunft, ein Kapital zu überweisen, das Sie im Leben unabhängig machen soll. Sie sollen ein Vermögen haben, so daß Sie sich weder um Ihre Verwandten noch um Ihre andern lieben Mitmenschen zu kümmern brauchen!"

Das Mädchen antwortete nicht.

„Also wollen Sie? Ich flehe Sie an, stimmen Sie dem bei, . . . Sie reizende, schöne Freundin! Ihre seltsamen Augen und Ihre schlanke Gestalt, und Ihr Haar und diese zarten aristokratischen Hände machen mich vor Rausch toll!" Er beugte sich, griff nach ihrer Hand und preßte sie auf seine Lippen.

Sie blickte nur vor sich hin. Sie fühlte das Blut brennen, das ihren Körper durchrann. Ein leiser Windhauch spielte mit ihrem Haar und bewegte die Strähnen an ihren Schläfen.

„Was für eine Beschäftigung haben Sie?" sagte er wieder; „ich habe Sie noch gar nicht danach gefragt."

„Ich schreibe mit der Maschine."

„Wo?"

„In einem Bureau."

„Geben Sie Ihre Stelle auf. Ich engagiere Sie hiermit. Ich bin Schriftsteller. Sind Sie einverstanden? Hundertundfünfzig Mark monatlich zahle ich Ihnen."

Jetzt lächelte sie und blickte schüchtern zu ihm empor.

„Wohnen Sie bei Ihren Eltern?"

„Nein . . . nur bei Verwandten! . . . Ich bin keine geborene Berlinerin. Meine Eltern sind noch in meiner Heimat in Kammin an der Ostsee . . . mein Vater ist Lehrer."

„Na . . . also! Nächsten Sonntag Nachmittag besuchen Sie mich in meiner Wohnung; ich lade Sie zu einer Tasse Tee ein; dann wollen wir alles Fernere miteinander besprechen. Wenn Sie gestatten, will ich Sie jetzt nach Hause begleiten." — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Ihr Weg führte sie durch den Park.

Auf einer Bank unter einer Laterne saß ein Liebespaar; der Mann hatte den Arm um die Schulter des Weibes gelegt, und sie schmiegte ihr Gesicht an das seinige, daß sich ihre Wangen berührten. Hinter einem Gebüsch wurde

das plötzliche Auflachen eines Mädchens hörbar ... dann die flüsternden Worte einer Mannesstimme.

Kostas unterfaßte seine Geliebte. „Die Natur schreit nach Zeugung von lebendigen Organismen", sagte er, „und die Menschen haben es fertig gebracht, ihren stärksten Instinkt zu einer Spielerei herabzuniedrigen ... oder ihn mit einer derartigen Philisterei zu umgarnen, daß er in dieser seiner Form allen freien Geistern widerlich wurde. Wir brauchen neue Leidenschaften und eine neue Moral."



# Dichterseele

## Novelle von Robert Jaffé

(4. Fortsetzung.)

Am 10. November.

Wohl dem, der das, was ihm versagt ist, nicht kennt und es sich gar nicht ausdenken kann! Wohl dem Mädchen, das schon in den allerersten Jugendtagen für ihre Eltern fleißig von früh bis spät nähen und sticken muß, um den Unterhalt des Hauses zu bestreiten, und das die Eltern mit aller kindlichen Liebe und Achtung umfängt und gar nicht weiß, wie süß die anderen Mädchen ihre Jugend auf Spazierwegen und Spielplätzen umherführen! Aber der andere frägt: Soll ich mich denn als ein Einsamer wie ein Maulwurf in den schwarzen Erdboden einwühlen müssen, damit ich nichts mehr von der erhöhten, hellen Festestafel des Lebens sehe und höre? Wie wenig Ansprüche stellen die meisten Menschen ans Leben! Ihr Verdruß ist, wenn sie nicht genug Geld verdienen, und sie werden über das ganze Gesicht heiter, wenn ihnen im Verlaufe ihres Werkeltages ein kleiner, gewohnter Gewinn zu teil wird! Sie fühlen sich beneidet, wenn sie auf bequemen Kissen ihr Mittagsschläfchen halten oder, mit der Zigarre im Munde, die Zeitung ausstudieren können. Aber nichts macht anspruchsvoller, als die Beschäftigung mit der Dichtkunst, und während die Beschäftigung mit Politik und anderen öffentlichen Angelegenheiten den wohltemperierten Gleichmut der Philister gibt, führt sie am weitesten von ihnen hinweg. Wir müssen uns, in Blindheit eingehüllt, durchs Leben führen lassen und dürfen den Blick gar nicht forschend auf die Wunde rund Rätsel richten. Aber der Dichter, der pocht immerfort an die Tore des Paradieses!

Dabei ist jeder Mensch so interessant wie der andere. Nur muß der eine ganz nahe betrachtet werden, um so interessant zu sein, wie der andere schon bei der ersten Begegnung erscheint. Um wie viel betrügt sich der, welcher sein kleines Dasein so verbreitern und erweitern will, daß sich in ihm, wie der Wald in einem See, die ganze Welt spiegle! Wie anders, wenn er seine Denkfähigkeit nicht höher einschätzt, als die Fähigkeit etwa eines Schneiders, die Maße und Schnitte eines Rockes zu berechnen; dann spürt er die Leichtigkeit des Lebens, und wenn er sich zwischen den anderen Menschen hindurchbewegt, ergibt sich ein für beide angenehmer und erfreulicher Verkehr. Nichts ist herrlicher, als sich auf den sanften Fluten des allgemeinen menschlichen Lebens zu betten und auf ihnen zu treiben. Es mag so leicht sein, sich in den lieben, zärtlichen Kreis einer Familie zurückzuziehen. Dort ist gleichsam der ewige Mittelpunkt und die Achse der Erde; alles ist mit Goldplatten ausgelegt, und die Luft glänzt wie in einem unbeschreiblich weißen Licht. Und dort erinnert man sich, daß das Umherschweifen in den unendlichen Horizonten zumeist zu schäumender Wut und bei scheinbarer Kraftfülle zu aufzuckender Ohnmacht geführt hat. Die Dichter mögen sich denn auch wie die Vögel wünschen, die Flügel haben, alle Höhen und Weiten zu durchfliegen; aber zugleich haben sie ein daunenweiches Nest.

Am 12. November.

Ach! Es bleibt ja bitter schwer, einer Kunst, die man so geliebt, den Schöpfersorgen, die man durch die sonnenhellen Tage getragen, den Mühen, in denen man um die äußere und innere, beglückende Vollendung der Kunstwerke gerungen, und all dem Ruhme, von dem man geträumt, zu entsagen. Es ist beinahe unmöglich, und nun ich den Sinn auf das bürgerlich Tüchtige richten muß, fühle ich erst das Schicksal, das allen als ihr Ererbtes erscheint. Aber ich meine: wenn es auch gewiß mit dunklen Riesenfittichen über uns schwebt und uns bedrückt hält, als ob wir auch nicht das geringste zu der Richtung unserer Lebenswanderung tun könnten, so wollen wir die mächtige Gewalt über uns wenigstens so annehmen, wie die Kinder, die, noch ganz eingehüllt in ihre holde Unwissenheit, mit lieber Zutraulichkeit auch die Hände ergreifen, die sie einem düsteren späteren Zustande entgegenführen sollen.

Und dennoch könnte ich noch immer nicht mein Liebesglück gegen meine Bestimmung zum Künstler eintauschen, wenn ich mir mit meiner beweglichen Phantasie nicht den ganzen Umkreis künftiger Liebesseligkeit auszumalen vermöchte. Die Phantasie, wenn sie nicht wieder ihrerseits eine übermächtige Gewalt über den Menschen erlangt, ist seine beste Freundin. Die Phantasielosen sind arme Gefangene ihres Schicksals: sie sind wie Vögel, die mit durchschnittenen Schwingen zum Boden abgestürzt sind und sich damit fortbewegen müssen; sie können nur dem allernächsten ins Auge schauen. Ich aber fühle in einer Empfindung den ganzen lichtüberglänzten Kreis des Glückes, das mich für alles hohe Streben entschädigen kann. Sie wandelt zwischen meinen Wänden und Fenstern, in den sonnendurchleuchteten Zimmern. Rosenketten ziehen sich durch den Traum von unserer Liebe; das sind die glühenden, glutvollen Stunden. Ich durfte der Welt nicht verraten, aus welch winzigen weißen Kelchen ich meine stille jubelnde Glückseligkeit schöpfte; ich würde dann nicht mehr wegen meiner freundlichen, gütigen Weise hochgehalten gewesen, sondern als ein Narr, vielleicht gar als ein überheblicher, angesehen worden. Diese beglückte Zufriedenheit gegen jegliche äußere Plage, die sich ihr heimliches Glück erst selber auf wunderlichen Stützen aufbaute, mußte den rascheren, tätigeren, auspruchsvolleren Menschen doch lächerlich erscheinen. Aber der Tod hatte alle seine Waffen verloren, ehe er zu dem wahrhaft Glücklichen gelangte. Sein Schwert schnitt nicht mehr, und seine Lanzen waren stumpf geworden. Ein Einsiedel in einem grauen härenen Gewande umarmte mich und führte mich hinweg.

Am 14. November.

Heute ging ich mit Elsen auf einem Landwege vor den Toren der Stadt spazieren. Es war ein wundervoller Herbstnachmittag. Der Erdboden war fest getrocknet, spröde und körnig, und nur bisweilen zeigten sich noch mit vielen Wagenradspuren schmale Pfützen von einem letzten Regengusse her, die aber schon im Begriffe waren einzutrocknen. Über den Türmen eines auf einem breiten Hügel emporragenden Vorortes lag ein feiner, zarter, hellglänzender Nebel, der alle Linien und Umrisse wie in einem hellen Duft auflöste, und die Rauchwolken, die aus einem vorübersausenden Lokomotivschornstein aufstiegen, glänzten desgleichen in einer eigenen, überwältigenden Helle. Schiefer- und Metalldächer auf dem Hügel funkelten und strahlten, und Marienfäden zogen durch die Luft. Ein Schwarm weißer Tauben schwirrte an uns vorbei und ließ sich dann auf den sonnenglänzenden Feldern nieder. Else hatte ihren Arm in meinen gelegt, aber ich fühlte ihn kaum, als ob es ein Kinderarm wäre; sie sagte auch, daß sie so leicht schreite. Das waren Minuten eines unbeschreiblichen reinen, unschuldigen Glückes.

Könntest du dir vorstellen, sagte ich, daß du den Mittelpunkt einer Welt bildest?

Gewiß, natürlich! erwiderte sie schnell; eine wunderbare schelmische Heiterkeit leuchtete über ihr rosiges Antlitz, und ich konnte erkennen, daß sie mich verstanden hatte. Ich entgegnete ebenso heiter:

Du bist es auch!

Wir sprachen noch mancherlei Liebes; aber es ist mir unmöglich, es mit Tinte aufs weiße Papier zu bringen. Die Worte die sich nebeneinander reihten, könnten unmöglich einen Eindruck von unserem Liebesgeflüster geben; da müßte das eine Wort wie ein grünes Blatt ein Rosenknöspchen bedecken, und ein drittes Wort müßte das Blatt vorsichtig und sorgsam von dem vollen Knöspchen aufheben. Und wie sollten arme Worte gar die goldenen Sonnenstrahlen aufweisen können, die wie zu ganzen Bündeln von Pfeilen zusammengeglitten waren und unter den grünen Rosenbüschen ruhten.

Wenn ich an diesen kurzen und äußerlich doch recht inhaltlosen Spaziergang zurückdenke, schlägt vor meinem inneren Blicke eine goldene Flammensäule hoch, wie das Flammenzeichen einer einzigen, seltenen Seligkeit, und wenn ich mich nach auch noch so später Zeit dieser Stunden erinnern werde, werde ich noch immer dasselbe Gefühl der Dankbarkeit empfinden.

Am 18. November.

Es war etwa in der vierten Nachmittagsstunde; in der Abendsonne glänzten die Rauchwolken einer Lokomotive bald im roten, kupferschimmerndem Gold, bald in zartem, himbeerfarbenem Rosa. Durchs Fenster sah man am Himmel die Horizonte in einem ganz zarten, duftigen Violett über und hinter den halb entlaubten Ulmen schimmern, die auf den weiten unbebauten Feldern wie in ornamentalen Zeichnungen emporragten. Nach der anderen Richtung dehnten sich über weißen Häusermassen, die wie aus Steinkästen hingestellt schienen, ganz eigen zarte, graue Dunstwolken.

Ich saß in der Dämmerung mit Else an dem eichenen Nähtischchen, das an einem Fenster ihres Wohnzimmers stand. Auch hier war die Stimmung von Park und goldenen Kieswegen und Reifenspielen und hellen Mädchenkleidern. Nun kam Elsens Schwester herein, die sich wohl allein von allen Angehörigen in der stillen Wohnung befand, und in wunderlich kindlichem Übermut warf sie

ein gelbes Arbeitskörbchen um, in dem bunte Flicken zu einem Puppenkleidchen aufgehäuft waren, und ging mit komisch ernstem, würdevollem Stillschweigen wieder hinaus.

Herr Morgan, sagte Else lächelnd, was macht man mit übermütigen Menschen? Verprügeln?

Wer ist so übermütig? Sie?

Ach! Ich? Ich bin ja schon ein altes Mädchen.

Dann kam die Schwester, wohl nicht ohne Absicht, wieder, sagte zu Else, daß sie ihre Schere fortgenommen hätte, und ging wieder hinaus.

Jetzt soll ich gar eine Diebin sein, sagte Else in humoristisch gekränktem Tone.

Du bist auch eine kleine Diebin.

Nun will man mich gar zur Diebin machen.

Du hast mir doch das Herz gestohlen.

Ich habe dir etwas gestohlen? Du willst mich meinen Eltern mopsen.

O, meine Liebe erscheint mir wie eine wunderbare, geheimnisvolle, goldene Sonne, die mit ihrem Strahlenkranze auf dem tiefsten Grunde des Sees geruht hatte, und sich heraufhebt und alle Fluten golden färbt.

(Fortsetzung folgt).



# Neues vom Büchermarkt



**Wilhelm Uhde,** Gerd Burger. Roman. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1903.

Stille Schönheit und laute Traurigkeit. Ein Roman voll stiller Schönheit und lauter Traurigkeit. Da ist ein Künstler, und der ist gesund und hat eine liebe Braut. Und da ist eine Gesellschaft, und die ist krank, hat sich den Magen verdorben an einer Kultur, die nicht für sie bestimmt war. Und diese kulturkranke Gesellschaft streckt ihre Fühler nach dem Künstler und zwingt ihn in ihre Umarmung. Und der Künstler läßt seine liebe Braut, läßt die wertvollen und prachtvollen Traditionen seines Ichs und lebt in Ruhm und Müdigkeit. Hineinverflochten sind frisch gesehene Pensionatstypen, die einen angenehmen Kontrast abgeben zu den Typen der Personen, die keine Erwartung mehr haben vom Leben und es im Trubel verprassen, und die sind wie verlorene Leute. Aber wie Leute, um deren Verlust man trauern kann, trauern muß: „Laute Traurigkeit." Uhde arbeitet das mit der sanften Tiefe und wohltuenden Ruhe und den wunderbar nuanzierten Farbentönen seiner Kunst aus: „Stille Schönheit." Dazu gesellt sich eine kräftige Überlegenheit, die aber niemals brutal wird, die wie ein mildes Verstehen und wie ein frohes Verzeihen ist. Uhde berauscht sich nicht an der Wesenheit seines Helden, eben weil er ihr überlegen ist, im Gegenteil, er führt sie fast objektiv durch oder doch so zurückhaltend, daß sie ihm nicht Kopf über Hals durchgeht, sondern Kern und Halt bekommt. Und das ist ein großer Vorzug bei Romanen, die sich um einen „Künstler" drehen. Denn schließlich und endlich sind die Künstler auch Menschen und sind nicht immer in Glut wie am Schreibtisch, vor der Leinwand oder über dem Notenpapier. Und nichts geschieht leichter, als daß solch ein Künstler, der am Schreibtisch vielleicht in der Glut des Schaffens in ein Werk der erzählenden Kunst gepreßt wird, nun durch das ganze Werk ewig im Pathos herumläuft und so ein Zerrbild, eine Karikatur auf Kunst und Leben abgibt. H.

**Marie Gerdes,** Weil ich ihm alles gab. Geschichte einer Liebe. 1902. Axel Juncker Verlag, Berlin W. 9.

Gleich im Anfang nimmt dieses kleine Buch den Leser ganz gefangen; diese Tagebuchblätter, die oft nicht mehr sind als kurze, aber inhaltreiche Notizen, atmen soviel Persönlichkeit aus, daß wir vom ersten bis zum letzten Blatt alles mit der Verfasserin durchleben; wir lesen diese Tagebuchblätter mit derselben Spannung zu Ende, mit der wir einer lebhaften Erzählerin lauschen würden. Das, was in diesem Buche erzählt wird, ist eine ganz alltägliche Geschichte. Ein gebildetes Mädchen liebt, setzt sich in ihrer aufopferungsfähigen Liebe über alles hinweg, erlebt all den Jammer unehelicher Mutterschaft und steht am Schlusse verlassen da, aber entschlossen, den Kampf ums Leben weiterzuführen. Das ist der Inhalt des Buches, kurz wiedergegeben für diejenigen, die nur am Stofflichen kleben. Für den Leser aber, der mit den Litteratur- und Geistesströmungen der letzten fünfzehn Jahre vertraut ist, bedeutet das Buch viel, viel mehr. Es ist geradezu litterarisches Dokument einer geläuterten Frauenseele, die den ganzen Freiheitsphrasentaumel jener naturalistischen Zeit selbst mit erlebt und in seinem praktischen Wirken an sich erfahren hat und nun, befreit von jenen unreifen Worten und Taten, den Mut findet, alles zu sagen, was sie auf dem Herzen hat. Und sie tat dies in der Art, wie es starke Naturen allein vermögen. Kein Wort des Vorwurfs gegen sich selbst und den treulosen Geliebten, gegen ihre damalige Umgebung und deren Lebensanschauungen findet sich in dem Buche, aber aus dem Ganzen fühlt man heraus, in der Verfasserin einen jener wenigen Menschen vor sich zu haben, die stark genug sind, sich ihre Erlebnisse von der Seele zu schreiben, die Spannkraft genug besitzen, ein Mißgeschick bis zum äußersten durchzuempfinden und es damit abzutun, kurz einen Menschen, der über seiner Vergangenheit steht. Formell ist an dem Buche interessant, daß gerade Marie Gerdes ganz naturalistisch schreibt, sich also aus einer Zeit, deren unklare Anschauungen sie überwunden hat, die wertvolle Errungenschaft eines gesunden Stiles gerettet hat. Franz Philips.

**R. W. Emerson,** Lebensführung. Aus dem Englischen übertragen von H. Conrad. Eugen Diederichs Verlag. Leipzig 1903.

Seit Hermann Grimm mit so mächtiger Geberde auf Emerson hinwies, hat sich der Ruf des großen Amerikaners in Deutschland so ausgebreitet, daß er fast zu einem nationalen Philosophen geworden ist. In der Einverleibung dieses Denkers in den deutschen Kulturschatz geht etwas Ähnliches vor sich, wie früher mit Shakespeare. Emerson ist eine der anziehendsten menschlichen Persönlichkeiten, die es geben kann. Vor allem ist er kein Eiferer. Mit einer milden, abgeklärten Ruhe prägt er seine Gedanken, seine Sätze. Er donnert nicht im Sprechen, noch überlegt er weiter. Dabei häuft er eine Vielfältigkeit von Aphorismen auf, daß der Gegenstand, über den er spricht, schließlich aus tausend Facetten blitzt. Am schönsten sind in dem trefflichen Bande „Lebensführung" die Kapitel über „Reich-

tum" und „Bildung". Die Kernsätze der pantheistischen Philosophie Emersons sind verstreut, mit einem der schönsten schließt er den Essay „Schicksal": „Laßt uns Altäre bauen der schönen Notwendigkeit."

Dr. Martin Lange.

**Friedrich Nietzsches** Weltanschauung und Lebensmaximen nach seinen Werken. Sieben Essays von E. Steffen. Göttingen 1903. Verlag von Lüder Horstmann.

Es ist nur allzu wahrscheinlich, daß E. Steffen ein Theologe ist, einer der vielen Theologen, denen es ein leider — und zum Schaden der ohnehin schon überladenen Nietzschelitteratur — allzu oft gefühltes Bedürfnis ist, ihre eigene werte Persönlichkeit mit Nietzsche auseinanderzusetzen. Unter Aufwand einer Anzahl von Zitaten wird da in sieben Kapiteln der tapfere Denker verwässert, vermittelmäßigt, verweichlicht, versimpelt, leicht erraffte banale Weisheiten können über das unangenehme Gefühl nicht hinweghelfen, das einen bei der Beobachtung faßt, wie sich hier das Christentum an Nietzsche reibt. Der Stil ist schrecklich, großblumig und geschwollen von schiefen Metaphern, er ließe sich höchstens mit dem poetischen Schwulst eines Kanzelpredigers vergleichen. Dazu paßt die Art, wie der Text mit allen möglichen Versen aller möglichen Dichter durchflochten wird, ganz vortrefflich.

Andreas Franken.

**Wegwende.** Roman von Leonore Frei. Nr. 6 der „Modernen Frauenbibliothek". Verlag der Frauen-Rundschau. Leipzig 1903.

Die Beobachtung, daß in den modernen Romanen, die Frauen geschrieben haben, der Mann fast durchweg gar nicht gut wegkommt, daß über die männlichen Charaktere immer mehr dunkle Schatten gelegt werden, als über die weiblichen, läßt sich heute in immer stärkerem Maße machen. So schreibt auch noch Leonore Frei aus einem kampferfüllten Gemüt. Und was richtet man mit Argumenten gegen diese Gefühlsbegeisterung aus? Nichts! Man muß sogar zugeben, daß dieser Richard Schrader, ein stark zur Gewissenlosigkeit neigender moderner Verführertypus, ganz leibhaftig dasteht. An den weiblichen Charakteren aber, wie dieser Eva Volkmann oder gar jener Gerda Jensen, muß man seine helle Freude haben. Und der Inhalt: Ja, die geraden Wege sind selten im Leben und jedes Schicksal muß über Krümmungen. Auch Eva Volkmann ihres. Aus einer lieblosen Ehe strebt sie an der „Wende ihres Weges" hinaus ins freie, selbstsichere Leben. Aber das Vertrauen auf den geliebten Mann trog; in die tiefsten Seelenschluchten hinabgestürzt, vergreift sie sich in der Verzweiflung am Heiligsten und geht in Schmerzen unter. Leonore Frei hat als Schriftstellerin schon einmal einen Tag erlebt, an dem sie wirklich im Mittelpunkt des litterarischen Interesses stand: das war damals, als ihr Roman: Der neue Gott erschien. Aus grauer Vergangenheit schritt sie jetzt herauf in das Licht des blendendsten Tages, und aus dem vollblütigen Problem, das sie in ihrer zugleich subtilen und energischen Weise zu packen kriegte, rinnen die roten Herztropfen der wirklichsten und ergreifendsten Wahrheit.

Dr. Hans Traben.

**I. Benkendorf,** Die Hexe. Ein episches Gedicht. Menschel & Co., Sereth 1903.

Also bitte: Das ist ein Epos und hat ein Vorwort. Alles in Vers und Reim. Und das Vorwort beginnt also:

O schöne deutsche Jungfrau,
Du mit dem goldnen Haar
Und mit dem blauen Auge,
Dir bring dies Buch ich dar.

Wo sich die Jungfrau nur das blaue Auge geholt hat! Und das Vorwort schließt also:

Dann sucht nicht mehr den Teufel
Ihr in dem schönen Leib;
Ich schwör's: Ein lichter Engel
Nur wohnt im deutschen Weib!

Pfui Teufel! Nun aber hebt das Epos an:

Es fließt der Rhein, der junge,
Den Gotthardsberg herab
Und eilt ganz muntren Laufes
Zum Bodensee ins Grab.

Weiter hab ich nicht gelesen, hab mir vielmehr eine Zigarette angezündet und mich gefreut, daß ich nicht weiter gelesen habe und auch nicht weiter zu lesen brauchte.

H.

## Bücher- und Zeitschrifteneinlauf:

(Eingesandte Bücher und Zeitschriften werden stets hier angezeigt, Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen.)

**Wilhelm Holzamer,** Inge. Der Roman eines Frauenlebens. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1903.

**Theodor Kappstein,** Theodor Frommel. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Br. Mk. 3.—.

**Henriette Fürth,** Die geschlechtliche Aufklärung. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig. 50 Pf.

**Vollmoeller,** Parcival, Die frühen Gärten. S. Fischer Verlag, Berlin 1903.

**Felix Salten,** Die kleine Veronika. S. Fischer Verlag, Berlin 1903.

**P. Michael Hetzenauer,** Epitome Exegeticae Biblicae Catholicae. Wagnersche Universitäts-Buchhandlung, Innsbruck 1903.

**Carmen Teja,** Am Kreuzweg. Roman einer religiösen Seele. 2. Aufl. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Br. Mk. 2.50.

**Jakob Wassermann,** Der nie geküßte Mund. Novellen. Albert Langen, München 1903.

**Heinrich Mann,** Im Schlaraffenland. Ein Roman unter feinen Leuten. Albert Langen, München.

**Sven Lange,** Hertha Juncker. Roman. Albert Langen, München.

**G. Quckama Knoop,** Sebald Soeders Pilgerfahrt. Ein Roman. Insel-Verlag, Leipzig 1903. Mk. 6.—.

**August Strindberg,** Der bewußte Wille in der Weltgeschichte. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Mk. 1.—.

**August Strindberg,** Eine Kindersage. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Mk. 1.—.

**Meta Seemann,** Das Herz der Frau. Ein modernes Frauen-Fabelbuch. Mit 13 Porträts. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig. 20 Pf.

**Ika Freudenberg,** Ein Wort an die weibliche Jugend. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig. 50 Pf.

**Pilatus,** Quos ego! Fehdebriefe wider den Grafen Paul Hoensbroech. 2. Aufl. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei A.-G., München-Regensburg 1903.

**Goethes** Briefe. Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen von Eduard von der Hellen. 3. Band. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H., Stuttgart und Berlin.

Frauen-Rundschau, Leipzig. Heft 12, 4. Jahrgang.

Deutscher Tierfreund, Leipzig. Heft 8, 7. Jahrg.

Freistatt, München. Heft 24, 25, 5. Jahrgang.

Handels-Akademie, Leipzig. Heft 24, 25, 26, 10. Jahrgang.

Freisinnige Zeitung, Jungösterreich. Organ. Wien. Nr. 16, 17, 1. Jahrgang.

Herausgeber: Franz Philips. — Redaktion: C. Gomoll und J. Hegner. — Geschäftsstelle: Magazin-Verlag (J. Hegner) in Leipzig-R. Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. Alle Zuschriften sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des Magazin für Litteratur Magazin-Verlag (J. Hegner), Leipzig-Reudnitz.

# Frauen!

## Kennt Ihr die reichillustrierte Halbmonatschrift

# Frauen-Rundschau?

Die **Frauen-Rundschau** ist das einzige moderne deutsche Frauenblatt im grossen Stil.

Die **Frauen-Rundschau** ist in ihrem von Dr. Helene Stöcker redigierten theoretischen Teil das Diskussionsorgan für alle Probleme der Frau, in dem nicht nur den aktuellen Vorgängen des öffentlichen Lebens, sondern auch den individuellen Angelegenheiten der Frau die höchste Aufmerksamkeit geschenkt wird. Das Ziel der Frauen-Rundschau ist die intellektuelle, ethische und soziale Höherbildung der Frau.

Die **Frauen-Rundschau** bringt in der von Dr. jur. Marie Raschke redigierten Rechtsbeilage eine stetig fortschreitende Einführung in die Rechtsverhältnisse der Gegenwart, soweit sie die Frau angehen, erörtert in einer Rundschau sowie im Briefkasten alle wichtigeren Entscheidungen und Detailfälle.

Die **Frauen-Rundschau** hat ferner zwei überaus wichtige Beilagen über das Berufsleben der Frau und über Körperpflege und Kleidung, welche Nummer für Nummer abwechseln, viel gutes Bildermaterial enthalten und von der bekannten Berliner Schriftstellerin Frau Josephine Gratz trefflich redigiert sind.

Die **Frauen-Rundschau** bringt in dem von Carmen Teja geleiteten künstlerischen Teil einen vollständigen Ueberblick über die Fortschritte in Poesie, bildender Kunst und Kunstgewerbe, und richtet auch auf die Musik ihr Augenmerk durch vortreffliche Aufsätze und wertvolle Notenbeilagen.

Die **Frauen-Rundschau** bereichert den Text in jeder Hinsicht durch zweckmässig ausgewähltes und ganz vorzüglich wiedergegebenes Bildermaterial. Neben Porträts berühmter Frauen werden insbesondere alle wich[illegible]uen Kunstwerke und kunstgewerblichen Produkte, insonderheit moderne Frauentrachten illustrativ wiedergegeben.

Die **Frauen-Rundschau** bietet in jedem Heft den denkbar reichsten, künstlerisch wertvollsten Unterhaltungsstoff. Jedes Heft bringt Fortsetzungen von mindestens 2—3 Romanen oder grösseren Erzählungen sowie mehrere kleinere Novellen, Plaudereien und Gedichte.

Die **Frauen-Rundschau** kostet pro Quartal (= 6 Hefte!) nur M. 2,—, ist also mit Bezug auf den überaus reichen, belehrenden, unterhaltenden und illustrativen Inhalt das denkbar billigste und dabei vornehmste moderne Frauenblatt der Gegenwart.

Da die **Frauen-Rundschau** also nur **M. 2.—** pro Quartal kostet, ist es jeder Frau möglich gemacht, in ihrem und im Interesse der emporkeimenden Frauen-Kultur zu abonnieren. Zu beziehen ist die Frauen-Rundschau durch alle Buchhandlungen, Postämter, sowie durch die **Geschäftsstelle der Frauen-Rundschau**, Leipzig-R., Goeschenstrasse 1.

Ein wie ernstes und vornehmes Blatt die Frauen-Rundschau ist, zeigt allein schon ihre

**Mitarbeiterliste:**

**1. Im theoretischen Teil:**

Dr. med. Adams-Lehmann, Dr. jur. Anita Augspurg, Frau Prof. Dr. Hedwig Bleuler-Waser, Lily Braun, Dr. A. Brückmann, Freiin Frieda von Bülow, Minna Cauer, Hedwig Dohm, Dr. Arthur Eloesser, Dr. Carl Federn, Prof. Max Flesch, Ika Freudenberg, Thekla Friedlaender, Henriette Fürth, Adele Gerhard, Henriette Goldschmidt, Dr. Elisabeth Gottheiner, Anselma Heine, Ellen Key, Marie Lang, Marie Lischnewska, Rosa Mayreder, Dr. Ella Mensch, Dr. Robert Michels, Anna Pappritz, Anna Plothow, Dr. jur. Marie Raschke, Georg Reicke (Bürgermeister zu Berlin), Alice Salomon, Katharina Scheven, Dr. Käthe Schirmacher, Adele Schreiber, Dr. Helene Simon, Adelheid Steinmann, Marie Stritt, Irma von Troll-Borostyáni, W. Wedekamp (Landtagsabg.), Wilhelmine Wiechowski etc.

**2. Im künstlerischen Teil:**

Lou Andreas-Salomé, Elsa Asenijeff, Marie Luise Becker, Helene Böhlau, Ida Boy-Ed, Carry Brachvogel, Mme. Alphonse Daudet, Elisabeth Dauthendey, C. Eysell-Kilburger (Frau Victor Blüthgen), Ilse Frapan, Wilhelm Holzamer, Felix Hübel, Ricarda Huch, Maria Janitschek, J. von Keyserling, Else Jerusalem-Kotányi, Elsa D'Esterre-Keeling, Franziska Külpe, Isolde Kurz, Hedwig Lachmann, Franziska Mann, Mathilde Mann, André Lichtenberger, La Mara, Carl Larsen, Oscar Levertin, Grete Meisel-Hess, Karin Michaelis, Margarete von Oertzen, Per Hallström, Gabriele Reuter, Erika Riedberg, Claus Rittland, Manuel Schnitzer, Wilhelm von Scholz, Amalie Skram, Lulu von Strauss-Torney, Ottokar Tann-Bergler, Carmen Teja, Lu Volbehr, Olga Wohlbrück etc.

Um sich aber eine Vorstellung von dem Werke zu machen und den Zielen der Frauen-Rundschau, muss man wenigstens eine Nummer der Frauen-Rundschau gesehen haben, und es werden daher gern umsonst und postfrei an jede aufgegebene Adresse

**Probenummern**

versandt von der Geschäftsstelle der Frauen-Rundschau in Leipzig-R., Goeschenstrasse 1.

***Wir bitten um freundliche Angabe von Adressen!***

Druck von E. Haberland, Leipzig-R.

Geschäftsstelle der „Frauen-Rundschau“: Leipzig-R., Goeschenstr. 1.






## Inhalt.



MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-REUDNITZ




# Haschîsch*)

von Dr. Adolf Hagen. Kairo, 1902.

Ich hatte die Haschîschpfeife abgesetzt und sank auf die Kissen meines Ruhebettes.

Unendliche Ruhe floß mir beseligend durch den Körper bis in die Zehen- und Fingerspitzen. Ich hätte kein Glied rühren mögen, ich empfand nicht den leisesten Wunsch darnach, denn jeder Wunsch ist schon gedämpfter Schmerz, und dieses Gefühl war für mich vollständig erloschen.

Als hätte die Unrast nie mit allen Wehen einer Unheilszeit Gefühl und Denken, Herz und Kopf durchtobt und vom tiefsten Grund aus aufgewühlt, so lösten sich alle Gefühle in wunschloses Schauen auf, nur hoch darüber hin flogen wie fernhin zerfließende Federwolken noch einige abgerissene Gedankenfetzen —

Dann war es einen Augenblick lang, als ob sich die farblos getünchten Balken der Decke des arabischen Cafés, in dem ich ruhte, zu menschlichen Gestalten umformten, die im wirren Gedränge auf mich einstürmen wollten; aber ehe sie auf mich, der ich allen ihren springflutartigen Bewegungen mit weitgeöffneten, nach aufwärts gerichteten Augen, ohne eine Spur von Furchtgefühl folgte, — einstürzen konnten, löste sich der Knäuel, und in beruhigtem Dahinebben flossen sie als unübersehbar lange Reihe stillheitrer Bilder ab.

Ich sah mich selbst in diesen Bildern, und mir war doch, als wäre es ein anderer und als lebte ich mein Leben in neuer Gestalt nochmals durch, aber gänzlich losgelöst von den der Wirklichkeit anhaftend gewesenen Schladen des Leides, die sonst auch die Wiederholung der Lichtblicke des Lebens nicht in das Bereich unserer Wünsche kommen und bereits durchlebtes Leben niemals da capo begehren lassen.

So sah ich mich als Kind am Hausbrunnen mit meinem Freunde, dem zottigen Phylax, in der Sonne liegend den wonnigsten Kêf halten, während durch die in der Julisonne brütenden Baumwipfel des Hausgartens ein linder Hauch wehte, der sie leise erflüstern machte.

Ich freute mich kindlich am Lichterglanze des Fackelzuges zu Schillers hundertjähriger Geburtstagsfeier, einem der ersten Lichtblicke des erwachenden Bewußtwerdens einer Außenwelt.

Ich sah aus dem Erkerfenster des Vaterhauses in die schmale, ungradlinige Vorstadtgasse hinab, in der eben die gefangenen Piemontesen passieren, ich spiele wieder Fangball mit meinem gestrickten Hahn, bis er glücklich in der eben aufgetragenen Suppenterrine landet.

---

*) So heißt ein im arabischen Oriente stark verbreitetes, vorwiegend erheiternd berauschendes und in größerer Menge betäubend wirkendes Narcoticum, das aus den Blättern, Samen und Samenkapseln des indischen Hanfes (Canabis indica) bereitet wird. Diese werden in einem Mörser fein zu Mehl zerstoßen, das mit etwas Wasser vermischt, geknetet und sieben Mal ans Feuer gesetzt wird, wobei jedesmal ein erneutes Kneten stattfindet, bis die ganze Masse fest wird. Dann ist das Haschisch als ein dunkelgrauer bis dunkelbrauner, körnigharziger Kuchen fertig, wird in kleinen Stückchen auf den Tabak gelegt, in Zigaretten verraucht, oder als Zutat zu Speisen und Getränken genommen, oder endlich mit verschiedenen anderen Betäubungsmitteln, als Helleborus, Bilsenkraut, Stechapfel oder Opium in Conserven verarbeitet. Zum Rauchen des Haschisch wird hauptsächlich die Kokospfeife „Gôzeh", bei der die Schale einer Kokosnuß als Wasserbehälter dient, verwendet. Wenige Züge und ein letzter tiefer Zug, der den Rauch in die Lungen führt, genügen, um das Haschisch zur Wirkung zu bringen.

Dann ist es Sonntag. Mir wird ein blütenweiß gewaschenes Kleid angetan, und während sich die Mutter ihrerseits zum Kirchgange rüstet, krieche ich unter den Herd, wo ich in seligem Unbewußtsein meiner Reinheit die rußgeschwärzte Kaffeetrommel finde und auf den Schoß nehme.

Und nur zu bald kamen die unendlich langen, langen Jahre der Schule — aber Bilder ergaben sie wenig: der Geist war schon in die Tretmühle gespannt. Nur die Mutter, die beste von allen, sah ich wieder leibhaftig vor mir, wie sie mich liebevoll zur ersten Ferienfahrt rüstet und den schon zum Platzen vollen Tornister noch immer weiterstopft.

Und nun die Freuden der Wandertage in sonnig lachender Sommerflur, durch waldschattige Täler und Schluchten, an himmelspiegelnden Seen entlang und in die freieren Höhenlüfte, — eine neue Welt erschließend, die Welt des Naturahnens.

Bald kam auch das geliebte Weib, aber ihr Bild hatte nichts mehr mit den Stürmen der Leidenschaft gemein, die ihr Besitz gebracht hatte. Sie führte jetzt nur einen Reigen freudvoller Bilder erfolgreicher Arbeit, an dessen Schluß sich die Tochter reihte, wie sie an dem Schaffen des Vaters mit erwachendem Verstehen teilnimmt.

Und die Sonne sank. Es war ein Sonnenuntergang am Nil, ein Naturschauspiel, das jemand, der es mit Andacht genossen hat, ebensowenig je vergessen kann wie den Sonnenaufgang im Hochgebirge oder auf dem Meere, nur daß die Farbenpracht des Wüstenhimmels beim Scheiden der Sonne bei weitem eindrucksvoller wirkt als im Aufgehen.

In solchen Momenten wird der Sterbliche vom Hauche der Ewigkeit angeweht, und darum haften gerade solche Eindrücke am unauslöschlichsten. Es ist das Ahnen unvergänglichen Wesens im Wechsel des Seins, das sich des Menschengeistes bemächtigt.

Ich befand mich auf einem Sandhügel am Rande der Wüste, die Sonne vor mir wie eine Scheibe aus glühendem Metall. Der hellgelbe Abglanz der Wüste, der sich die Sonne rasch nähert, verwandelt das bislang tiefe Blau des Himmels in ein lichtes Meergrün. Die großen Pyramiden ragen in den glutflüssigen Abendglanz als dunkelviolette Schatten hinein, da sich die Sonne schräg hinter ihnen neigt und eine der Pyramidenflächen bereits dunkel liegt. Die Umrisse davon verschwimmen in lavendelgrauen Linien.

Das Antlitz der Sonne aber, in das ich jetzt unverwandt schaute, schien mir immer bräunlicheren Teint zu gewinnen. Daraus strahlten mir zwei brennende Augensterne entgegen, vom Weiß wie mit blendender Demantfassung umgeben, und ein dunkler Leib löst sich aus Wüstenschatten ab und schwebt und gleitet mehr heran, als daß er geht oder schreitet. Die Bewegungen der geschmeidigen Glieder sind wie die der trägen Kupferschlange, denn in lässigen, aber darum nur reizvolleren Windungen nähert es sich mir. Ich schaue in ein tief dunkelbraunes Mädchenangesicht. Das Mädchen streckt mir nur die Hand entgegen, — aber da erlischt rasch, wie man ein herunterbrennendes Licht ausbläst, der letzte Strahl der scheidenden Sonne, und Wüste und Mädchen tauchen im Dunkel unter. Sie macht es rasch, die Lebensspenderin des Niltals, wie um das Scheiden möglichst kurz und schmerzlos zu gestalten, so lange Wüste und Himmel noch sonnentrunken sind. Ich aber versinke in tiefen, festen und traumlosen Schlaf.

* * *

Als ich erwachte, fühlte ich die Glieder bleischwer, kein frischer Bewegungsdrang wie nach erquickendem Schlafe.

In dem Chaos von unzusammenhängenden Gedanken und nachzuckenden Empfindungen, die mein Gehirn zu einem wirr durcheinanderkrabbelnden Ameisenhaufen machten, stellte sich erst ganz nach und nach auch der Wunsch nach Bewegungsversuchen wieder ein, und dieser Wunsch allein schon verursachte Schmerz.

So blieb ich denn regungslos hingestreckt. Der Ideenabfluß in Bildern war geschwunden, ich sah über mir wieder deutlich die Holzbalken der Decke in dem nach arabischer Art gebauten Café, und die Gedankenfolgen begannen sich

in klare Reihen zu ordnen. Aus diesen aber löste sich schließlich ein Hauptgedanke los, um den sich alles zu gruppieren begann.

Ich sann, wie denn ein so beneidenswerter Zustand der Wunschlosigkeit im gleichzeitigen Wachen des Anschauungslebens, das ja die eigentliche und einzige Freude des Daseins bildet, wie dieses Glück des Orientalen im Haschischtraume, von dem ich nur genippt hatte, wohl ohne das gefährliche Mittel annähernd und dauernd erreichbar wäre?

Wie wäre jenes vollständige Ruhen des ewig drängenden und treibenden Wunschlebens, das sich als quälender Stachel all unseren Vorstellungen beigesellt, auch außerhalb des traumlosen Schlafes und des Todes zu erlangen, worin eben samt dem Wunschleben auch das an sich den einzigen Reiz des Lebens bildende Spiel unserer Vorstellungen selbst erlischt?

Wie wäre es möglich, die Seele im Genusse des Schauens der von allen anhängenden Schlacken unserer Wünsche oder Abneigungen gereinigten Vorstellungen, der reinen Erkenntnisse an sich, die allein den höchsten und dauernden Genuß des Lebens bilden können, schwelgen zu lassen?

Wie könnte man, in diesem Vollgenusse stehend, dennoch gleichzeitig alles Begehren oder Verabscheuen ausschalten, mit denen unser Ich alle Vorstellungen eigenherrisch immer wieder auf sich bezieht, wenn sie das Ich auch nicht im entferntesten zu berühren scheinen?

Da selbst im günstigsten Falle das Begehren nie restlos gestillt wird, die errungenen Tatsachen unseren Wünschen auch im günstigsten Falle nie vollständig Wort halten können, ist eben selbst für den Glücklichsten der Sterblichen noch immer in seinem nimmerrastenden Wunschleben selbst eine unversiegbare Quelle der Unlust gegeben, die um so stärker quillt, je stärker einem das Triebleben selbst im Busen sprudelt.

Das aber ist eben das einzige Geheimnis der Lustwirkung im Haschisch, daß es mit der Ausschaltung des Begehrens auch den Stachel des Schmerzes beseitigt, der dem niemals ganz zu stillenden Genußverlangen der Lebenden anhaftet.

Aus unserer Phantasie allein kann uns dieses Glück bei gesunden Sinnen nie und nimmer entspringen, so lange das Wunschleben als unbestechlicher Schätzmeister des Wertes oder Unwertes der vor dem Bewußtsein auftauchenden Vorstellungen normal fungiert.

Sein Herr, der unbedingte Botmäßigkeit von ihm heischt, das Ich, fragt nur nach Befriedigung durch das, was ihm förderlich, nach Entfernung dessen, was ihm schädlich und hinderlich scheint, und hat zu seiner jedesmal sofortigen Benachrichtigung eben den nimmermüden Wachtposten an die Schwelle des Bewußtseins gestellt, über die ihm das Hilfsheer der Vorstellungen einzig und allein zuströmen kann.

Kein Phantasiegebilde, und sei es noch so lebhaft, noch so täuschend der Wirklichkeit nachgeahmt, findet Gnade vor den Augen des mit sicherem Blicke schätzenden Wächters, und so lange er wacht, kann es nie mit dem Eindrucke der vollen, realen Wirklichkeit verwechselt werden. Der Schätzmeister fällt sein Urteil sofort und mit unfehlbarer Sicherheit; er entscheidet, was seinem Herrn zusagt oder nicht, was ihm wirkliches Leid und wirkliche Lust oder bloß eingebildete bereitet und ist oder zu sein scheint. Auch von den einschmeichelndsten Spielen der Phantasie läßt er sich im Ernstfalle, da es sich um Wohl und Wehe seines Herrn handelt, nicht bestechen, mag sie ihm ihre glänzenden Schaupfennige noch so eindringlich als bare, gangbare Münze preisen, immer frägt er nach dem wirklichen Leid- oder Lustwerte der dargebotenen Vorstellungsmünzen zu allererst, und mit diesem kann die Phantasie nicht dienen, da eingebildete Lust und bloß subjektiv angeschautes oder selbst erinnertes und nicht unmittelbar empfundenes Leid entfernt nicht an wirkliches heranzureichen vermag. — In Wahnsinn aber geht das Ich unter, wenn dieser Schätzmeister sich wirklich berücken läßt und den Schein der Täuschung für bare Münze annimmt.

Doch aber könnte die Phantasie vielleicht dann zugleich die Forderungen des unerbittlichen Schätzmeisters auch bei gesunden Sinnen voll und dauernd mit ihren Wertzeichen

befriedigen, wenn sie dem erkenntnishungrigen Ich Vorstellungen und Ideen, Definitionen der Dinge geben würde, die nicht bloß unseren menschlich mangelhaften Begriff, sondern das Wesen selbst des Auszudrückenden voll und restlos decken und damit auch den Wächter der Wünsche zufriedenstellen.

Und diese Befriedigung wäre unbedingt sogar die weitaus höhere, ja, die allerhöchste, die es überhaupt geben kann, sie würde von jedem und in jedem Falle der Befriedigung durch die doch immer nur mangelhaft und stückweise erkannte und eben deshalb auch nur unvollkommen empfundene Wirklichkeit vorgezogen werden.

Wer uns auch nur erst von einem einzigen Dinge in der Welt eine solche vollständig adäquate Definition, also recht eigentlich dessen platonische Idee geben könnte, der hätte der Menschheit unzweifelhaft die größte Errungenschaft aller vergangenen und zukünftigen Zeiten erwirkt; denn hätten wir sie vorerst auch nur von einem einzigen Wirklichkeitsatome gefunden, so wäre sie uns, nach derselben Methode eruiert, ohne Zweifel von allen Dingen der Außenwelt und von uns selbst gesichert.

Wem dies zu finden gelänge, der müßte gewaltiger als alle Dichter und Denker, Künstler und Propheten, Herrscher und Heerführer in die Geschichte der Menschheitsentwickelung eingreifen, denn er würde uns einfach nur seine Anweisungen, seine Rezepte auf die bare und überdies aller Unvollkommenheiten entäußerte, weil transcendente Wirklichkeit, zu verschreiben brauchen, und wir hätten diese auch schon in adäquaten Dosen gegeben; insofern eben nur in dem vollen, restlosen Erkennen eines Dinges, auch dessen Besitz besteht in dem Erkennen, ohne das wir eben nichts wirklich und ganz besitzen können. Ein jedes Ding besitzen d. h. genießen, für unsere Zwecke benützen, können wir immer nur insoweit, als wir auch den Komplex seiner wahren Eigenschaften, die eben seine Wesenheit ausmachen, kennen, und eine nur partielle Erkenntnis ist also auch immer nur partieller Besitz, partielle Verwendungsmöglichkeit.

Folgerichtig aber müßte die Erkenntnis der transcendenten Wirklichkeit und Wesenheit der Dinge recht eigentlich das „Tischlein deck dich" und alle Zauberkünste der Märchenwelt in die Wirklichkeit übertragen.

Wir würden ungezählte Eigenschaften an den Dingen erkennen, die uns heute vollständig unbekannt sind und verborgen bleiben müssen.

Die Wirklichkeit selbst aber wäre für uns aller ihr jetzt noch anhaftenden Unvollkommenheiten entäußert, die doch immer nur in unserer jetzigen Unkenntnis ihres wirklichen und wahren Daseins- und Wesensgehaltes liegen, denn die Wirklichkeit kann nur für unsere unvollkommene Erkenntnis Gradunterschiede der Vollkommenheit zu haben scheinen, an sich kann sie irgendwie unvollkommen gar nicht gedacht werden, denn an sich ist sie einfach und sonst nichts, sie ist, wie sie ist und kann gar nicht anders sein.

Ist uns aber dieses Sein an sich mit Hilfe der die allein wirklichen, d. i. transcendentalen Eigenschaften des Dinges deckenden, adäquaten Definition gegeben, dann erst ist auch der Pessimismus für alle Zeiten und für alle Menschen ad absurdum geführt, dann wäre diese Welt für uns auch wirklich die beste aller möglichen Welten, denn dann wäre ja die Quelle der ewigen Enttäuschungen, die uns Welt und Dinge bereiten, für immer versiegt, Enttäuschungen, die undenkbar sind, in dem Momente, da wir das Wesen der Dinge restlos erkennen und nicht länger verdammt sind, im Dunkel zu tappen über das, was Welt und Dinge losgelöst von unserem so oft und so weit irreführenden Sinnenscheine sind.

Wir brauchten dann nur das die Wirklichkeit deckende Rezept der transcendentalen Erkenntnis der Dinge, das der Geist aus sich kostenlos und in fehlerloser Vollkommenheit schaffen würde, zu empfangen, und jeder kann bei einer Schüssel Kartoffeln ein Gelage mit Schaumwein und Austern, Trüffeln und Lampreten feiern, so oft er will und wann er will.

Unglückliche Liebe mit all ihren schließlich doch nur auf der Inkongruenz von Vorstellung und Wirklichkeit beruhenden traurigen Folgen

wäre einfach unmöglich, könnten wir die restlos adäquate Definition der Geliebten haben, die uns für deren Besitz vollkommen entschädigen würde, denn diese Definition würde zugleich der Besitz selbst in höchster Vollendung sein. Ist doch schon jetzt bei dem mangelhaften Stande unserer Erkenntnisse jeder Besitz auch nur eine Vorstellung wie jede andere in unserem Bewußtsein, und nichts anderes als die Definition eines Vorstellungskomplexes, soweit eben dieses unser Erkennen vom besessenen Gegenstande reicht, es müßte folglich die vollendetste Vorstellung auch der vollendetste Besitz sein und umgekehrt.

Darum eben, weil vollendetster Besitz und das damit untrennbar vereinte vollendetste Glück selbst nichts anderes als vollendetstes Anschauen sein kann, können wir uns ja die Seligkeit des Himmels selbst, also den denkbar höchsten Grad des Glückes, von dem jeder träumt, nicht einmal anders denken, als eben wieder nur in Form der dem Besitze und Mitgenusse gleichkommenden Anschauung, d. i. der adäquaten, unmittelbar angeschauten Vorstellung des ewigen Glückszustandes der Gottheit.

Dante selbst, der Meisterschilderer des Glückszustandes im Paradiese, weiß von keinem anderen Glücke der Seligen zu berichten, als dem, das lediglich in dem schauenden, unmittelbaren Erkennen des ewigen Wesens gelegen ist, in dem

„Das Unbedingte, das Bedingte, beider
Verhalten zu den Daseinsformen
In Eins zusammenfließt.“*)

Folglich hätten auch wir Sterbliche so recht eigentlich schon den Himmel auf Erden, könnten wir das Wesen der Dinge schauen, wie sie sind, nicht bloß, wie sie uns zu sein scheinen. Alles Unglück, Krankheit und Leiden aller Art wären alsdann mit einem Schlage und ein für allemal aus dieser Welt geschafft, denn das Universalheilmittel, der Stein der Weisen wäre gefunden mit dem adäquaten Begriffe des glücklichen Daseins, dessen wir uns durch unsere volle Erkenntnis seines Wesens allein schon teilhaft machen könnten, wir würden uns damit das gediegene Gold reinen Glückes aus den Steinen des Leides, die uns der jetzige Zustand unserer Welterkenntnis in reicher Fülle darbietet, wandeln können.

Der ethische und damit selbstverständlich auch soziale Idealzustand wäre mit eins geschaffen, denn jeder könnte sich die unmittelbare Einsicht in das wahre Wesen und die sich daraus ergebenden Folgen der Taten verschaffen und böse, also strafbar wäre nur der, der dies absichtlich unterläßt. Da aber jeder das nur auf diesem Wege erreichbare Glück will, wird dies niemand mehr unterlassen, denn er könnte es auch gar nicht. Jeder würde alsdann unmittelbar erkennen, was Wesenheit für Welt und Menschen ist, was nicht, und damit wäre auch auf dem Gebiete des Tuns und Wollens das Böse und sozial Schädliche als eigentliches Prinzip des Vergänglichen und Scheinhaften aus der Welt geschafft, insofern auch das ethische und soziale Ideal nur in dem wesenhaften Sein an sich begriffen ist und nur in diesem seine Daseinsbegründung haben kann.

Mit einem Worte, was die wesenhaften Urbilder der Dinge, deren vielgestaltige, mannigfache Abbilder die Wirklichkeit in lediglich unvollkommener Gestalt als die uns allein gegebene subjektiv-objektive Sinnenwelt gibt, was die übernatürliche Idee jedes Dinges bei Platon ist, das wäre für uns eine solche adäquate Definition, ein restlos seinen Gegenstand deckender Begriff. Aber diese Ideen konnte uns der große, phantasiebegabteste Denker des griechischen Altertums so gut wie bisher jeder andere Heilsapostel der Menschheit nur für ein besseres Jenseits verheißen, wo sie in für den Sterblichen unnahbarer Majestät thronen, womit uns nicht geholfen ist. Wenn es überhaupt ein solches Jenseits hinter den Dingen dieser Welt gibt, was bekanntlich weder bewiesen noch durchaus stichhaltig widerlegt werden kann, — dann wird, wie wir bisher bereits sahen, ein seliger, d. i. dauernd befriedigender Zustand schließlich für jeden bestehen können, nur aus der unmittelbaren, dem Genusse selbst gleichwertigen, ihn geradezu allein

*) Dante, Paradies XXXIII. Gesang, V. 88—90. übers. B. Carneri.

ausmachenden Anschauung dieser Ideen, d. i. der die Dinge, die Objekte in der Welt vollständig und restlos deckenden Ideendefinition, und jeder würde, da er dort im Jenseits alles vereint fände, was Welt und Dinge überhaupt wesenhaft ausmacht, alles auch wirklich finden und in allein real genießbarer Anschauung auch besitzen, was er hienieden vergeblich zu seiner vollen Befriedigung suchte und anstrebte oder zu genießen nur meinte, da er doch in Wirklichkeit nur seine stets mangelhaften Vorstellungen der Dinge genießt und aller irdische Genuß eben nur hierin besteht, also notwendig immer unvollkommen, befriedigungslos und enttäuschungsvoll bleiben muß. Jeder müßte im Anschauen der ewigen Ideen tatsächlich immer nach seiner Façon selig werden, was hienieden bekanntlich unmöglich ist, weil, abgesehen von allen bisher erörterten Erkenntnismängeln, hier im Erdenleben überdies noch immer die Seligkeit des einen der des anderen im Wege steht, was jenseits von Gut und Böse natürlich nicht der Fall sein kann. Dort müßte die Seligkeit auf jeden Fall für alle auslangen, keiner könnte zu kurz kommen, da ja das Genießen schon im erkennenden Schauen des Urseins selbst liegt, das allen gleich zusteht, und keiner könnte anders, er müßte in seiner Weise selig sein, da er immer schauen und folglich genießen kann, was ihn beseligt.

Natürlich auch müßten unbedingt alle oder überhaupt keiner zur ewigen Seligkeit gelangen, denn niemand kann doch für das größere oder geringere Maß der Beschränktheit seiner Einsicht erst nach dem Leben noch aufkommen, eine Beschränktheit, die eben seine Handlungen, sein Erkennen, Meinen — und Glauben im Diesseits notwendig bestimmt hat. Da folglich alle Sünde nur Dummheit wäre, diese aber bekanntlich doch wieder keine Sünde sein kann, müßte notwendig der Dümmste wie der Klügste, der Schlechteste wie der Beste gleich selig werden, oder keiner von allen würde es werden.

(Schluß folgt.)



# Alfred Mombert

## Der Denker

Eine Studie von Hans Reinhart

„Wollust ist meines Daseins Zeugungskraft.
Ich bin der Mittelpunkt, der heil'ge Quell,
Aus welchem jede Sehnsucht stürmisch fließt,
Wohin sich jede Sehnsucht, mannigfach
Gebrochen, wieder still zusammenzieht.

Novalis.

„— Denn nur Melancholie, dämonisch denkende kann dich befrein. —"

Alfred Mombert.

### I.

„Um die Natur zu begreifen, muß man die Natur in ihrer ganzen Folge entstehen lassen. Bei dieser Unternehmung muß man sich bloß von der göttlichen Sehnsucht nach Wesen, die uns gleich sind, und den notwendigen Bedingungen, dieselben zu vernehmen, bestimmen lassen; denn wahrhaftig, die ganze Natur ist nur als Werkzeug und Medium des Einverständnisses vernünftiger Wesen begreiflich. — Der denkende Mensch kehrt zur ursprünglichen Funktion seines Daseins, zur schaffenden Betrachtung, zu jenem Punkte zurück, wo Hervorbringen und Wissen in der wundervollsten Wechselverbindung standen, zu jenem schöpferischen Moment des eigentlichen Genusses, des inneren Selbstempfängnisses."

Diese Stelle aus den „Lehrlingen zu Saïs" von Novalis war es, die mir während der Skizzierung meiner vorliegenden Studie wie ein großer, klarer Stern vor der Seele stand. — Wochenlang blieben die Aufzeichnungen liegen, eines Abends aber ging mir das Herz auf, und die Worte flossen mir gleichsam aus der Feder. Nun liegen sie als Essay vor mir, und wenn ich diesen nun der Öffentlichkeit übergebe, so geschieht es aus einem Bedürfnis heraus, das der vorurteilsfreie Leser — und nur an ihn kann ich mich in meiner Arbeit wenden — wohl verstehen wird.

Es gibt eben doch gewisse Werke, in denen sich der Künstler ganz ausgibt, in denen er gleichsam von sich selber Abschied nimmt. Meistens sind es zwar nicht die letzten Werke, und so will ich denn in dieser Hinsicht auch über den „Denker"

nichts Endgültiges ausgesagt haben, denn auch Gefühl ist nicht immer Voraussehung.

— „Obs möglich ist, hier einen Weg zu bahnen" — dieses Wort habe auch ich zu mir geredet, als ich im Begriffe war, meine Studie zu schreiben. — Hoffen wir, daß es nicht unmöglich ist, hoffen wir, daß es noch ein paar Menschen gibt, die rein und willig sind, Träume und Offenbarungen eines tiefernsten Dichters in sich aufzunehmen. Freilich heißt es damit „gegen den Strom schwimmen", vernahm ich doch aus dem Munde des Dichters, daß ein gewisser Lyriker namens Alfred Mombert noch vor wenigen Jahren, anläßlich einer öffentlichen Rezitation durch Richard Dehmel, ausgezischt und in den Zeitungen als Wahnsinniger verschrieen und als Stümper gebrandmarkt wurde. Ist es da ein Wunder, wenn heute sozusagen „kein Mensch" etwas von Alfred Mombert weiß? — Von „Alfred Mombert-Litteratur" kenne ich nur sehr weniges. Sie mag vielleicht größer sein als ich denke, jedenfalls aber hielt ich es für überflüssig, all dem Geschwätz, das selbst z. T. aus dem Munde privilegierter Litteraten stammte, nachzuspüren. Ich fühlte mich wohler, ohne diesen Ballast an meine Arbeit gehen zu können. Und so will ich denn hier auch nur vier Menschen nennen, die mit einer Ehrfurcht und einem Verständnis über Alfred Mombert das Wort ergriffen, wie es den meisten unserer heutigen Kritiker gänzlich abgeht. Diese vier Menschen heißen: Max Bruns[1]), Gustav Kühl[2]), Arthur Möller-Bruck[3]) und Paul Wiegler[4]). — Möller-Bruck hat ein gutes Buch geschrieben: „Die moderne Litteratur". Das Werk beginnt mit Nietzsche und schließt mit Mombert, dessen Wesen und Werke der Verfasser in einem besonderen Abschnitt betrachtet. Sechzehn Seiten des Möllerschen Buches sind Alfred Mombert gewidmet, und zwar namentlich seinen ersten drei Werken, die ich in meiner Studie nur anführen werde, da es mir darum zu tun ist, das entschieden letzte (wenn gleich nicht allerletzte) Werk, den „Denker", ausführlich zu besprechen.

Ich habe die vorliegende Studie geschrieben, um mir eben selbst einmal über das klar zu werden, was eigentlich das Wort Kunstwerk und im weiteren Sinne, was das Wort Dichtwerk bedeutet. Und da habe ich denn gefunden, daß es hier weder ein Gut noch Böse, sondern stets nur ein Wie und Was gibt. Denn nur aus wahren Gedanken in wahren Formen entsteht das Kunstwerk, das wahrhaftig und deshalb immer gut ist. Träumen, und dem Geträumten letzte Gestalt und Form geben, das ist alles Schaffens Sinn. Vergleichen wir die größten Kunstwerke, wir finden immer dasselbe bestätigt. Jedes echte Kunstwerk aber entspringt nach J. Kerner „ewig aus dem Menschenherzen, das ein tiefes Leid durchglüht". Jedes echte Kunstwerk ist demnach eine Tragödie in sich selbst, eine Tragödie aber, die auch wieder nur aus dem Geiste der Musik geboren wurde. Somit ist also auch das kleinste wie das größte wahre Kunstwerk tief innerlich musikalisch (vergl. „Faust" und „Wanderers Nachtlied"). Gestalten! Form geben! Das ist es ja gerade, woran man den echten Dichter vom bloßen Verslemacher und Charlatan erkennen kann. Poesie ist nie und nimmer aus Regeln erwachsen, vielmals haben gewisse — höchst überflüssige — Menschen die „Regeln der Poetik" der wahren Poesie entnommen. „Darum gibt es auch — wie Giordano Bruno sagt — ebensoviel Arten und Gattungen richtiger poetischer Regeln, als es Arten und Gattungen wahrer Dichter gibt."*) Das schöpferische Genie kennt keine anderen Regeln als die ureigenste, eine Regel, die, ein unerschütterliches, ewiges Gesetz, in der verborgensten Tiefe seines Innern ruht.

„Ich bin ein Gesetz nur für die meinen,
ich bin kein Gesetz für alle."

Also sprach Zarathustra.

Und auch in Stefan George's Vorspiel zum „Teppich des Lebens" lesen wir:

„Sind auch der Dinge Formen abertausend,
Ist dir nur eine — meine — sie zu künden."

Da aber die Musik und vor allem die symphonische Musik die Kunstart ist, in der am wenigsten Greifbares erzählt, dafür aber am stärksten Gefühltes zum Ausdrucke gelangt, so muß schließlich jedes große und echte Kunstwerk in sich eine Symphonie darstellen. Eine Symphonie, darin jeder Ton höchste Notwendigkeit ist, — wo nichts getrennt werden darf, wo alles zu einem großen Ganzen wirken muß. — Alle Großen haben dies angestrebt. Ich erinnere nur an Wagner und Nietzsche und neuerdings an Alfred Mombert und Stefan George.

Ich stelle absichtlich diese zwei so verschieden gearteten Dichter wie Mombert und George einander gegenüber, und zwar deshalb, weil sie eben, trotz ihrer grundverschiedenen Ansichten über poetischen Ausdruck, doch beide das eine Große anstreben, nämlich das Dichtwerk, das unzertrennlich als solches wirken soll.

Es wird den vielen nie und nie durch Rede,
Es wird den seltnen selten im Gebilde.

Stefan George, „Der Teppich des Lebens".

---

[1]) Max Bruns, Laterna magica (Ein Antiphantasus). Minden.
[2]) Gustav Kühl, Mombert („Die Gesellschaft", XVIII. Jahrgang, Heft 20).
[3]) Arthur Möller-Bruck, Die moderne Litteratur (Schuster & Löffler).
[4]) Paul Wiegler, Afred Mombert (Litterarisches Echo, V. Jahrg. No. 9).

*) Auch Arnold Böcklin sagt einmal etwas Ähnliches.

Doch beginnen wir mit dem Zuerstgenannten, mit Alfred Mombert. — Momberts Dichterreich ist das Weltall „mit allen seinen Freuden und Leiden“, also mit seiner ganzen Tragik der sich bald anziehenden, bald wieder fliehenden Gestirne, die uns Liebe und Haß zugleich repräsentieren. Und so behaupte ich, daß auch Momberts Dichtung in ihrem innersten Wesen tragischer Art ist, mag der Dichter nun auch mit seinem „Glühenden“ die Tragödie des Alltags verlassen und vergessen haben.

Mombert schafft in erster Linie mit dem Geiste, d. h. der Geist ist es, der die großen Bilder und Träume schaut und aufnimmt. Damit aber diese Bilder festgehalten und wiedergegeben werden, muß das Gefühl hinzukommen, — müssen diese Eindrücke gleichsam ihren Weg durch das Herz in die schreibende Hand nehmen. Und hier trifft Mombert eben wieder mit Kerner zusammen, der, wenn auch nur schlicht und schüchtern, doch im Grunde genommen das vertiefte Wesen des Kunstwerkes wohl erfaßt hat. Die wahre Seele eines echten Kunstwerkes ist eben doch das religiöse Moment, und dieses kommt allein nur aus der Urtiefe unseres unbewußten Innenlebens. Es ist deshalb unsinnig, wenn Mombert im Anfange seiner „Schöpfung“ sagt:

Auch er, mein letzter, ist abgereist,
Jetzt ist mein Herz nur noch Geist.

Es ist dies denn auch weiter nichts wie eine pathetische Phrase; weiß doch Mombert nur zu gut, daß er ein Herz, ein fühlendes Menschenherz, besitzt. Und so kommt es denn auch, daß er, im Gegensatz zum obigen, diesem unsichtbaren Gottestempel an mehreren Stellen seine teils natürliche, teils symbolische Bedeutung nicht versagen kann:

Mir ward das Herz so schwer, so schwer.

oder:

Mein Herz glänzt überm Meer.

oder:

Ich trage ein glänzend Herz in den Händen.

u. a. m.

Gott ist Geist, ist allein unbewußter Wille. Der Mensch aber kann nun einmal nicht nur Geist sein, mag er sich auch in seltenen Stunden als weltschöpfender Gott fühlen; mit seinem Leibe, mit seinem fühlenden Herzen haftet er eben ewiglich am Irdischen, und nur die Sehnsucht (Mombert bezeichnet sie allerdings als den „peinlich zu tragenden Erdenrest“), nur sie ist es, die die goldene Brücke zwischen ihm und Gott, — dem rein Geistigen, bildet. Auf dieser uferlosen Brücke aber lauern die großen Gedanken. Unsichtbar lauern sie auf den, der in tiefer Sehnsucht hinüberschreitet. Denn Schöpfergedanken werden nur im Momente grenzenloser Sehnsucht empfangen — unbewußt — „sie überfallen uns gleichsam“, wie sich Nietzsche einmal äußert. Ja, betrachten wir nur die letzten Werke der größten Meister, betrachten wir den „Faust“, den „Zarathustra“, die „Neunte Sinfonie“, das „Requiem von Mozart“, den „Parsival“, die „Melancholie von Böcklin“, — wie wäre je solches entstanden ohne die große Sehnsucht nach dem Höchsten — Letzten? —

Diese Sehnsucht aber wurzelt allein nur in unserm Innern — „im Herzen“, wie die Menschen zu allen Zeiten gesagt haben. Hier wird der Geist, der aus Unendlichkeiten kommt, geläutert und in neue Bahnen geleitet. Hier wird das Ungenannte erst genannt und bewertet. Hier muß sich Wahr und Unwahr scheiden. „Gefühl ist alles!“ — Wer aber nur mit seiner Intelligenz, mit seinem Verstand arbeitet, gehört nicht in den Tempel der Kunst! — „Im Herzen steckt der Mensch“, sagt Schopenhauer, „nicht im Kopf!“ Siegt jedoch einmal der Verstand über das Gefühl im Dichter, nun, dann sinkt er eben rettungslos zum bloßen Schriftsteller herab, und um diesen haben wir uns nicht weiter zu kümmern. — Auch Mombert ist dieser Gefahr nicht immer entgangen; besonders nicht in seinem dritten Werke der „Schöpfung“. Ich denke hier hauptsächlich an die höchst überflüssigen, pretentiösen Fußnoten, sowie auch an einige Textänderungen in den Neuauflagen, die mich seltsam berührten. Doch halten wir uns hier nicht auf. Das letzte Werk „Der Denker“ ist ja gottseidank frei von solchen Dingen!

Gehen wir nun zu Stefan George über, so finden wir hier einen Dichter, der alle seine Gedanken und Bilder, seien sie nun stark und männlich, seien sie nun wieder sanft und kindlich, in eine durchgehend gleichmäßige, starre, wenn auch große Form zwingt, eine Form, durch die dann aber auch seine Bilder und Gedanken einen oft allzu monotonen Klang erhalten. Georges Poesie gleicht auch eher einem kunstreich geflochtenen Gewebe als einer großen Glocke, mit der ich hier Momberts Dichtung vergleichen möchte. Bei Mombert eben bricht der Gedanke gleich einem Bergstrom sich selbst die Bahn, — oft in wildem Schäumen sich überstürzend, oft wieder ruhig und klar dahinfließend. „Torsi sind und bleiben Momberts Dichtungen“, sagt Gustav Kühl in seiner Besprechung. Gewiß. Aber ließen sich in diesem Falle jene Dichtungen nicht eher mit den wuchtigen Skulpturen eines Rodin vergleichen? Ich glaube doch. Denn gleich wie bei dem genialen französischen Bildhauer das Kunstwerk aus dem Stein hervorquillt, um, kaum geboren, wieder darin zu versinken, also tauchen auch Momberts Schöpfungen aus dem Chaos; oft ganz unförmlich und halb

verhüllt von dem Urnebel, dem sie entstiegen. Ich habe Momberts Dichtung mit einer Glocke verglichen, und zwar denke ich mir eine Glocke, die ohne Klöppel an einem Seile befestigt frei in der Luft geschwungen, allmählich von selbst zu tönen beginnt. In dieser Weise ungefähr entwickeln sich bei Mombert Reim und Rhythmus. — Hier liegt die Größe, zugleich aber auch die Gefahr dieser Art des Aus-sich-heraus-Produzierens; denn verliert erst einmal dieser gewaltige Glöckner die Gewalt über sein dröhnendes Erz, so entreißt sich dieses seinen lenkenden Händen und saust nun haltlos ins Unendliche hinaus, um bald aus herrlicher Höhe herabzustürzen und nun in elender Tiefe rettungslos zu zerschellen. Titanen wie Beethoven, Michelangelo und Goethe haben es vermocht, ihrer „furchtbar schaffenden Natur" die Bahn zu weisen, ohne an ihr selbst zu Grunde zu gehen. — Daß Mombert diesem Ungeheuer Ich stets Stand halten wird, glaube ich hoffen zu dürfen; die gefährlichste Klippe hat er, meines Erachtens, bereits in der „Schöpfung" glücklich umsegelt. Was dieser ganze Kampf aber für den Dichter bedeutete, werden selbstverständlich nur die wenigsten einsehen; den vielen wird Momberts Dichtung stets nur eitel Narrenspiel sein.

In der „Schöpfung" ruft Mombert einmal aus: „Es gibt nichts Größeres als das Schaffen!" George aber würde hier wohl sagen: „Es gibt nichts Größeres als das Formen!" —

Nun, beide mögen Recht haben. — Wer nun aber von beiden der größere ist, bleibt Sache der Ansicht. Darüber viel Worte zu verlieren, halte ich für überflüssig. George wird eben stets der feinsinnige, strenge Gothiker, Mombert stets der große Metaphysiker, zugleich aber auch der gewaltige Plastiker bleiben. — Beide Dichter aber haben ihren Ernst und ihre Größe, und so mögen sich denn die Leute freuen, „daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können!" wie sich Goethe einmal Eckermann gegenüber äußerte. Vor allem aber sind beide Verkünder eines neuen Geistes, und dieser ist eben oft mehr wert als das einzelne Werk, namentlich bei stürmenden Vorläufern, — wie Arthur Möller-Bruck sehr treffend bemerkt. Beide Werke aber können nicht populär werden, und zwar deshalb nicht, weil sie eben gleich den Goetheschen Werken „nicht für die Masse geschrieben sind, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind." Aber auch dieses sagt der alte Goethe: „Wer nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben."

Daß Mombert und seine Dichtung, wie alle großen Meister und ihre Werke, nicht vom Himmel herunterfiel, sondern aus großen Vorbildern hervorging (anfangs Heine, später Nietzsche) ist klar und selbstverständlich. Mombert aber schlechthin als den Nachahmer des Arno Holz „zweiter Periode" hinzustellen, ist sinnlos und durchaus unberechtigt. — 1. hat Mombert seine drei ersten Dichtwerke bereits vor Holzens „Phantasus" geschrieben und veröffentlicht, und 2. hat Momberts Dichtung mit der Holzschen Mittelachsenpoesie mit ihrem immanenten Rhythmus absolut nichts zu schaffen. Holz ist und bleibt eben doch das starke Vers- und Reimtalent, das sich uns im „Buch der Zeit" so schön und kräftig gezeigt hat. Dieses Werk, sowie die gemeinschaftlich mit Johannes Schlaf verfaßten „Neuen Gleise" bedeuten in der deutschen Literatur eine künstlerische Tat. Alle späteren Experimente, die Arno Holz anstellte, halte ich für verfehlt, mochte sich der Vorführende nun noch so laut und aufdringlich als Revolutionär und „Entdecker einer neuen Dichtart" preisen und verherrlichen.

Die Sucht, gewaltsam Neues zu bringen, liegt allerdings im Charakter unserer Zeit, die aber eben solange gährendes Chaos bleiben wird, bis aus ihm einst das Genie entsteht, das wieder einmal alle zugleich beherrscht. Talente aber, die berufen sind Neues zu sagen, hat es zu allen Zeiten in mehr oder minder großer Zahl gegeben. Auserwählt aber sind stets nur die ganz Großen, die Genies, — und die sind bekanntlich höchst selten.

Ob Alfred Mombert einst zu jenen Auserwählten gehören wird, ist eine Frage, die nur die Zukunft zu beantworten vermag, sei es nun früher oder später. Daß er aber bereits zu den Großen gehört, sei hiermit behauptet und mit seinen Werken, insbesondere mit dem „Denker", bewiesen. Alles Zukünftige aber liegt in dunkler Ferne, und nur das Gegenwärtige ist es, worüber wir uns freuen können und dürfen. Schließlich aber schaffen wir doch für die Zukunft und nicht nur für die Gegenwart, die oft gerade achtlos und träge über das hinwegtritt, was allein wahr und gut ist, was allein das ewige Leben in sich birgt. Doch habe ich die vorliegende Studie auch geschrieben, um mir über das klar zu werden, was mir insbesondere dieses letzte Buch Momberts so groß und liebwert macht. Ich wollte einmal nach Möglichkeit den Gedankengang des Dichters in seinem Werke auffinden und verfolgen. Es war dies aber eine Wanderung auf Bergeshöhen, und es erging mir ähnlich wie im „Faust" oder „Zarathustra"; oft fand ich die ansteigenden Pfade, oft aber wieder hemmten mir Felswände und Nebelmeere den Weg. — Und wenn ich dann vielleicht auch den höchsten Gipfel nicht erreicht habe, so fand ich doch auf meiner Wanderung so viel Schönes

und Herrliches, dessen mir das Herz voll wurde; und je mehr ich staunte, desto mehr verspürte ich den inneren Drang, auch jenen fühlenden Menschen, die das Werk noch nicht kennen, zuzuwinken und ihnen den Weg zu zeigen, der mich hinaufführte.

---

## II.

„Es ist alles ungeheurer Traum."
Alfred Mombert.

Im Frühjahr 1901 ist bei J. C. C. Bruns in Minden Alfred Momberts viertes Dichtwerk „Der Denker" erschienen. — Es ist dem Sternbild Orion geweiht und trägt die Inschrift: „Quidquid feci, venit ex alto."

Mit dem „Denker" hat der dreißigjährige Dichter bis jetzt entschieden sein reifstes und bestes Werk gegeben. Vergleichen wir es mit den drei früheren Werken, so finden wir, was in „Tag und Nacht" keimte, im „Glühenden" Wurzel faßte und endlich in der „Schöpfung" wild und riesenhaft emporwuchs, nun mählich im „Denker" schwere und köstliche Früchte trägt. — Der „Denker" ist ein durchaus ruhiges, zugleich aber in sich musikalisches Werk von großer Schönheit. Es erscheint uns alles gefestigter, in sich geschlossener. Der Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen ist zwingender, klarer. Wir finden weniger Sprühwerk und Sinnentaumel, dafür aber mehr Marmor und eine große, aber starke Feierlichkeit. Momberts bisheriges Schaffen gleicht einer ungeheuren Sinfonie*), die ein wachsendes Crescendo darstellt, dessen dritter Satz die „Schöpfung", die meisten Fortissimi und zugleich die tollsten Dissonanzen enthält. Der „Denker" aber setzt schon zu Anfang mit großen, tiefen Akkorden ein, wie wir sie eigentlich ehedem bei Mombert nur selten gehört haben. Und diese Akkorde klingen auch überall durch, sei es nun an Stellen, wo tiefster Schmerz oder höchstes Glücksgefühl zum Ausdruck gelangen, sei es nun an Stellen, wo wir auf dem Boden der Wirklichkeit stehen, oder wo sich alles in ungeheuern Traum auflöst. Traum und Ruhe, das sind überhaupt die Momente, aus denen der „Denker" größtenteils besteht. Es ist alles viel geschauter, es ist alles mehr Wille und Phantasie eines Gottmenschen als das Händewerk eines allmächtigen Zauberers. Dies beweist schon gleichsam die „Bühne", auf der diese großen Dinge geschehen.

Im ersten Teil der „Schöpfung" trägt eine dunkle Woge den Dichter an ein einsam Inselland im Meere. In der Stille des hohen Mittags landet er und schreitet nun sinnend über den heißen, schattenlosen Ufersand, bis er endlich traumhaft vor einer Inschrift steht:

„Hier ist die Insel der Denker,
Hier wohnen die Schicksalslenker."

Und letztmals streifend, entdeckt er eine Höhle, darinnen ihm eine neue Seele und ein höchstes Glück verheißen wird. Aber zur Nacht stößt er ins Meerhorn und verläßt in seinem ruderlosen Boote den Strand, den er erst wieder im Denker aufsucht, um nun auf ihm seinen Herrscherpalast zu bauen, der sein ewiges Reich begründen soll.

Und so finden wir denn auch zu Anfang den Denker im Morgengrauen auf der Terrasse seines Hauses sitzen. — Hinter dem Ozean aber liegt das große, funkelnde Tier: das Chaos, und aus seinen Augen rollt dem ewigen Zimmermann das Licht zu über den Ozean.

Diese ganze tiefe, ruhige Feierstimmung beherrscht den ersten Denker: die Terrasse. Hier ruht der Schaffende nächtens von seinem Tagewerke aus, hier umrauscht ihn das Meer, dessen Größe mit ihm, der alles miterlebte, stirbt. Denn das Meer, das ist seine Geliebte; ihm schenkt er all seine zeitlosen Gesänge, gleichwie sein früher Bruder der sternbesäten blauen Nacht seine unsterblichen Hymnen weihte. Die Denkerinsel ist der Ort der Vollendung. Hier strömt das große Vergangene und das große Zukünftige zum Ewigen zusammen. Hier herrscht er, der Einsame, der Prophet, — der Denker. Unter hohem Mittag steht er vor seinem Palaste hochaufgerichtet, wachend. — Nur:

In einer Nacht erlosch die Ampel der Halle,
es fiel ein Schleier über mich.
Da landete am alten Hause
eine Schar von fremden Denkern.
Ferne Gestalten
stiegen aus, und standen in der Runde
draußen auf der Meer-Terrasse.
Ich hörte ihre zeitlosen Gesänge
in der schimmernden Brandung.
Fast sangen sie mich Ewigen in Schlaf.

Gleichsam ein Idyll bildet der zweite Denker: der Garten. — Man muß an die stillen, einsamen Frühlingsbilder von Thoma und Segantini denken, wenn man diese innig schönen Zeilen liest:

Ohne Leidenschaft, doch ganz in Liebe
komm ich zu dir und frage dich:
Willst du mich haben?
Ich sitze gern im Frühling in tauigen Gärten,
wo ein Wind weht
über ein Blumenbeet.
Und kommt der greise Gärtner nur vorüber,
so red ich gern mit ihm ein Viertelstündchen

---

*) Das dominierende, unendlich variierte und erweiterte Urthema finden wir im II. Teile der „Schöpfung" (pag. 182):

„Sonne, Feuer, Weib und Meer:
Das sind die heiligen vier Schöpferwunden,
die bluten in den glänzenden Traumstunden
und singen ein Lied von ewiger Wiederkehr."

von seinen Büschen und von seiner Erde;
ein Vogel singt im Baum.
Da reden wir, auch wir: was Menschen reden.
Und nehm ich dann ein Blatt vom Baum
und leg es dir auf deine große Hand,
so fühlst du das: du hast mein Herz.

Und noch einmal plaudert der Dichter mit dem Gärtner, der die erfrorenen Sträucher und welken Äste schichtet, und er sieht den Dichter wandeln in der Mondnacht und hört ihn flüstern unter hohen Bäumen.

Denn das ist alles Dichtung,
womit ein Mensch sich seine Schmerzen lindert.

Und er sieht die vielen Vögel hoch in Lüften schweben, die alle doch nur Schatten und Träume des Menschengeistes sind. Und inmitten des sprossenden Frühlings empfangen ihn die Gedanken von Tod und Ewigkeit.

Die Erde grab ich gern, die braune, feuchte.
Ich bin so oft gestorben.

Aber es wird Abend und er wandelt an das Ende seines Gartens:

Du findest zuletzt noch eine Bank,
tief, tief im Schatten
stolzer, ewiger Tannen.

Wann das Leben dich tötet,
lausche meinem Gesang.
Ich komme zu dir aus einem dunklen Gang
und trage ein glänzend Herz in den Händen.
Du mußt dich nicht wegwenden;
schaue mich an.

Im dritten Denker: die Sänfte, tritt zum ersten Male das Weib auf, das goldene, strahlende, das den Dichter erst sehend und schaffend macht. Freiheit und Erhabenheit weht uns aus diesem Teile entgegen.

Und nun beginnen in den folgenden sechs Denkern die wundersamen Wanderungen, Meerfahrten und Luftflüge, die der Dichter bald allein, bald in Gemeinschaft des Weibes oder anderer Traumgestalten, teils im Glanz der Sonne, teils in dem geheimnisvollen Schimmer des Oriongestirnes unternimmt. So finden wir ihn an Abgründen und Wasserstürzen, in ewigen Wäldern, auf Schneeländern, wo das Tief-Ewige fühlbar in seine Nähe kommt, (Sechster Denker: Der Scheiterhaufen), am Bergsee, darin der Tod, das mißratene Kind einer unreifen Welt, badet, (Fünfter Denker: Der Lorbeerkranz), oder in einem Tempel, wo die Stille des Abends ihren letzten Ausdruck erfährt:

Und still wars in dem Tempel. Nur die ferne
Brandung des Meeres, und das dunkle Rauschen
von Bäumen, und der Wandel einer Schlange
um eine Säule.

Und es geschieht, daß er sich selber in einer ungeheuren Landschaft sitzen sieht, (Siebenter Denker: Der Vorhang), oder einen erblickt, der vor ihm war, der aber so hoch steht, daß er nicht mehr schaffen kann. (Neunter Denker: Die Posaune.) Einen, den er bald als schlafenden Greis in den schmutzigen Gassen einer verbuhlten Stadt, (Vierter Denker: Der Palast) — bald als greisen Fährmann, der ihm den Weg zu seinem letzten Reiche weist, findet.

Und wir gewahren den Denker am wildgewordenen Meer in einer Säulenhalle sitzen und zechen, während sein Sohn sich im harten Chaoslicht verzehrt. Wir sehen ihn, wie er — ein schöner Wanderer — in einem schwarzen Sarge durch Wälder und Felsentäler getragen wird; wir sehen ihn, wie er im Schatten einer Felswand liegt und die Seele ungeheuer hinausweint, während ein riesenhaftes Orchester auf letzten Berggipfeln spielt. Und wieder findet er sich in einem Saale unter vielen Menschen, die in langen Reihen auf Stühlen sitzen, sie alle von den ungeheuern Tönen des Macht-Orchesters zu Skeletten verzehrt.

Aber in dunklen Hintergründen der Galerie
sitzt der Geist der Freiheit,
sitzt der Tondichter.
Den Fuß hält er gestemmt auf den Kopf des
Tieres im Abgrund:
und das Tier ist das Chaos.

Ein gewaltiges Bild, worin höchster Geist und größte Tat versinnbildlicht werden: Beethoven und die neunte Sinfonie! —

Und der Denker steht tief in Nachtwachen am brausenden Abgrund, wo eine Insel durch die Finsternis vorübertreibt.

Und auf der Insel flammt ein Scheiterhaufen.
Wenn du noch Bilder hast aus alter Zeit,
Gedanken noch, die dich anblicken,
dann lande jetzt an dieser Insel
und wirf sie in das Feuer.
Und willst du herrlich sein in langen Nächten,
dann leg dich selber auf den Scheiterhaufen.
Denn dieser Scheiterhaufen
ist das große Wonnebett des Geistes.

Und er sitzt im weiten, roten Büchersaale (Achter Denker) und schaut die Wunder, die draußen in seinem Reiche geschehen.

Aber die Posaune tönt, es naht die Stunde des Abschieds. — (Neunter Denker: Die Posaune.)

Und heute werf ich dem letzten sterbenden Meere
mein Ruder nach, und wende mich ab,
und ihm und mir geb ich die heilige Freiheit.

Sterbendes Meer, mein Herz, das dich liebte,
werf ich dir zu, und halte nicht zurück.

Und dein brechend Auge schafft uferlose Wonne
dem entfesselten Geiste.
Glückseliges,
begnadetes, geweihtes,
sterbendes Meer — doch auch deinem Namen
geb ich die Freiheit, und nenne dich nicht mehr.
(Zehnter Denker: Die Brücke.)

Und höher steigt der ewige Inselwanderer — wir glauben Zarathustra vor uns zu sehen, und doch ist es wieder ein anderer — höher steigt er, hinauf wo die Berge weinen, wo der große Wind so wundervoll daherrauscht. Und er findet den hochgewölbten Kiosk (Elfter Denker) hoch am Gebirge hingemauert. Dort war es, wo er seinen Freunden den ewigen Gestirnen gastlich manche Ruhestunde bot. Und die Höhenluft weitet ihm das Herz; hier oben ist er endlich der ganz Freie. Hier oben gilt es der furchtbar schaffenden Natur die Bahn zu weisen.

Aber ihn verlangt es höher hinauf und er erhebt sich in den seligblauen Äther und seine dunklen Schwingen tragen ihn, der da alles mit sich trägt — die Welt und die Gestirne — hinauf in die immer reiner und lichter glänzenden Schöpfersphären. Herrlich schwebt er empor, denn unter sich hört er das große Brausen, hört er das Meer, die Geliebte, die Geliebte. —

Da aber trifft ihn der Gesang eines frühsten Vogels draußen in der Dunkelheit. (Zwölfter Denker: Die Flöte.)

Ton über Urgebirgen
im Nebelmeer,
zeitloser Schlafsänger,
Einem singst du: Mir,
dem ewig Schlummerlosen.

Und sein Flügelschlag wird matter und er sinkt hinab an die Ufer eines Sees, der einst nicht war — und es ist alles um ihn her so fremd und neu, — er weiß sich selber nicht einmal zu nennen. Und den großen Vogel frägt er, der da über dem weiten See entschwebt; aber auch dieser vermag ihm keine Antwort zu geben. Und er sitzt und schweigt, — und noch einmal naht sich ihm sein Sohn — der schöne Jüngling mit der Fackel in den Händen —. Er läßt sein Saitenspiel ertönen und es naht sich ihm das Weib, das frühgeliebte.

Zu einem Saitenspiel lud ich dich ein —
da triffst du ein
in weißen Gewändern
mit blutigen Bändern —

Erhaben,
und wie ein Raubtier vergraben,
so schläft mein Geist.
Die hier ist eine Welt, die keinen tötet.
Von keiner Glut gerötet,
ruht sie in traum- und kummerloser Sphäre
und ist ganz Sein und Schwere.

— „Und wir waren
einst im Leben
allen neuen Reizen hingegeben" —

Er kam heran, Er faßt meine Hand.
Wie Waldbrand
floß Feuer zwischen meinen Haaren.
Ich war glühender Strom
und aufgetürmter Dom —

— „Aufschäumend an Säulen der Macht und Herrlichkeit!
Aufträumend über die Ränder der Welt!" —

Wolken hangen tief in mein Gesicht.
Ich bin ein geistdurchstürmtes Gedicht.
Das alte Lied, das meinem Herzen nah,
ich will küssen, oh ich will weinen.
Ihn hab ich ewiglang gesucht, ich sah
oft seines Fußtritts Bild in Urgesteinen.

Laß uns, laß stumm uns sagen,
was draußen nie ein Herz versteht,
das Ewige in allem Sagen,
was lächelnd auf- und untergeht —

— „Was dir das Leben gibt und nimmt,
was wie im Traum auf zitternden Meeren schwimmt" —

Hilf mir die Saite greifen
mit deiner lieben Hand —
nach fernem Schweifen
komm ins Heimatland.

Und noch einmal, ein letztes Mal steigt er bergwärts empor, — und da findet er auch den Gipfel, den er so lange gesucht.

Hier ist ein Gipfel.
Hier wurzelt neben dir eine so fremde Blume,
plötzlich, und so fremd und anders,
daß du blaß erschrocken lächelst.
Suche nicht länger!
Jeder Gedanke, den du jetzt noch schaust,
ist ein Irrgeist.
Hier ist ein Gipfel, suche keinen andern.

Und nun hebt sie an, jene wundersame Melodie der ewigen Ruhe; erst leise, dann immer voller und mächtiger:

„Hier ist ein Gipfel, um drauf einzuschlafen."

Nun schwindet alles Vergangene, und das große Zukünftige senkt sich ahnungsschwer auf des müden Wanderers erstrahlend Denkerhaupt.

Hier ist ein Gipfel, um drauf einzuschlafen.
Hier schwimmt das selige Glanzgestirn des Orion
welttief im Süden.
Und tief im Norden ruht der große Schatten
des alten Schmerzes,
der trinkt hinunter seine eignen Tränen,
Augen glühen aus metallischem Gesicht,
und große Schmetterlinge streifen
mit Flatterflügeln den gesunkenen Koloß.

Hier ist ein Gipfel.
Hier tönt ein Horn
in der weiten Einsamkeit.

Und er liegt und träumt, und die großen Vögel mit den goldenen Planeten in den Schnäbeln ziehen über ihn hin.

Sie schwimmen langgestreckt im Luftraum,
in ihren wilden Augen loht die Glut
der Sendung und des Ziels. —

Und im Nachtsturm segelt das gespenstige Schiff des ewigen Kapitäns vorbei, des Herrlichen, der da am Maste lehnt. Und wie er ihn, den urfrühen Zimmermann, zuerst begrüßte, grüßt er ihn jetzt und wird in alle Ewigkeit ihn grüßen.

— Des Blick ist weltenstark
hinausgerichtet, und er ankert im Chaos.
Des Geist ist Ewiges. Und große Vögel
mit Glanzplaneten in den Schnäbeln
über ihm und unter ihm,
sie sind ihm flüchtig hingehauchte Worte.

Aus dem Schiffsraum schwebt herauf,
alles überfunkelnd,
der zechenden Matrosen
Welt-Triumph-Gesang.

Da ertönt noch einmal die sanfte Schlummerweise:

„Hier ist ein Gipfel, um drauf einzuschlafen",

und in wunderbarer Ruhe und Verklärung klingt nun auch der zwölfte, letzte Denker aus:

Hier ist ein Gipfel, um d'rauf einzuschlafen.
Hier hörst du Paukenschläge aus der Tiefe.
Hier zuckt der Geist um deine Lippen.
Es hebt deine Hand sich in den Äther
weltauf.

Das ganze Werk aber endigt mit einem Epilog, einer gleichsam symbolisch-dramatischen Traumdichtung, wie wir sie ähnlich schon am Schluß der „Schöpfung" finden. In ihr hat der Dichter sein ganzes Leben und Schaffen in der denkbar erhabensten Weise versinnbildlicht.

Der zweite Teil von Momberts „Schöpfung" schließt mit zwei Worten, die wohl zu jenen ganz wenigen gehören, die das Ewige im Tiefmenschlichen voll und ganz in sich fassen:

Gott — und die Träume.

Diese zwei Worte möchte ich vor den „Denker", überhaupt vor Alfred Momberts ganzes Schaffen, stellen.



# Vier Fragmente

## von Richard Schaukal

### Die Cazadores.

**Der Feri kommt zum Edi.**

**„Grüss dich," sagt der Edi und streckt sich auf der Chaiselongue.**

**„Servus . . . Hab ich dich aufgeweckt?"**

**„Nein . . . Willst du eine Zigarre?"**

**„Ja. Bitte."**

**„Dort auf dem Schreibtisch."**

**Auf dem Schreibtisch steht eine fast leere Kiste Operas. —**

**Der Feri nimmt sich eine, denkt aber: „Warum bietet er mir keine bessere an?" . . .**

**Sie plauschen.**

**Von der Mizzi Schneider. Vom Toni. Von der Staatsprüfung.**

**. . . Es klopft.**

**„Her—ein!"**

**Leutnant Prinz Rasumirikoff, eine Zigarre im Munde.**

**„Stör ich?"**

**„Stören! . . . Grüss dich Gott, das ist schön."**

**Der Edi klopft ihm auf die Schulter. Der Feri verneigt sich. „Guten Abend, Prinz." „Servus."**

**„Willst du eine Zigarre?" Und der Edi reicht ihm ein niedriges buntes Kistchen Cazadores, das er vom Schranke herunterholt.**

**„Danke schön. Ich rauche noch . . . Vielleicht später."**

**Sie plauschen.**

**Vom Rennen. Von der Hansi. Vom Tennis. Von der Gräfin Roltorf. Und vom Stift . . .**

**„Ich muss noch zur Betty Servinus."**

**„Jause?"**

„Nein, nein. Nur so."
„Geh, bleib noch."
„Nein, nein. Es ist schon spät."
„Also Servus" — „Servus" — „Adieu, Prinz." — —
„Habe die Ehre." — —

(Pause.)

„Warum hast du denn mir keine Cazadores angetragen?" sagt der Feri. „Das ist doch unglaublich . . . Machst du Unterschiede unter deinen Gästen?"
„Esel!"
„Wieso?"
„Gib die Schachtel her." Der Edi liegt schon wieder.
„Die Cazadores?"
„Ja."
„Da."
„Mach sie auf." . . . . . . .
„Die Kiste ist ja leer!"
„Na . . . Bist du ein Esel oder nicht?"
„Was heisst das?"
„Ich hab doch gesehen, dass er raucht!"
„Warum wirfst du die leere Schachtel nicht fort?"
„Ich werde sie noch öfters brauchen."
„Du bist ein Hauptkerl."
„Und du ein Hauptvieh."
Sie schweigen.
Endlich der Edi: „Hast du eine Zigarette?"
„Ja."
„Gib mir ein paar. Ich hab keine zuhaus."
„Bitte."
„Danke."
Sie plauschen. Vom Rasumirikoff. Von der Staatsprüfung. Von der Servinus. Und von der Hansi . . . .

* * *

### Cher soi.

„Nur kein Aufsehen! Nur dass einem nicht die Zeitungen hereinplatzen! Das könnt ich so brauchen . . . . Es ist eine ekelhafte G'schicht, aber jetzt heissts: Augen zudrücken und runter damit. Man muss manches schlucken, es geht schon."
„Ersticken ist ja auch ein Ende."
„Geh, bitt dich, red doch nicht so g'schwollen! Wer wird ersticken? Du vielleicht?! — Geh du zu dein'm Fest und lass dir die Cour schneiden und ärger mich nicht mit so dalkige Theaterphrasen."
„Werde nicht anzüglich! Das steht dir nicht. Du bist immer gleich roh."
„Ah, merkt man wieder einmal meine ‚origines', hochgeborene Frau Gemahlin?"
„Du bist witzlos."
„Aspirier ich auch nicht. Zum Witze-machen hab ich keine Zeit. Das ist deine Sphäre."
„Also, was soll diese dumme Streiterei?"
„Was diese Streiterei soll? Das weiss ich nicht. Spassmachen soll sie dir wahrscheinlich. Aber was ich haben will, weisst du: Einstecken und ruhig sein."
„Dir geht also deine Ruhe über . . . ."
„Über — was?"
„Du weisst, was ich sagen wollte."
„Nein. Gewiss nicht. Es interessiert mich sogar sehr, zu erfahren, was du sagen wolltest."
„Meine — Ehre, wollte ich sagen."
„Das hab ich mir gedacht! Und du hast gut getan, diesen Unsinn nicht gleich . . ."
„Unsinn! Du hast eine Manier, mir . . ."
„Also beruhige dich. Wir sind alt genug, uns nicht mit Komödien aufzuhalten."
„Unsinn! Komödien! Ich möchte dich bitten . . ."
„Was?"
„Ich möchte dich bitten, deine Ausdrücke . . . ."
„Also, Schluss!"
„Du bist, du bist . . . .!"
„Na, was denn?"
„Empörend!"
„Bon."
„Du wärest wert, dass ich . . ."
„Da bin ich neugierig."
„Du bist nicht wert, dass ich . . ."
„Erst bin ich wert, dann bin ich nicht wert."
„Du bist mir so zuwider!"
„Ganz meinerseits."
„Schäm dich."
„Wofür, wenn ich bitten darf?"
„Wenn das meine Mutter wüsste!"
„Ah, sind wir bei dem lieben Thema gelandet?"
„Ich verachte dich."
„Du weisst, wie hoch ich deine Achtung taxier."
„Du bist so gemein, so . . . .!!"
„Reg dich nicht auf, das verdirbt deinen Teint."

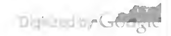
— — — — — — — — — — — — — — — —

„Was willst du also machen?"
„Interessiert dich das?"
„Ich weiss nicht, wo ich die Selbstüberwindung hernehme, dir überhaupt noch zu antworten."
„Ich hab geglaubt, du fragst mich."
„Ich schenk dir deine Mitteilungen. Behalt sie dir!"
„Famos!"
„Adieu!"
„Servus, Litzi."

* * *

### Brautdiner.

Ganz unten am Ende der langen Tafel, durch die dichtgesteckten Blumen in den hohen, schlanken Vasen und die Doppelleuchter mit den zierlichen roten Schirmchen vor den Blicken der Mama verborgen, sass das Brautpaar. Sie waren beide etwas verlegen, und die stumme Anwesenheit des Dieners hinter den breiten Stuhllehnen verwirrte sie eigentlich auch noch mehr. Dieser,



der nur ihre Teller zu wechseln hatte, stand gelassen da, den rechten Fuss vorgesetzt, die Armbewegungen der beiden verfolgend.

Das allgemeine Gespräch ging um den Tisch wie eine duftende Wolke.

Alice betrachtete die rechte Nachbarin ihres Bruders, die Prinzessin Klara Hohenhausen-Wart. Ihre runden, glänzenden Schultern bewegten sich über dem tief ausgeschnittenen Kleide wie über Wellen. Unaufhörlich floss die schimmernde Perlenschnur von ihrem alabasterweissen Halse in den zart gewölbten Busen. Sie dachte an Gefrorenes bei dem Anblick dieser niedlichen Halbkugeln. Da sich Klara, die von hoher Taille war, ziemlich tief über den Teller beugen musste, sah Alice von ihrem Platze aus, wie diese zierlichen Brüste sich an der blühenden Seide hinab- und hinaufschoben.

Unwillkürlich verglich sie mit gesenkten Lidern ihren eigenen dürftigen Oberkörper. Und etwas wie Hass gegen Klara kam in ihre Gedanken.

Edmond hob sein Glas ihr zu und sah sie mit einem galanten leichten Senken der Stirn, so dass seine wundervollen blauen, feuchten Augen ganz hoch unter den dichten Brauen standen, zärtlich schweigend an. Sie nippte an dem Chambertin. Wie von der Terrasse in den Garten kam Mamas unangenehme Stimme herüber. Sie sah rechts unter dem geschwungenen Henkel eines funkelnden Kruges hinüber. Dort sass Herr von Court-d'Angereau, der Statthalter, braun wie ein angerauchter Pfeifenkopf, den glänzend polierten appetitlichen Schädel verbindlich über den hohen Hemdkragen geneigt. Seine starken, gesunden, blitzenden Zähne unter dem tiefschwarzen, gestutzten Schnurrbart lachten. In seinem grossen, blanken Monocle reflektierte das Licht. Eben hob er sein Glas mit der mattgetönten, ruhigen Hand Mama entgegen. Sie wollte Mamas widerliches Antwortlächeln nicht sehen. Sie konnte nicht begreifen, was Herr von Court-d'Angereau an der wie vergilbten Larve fand. Wie hässlich musste diese Karmoisinrote Lippensalbe in der Nähe sein. Und das Knochengerüste der welken Schultern. Ihr Blick wanderte weiter: Litzi Königstein, die dumme Kokette, der Baron Feripetti von der Botschaft, der seinem ausgestreckten Arme, — wie er auf dem Tische lag — wie ein verkohlter Baumstamm! — mit kurzsichtig trübem Auge folgte, Onkel Hans, der gute Dicke, immer feuerrot und immer lachend, mit seinem wiehernden Gelächter, Mitzi, Iren, Cla, Bibi, Zuchi, Tante Gerda mit den Kalbsaugen, Lohnborn, Keresz, der blöde Thuri Fürstensteg, Viktor Moranes, dem man ordentlich ansah, wie er sich unter dem Tisch mit der Zuchi unterhielt, der alte Lemanches mit den Wattebäuschchen in den lächerlichen Ohren — o, der klopft an sein Glas, der Alois schenkts ihm noch rasch voll aus der Serviette; jetzt steht er auf — Herrgott, kein Ende nimmt die Klapperstange, wie er den Frack sich zerknüllt hat, der alte Schlampian, beim Sitzen. „Meine gnädigsten Damen. Gott Hymen weilt wieder einmal unter uns. Wenn man über den Frühling dieser Blumen seine Augen lenkt, so sieht man einen noch schöneren Frühling .... usw." Und dann heisst es bezaubernde Blicke senden. Und Edmond ergreift ihre Hand und küsst sie dort, wo der Handschuh zurückgeschlagen ist. — —

* * *

### Monolog.

Wenn mich die Leute nur mit ihren Ansichten in Ruhe liessen! Ich bin aus Höflichkeit genötigt, ihnen zu antworten, und will ich mich nicht überflüssigerweise mit Lügen anstrengen, muss ich ihnen mindestens so etwas Ähnliches wie meine eigenen Ansichten sagen, die leider immer anders lauten, als ihre Fragestellung will. Das Gespräch erzogener Menschen meidet jegliche Auseinandersetzungen. Es bewegt sich leicht, spielend, gewissermassen mit fröhlicher Ironie, die jedermann zugänglich ist, tändelnd auf breiten, übersehbaren Strassen. Es mag langweilen, aber es will keinen Ernst. Es bietet keine Handhaben, es ist nicht ohne feines Misstrauen, es gibt sich als Zeitfüllsel, als Dinernachklang, als Frühstücksouvertüre. Es hat vor allem keinerlei so gefährliche Individualität. Wir sind zusammengekommen, um uns in absichtsloser Stimmung mit heiteren, völlig belanglosen Worten zu vergnügen. Es steht bei uns einzelnen, uns zu beteiligen, uns mit verbindlichem Lächeln ausser den Kreis der „Aktiven" zu setzen. Gute Gesellschaft ist ohne Meinung. Der Causeur referiert, er urteilt nicht. Man mag dem Abwesenden mit Anspielungen zusetzen, niemals vereinigt man sich mit Anwesenden gegen ihn als einen Feind. Er kann jeden Augenblick eintreten. Er wird Gelegenheit haben und benutzen dürfen, einen noch im Zirkel fehlenden höchst amüsant in die Betrachtung — nur Betrachtung — zu ziehen.

## Mädchenlied

Du sollst nicht kommen — —
Meine Sehnsucht schreit nach Dir,
Und meine Wünsche gehn ins Grenzenlose,
Mich schreckt die Glut, die jäh in mir entglommen —
Du sollst nicht kommen!

Du sollst nicht kommen — —
Meine Lippen brennen,
Und Deine Küsse sind so wild begehrend!
Mir ist, als hätt ich Deinen Schritt vernommen —
Du sollst nicht kommen!

Du sollst nicht kommen — —
Meine Pulse rasen,
Und fiebernd jagd das Blut durch meine Adern.
Mir ist so schwül — so seltsam bang — — beklommen —
Du sollst nicht kommen!

H. Schmidt-Reinecke.

# „Und sie bewegt sich doch"

## Novelle von Leonore Frei

(1. Fortsetzung.)

Ein paar Sekunden lang stand er bewegungslos vor ihr, während sich sein Gesicht mit immer tieferer Zornesglut deckte, und seine Augen dunkel auf sie herabflammten.

Er wartete, ob ihre stotternden Lippen nicht noch irgend ein versöhnliches Wort hervorbringen würden.

Als sie schwieg, zog er kalt den Hut, drehte sich um, und war im nächsten Augenblick hinter der Straßenecke verschwunden.

Ganz betäubt starrte Käthe hinter ihm drein.

Sie machte eine Bewegung, ihm nachzulaufen, besann sich aber, rieb mit der Hand das Kinn, wie sie zu tun pflegte, wenn sie ins geistige Gleichgewicht zurückstrebte, und stieg dann mit etwas erkünstelt energischem Schritt ihre drei Treppen hinauf. Da sie beim Aufschließen merkte, daß die Kette vorlag, mußte sie klingeln.

Nichts rührte sich.

Zwei — drei — viermal klingelte sie.

Alles blieb still.

Sie setzte sich auf die oberste Treppenstufe und wollte warten.

Frau Löser, ihre Wirtin, deren einzige Mieterin sie im Augenblick war, machte vielleicht einen kleinen Abendgang, war hinten heruntergegangen und hatte vergessen, die Kette zu lösen.

Flüchtig ging es Käthen durch den Sinn: Zerstreut und wunderlich war die kleine Frau eigentlich in der ganzen letzten Zeit.

Ein bißchen hysterisch war sie wohl schon lange, wohl seit sie als arme Ingenieurswitwe zurückgeblieben und genötigt war, Zimmer an „anständige Damen" und „bessere Herren" zu vermieten.

Die besondere Unruhe in den letzten Tagen hatte Käthe auf den Umstand geschoben, daß der letzte „bessere Herr", ein Spiritusagent, der die beiden Hauptzimmer gemietet hatte, sich als ein sittlich durchaus minderwertiger und für die Ruhe von Frau Löser viel zu galanter „besserer Herr" erwies, wie sie selbst entrüstet berichtete, nachdem sie ihm um der Moral willen gekündigt und nun leider die Zimmer leer hatte.

Eine Weile saß Käthe auf der Treppenstufe und brütete dumpf vor sich hin.

Jetzt nicht gleich arbeiten zu können — hier sitzen zu müssen — alles durchgrübeln zu müssen — ob man nun mag, oder nicht —!

Zum Verzweifeln!

Und dazu die abscheulich stickige Luft hier oben im Treppenhaus!

Dann schon lieber unten vor der Tür auf und abgehen und warten!

Sie atmete auf, als sie zuerst auf die Straße trat.

Nachher spürte sie bald, wie schwül es auch hier war.

Sie griff nach ihrem Puls. Der jagte.

Sie war gewiß krank, hatte Fieber, und mußte nun hier auf der Straße herumlaufen —

Ganz matt und zerschlagen an allen Gliedern fühlte sie sich!

Schließlich lehnte sie sich an eine gelbe Messingstange vor einem Schaufenster nebenan und zwang sich, die Vorübergehenden zu beobachten. Nur, um nicht fortwährend zu grübeln:

„Was macht er jetzt?! Von mir weg hab ich ihn getrieben! — — Wohin? —"

Und dabei lauter Liebespaare auf der Straße! — Mailiebe!

Ein junger Soldat mit einem niedlichen Dienstmädchen ging vor Käthe auf und nieder.

Sie sah, wie die Männerhand sich allmählich immer weiter um die Taille der Kleinen schob — nach der Brust tastete — und wie das Mädchen sich kichernd immer fester in den umschlingenden Arm schmiegte.

Atemlos gespannt verfolgte Käthe jede Bewegung des jungen Paares, bis es in einem dunkeln Hausflur verschwand.

Sie schloß die Augen — — ihre Phantasie malte weiter —

Ein zuckender Schmerz wühlte in ihr — so, wie in den schlimmen, schlaflosen Nächten —

Neben sich hörte sie plötzlich eine fremde, freche Männerstimme, und fühlte eine pressende Hand an ihrer Schulter:

„So allein, Fräulein? Darf man vielleicht Gesellschaft leisten?"

Der Schmerz in ihr schrie auf:

„Geh mit! Wirf dich fort an den ersten, besten, der dich dann frei läßt! Nur diese Qual los sein! —"

Im gleichen Augenblick aber hatte sie sich schon losgerissen, sah im Fluge nur noch das wildfremde, gemeinlächelnde verblüffte Männergesicht, und stürmte ohne Denken und Besinnen ihre Treppen hinauf.

Noch ein paarmal riß sie an der Klingel.

Alles still, wie vorher.

Sie nahm sich zusammen und überlegte: Sie könnte die Tür aufsprengen lassen. Aber dann mußte sie das Schloß sicherheitshalber auch sofort wieder reparieren lassen — und dann womöglich

hier allein mit so einem Schlossergesellen — —? Nein. Das ging nicht.

Also — zu Lily! Bei der hatte sie schon einmal nach einer gemeinschaftlichen Reise eine Nacht verbracht. Die hatte Platz und war gewiß noch auf! Arbeitete noch!

Nah an dem Hause ging die Elektrische, die sie bis zu Lilys Straße brachte. Zum Glück kam bald ein fast leerer Wagen. Nur eine junge Frau mit einem etwa zweijährigen Kindchen auf dem Schoß saß auf der anderen Seite.

Die Kleine war bei Käthes Eintritt aufgewacht, sah sie aus großen verschlafenen Augen an und kuschelte sich dann wieder fest an den Busen der Mutter. Und die Mutter küßte das blonde Köpfchen.

Käthe mußte immerfort hinsehen. Wie ruhig und glücklich das blasse, schmale Antlitz der Frau aussah. So — rein!

Mein Gott, was war nur aus ihr geworden!

Sie schämte sich entsetzlich vor sich selbst und wußte doch so genau, woher das alles kam!

Und — nur ein Wort brauchte sie Rudolf zu sagen! Nur dem, den sie liebte, nachgeben — seine Geliebte werden — — sein Weib!

Weshalb kämpfte sie eigentlich diesen krampfhaften Kampf — gegen das Glück?

Man mußte sich nur klar machen, wie es kommen würde — später — — nachher — — wenn sie nachgegeben hatte!

Sie wußte es!

Dann war es vorbei mit Käthe Gervinus! — — So oder so!

Als seine Geliebte verlor sie alles, was sie sich so mühsam errungen hatte, gesellschaftliche, berufliche, führende Stellung — alles! Schlimmer noch, wenn etwa ein Kind kam! Und nicht nur sich ruinierte sie. Auch der ganzen Frauensache, ihrer Sache fügte sie unermeßlichen Schaden zu.

Denn dann wurde aus dem „Fall Gervinus" natürlich Kapital geschlagen. Dann hieß es: „Da hat mans wieder! Dazu führt die Geistesfreiheit bei den Frauen! Dazu wollen diese Emanzipierten ihre Freiheit gebrauchen!"

„Diese ganze Frauenbewegung ist nur ein Deckmantel für die ungezügelten Messalinentriebe" hatte schon neulich ein preußischer Pfarrer über Lily Holzmanns neustes, sehr deutliches, furchtbar lebensernstes- und wahres Buch geschrieben.

Und wurde sie Rudolf Werners Frau —? Dann verlor sie an den Mann, an die Familie, an die Mutterschaft — — sich selbst! — — — Das wußte sie! Dafür kannte sie ihn — und sich! — —

Und deshalb gab es für Käthe Gervinus nur eins:

Die mußte ihren Körper und ihr Gefühl überwinden! — Nieder mit den Sinnen — nieder mit der Sehnsucht nach Glück!

Sie mußte sich frei machen von ihm — von dem ewigen Aufruhr, dem beständigen Nervenreiz. — —

* * *

Kurz vor zehn kam Käthe gerade noch vor Toresschluß in das sehr elegante Haus, in dem Lily in der ersten Etage wohnte.

Lily Holzmann war reich und völlig unabhängig, da sie nicht einmal Verwandte in Berlin hatte.

Sie lebte mit ihrer alten Mademoiselle zusammen, die jetzt ihre Gesellschafterin, Kammerzofe, Köchin, Leibeigene war, die noch immer nicht Deutsch gelernt hatte, und für die es keinen Eid gab, den sie nicht im Interesse ihrer petite Lily geschworen hätte. — —

Im Entree war noch Licht.

Auf Käthes Klingeln öffnete die alte Französin sehr erstaunt:

„Oh, mademoiselle Gervine! Das wird sein serr traurick pour ma petite! Lily sein nicht zu 'aus!"

„Dann, bitte, Mademoiselle, lassen Sie mich auf Lily warten!"

Sie erklärte der sichtlich verlegenen alten Dame die Situation, hielt aber plötzlich erstaunt inne.

Ganz deutlich, wenn auch gedämpft, klang aus dem Zimmer Lilys Lachen und der leise Ton einer fremden Männerstimme, die mit leicht süddeutschem Accent sprach.

Mademoiselle Delapra hatte sich sofort gefaßt. Sie blinzelte Käthen mit geheimnisvoller Vertraulichkeit zu:

„Une conférence secrète! Vous savez, ma chère! Wegen die' Ospital für die kleine Kind! Discrétion, ma chère! Eine 'Err aus die 'ohe Aristokratie! — Aber warte Sie, bitte, 'ier! Ich will sehen — —"

Sie winkte noch einmal mit dem Finger auf den Lippen und glitt nach leisem Klopfen graziös durch eine Türspalte.

Käthe hörte, wie Lily lebhaft rief:

„Aber natürlich! Käthe geht vor!"

Dann kam Mademoiselle zurück, nötigte sie in ein kleines matterhelltes Zimmer am Entree, dem anderen gegenüber, und entschwebte, um un tout petit souper pour cette chère mademoiselle Gervine zu besorgen.

Gleich darauf hörte Käthe draußen im Entree Schritte und leise Hin- und Widerrede.

Eine kurze Stille. Noch ein unterdrückt leidenschaftliches Wort von Männerlippen — ein leises, sehnsüchtiges: „Morgen!“ aus Lilys Mund — und die Korridortür schloß sich.

Käthe hörte, wie Lily noch einen Augenblick reglos stand und tief atmete.

* * *

In dem Wohnzimmer, auf dem niedrigen Divan, saßen die Freundinnen zusammen.

Käthe berichtete zerstreut.

Die schwüle Luft hier im Zimmer raubte ihr den Atem und die Ruhe.

Lily saß dicht an ihre Schulter geschmiegt und hatte den Arm der Freundin zärtlich um sich gezogen.

Durch den zarten weißen Seidenstoff des Morgenkleides fühlte Käthe die weichen Formen des miederlosen Frauenkörpers, den der Mann, der da eben gegangen war, wohl hier auf dem Divan in seinen Armen gehalten hatte.

Und Käthes Phantasie fing wieder an, zu malen.

Schließlich wurde sie so still und heiß, daß Lily sie erstaunt von der Seite ansah:

„Was machst du denn für ein Gesicht, Schatz? Etwa entsetzt über meinen unmoralischen Lebenswandel? Was?“

„Aber ich bitte dich!“ Käthe zuckte die Achseln. „Du weißt doch, wie ich denke! Jede steht in solchen Dingen nur vor ihrem eigenen Richterstuhl, nicht wahr? — — Und vielleicht hast du sogar auch ganz im allgemeinen — mehr recht, als ich! —“

„Vielleicht nur?“ Lily lachte kurz auf: „Lieber Schatz, die Gesellschaft, in der die Männer die Gesetze machen, läßt bekanntlich den Frauen allenfalls die Wahl, entweder körperlich oder geistig zu Grunde zu gehen! Die „geschlechtslose Berufsfrau“, die kein Mann will (oder die keinen Mann will!!) und die „Haussklavin“, die zugleich, nicht viel anders als die Prostituierte, neben einer, oder mehreren anderen willenloses „Befriedigungsobjekt“ ist — das sind die extremen Farben in dieser Skala. Dazwischen liegt natürlich eine ganze Reihe von Abschattierungen! — — Da gibt es einstweilen als Rettung für uns immer nur: „Entweder — oder!“ Entweder ich oder die Gesellschaft! Entweder geistiger, oder körperlicher Selbstmord, — oder — der Gesellschaft ins Gesicht schlagen! — — —“

„Körperlich — oder geistig zu Grunde gehen!“ murmelte Käthe, die an dem einen Wort hängen geblieben war, verzweifelt zu den Arabesken des Teppichs hinabstarrend. —

„Aber Katinka! Liebstes Herz!“ Lily schüttelte verwundert den Kopf. „Was hast du denn? Du bist ja ganz auseinander?! Du, unsere Präsidentin!“

Käthe hatte die Ellbogen auf die Kniee gestützt und ihr Gesicht in den Händen vergraben. Sie weinte nicht, aber ihre Gesichtsnerven zuckten so heftig, daß sie sich unwillkürlich versteckte, um ihre Schwäche nicht sehen zu lassen.

Lily streichelte ihre Haare, umschlang sie, küßte sie — — —

Aber da fuhr sie auf.

„Nein! Um Gotteswillen! Laß! Ich kanns nicht ertragen! — — — —“

Ein trockenes hysterisches Schluchzen schüttelte den jungen Leib.

Lily wurde sehr ernst. Ihre schönen, klugen Augen blickten finster, und sie nickte ein paarmal vor sich hin:

„Käthe!“ sagte sie endlich eindringlich. „Vergiß nicht: mens sana in corpore sano! Und nur mit gesundem Körper kann man arbeiten — leben —! Der ist die Hauptsache zu allem! Sei verständig, Kind! Gib dem Rudolf nach! — Glaub' mir, der ist noch lange nicht einer von den Schlimmsten! Schon, daß er sich grade in dich verliebt hat! Und — — du hast ihn ja doch auch lieb! Mach dich nicht krank und unglücklich! Treib ihn nicht von dir, zu Gott weiß was — und wem!“

Käthe stöhnte auf, schüttelte aber heftig den Kopf:

„Ich will nicht! Ich kann nicht! Dann ist alles aus! Dann bin ich nicht mehr ich! —“

Und auf alles, was Lily vorbrachte, hatte sie immer nur das eine:

„Nein, nein! — Ich will nicht! —“

* * *

In Lilys Schlafzimmer hatte Mademoiselle auf der Chaiselongue ein Lager für Käthe zurechtgemacht.

Als die beiden Freundinnen schon eine Weile in der Dunkelheit lagen, — — beide noch sehr wach, obgleich sie sich schon mehreremal Gutenacht gewünscht hatten — — seufzte Käthe plötzlich so recht aus tiefster Seele heraus:

„Wenn er mir nur untreu würde! Dann könnt ich ihn verachten und brauchte nicht mehr an ihn zu denken! — Dann wär ich doch ein für allemal frei!“

Lily lachte hell auf:

„Ach Katinka, du kleines Schaf! Darum verachtet man noch lange nicht und denkt erst recht!“

„Ich nicht, Lily! Ich nicht! Sicher nicht! Dann hätt ich Ruhe vor ihm und vor mir! Ganz gewiß! Wenn du auch lachst! — Die Menschen sind doch verschieden!"

„Verschiedenweise — ja! — Die Dummheiten machen sie schon alle ziemlich egal, mein Herzchen!"

Wieder war es eine Weile still.

Beide lagen mit offenen Augen und starrten auf die Schatten der Blätter, die durch das Fenster, das man in der warmen Maiennacht offen gelassen hatte, hereinschlüpften, und im leichten Winde ihre Geistertänze an den Wänden und auf dem Boden aufführten.

Da glitt Lily aus dem Bett, huschte in ihrem langen Nachthemd auf bloßen Füßen zu dem anderen Lager, setzte sich auf den Rand der Chaiselongue und legte ihre Hand auf Käthes Brust, in der Gegend des Herzens.

„Jetzt sag einmal ehrlich, Kind, — wär dir das wirklich recht, wenn er dir untreu würde? Ganz recht? — Und würdest du der, die ihn dazu bringt, nicht böse sein?"

Sie lächelte heimlich, als sie spürte, wie der junge Busen unter ihrer Hand stürmisch auf und abging, und Käthe dabei sehr kühl und ruhig sagte:

„Im Gegenteil! Dankbar! — — Ich glaube nur nicht — —"

„Daß ers wird? Untreu? — Ach Kind! Die Männer! Die sind ja doch so entsetzlich eitel! Die essen jeden Pfefferkuchen, wenn nur mit Zuckerschrift ihr Name daraufsteht."

Käthe richtete sich auf:

„Was soll denn das alles heißen? Hast du etwa die Absicht — —?"

„Warum nicht?"

„Und — der andere?!"

Lily schnippte mit den Fingern:

„Vivat sequens! Der Rudi war schon immer mein stiller Schwarm! Das weißt du ja! Schon weil ich so ganz seinem deklarierten Sezessionsideal entspreche! Besonders in meinem neuen roten Reformkleid. — — Und — wenn du ihn frei gibst — —! Wirklich, ganz frei — —?"

„Aber, ich bitte dich! Du hörst es doch!"

Lily umschlang sie mit beiden Armen, schmiegte ihren warmen Leib fest an Käthes Brust und küßte sie mit den weichen, vollen heißen Lippen, wie zum Dank für ein Geschenk.

„So wird sie ihn dann auch küssen — — So wird sie — —"

Käthe warf sich ungestüm in die Kissen zuzurück. Um ihre Heftigkeit zu entschuldigen, stammelte sie:

„Laß mich, bitte! Ich bin wirklich sehr müde! Ich möchte lieber jetzt schlafen."

„Dann also gute Nacht, meine Käthe!" sagte Lily weich. „Morgen wollen wir weiter darüber sprechen."

* * *

Rudolf Werner saß in seinem, in schwer englischem Stil eingerichteten Redaktionszimmer, rauchte Zigarette auf Zigarette, — — wie er zu tun pflegte, wenn er unruhig war — — und sah die Pläne für ein neues Frauen-Witzblatt durch, dessen Tendenz sich hauptsächlich gegen die Tyrannei des Mannes richten sollte.

Titel und Umschlagbild — das war noch die Frage!

Das heißt, den Titel hatte er eigentlich gestern bei seiner Rede gefunden: „Und sie bewegt sich doch!"

Er warf das Wort mit Riesenschrift in gedruckten Lettern auf ein leeres Blatt, hielt es hoch, um zu sehen, wie sichs ausnahm.

Da klopfte es. Der Redaktionsdiener meldete durch die Türspalte:

„Frau Holzmann, Herr Doktor."

„Bitte! Sehr angenehm!"

Er ging ihr zur Tür entgegen, blieb aber auf halbem Wege überrascht stehen.

Wie eine leuchtende Flamme wehte sie herein. Wie züngelndes Feuer schnellte die Schleppe des roten Krèpekleides über den Teppich.

Rudolf applaudierte, als wäre er im Theater:

„Famos! — Bitte, gnädige Frau! — — Bleiben Sie einen Augenblick so in der Sonne! Prachtvoll! Diese weichen Linien — und dazu das kampfmutige Rot — —! Aber das ist ja — — Da hab ichs ja! Wozu denn noch weiter suchen?!"

Lily war bei seinem Ausruf sofort in anmutiger Pose reglos stehen geblieben. Ihr klugen Augen lachten verständnisvoll, als sie die Pläne auf dem Schreibtisch erfaßten.

„Modejournal oder Frauenrecht, Herr Doktor?"

„Titelbild für unser neues Witzblatt: „Und sie bewegt sich doch!" Sie Pythia!"

„Darf sie denn? Sich bewegen, mein ich! Oder wünschen Sie noch eingehendere Studien am Phantom zu machen?"

Sie sah, immer ohne sich zu rühren, mit lockendem Blick zu ihm auf, bis er „ihr den Gefallen tat", wie er es nannte, und ihre Schultern leicht umfassend, sie zu dem tiefen Ledersessel gegenüber seinem Platz am Schreibtisch führte.

„Bitte! Sie sind erlöst. Das heißt unter einer Bedingung! Sie erlauben mir, Sie so, wie Sie da eben standen, zu vervielfältigen."

Er erklärte, was er wollte, und Lily ging liebenswürdig auf alles ein.

Mit einem „verträumten" Blinzeln zog sie endlich ein Päckchen hervor und schob es ihm bittend über den Tisch zu.

„Lieber Herr Doktor, ich hab da nämlich ein kleines Machwerk, mit dem ich mich nicht recht an die Öffentlichkeit traue — ehe — Sie es gesehen haben! Sie haben einen so feinen Geschmack! Sie verstehen das ganze Innenleben der Frau, die erotischen Probleme in ihr, so tief, wie kein anderer Mann, den ich kenne! Bitte! Vielleicht können Sie das Ding für Ihre Zeitschrift brauchen? Titel fehlt mir noch — — Ich dachte vielleicht: Erosnächte — oder dergleichen — —"

Während sie sprach, hatte er in befriedigter Eitelkeit mehrmals den Bart gestrichen. Dabei kam der Groll gegen seine, ihn so garnicht anerkennende, widerspenstige Käthe von neuem über ihn.

Aber irgend etwas in dem Ton der kleinen roten Hexe da drüben, die sich mit müden Bewegungen den Hut von den dunklen Locken abgesteckt hatte, veranlaßte ihn doch, einen mißtrauisch forschenden Blick auf sie zu werfen.

Sie lag zusammengekauert, den Kopf in den Nacken gesenkt, mit geschlossenen Augen in dem tiefen Stuhl.

Um ihre Mundwinkel zuckte es: „nervös, erotisch-erregt", sagte er sich beruhigt, griff gespannt nach dem Manuskript und begann zu lesen.

Wiederholt strich er dabei über den Blondbart und spähte über den Rand der Blätter zu ihr hin.

Das war so ziemlich das Stärkste, was er in dieser Art je gelesen hatte!

Die Fabel nur ganz locker „wie ein durchsichtiges, vielgeschlitztes, feuerfarbenes Gewand um den nackten, liebeschauernden Leib des eigenen Ich geschlungen" wie die Autorin in einer kleinen Vorrede sagte.

Und aus diesen Schleiern und Schlitzen leuchteten immer wieder „die sehnsüchtig begehrenden weißen Glieder, die im Verlangen bebenden Brüste unersättlicher Sinnlichkeit" hervor.

Rudolf las die zwölf „Bilder" dieser schwülen hysterischen Phantasie in ziemlich erregter Stimmung.

Eine tolle Kröte! Donnerwetter, die hatte Temperament! Und wie betäubend das Parfüm duftete, das ihr entströmte, und sogar aus dem roten Hut auf dem Schreibtisch zu ihm hindrang.

Ein heiß-wollüstiger Gedanke sprang in ihm auf:

Das war ein goldener Becher glühenden Weins, der sich ihm da bot! Ein Trank, in dem er sich berauschen konnte — — um seinen Durst nach dem eiskalten, frischen Quellwasser zu vergessen! —

Er erhob sich, ging ein paarmal durch das Zimmer und trat dann hinter ihren Stuhl, in dem sie noch immer reglos, wie schlafend kauerte.

Aber indem er die Arme auf die hohe Lehne legte, und den Kopf tief zu dem emporgeworfenen Gesicht senkte, wandelte sich ihm plötzlich die Gestalt in dem Lederstuhl.

Käthe war es, die da saß und die großen, grauen Augen mit einem scheu-widerstrebenden und doch so zärtlichen Blick zu ihm aufschlug, so, wie sie ihn gestern im Tiergarten angesehen hatte.

Ein Widerwille gegen Lily, gegen sich selbst ergriff ihn.

„Man küßt nicht ungestraft die eine, wenn man die andere liebt," sagte er sich und freute sich selbst über den Gedanken.

Entschlossen richtete er sich auf.

Da merkte er, daß Lily die schwarzen Augen groß zu ihm aufgeschlagen hatte und ihn fest ansah:

„Nun, Herr Doktor?"

Er räusperte sich verlegen:

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau! Ich dachte wahrhaftig, Sie schlafen — da wollt' ich nicht stören. — — — Ja, wissen Sie — — — ich fürchte, Ihre Erosnächte werden für mich — — ich meine für unsere Zeitschrift doch nicht passen. — — Aber ich bin gern bereit, Ihnen vielleicht eine Empfehlung —"

Einen Augenblick schien es wie verletzte Eitelkeit durch ihre Augen zu fliegen, als sie ihn wieder so kühl drüben in seinem Stuhl sitzen sah. Dann aber freute sie sich ehrlich über die bestandene Probe.

Ganz verändert, elastisch, lebhaft, reckte sie sich auf und nickte ihm heiter lächelnd zu:

„Das freut mich, Herr Doktor, — — daß Sie meine Erosnächte nicht wollen!"

„Freut Sie?!"

„Ja! Das erklär' ich Ihnen gelegentlich. Wissen Sie übrigens, wann ich dieses hysterische, vergiftete Zeug geschrieben habe? So etwa fünf oder sechs Jahre nach dem Tode meines Mannes, als ich mir, unter uns gesagt, törichterweise in den Kopf gesetzt hatte, unter allen Umständen „frei" und „anständig" zu bleiben. Bei meinem Temperament!"

Sie lachte offen und herzlich: „Jetzt schreibe ich, Gott sei Dank, nicht mehr so — — unrein, wie in jenen Tagen unseligen Angedenkens!"

Und ohne sich um seine Betroffenheit zu kümmern, fragte sie anscheinend völlig unvermittelt:

„Haben Sie schon gehört, was Käthe Gervinus passiert ist? Ich komme eben von ihr."

Rudolf fuhr auf:

„Kein Wort! Nichts weiß ich!"

„Sie sind ja ganz blaß geworden!" Lily kreuzte die Arme auf dem Schreibtisch und sah ihn sehr freundlich an: „Wissen Sie, — das freut mich! — Die Käthe nämlich — sehen Sie — die ist mehr wert, als wir alle! — — Und deshalb möcht' ich gern, daß sie so recht, recht glücklich wird! — Und deshalb möcht' ich gern, daß sie nicht erst dazu kommt, solche ungesunden Sachen zu schreiben, wie — das Ding da!"

„Ja, ja! -- Meinetwegen! — Aber — was hat denn das damit zu tun? — Was ist denn mit ihr?"

„Nichts Schlimmes!"

Lily erzählte von gestern abend — natürlich nur von der verschlossenen Wohnung und Käthes Nachtbesuch bei ihr.

„Und wie ich sie heut früh nach Haus bringe, da finden wir die Wohnung erbrochen, und einen Haufen Menschen, und die Polizei. — — — Da hat sich das arme hysterische Wurm, die Löser — offenbar in einem Anfall von erotischem Wahnsinn — das Leben genommen. So meinte wenigstens der Arzt. Sie hatten die Leiche gerade fortgebracht nach der Leichenhalle."

„Dann kann Käthe doch keinesfalls dort im Haus bleiben! — Das ist ganz undenkbar! — —" Er war aufgesprungen, blieb aber in der Mitte des Zimmers stehen und klopfte ärgerlich mit dem Fuß:

„Wenn sie nur vernünftig wäre! Dieser Trotzkopf! Sag' ich ihr grade heut irgend was, tut sie sicher das Gegenteil! — — Mein Gott, so reden Sie doch, gnädige Frau! Raten Sie! Wie kann man dem Mädel Raison beibringen?"

„Sie sicherlich jetzt nicht, Herr Doktor! Sie verderben sich sonst alles! Übrigens ist sie Vormittag im Kolleg und kommt vor Abend nicht nach Haus. Sie hat Verein. — — — Und nun setzen Sie sich artig dorthin! Ich will etwas mit Ihnen besprechen!"

* * *

Lily Holzmann. Berlin W, den ?/5. 03.
Derfflingerstr. 1 a.

Liebe Käthe, wie geht es Dir? Wie hast Du die erste Nacht in der einsamen Wohnung verbracht? Der Klingelmann, den ich Dir geschickt habe, um den Zug zu Deinen Schneidersleuten nebenan zu legen, ist hoffentlich gleich gekommen? Und Du kannst nun auch in der Nacht direkt dorthin klingeln, nicht wahr? Bitte! Das jedenfalls! Sonst ängstige ich mich tot um Dich!

Und wie läßt sich Jochen Seeger, das sentimentale Schneiderstöchterlein mit den gebrannten Löckchen und der echten Similibrosche, als Aushilfe an?

Das ist nun eine Quantität Fragen! Aber nicht négligeable, wenn ich bitten darf! Ich möchte sie schnell, ehrlich und schriftlich beantwortet haben.

Denn laut unserer Verabredung von gestern früh werden wir uns ja nun einige Zeit nicht sehen — — bis — — — — — Ja, bis! — —

Gott weiß, wann und ob dieses „bis" je eintrifft, — denn einstweilen — —?! —

Nun möchte ich nur noch eins „rekapitulieren".

Also ad 1: Du hast mir versprochen, mir in dem Augenblick, wo Du Dich anders besinnst, „halt" zuzurufen, und ich respektiere dann Deine älteren Rechte. Für Rudolf kann ich natürlich keine Garantie übernehmen!

ad 2: Du hast mir Dein festes Versprechen als ehrlicher Mensch gegeben, nicht etwa aus irgend einem Grunde, in diesen nächsten Tagen oder Wochen auf der Spur der törichten kleinen Frau Löser zu wandeln, weil Du weißt, daß Du mich damit für mein ganzes Leben unglücklich machen würdest.

Nur unter dieser Bedingung habe ich mich bereit erklärt, Dich von Deinem lästigen Anbeter zu befreien und ihn, wenn sich's so macht, auf mein eigenes Konto zu nehmen.
gez. Lily Holzmann, gegengez. Käthe Gervinus,

Und nun! Bericht vom Werk des gestrigen Tages:

„Rudi Werners Kaptivierung".

Resultat?: — Nicht viel über Null!

Übrigens glaub' ich, Du hast recht: für Dich paßt er wohl tatsächlich nicht. Herrschsüchtig und sehr sinnlich ist er. Dabei aber doch auch wieder manchmal weich und gut, wie ein Kind. — — Vorläufig trat das letzte besonders zu Tage, wenn die Rede auf Dich kam.

Aus unserem Gespräch will ich Dir nur folgendes dramatisch mitteilen:

Rudolf (mit heimlicher Beziehung auf Dich, obgleich ganz allgemein von Frauenfrage die Rede war): „Die neuen Frauen sind so entsetzlich ungerecht gegen den Mann! Sie müßten doch ebensogut an die Wandlung des Mannes glauben können, wie an die Wandlung der Frau!"

Lily (höhnisch): „Jawohl! Nur daß die Frauen sich wandeln wollen und die Männer nicht!"

Rudolf (sehr ernsthaft): „So lange die Wandlung gegen ihr Interesse ist, natürlich

nicht. Im Augenblick aber, wo sie fühlen werden, daß die Besten unter den Frauen an ihnen vorübergehen und ihnen „tausend Schritt" vorauskommen, werden sie zwar nicht „mit einem Schritt", aber doch jedenfalls allmählich, auch mit tausend Schritten nachwollen. Nach muß eben immer einer dem anderen. Die Frauen müssen in vielen Dingen dem Manne nach, die Männer in anderen der Frau. Darum vor allem — abgesehen von einigen persönlichen Interessen — habe ich mich ja der Frauenfrage so entschieden zugewendet, weil ich meine, daß sie in diesem Sinne Menschheitsfrage ist. Die Frauen sind augenblicklich der notwendige Gärstoff, den die Welt braucht, um einen besseren, klareren, edleren Wein ins Faß zu bekommen. Einen Wein, der nicht trüb und schwer, nicht trunken, berauscht macht, sondern die Lebensfreude und die Lebenskraft erhöht. (Lächelnd): In diesem Sinne bin ich Anti-Antialkoholist!"

Das fand ich nun alles so wunderhübsch gesagt, daß ich ihm meine beiden Hände geben mußte.

Und da will ich gestehen, daß er beide recht eingehend geküßt hat, sogar innen!

Die alte Geschichte! Sobald Sexuelles in Frage kommt, ist er sicherlich, wie alle anderen Männer, erst „Jenseits von Gut" angelangt!

Schluß jetzt! — Rudolf will, daß ich mich für seine Zeitschrift als Titelbild malen lasse. — Wir wollen heut früh zusammen zu Viktor Aberle, und Rudi will selbst drapieren. Das versteht er. Gestern hat er mich schon im Redaktionszimmer zur Probe mit einer türkischen Decke, die er mir ganz eng um den Leib gewickelt hat, in eine noch sezessionistischere Maid gewandelt, als ich so schon bin!

Morgen mehr! Auf Antwort wartet sehnlichst

Deine Lily
(alias Circe).

Dem unbekannten X. von neulich Abend hab' ich übrigens nach meinem Besuch bei dem Rudi einstweilen den Abschied gegeben. Das beruhigt Dein Vestalingemüt, hoff' ich.

* * *

Katharina Gervinus.

Berlin NW, den 10./5. 03.
Händelstr. 112.

Liebe Lily, willst Du so gut sein, mir die Liste der Vereinsmitglieder des Asyls für obdachlose Wöchnerinnen zu schicken? Ich habe furchtbar viel zu tun — — (schriftstellerisch) — — und werde kaum Zeit finden, übermorgen bei der Asylversammlung zu präsidieren. Es wäre sehr freundlich, wenn Du mich vertreten wolltest.

Hier bei mir ist alles in schönster Ordnung. Genau so, wie Du so freundlich warst, es anzuordnen.

Ich bin sehr gut versorgt und freue mich, daß ich so ganz ungestört arbeiten kann.

Die Not hat uns Frauen, Gott sei Dank, gelehrt, nicht mehr zu beten und zu betteln, sondern zu kämpfen. Und zwar vor allen Dingen immer wieder gegen den Mann!

Für eine „Arbeiterin" kann es m. E. heut nur eins geben: „Los vom Mann!" Die sogenannten schlechten Ehen sind heutzutage die besten.

Die sind wenigstens ehrlich.

Herzlichen Gruß

Deine Käthe.

PS. Daß Dein Scherz mit Rudolf so guten Fortgang nimmt, freut mich sehr! Nun brauche ich mich seinetwegen doch nicht zu bekümmern. Hoffentlich also auf recht baldiges Wiedersehen, sobald Ernst daraus geworden ist!

* * *

Nachdem Käthe diesen Brief geschrieben und fortgeschickt hatte, setzte sie sich an ihren Schreibtisch und arbeitete krampfhaft, bis spät in die Nacht hinein.

Dann versuchte sie zu schlafen und als es nicht ging, kochte sie sich Kaffeeextrakt und arbeitete weiter.

Gegen Morgen schlief sie am Schreibtisch ein, und erst als das entsetzte Jochen Seeger ihr das Frühstück brachte, fuhr sie in die Höhe.

Auf dem Teebrett lag wieder ein Brief von Lily.

Die erbetene Liste, sonst nur ein paar Zeilen.

„Wir waren heut bei dem Maler. Rudi hat alles sehr geschmackvoll an mir arrangiert. Aesthetiker ist er überhaupt. So den Linien des Frauenkörpers zu folgen, das versteht er! — Daß er sonst ein großer Geist ist, kann ich nicht behaupten! Was man so einen „edlen Menschen" nennt, ist er sicherlich nicht! Schon deshalb paßt er nicht recht zu dir.

Aber lieb muß man ihn doch haben, mit seinen zärtlichen Augen und Händen, besonders wenn man so veranlagt ist, wie ich! Offen gestanden, glaub ich, er fängt auch an, das alles einzusehen — —

Morgen abend wollen wir übrigens zusammen irgend wohin ins Freie fahren. Wir wissen noch nicht recht wohin. Vielleicht in irgend eine Grunewaldeinöde.

Schade, daß Du nicht die Dritte im Bunde sein kannst!

Tausend Grüße von Deiner Lily.

Darauf schrieb Käthe einen Dank für die Liste und erwähnte kurz, daß sie heut abend vermutlich mit Ella Peters ins Thaliatheater gehen werde, um Fatinitza zu sehen.

Als Nachschrift:

„Übrigens scheinst Du Rudolf doch nicht ganz richtig zu werten. Ein Mensch, der sich bis jetzt stets gescheut hat, irgendwie klein zu handeln, ist doch wohl „edel" zu nennen! Aber das ist ja schließlich Gefühlssache. Ich erwähne das nur, damit Du ihn nicht unterschätzt."

* * *

Diese Korrespondenz und dieses Leben setzte Käthe etwa acht Tage lang fort.

Dann war sie so kreuzelend, daß sie nicht mehr arbeiten konnte, sondern fast den ganzen Tag in ihrem engen Zimmer auf- und abwanderte, am Fenster stand und auf die Straße hinabstarrte, oder auf dem Sofa lag und stumpf vor sich hinbrütete.

Nur noch für eins hatte sie Interesse: Die kurzen Briefchen, die sie täglich von Lily bekam. Das Interesse des zum Tode Verurteilten, der jeden Morgen in den Zügen seines Wächters zu lesen versucht, wie seine Sache steht, und ob der Tag der Hinrichtung nun gekommen ist.

Und dabei sagte sie krampfhaft zu sich selbst: „Wär's nur erst soweit! Schriebe sie mir nur erst klipp und klar: „Es ist Ernst geworden." Dann wäre ja alles gut und ich wäre endgültig frei und könnte glücklich und nur meiner Arbeit leben!"

Und jeden Morgen, wenn sie Lilys fliederfarbene Billets aufnahm, zitterten ihre Hände so heftig, daß sie kaum öffnen konnte.

In dem letzten hatte ein Wort gestanden, von dem sie nicht wußte, ob es bereits eine Art von Eingeständnis bedeuten sollte.

Lily schrieb etwas abgebrochen:

„Ich fürchte, es ist das alte Lied. Ich habe mit dem Feuer gespielt, und nun verbrennt es mich selbst! Ich bin schließlich kein Fisch! Rudolf hat, glaub ich, recht: Wenn man seiner Leidenschaft nicht folgt, so kommt das nicht etwa daher, daß man selbst zu stark, sondern daher, daß die Leidenschaft zu schwach ist!" — — — — — — — — — — — — —

Auf diesen Brief hatte Käthe geantwortet:

„Liebste Lily, ich glaube auch, daß Rudolf recht hat, und daß es z. B. nicht meine Stärke, sondern die Schwäche meiner „Leidenschaft" für ihn war, die mich veranlaßte, ihn Dir gewissermaßen abzutreten.

Ich bitte Dich also herzlich, Dich ganz ohne Gewissensbisse Deinem neuen Glück hinzugeben. Denn Du wirst mich doch nicht für so kleinlich halten, zu glauben, daß ich den Mann, den ich selbst nicht haben kann und will und darf, nicht einer anderen — nicht Dir gönnte!

Hoffentlich schreibst Du mir bald „Es ist Ernst geworden", damit wir uns doch noch vor meiner Abreise sehen können. Ich reise nämlich in ein paar Tagen, sobald ich hier das Nötigste abgewickelt habe, auf einige Zeit nach Haus. Mutter ist nicht ganz auf dem Posten, Lenchen und Heinrich im Examen. Da möcht ich jedenfalls mal nach dem Rechten sehen, damit Vater nicht zu sehr überbürdet wird.

Also schreibe bald das „erlösende" Wort

Deiner Dich herzlich liebenden Käthe."

* * *

In der Nacht, die diesem Brief folgte, ging ein schweres Gewitter über Berlin nieder.

Käthe lag in ihrem Bett und blickte mit großen Augen in die zuckende Helle dort draußen.

Der ganze Himmel flammte und die Donner tobten wie die Posaunen zum Jüngsten Gericht. Käthen wurde wohl bei diesem Aufruhr in der Natur.

Diese gewaltsame Entladung nach der langen schwülen Spannung ließ sie freier, leichter atmen.

Sie stand auf, ging zum Fenster und öffnete es weit, um die Luft einzulassen.

Ein schwüler Brodem schlug ihr entgegen.

Der Regen fiel erst in einzelnen großen Tropfen.

Der fortwährende Wechsel von greller Helle und schwarzem Dunkel wandelte die bekannte Straße, den nahen Kirchplatz, die Telephondrähte von Haus zu Haus, in eine fremde phantastische Fata Morgana, in der feurige Schlangen durch die Luft schossen, riesenhafte Türme, Bäume, Häuser aufleuchteten und versanken. — —

Staunend blickte Käthe in das wilde lockende Märchenreich, das der Gewittersturm aus dieser altvertrauten, wenig beachteten Welt um sie her geschaffen hatte.

Sie beugte sich weit hinaus, um zu sehen, wo die Blitzquelle war, wo das Gewitter stand.

Im nächsten Augenblick taumelte sie zurück.

Ein grellvioletter Flammenschein — zugleich ein scharfknatternder Krach — ein Zittern und Beben des ganzen Hauses — —

Käthe war betäubt vor dem Stuhl am Schreibtisch hingefallen, — lag halb auf der Erde — und wußte ganz genau:

„Es hat eingeschlagen — aber ich lebe!"

Sobald sie ihrer Glieder mächtig war, raffte sie sich auf, warf in rasender Eile ein paar Kleidungsstücke über, und lief auf den Flur hinaus.

Draußen kam ihr schon der alte Flickschneider mit einem flackernden Licht in Hemd und Beinkleidern entgegen.

Die Frauen riefen ihm ängstlich nach.

„War es denn bei uns, Herr Seeger?" fragte Käthe, an ihm vorüber der Treppe zustrebend.

Der kleine dicke Schneider zitterte, wie geschüttelt, und lief immer dicht neben ihr her. Dabei tröstete er:

„Ängsten Se sich man nich, Fräuleinchen! Ängsten se sich nich! Wir stehen alle in Gottes Hand! Keiner kann Sie was tun, Fräuleinchen! Kein Spatz fällt vom Dach, — der Herr wolle es denn — —"

Unten wurden Türen geschlagen. Im ganzen Hause regte sich's, rief und schrie durcheinander.

Der Portier, der zugleich Vizewirt war, lief treppauf, treppab, um festzustellen, wo der Blitz wohl eingeschlagen haben mochte.

Da klang plötzlich Geschrei von der Straße herein:

„Die Friedrichskirche! Der Blitz hat in den Kirchturm geschlagen! Feuer in der Kirche!"

Alles lief an die Haustür — an die Fenster der Vorderwohnungen.

Da sah man's.

Eine helle Flammenzunge schoß aus den dichten Rauchwolken, die den Kirchurm fast verhüllten.

Nach wenigen Minuten ratterte und klingelte die Feuerwehr heran. Der niederprasselnde Regen, der dem abziehenden Gewitter gefolgt war, half löschen.

In kaum zwei Stunden lag die Straße wieder in tiefer Ruhe.

* * *

Als Käthe wegen des hereinschlagenden Regens das Fenster schloß, war ihr, als kehre sie nach einer langen Reise zu sich selbst zurück. —

Hinter der geschlossenen Scheibe stand sie und blickte zu den flackernden Laternen hinab, deren Schein sich auf dem nassen Asphaltdamm spiegelte und unruhige Lichter auf die dunkle Straße warf.

Sie mußte sich zuerst förmlich besinnen, was denn das eigentlich war, was so schwer auf ihr gelastet hatte, während sie das wundervolle Bild der hoch in der Luft schwebenden Flamme genoß und den Löscharbeiten mit intensivem Interesse folgte.

Mit einem Schlage stand alles wieder vor ihr.

Und zugleich packte sie ein lähmender Schreck:

„Wenn mich der Blitz nun getroffen hätte! Wenn ich jetzt tot daläge mit all der unverbrauchten Lebenskraft in mir!"

Der Gedanke an den plötzlichen Tod, der so nahe an ihr hingestreift war, weckte und stählte ihre ganze Glücks- und Leidensbereitschaft — ihre Lebensbereitschaft!

Nie hatte sie es sich selbst so deutlich zugestanden, wie in diesem Augenblick, daß sie Rudolf liebe mit Leib und Seele, ganz, ganz genau ebenso, wie er sie liebte!

Nie hatte sie es für möglich gehalten, daß eine solche Liebe zwischen Mann und Weib ein Lebenswert sein könne, der in der Schicksalswage ebensoviel galt, wie das, was sie mit ihrer trotzigen „Los vom Mann"-Theorie erzwingen wollte: Die Freiheit der Bewegung, die unabhängige Selbständigkeit.

Es war ja nicht nur die Furcht vor der Leere, nicht nur das körperliche Verlangen!

Es war doch auch noch etwas anderes!

Grade durch Lilys Briefe war ihr das so klar geworden! Durch diese Briefe, die im Grunde ebensogut über jeden anderen schönen Mann geschrieben sein konnten!

Es fehlte etwas in ihnen! Etwas, das über dies alles hinausging: Das Geheimnis der Individualitätsliebe, die sich ebensowenig um Theorie und ethische Forderung kümmerte, wie um das allgemeine „Bedürfnis nach dem Mann".

Eine Liebe, die mit feurigen Zungen redete:

„Diesen Einen, Einzigen liebst du, begehrst du für dich! So, ganz so, wie er nun einmal ist!" — — —

(Schluß folgt.)






# Die Halb-Alten („Les Demi-Vieilles“)

Roman von Yvette Guilbert (Einzig autorisierte Ausgabe) Deutsch von Ludwig Wechsler

(5. Fortsetzung.)

Als sie bei Roval anlangte, traf sie seine Wohnung in festlichem Schmuck an; überall dufteten Blumen, aus allen Ecken nickten ihr Rosen und Flieder den Willkommgruß entgegen, und ein tadellos gedeckter Tisch mit zwei Gedecken harrte der Geliebten.

Eine sanfte Wärme herrschte in sämtlichen Zimmern, in denen trotz der Mittagsstunde die Vorhänge fest geschlossen waren, um eine künstliche Nacht zu erzeugen. Ueberall brannten die elektrischen Lampen, deren Licht sowohl ihr, als auch der blumengeschmückten Tafel zu gute kam.

Die Idee, künstlich Nacht zu machen, gefiel Esther.

Maurice war ganz weiß gekleidet; die kurze Flanelljacke ließ das zartfarbene Seidenhemd sehen, und er gefiel ihr ungemein in diesem Hausgewande. Er schien ihr so jung, erschreckend jung sogar zu sein, und als sie verstohlen in den Spiegel blickte, mußte sie sich selbst gestehen, daß sie an diesem Tage, besser gesagt an diesem Abende, sich recht vorteilhaft ausnehme in ihrer einfachen Spitzenbluse, dem Rocke aus malvenfarbenem Libertysamt und dem Chinchillabesatz darauf, der auch ihre Jacke und ihren kleinen Hut schmückte.

Sie war zufrieden mit sich ... und er auch, denn er legte den Arm leise um sie und sagte:

„Sie sehen heute entzückend aus ...“

Er wollte sie auf die Lippen küssen; sie aber wehrte ihm, indem sie mit sanftem Verweis murmelte:

„Seien Sie doch vernünftig ...“

„O über dieses kalte Herz!“ meinte er unzufrieden.

Gerade meldete der Kammerdiener: „Madame, es ist aufgetragen!“ und sie konnten in aller Muße, in traulicher Einsamkeit speisen, ohne durch die störende Gegenwart eines Lakaien belästigt zu werden, denn Maurice hatte bei Potel einen prächtigen kalten Lunch bestellt, der zu gleicher Zeit auf den Tisch gestellt wurde und das ewige Kommen und Gehen eines Dieners überflüssig machte.

Das Mahl nahm einen heiteren Verlauf, gewürzt durch den sprühenden Geist, der von beiden Seiten entwickelt wurde, durch die verschiedensten Themen, die voll Ungezwungenheit und Gewandtheit nacheinander berührt wurden. Man sprach über Kunst und Litteratur, über Reisen, Theater, und auch das große, das unerschöpfliche Kapitel der Liebe erfuhr eine eingehende Kritik und Würdigung. Maurice begriff nunmehr die leidenschaftliche Bewunderung, die Wladimir Meridione der Künstlerin entgegenbrachte, denn nachdem er zwei Stunden in ihrer Gesellschaft verbracht, mußte er erkennen, daß diese Frau ohne jeden Uebergang bald wirkliche Künstlerin, bald Weltdame, albern, geistvoll, heiter, melancholisch, übermütig, ironisch, gerührt und sanft sei, eine umfassende Bildung, ein zart empfindendes, vor allem aber echt menschlich fühlendes Herz und dabei eine von Bitterkeit erfüllte Seele besitze, was aber nicht ausschloß, daß es sie nach dem Ideal, dem Unmöglichen dürstete! Sie war eine sehr komplizierte — oder aber sehr einfache — Natur ...

Entzückt hörte er ihr zu, blickte sie aufmerksam, erstaunt an, und dann legte er ihr mit einemmale eine Falle ...

„Wie alt sind Sie, Esther?“

Langsam, seinen Blick fest erwidernd, gab sie zur Antwort:

„Ich bin so alt, wie Ihre Sinne meinen ..“

„Dann bist du achtzehn Jahre alt ... denn ich bete dich an, hörst du, ich bete dich an ...“

Nur von seinem stürmischen Verlangen in Anspruch genommen, gewahrte er die tödliche Blässe nicht, die mit einemmale Esthers Gesicht überzog, ahnte er nicht, welch einen Stich es ihr ins Herz gab, als sie wieder einmal konstatieren konnte, daß das Verlangen doch nur dem entschwundenen Frühling ... der einstigen Jugend gelte, und daß dieser Mann unter dem Einflusse seiner anspruchsvollen Männlichkeit die Ueberreste ihres schon angewelkten Herbstes unwillkürlich mit einem idealen Schimmer überziehe.

Als er ihre Blässe endlich doch bemerkte, meinte er, sie sei der Ausfluß der durch die Liebessehnsucht hervorgerufenen Erregung, und es erfüllte ihn mit Stolz, daß er sie in solche Verwirrung zu versetzen vermochte ... Sie aber ermannte sich sehr rasch ... und mit sanfter Stimme, wie eine Schwester, sagte sie zu ihm: „Maurice, seien Sie vernünftig ...“ Damit erfaßte sie seinen Kopf mit beiden Händen und küßte ihn auf die Stirne, auf die Augen, wie ein kleines Kind ... wie einen Sohn.

Die züchtige Liebkosung verwirrte ihn, der leise Druck, mit dem die mageren, feinen Hände auf seiner Stirne ruhten, ließ ihn erbeben ... Er erinnerte sich, daß ihn seine Mutter ehemals auch so geküßt, und mit einemmale wurde er von förmlicher Furcht vor dieser Frau erfaßt, der er mit der demütigen Frage ein Ende machte:

„Wann werden Sie endlich mein sein, Geliebte?“

„Am ersten Tage des neuen Jahres“, lächelte sie.

„In drei Tagen also? Wirklich, und wollen Sie mich nicht nur narren?“ forschte er, der seine volle Unbefangenheit wiedererhalten hatte und einen Luftsprung machte wie ein Schuljunge. Dann aber fragte er mit einemmale: „Aber weshalb noch drei Tage lang warten? ... Weshalb gerade am ersten Januar? Das soll wohl mein Neujahrsgeschenk sein, nicht wahr?“ fügte er mit lautem Lachen hinzu.

„Das nicht, nur will ich mich genauer an das physische Datum unserer Liebe erinnern ... später, wenn Sie mich einmal verlassen haben werden. Ich werde mich dann an jedem ersten Januar erinnern, daß ...“

Maurice fragte sie lachend, ob dieser Umstand ein besonderes Merkzeichen für sie abgeben solle?

„Gewiß“, lautete ihre Antwort; „ich habe nämlich ein sehr schlechtes Gedächtnis, und wäre ich nicht am Allerheiligentage geboren, so wüßte ich niemals, wann mein Geburtstag ist.“

„Welch eine Freude bereiten Sie mir doch, meine gute Esther, denn ich hatte gefürchtet, daß Sie mich wochenlang würden schmachten lassen.“

„Weshalb denn?“

„Ich weiß nicht, wie es kommt; doch bilden sich so viele Frauen ein, daß wir sie mehr achten, wenn sie uns recht lange warten lassen.“

„Da befinden sie sich gewaltig im Irrtum!“ erklärte Esther ironisch, und beide lachten herzlich.

„Sie nehmen das jedenfalls für Schamgefühl.“

„Was das Schamgefühl anbelangt, mein lieber Maurice, so wird das arme Ding, wenn man beim Theater ist, so grausam heimgesucht, daß es nicht zu widerstehen vermag ...“

„Wie meinen Sie das?“

„Ja, glauben Sie denn, daß man allabendlich die Leiden und Freuden der Liebe und des Lebens — und obendrein vor fünfzehnhundert Zuschauern — heucheln kann, ohne das Schamgefühl endgültig beiseite gelegt zu haben? Fordert die Menge nicht von uns, wir mögen ihr die Empfindungen und selbst die Gebärden der menschlichen Leidenschaft mit möglichster Treue und Genauigkeit vor Augen führen? Stellen wir etwa nicht alles öffentlich zur Schau, angefangen von unserem ersten Liebesschauer bis zu unserer letzten Wonnezuckung, die die höchste Potenz menschlichen Strebens bildet? Ist die große Menge, die voll lüsterner Neugierde nach

den Freuden und Schmerzen des lieben Nächsten ausspäht, vielleicht etwas anderes, als ein lasterhaftes, schamloses Weibsbild, das unter hochtrabenden Ausdrücken, wie Kunst und Litteratur, seine verdächtigen Gelüste verbirgt, wie sie von jedem heuchlerischen Zuschauer gehegt werden? Aber auch Ihnen, lieber Freund, würde bei mir keinerlei Ueberraschung zu teil werden ... Ich würde in Ihren Armen genau so ruhen, wie Sie mich in den Armen all der Komparsen ruhen sahen, die auf der Bühne meine Worte zu beantworten hatten, und erwägen Sie, daß der letzte Straßenjunge auf dem höchsten Galeriesitze für seine fünfundzwanzig Sous genau so viel weiß wie Sie ... Unser Beruf ist, uns in all unseren Reizen zu zeigen, und unser Zweck — zu gefallen. Also?"

„Das ist wohl wahr", gab Maurice zu; „allein die Kunst für sich ist so rein und lauter, daß sie immer züchtig bleibt. Dem Reinen ist alles rein, sagt ein altes Sprichwort."

„Zugegeben, aber die Bühnenkunst ist entwürdigend", erklärte Esther. „Wissen Sie mir noch eine Kunst zu nennen, die gleich der unsrigen eine solche Gemeinschaftlichkeit der Geschlechter fordert? Alle diese Frauen, die in sinnlicher Verzücktheit in den Armen oder an der Brust dieser mehr oder weniger sauberen, mehr oder weniger gesunden Männer ruhen, diese Lippen, die sich berühren, zuweilen sogar im wirklichen Kuß ... der beiderseitige Atem, der sich miteinander vermengt ... die verschiedenen Ausdünstungen, die von der Schminke und sonstigen Toilettebehelfen dieser schwitzenden Menschen herrühren, der tierisch dumpfe Geruch dieser mehr oder minder gut gewaschenen Leute ... Ach, das alles giebt eine Atmosphäre ab, die man nichts weniger denn lieblich oder appetitlich nennen kann, und dessenungeachtet habe ich ihr die besten Augenblicke meines Lebens zu danken ..."

Maurice Roval war im höchsten Grade überrascht. Noch niemals hatte er eine Schauspielerin in diesem Sinne sprechen gehört!

„Aber weshalb sind Sie denn Schauspielerin geworden, wenn Sie so schwer unter der Natur des Theaterlebens zu leiden haben?"

„Weil, wenn das Theater auch nur ein Abbild des Lebens ist, das Leben dennoch nur zu sehr seinem Abbilde gleicht. Ich kann es nicht ändern; aber mich verletzt, kränkt alles im täglichen Leben. Die Menschen begnügen sich zu sein, was sie sind, und bemühen sich gar nicht, besser zu werden; Eitelkeit, Stolz und Ehrgeiz sind die Triebfeder der menschlichen Thätigkeit; der Egoismus herrscht über all das, noch ermutigt durch die zur Mode gewordene Tugend, ‚Muflismus' genannt. Was soll man da also thun? Wohin fliehen, wenn man anders veranlagt ist? Wohin gehen, in welches Feenland flüchten, unter dessen Himmel unsere Träume weiterbestehen könnten? Ich bin eine Frau, nur eine Frau ... und dennoch faßte ich eines schönen Tages den Entschluß, abzureisen ... und ich löste meine Fahrkarte nach diesem Phantasielande ... Es gefällt mir ganz gut daselbst und ich bleibe dort. In den Augenblicken, da mein Geist im Reiche der Einbildung lebt und keine widerlichen Berührungen zu befürchten hat, vergesse ich mich, und ich flöße jeder der mir anvertrauten Personen — und selbst jenen, die ich nicht darzustellen habe — eine durch mich selbst erzeugte, aus mir entspringende Seele ein. Es macht mir Mühe und auch Freude, diese ungeheure Familie an heiteren und traurigen Phantomen zu zeugen, denn mein in ewigen Kindesnöten liegender Geist ist fruchtbarer als der Leib der Mutter Gigogne, die in den Kindertheatern die bekannte alte Frau mit den vielen Kindern darstellt."

Maurice Roval wollte sich die günstige Gelegenheit, Esther über ihre sorgsam verheimlichte Mutterschaft auszuholen, nicht entgehen lassen.

„Sie hatten niemals Kinder?" fragte er lässigen Tones, indem er die Asche seiner Cigarette abstreifte.

Und als sie mit einem entschiedenen „Nein!" antwortete, drang er nicht weiter in sie, nahm sich aber vor, beim nächsten Anlasse die Frage eingehender zu erörtern; im übrigen war er förmlich entzückt darob, daß er sie bei einer handgreiflichen Lüge ertappt hatte; er empfand etwas wie die wilde Freude eines Inquisitors.

Esther aber sagte mit einenmale ganz verändert, wie durchgeistigt, mit heiterer, lachender Miene:

„Ich bin indessen nicht gekommen, um Sie mit meinen ‚Nerventhorheiten', wie meine Freunde sagen, zu unterhalten . . . Ich mache Sie ja ordentlich mürrisch, und das haben Sie gewiß nicht von mir erwartet . . ."

„Von Ihnen erwarte ich alles . . . an Ihnen liebe ich alles . . . bei Ihnen interessiere ich mich für alles", erklärte Maurice; „nur diesen melancholischen Blick mag ich nicht, den Ihre Augen soeben hatten . . . Nun blicken Sie wieder friedlich . . . Es ist fabelhaft, welch eine Beweglichkeit Ihr Gesicht besitzt."

Und da er ihr forschend in das geheimnisvolle Antlitz blickte, sprach sie voll offenkundigen Interesses:

„Nun lassen Sie mich aber Ihr home sehen."

Langsam schritten sie durch die fünf Zimmer, die die im Erdgeschoß gelegene Wohnung des Schriftstellers ausmachten.

Aus dem von Maple eingerichteten Speisezimmer, das in dem modern grünen Holz gehalten war, das seit zehn Jahren in London stark verwendet wird, gelangten sie in den ganz kleinen Salon, der keinerlei Stil aufwies und eine Menge von Nippsachen und Möbeln aller Art enthielt, die alle von Geschmack und Farbensinn zeugten.

Dem Schlafzimmer hatte man die größte Sorgfalt angedeihen lassen.

Das Bett war ein altes Meisterwerk, ausgeführt in der gediegenen Holzschnitzkunst der italienischen Renaissance, und nahm sich förmlich imponierend aus mit seinen von zahlreichen Säulen getragenen Feldern und der reich geschnitzten Decke, von der Vorhänge aus rotem Seidendamast herabhingen.

Es war ein prächtiges Möbelstück, kostbar, sehr breit und sehr tief.

Esther hielt mit ihrer Bewunderung nicht zurück, so wenig wie vor den altertümlichen Wandfüllungen, die die Schrankthüren bildeten, oder vor dem Kamin, dessen einzigen Schmuck eine sehr wirkungsvolle Nische aus vergoldetem Holzschnitzwerk bildete, das Engelsköpfe darstellte und als Gehäuse für eine antike Madonna in farbiger Ausführung diente. Das Ganze stammte aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts und erfreute sich der ungeteilten Bewunderung der Kunstkenner.

Die Wände waren mit altertümlichem roten Samt überzogen, der dem Raum einen warmen und doch strengen Ton verlieh.

Die Sitzmöbel wiesen denselben Ueberzug auf.

Anstoßend befand sich das Arbeitszimmer des Dichters, ein ziemlich großer Raum mit bequemen Fauteuils, breiten Divans, auf denen schwellende Kissen lagen, und in der Mitte des Zimmers ein ungeheurer Schreibtisch, auf dem die größte Ordnung herrschte. Die Schreibrequisiten waren sehr elegant; an den Wänden hingen Originale von bekannten Karikaturzeichnern, wie Cappiello, Willette, Leandre, Ibels, Forain, Lunel, Faivre und so weiter. Die Berühmtheiten des „Courrier Français" waren fast vollzählig vertreten. Auf der Kaminplatte eine Sammlung von Bildern sämtlicher schönen Pariser Künstlerinnen, ebenso ringsum den großen Spiegel, jedes Bild mit einer Widmung versehen, die in allen Abstufungen, von der zärtlichsten bis zur platonischsten, anzutreffen war.

Esther betrachtete die Bilder, ohne sie zu sehen, und Maurice, der darauf wartete, daß sie eine Bemerkung machen werde, sah sich enttäuscht.

Nun begab man sich in das Ankleidezimmer, das einen allerliebsten Anblick bot. Alles war in hellem Kreton gehalten, die Möbel waren grau lackiert, und auf einem mächtigen Waschtisch standen zahllose Kristallfläschchen. Auf der weißgeäderten gelben Marmorplatte, die aus einem alten römischen Palast herrührte, stand ein schönes silbernes Waschbecken im Stile Ludwigs XVI., ein ebensolcher Krug und nicht gerade miteinander harmonierende, doch um so kostbarere Nippgegenstände zur Aufnahme der Seife, Bürsten und sonstiger Toilettenbehelfe. Das Ganze höchst elegant und kunstvoll zusammengestellt. Daneben auf einem anderen Tische

ein ganzes Arsenal von Feilen, Zängelchen und sonstiger kostspieliger, in Silber und Schildpatt ausgeführter Nichtigkeiten, die keinerlei Zweck haben, in den Augen anderer aber ihrem Besitzer den Charakter eines eleganten und auf seine Körperpflege sehr bedachten Mannes verleihen, selbst wenn er sich ihrer niemals bedient.

Esther war entzückt von der kunstvollen Gravierung des kleinen silbernen Waschbeckens nebst Kruges, ebenso von den niedlichen Behältern, die gegenwärtig Kongoseife in ihrem Innern bargen; die Tapeten gefielen ihr gleichfalls, aber mit einemmale fragte sie:

„Und Ihre Wanne? Wo ist Ihr Badezimmer?“

„Ja, das hab' ich nicht“, gestand Maurice; „dafür hab' ich meinen Badekübel ... sehen Sie, da, in diesem Schrank.“

Und er zeigte ihr eine Art hohen Kredenzschrankes, in dem sich der „Badekübel“ befand, wo zehn Kubikzentimeter Wasser für die fragwürdige Eleganz unserer tadellosesten und am meisten „smart people“ genügen, die viel eher der Hygiene, denn des Smokings entbehren!

„Es war gewiß eine Frau, die Ihnen behilflich war, sich diesen niedlichen Winkel einzurichten, nicht wahr, Maurice?“

Er dachte, das wolle eine Art der Anerkennung sein, und gestand, daß Adele B ..., die berühmte Tänzerin, Tapeten, Möbel und Nippsachen für dieses Zimmer ausgesucht habe.

„Geschmack hat sie, das muß man ihr lassen“, sagte Esther einfach.

Im stillen dachte sie aber, daß es denn doch eine recht merkwürdige Schrulle all dieser hübschen und prunkliebenden Pariserinnen sei, in solcher Art ein Ankleidezimmer einzurichten, in dem es kein Bad giebt! Bei vielen dieser Damen würde man dieselben Nichtigkeiten, dasselbe Silber- und Kristallzeug antreffen; allein die Hauptsache, das einzig Nützliche, den großen und doch so einfachen Luxus eines Raumes, wo man die unentbehrlichen Bäder nehmen könnte, entbehrten sie willig. Und unter dem Einflusse ihrer Betrachtungen sagte Esther mit einemmale laut:

„Die Menschheit ist eigentlich ein übelriechendes Tier.“

Und er erwiderte rasch:

„Ich bin vollkommen Ihrer Ansicht, und wenn man sie nicht parfümiert ...“

„Das heißt, wenn man sie nicht ausgiebig mit Seife bedenkt“, verbesserte Esther.

„Das hatte ich sagen wollen“, schloß Maurice.

„Ich glaube“, bemerkte die Künstlerin, „daß die Anarchie von der übrigen Gesellschaft nur durch die Dicke eines Seifenstückes getrennt wird.“

Lachend rief er aus:

„Das ist so recht der Gedankengang einer Frau ... Es giebt indessen noch hunderttausend andere Dinge, die diese zwei Klassen voneinander trennen, und die ich Ihnen nächstens einmal erklären werde ...“

„Mag sein“, erwiderte sie und kehrte in das Arbeitszimmer zurück, wo sie sich vor dem Schreibtisch niederließ und sagte: „Also hier entstehen die Meisterwerke? ... hier denkt man? ... hier lebt man? ...“ Ihr Blick glitt mechanisch über die Papiere und Notizblöcke, die den Schreibtisch bedeckten, und fiel mit einemmale auf ein dickes Notizbuch, auf dessen Umschlag zu lesen war: „Mein Tagebuch.“

Sie war diskret genug, es nicht zu öffnen; nur fragte sie den Dichter, ob er alles, aber auch wirklich alles in dieses Buch eintrage, Dinge ... und Menschen gleicherweise?

„Ja“, lächelte er.

„Hoffentlich bezeichnen Sie die Personen, die Sie darin behandeln, nur mit dem Anfangsbuchstaben ihrer Namen?“

„Unbesorgt, teuerste Freundin; ich gebe den Leuten sogar Spitznamen, so daß sie nicht zu erkennen sind.“

„So wollen wir auch einen für mich wählen, ja?“

„Gerne, wenn Sie wollen.“

„Sie werden mich ... ja, wie werden Sie mich nennen?“

Er dachte nach und wählte endlich das Wort „Pessima“, nach der gleichnamigen Heldin in einer Revue von Rebelsperger.

„Einverstanden!" erklärte Esther lachend. „Werde ich aber in sechs Monaten lesen dürfen, was Sie über Pessima geschrieben haben werden?"

„Nein!" beschied er sie kurz. „In mein Tagebuch darf niemand Einblick nehmen ... Es ist das mein Geheimfach, in welchem ich die Thatsachen nicht nur verzeichne, sondern auch mit Randbemerkungen versehe ..."

(Fortsetzung folgt.)



# Die Geige

von Lu Volbehr

„Breitegasse 35, drei Treppen, Zimmer No. 5."

Er sagte sich's ein paarmal vor, als er die Hauptstraße entlang ging an all den Schauläden vorbei.

Vor der Musikalienhandlung blieb er stehen und sah die Photographien der vier Künstler an, die diesen Abend konzertieren würden.

Er hatte ein Billet in der Tasche; mit einer guten Zensur hatte er sich's verdient.

Er schob die Sekundanermütze von der Stirn zurück. Donnerwetter ja, so ein Geiger sein! Das war doch etwas Famoses — na ja wirklich! Jurist werden wie der Vater — gräßlich!

Fritz Behaim wollte nicht im Aktenstaub verkommen.

Er schlenderte weiter, die Melodie des Bach-schen Quartetts durch die Zähne summend, das die Vier heute abend spielen würden. Er hatte es vorhin auf seiner Geige probiert, nur so für sich.

„Breitegasse" — sein Fuß stockte. — Und da, das graue Haus mit den grünen Fensterläden und mit dem großen Schild: „Privatklinik Dr. Schirmer." Das war es also.

Es war aber noch nicht drei Uhr. Von drei bis vier Uhr war die Besuchsstunde. Er machte kehrt. Es langte wohl, noch einmal die Hauptstraße zurückzugehen.

Und er summte wieder eine Melodie vor sich hin — das Schubertsche Lied: „Der Tod und das Mädchen."

Auch das würde er heute abend von dem Quartett hören.

Nun mußte er aber wieder zurück, es war auf die Minute drei Uhr.

Es war ihm eigen zu Mute, als er vor der Haustüre stand. Er war noch nie in einer Klinik gewesen; hatte überhaupt noch keinen Kranken gesehen. Seine Leute zu Haus waren alle so gesund wie er.

„Drei Treppen, Zimmer No. 5."

Er öffnete das Haustor, ein merkwürdig süßlicher Geruch drang ihm entgegen.

Rechts vom Flur war eine Glastür. „Oberin" stand auf einem Schild, und weiter las er: „Besucher haben sich bei der Oberin zu melden."

Er stand einen Moment unschlüssig, dann drückte er auf die elektrische Klingel. Die Tür mit dem weißen Vorhängchen öffnete sich, und eine Krankenschwester stand auf der Schwelle. Er riß seine Mütze herab.

„Sie wünschen?" fragte ihn die Schwester mit einer milden Stimme und mit lachenden Augen.

Erstaunt sah er sie an.

Wie die fröhlich aussah! Und ihm war's ganz bang ums Herz, seitdem er die drei Schritte in dies Haus getan mit der schwülen, süßlichen Luft.

„Hans Stahl möchte ich besuchen."

„So, so! Na, der wird sich freuen. Drei Treppen, Zimmer No. 5."

Die Schwester nickte ihm freundlich zu und schloß die Türe wieder.

Drei Treppen — es war ihm ganz beklommen zu Mute. Er stieg die erste Treppe langsam hinauf; wie er auf dem Treppenabsatz stand, öffnete sich eine Flügeltüre, ein Mann im weißen Operationsrock kam heraus. Fritz ging eilig weiter. Er hatte unwillkürlich hineingeschaut in den Saal und hatte auf einer Tragbahre jemand liegen sehen — oder vielleicht hatte er sich's nur eingebildet. Er stieg rasch weiter. Da war No. 1!

Er ging mit leisem Schritt an den Türen vorüber, bis er an No. 5 kam. Er zögerte etwas, dann klopfte er an.

Es wurde da drinnen gelacht, er hörte eine helle Frauenstimme, und die rief auch „herein!"

Fritz klinkte die Türe auf.

„Ah, Besuch! Nun, Hans, nun wird es fein!" Und vom Stuhl am Bett stand eine Krankenschwester auf, und Fritz wunderte sich schon nicht mehr, daß die auch fröhlich aussah. Das taten die Schwestern wohl immer in den Kliniken und Krankenhäusern; nur auf der Straße sahen sie immer so ernst und würdig aus.

„Wer ist's denn?" klang eine schwache Stimme vom Bett her.

„Treten Sie nur näher, junger Herr", sprach die Schwester freundlich zu Fritz, der zaudernd an der Türe stand. Und Fritz ging zu dem eisernen Bett.

„Behaim!"

Fritz streckte seine junge, gesunde Hand hin und Hans Stahl umklammerte dieselbe mit mageren, knochigen Fingern.

„Grüß Gott, Stahl! Wie dir's geht, wollt ich fragen."

„O, gut."

„Setzen Sie sich, junger Herr; aber nicht länger als zwanzig Minuten. Ich komme dann wieder." Und freundlich nickte die Schwester den beiden zu und ging.

Fritz setzte sich auf den Rohrstuhl am Bett, unverwandt auf den Kameraden blickend, den er seit vier Wochen nicht gesehen. Hübsch war der Stahl nie gewesen, auch nie besonders gesund aussehend, aber so! — mein Gott, der arme Kerl! Nichts als Haut und Knochen. Der ganze Kopf war verbunden, das Gesicht nur war frei, und ganz klein war's geworden, jämmerlich! —

„Die anderen lassen dich grüßen", hub nun Fritz an. —

„Wer ist denn Primus?"

„Na, der Hiller natürlich! Bis du wieder kommst."

„Der Kerl, der Kerl!"

„Na, ja, ein schlapper Kerl — so ein rechter Büffler."

Der kranke Junge lachte vor sich hin.

„Du Stahl, wirst du bald wieder gesund?"

„Na freilich. Es fehlt mir nichts mehr. Nichts — na ja doch, eins fehlt mir — sag mal, Behaim, bist du die Hauptstraße heruntergekommen?"

„Ja."

„Am Musikgeschäft vorbei?"

„Ja."

„Ist noch die Geige im Fenster?"

„Ja."

„So — noch." Die dunklen, tiefliegenden Augen des kranken Jungen leuchteten auf, die mageren Finger zuckten.

„Du, Behaim, die möcht ich haben."

„Ich hab eine."

„Ja, du! Das weiß ich. Aber ich hab immer noch meine halbe Geige, und die quäkt so; — ich — ich möchte so gern einmal eine ganze Geige in der Hand haben."

„Du mußt's deiner Mutter sagen."

„Ne, du — dafür ist bei uns kein Geld da."

„Hm, — du, gestern war der Stippe bei mir, der wollt auch auf einer Geige spielen."

„Hast du sie ihm gegeben?"

Des Kranken Augen blitzten auf.

„Ne, die geb ich nicht aus der Hand."

„Das glaub ich wohl! — Du, hörst du, — das ist der Doktor!"

Schritte kamen den Korridor entlang, man hörte eine volle, frische Stimme, dann klappte eine Türe.

Fritz war vom Stuhl aufgestanden.

„Bleib nur sitzen, der Doktor geht jetzt erst zu No. 6 und dann kommt er zu mir."

„Magst du den Doktor?"

„Ich — den Doktor?" Die gelben, kranken Hände strichen zärtlich über das Bett. „Ich möchte auch so'n Doktor werden, wie meiner ist."

„Ne, du — ich nicht!"

„Ja, so was gibt's eben nicht wieder, wie meinen Doktor."

„Na, freilich, wenn er dich gesund macht."

„Der hilft allen!" ein Leuchten ging über das eingefallene Gesicht. „Der! Und so fidel ist er immer, du wirst's schon hören."

„Der auch?"

„Auch?"

„Ich meine die Pflegerinnen —"

„O, ja, die Schwestern! Die sind lustig. Die lachen den ganzen Tag. Die lachen einem die Schmerzen weg und die Angst."

„Hast du Schmerzen?"

„Ach nein — eigentlich nicht. — Du, jetzt kommt er!"

Wieder der kurze, feste Tritt auf dem Korridor, jetzt ganz nahe, dann öffnet sich die Tür, und der Doktor kommt, begleitet von der Schwester. Und Fritz fährt vom Stuhl auf.

„So, Besuch! Famos! Tag!"

Fritz verbeugt sich, und Hans Stahl sagt ganz stolz:

„Fritz Behaim."

„Freut mich! Na, wie geht's, mein Junge? Fidel?"

„Freilich, Herr Doktor!"

„Recht so. Fehlt's nirgends?"

„Nein, Herr Doktor."

„Siehst du, Junge, das ist brav von dir. Auch nicht zu viel gelesen, Schwester?"

„Nein, Herr Doktor, Frau Stahl war den ganzen Vormittag da."

„Junge, spielst du gar im Bett Geige? Da steht ja ein Kasten."

„Mutter hat ihn mitgebracht."

„Na, hast du denn gespielt?"

„Nein, Herr Doktor."

„Warum denn nicht? Das kannst du ruhig tun."

„Es ist — es ist nur eine halbe Geige.“

„Halbe Geige? Was ist denn das?“

„Nu eben die Lerngeige. Aber die kratzt und quärrt so.“

„Ach so, du möchtest ein besseres Instrument haben.“

„Ja.“

Doktor Schirmer sah in die dunklen Augen, die zu ihm aufblickten.

„Nun will ich dir etwas sagen, mein Junge, wenn dir's ein Bedürfnis ist, dann spiel auf deiner alten halben Geige, das wird schon auch ganz gut klingen. Du mußt eben selbst nicht kratzen. Überleg dir den Fall bis morgen, was? Und heute nacht wird geschlafen, verstanden?“

Und zu Behaim gewandt, sagte der Doktor:

„So, junger Herr, und nun sagen Sie Ihrem Kameraden Adieu. Sie können ihn bald wieder aufsuchen.“

Fritz trat zu Hansens Bett.

„Leb' wohl, Stahl, gute Besserung.“

„Adieu, grüß auch die anderen — und — und —“

„Und komm bald wieder“, half Doktor Schirmer ein.

Fritz Behaim stand vor der Türe von No. 5, die Mütze noch in der Hand. Hans Stahl kam ihm schwer, schwer krank vor, und da drinnen waren der Doktor und die Schwester so guter Dinge; und sogar Geige durfte er spielen, wenn — nun ja, wenn er wollte; natürlich würde er nicht auf der alten kleinen Geige spielen wollen. Eine andere bekam er aber doch nicht! Woher auch? Stahls waren ja arm, das wußte er.

Scheußlich doch, solch eine Krankheit! Der ganze Kopf verbunden!

Dem armen Kerl war der Schädel aufgemeißelt! Wie groß wohl die Wunde war? wie sie aussehen mochte?

Es kroch Fritz Behaim kalt über den Rücken.

Langsam ging er durch den langen Korridor. An der Treppe begegnete er einer zarten, vergrämt aussehenden Frau.

Er grüßte, das war Frau Stahl. Sie sah ihn erfreut an mit denselben Augen, wie der Hans, nur verweint, trübe waren sie.

„Sie kommen von meinem Hans?“

„Jawohl, Frau Stahl.“

„Wie — wie fanden Sie ihn?“ Ängstlich forschend sah die Frau in das blühende Gesicht Fritzens.

„O sehr — sehr fidel. Und die Schwester und der Doktor —“

„Ach ja, der Doktor!“ Sie sagte es in demselben Tonfall, in dem Hans „mein Doktor“ gesagt hatte.

„Sagen Sie, hat er nicht —“ sie stockte — und leise setzte sie hinzu „mein armer Junge. Ich kann ihm ja keine andere kaufen.“

Fritz stieg eine heiße Röte auf; Frau Stahl sah ihn aber nicht mehr an; ihre Lippen zuckten, sie ging an Fritz vorbei zum Zimmer ihres Jungen.

Fritz stieg weiter die Treppe hinab, langsam Stufe für Stufe. Es kam ihm so merkwürdig vor, aus diesem Haus wieder in das wogende Leben hinauszutreten, denselben Weg zurückzugehen, den er gekommen; es war doch erst eine halbe Stunde her, daß er eingetreten war, seinen Schulkameraden zu besuchen, halb aus Mitleid, halb aus Pflichtgefühl. Er hatte auf dem ganzen Weg herzlich wenig an Hans Stahl gedacht — an das Konzert heute abend hatte er immerzu denken müssen.

„Vorüber, ach vorüber, geh wilder Knochenmann!“ Auf dies Quartett freute er sich am meisten; er hatte bislang nur das Lied gekannt. Seine Schwester, die blonde, rotbackige Liese, sang es mit Vorliebe.

Er war stehen geblieben, und dann ging er langsam die letzten Stufen hinab.

Als er den Türgriff in die Hand nahm, kamen schnelle Schritte die Treppe herab. Fritz sah sich um, — Hansens Doktor war es.

Er schwang den Stock in der Hand und pfiff leise vor sich hin.

„Ei sieh, Behaim, Sie sind noch da. Es war hübsch von Ihnen, daß Sie den Freund besuchten!“

Fritz öffnete die Türe und Doktor Schirmer trat mit ihm auf die Straße.

„Hans Stahl ist wohl recht schwer krank?“

Doktor Schirmer sah seinen jungen Begleiter prüfend an.

„Jawohl. Sagen Sie einmal, Behaim, wissen Sie niemand, der so eine alte Geige hätte? Ich gönnte dem Jungen die Freude —“

Fritz sah vor sich hin.

„Wenn er so krank ist, darf er dann wirklich spielen?“

„So viel als er bei dieser Schwäche spielen kann, warum nicht? Oder wenn er jemand hätte, der ihm vorspielte, das wäre auch gut.“

Fritz schwieg.

„Besuchen Sie ihn nur bald wieder, das freut ihn; und überlegen Sie sich mal die Sache wegen einer Geige. Adieu!“

„Jawohl, Herr Doktor.“

Und Fritz blieb stehen und sah dem Doktor nach, Hansens Doktor!

* * *

Zwei Tage später stand Fritz Behaim wieder an der Türe der Oberin und zog wieder artig seine Mütze. Beklommen war's ihm zu Mut, ganz merkwürdig beklommen. Er trug seinen Geigenkasten in der Hand, er wollte dem Freund vorspielen.

Die Oberschwester nickte wiederum vergnügt.

„Gehen Sie nur hinauf, junger Herr."

Es war heute ganz still im Haus, auch aus No. 5 klang kein Lachen wie vorgestern.

Fritz klopfte an; — nein, die Schwester rief nicht herein, das war Frau Stahls müde Stimme. Sie saß an Hansens Bett. Nun stand sie auf.

„Dein Freund Fritz Behaim."

„Das ist fein." Die magere Hand streckte sich wieder Fritz entgegen.

„Was bringst du denn?"

Hansens Augen sahen staunend nach dem Geigenkasten.

„Ich dürfte dir vorspielen, sagte der Doktor neulich."

Hansens Augen leuchteten.

Frau Stahl setzte sich hinter das Kopfende des Bettes und stützte den Kopf in die Hand.

„Willst du, Behaim?"

„Gern, ja. Was soll ich dir denn spielen?"

Er hatte den Geigenkasten auf den Tisch gestellt und packte sein Instrument aus.

„Was immer du willst", und dann kam's leiser:

„Behaim, Behaim, du bist ein famoser Kerl!"

Und dann wurde es still, ganz still im Zimmer, nur ein paar Töne, ein Zirpen der Saiten, ein paar Striche mit dem Fidelbogen — noch einmal ein Drehen der Kurbel — und dann stand Fritz Behaim da, versonnen den Kopf gegen die Geige geneigt.

Hans Stahl sah unverwandt ihn an.

Und Fritz Behaim hob den Bogen und er spielte, was all die Tage in ihm geklungen hatte, das Schubertsche Lied: „Vorüber, ach vorüber, geh wilder Knochenmann!"

Frau Stahl sah müden Auges durch das Fenster über die Dächer weg in den grauen, nebligen Herbsthimmel. Hansens Blick war wie gebannt auf die volltönende Geige gerichtet, durstig lauschte er dem Klang; was der Kamerad spielte, wußte er nicht, aber jeden einzelnen, weichen Ton nahm er auf voll Genuß und Glücksgefühl.

Bald verschwamm die Melodie in andere Töne, die weinten und trösteten, die schluchzten und jubelten — bis sie plötzlich abbrachen, unvermittelt, herb.

Fritz Behaim hatte zum ersten Mal vor Hörern seine Phantasien gespielt, er hatte den kranken Freund vergessen und dessen Mutter, er hatte seinem jungen, überwallendem Empfinden Töne geliehen, seinem Mitleid mit dem Freund, seinem Glücksgefühl über die eigene Kraft und Gesundheit.

Da schreckte ihn eine Bewegung Frau Stahls auf. Er legte rasch sein Instrument weg, fast befangen fuhr er sich über sein lockiges Haar.

Hans seufzte tief auf. Seine Augen sahen noch nach der Geige, die im Kasten lag, und mit seiner schwachen Stimme sagte er:

„Mutter, siehst du, Mutter, das ist eine Geige! Ist das nicht schön?"

Fritz stand am Tisch, er strich ein paarmal über den Kasten der Geige und dann, impulsiv, ergriff er sein geliebtes Instrument und legte es dem Freund aufs Bett.

„Versuch einmal selbst."

Hansens Hände griffen hastig zu, dann aber glitten sie herab.

„Ich — deine — deine Geige!" Seine Augen konnten sich nicht von dem Instrument trennen.

„Nun ja, wolltest doch einmal eine ganze Geige in der Hand haben; dir geb' ich sie schon."

Nun packten die kranken Hände fast gierig Geige und Bogen; einzelne, langgezogene Töne spielte er, der Bogen glitt zitternd über die Saiten. Einmal sahen die tiefliegenden, dunklen Augen zum Freund auf, dann schlossen sich die Lider über denselben.

Er spielte und spielte, nach und nach gestaltete er die Töne zu Melodien, es waren einfache Volkslieder: „In einem kühlen Grunde" und dann: „Ach, du lieber Augustin".

Fritz Behaim sah auf den geigenden Freund. Mit den geschlossenen Augen, mit dem eigentümlich verklärten Lächeln um den eingefallenen Mund sah er unheimlich aus.

Fritz fiel ein Bild ein: Der geigende Tod; so, so sah Hans Stahl aus; das war schrecklich! Und da hinter dem Kopfende saß die Mutter; ihr Kopf war auf die Brust gesunken und über die bleichen Wangen rannen die Tränen. Fritz hatte noch nie solch stummes, fürchterliches Weinen gesehen.

Der Strich wurde müder, die Töne zitterten mehr und mehr, ermattet sank der Arm des Kranken herab, aber die Geige hielt er krampfhaft an die Brust gepreßt. Er öffnete die Augen; mit einem ängstlichen Blick sah er nach dem Freund.

Fritz wandte sich ab; er griff nach seiner Mütze.

„Wenn du willst, kannst du die Geige hierbehalten. Ich hole sie mir morgen oder übermorgen wieder."

Ein ruhiges Leuchten ging über das gelbe, eingefallene Gesicht des Knaben. Er nickte ganz wenig mit dem verbundenen Kopf.

„Morgen — oder übermorgen —“

„Ja, oder noch später, wenn du nicht mehr darauf spielen willst.“

Und dann trat Fritz Behaim hinter das Bett zu Frau Stahl. Die griff nach seiner Hand und beugte ihre Stirn auf diese junge, gesunde Knabenhand und Fritz fühlte die heißen Tränen darauftropfen.

Eine große Beschämung kam über ihn und als er auf dem Korridor die Schritte des Arztes hörte, da nickte er noch einmal hastig dem Freunde zu und eilte aus dem Zimmer, mit schnellem Gruß an dem Arzt vorbei.

Er eilte durch die belebten Straßen nach Hause, nach seinem kleinen Zimmer oben im Türmchen der elterlichen Villa.

Er preßte die Stirn gegen das Fenster und sah über die endlosen Felder, auf die der Nebel niedersank.

* * *

Als wenige Tage darauf Fritz Behaim von der Schule mittags nach Hause kam, fand er auf dem Tisch in seinem Zimmer seinen Geigenkasten stehen.

Hatte Hans sich schon müde gespielt? Beglückt öffnete er den Kasten. Da lag auf der Geige ein Zettel.

„Dem treuen Freund ein letzter Gruß von Hans. Er schlief ein, die Geige im Arm.“

Fritz trat erschrocken zurück, mit starren Augen sah er auf sein Instrument.

Hans Stahl — tot! — gestorben mit seiner Geige im Arm! Er sah im Geist den Freund liegen, ein Grauen kam über ihn, ein furchtbares Grauen; sein Bogen war in der erkalteten Hand gelegen, seine Geige hatte am sterbenden Herzen geruht; — scheu, ängstlich griff er nach ihr. Da klang ihm des Todes Trost im Herzen: „Sei guten Muts, ich bin nicht wild, sollst sanft in meinen Armen schlafen.“

Da nahm er die Geige und den Bogen und spielte das Lied, das er im Krankenzimmer des Freundes gegeigt hatte.

Und er glaubte wieder den dankbaren Blick aus den Augen des Freundes zu fühlen.

Als er den letzten Ton gespielt hatte, legte er seine Geige in den Kasten, und es war ihm, als ob er ein teures Vermächtnis empfangen hätte von dem armen Kerl Hans Stahl.



# Dichterseele

Novelle von Robert Jaffé

(5. Fortsetzung.)

Am 22. November.

Ich hatte erfahren, daß Else mit ihren Eltern zu einem Balle eingeladen war; so hatte ich mich desgleichen um eine Einladung bemüht, und jetzt ging ich dem Gasthause zu, in dem die Ballfestlichkeit stattfinden sollte. Es war ein seltsam klarer Winterabend. Die Luft war von einer wundersamen Durchsichtigkeit, in der die Welt wie ein gläserner Märchenpalast erschien; der Mond war trübe verschleiert und glänzte und blendete in kühlem Schein.

In dem Festhause schwebte ein heller Lichtglanz über der breiten Aufgangstreppe von hellem Marmor, die mit einem bunten Läufer belegt war; am Fuße der Treppen standen auf hohen, mit rotem Samt drapierten Sockeln weiße Marmorstatuen zwischen grünen Palmen. Oben in dem hohen und weiten, lichtstrahlenden Ballsaale wandelten die jungen Mädchen noch auf und ab und sahen wie Tau auf einer roten Rose. Waren nicht in unserer Gesellschaft, die aus dem mariengläubigen Mittelalter entstanden, die jungen Mädchen die Königinnen? Sie alle erschienen in der duftigsten Schönheit, und auch die eine weniger glückliche Gesichtsbildung zeigten, hatten diese holde Lieblichkeit. Aber Else war schöner als alle anderen; wenn eine andere allein den angenehmsten Eindruck machen konnte, so mußte sie sich, sobald sie neben Else trat, gradezu in ein unschönes Mädchen wandeln. Else trug ein hellbraunes Kleid, das ihre jugendliche Gestalt wie ein Wölkchen von Veilchenduft umgab. Ihr blondes Haar war mit dichten Flechten um ihr Köpfchen gewunden, und was von den Armen, dem Hals und dem Nacken zwischen Tüll und Spitzen unverhüllt war, leuchtete so weiß wie weiße Emaille. Ihr Antlitz zeigte einen lieblichen Ernst; ein stolzer, goldener Zug wie von einer Königin thronte um den Mund und mußte die Vorstellungen von weiten Königsschlössern erwecken. Ich hätte vor ihr auf die Kniee stürzen mögen; es war, als hätten sich graue Wolken auseinandergeschoben

und gäben einen Ausblick zwischen die Baumstämme und Blumen des Paradieses. Ich bekam nun alle Tänze, die sie auf ihrer Karte noch frei hatte, von ihr, und wenn dann ein langer Referendar, der sie immer so sehnsüchtig ansah, auch die eingelegten Tänze für sich gewann, so kam sie bei der Damenwahl doch allein auf mich zu.

Aber als die Tanzpause begonnen hatte, fragte ich Elsa, ob es ihr nicht willkommen wäre, wenn wir uns ganz allein sprechen könnten. Sie erwiderte auch mit unbeschreiblich kindlicher Zutraulichkeit:

O, sehr lieb wäre es mir, wenn wir uns heimlich aussprechen könnten. Ich habe etwas auf dem Herzen und möchte es dir erzählen.

So führte ich sie durch einen schmalen, mit einem weichen Läufer belegten Korridor, der an beiden Wänden mit Lorbeerbäumen in grünen Bottichen besetzt war, und den ich von einer früheren Gelegenheit her kannte; als ich hinter einem dunkelroten Vorhange eine Tür aufklinkte, führte sie in ein kleines wunderliches Zimmer, das niemals die Dienstboten des Gasthofes für sich in Anspruch genommen haben mochten, aber jetzt, von einem Öllämpchen dürftig erleuchtet, ganz still dalag. An der einen Wand hing eine bunte Landkarte, und an der anderen waren mit Stecknadeln an der Tapete zwei farbige Bilder aus einer illustrierten Wochenschrift befestigt; Rohrstühle in dem Zimmer umher. Hier konnte ich die Tür wieder abschließen, indem ich den Riegel vorschob, und bald setzte sie sich zu mir auf den Schoß, umklammerte mich, schmiegte sich dicht an mich, und sah mich mit schelmischen, blitzenden Augen an. Dann sagte sie in überströmender Liebesfülle:

O, das ist so schön bei meinem Geliebten! Das habe ich so gern!

Oder sie hatte mich stehend umarmt und sagte mit kindlicher Stimme:

O Geliebter, das kann ich nicht ertragen! Das Herz zittert, wenn man sich so lieb hat!

So offen und eigentlich mit Mißachtung alles dessen, was die gezierten Hauspüppchen sonst als oberstes Gebot anerkennen und vor dessen Verletzung sie heillos erschrecken würden, trägt mir Else ihre Güte und rührende Liebe entgegen, und ich empfinde sie auch bis in das feinste Äderchen meines Wesens. Dann ist es mir, als wären wir schon viele Jahre verheiratet.

Else legte auch die nackten Arme um meinen Hals und sagte in kindlich zärtlichem Tone:

Heut' Nacht hab' ich von meinem Liebsten geträumt —

Nun, und —?

Wir waren beide so selig, daß wir verheiratet waren. — — Ich war so unbeschreiblich glücklich. Es war alles so geblieben, ich saß in meiner jetzigen Wohnung mit einer Näharbeit; nur, wir waren verheiratet.

Nun suchte ich mit feinen, milden Worten abzulenken, und als ihr dies wunderliche Zimmer auch sogleich unheimlich war, führte ich sie in den hellen Tanzsaal zurück, in dem man noch auf den zweiten Abschnitt des Festes wartete, und die Freude aus allen Herzen in zierlichen Lichtsäulchen aufzustreben schien. Da empfand ich einen kleinen Augenblick, daß ich hier nicht dasselbe leichte Gefühl haben konnte wie damals in den Knabentagen, als ich zum Maienfeste auf den Holz gezimmerten Tanzplatz trat, der in der Lichtung eines Eichwäldchens lag.

Gab es etwas Unermeßlicheres, wenn ein schönes, junges Mädchen die frohe, übermütige Schönheit wie eine Krone auf ihrem Haupte voll dichter Flechten trug, und unsere Phantasie, über alle Grenzen hinausschweifend und kaum zu bändigen, alles Gewichtige erwog, das an dem Besitze oder Nichtbesitze solch eines süßen Geschöpfes hängen muß.

Am 23. November.

Allmählich hat mich eine leise Beunruhigung wegen Elsens vielleicht allzu weicher Seele mit feinen und immer feineren spitzen Nadeln berührt; da trieb mich eine innige Sehnsucht nach Heilung zu Agathe hin.

Die Buchen am Wege, die an ihren Kronen noch Blüten trugen, sehen in ihrem braunen Rot aus wie von einer Feuersbrunst versengt, gedörrt und geröstet; sie weckten die Erinnerung an verdorrten Buchweizen. Die Birken zeigten unzählige feine Farbennuancen vom seltensten Gelb bis zu dem unscheinbarsten, wie lichtberaubten, saftlosen Grün und dem alltäglichsten, stumpfen Braun; es war, wie wenn beim Anblick eines teuren Sarges die schmerzlichen Gefühle von einem immer ununmschränkter Besitz ergreifen. Man konnte empfinden, wie die Farben des Herbstes ganz allmählich und schrittweise die Schranken erweitert, von den Blattflächen Besitz genommen und auf ihnen Boden gewonnen hatten.

Auf dem Wege sah ich ein schönes junges Mädchen; es hatte den Kragen ihres dunkelblauen Herbstjacketts hochgeschlagen, und ich sah erst, nachdem ich mich ein Weilchen träumerisch besonnen, ihr liebes Gesicht. Aber dann sah ich auch sogleich, wie dieses schöne Kind Elsen wäre. Ich erblickte sie überall. Während ich Agathens Wohnung zuging, schwebte ihr luftiges Bild, mit den Füßen auf grauen schwebenden Wolkenmassen thronend, vor mir. Dabei empfand ich schon die

Glückseligkeit, daß dieses Bild doch auch von Fleisch und Blut wirklich war, und daß ich die luftigen Hände in meine Hände nehmen und streicheln könnte. Wenn ich ein Maler wäre, könnte ich ihr liebes Gesicht und ihre liebe, schöne Gestalt mit einer Kraft der Wahrheit und Empfindung wiedergeben wie nur die größten Meister. Sie müßte aus meiner Erinnerung dann durch eine bunte, sonnige deutsche Landschaft schreiten. Sie scheint mir gleichsam aus Wolken aufgestiegen zu sein, die sich wie zarte, glänzende Ringe um die holde Gestalt legten, und darum kann ich sie mir nicht anders als in einem merkwürdigen, seligen Glanze vorstellen. Sie wandelt wie in einem holden Traume durch die Reihen der Menschen, und überall breitet sie einen weichen, innigen Lichtschein aus. Wenn ich nur ihren Namen ausspreche, blühen rings um meinen Fuß Rosensträucher. Noch mehr, als wenn ich bei ihr bin und ihre lieben Hände in meinen halte, spüre ich die Tiefe meiner Neigung, wenn ich von ihr fern, und meine Träume sich abspinnen, und in den Träumen die süße Vorstellung von ihr auftaucht. Was einem Heim die traute Innigkeit gab, das waren doch auch die süßen, reichen Stimmungen, in denen man seine Schritte heimwärts lenkte, und von denen die Dielen der Zimmer noch wiederhallten.

Bei Agathe wollte ich nun nach den äußeren wirklichen Verhältnissen forschen, in denen vielleicht Elsens Schicksal gebunden wäre. Ich fieberte ja, daß ich mir nur erst ihren Besitz gesichert hätte. Eine unerklärliche Unruhe schien mich nicht früher freilassen zu wollen, als bis ich meinen Besitz von ihrer Seele gleichsam wie durch eine in erobertem Gebiet aufgepflanzte, im Winde wehende, helle Fahne auch wirklich kundgetan. Aber sie konnte mir natürlicherweise nur das gleiche einprägen, das sie mir längst berichtet hatte. Die Mutter hing mit aller Seele an ihrer häuslichen Wirtschaft, sie hatte, als die Kinder klein waren, die Füße der Stühle und Tische mit Stoff umwickelt, damit die Kinder sie nicht mit ihren Füßchen beschädigten, und beide Eltern setzten ihr ganzes Glück darein, den Kindern ein trautes, von keinem kalten Windzuge berührtes Jugendheim zu schaffen, während sie selber vielerlei Sorgen und Mühen überwinden mußten; denn der Vater war nicht geschickt genug, das zur Erhaltung eines ausgebreiteteren Hausstandes Notwendige zu erwerben.

Jedoch ich sehe ihre Wohnung, ihren Familienkreis und alles andere nicht in der harten, rauhen, schwerfälligen Wirklichkeit; sondern ich gehe umher, als ob weiße Blumen in meinem Herzen sprießen, ich sehe es auf schwankem, hellem Rohr aufgebaut. Schwebten nicht über diesem reinen, feiertäglichen Familiensinne rosige, goldüberhauchte, wie weihrauchduftende Wölkchen? Wenn sie in ihrem Familienkreise beisammen saßen, schlug die Seligkeit in ihre Herzen wie eine gewaltige Flamme aus einem grauen Reisighaufen auf; ihre Seelen spannten gar weit ihre Flügel aus, und ein Blutstrom quoll ihnen im Herzen, der lange zugestopft gewesen, und der schon vor Jahrhunderten aus demselben trauten Gefühle Urahnen durchströmt haben mochte. Welche Reinheit wehte mich aus ihrem traulichen Kreise mit einem seltsamen, weißen, kühlen Duft an und machte im Herzen leise erschauern! Wie eine Erinnerung an wundersam unberührte, reine, lichte Knabentage! Was hatte eine hellere weiße Schönheit, als wenn ein Bruder seine Arme um eine Schwester legte oder wenn er ihr jeden Tag zarte, süße Aufmerksamkeiten zu erweisen suchte! Das war doch nur das Starke, durch das sich die feinen Wurzelfäden eines Zusammenhanges und Zusammenhaltes hindurchzogen! Die Geschlechter der biblischen Zeit wuchsen auf wie uralte Bäume auf dämmerigen Höfen, unter deren dichtem, grünen Laub, Ästen und Zweigen alle Generationen ihrem schlichten Tagewerk als Jäger und Hirten nachgingen, und durch die hellen, weiten Säle und Hallen, an deren Wänden die aufgehangenen runden, metallenen Schilde klangen, wandelten die Griechen und Germanen in den großen, ewigen und unveränderlichen Gefühlen der Blutsverwandtschaft. Was einem cynischen Salonhelden schwächlich und weichlich erscheinen könnte, das ist das warhaft Starke.

Am 24. November.

In dem Hause, in dem ich mein Zimmerchen habe, begegne ich auf dem Flure oft einem schlanken und hübschen, gar jungen Weibe, das ein Kindchen in einem weißen Steckkissen trägt. Da ich, wie ich mich gern mit geringen Leuten unterhalte, mit dieser Frau öfters ein Gespräch anknüpfte, erfuhr ich, daß sie erst wenig über ein Jahr verheiratet, und daß ihr Mann als Schiffsmaschinenmeister nach Holland gegangen wäre.

Ich fragte:

Wie ist Ihnen zu Mute, daß Sie Ihren Gatten, mit dem Sie erst kaum verheiratet sind, nun wieder entbehren sollen?

Ach! erwiderte sie mit dem gleichgültigsten Tone von der Welt, nicht schön! Es ist doch besser, wenn man seinen Mann bei sich hat.

Später vernahm ich dann, daß sie ihren Gatten aus seinem neuen Lande abholen und das Kind indessen bei ihren Angehörigen zurücklassen würde, und nun fragte ich, ob sie denn vor Sehnsucht

die Trennung von dem hilflosen Kindchen würde aushalten können.

Ach! sagte sie, das werde ich ganz gut aushalten. Ich fühle nicht so schnell Sehnsucht. Die kurze vorübergehende Zeit! Ich habe ja früher, als Lottchen noch nicht geboren war, auch kein Kind gehabt.

Und das alles sagte die gute Frau mit dem unbeschreiblichsten Phlegma! Wenn ihr Gatte nach Hause käme und als Scherz sagte, daß man ihm das Kind für hundert Mark hätte abkaufen wollen, daß sie es aber für hundert Mark doch nicht weggeben könnten, so würde sie, Gott segne sie! ganz ernsthaft beistimmen, daß sie es nicht tun könnten.

O, solche Menschen wachsen auf wie Blumen unter einem schrägen Dache, das sie vor Hagel und Regen bewahrt! Soll denn ein Mensch nur immer selig oder unselig sein dürfen? Wir reizbaren Naturen bauschen nur selber unsere Freuden und Klagen auf und geben uns unbesonnen jeder Regung hin. Die überschwängliche, übertreibende Anschauung von unseren Gefühlen und Erlebnissen braucht nicht erst Leid zu bringen; sie ist selber schon das größte Leid, das den Menschen in die Wiege gelegt sein kann.

Ja, noch mehr, wenn ein Mensch, der eigentlich alles verloren hat, still hält und sich in sein Schicksal fügt, dann kann er einem Glücklichen leicht den Eindruck machen, daß er dumpf und blöde wäre. Aber auch dort, in der Stille eines edlen, geduldigen Herzens ist Sonne.

Das fällt mir immer auf, wie gelassen die meisten ihr Schicksal aufnehmen: als ob es vom Himmel auf sie herniedertaue und träufele.

Am 25. November.

Gott ist uns nicht mehr der alte Greis, der die Welt erschaffen und über den Wolken und Sternen thront, belohnend und strafend und rächend. Er thront auf einem über die Städte emporragenden Hügel in einem von bläulicher Luft durchzogenen, weißen Säulentempel. Er ist nicht der Schützer des Lebens, das durch die reichen, prunkvollen Straßen der großen Städte braust; wir können uns in ihm nicht Hände, die segnend über unserem reinen Tagewerk schweben, vorstellen. Er ist der Schützer über der weißen Unschuld, die ein ganz neues, schöneres Bild von der Welt wie unter einem lieblichen, langsam aufsteigenden Nebelschleier durch viele reife Jahre trägt. Er ist ein Gott, den das innige Gefühl der Menschen wahrhaft wirklich macht.

Am 26. November.

Weil ich selber in frierender Einsamkeit aus der Schönheit des Familienkreises herausgestellt bin, werde ich doch nicht vergessen, wie sich in hellen, blauen Sälen bei den Familienfesten anmutige Mädchen in weißen Kleidern im Reigen drehen, und wie sich da herum gleich langstengeligen Blumen die Begebenheiten schlingen, die den Chroniken der Familien durch alle Alterszeiten ihren wundersamen, zarten Duft verleihen.

Nur der bleibt von den höllischsten Qualen der Seele verschont, der sich an die seit alter Zeit gewohnten Empfindungen anlehnt, der seine Seligkeit so sucht und sein Leid so abwehrt, daß es jeder Bursche auf der Straße unterschreiben könnte. Es nützt nichts, sich außer den Kreis der Familie stellen zu wollen. Nur das Glück, das jeder mit derselben Leichtigkeit mitempfinden kann, gewinnt wahre Wirklichkeit.

Und Else ist wie eine holde Blume, die ihre Blütenblättchen noch nicht geöffnet hat und nur erst für ihren Gärtner wächst. Ich muß mich vor diesem reinen Sinne neigen. Das ist doch so natürlich, als wie es nicht möglich, gar nicht auszudenken wäre, daß ich sie etwa gleich einer Abenteurerin durch die Hotels von Paris oder Montecarlo schleppte. Ich mußte mir doch sagen: es wäre dieselbe goldene Fülle der Liebe, mit der sie etwa ihrem Vater zutraulich die Hände streichelte, als die, welche sie mir spendete, und wenn die eine eine ungewöhnlich innige, so wäre es auch die andere. Es ist so süß, dem Drange zum Milden und Guten in uns nachzugeben, und die Milde trägt alle reichen Belohnungen in sich. Der Strom der Liebe, der mit lieblichen, süßen Wellen durch ein altgewohntes steinernes Bett flutet, soll auch gegen mein Herz spülen. Nur wenn sie in unverrückbarer Güte thront, kann in mir alles Schöne und Gute seine Kelchlein entfalten und wie weiße Blumenstengel unter dem Frühlingsregen aufsprießen und wachsen und wachsen.

(Fortsetzung folgt.)

## Im Boot

Du weißt, ich war von je ein Träumer.
So laß auch jetzt mich still verträumen,
Indes das Boot mit leichten Schlägen
Dahinfährt unter kahlen Bäumen.

Laß träumen mich von Schicksalswalten,
Von Lieben träumen und Entsagen,
Indes die leicht bewegten Wogen
Das Boot durch Herbstestrauer tragen!

Paul Schwarz.




**Quos ego!** Fehdebriefe wider den Grafen Paul von Hoensbroech von Pilatus. 2. Auflage. Regensburg 1903. Verlagsanstalt vormals G. J. Manz.

Ein Buch, das den unvoreingenommenen Leser mit aufrichtiger Trauer erfüllen muß, nicht über den Inhalt, sondern über die Symptome, deren Ausdruck es ist. Zweifellos stimmte in den Rechnungen, die Hoensbroech dem Katholizismus präsentierte, nicht alles. Wer möchte es aber dem temperamentvollen Agitator verdenken, wenn er in der Hitze des Gefechts schiefe Konjekturen macht und nicht gleich tief im Staub der Jesuitenarchive nach Belegstellen gräbt? Pilatus fand nur zu viele brüchige Stellen in der Grafenrüstung. Die protestantische Kernigkeit und das Deutschtum Hoensbroechs werden davon nicht stark berührt. Um die Symptome handelt es sich: Jede dieser Kampfbroschüren für und wider eröffnet den Blick in ein Lager voll Mönchsgezänk und Pfaffenstreit. Mit solch altem und elendem Bullen- und Scharteckenkram hat der moderne Mensch noch zu schaffen? Gibt es denn kein Mittel für den heutigen Deutschen, daß er seine eigene Religion habe und fühle und über jeden Zank um morsche Dogmen und Interpretationen von Kirchenväterzitaten fröhlich lachen dürfe? Dr. Hans Traben.

**Anna Schapire,** Singende Bilder. E. Piersons Verlag, Dresden 1903.

Singende Bilder? Was sind das, singende Bilder? Ja, wenn ich das wüßte, würde ich ja nicht fragen. Frau oder Fräulein Anna Schapire scheint unter singenden Bildern eine Ansammlung von Skizzen zu verstehen, die einen einsingen in den Schlummer einer dämmerigen Langenweile, und die man gewöhnlich nichtssagenden, von hohlem Pathos gleich Erbsen in Wasser geschwollenen, dilettantischen Krimskrams nennt. Für jeden Krimskrams mindestens eine Seite, und wenn er auch nur ein paar Zeilen lang ist, anders tut sies nicht. Die banalste Alltagsweisheit macht sich breit, als ob sie weiß Gott was wäre. Und ist doch nichts. Und wenn Frau oder Fräulein Anna Schapire gar zu lyriken anfängt, da hört die Langeweile auf, und das Attentat auf jeden künstlerisch Gebildeten nimmt seinen Anfang. Ein Pröbchen: Im Volkston.

> Lang fühl' dein Aug' ich gehn
> Um seinen Mund,
> Muß es schon lange seh'n,
> Bin schon ganz wund.

So, das nennt sie im Volkston. Wir wollens doch im Mißton nennen und das ganze „Werk" wohlgemut und kräftiglich in eine Ecke schleudern. Uff. Ja, ja, E. Piersons Verlag in Dresden druckt alles, und wenns der übelste Mist ist, so sich da anhäuft im Reiche der schönen Litteratur. II.

**Vollmöller,** Parzival; Die frühen Gärten. Berlin 1903. S. Fischers Verlag.

Symbolische Verskunst schließt eigentlich Persönlichkeitswerk, mit Ausnahme formalistischer Eigenheiten aus. Leidenschaften wollen gestammelt und nicht in farbloses, klingendes Kristall geschnitten sein, und Worte der Gegenwart muten seltsam an im Kleide klassisch strenger Formen. So müßte der Künstler jeden Abglanz eigenen Erlebens vermeiden und so im wesentlichen die lyrische Kunst ihrem eigenen Ursprung entfremden. Gern hilft da ein kleiner Ausweg: bisher sind ihn fast alle gegangen, Mallarmé wie Hofmannsthal, Vielé-Griffin wie André Gide, Albert Samain und die andern Franzosen. Sie haben einen Spiegel ihrer eigenen Seele gesucht und in eine ferne Gestalt, deren Psyche schon umdämmert war von Jahr und Sage, die Schauer und Seligkeiten eigenen Erlebens getragen. Vollmöller hat Parzival gewählt, nicht so sehr den reinen Tor, sondern den Sucher, den tausend Wunder umwirren, daß er sich selbst nicht findet. Viele Farben leuchten in den Versen und Worte voll Kraft und Sinn, an die man vergessen hat, stehen mit ruhiger Selbstverständlichkeit an ihren Plätzen und verbreiten eine milde Klarheit über die Verlorenheit an die Dinge. Eine geruhige Plastik ist in Vollmöllers Parzival-Versen, die zwingend wirkt, wenn auch manchmal die Meister zu deutlich in ihnen sprechen. Die Verse aus den Jahren 1894—98, „Die frühen Gärten" wirken blaß und schülerhaft im Vergleich. Objektiv sind sie noch immer weit über dem Mittelmaß, jedenfalls aber dem schönen Buche hinderlich, einerseits, weil sie enttäuschend wirken, andrerseits, weil sie zeigen, daß die Technik der späten Jahre nicht so sehr eine innerlich vorgebildete, sondern eine angelernte ist. Man möge sich aber dem Dichter — Vollmöller nennt er sich brüsk ohne Vornamen und biographisches Detail — nicht durch Spekulationen entfremden, denn seine Verse einen sich zu einem überaus interessanten Buch, das die Mailänder Offizin Treves, Annunzios Verleger, in nobler und durchaus geschmackvoller Weise hergestellt hat.

Wien. Stefan Zweig.

**Ilse Frapan-Akunian,** Wandlung. Fräulein Doktor. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig.

Ilse Frapan, die unter jene deutschen Schriftstellerinnen gehört, die in der freien Schweiz studierten, weiß die Erfahrungen und Erlebnisse, die sie am Fuß der Alpen machte, trefflich zu verwerten. Zwar bei ihrem letzten Roman, einem Züricher Buch, glückte es ihr nicht: über diese Schilderungen des Hottinger Studentenlebens hat man sich am Limmatufer bös die Haare gerauft. Aber mit dem Roman „Wandlung" hat Ilse Frapan das alles wieder wettgemacht. Man erlebt mit, wie eine Genfer Studentin sich zur eignen Freiheit durchringt, über zwei Liebesleichen hinweg, die eine Liebe wird ihr zerbrochen, die andre zerbricht sie selbst. Ein flammender Atem weht aus dem Buch. Aber mir ist, als wär ich dieser erotisch gehobenen, schwülmachenden Atmosphäre schon einmal begegnet. Damit will ich aber nur sagen, daß ein ähnlicher Atem von Maria Janitschek ausgeht. Er mehrt sich überhaupt bei den modernen Frauennaturen. Der in der Dämmerung zu redende Dialog

„Fräulein Doktor" ist voller Schmerz und Innigkeit, eine junge Mädchenseele stößt sich hier an fürchterlicher Enge die Flügel wund und klagt ins Leere. Ilse Frapan ist eine feine Seelenkennerin, und was sie aus den Tiefen schürft, das adelt sie.

Dr. Hans Traben.

**Alfred Kleinberg,** Mihi et mundo. Gedichte. Wien und Leipzig. Verlag neuer Litteratur, Szelinski & Cie.

Dieser schmale Band künstlerisch ausgeglichener Gedichte wirkt anziehend und sympathisch durch die Innerlichkeit der Gefühle, deren impulsive Gewalt schon durch eine melancholische Milde gebändigt und geadelt wird. Nirgend stört ein Raffinement, eher noch stoffliche Naivitäten, wie man sie einem Erstlingsbuche nie verargen darf, ein Reigen allzu gewollt sozialer Dirnengedichte, pathetische Überhebung (— lachende Lippen und blutende Herzen gehen durch mich in die Ewigkeit —) und ein recht ungeschicktes Schlußgeleit an den „geneigten Leser." Fast möchte ich aber sagen, daß dies alles zum Buche gehört. Der Eindruck der Ehrlichkeit wird so lebendiger und nachhaltiger, als im Gleichklang absoluter Tadellosigkeit. Wie die Verse nun also sind, fühlt man Wärme vom Herz zum Herzen und den Duft zarter, edler Poesie. Nicht fremdartiger Rauschduft allerdings, der unsere Sinne durchglüht und die Seele für immer erfüllt, aber auch nicht schwächlicher Atem der Blumen im Schatten, der mit dem nächsten Wind für immer verweht.

Wien. Stefan Zweig.

## Bücher- und Zeitschrifteneinlauf:

(Eingesandte Bücher und Zeitschriften werden stets hier angezeigt, Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen.)

**Berthold A. Baer,** Herzensangelegenheiten. Amerikanische Humoresken. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Preis Mk. 1.—.

**Dr. B. Krembs,** Dichter u. Maler. Ein Beitrag zum Unterrichte in der Litteratur- und Kunstgeschichte. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, Leipzig.

**Wilhelm Holzamer,** Peter Nockler. Die Geschichte eines Schneiders. 2. Aufl. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

**Otto Hachtmann,** Gedichte. Verlag von Lüder Horstmann, Göttingen.

**Dolorosa,** Confirmo te chrysmate. M. Lilienthal Verlag. Berlin 1902.

**Ellen Walter,** Die Wagner-Kette. Moderne Liebesnovelle. Seemanns kleine Unterhaltungsbibliothek Nr. 11. Leipzig 1903.

**Ilse Frapan,** Wandlung — Fräulein Doktor. Verlag der Frauen-Rundschau. Leipzig 1903.

**Freisinnige Zeitung,** Jungösterreich. Organ. Wien. Nr. 18, 19, 1. Jahrg.

**Frauen-Rundschau,** Leipzig. Heft 13, 4. Jahrgang.

**Jüdisches Volksblatt,** Wien. Nr. 26. 5. Jahrgang.

**Handels-Akademie,** Leipzig. Heft 27, 10. Jahrgang.

**Heimgarten,** Graz. Heft 10, 27. Jahrg.

Für die Redaktion verantwortlich: J. Hegner. — Geschäftsstelle: Magazin-Verlag in Leipzig-R. Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. Alle Zuschriften sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des Magazin für Litteratur Magazin-Verlag (J. Hegner), Leipzig-Reudnitz.

## Annoncen-Expedition „International".

Toldbodgade 16. Kopenhagen K. Dänemark.

Expediert Annoncen an alle Blätter der Welt. Spezialität: Skandinavische Annoncen in deutsche Blätter und umgekehrt. **Jedes Blatt,** das noch nicht mit uns in Verbindung steht, möge in seinem eigenen Interesse eine solche mit uns anknüpfen. Wer zu annoncieren wünscht, sollte unseren grossen Annoncen-Katalog zugesandt verlangen, welcher in nächster Zeit erscheint. Der Preis ist M. 4,—, welche bei dem ersten Auftrag über M. 50,— vergütet werden.

Annoncen-Expedition „International".

Toldbodgade 16. Kopenhagen K. Dänemark.

## Die Freude am Ueben.

10 melodische und instruktive Klavierstücke in Form von Etüden von

**Arnoldo Sartorio**

Op. 418

**Silberwelle. — Ohnesorgen. — Waldmärchen. — Keckes Wagen. — Scherzino. — Am Ziel. — Erzählung. — Schmeichelei. — Capricietto. — Zwiegespräch.**

**Preis jeder No. M. 1,—.**

**Vorrätig in jeder Buch- u. Musikalienhandlg.**

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Das Geschlechtsleben in der deutschen Vergangenheit — von Max Bauer.

2. Aufl. Preis brosch. M. 4,—, geb. M. 5,50.

„Der kleine handliche Band bietet einen kurzen Abriss seines Themas, wie ihn jeder kennen muss, der sich mit den schwierigen Fragen der Prostitution und der öffentlichen Sittlichkeit auch nur in passiver Anteilnahme beschäftigen will." „Die Frau" (Helene Lange).

# Bibliothek für Sport und Spiel.

Bd. 1. S. von Sanden (Oberstleutnant a. D.), **Der Reitsport.** Mit 54 Abb. Br. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Bd. 2. Freiherr Robert von Fichard, **Lawn-Tennis.** Mit 23 Abb. Br. M. 3,—, geb. M. 3,80.

Bd. 3. Franz Kübel (Hauptmann a. D.), **Das Billardspiel.** Mit 103 Abb. Br. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Bd. 4. Wilhelm Ahlers (Hauptmann a. D.), **Die Jagd.** Mit 39 Abb. Br. M. 4,50, geb. M. 5,50.

Bd. 5. S. von Sanden (Oberstleutnant a. D.), **Geländereiten.** (Kriegs-, Jagd- und Dauerreiten.) Br. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Bd. 6. Axel von Altenstein, **Der Schwimmsport.** Mit 79 Abb. Br. M. 4,50, geb. M. 5,50.

Bd. 7. J. W. und Fr. Scheibert, **Der Segelsport.** Mit 48 Abb. Br. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Bd. 8. Erich Bauer (Hauptmann a. D.), **Der Rennsport.** Mit 32 Abb. Br. M. 7,—, geb. M. 8,—.

Bd. 9. Kurt von Eberbach, **Golf-Krocket-Bowls-Kricket.** Mit 41 Abb. Br. M. 4,50, geb. M. 5,50.

Bd. 10. Kurt von Eberbach, **Fussball.** Mit 36 Abb. Br. M. 2,80, geb. M. 3,50.

Bd. 11. Kurt von Eberbach, **Polo** (Reiter-, Radfahr- und Wasser-Polo). Mit 16 Abb. Br. M. 2,20, geb. M. 3,—.

Bd. 12. Kurt von Eberbach, **Hockey — Eishockey — Hurling — Ball-Goal.** Mit 26 Abb. Br. M. 2,80, geb. M. 3,50.

Bd. 13. Kurt von Eberbach, **La Crosse-Baseball — Damen-Baseball — Rounders-Kaiserball.** Mit 29 Abb. Br. M. 2,80, geb. M. 3,50.

Bd. 14. Axel von Altenstein, **Der Turnsport.** Mit 51 Abb. Br. M. 2,—, geb. M. 2,80.

Bd. 15. Axel von Altenstein, **Der Fechtsport.** Mit 42 Abb. Br. M. 3,—, geb. M. 3,80.

Bd. 16. Wilhelm Ahlers (Hauptmann a. D.), **Der Fahrsport.** Mit 41 Abb. Br. M. 4,50, geb. M. 5,50.

Bd. 17. J. W. und Fr. Scheibert, **Der Rudersport.** Mit 46 Abb. Br. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Bd. 18. Erich König, **Der Alpine Sport.** Mit Buchschmuck. Br. M. 2,80, geb. M. 3,50.

*Diese hier verzeichneten, vornehm ausgestatteten und reich illustrierten Werke empfehlen wir besonderer Beachtung! Sie bilden kurzgefasste und übersichtliche Kompendien der Theorie und Praxis des Sports, wie er sich nach dem neuesten Stande präsentiert, und sind zuverlässige Ratgeber für den Anfänger und praktische Nachschlagewerke für den versierten Sportsman. Für die Gediegenheit des Inhalts bürgen die Namen der auf den betreffenden Gebieten als Autoritäten anerkannten Verfasser.*

Ausführliche Prospekte darüber sendet an jeden Interessenten der **Magazin-Verlag** in **Leipzig-Reudnitz.**

Druck von E. Haberland, Leipzig-R.




# Inhalt.



MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-REUDNITZ

# Das Magazin für Litteratur

## 72. Jahrgang

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

Erscheint am 5. und 20. jeden Monats.

## Abonnementsbedingungen:

pro Jahrgang 12 Mark
pro Halbjahr 6 Mark
pro Quartal 3 Mark
Einzelheft 50 Pfennige.

Zu beziehen ist das „Magazin für Litteratur“ durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4743 der Postzeitungsliste), sowie direkt vom Magazin-Verlag in Leipzig-Reudnitz. Im letzteren Falle erhöht sich der Abonnementspreis bei direkter Zusendung unter Kreuzband auf M. 3,30 pro Quartal.

---

**Wir bitten unsere Leser, für unser Blatt Freunde zu werben und versenden Probenummern gratis und franko an jede uns aufgegebene Adresse.**

Magazin-Verlag Leipzig-Reudnitz.

---

Da nach den im ersten Juniheft des Magazins für Litteratur enthaltenen Aufsätzen von **Dr. Robert Michels** und **Johanna Elberskirchen** eine ständige Nachfrage herrscht, haben wir uns entschlossen, diese beiden Aufsätze in Broschürenform auszugeben, und es erschienen soeben:

## 1. Dr. Robert Michels
## Brautstandsmoral.

Eine kritische Betrachtung. Preis 30 Pf.

## 2. Johanna Elberskirchen
## Femenismus und Wissenschaft.

Preis 30 Pf.

**Magazin-Verlag Jacques Hegner in Leipzig.**

---

Alle Zuschriften, das „Magazin für Litteratur“ anlangend, sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des „Magazin für Litteratur“, Magazin-Verlag J. Hegner in Leipzig-Reudnitz. Redaktion und Verlag des „Magazin“ übernehmen Verantwortung für eingesandte Manuskripte nur dann, wenn sie richtig adressiert sind (an: Magazin-Verlag J. Hegner, Leipzig-Reudnitz); Rücksendung erfolgt nur, wenn zureichendes Porto beigelegt ist. In die Rubrik „Büchereinlauf“ werden alle bei der Redaktion eingehenden Bücher und Drucksachen mit aufgenommen, doch verpflichtet sich die Redaktion in keiner Weise zur Besprechung von allen Einsendungen.




# Ein unveröffentlichter Brief Wielands*)

(Nachdruck verboten.)

Mein sehr theurer und geehrtester Herr Oncle,

Empfangen Sie hiermit meinen besten Dank für die zuvorkommende Güte, womit Sie mir bereits in zwey Zuschriften Ihre liebevollen Gesinnungen für mich und die meinigen in so verbindlichen Ausdrücken haben bezeugen wollen. Auch ich verehre die unsichtbare Hand, die Uns, nach einer vieljährigen, wiewohl meistens bloß zufälligen Unterbrechung aller Communication zwischen uns, so unverhoft und durch einen so sonderbaren Weg einander wieder näher gebracht hat. Wie Viel unangenehmes und dem Herzen eines guten Vaters schmerzliches in der ersten Veranlaßung dazu auch immer gewesen seyn mag, so haben wir doch Ursache, auch in derselben und in dem ganzen Gang der Sache die geheime Leitung des unerforschlichen Wesens zu erkennen und zu preisen, welches allezeit aus dem Bösen selbst, überwingendes Gutes zu ziehen weiß. Mir an meinem Theil macht es wahre Freude, Sie, Mein Hochgeschätzter Herr Oncle, mit der ganzen Aufrichtigkeit und Wärme meines Herzens einer Freundschaft versichern zu können, die an Ihnen und den Ihrigen ohne Ausnahme zärtlichen Antheil nimmt, Ihnen hievon bey jeder Gelegenheit alle mir möglichen Beweise zu geben bereit, und mit dem festen Vorsatz und Wunsche verbunden ist, die zwischen uns wieder hergestellte wechselseitige Gemeinschaft nicht anders als mit meinem Leben aufhören zu sehen. Von meinen äußerlichen Umständen, wie viel, seitdem wir uns i. J. 1750 zum letztenmale sahen, mit mir vorgegangen, und von meiner gegenwärtigen Lage, werden Sie das Wesentlichste bereits aus den Briefen meiner l. Mutter vernommen haben, die meinem Hause nun bereits im 15ten Jahr durch ihren Aufenthalt bey mir Seegen bringt. Gott erhalte Sie uns noch lange! Ich habe gute Hoffnung diesen Wunsch meines Herzens erfüllt zu sehen, nachdem Sie in diesem Frühjahr einen ziemlich harten Anfall theils durch die Dauerhaftigkeit ihrer Constitution, theils durch den Gebrauch der Arzneyen ihres geliebten Herrn Bruders (an welche sie einen unbeschränkten Glauben hat) zu unser aller Freude so glücklich überstanden hat. Ich habe viele und große Ursachen mit meinem Looße nicht nur zufrieden zu seyn, sondern mich wirklich für einen sehr glüklichen Sterblichen zu halten, und würde also weniger als Millionen andre zu entschuldigen seyn, wenn ich nicht so viel Gutes als mir nur immer möglich ist, zu stiften beflissen wäre, da ein aufrichtiger und fester Wille, dieß zu thun, doch das einzige ist, wodurch wir der Quelle und dem Geber alles Guten, so wir genießen, unsre Dankbarkeit zeigen können.

Ich höre von meiner l. Mutter, daß Sie halb und halb gesonnen sind, einen Ihrer H. Söhne, von dem Sie Sich, wie es scheint, viele Freude zu versprechen haben, auf einige Zeit nach Jena zu schicken, um dem Studio der Anatomie daselbst obzuliegen. Jena ist in dermalen überhaupt in der Medicin-Facultät mit sehr geschickten Männern besetzt, vorzüglich aber ist dermalen Gelegenheit da, in der Anatomie, Chirurgie und Accouchier-Kunst zu profitieren, und der Hofrath D. Loder, der hierin eigentl. die Hauptperson vorstellt, ist nicht nur ein sehr gelehrter Mann, sondern auch wegen seines Vortrags und alles dessen was das donum docendi in sich begreift, mit Recht berühmt. Ich zweifle also nicht, daß mein junger Vetter, die Absicht, so Sie dießfalls mit ihm haben, zu Jena nicht sehr gut sollte erreichen können. Im Fall Mein hochzuehrender Herr Oncle sich noch dazu entschließen, werde ich nebst meinen beyd. Jenaischen Schwiegersöhnen (für deren guten Willen ich hierin Bürge seyn kann) mir eine angenehme Pflicht daraus machen, dem Hrn. Sohn so viel wir können förderlich zu seyn und seinen Aufenthalt zweckmäßig nützlich und angenehm machen zu helfen.

An Hrn. v. Daiser werde ich nächstens in betreff der bewußten leidigen Sache schreiben, und seine Antwort zu communicion nicht ermangeln. Wie gerne möchte ich mich noch recht lange und über allerley mit Ihnen unterhalten! Aber ich werde abgerufen, und darf die dermalige Gelegenheit diesen Brief mit dem 7. M. abgehen zu lassen, nicht versäumen. Ich schließe also, indem ich Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin Mich nebst den lieben Meinigen zu fortwährender Liebe und Freundschaft empfehle, und unter den herzlichsten Wünschen für Ihr Leben und Wohlergehen mit wahrer Verehrung beharre,

Meines theuersten Herrn Onkels

ganz gehorsamster Neffe
und treuergebenster Diener

Weimar, den 6ten May 1788. Wieland.

*) Dieser Brief wurde dem „Magazin für Litteratur“ durch die Liebenswürdigkeit des jetzigen Besitzers, des Autographensammlers Herrn Wolfgang Gurlitt (Berlin), zum speziellen Abdruck überlassen.
Die Redaktion.

# Haschîsch

von Dr. Adolf Hagen. Kairo, 1902.

(Schluß.)

Erst recht aber kann der Unglaube niemals einen Grund zur Verdammnis bilden, da der, dem die Einsicht gegeben ist, das als wahr Erkannte auch glauben muß, und dem, der nicht glauben kann, diese Einsicht eben fehlt, und dafür kann er vor einer ewigen Gerechtigkeit doch niemals verantwortlich sein, die ja andereseits selbst es wäre, die ihm die zum Glauben nötige Einsicht vorenthalten hätte.

In unserem Jenseits der platonischen Ideen müßte der alte Germane immer und auf alle Fälle tatsächlich die Freuden Walhallas nach dem Siegesrausche in kampffroher Schlacht, der Muselmann allemal seine in auf Erden unerreichter Schönheit prangenden Huris, der Inder seinen unendlichen, wesenlosen Kêf, die hienieden vergeblich ersehnte, wunschlose und endlose Ruhe des Nirwâna, der Grieche seine Welt voll plastischer, herzerhebender Schönheiten des Seins und Tuns und der Indianer seine unerschöpflichen Jagdgründe vorfinden. Ja, mit den kleineren Zeitgenossen des großen Kant, dem Lebens- und Popularphilosophen Christian Garve und dessen Anhänger, dem Schweizer Johann Georg Zimmermann, können wir nach dessen unverdient vergessenem Buche über „Die Einsamkeit" auch trotz des vermeintlichen Hochstandes unserer heutigen Welterkenntnis noch immer als gültig annehmen, daß der moderne Ehrgeizling und Snobbist, der da glaubt, der liebe Gott werde ihn in der anderen Welt vor allen anderen durch Ehren und Würden belohnen und auszeichnen, wie er solchen als höchstem Lebensziele hienieden nachjagte, auf genau derselben Stufe steht, wie jene junge Dame, die darauf rechnete, im Himmel eine Robe aus Silbergaze, zusammengefaßt durch einen Gürtel aus Kolibrifedern, zu tragen, während ihre Füßchen in einem Teppich von Rosen wühlten, die für sie auf den Äther ausgestreut würden.

Sie beide leiten schließlich dieselben Beweggründe der Ausstattung ihres Himmels just mit dem, was ihnen hienieden am meisten erwünscht ist, und der Fernhaltung alles Unerwünschten, genau wie den alten Germanen, den Muhammedaner, den Inder, den schönheitstrunkenen Griechen, wie den Wilden des Westens und wie jenen großen Kreis eleganter Standesdamen des achtzehnten Jahrhunderts, in dem die Frage aufgeworfen wurde, ob wohl die Ehen, da sie ja bekanntlich im Himmel geschlossen werden, auch in der Ewigkeit fortdauern. Alle riefen sie nämlich und zwar einstimmig: „Gott wolle uns gnädig davor bewahren."

Alle diese so einfachen, gröblich greifbaren Seligkeiten aber mußten in dem Augenblicke verflüchtigen, und sich, wie wir es bei Dante sahen, in das mit dem wahren Genusse identische Schauen des in übersinnlicher Schönheit und Seligkeit prangenden Urseins der körperfreien Gottheit auflösen; dieses rein geistige Schauen mußte zu dem, einem Mitbesitze der ewigen Seligkeit des Urseins gleichkommenden Erkennen in einer Epoche werden, da die den Gedanken, das Geistesprinzip allein an die Spitze des ganzen Weltsystemes stellende Theologie das gesamte Geistesleben der Kulturmenschheit absorbierte.

Den Gegenpol selbst aller Seligkeit, die Qual der Hölle konnte sich eine konsequent spiritualistische Geistesrichtung nicht anders denn als die unendlich ausgedehnte, unlöschbare, wesentlich wieder nur seelische Reue über das verfehlte und versäumte Erkennen des Wesens der Gottheit vorstellen, wie dies aus der reinen Geistesnatur des Prinzipes aller Wesenheit selbst notwendig folgen mußte.

Der ganze, alles verschlingende Einheitsdrang aber, den eine aufs höchste gesteigerte Abstraktionstätigkeit zum Begriffe des einheitlich allumfassenden geistigen Urprinzipes, des einen und einzigen Gottes durchdestilliert hat, — dessen Begriff schließlich selbst nicht anders mehr definiert werden konnte, als durch die

bloße Tautologie: „Gott ist Gott, Allah il Allah", — diese alles durchdringende Unifizierungstendenz konnte nirgends anderswo auf Erden als nur im Oriente zuerst in die Erscheinung treten.

Es ist gewiß kein bloßer Zufall, daß die konsequent monotheistischen Religionen in der Weltanschauung von Volksstämmen ihre ersten Wurzeln fassen konnten, denen der breite arabisch-afrikanische Wüstengürtel Heimat war.

Nur der Anblick des in seinem Gesamteindrucke immer totengleich einheitlichen Seins der Wüste kann auf den Gedanken der an sich starren, bewegungslosen Einheitlichkeit alles Seins überhaupt bringen, und Moses wie Mohammed schöpften diesen Gedanken aus der Inspiration durch die Wüste, in die sie sich zur Auffrischung dieser Inspiration immer wieder zurückzogen. (Vgl. Döllingers Rede über die Prophetenzone!)

Nur dieser immer gleiche, an keine Jahreszeit gebundene, totengleich starre Gesamteindruck der Wüste konnte ihnen allein den Gedanken der starren, unbeweglichen Einheit alles Seins- und Wesensgrundes, der alles Werden und alle Entwickelung ausschließt, weil er alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige schon implicite enthielt, — vermitteln, denn nur der Tod in der Natur ist in sich eins, einheitlich, zeitlos und immer gleich, das Leben dagegen ist überall vielheitlich, zeitlich werdend und fortschreitend, mannigfaltig und in sich uneins. —

Andererseits wieder mußten die abendländischen Völker aus der sie umgebenden vielgestaltig lebendigen Natur den Begriff des Werdens fortschreitender Entwickelung, also der Vielheit des Seins, den Polytheismus mit einer Mehrheit von Urkräften oder Urwesenheiten zur Welterklärung schöpfen, und auch das aus mosaischem Monotheismus hervorgegangene Christentum blieb hiervon bei seiner Übernahme durch die abendländischen Völker nicht unbeeinflußt, indem sich erst bei ihnen die ihrem Geisteshabitus ungemäße starre, alles umfassende, also auch jede Idee fortschreitender Entwickelung logischer Weise ausschließende Einheit des Urseins in eine Dreiheit von wirkenden Kräften auflöste, die nur mehr durch einen inhaltlosen Wortbegriff zur Einheit zusammengefaßt blieben.

Die Kämpfe um die Natur Gottes in den ersten christlichen Jahrhunderten geben von diesem Werdegange ein anschauliches Bild, und es ist wieder kein Zufall, daß die monotheistisch konsequentere Form des Christentumes: die Lehre der Monophysiten, im Oriente bis zum heutigen Tage zu Hause blieb, wo die Tradition des im stets gegenwärtigen Anblicke der Wüste immer lebendig erhaltenen, unbedingten Einheitsglaubens seit Moses niemals völlig erloschen ist, bis sie in konsequentester Gestalt schließlich in den Islam ausgipfelte.

Aber bei allen den verschiedenen Gestaltungen der Versuche zur Welterklärung kam es immer auf dasselbe hinaus: alle wollten sie die alles deckende Formel, die adäquate Definition für das Sein an sich geben, von dem freilich noch niemand aufzeigen konnte, daß es überhaupt ist, noch wie es sein kann, weil noch niemand lebend über seinen subjektiv stets begrenzten Horizont hinaus nachsehen konnte, was hinter den Kulissen unserer stets subjektiv-objektiven Anschauungen an den Dingen und an dem eigenen Ich, das uns schließlich auch nur in solchen Anschauungen bewußt wird, eigentlich ist, und was nur subjektives Anhängsel sein mag.

Selbst unsere besten, scheinbar treffenden und lückenlosen Definitionen für die einfachsten Dinge können diese niemals in ihrem wahren Wesen decken, da sie bei unseren stets mangelhaften Anschauungen von immer wechselnden Erscheinungsreihen lediglich dazu dienen können, das eben erscheinende Anschauungsbild in das vorhandene dürftige System unserer übrigen, ebenso flüchtigen Anschauungen mit einzuschachteln, was wir dann großrednerisch das Verstehen, die Erklärung einer Erscheinung zu nennen lieben.

Vollends für sogenannt letzte Erscheinungsbegründungen wie Kraft, Stoff, Qualität, Quantität, Kausalität und dergl., durch die wir uns Krücken zur notdürftigen Erklärung

der Dinge und ihrer Vorgänge, — die aber niemals Erkenntnisse ihres wahren Wesens sind — schaffen, haben wir überhaupt nicht einmal unzulängliche Definitionen aufzuweisen, sondern jeder Versuch einer solchen Erklärung endet hier in nichtssagende Tautologienspiele — gleich jenem von „Allah il Allah", das der Islam endlos zu variieren und zu wiederholen zwar nicht müde wird, durch das er aber niemals auch nur um ein Jota in der Erklärung des Urwesenheitsbegriffes vorwärts rückt.

Da es nun in gleicher Weise von keinem Dinge eine restlose, menschliche Erkenntnis seiner Wesenheit gibt, noch geben kann, gibt es auch keinen vollständigen Besitz oder ganz befriedigenden Genuß für uns, und das eben ist das Trostlose, daß diese Quelle der Unlust für uns nie versiegen kann. Dieses Leid wenigstens zu lindern, da es nicht aufzuheben ist, so lange unser Wunschleben wacht, — versuchen die positiven Religionen dadurch, daß sie jene tiefere und recht eigentlich überirdische Einsicht in das Wesen von Welt und Dingen für ein besseres Jenseits verheißen, dessen ganze Seligkeit eben nur in dieser vollbefriedigenden Erkenntnis besteht — und damit wird es für den Gläubigen wohl auf alle Zeiten hinaus sein Bewenden haben.

Genügsamere Seelen glaubten in unserer Zeit, daß schon allerlei hypnotischer und spiritistischer Spuk eine Art Extrakt aus dem Sein an sich ziehen, einen wenigstens vorübergehenden Blick hinter die Kulissen der Erscheinungswelt gewähren könne. Aber der Hypnotismus kann in keiner Weise halten, was zu weit gespannte Erwartungen von ihm versprechen, weil er doch bestenfalls höchstens die rein subjektive, d. i. imaginär-ideale Seite im Wesen unserer Anschauungen und Vorstellungen zu decken vermag; das, was aber am Dinge das brutal-reale Objekt ist, dem Subjekte doch nicht vermitteln kann, und schließlich doch immer wieder das Objekt mit eben dieser seiner überzeugenden Brutalität einer in ihrem Wesen zwar unbekannten, aber doch zwingend überzeugenden Realität seines Daseins die siegende Oberhand über rein subjektives Traumleben gewinnt.

Den Spiritisten wiederum kann es trotz ihres allmächtigen Zauberstabes der vierten Dimension ebensowenig jemals gelingen, uns auch nur eine einzige Seite der wahren Wesenheit des Seins zu enthüllen, weil uns diese vierte Dimension höchstens wieder nur eine, wenn auch neue, so doch allemal nur subjektiv-objektiv zu erfassende Scheinseite vom Dinge an sich zeigen kann. Ja, wenn es mit derselben Logik, womit sich die vierte Dimension begründet, weiter und zu Ende gedacht, auch noch eine fünfte, sechste, siebente Dimension usw. in infinitum gibt, was weder bewiesen, noch widerlegt werden kann, und wenn wir selbst alle diese neuen Seiten des Dinges an sich nach und nach zur Erscheinung bringen und erkennen könnten, dann hätten wir doch wieder immer nur neue Scheinseiten des Dinges enthüllt, womit uns wieder nicht gedient wäre.

Erst wenn wir den gesamten Komplex der dann allerdings unendlich anzunehmenden Anzahl der Dimensionen des Seins an sich auf einmal und zusammen wahrnehmen und erkennen könnten, wäre uns das Ding an sich tatsächlich zur Erscheinung gekommen. Diese unerläßliche Forderung der Unendlichkeit einer Anschauung bei endlichen Sinnen, die uns bloß zu Gebote stehen, bleibe zu erfüllen — eben den Spiritisten überlassen.

Mit bloßen Seiten des Dinges an sich, so viele ihrer auch sein mögen, kann uns einzeln Seite für Seite genommen, nicht gedient sein, denn auch die in der gemeinen Sinnenwelt gegebenen drei Dimensionen enthüllen uns ja zweifellos ebenfalls schon Seiten, die, so weit als wir den subjektiven Teil der Anschauung abziehen können, dem Wesen der Dinge näher und näher bringen, freilich ohne es jemals ganz zu erreichen.

Unsere Wissenschaften werden ja auch nicht müde, sich dem Objekte im Erscheinungsverlaufe durch successive vorgehende, möglichste Ausschaltung der subjektiven Erkenntnisfehlerquellen schon innerhalb der gegebenen drei Dimensionen immer mehr zu nähern. Immer aber sind und bleiben es doch nur Scheinseiten, zeitlich und räumlich begrenzte Phasen, die erst

in der Totalität ihrer unendlichen Möglichkeit *alle* zusammen und auf einmal erkannt die ewige Wesenheit des Dinges ergeben könnten, — das aber vermag auch die exakteste Wissenschaftlichkeit ebenso wenig wie der Spiritismus jemals zu erreichen.

In seiner Weise strebt aber der sinnliche Orientale seit jeher auch nichts Geringeres als *das* Glück des reinen Schauens der Dinge an, und sein Mittel hierzu sind die verschiedenen *Methoden*, zum rein beschaulichen Leben zu gelangen, das er sich durch die Ausschaltung des die Erkenntnis immer notwendig und am meisten trübenden Wunschlebens zu verschaffen sucht.

Die auch im Oriente und in der Wüste geborene Askese erstrebte im Christentum wie im Islam nichts anderes, als die Ertötung des Wunschlebens und dadurch das möglichste Versenken in die Anschauung des Ewigen, und es ist nicht uninteressant zu beobachten, welche maßgebende Rolle auch hiezu wieder die Inspiration durch die Wüste spielte. Das Drehen und Heulen und andere Übungen der Derwischorden im religiösen Zikr hat keinen anderen Sinn, als durch die Betäubung des Sinnenlebens, die die einschmeichelnden Klänge der weichlichen, hypnotisierenden Disharmonien der Derwischflöte vorbereitend einleiten, zum höchstmöglichen, rein intuitiven Andachtversenken in das Einheitswesen des allumfassenden Allah zu gelangen und so in der Anschauung des Urseins selbst aufzugehen.

Verschiedene, in Schrifttum und Religion hervorragende Männer des Islam und eine große Anzahl von Faqîrs, d. s. Heilige des Islam, haben sich aber seit den ersten Zeiten des Muhammedanismus zu dem gleichen Zwecke dem Haschîsch ergeben.*) Sie vertraten hiezu die Anschauung, daß dieser Genuß für den gläubigen Moslim gesetzmäßig nach dem Kor'ân sei, und dem Rufe ihrer Heiligkeit hat es keineswegs geschadet, daß sie selbst Haschaschîn, d. i. dem Haschîschgenusse gewohnheitsmäßig ergeben waren, sondern es hat dies ihren Ruf wohl eher noch begründen helfen.

Das Haschîsch ist als Betäubungsmittel nichts anderes als die höchste Potenzierung des wunschtötenden Kêf, jener rein beschaulichen Ruhe und körperlichen wie geistigen Untätigkeit, die dem Orientalen als höchster Glückszustand des Lebens gilt. Kein Wunder, wenn bei dieser vorherrschenden, alles hintansetzenden Neigung einer ganzen Bevölkerung gerade dieses Gift alle Kreise bis namentlich auch in die untersten Schichten durchzieht, wogegen bisher auch Einfuhrverbote und empfindliche Strafen, die auf dem Verkauf im Inlande stehen, nichts nützen konnten.

Der Orientale genießt eben einen Teil seines Himmels schon auf Erden, in den von seligsten Bildern und, was ihm die Hauptsache ist, ganz ohne sein Zutun, ohne jegliche Gedanken- oder Körpermühe erfüllten Haschîschträumen. Die Welt verliert in dieser alle Unvollkommenheit, die für den Orientalen eben darin besteht, daß kein Genuß auf Erden ohne eigenes Zutun zu haben ist. Hier im Haschîsch genießt er das vollkommene Glück in Bildern, in Ideen, die ihm die Wirklichkeit vollkommen ersetzen und die überdies automatisch ablaufen, da er nicht die geringste eigene Mitarbeit zum Verlaufe dieser Bilderreihen aufzuwenden braucht.

Daraus erklärt sich vollkommen die Leidenschaft, mit der gerade diesem Genusse angehangen wird, der den Leib in demselben Maße zerrüttet, als er den Menschen außer und — wenn man so sagen darf, — über ihn erhebt.

Dabei fällt mir jener koptische Bettler ein, den ich an der Pforte der Patriarchatskirche der Esbekîjeh in Kairo getroffen habe. Er war ein angesehener, vielbeschäftigter Advokat mit reich-Haschîsch ergab, das ihm Willenskraft und Strebensenergie, Verstand und namentlich auch das Gedächtnis vollkommen zerstört hatte. Der Familiensinn, die Liebe zu den Kindern, — beim Orientalen sonst durchwegs hoch entwickelt, — geht verloren, das womöglich noch heißer geliebte Geld selbst verliert seinen Wert für

*) S. hz. Edw. William Lane's gediegenen account of manners and customs of the modern Egyptians. III. Aufl. Bd. II, Seite 39, ff.

den, der dem Haschîsch zum Opfer gefallen ist. Nun war er auf der letzten Stufe angelangt, er war zum Bettler herabgesunken, aber man konnte darum nicht sagen, daß er sich unglücklich gefühlt hätte.

Die wenigen Piaster, die er sich dank der allgemein geübten, wahllosen Mildtätigkeit, die einen der anerkannt schönsten Züge des Orients bildet, — an der Kirchenpforte leicht erbettelte, reichten allemal hin, ihm abends die Haschîschpfeife zu verschaffen, die ihm nun alles, Familie und Geld, Ansehen und Stellung, reichlich ersetzte. Da lehnte er denn im dunkelsten, schmutzigsten Winkel des versteckt gelegenen Haschîschladens, dessen Stammgast er war, — starrte ins Leere, — weltvergessen — glücklich, — bis er eines Nachts aus dem todgleichen Betäubungsschlafe, der dem Rausche folgt, — nicht mehr erwachte. —

* * *

Mag nun der Leser, der mir bis hieher gefolgt ist, alle die Gedankenfolgen, die sich an meinen Haschîschtraum reihten, gleichfalls nur als den Traum eines Haschâsch, — so nennt der Araber den Haschischraucher, — betrachten, ich habe nichts dagegen. Jeder kann eben nur von dem träumen, was er auch im nüchternen Zustande am lebhaftesten erwünscht. Der sinnlichere, aber doch genügsamere Orientale träumt in Bildern von einer Welt mühelos erlangter, genußerfüllter Anschauungen, im Grunde genommen doch leicht zu beschaffender materieller Art, die ihm die höchsten sind, — der anspruchsvollere Nordländer von dem ewigen, unwandelbaren und eigentlich wesenhaften Glückszustande der reinen, unbedingten Erkenntnis, von dem er doch wieder selbst nicht weiß, worin er eigentlich besteht, da er diese Erkenntnis nie verkostet hat, noch verkosten kann, von einem Zustande, der auf Erden ganz gewiß nie und nirgends zu finden ist, der allerdings alles Glück einschließen müßte, der aber für uns doch höchstens nur in dem ewigen Flusse Heraklits, „in den keiner den Fuß setzen kann, ohne selbst schon wieder ein anderer zu sein“, bestehen kann und der sich also nur zu dem notwendig stets von Enttäuschung und Mühen aller Art begleiteten Werden immer bloß teilweise und stückweise, und folglich leidbelastet, weil niemals ganz Wirklichkeit, durchdringen kann. — — —



# Rudolf Lothar als Dramatiker

In den gewaltigen Litteratursturm, der voll trotziger Begeisterung und tönender Tirade in den letzten zwei Jahrzehnten in unsere Ohren gellte, klang mitunter ein ergötzlich Lied. Da kamen eines Tages fröhliche Sänger, Köpfe voll Geschmeidigkeit, bahnten sich aus dem Tempel gestürzter Gottheiten, die sie nicht länger besingen wollten, ungestüme Wege ins Freie und grübelten nnn auf ihnen, jeweder einsam und in seiner Art, über dem Wesen der wahren Kunst. Häufig liefen die verworrenen Wege jener Tage auch ineinander, und am Kreuzungspunkte begegnete manch einer dem Gefährten, den er rasch nach seinen Gedanken fragte. Da aber keiner von beiden irgendwelche gefunden hatte, beschlossen sie zu warten, bis ein dritter, ein vierter, ein zehnter, eine Gruppe kam. Und nnn beratschlagten sie. Niemand wußte von der neuen Kunst etwas zn sagen, und alle gerieten in arge Verlegenheit. Der Klügste unter ihnen schlug endlich vor, der neuen Kunst vorerst nur neue Kleider zu geben und ihr Wesen späterhin zn erforschen. Und sie liefen nach Tuch, schnitten eine flatternde Fahne zurecht und stickten mit blitzernden Lettern ihr Losungswort darein. Dann zogen sie mit klingendem Spiel znr Stadt zurück, und die Menge las erstaunt das Losungswort: Naturalismus! Indes erklangen von einem anderen Tore her laute Stimmen, und eine neue Schar zog an: Symbolismus! Und immer frische Scharen folgten: Mystizismus! Diabolismus! Sensualismus! Eine kleine Gruppe, die aus dem französischen Tore kam, machte am meisten Lärm nnd schrie: Dekadence! Und niemand sah, wie ein kleines Häuflein ernster Männer, um deren Lippen es wie Spott oder Trauer lag, mit schnellen Schritten die Stadt verließ ... Aber noch kein Politiker hat sich ungestraft mit leeren Versprechungen in die Gunst seines Volkes eingeschlichen. Das Volk hat Jahre gewartet, auf Jahre hat man es vertröstet. Nun es aber das ganze törichte Spiel, das man mit ihm getrieben, mit offenem Auge mit einemmal durchschaut, hat es seine wohlweisen Politiker selbst zum Tempel hinausgejagt und die verbannten Flüchtigen, die es vordem verschmähte, mit rascher Hand in ihre alten Rechte wieder eingesetzt.

Man muß nicht glauben, ich erzählte Märchen. Auch darf niemand, der sich Lothars Namen von der Spitze ge-

merkt, der Ansicht neigen, ich wollte den Dichter damit jener friedsamen Künstlerschaft beizählen, die in ausgefahrenen Gleisen gemächlich weiterschreitend, sich allzu genügsam mit dem Erbe ihrer Väter bescheidet. In hundert Aufsätzen, in denen er voll Geist für ihre Berechtigung eintrat, hat er erwiesen, daß er der neuen Zeit nichts weniger denn verständnislos gegenübersteht. Und da möchte ich gleich von vornherein auf einen bedeutenden Zug seiner liebenswürdigen Persönlichkeit hinweisen: so litterarisch er sich in all diesen Essays gibt, so wenig ist er es in seinen Büchern, so künstlerisch ist der Dichter. Überhaupt diese Bücher! Wie er sie geschrieben, ist meist grotesker Leichtsinn, häufig sind sie Versprechungen, Ergebnis einer plötzlichen Laune, eines geistreichen Einfalles, immer aber sind sie entstanden, weil Lothar etwas sagen wollte und auch zu sagen hatte. Da war ihm die Form höchst gleichgültig: Strömungen haben ihn nie berührt. Auch scheint der äußere Erfolg ihn nicht sonderlich viel bekümmert zu haben: selten ist ein Stück in solch erbitterter Weise von der Kritik zerzaust worden, wie „König Harlekin", andere seiner Dramen verschmähen den rauschenden Erfolg gleich mit ihrer Geburt, — sie sind Buchdramen. Will Lothar eine Idee bekleiden, achtet er keiner technischen Einwände. Er häuft Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten, er erinnert sich des Monologes, konstruiert unerhörte Dialoge — obendrein in Versen — und die Theaterdirektoren legen das Manuskript aus den Händen. Lothar aber lächelt: er wird es das nächste Mal nicht anders machen...

„Cäsar Borgias Ende" ist eine königliche Gebärde. Ein Spiel des Augenblicks, aber ein Spiel von Größe und Ironie, die Tragödie des Willens, der dem Zufall unterliegt. Cäsar Borgia duldet keine Kerkerketten. Den Schlüssel zur Freiheit erschleicht er sich mit Liebesworten von Juana, die er zum Lohne dafür erwürgt. Und hinter dem Schloßtore, kaum daß er die Zugbrücke überschritten hat, trifft ihn die einfältige Kugel Felixes, der ihn mit einem glücklicheren Liebhaber Juanas verwechselt. Wir haben Ähnliches erlebt: im Milieu, in Handlung und in Aufbau. Aber das ist es auch gar nicht, wonach Lothar fragt: Milieu, Handlung, Aufbau vermögen ihn nicht zu fesseln, — die Idee gilt alles. Einen Menschen darzustellen, dessen schrankenloser Wille jenseits von Gut und Böse liegt, der aber kraft dieses Willens alles erstrebt und niederzwingt, gleichviel, ob er Unheil, ob er Segen säet, das ist die einzig lohnende Aufgabe. So wird Borgia eine Art Napoleon, der Mann der Tat, der Don Juan der Gewalt. Da ist denn auch die poetische Lizenz völlig begreiflich, mit der Lothar das ungebändigte Scheusal nicht in der historischen Belagerung von Viana enden ließ, das allein seinem Willen zu trotzen verstand. „Die großen Etappen der Bühnenkunst sind dramatisch-anatomische Tafeln zur Naturgeschichte des homo sapiens. Ödipus, Othello, Hamlet, Lear, Tartüffe, Wallenstein, Tasso, das Kätchen, Nora — lauter dramatische Bildnisse! Und nur in dieser Beziehung sind die dramatischen Stoffe unerschöpflich. Die Handlungen und Lösungen und Verwicklungen wiederholen sich und ähnein einander. Nur neue Menschen geben ein neues Drama." Es sind Lothars eigene Worte, die ich da zitiere. Nur so konnte er es unternehmen, die gleiche Idee, die Willensidee, im Spiegel einer anderen Seele wiederzugeben, ein anderes Drama zu gestalten. Bloß Zeit und Umgebung haben sich geändert. Auch „Ritter, Tod und Teufel" ist ein Willensdrama, die Komödie eines optimistischen Willens von heute. Frau Adele ist eine Weltdame, die sich ennuyiert. Während aber ihr Gatte, der auch dies längst überwand, ein unübertreffliches Muster der Blasiertheit bietet, weicht Georg, der Hausfreund, der das Dreieck schließt, ein wenig von der Schablone ab. Er will nicht ehebrechen, sondern arbeiten. Seine Million dünkt ihm ein zweifelhaftes Glück, sein Schaffen gehört der Welt, und in sie möchte er Segenskeime streuen. „... Ein Arzt will ich sein, ich will sozialen Irrwahn heilen, mit Mitleid, mit Liebe, mit den Mitteln des Wortes und der Tat. Kraft und Freude will ich lehren. In diesem Zeichen wird die Menschheit siegen. Kraft und Freude! In diesen beiden Worten liegen Glück und Zukunft. Wehe der Weltanschauung, die diese zwei Worte nicht zur Grundlage hat! Tatenlust, Lebensdrang, Freiheitsliebe; das sollen die Keime sein, die ich ausstreuen will! Ein Säemann sein, das ist alles!" Und mit dem Zauberworte: „Ich will!" stößt er in seiner Vision den Teufel Adele zurück und schreitet, ein furchtloser Ritter, an dem drohenden Tode (Robert, Adelens Gatten) achtlos vorbei. Das cynisch-freche Schlußwort, in das Adele die Komödie dieser „Nüancenmenschen" ausklingen läßt, vermag uns an seiner überragenden Größe, an seinem sittlichen Werte nicht mehr irre zu machen.

Das Leben und der „Wert des Lebens" ist das Problem, dem Lothar auf allen Wegen seiner Künstlerschaft mit Eifer nachzuforschen weiß. Es ist ihm ein heiliges Mysterium, dessen Tiefen er voll erleuchten möchte, dasselbe faustische Ziel, nach dem voll ungestillter Sehnsucht vor ihm schon Goethe gesucht hat. Nichts ist, das Wilfried nicht besäße. Er hat Macht, denn er ist König, er ist Liebhaber, er ist Forscher. Aber gleich Faust muß er einen weiten Weg beschreiten, ehe sich ihm Erkenntnis erschließt. Und dieselbe Schuld, die sie Faust gibt, gibt sie auch ihm; wie jener, wird durch sie auch dieser groß. So bleibt der Gruß an die Menschheit, den uns Faust hinterläßt, auch das Vermächtnis des sterbenden Wilfried. Daß Lothars Drama seiner ganzen Anlage nach und in seinen Gedankengängen vielfach an Goethes Meisterwerk erinnern muß, — überdies hat Lothar in seinem Tod ein getreues Abbild Mephistos eingeführt —, ist ja klar. Es liegt dies in der Art des Stoffes begründet, der immerhin noch genügend Raum zum Eigenschaffen bot. Daß man ihn aber in vollendetem Kleide zu einem Vergleiche mit der Schöpfung unseres Altmeisters überhaupt auch nur heranziehen konnte, spricht sicherlich nicht gegen seinen neuen Bearbeiter.

Lothar ist im Grunde seines Wesens Romantiker. Da ist es vor allem Krone und Purpur, auf dem sein lebhaftes Auge begehrlich ruht, gleichviel, ob bewundernd oder ironisierend. Er gesteht es auch selbst in einer Reihe von — wenn man es möglichst hochtrabend nennen will: Königsdramen, die er uns in den letzten Jahren schenkte. Es sind durchwegs Lustspiele. Neben dem reizenden, in klarflüssigen Versen geschriebenen „Königsidyll", einem launigen Stück voll hübscher, historisch gut getroffener Bilder und drolliger Einfälle, verdient die unlängst erschienene „Königin von Cypern" ernstere Beachtung. Es ist nicht alles Märchentand, das uns da durch die Weihrauchswolken von Aphroditens Tempel entgegenblinkt. Lothar verrät sich auch als ein treffsicherer Symboliker. Das Weib, das von Uranfang an Weltgeschicke leitete, wird sich auch in Zukunft sein Szepter so leicht nicht rauben lassen. Die technischen Behelfe, durch die Lothar wirken will, sind, wie immer, so auch diesmal recht primitiv: ein Kanzler, der unbequem wird, wandert in den Kerker, um dort gerade solange zu verweilen, als es zur Lösung eines Lustspielknotens erforderlich ist. Und wenn der geneigte Zuhörer sich in König

Peters Gedankengänge versetzen soll, bedarf dieser dazu des stummen Tacca, dem er rückhaltslos alles zu vertrauen pflegt. Selbst Verkleidungsszenen gebraucht Lothar ohne Bedenken. Da er aber andererseits völlig durch Geist und Laune zu entschädigen weiß, mag man ihm derlei Entgleisungen willig hingehen lassen. Von ganz anderer Art freilich ist „König Harlekin!“ Über die Herkunft dieses seltsamen Stoffes wurden die seltsamsten Vermutungen gehegt. Und doch hat ihn in dem Zusammenhange, wie ihn Lothar in der Vorrede zu seinem Buche erzählt, ein einziger geistreicher Gedanke ergeben: „der Schauspieler, der gezwungen wird oder verurteilt ist, seine Rolle wirklich zu leben.“ Daß Lothar im Augenblick auf die Königsrolle als die wirksamste in der menschlichen Vorstellung verfiel, ist nicht zu verwundern, und nur mehr das Schicksal ihres Spielers kam für ihn in Frage. Der Stoff barg ja tragische Momente genug, doch auch an Lustspieleffekten konnte es ihm keineswegs fehlen. Geraume Zeit schwankte der Dichter selbst zwischen ernster und heiterer Verarbeitung seiner Idee und erst, da er sich für keine derselben entschließen konnte, vereinigte er beide. So klingt die Tragödie, die mit einem Königsmorde einsetzt, in ein Lachen aus. Es ist kein helles, fröhliches Lachen, mit dem Harlekin seine Komödiantenlaufbahn von neuem antritt, es ist auch kein Lachen, das den glücklichen Liebhaber zeigt, es ist ein Lachen voll gellendem Hohn, in dem sich der Schmutz eines Königsmantels schleift. Freilich hätte Lothar die Ohnmacht von Harlekins im Grunde edel gedachten Herrschertum im dritten Aufzuge wohl auch eindringlicher geben können, aber sicherlich hätte dies zur Tragik auch im Schlusse geführt, und da der Dichter durch sie seinem Probleme auch nicht um Haaresbreite näher gekommen wäre, zog er es eben vor, zu lachen. Ob der Idiot Ezzo dem Lebenden oder Toten im Besitze einer zweifelhaften Herrschaft folgt, mag uns völlig gleich gelten, und da ist es auch ganz belanglos, ob Harlekin seine „tragische Schuld“ sühnt oder nicht. — Die Fäden des Dramas sind diesmal auch technisch sehr geschickt geschlungen, die Charakteristik der einzelnen Personen weist scharfe Reflexe. Die wilde Colombine, die unglückliche Königin Gertrud — diese glaubhaft zu zeichnen, fiel Lothar vielleicht am schwersten — geben die wenigen Lichtpunkte an diesem sonderbaren Hofe. Der letzte Akt scheint mir im Verhältnis zu den übrigen ein wenig verkürzt: was er wollte, hat der Dichter gesagt, nun es den Knoten zu lösen gilt, schneidet er ihn vor dem verblüfften Zuhörer einfach mit der Schärfe seines Lachens entzwei. Freilich, vor dem allzu Abstoßenden, dem Trivial-Komödiantenhaften hat er den Ausklang seines Maskenspiels damit bewahrt.

Rudolf Lothar liebt die Arbeit. Mehr Dichter als Litterat, ist er seit jeher, unbekümmert um Größere oder Kleinere, seinen stillen Entwicklungsgang ganz allein gegangen. „König Harlekin“, mit seinen merkwürdigen Bühnenschicksalen in Deutschland und Italien, hat ihm nur weite, ehrlich gezollte Anerkennung gebracht. Aber Lothar will auf seinen Lorbeeren keineswegs ausruhen, er arbeitet fort. Er besitzt die neidenswerte Fähigkeit zu lernen, aus Lob und Tadel gleich viel zu lernen. Und da dürfen wir noch manch schöne Gabe von ihm erwarten: denn er ist jung, in der Vollkraft seines Schaffens, und wir — drängen nicht.

Wien. Karl Friedrich Nowak.



# Aus einem fernen Inselreich

von J. Hegner

I.

Der Aesthet:

Meine Lieben, wir müssen selbstbewußter werden. Es gibt eine Richtung, die schätzt Bismarck höher denn Goethe und spielt die Tat gegen das Wort aus. Und will nicht begreifen, daß das Wort auch eine Tat ist und daß von den ruhmvollsten Taten nichts anderes überbleibt denn Worte. Was sind uns heute die Eroberungszüge Alexanders? Ein Bericht in Worten. Und was alle Wohl- und Missetaten der Vergangenheit? Worte. Und alle die Figuren, die in der Weltgeschichte eine Rolle spielten, was sind sie anderes als die Personen eines Romanes, des Romanes der Menschengeschichte, den wir lesen und durch den allein wir etwas von ihnen wissen! Die Schlacht bei Leipzig, meine Lieben, ist ein Märchen. Wenn es anders gekommen wäre, hätten wir das Märchen anders hingenommen und auch als Tat und Tatsache. Wir lassen uns erzählen, daß Napoleon auf Korsika geboren ward, Kaiser von Frankreich wurde, mit den Herren Europas umsprang wie mit seinen Dienern, einfache Leute zu Königen machte, Könige zu einfachen Leuten, daß er tausende und abertausende Menschen ums Leben brachte und daß er siegte und siegte, bis er besiegt wurde und einsam starb. Und wir glauben das alles. Ha Taten! Nein, meine Lieben. Die Erzählung von Taten. Wir lassen uns erzählen, daß Jörg so faul war und ein Träumer. Und einmal träumte er, eine Schaukel schwebe im Raum, und ein gar wunderschönes Fräulein schaukelte hin und schaukelte her und lächelte ihm freundlich zu. Der Traum wiederholte sich. Und Jörg machte sich auf, das Fräulein zu suchen. Und das Fräulein war die Tochter des Traumkönigs. Und als er sie fand, heiratete er sie und bekam von ihrem Vater die Hälfte des Königreiches. Und war nun auch ein Traumkönig. Meine Lieben, warum sollen wir das nicht glauben, wenn wir glauben, daß Napoleon, der Korse, Kaiser von Frankreich wurde? Wir sollen es glauben, und wir werden es glauben, wenn wir nicht aller Fähigkeiten bar sind, die Kunst lebendig aufzunehmen. Wir müssen sein wie die Kinder, die ein Gebilde aus Sägespänen, Leinwand und Porzellan, ein Gebilde, das wir Puppe nennen, als Kinderl empfinden, einen Stock, den sie zwischen die Beine nehmen, als Pferd ansprechen und für die eine Reihe von Stühlen, die sie aneinander stellen, zu einem langen Eisenbahnzug wird. Wir müssen sein wie die Kinder, wenn uns die Kunst lebendig werden soll. Denn nicht umsonst leitet sich alle Kunst aus dem Spieltrieb ab.

II.

Meine Lieben, es liegt eine Insel im Meer . . . irgendwo . . irgendwo . . im indischen oder sonstwo, so

da heißet Karraborrien. Und Menschen bewohnen diese Insel, die sind und nicht sind wie wir, die ihre Schicksale und ihre Glückseligkeiten haben, die sind und nicht sind wie unsere Schicksale und Glückseligkeiten. Und Namen haben diese Menschen, in denen ein Lachen kollert. Und auch die elendsten und unglücklichsten unter ihnen tragen einen Namen, der wie ein Lachen ist. Und es strahlen diese Namen Kontrastwirkungen aus, die eine weltenweite Überlegenheit über die Schmerzen und Freuden der Namenträger, über alle Gefühlsduseleien kundtun und die wohltun wie die Ohrfeigen etwa, die der Altruismus und die Geschäftigkeit bekommen, die sich um andrer Wohl und Wehe und um andrer Bauchgrimmen beunruhigen und bekümmern. Es ist ein Gekribbel und Gekrabbel auf dieser Insel, so da liegt im Meer .. irgendwo .. irgendwo .. im indischen oder sonstwo und so da heißet Karraborrien.

### III.

Ihr müßt nämlich wissen, meine Lieben, Franz Servaes hat ein Buch geschrieben. Ich meine „Die Karraborrier", fünf abenteuerliche Geschichten aus einem fernen Inselreich. Ich weiß wohl, daß ich jetzt eigentlich die Verpflichtung hätte, euch von Franz Servaes zu sprechen. Was für ein ausgezeichneter Feuilletonist er sei, wie ausgeprägt das in seinen lieben Aufsätzen in der „Neuen Freien Presse", in seinem Essaybuch „Präludien" und umfangreicher und noch gewuchtiger in seinen Büchern über Kleist, Fontane, Klinger und Segantini zum Ausdruck käme. Wie gut er es verstünde, künstlerisches Schaffen mit tief gegründeter Wissenschaft zu vereinigen, und daß er eigentlich auch schon als Dichter durch einen Roman und zwei Dramen bekannt sei. Aber ich sehe nicht ein, was das mir, euch, den andern fruchten soll. Erstens kenne ich einen großen Teil der Werke nicht, die ich hier von ihm angeführt habe, weil ich nicht alles kennen kann. Und zweitens halte ich es für ein Vorurteil, daß man dem Suchen nach Zusammenhängen eines Werkes mit andern Werken und mit dem Dichter soviel Bedeutung zumißt. Es ist so: Ein Ziegelstein fällt mir auf den Arm. Ich glaub, ich kann mich mit dieser Tatsache begnügen, und sie erscheint mir nicht anders, und ich mache sie nicht anders, wenn ich in Erfahrung gebracht habe, daß der Ziegelstein aus der und der Brennerei stammt, die Mauer, in die er eingefügt war, infolge einer Erdsenkung, die ein mehrtägiger Landregen verursacht hat, einen Riß bekommen hat, und ein Windstoß den Ziegelstein, der schon halb lose stak, losgelöst hat, gerade als ich vorbeikam, und er so auf meinen Arm gefallen ist. Also gehen mich, euch und andern die Zusammenhänge verdammt wenig an. Und dann noch etwas: Was soll die dumme Eitelkeit der Namen! Sie soll nichts. Die Leute müssen Zeilenhonorar verdienen und Bücher machen, nun da schreiben sie über die „Persönlichkeiten". Was weiß man von Homer? Nichts. Und das ist ein Beweis dafür, wie unnatürlich das Wissen um die Persönlichkeiten ist. Fragt eure Köchin, wer den Roman verfaßt hat, den sie liest. Sie weiß es nicht. Fragt sie nach dem Titel. Sie weiß ihn nicht. Aber sie weiß, daß der Räuber zum Baron „Geld oder Leben" gesagt und ihm einen spitzen Dolch in die Gedärme gestoßen hat, und daß dann der Baron seine edle Seele ausgehaucht und vorher noch mit ersterbender Stimme: „Geliebte, o du Amalia" geflüstert hat. Nun seht ihr, das ist Natürlichkeit. Also wollen wir natürlich von den Karraborriern sprechen.

### IV.

Das heißt, nicht natürlicher als wir es von unserm überzuckerten oder, wenn ihr wollt — wenn ihr nicht wollt auch — von unserm verfeinerten Standpunkt aus imstande sind. Also das Buch hat ein Titelbild von Hans Baluschek. Das genügt. Nicht wahr? Eine etwas volle, nicht idealisierte, nackte Frauengestalt wächst aus einem Sockel und steht in ruhiger Erhabenheit. Und die Farbe ihres Fleisches ist, wenn ihr euch noch etwas Rot dazudenkt, die Farbe meiner Rohseidenhemden, die ich von S. Singer & Co. in Wien bezogen habe. Und hinter ihr ist ein Blau, das von dunkelsatter Farbe ist wie fremde Edelsteine, die ich nicht gesehen habe. Gedruckt ist das Buch in den Typen der Morris-Gothischen Schrift. Meine Lieben, weil es aber Leute gibt, die da meinen, der Inhalt eines Buches sei wichtiger als die Ausstattung, so will ich auf den Inhalt zu sprechen kommen. Aus reiner Gutmütigkeit. Meine Lieben, die Karraborrier von Franz Servaes sind Gestalten, die die Wirklichkeit — wir wollen so lieb sein und eine annehmen — überwirklichen, ich meine, die sie durch ihr Scheinsein, das wir in einer starken Illusion und in Übereinstimmung mit der Annahme einer Wirklichkeit als Sein betrachten wollen, verstärken, auf eine höhere Stufe hinaufrücken, mehr aus ihr machen als sie ist. Sie sind Märchengestalten, die den ulkigen Gestalten, die das gemeine Leben hervorbringt, in demselben Maße überlegen sind wie der Traumjörg Napoleon überlegen ist, die aber in ihrer Vielspältigkeit als Erzeugnisse einer Kulturkunst unsrer Zeit, in ihren überfrohen, übertraurigen Gründen, Hinter-, Vorder-, Zwischen- und Abgründen eine für uns bannendere Anziehung als die Gestalten der Märchen haben, ohne daß sie deshalb des seligen Reizes verlustig sind, der das Wunderbare umschwebt, das, das für unsere Sinne, die wir zum Alltag benützen, nie gewesen ist, und nie sein wird, das diese Sinne zu Sonntagssinnen macht, sie in eine neue Welt führt, die so grundverschieden ist von all dem, was sie in ihrer Alltagsumgebung aufnehmen, erträumen und erschauen, so grundverschieden wie eine tibetanische Gebetsmühle von ihnen, und die ihnen deshalb teuer sein muß, weil sie ihnen Bälle in Farben gibt, die ihren Alltagserregungen unbekannt sind, neue Bälle, mit denen sie spielen und an denen sie neue Freuden haben können und haben. Meine Lieben, so sind die Karraborrier ein Erzeugnis der stillen Kunst, die fern vom dreckigen Leben heilige Hallen und Geheimgemächer baut, Hallen und Gemächer, die uns guten und schlechten Liebhabern exotischer Blumen und seltsamster Dinge ein gütiges Geschick zugänglich macht. Da schreiten wir durch die Hallen und gelangen in die Geheimgemächer, die Türen haben, die wunderbar fest schließen, und weiche Teppiche, auf denen zu ruhen ist wie auf kühlen Mädchenleibern. Und ein Dunkel haben sie, das die Seelen liebkost wie dünne Mädchenfinger die Stirnen der Geliebten, ein Dunkel, das die Schleierfarben der Dämmerung in sich schließt, in dem aber auch dann und wann ein Farbenbündel der Lust und der tollen Freude aufbrennt, das Dunkel auffrißt und in strahlender Selbstherrlichkeit die Seelen aufstachelt. Da beginnen dann die Farben einen bedeutsamen Tanz zu drehen, einen Tanz der Behutsamkeit

und Feierlichkeit und ballen sich in zauberischer Anordnung zu biegsamen Gestalten, die in wiegendem Leben erzittern. Und Worte tönen auf. Perlen, Onyx, Goldbrokat. Aus den Dingen dunsten Worte, die kostbar und selten sind wie die kühlen Mädchenleiber, und die in den ewigen natürlichen Rhythmus einer ungemein duftigen, schmeichlerischen und unendlichen Melodie eingehüllt sind. Und zu dieser Melodie tanzen die heiligen Gestalten den heiligen Tanz einer inbrünstigen und einzigen Kunst. Und von den Altären, die wir in sorgsamer Begeisterung errichten, steigt des Weihrauchs berückender Duft in müden und bedeutsamen Spiralen. So finden wir uns im Lande Karraborrien, das Menschen beherbergt, die sind und nicht sind wie wir. Aber zuweilen hat die Melodie, aus der sie steigen, Anklänge an den lieben verrückten Paul Scheerbart. Doch würden Anklänge sein, wenn nicht die Saiten zu den Anklängen in Servaes wären? Sie würden nicht sein. Also ist alles doch ureigen.

## V.

Franz Servaes erzählt eine Einleitung und fünf Geschichten, und wir sind auf Karraborrien, der Insel, die mit ihren vier Provinzen eingebettet liegt in den smaragdnen Fluten des Meeres wie ein Diamant in Smaragden, und die eine Glut und eine Pracht entfaltet, gegen die unsre armseligen Kostbarkeiten schmählich verblassen und die ein Gegenstück vielleicht bloß und beiläufig in den Farben- und Sinnessymphonien des Orients haben. Krankhafte Litteratur? So? Nun, viele werden meinen, daß das nicht besonders gesund sei. Aber dann ist das Wasser auch nicht besonders gesund, da doch so viele schon im Wasser ersoffen sind. Also! Eine Kultur hat Karraborrien, die eine Verquickung von modernster Kultur mit längstentschlafenen oder auch phantastisch erfundenen Kulturen ist. Da brodelt es ein bißchen und aus diesem Boden schießen sie hervor, Männlein und Weiblein, Menschen, Schicksale und Labsale, bringen Regungen und schleppen sich an ihren Bedingungen oder schweben über ihnen in einem Klima, das so herrlich ist, daß man vor Sehnsucht fast vergehen möchte. Aber man vergeht nicht, weil man nicht weiß, wie man das anstellen soll. Man hört also von Fukuruschu Bimbao. Das beginnt so: „Fukuruschu Bimbao, Vierfürst von Karraborrien, saß auf seinem Thron von Sandelholz, an dem die Rubinen blitzten, saß traurig und einsam und lächelte düster". Seine Gattin betrügt ihn. Ha, sie betrügt ihn mit seinem Freund Düppl-ö-Dottr, dem genialen Ballettmeister und kühnen Seefahrer. Und eine Geschichte wickelt sich ab, eine Ehebruchsgeschichte, in der sich Servaes in der wenig angewandten Kunstform der modernen, wirklich litterarischen Satire versucht. Schnapp macht sie und beißt dem Überschwang der himmelanstürmenden Liebe den wohlfrisierten Kopf ab. Da gibt es Blut genug. Die Personen laufen aber nicht mit einem Sack trächtiger Tendenzen auf dem Rücken herum, auf daß die Satire auch leichtlich auszuführen sei und nicht mehr Mühe und Ansprüche an das Talent mache, denn irgend ein tüchtiges oder minder tüchtiges Stück, nein, diese rein künstlerische Satire von Servaes wird einem bewußt als Satire dadurch, daß Servaes stets bedacht ist, daß sich die ästhetische Illusion auf die Dauer nicht völlig mit dem von ihm Dargestellten deckt. Sie bleibt entweder hinter der Darstellung zurück oder geht über sie hinaus. Es kommt dadurch begreiflicherweise eine ganz und gar künstlerische Wirkung zustande, die mit bloßen Meinungs- und Verstandeswertungen kaum zu rechnen hat. Der satirische Ton klingt um so vernehmlicher, als er aus einer Stimmung dringt, die aus seltenen Worten und aus Situationen heraus für sich betrachtet kleine und sehr ernste Bildchen vorstellt. Voll Farbe sind sie und voll Musik und lang zittern sie einem vor Augen und in den Ohren. So ist eines davon. Der König hält seiner Frau eine schwungvolle, eine scharfe Rede über ihre Verruchtheit. Und er bebt vor Wut. Und vor Zorn bebt er auch. Und seine Frau hört ihm gleichgiltig zu, nimmt einen Salamander aus dem Kranz lebendiger Salamander, der sich in ihren rabenschwarzen Locken bewegt, hält ihn vor sich hin, zwischen den Fingerspitzen, und sieht spöttisch zu, wie sein Herz blähend gegen die gelbe Brustwand pocht. Dann wirft sie ihn mit verächtlicher Gebärde neben sich in das Brunnenbecken — und hastig patschend, nervös mit dem Schwanze wackelnd, rudert der Salamander von dannen. So macht sie es noch mit vier Salamandern. Mit dem sechsten fährt sie gegen ihre Brust und bohrt ihm den linken Schildstachel ins Herz. Dann schleudert sie den schwarzen, gescheckten Molch auf den weißen Marmorboden und zertritt ihn mit ihrer Ferse, daß ihr der Gallert an die nackten Knöchel klatscht. Und der Gatte hat seine Rede geendet. Ein Wortwechsel beginnt. Die Gattin bricht ihn ab, indem sie sich umdreht und eine nicht mißzuverstehende Geberde macht. Sie bückt sich plötzlich und kehrt so dem König und Gatten einen Körperteil zu, den selbst dem geringsten Stallknecht zu zeigen für eine Beleidigung gilt. Man merkt: Die ästhetische Illusion findet in vollem Maße statt, bis gegen den Schluß, wo sie jäh unterbrochen wird. Den König Fukuruschu Bimbao aber ergriff gerechter Schmerz. Er fand das Betragen seiner Gemahlin einfach ordinär. Und nun begebe ich mich zur zweiten Geschichte.

## VI.

Die hebt an mit einer Landschaftsschilderung, einer Malerei in Worten; die Eindrücke sind subjektiv und momentan und hintereinander wiedergegeben, eine impressionistische Malerei wirkt auf uns. Klosterpark, Mond, Kieswege, Steinbild einer Göttin, Priester der Göttin, Priester, Priester. Da reckt sich wieder die Servaessche Satire, gleitet aber bald in die prächtigen Bewegungs- und Farbenspiele einer hoheitsvollen Form über und verschwindet in dem edeln Pathos der ernsten Darstellung. Nur dann und wann taucht sie noch auf und bewahrt vor der Unlust des Überschwanges. Ein junger Priester, ein Asket, der der Liebe zum Weibe entsagen soll, entbrennt in Liebe zu einer schönen Dirne. Und die schöne Dirne liebt ihn wieder. Da ist es nun wunderfein in der Beobachtung und Ausführung, wie ihre Verdorbenheit wie weggeblasen ist, wie sie befreit von den Lasten des Lasters dem lieben Asketen zugetan ist, wie wenn sie zum erstenmal liebte. Und liebt doch nicht zum erstenmal. Und wie sie sich ihm hingibt in einer leidenschaftlichen, aber keuschen Glut. Nun, meine Lieben, die beiden gehen zugrunde. Und die schöne Geschichte hat ein Ende. Und es gilt für sie, was von den andern Geschichten gilt, für das ganze Buch, es gilt, was ich gesagt habe von dieser stillen Kunst, den Hallen und Geheimgemächern.

Und von dem Tanz und den Gestalten und den kostbaren Worten. Und nun begebe ich mich zur dritten und vierten Geschichte.

VII.

Die dritte heißt die Freite und ist von einer harmlosen Lustigkeit. Der Herr General-Präfekt Siwitschi Wumi hat zwei Töchter. Und eine davon ist so häßlich, daß er sie nicht an den Mann bringen kann. Er möchte sie aber an den Mann bringen. Und sie hat eine Million Fukuruschud'or Mitgift. Nun, er läßt überall einen Aufruf an die Bewohner anschlagen, daß seine Tochter zu haben sei. Und der Seidenstricker Zwakk will sie haben. Sie ihn auch. Aber im letzten Augenblick reißt er, von ihrer Klapperdürrheit, ihrer beispiellosen Häßlichkeit angewidert, aus, läßt die Mitgift Mitgift sein und kehrt zu den Fleischtöpfen Egyptens zurück, das heißt in die Arme des armen niedlichen Mädchens, dem er vor seiner verunglückten Freite geneigt war. Und das Mädchen nimmt ihn wieder in Gnaden auf. Und die vierte Geschichte handelt von einem Feldzug, der aus Mangel an Fukuruschud'or scheitert, und gefällt mir nicht besonders. Aber wenn ich an die fünfte, letzte und längste Geschichte denke, wird mir, wie wenn mir ein tiefes Erlebnis widerfahren wäre. Und ich begebe mich zur fünften und letzten Geschichte.

VIII.

Meine Lieben, der arme Hollunderboom ist bucklig, ein Geiger und ein Holländer. Ein Schiff strandete einst an der Küste von Karraborrien. Alles ertrank. Hollunderboom wurde gerettet, und die Prinzessin nahm ihn zu sich, und er war ihr Liebling, und sie war so zärtlich zu ihm, so zärtlich. Und einmal hat sie ihn sogar geküßt. Und er wohnte im Schloß wie ein großer Herr. Und war doch kein großer Herr. Aber es kam die Zeit, da er sich als großer Herr fühlte und sich seine Sehnsucht auf die Prinzessin richtete. Da hatte seine Geige Töne, wie sie sie für ihn nie gehabt hatte. Die Prinzessin peitschte ihn arg und jagte ihn davon. Und er hatte zerrissene Kleider und seine Geige und war überaus traurig. Es beginnen seine sondersamen Wege. Musikant. Komödiant. Geehrt und überall mit Jubel begrüßt. Liebe. Verachtet. Heimweh. Heimweh. Verkommen. Wieder geehrt — in den Freudenhäusern der Stadt. Zum Schluß sorgsam behüteter Günstling einer verruchten Königin, deren Lüsten er zu Diensten sein muß. Ungnade. Kerker. Tod. Und sein Körper wurde in einen Sack genäht und im Meere versenkt, just an der Stelle, wo er vor bald fünf Jahren in Karraborrien gelandet war. — — Zebaïde aber, die holdselige Prinzessin, deren Gunst er anfangs genossen hatte, als sie sich eines Nachmittags ahnungslos über jene Meeresstelle rudern ließ, sank plötzlich bleich und zitternd zurück und taumelte in die Arme ihres jugendlich-schönen Gemahls O'Wonko Kalidschão. Ein leises, zaghaftes Gewimmer, fast wie das Winseln eines Säuglings, war vom Meeresgrund zu ihr heraufgeklungen.

War es Hollunderboom, den sie vor Zeiten einmal, in anmutiger Torheit geküßt hatte?

Der lag nun dort unten, tief im fremden Wasser, und war tot.

— — — — — — — — — — — — — — —

Weithin wogte das funkelnde Weltmeer um das trotzig sich streckende Eiland Karraborrien. Und dabei ist doch die Geschichte zum Weinen traurig und schön. Aber das Eiland Karraborrien streckt sich trotzig aus und kennt keine Sentimentalität.

IX.

Meine Lieben, seid ihr müde der geraden und langweiligen Straßen, des schwitzenden Hastens unserer ruhelosen Stadt, des ewigen Gleichklangs der Ereignisse und des Selbstverständlichen der Vorkommnisse? Wollt ihr neues? Wollt ihr nach Karraborrien? Kommt, meine Lieben! Lest von Franz Servaes „Die Karraborrier". Und ihr seid in Karraborrien. Und ihr tut euch in einer andern Welt um. Aber ihr müßt dran glauben, so wie ich glaube an die zitronengelbe Orchidee, die in einem fernen Palmenhain blüht. Es gibt nur diese eine Art, und sie blüht alle hundert Jahre einmal. Es strahlen die Blüten einen Duft aus, der einen ins Paradies lullt. Und es hat noch kein Mensch diesen Duft gesogen, und keiner die Orchidee geschaut, die zitronengelbe, seligsonderbare. Und weil ich an sie glaube, ist sie und blüht alle hundert Jahre, dort in dem Palmenhain, den niemand kennt, und ist so reich an himmlischer Betäubung und gedeiht so wunderwonnevoll trotz derer und denen zum Trotz, die hart sind an Geist und trocken und gar so vernünftig.

* * *

Also sprach der Aesthet und blickte wasserblauen Auges etwas verklärt in die Höhe. Doch war oben nichts zu sehen denn die verräucherte Decke.

# Heraklit der Dunkle

von Guido Winter

Agathon ging eines Tages spazieren und sah von weitem den Heraklit starr am Strande des Weges stehen. Als er an ihn herangekommen war, stand er noch immer da.

„Was blickst Du so nachdenklich und erschüttert zu Boden?" fragte Agathon.

„Ich habe heute zum ersten Male eine Schnecke zertreten", antwortete Heraklit.

„Und das betrübt Dich so?" sagte Agathon. „Die Schnecke ist ein unreines Tier, unteilhaftig des ewigen Feuers."

„Nicht der Gedanke ergreift mich, daß ich eine Schnecke tot getreten habe, sondern daß ich es nie wieder zum ersten Male tun kann", antwortete Heraklit der Dunkle.

# In Sachen „Jörn Uhl"

Nachstehende Betrachtung ward im November 1902 geschrieben. Leo Bergs brillanter Aufsatz in Nr. 7 des „Litt. Echo", demselben Gegenstande gewidmet, läfst mich das „aktuelle" Thema wieder aus der Mappe heraus „in Angriff nehmen".

Aufrichtig mufs ich bekennen, dafs mir schon lange kein „Referat" eine solche Freude bereitet hat, als des „litterarisch gebildeten Laien", Herrn Wilhelm Gittermann in Odessa, freimütige Abwehr des „Jörn Uhl"-Rummels (im „litterarischen Echo"). Und ich empfinde das Bedürfnis, ihm und seinen Gesinnungsgenossen zu versichern, dafs sich „kritische Stimmen finden" liefsen, die einen von der „Nachtigall"-Auffassung „völlig abweichenden Standpunkt" zu vertreten den Mut haben. Leider fehlte mir bisher völlig die Gelegenheit, dieses durchaus nicht belanglose Thema anzuschlagen. Ich will zunächst erzählen, wie es mir mit dem berühmten, nunmehr auch preisgekrönten Buche erging.

Ich habe keine einzige der, wie ich vernahm, durchaus begeisterten Kritiken über den Roman gelesen und mufs sagen, dafs, je mehr deren wurden, ich um so weniger zu dieser Lektüre Lust bekam. Deutlich aber ward mir ein natürlich vorläufig ganz und gar ungerechtfertigtes Gefühl des Unbehagens, so oft ich wieder dem gepriesenen Namen begegnete. Der Verdacht litterarischen Neides liegt nahe: ich bin kein „gelesener" Autor, viel weniger ein gekaufter, die Kritik ist mir im allgemeinen nicht nur nicht günstig, sondern oft geradezu gehässig. Warum dem so ist, kann hier nicht meine Sache sein, zu untersuchen. Auch darf ich eine gröfsere Öffentlichkeit innig versichern, dafs mir wenig an dem Faktum gelegen ist. Und als Kritiker habe ich stets bewiesen, wie völlig unabhängig und vorurteilslos ich der zeitgenössischen Produktion gegenüberstehe. Auf die bedauernd konstatierte Gefahr hin, nicht für aufrichtig zu gelten, erkläre ich durchaus uneingeschüchtert, dafs ich Frenssen nicht eine Minute lang beneidete. Im Gegenteile: ich versprach mir, trotz aller Zweifel, die ich mir verwehren mufste, hohen Genufs von dem so einstimmig anerkannten Meisterwerke, und da es bei allen befreundeten Redaktionen bereits „längst vergeben" war, kaufte ich mir vor kurzem das dicke Buch (49. Tausend)*), liefs es — noch ungelesen — solid in Halbfranz binden (verfrühte Ehrung) und begann eines Tages in einer Art Weihestimmung mit seiner Lesung.

In der Zeit vom 14. bis zum 30. Oktober bin ich — ich konnte es niemals über ein bis zwei Kapitel bringen — auf Seite 231 angelangt (der Band hat deren 525), und ich habe mir heute (November 1902) aufatmend endlich die Erlaubnis erteilt, von der weiteren Lektüre abzustehen. Was ich las, hat mich nicht nur gründlich enttäuscht: ich bin sogar zu der Überzeugung gelangt, dafs, hier eine Gefahr aufzuzeigen, Pflicht des ehrlichen Kritikers ist.

Jörn Uhl ist das schwerfällige, umständliche, langweilige, mühsame Werk eines Talentes — sagen wir „zweiten" Grades. Tradition ist da, allerlei Einsichten und Kenntnisse, wurzelstarke Gesinnung und — unsägliche Mache. Vor allem aber ist diese ganze schweratmige Geschichte — unecht, unecht im Sinne einer Epoche, die wir heute längst überwunden glaubten, wirklich niedergerungen, endlich zertreten. Dieser Bauern-Roman, der aus künstlerischer Ohnmacht seines Autors nicht zu Rande gelangen kann, ist von einer Manieriertheit, einer gefallsüchtigen Künstelei, dafs man an der Urteilsfähigkeit einer Generation schaudernd zu zweifeln beginnt, die als Erzähler Goethe, Hoffmann, Kleist, Tieck, Hauff, Gutzkow, Keller, Raabe, Ludwig, Meyer, Fontane, Saar, Ebner besitzt und der in jüngster Zeit Talente wie Thomas und Heinrich Mann, Ricarda, Friedrich und Rudolf Huch, Weigand, Schnitzler, Bierbaum, Ompteda, Hartleben, Knoop, Stehr, Schlaf, Paul Ernst, Emil Straufs erstanden sind, einer Generation, die Flaubert, Beyle, Maupassant, Dostojewski, Tolstoi, Krag, Garborg, Hejerstam, Hallström, Hamsun geniefsen durfte. Es ist, wie Herr Gittermann (im „Echo") richtig bemerkt, tatsächlich nur einer Art „Hypnose" zuzuschreiben, dafs ein Buch, das zum guten Durchschnitt der fünfziger Jahre gezählt werden dürfte, heute, da mehr als je der Künstler im Dichter verkündet wird, auf den Wogen allgemeinen Beifalls stolz schwimmt, wie die Arche nach der grofsen Sintflut. Sind wir denn so arm, dafs wir jubeln müssen über ein braves Talent, das eine Pastoren-Studierstuben-Geschichte von einem ehrlichen und ehrlich-langweiligen Bauern zuwege brachte? Dafs wir Weltweisheit und was dergleichen Kostbarkeiten mehr sind an einem Romane preisen, der davon in seiner ganzen wichtigtuerischen Breitspurigkeit nicht soviel aufweist, als ein Aperçu unseres grofsen Lichtenberg ganz nebenhin und selbstverständlich ausspricht? Und sind wir so achtlos an den ungeheuren technischen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte vorübergeschlendert, dafs wir ein derartig unbewegliches Monstrum wie diesen „Jörn Uhl" als Non-plus-ultra der deutschen Erzählungskunst anzustaunen uns bemüssigt fühlen? Man frage die tausende und abertausend Leser — ich vermute nicht ohne peinliche Sicherheit, dafs der Käufer („man mufs das kaufen!") mehr als der Leser sind —, ob sie bei diesem Muster- und Meisterwerke wirklich die tiefen Schauer grofser Dichtung empfanden, ob sie diesen voluminösen Preisgekrönten in dem Gefühle von sich weglegten, „das mufst du noch einmal lesen" (wobei ich mir abermals

*) Heute (12. 1. 03.) hat es bereits die 100. Auflage erreicht. (!!)

mit peinlicher Sicherheit die Vermutung leiste, dafs wenige so weit gelangt sind, nicht etwa weil es eine schwere, d. h. bei uns Deutschen sonderbarerweise selbstverständlich immer wertvolle und nahrhafte Kost, sondern weil es einfach eine ungeniefsbare Mahlzeit ist). Wir lassen uns allzuleicht imponieren. Das ist überhaupt unser ganzer litterarischer Jammer. Denn darauf spekulieren die Litteraten. Und dieser Jörn Uhl, mit seinem Wortschwall, seinen koketten Itterationen, seinen so „natürlich" anmutenden Stillosigkeiten, seinen mit vollem Munde vorgetragenen Wohl- und Lehrmeinungen, die jedes spärliche Geschehnis sogleich mit pastoralem Speichel der schweigenden Gemeinde vorkauen, ist so recht etwas den Deutschen Imponierendes. Wir sind ja das Volk der bändedicken Systeme und Untersuchungen, der Regelschmiede und Paragraphenhelden. Je langweiliger, je plumper, desto „bedeutender". Und bei uns erscheinen ganze Bibliotheken von Litteraturgeschichten. Und, wie neulich wieder ein feiner, lächelnder Kenner sagte: „Bei uns gibt es gar keine künstlerische Kultur, deshalb sind wir ‚das Land' der ‚Individualitäten'. O Gustav Frenssen, der du dein Seelsorgeamt aufgabst, um unter die ‚Zünftigen' zu gehen, wie wird dir in deiner ‚Individualität'"?! Dr. Richard Schaukal.

# „Und sie bewegt sich doch"

## Novelle von Leonore Frei

(Schluß.)

In ihren Sachen warf sich Käthe wieder aufs Bett und horchte mit wachenden Sinnen in den fließenden, plätschernden Regen hinaus. — —

In dieser ganzen Zeit hatte sie Rudolf nicht ein einzigesmal gesehen.

Die leidenschaftliche Sehnsucht nach ihm, die sie seit acht Tagen so oft nahe dazu gebracht hatte, vor seiner Redaktion wie durch Zufall so lange vorüberzugehen, bis er käme, die hatte sie noch immer wieder gewaltsam niedergezwungen.

In der Stille der Nacht kam dieses Sehnen so allgewaltig über sie, daß sie es kaum ertrug, hier zu liegen, ohne zu wissen, wo er jetzt sei, ob er in dieser Stunde, in der sie sich so entsetzlich einsam herumquälte, in heißen Freuden Lilys schönen Leib in den Armen hielt — sie küßte — sich von ihr küssen leiß, mit diesen weichen, vollen, glühenden Frauenlippen — — —

„Wenn man seiner Leidenschaft nicht folgt, so kommt das nicht daher, daß man selbst zu stark, sondern daher, daß die Leidenschaft zu schwach ist!" —

In brennender Eifersuchtsqual sprang sie auf, lief zu ihrem Schreibtisch und zerriß Lilys Briefe in tausend Fetzen! —

Dann ging sie wieder im Zimmer auf und nieder — ruhelos — bis es Tag war — bis durch den weißen dunstigen Frühnebel die Sonne hell hindurchbrach.

Bei einem dieser Gänge blieb ihr Blick an dem Abreißkalender über dem Schreibtisch hängen.

Donnerstag der Vierzehnte?

Aber heut war ja Freitag! — Heut vor acht Tagen hatte Rudolf den Faulbaum umgebrochen — —

Und heut, Freitag den Fünfzehnten, war ihr Geburtstag!

Sie hatte nicht daran gedacht bis jetzt.

Mit einem bitteren Lächeln zupfte sie das Blättchen vom Kalender ab.

Wie gleichgültig ihr heute der Geburtstag war!

Im vorigen Jahr war sie an diesem Tage zum erstenmal bei Werners gewesen. Da hatte ihr Rudolf, zu Onkel Werners Ärger, die erste aufgeblühte Rose aus dem kleinen Vorgarten abgeschnitten — — eine rote Rose!

* * *

Um 6 Uhr klingelte sie nach dem Frühstück.

Jdchen Seeger kam endlich, noch in wortreicher Aufregung über das nächtliche Ereignis. Der Mangel aufmerksam zuhörender Ohren veranlaßte sie aber, das Zimmer ziemlich stürmisch, mit Türknallen, zu räumen.

Käthe hatte ein fliederfarbenes Couvert aufgerissen, eine Karte steckte darin, nur die Worte darauf:

„In großer Eile, lieber Schatz, will ich Dir nur zu Deinem Geburtstage gratulieren und Dir sagen, daß Du morgen wohl keinen Brief erhalten wirst. Rudolf und ich wollen morgen abend um 1/2 9 Uhr nach Treptow zu Zenner. Da weiß ich nicht, wann ich nach Haus komme. Verzeihe! — Ich bin sehr eilig! Noch tausend gute Wünsche!

Alles, alles, mein Herz, was Du Dir selbst wünschst, wünscht Dir

Deine Lily.

Käthe rührte kaum ihr Frühstück an und wollte eben wieder mit ihrer Zimmerwanderung beginnen, als das leichtversöhnliche Jdchen, ohne anzuklopfen, mit strahlenden Augen hereingestürzt kam:

„Was ich Sie aber jetzt bringe, Fräulein! Blumen, nischt wie Blumen! Der janze Kober voll!“

Käthe sah sie groß an:

„Blumen? Für mich?“

Hatte — Lily ihr die geschickt?

Mit unsicheren, eiligen Händen zerschnitt sie den Bindfaden und hob den Deckel auf. — — Jdchen schrie laut auf vor Entzücken.

Rosen — rote Rosen — frische, duftende, rote Rosen — —

Ein Meer von Farbenglut und Wohlgeruch!

Die ganze sonnige Stube leuchtete im Wiederschein, wie Käthe die Rosenfülle nun auf dem Tisch ausbreitete — — die ganze Luft war durchglüht von dem Duft —

Jdchen Seeger jubelte:

„Jotte doch, Fräulein, is das schön! Ne, so'n Parfuhm! Rein, wie nebenan in die Droscherie! — — Js denn Fräuleins Jeburtstag heut?“

Käthe nickte schweigend mit heißen Backen.

„Dann hat Fräulein 'n Schatz!“ triumphierte Jdchen mit Sachkenntnis. „Rote Rose — das bedeut' Liebe mit Hindernisse! Wegen die Dornen! Das weiß ja 'n Blinder! Jch hab auch mal, wie ich noch in Schule war, — —“

Und nun folgte der ausführliche Bericht einer Schulliebschaft mit Hindernissen von der Käthe kein Wort hörte.

Und als Jdchen endlich gegangen war, setzte sie sich auf das kleine Sofa, an den Rosentisch, umfing ihn mit beiden Armen, tauchte ihr Gesicht in diese duftende Flammen, und atmete in tiefen durstigen Zügen.

Dann sprang sie plötzlich auf.

Errötend und erblassend vor dem eigenen, seligen Gefühl!

Nein, nein! Das war ja alles Torheit! Feige Blindheit! Die Blumen waren von Lily! Natürlich von Lily! Zum zehnten mal durchstöberte sie die Schachtel.

Nichts!

Kein Wort! Kein Absender! Nichts!

Wieder nahm sie Lilys Brief auf.

Vielleicht war dies heut erst der entscheidende Abend.

Vielleicht auch waren sie längst schon zum „Ernst“ gekommen!

Wissen mußte sie! Klar mußte sie sehen!

Ja — sehen.

Heute abend um 1/29 Uhr mußte sie nach Treptow!

Die beiden zusammen sehen!

Und ohne gesehen zu werden! — —

Sie wurde ruhiger in diesem Entschluß.

Zum erstenmal seit Tagen nahm sie die Arbeit wieder auf. — —

Wie merkwürdig genau Lily diesmal Zeit und Ort der Zusammenkunft angegeben hatte, beachtete sie nicht. — — —

* * *

In dem Restaurant von Zenner in Treptow, unter den großen Kastanienbäumen, mit den festlich aufgesteckten Kerzenblüten, spielte die Militärkapelle.

Unzählige eifrige kleine Jungen und Mädchen standen um den Musikpavillon herum, spielten Kapellmeister und glaubten schließlich, sie wären es.

Der Garten war voll von Leuten, die zum Vergnügen hergefahren waren und infolge dessen vergnügt aussahen!

Über die Mücken täuschte die Musik hinweg, über die unbequemen, enggedrängten Plätze das Vergnügen, die neue Toilette, oder die neue Geliebte neidischen Augen vorzuführen.

„Autosuggestion ist schließlich alles! Sogar die sogenannte Liebe und die Freude am Treffen!“ — sagte Lily Holzmann und schoß an der Bude dem Chinesen mitten ins Herz, worauf dieser Li-Hung-Tschang sofort zu nicken begann, und nicht eher aufhörte, bis ihm die Schießbudendame eine Klammer ins Genick schob.

Mit Entschluß gab Lily das Gewehr an Rudolf ab, der mit einer tiefen Falte auf der Stirn neben ihr stand:

„Genug jetzt! — — So, Frauchen! Der Herr hier bezahlt!“

Während Rudolf mit der Frau nach Kreidestrichen rechnete, trat Lily zu einem langen brünetten Menschen in Joppe und Künstlerschlapphut heran, sah nach der Uhr und warf einen forschenden Blick durch den Garten.

„Acht Uhr! — Hier ist sie noch nicht! Aber ich wette, sie kommt spätestens in einer halben Stunde. — — Adieu, Herr Viktor Aberle! Jch wünsche für den Rest des Abends nicht von Jhnen gekannt zu sein! Das heißt — bis ich das Zeichen gebe, Schatz! Verstanden?“

Der junge Maler kaute etwas nervös an seinem Schnurrbart, lächelte aber doch.

„Treib's nicht zu toll!“ bat er leise. „Sonst — Du weißt! — — Sehr viel nach dieser Richtung kann ich von dir nicht gut vertragen!“

„Du — Kind!“ sagte sie zärtlich und sah ihm von fern tief in die Augen.

Aber als er einen Schritt auf sie zumachte, nahm sie eiligst Rudolfs Arm und führte ihn an einen hellbeleuchteten Tisch in der Mitte des Gartens, mit der Aussicht auf das Wasser. — — Viktor Aberle ließ sich an einem entfernten Tisch nieder, so, daß er die beiden im Auge behielt.

Rudolf hatte sich Lily vis-à-vis gesetzt, sah sie aber nicht an, sprach auch nicht, sondern trommelte leise auf dem Tisch.

Es war ein unruhiger gespannter Schein in den Augen, mit denen er auf das Wasser hinaus sah, das von der sinkenden Sonne vollbestrahlt wurde.

Lily betrachtete ihn ein paar Minuten mit heimlichem Spott und großer Befriedigung.

Endlich lachte sie hell auf.

Er wurde rot bis unter die Haarwurzeln und warf ihr einen zornigen Blick zu:

„Lachen tun Sie auch noch!"

„Ich nehme mir die Freiheit! Trotz Ihres zentnerschweren Vorwurfs! Jetzt wollen Sie mir vermutlich wieder die seit acht Tagen übliche Rede halten, wie greulich Ihnen diese ganze Komödie ist — und was Käthe nachher davon denken wird — — und was daraus werden soll —"

„Ich hätte nicht auf den albernen Scherz eingehen sollen —"

„Danke! Da ich ihn erfunden habe, sind Sie ungemein höflich!"

Er hörte gar nicht hin:

„Ich hätte einfach am nächsten Morgen zu ihr gehen sollen — — — dann wäre jetzt längst alles in Ordnung!"

„Dann wären Sie genau so weit, wie an dem bewußten Faulbaumtage! — Lieber Freund, Sie sollten Käthen doch nun endlich kennen! — Aber das tun Sie eben nicht! Sie begreifen eben dieses neue „Weibempfinden" nicht! Lachen Sie nur höhnisch! Ich mag das Wort eigentlich auch nicht, aber an der Sache ist was dran! — Sie begreifen nicht, wie selbstverständlich es ist, wenn die Frau von heut mißtrauisch gegen sich selbst geworden ist, gegen all ihre früheren weiblichen Tugenden, gegen alle Männerliebe und Zärtlichkeit, in der sie stets die alte Herabdrückung wittert! — Und wenn sie ihrer eigensten Natur mißtraut, diesem herrlichen großen „Weibsein", das der Mann so lange zu seinem Vorteil — — mißbraucht hat! — Sie begreifen den bösen, tiefinnerlichen Kampf nicht, Doktor, den gerade die besten von unseren Frauen heut kämpfen müssen, und der sie bei allen oberflächlich Blickenden und Urteilenden in den Verdacht der „Unweiblichkeit" bringt, weil sie nämlich aus Angst vor Rückfall allerdings zuweilen das Kind mit dem Bade ausschütten!"

Lily klopfte vor dem zerstreuten Rudolf auf den Tisch:

„Sehen Sie, lieber Herr Doktor, das kapieren Sie eben alles nicht, weil Sie — noch von heut sind! — Und Käthe ist *schon* von heut! Da liegt der ganze Konflikt, unter dem Mann und Weib heut leiden!"

Unhöflich brummte Rudolf in seinen Bart:

„Ach was! Bleiben Sie mir jetzt vom Halse mit Ihren allgemeinen Bemerkungen!" Er ärgerte sich, weil Lily wieder lachte, und strich hastig den Bart: „Ich wollte, ich hätte sie erst sicher hier bei mir! Offen gestanden — — ich habe Angst — —"

Lily wurde nun auch ernst, etwas nachdenklich und besorgt, sagte aber dann in ihrer energischen Art, fast, wie um sich selbst zu beruhigen:

„In kritischen Fällen ist die goldene Mittelstraße eine Sackgasse! Da muß man's eben mal wagen, querfeldein durchzubrechen! — —"

Sie hielt plötzlich an und als er erstaunt aufsah, wies sie schnell auf das Wasser hinaus:

„Das Boot! Sehen Sie nur! Wie schlecht die rudern!"

„Was geht mich das Boot an! — — Sie sind doch das reine Potpourri! Alle drei Takte eine andere Melodie!"

Sie schwieg etwa eine Minute lang, griff dann fröstelnd nach ihrer Jacke:

„Bitte, helfen Sie! Mir ist kalt!"

Langsam stand er auf, half ihr mechanisch die Jacke trotz der Hitze anziehen, und als sie auf den Platz neben sich deutete:

„So! Bitte, seien Sie nett, und setzen Sie sich hier zu mir. Es spricht sich besser —", da tat er es zwar ohne Widerrede, war aber so „schnuppig", daß sie lachend erklärte, jeder Mensch in der Welt müßte sie beide unbedingt für Eheleute halten!

Sie hatte ihn dann auch um allerlei kleine galante Dienste zu bitten, die ihm in seiner gegenwärtigen Stimmung recht lästig waren.

Immer wieder suchte er mit den Blicken im Lokal herum.

Endlich sagte er zögernd und verlegen:

„Glauben Sie denn wirklich — —, daß Käthe hierher kommt?"

„Käthe? Die ist längst hier!"

„Hier? Was! — — Aber, zum Teufel! — Wo denn? Ich begreife nicht — — — Das ist doch — —"

Lily legte die Hand fest auf den Arm des Auffahrenden und befahl gebieterisch:

„Sie werden jetzt ganz still hier sitzen bleiben, sich auch möglichst gar nicht umsehen! — — — Und das sage ich Ihnen: Wenn Sie jetzt nicht aushalten, oder ihr — vorher — Sie verstehen! — vorher sagen, daß es ein Komplott war, dann soll's mir auf einen falschen Eid nicht ankommen! Dann schwör' ich ihr, daß Sie mein Geliebter waren und sich nur vor ihr weißwaschen wollen! Und meine Mademoiselle schwört mit!"

Sie sah ihn von der Seite an, da er sich unter ihrem Griff so still verhielt.

War es die unsichere, dämmernde Beleuchtung — — ihr schien es, als sei Rudolf ungewöhnlich blaß.

Sehr leise, kaum hörbar, kam es ihm von den Lippen:

„Mein armes kleines Mädchen!"

Da drückte Lily seine Hand herzlich:

„Wissen Sie, Rudi, Sie gefallen mir wirklich sehr gut! Meere und Menschen lernt man doch eigentlich nur bei Sturm kennen! — — Gut, daß ich die Käthe — und den da drüben — so lieb hab', sonst wär's am Ende wirklich noch — Ernst mit uns geworden! — — Oder scheint Ihnen das so ganz aus der Welt?"

Rudolf lächelte über ihre nie versiegende Lust an der Koketterie und zog ihre Hand an die Lippen:

„Sie wären ein Engel, Lily — wenn Sie nicht ein kleiner Teufel wären!"

„Sehr gut", lachte sie schelmisch. „Fahren Sie nur so fort. Dann glaubt sie's!"

Unsanft fiel ihre Hand auf den Tisch, und Rudolf fuhr grimmig zurück.

„Donnerwetter noch eins! Sie sind aber wirklich eine Hexe! — — Das ist ja überhaupt entsetzlich zu denken, wie sie nun da hinter uns sitzt und sich quält — und — — Herrgott! — —" Seine Hand wühlte heftig im Bart. — — „Wie lange soll eigentlich dieser langsame Rost, den Sie hier zu Ihrem Spezialvergnügen eingerichtet haben, noch fortgesetzt werden?"

„Das erfahren Sie, wenn's Zeit ist! Sie haben nichts zu tun, als Ihr Schnitzel neben mir zu verspeisen. Das übrige findet sich! — — —"

* * *

Die Sonne war gesunken. Ein gelbroter Riesenmond schwamm herauf.

Weicher, perlmutterschillernder Schein lag über dem Wasser.

Vom jenseitigen Ufer, von den grünen Rändern der kleinen Insel hob sich ein feiner Dunstschleier, durch den aufglimmende ferne Lichter wie hellneugierige Augen hindurchblitzten.

Am Himmel ging der große Laternenanzünder umher, und ließ Stern auf Stern erflammen.

Da klang durch die schmetternden Trompeten der Militärmusik das rauschende, schaufelnde, fauchende Stöhnen des nahenden Personendampfers. Eine schwere, düstere Dampfsäule brodelte schwarz, — — dazwischen leidenschaftlich aufzüngelnde Flammenblitze.

Ein paar große rotglühende Augen zogen näher und näher über das Wasser.

Die Schiffsglocke auf der Landungsbrücke tönte.

An Rudolf und Lilys Tisch trat in diesem Augenblick ein großer schlanker Herr in Joppe und Schlapphut und bat, höflich an den Hut fassend, um das Feuerzeug.

Leise sagte dieser Herr: „Sie geht! — — Landungsbrücke!" hob dann wieder den Hut, nickte, als Lily ebenso unauffsichtlich antwortete: „Bezahle für uns!" und ging nonchalant mit dem Feuerzeug auf einen Kellner zu.

Rudolf war aufgesprungen.

Energisch schob Lily ihren Arm in den seinen:

„Nur ruhig! Wir kommen noch zur Zeit! — — Jetzt hören Sie: Wir fahren zusammen mit ihr nach Berlin, und geben auf sie acht! Sie wird sich verstecken, und erst ganz zuletzt vom Schiff heruntergehen. Wir zuerst. Ich steige dann in eine Droschke, und Sie fangen sie ab!" — — —

„Ja! Ja doch!"

Er hatte kaum hingehört. Keinen Blick ließ er von Käthe, die, dicht verschleiert, sich auf der hellen Brücke hastig durch die Menge drängte, um in das dunklere Schiff zu kommen.

In ihrer Eile blieb sie mit dem Schleier an dem geschultert getragenen Sonnenschirm einer dicken Dame hängen.

Die Dicke erhob ihre scheltende Stimme. Käthe mußte stehen bleiben, sich abzulösen.

Dabei schickte sie unwillkürlich einen angstvollen Blick nach dem Ufer zurück — und dieser Blick traf in Rudolfs Augen.

Im nächsten Moment hing an dem Sonnenschirm der dicken Dame ein Schleierhut. Neben Lily klang zugleich ein deutlicher Fluch, und sie befand sich — helllachend — allein in der Menge. — — —

* * *

In dem dunkelsten Teil des Schiffs hielt Rudolf Käthen an beiden Schultern fest.

„Du — böser Kerl, du!" murmelte er, und blickte ihr mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit in die Augen.

Schweigend, atemlos lächelnd sahen sie sich an, ganz von dem glückseligen Gefühl der Nähe berauscht.

Eilig Vorübergehende rannten gegen sie an, weckten sie.

Käthes Lächeln schwand. Verwirrt sah sie sich um, und versuchte sich frei zu machen:

„Laß mich los! Bitte! — Du hast ja doch Lily lieb! — Laß mich —! Ich weiß — —“

„Nichts weißt du!“

Er drängte sie tiefer in den Schatten, nahm ihr Gesicht zwischen beide Hände, und beugte sich dicht über sie:

„Nichts weißt du! Nichts! — — So ein dummes kleines Kind! — — Hier in Nacht und Nebel — — und dann noch ausrücken wollen, — nicht war?!“

Mit einem unterdrückten Laut riß er sie in seine Arme, und küßte das blasse, müde Gesicht, die angstvollen Augen, die kalten Lippen. Bis diese Lippen warm wurden, wieder küßten, und endlich ganz leise und selig-scheu fragten:

„Waren denn die Rosen heut von dir?“

Da lachte er in seiner Erregung laut auf:

„Von wem denn sonst?! — Haben dich die gefreut? Ja? Hast du die gern? Ja, nicht wahr, Lieb? — — Lauter rote Rosen sollst du haben! Das ganze Zimmer voll! — — Und — das ganze Herz voll — und auf dein liebes, süßes, weißes Gesicht will ich sie dir küssen — und auf deine Lippen — — —“

Hinter ihnen räusperte sich was. Eine rauhe Männerstimme lachte beifällig.

„Dat is all janz jut! Aber hier man nich so dichte ran an't Steuer! Un die Beene da'n beten rut von Tau. Wir stoßen ab!“

Rudolf und Käthe waren zuerst erschreckt herumgefahren.

Aber der alte Spreebär lachte ihnen vertraulich zu, und schrie dann grimmig ins Sprachrohr:

„Langsam — vorwärts! —“

Der Schornstein des Schiffs ließ seinen klagenden Schrei ertönen, und die Räder schaufelten.

„Herrgott — — die Holzmann!“ rief Rudolf und zog Käthe eilig nach der Schiffsseite, wo die Landungsbrücke war.

Da klang vom Ufer her ein lautes, fröhliches „Glück auf!“

Hell beleuchtet standen dort Lily und Viktor Aberle, umschlungen, und winkten lachend mit Käthes Hut und Rudolfs Schirm.

* * *

„War das nicht — der Maler — der Aberle?“, fragte Käthe staunend, als Rudolf sie auf eine der dunkel beschatteten Bänke am Rand des Schiffes neben sich niederzog.

„Viktor Aberle! Lily Holzmanns — Mann! Der immer dabei gewesen ist, wenn wir zusammen waren! Ja! Sieh mich nur an, du schlechtes Mädchen! Aber mehr kriegst du — heut nicht aus mir heraus!“ —

Schweigend blickten sie zu den weißblitzenden Mondfunken hinab, die auf den Schaumwellen zur Seite des Schiffes tanzten.

Rudolf hatte seinen Überzieher mit um Käthe geschlungen.

Sie fühlte seine liebkosenden Hände, seine küssenden Lippen, und drückte sich eng in seinen Arm.

Denken konnte sie nun nicht mehr. Sie hatte zu sehr gelitten. Nur glücklich wollte sie sein — gedankenlos, bewußtlos glücklich — — —

* * *

Von der Janowitzbrücke gingen sie quer durch die Stadt zu ihrem Haus.

Käthes Hand zitterte, als sie Rudolf den Hausschlüssel zum Aufschließen gab.

Langsam drehte er ihn herum, zog ab, stieß die Tür auf, steckte den Schlüssel innen wieder ins Schloß und blieb auf der Schwelle stehen.

Sie ging an ihm vorüber, hinein und sah sich schweigend nach ihm um.

* * *

Im ersten Sonnenstrahl des neuen Morgens leuchteten die roten Rosen in Käthes Zimmer.

Jdchen Seeger hatte sie in Vasen und Gläsern über den ganzen Raum verteilt.

In dieser Nacht waren alle Knospen aufgebrochen, und nun glühten sie so heiter-festlich — nun dufteten sie so heiß und stark, daß die kleine graue Stube in einen hellen, sonnig-rosigen Sommergarten gewandelt schien.

* * *

Rudolf saß auf dem Sofa. Käthe, halb angezogen, auf der Lehne etwas über ihm.

Immer, wenn sie fühlte, daß er aufstehen und gehen wollte, drückte sie seinen Kopf fester an ihre Brust. Und dann vergaß er's unter Küssen und heißen Liebesworten.

Von der Friedrichskirche schlug es fünf.

Käthe hielt ihm die Ohren zu.

„Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche!“ murmelte sie an seinem Mund. „Bleib' noch Frühstücke mit mir zusammen!“

Er zog sie mit sich in die Höhe:

„Nein, mein lieber Schatz, ich will das nicht! Ich will nicht, daß die Leute irgend etwas über dich zu reden bekommen. Lily Holzmann und der Überle werden schon schweigen. Und wenn wir erst verheiratet sind, dann denkt kein Mensch mehr an was Böses. Aber vorher müssen wir vorsichtig sein! Schon deiner Eltern und meines Vaters wegen!"

Käthe ließ die Arme sinken und sah vor sich hin, während er ging, seinen Überzieher und Hut vom Ständer zu nehmen.

So still stand sie, daß er sich erstaunt umdrehte. Sie begegnete seinem fragenden Blick, ging ihm langsam nach und faßte seine beiden Hände:

„Und — wirst du mich arbeiten lassen, Rudi, — so viel ich will? Mich ganz frei arbeiten lassen? — — —"

Rudolf machte unwillkürlich ein kaltes Gesicht. Aber er zwang sich, zu schweigen.

„Verstehst du denn das nicht?" fragte sie angstvoll, seine Hände pressend. „Verstehst du nicht, daß das mein halbes Leben ist — das, was ich mir selbst errungen habe! Das, was ich bin! Verstehst du denn das nicht?!"

„Ich verstehe ganz gut! Aber ich begreife nur nicht — —. Lieber Himmel, ich bin, weiß Gott, auch kein schlechter Arbeiter, bin auch Berufsmensch! Aber in solchem Augenblick denke ich doch nur an dich — an uns — an unsere Liebe — —."

„Weil bei dir das andere selbstverständlich ist! Und weil ich mir jeden eroberten Schritt bewahren muß! Sonst — nimmt man ihn mir!"

Ihr Gesicht war so traurig und ernst geworden, daß er sie sanft an sich zog und ihre Haare streichelte:

„Sieh doch nicht so verzweifelt aus, du mein süßer Schatz! Es soll ja alles sein, wie du es willst! Ich hab dich ja viel zu lieb! Ich kann ja gar nicht „nein" zu dir sagen! So! Nun sieh mich nur wieder an mit meinen geliebten Augen! — Na, aber! — Was hast du denn?!"

Er hob mit der Hand ihr Gesicht, über das langsam zwei große Tränen rollten, sah ihr bittend in die Augen und küßte zärtlich den leise zuckenden Mund.

„Bist du mir denn böse, Käthe? Nein? Nein! Nicht wahr! Es mußte ja schließlich so kommen! Wir haben es ja auch beide immer gewußt! — —"

„Der Faulbaum — — —!"

Mit einem kleinen schmerzlichen Lächeln lehnte sie sich an ihn und schmiegte ihre Wange fest in seine Hand.

„Was? Der Faulbaum? Wieso denn? Den ich damals umgebrochen hab', um die Blüte — —"

Er stockte plötzlich, wurde dunkelrot, und preßte sie heftig an sich:

„Wie kannst du nur so reden! — — Ich hab' dir ja alles erzählt! — Du weißt ja doch, wie alles kam — — mit Lily Holzmann — —"

Sie lachte leise, noch mit einer Träne im Auge:

„Ach Liebster, ich glaube, es wäre auch ohne Lily genau so gekommen! Ich bin nicht ganz sicher, — aber ich glaube, sie hat recht unnötigerweise Vorsehung gespielt!"

„Nicht wahr?!" Er atmete auf, als er sie wieder lachen hörte. „Und nun — Adieu, mein Lieb! Komme Nachmittag — so gegen Vier Uhr — in die Redaktion. Damit wir uns doch heut noch sehn!"

Käthe nestelte sich fester, sehnsüchtiger an seine Brust:

„Und — — — heut abend — —?"

Mit einem leidenschaftlichen Glückslaut riß er ihren flüsternden Mund an seine Lippen — —

Sonnenglanz und Rosenglut um sie her und in ihnen! So hielten sie sich umfangen — — —

Als sie beide wieder ruhiger geworden waren, sagte Rudolf etwas verlegen abgebrochen und gewaltsam leichthin:

„Wir wollen uns unser Glück wahren! Da müssen wir eben eine Weile vorsichtig sein, Schatz! Nicht wahr — — die — „freie Liebe" streichen wir deshalb von heut ab aus dem Programm! Wir heiraten lieber recht, recht bald! So bald wie möglich! Es braucht ja nicht grade Kirche zu sein — schaden würde das zwar auch nichts! Aber jedenfalls doch Standesamt! — — Siehst du, du mußt dir nur nicht einreden, daß du dadurch weniger frei bist. Im Gegenteil! Dann kann ich doch für mein kleines Mädchen sorgen! Dann brauchst du dicht nicht mehr herumzuquälen mit allerlei unnötigem Kram, kannst tun — und auch arbeiten — was du gern möchtest! Dann bringt dir die Kammerjungfer all die Blusen, die ich zerdrücke, in Ordnung, und macht dir alles — und nur das Haarmachen — das behalte ich mir vor! — — — Ja? Sag ja! In vier Wochen! — Und bis dahin meine süße, geliebte Braut? — Willst du?"

Schweigend nickte sie.

* * *

Er war gegangen.

Käthe stand am Fenster und sah ihm nach, wie er schön und kraftvoll durch die hellsonnige Straße schritt. Ein Glückstaumel ergriff sie. Sie mußte die Hände fest ineinander pressen und lachen vor Seligkeit — ganz für sich allein. — —

Ja! Nietzsche hatte recht:

Auch sie hatte ihrem Eros Gift zu trinken gegeben! Gestorben war er nicht daran, aber er wäre fast zum Laster entartet!

Und nun!

So rein! So selig! So herzensglücklich war sie!

Trotz allem! — —

Sie beugte sich weit aus dem Fenster und winkte.

An der Ecke, wo Rudolf über den Damm gehen mußte, sah er noch einmal um, zu ihr hinauf, blieb stehen und legte die Hand an die Lippen. Dann ging er weiter — ohne zurück zu grüßen — — vorsichtshalber!

Ein wenig melancholisch wurde ihr Lächeln allmählich.

Schwer würde es dem Weibe dieses Mannes werden, sich nicht in seiner Liebe zu verlieren, sich nicht ganz hinzugeben, die eigene Persönlichkeit gegen seine tyrannische Zärtlichkeit zu behaupten! —

Eine Wort, das ihre Mutter, die kleine, elende, in Kinder- und Haussorgen verkümmerte Frau, ihr so oft gepredigt hatte, fiel ihr ein:

„Die einzige, siegreiche Waffe, die das Weib gegen den Mann hat, ist ihre waffenlose Liebe!"

Und Käthe reckte die Arme der Sonne, dem Licht des neuen Tages entgegen. Ihre Zähne bissen sich aufeinander, ihre Hände ballten sich — aber ihre Augen leuchteten!

Eine körperselige Kraft, ein tiefes Empfinden voller Gesundheitslust durchströmte ihre Glieder!

Ja! Liebe wollte sie geben, und Liebe nehmen:

Aber nicht die „waffenlose" Liebe ihrer Mutter!

Nicht sich brechen lassen von dem geliebten Mann! Nicht sich ihm wehrlos gefangen geben!

Mit ihm ringen und kämpfen wollte sie — in Liebe — um den Preis des Lebens: um die Freiheit der Persönlichkeit, die Freiheit der Bewegung!

Und unwillkürlich flog ein helles Lächeln über Käthes rotgeküßte Lippen:

„Und sie bewegt sich doch!"

# Gedichte von Felix Hübel

## Gottesdienst

Ich mag die Kirche nicht, wenn der Gesang
Der „Gläubigen" in seichten, trüben Wogen
Düsterer Langeweile brandet an
Die Mauern, wo die Heiligen und der
Gekreuzigte — Erlöser mit den schmerz-
verzerrten Gliedern und den Sonnenaugen —
Aus goldenen Rahmen spöttisch, mitleidsvoll
Herniederblicken auf die blöde Schar
Gedankenloser Schreier; wenn der Pastor,
Halb schlafend und recht salbungsvoll, sein Sprüchlein
Herunterleiert, höchst melodisch und
Harmonisch von dem Schnarchen eines Alten
Begleitet. Aber manchmal schleich ich, ehe
Der Morgen graut, in euere Gotteshäuser;
Auch wenn der Abend sich der Nacht vermählt.
Dann ist kein Laut in der gewölbten Halle.
Doch giebt es Göttliches, so hörst du jetzt
Es leise atmen. Und nun sieh dies Fenster,
Durch das die Weisen aus dem Morgenlande
So ruhig schreiten, fast als ob sie schwebten.
Göttliche Glut umfließt die Purpurmäntel,
Flimmernder Perlen-Schein um ihre Häupter,
Smaragdner Glanz quillt unter ihren Füßen
Empor und mischt sich wunderbar dem Blau
Der saphirflammenden Gewänder. Und
Dann strömt das Licht, das göttliche, herab,
Fließt über kalte Steine und erwärmt
Mit rosenfarbener Glut sie. Und ein Strahl,
Ein einziger, irrt weiter, und er trifft
Das Antlitz Christi, jenes martervolle.
Und siehe: Christus lächelt!

## Chopin, ‚Sextenetude' op. 25,8

. . . . Wie ich Dich liebe!
Und Du sollst mein sein,
Du sollst mein sein!
O hör', wie meine Sehnsucht rauscht
Und klingt, und mir mein Blut
In wollustroten Wogen rast
Und brandet: Du sollst mein sein!
Einsame Nächte! Einsame Nächte!
Wie ihr mein Mark verzehrt,
Wie ihr mich krank macht,
Ach, so krank!
In meine Arme, laß Dein Herz
An meinem schlagen, schließe
Meinen Mund mit Deinen Küssen!
Umschlinge mich, daß uns're Glut in Flammen,
In ungeheuren Flammen
Auf gen Himmel loht! . . .
Wie ich Dich liebe!

## „Heimatkunst"

Ein bischen Stallmist, etwas Ackererde,
Ein wenig Mondschein, etwas Himbeersauce,
Und daß die Mischung ja recht saftig werde
Auch ein paar Tränen — fertig ist die Chose!




# Die Halb-Alten („Les Demi-Vieilles")

Roman von Yvette Guilbert (Einzig autorisierte Ausgabe) Deutsch von Ludwig Wechsler

(6. Fortsetzung.)

„Aber ich beharre ja nicht weiter darauf, lieber Freund", erwiderte Esther halb im Ernst, halb im Spott. „Hätten die Menschen keine Hintergedanken, so wären sie keine Menschen mehr . . . Ein Journalist, der sich den Luxus erlauben würde, aus lauter Rechtschaffenheit immer nur das über die Menschen zu schreiben, was er ihnen auch mutig ins Gesicht sagen würde, wäre kein guter, kein richtiger Journalist mehr, denn wenn Sie diese Herren ersuchen würden, Sie mögen zu Ihnen kommen und Ihnen unter vier Augen all die Dinge auftischen, die sie in ihrer stillen Arbeitsstube geruhsam zu Papier bringen, Sie würden sehen, daß gar wenige an Ihre Thür pochen kämen!"

„Ja, das ist eine merkwürdige Sache", sagte Roval, „und beschäftigte mich bereits, als die Geschichte der Frau Baumière so viel Staub aufwirbelte . . . Sie erinnern sich doch noch daran? Eine hübsche Frau und Familienmutter, über die sich ein Journalist in seinem Blatte sehr unbedacht geäußert hatte. Sie rächte sich durch einen Pistolenschuß, der aber fehlging und einen anderen, einen Unschuldigen, verletzte. Ich wollte diesen offenkundigen Mißbrauch der Preßfreiheit zum Gegenstande eines Stückes machen, entwarf auch schon das Scenarium und legte es Borel vor, der aber der Ansicht war, daß die Sache insofern eine gewisse Gefahr in sich berge, als sie eine direkte Satyre gegen die Presse bedeute. Er stellte mir vor, daß die Zeitungen dann unablässig gegen meine Bühnenerfolge wühlen würden, gegen ihn, gegen sein Institut, was um so bedauerlicher wäre, als die Presse mich bislang stets mit größtem Wohlwollen behandelt hatte . . . Kurz, er machte mich anderen Sinnes . . . ich gestehe, daß ich auch ein wenig feige war, und die Sache hatte damit ihr Bewenden."

„Das war unrecht von Ihnen, Roval. Die wahren Künstler, Schriftsteller und Journalisten hätten Ihnen nur Dank gewußt, wenn Sie eine Kategorie von Menschen an den Pranger gestellt hätten, die ihnen selbst ein Dorn im Auge ist und deren Erfolge in der Verleumdung, Lüge und Hinterlist wurzeln. Ihr Stück hätte möglicherweise interessante Auseinandersetzungen herbeigeführt und zur Läuterung eines an sich sehr vornehmen Berufs beigetragen, der nur von solchen Leuten ausgeübt werden sollte, die aus ihrer Feder das unscheinbare, doch ungemein nützliche Werkzeug zur Erziehung der großen Menge machen, von Leuten mit tadellos sauberen Händen und unanfechtbaren Manieren . . ."

„Meine teure Freundin, es ist jedenfalls eine schöne Sache, sich dem Biß eines wütenden Hundes auszusetzen; doch muß man auch mit dem Publikum rechnen, das seine vorgefaßte Meinung, seine festen Ansichten über gewisse Dinge und Handlungen besitzt. Glauben Sie vielleicht, es hätte sofort den Zweck meines Stückes begriffen, aufgefaßt? Keine Ahnung! Es hätte ganz einfach gemeint — und daraus auch kein Hehl gemacht —, daß ich undankbar und einfältig genug sei, um meine Pfeile gegen eine Körperschaft abzuschnellen, die meine Bühnenstücke niemals verunglimpfte, und damit zur Gründung meiner Beliebtheit, zur Füllung meiner Kasse beitrug. Wäre wieder das Gegenteil der Fall gewesen, das heißt hätten meine Arbeiten aus irgend einem Grunde den Unwillen

der Presse hervorgerufen, so würde man in meiner Satire nur ein Werk niedrigster Rache erblickt haben. Daß ich in einer Aufwallung meines Gerechtigkeitssinnes mich gegen einen Mißbrauch auflehnen könnte, käme niemandem in den Sinn; die Leute, denen ich zurufe: ‚Nun ist's aber genug; ich werde euch verteidigen!' würden sich ganz verwundert fragen: ‚Ja, was fällt denn dem ein, daß er wie blind auf Menschen losschlägt, die ihm stets nur von Nutzen gewesen?' Man bringt es mit der Zeit zu einer gewissen Vollkommenheit in der Kunst des Egoismus und des Muflismus; die Routine, die abgedroschenen, nichtssagenden Redensarten verstellen dem Fortschritt den Weg, der zum Guten und Besseren führt, und man findet sich mählich darein, daß die Starken die Schwachen unterdrücken."

Betrübt, fast verzagt hörte ihm Esther zu. Dies war also alles an Mut und Unerschrockenheit, was ein Mann aufbrachte, dem Gott das Talent des Schaffens, einen überlegenen Geist verliehen und der es durch sein unbestreitbares Genie zu Ruhm und Ansehen gebracht? Diese feige Klugheit, diese Furcht vor dem Wagnis war es, die seine großen menschlichen Pflichten lahmlegte? An den weitgeöffneten Augen der Frau, an ihrer verstörten Miene merkte er, wie erstaunt und empört sie sei, und mit demütiger Miene erklärte er, daß er nicht das Zeug zu einem Apostel in sich fühle, und daß man im Leben auf den Beistand jedermanns angewiesen sei!

„Ach ja", murmelte Esther, „und darum ist es schade, daß es Starke giebt, denen die Schwachen niemals begegnen . . ."

Er gab keine Antwort, denn er fühlte deutlich, daß er sich selbst durch dieses Geständnis herabgesetzt habe, das er so leicht hätte vermeiden können . . . Es war ganz entschieden immer ein Unsinn, mit Frauen ernsthaft zu sprechen . . .

Esther fühlte, daß er sich befangen, unbehaglich fühle, daß er fast gereizt sei; sie stand daher auf, legte ihm beide Hände mit schmeichelnder Geberde auf die Schultern und sprach:

„Ich werde Ihnen Mut einflößen . . ."

Bei der Berührung mit dem weichen, warmen Frauenleib vergaß er alles andere; er umschlang sie und küßte sie leidenschaftlich. Matt und kraftlos ließ sie ihn widerstandslos gewähren, ja sie erwiderte seinen Kuß sogar mit einer Glut, daß er es wie Feuer durch seine Adern rollen fühlte. Und dann murmelte sie:

„Du wirst sehen, ich mache dich zu einem guten Menschen! Du sollst der beste, edelste und tapferste aller Männer werden!"

Eben schlug es drei Uhr und sie nahm Abschied von ihm, da sie um vier Uhr daheim sein mußte. Vorher aber bat sie ihn noch, ein kleines, verschwiegenes Nestchen ausfindig zu machen, in dem sie ihn am 1. Januar gegen drei Uhr nachmittags empfangen könnte.

„Aber ich denke doch hier . . ." begann er.

„Nein, nein, weder bei Ihnen, noch bei mir . . . sondern anderwärts, wo es für keinen von uns Erinnerungen giebt . . ."

„Einverstanden", sagte Roval, und damit schieden sie voneinander.

* *
*

Monceau-Straße 89 . . . Ein graues Haus von gleichgiltigem, ruhigem und verschwiegenem Aussehen . . . rechts und links vom Thor je eine vollständig eingerichtete Wohnung zum Vermieten, beide im Erdgeschoß gelegen.

Roval besichtigt sie und entscheidet sich für die rechts gelegene, da sie anständiger aussieht, behaglicher wirkt, hauptsächlich aber, weil sie ein großes, helles Badezimmer hat, in das man durch eine Thür unmittelbar neben dem Bette gelangt, wodurch dem Schamgefühl nutzlose und immer lächerliche, mißliche Bemühungen erspart bleiben.

„Das Schlafzimmer ist ganz neu eingerichtet worden", erklärt die redselige Pförtnersfrau.

Die Bettwäsche ist fast elegant zu nennen mit ihren breiten Stickereien, ihren Decken und Kissen, jedenfalls ist sie tadellos sauber; die weitere Einrichtung besteht aus einem großen Spiegelschrank, einem kleinen Damenschreibtisch, einem breiten Divan, mit heller Seide überzogenen Fauteuils, den Boden bedeckt ein

sehr schöner Teppich und in den Ecken stehen Blumenvasen mit künstlichen Pflanzen, die Maurice für abscheulich erklärt. Die Inhaberin einer bekannten Blumenhandlung wird da schon Wandel schaffen und gegen Entrichtung von einigen Louisdors der Wohnung einen frischeren und eleganteren Anstrich verleihen.

„Ich miete also diese Wohnung", sagte Maurice zu der Pförtnerin. „Man wird noch heute Abend schöne Blattpflanzen bringen, die Sie hier . . . und hier anbringen werden . . . Morgen Früh werden Blumen kommen, denn gegen drei Uhr nachmittags finde ich mich mit meiner Frau ein . . . Wir wohnen in der Umgebung von Paris und brauchen hier ein Absteigquartier, da wir Geschäfte halber wöchentlich einige Male in die Hauptstadt kommen müssen."

Und da er außer der im vorhinein zu entrichtenden Monatsmiete ein knisterndes Hundertfrankenbillet in die Hand der Frau gleiten läßt, giebt sich diese den Anschein, als glaubte sie alles, was ihr Maurice sagte. Mit strahlender Miene erklärt sie, daß sie morgen früh im Kamin ein tüchtiges Feuer anmachen werde, damit sich Herr und Frau . . .

„Ja, richtig, Herr und Frau — wer?"

„Durand", erwidert Roval.

„ . . . damit sich also Herr und Frau Durand recht behaglich fühlen . . ."

Es ist erstaunlich, wieviele Durands und Duponts sie bereits in diesem Erdgeschoß beherbergte!

Nachdem Maurice mit der Blumenhändlerin ein Uebereinkommen wegen Füllung und Erneuerung der Körbe und Vasen getroffen, erlegte er im vorhinein zweihundert Franken, damit die Blumen wöchentlich zweimal in der Wohnung erneuert werden sollten, die die Pförtnersfrau natürlich nur des Morgens öffnen würde . . . Das war doch klar und verständlich genug? Für den ersten Besuch Esthers in der Monceau-Straße wählte Maurice die schönsten Orchideen und zartesten Azaleen, deren er habhaft werden konnte, und nachdem er nunmehr über die innere Beschaffenheit des Liebesheimes vollkommen beruhigt sein konnte, schickte er eine Depesche an die Schauspielerin ab, in der er ihr nebst der Adresse alle erforderlichen Weisungen gab. Er würde sie erwarten . . . gleich die erste Thür rechts neben dem Thor . . . die Pförtnerin braucht gar nicht befragt zu werden; Maurice wird auf ihr Kommen warten, damit sie nicht an der Thür zu stehen brauche.

Nachdem sich Roval am nächsten Tage lange vor der bestimmten Stunde eingefunden, brachte er in dem Spiegelschrank zwei Flaschen Portoweines, kleine Bäckereien und — ein Fläschchen kölnisches Wasser unter; er hatte eben an alles gedacht. Dann machte er die Runde durch die Wohnung, der der üppige Blumenschmuck ein anheimelndes, heiteres Aussehen verlieh, öffnete die Thür des Badezimmers, damit die warme Luft daselbst eindringen könne, und versicherte sich, daß auf dem Waschtisch ein ungebrauchtes Stück Seife vorhanden sei, das sich noch in seiner Papierhülle befand. In diesem Augenblick hörte er einen Wagen vor dem Hause halten, und durch die Vorhänge hindurch erkannte er die Gestalt Esthers, die aus einem Fiaker stieg und diesen darauf entließ.

Er eilte hinaus, um ihr die Thür zu öffnen, und noch bevor sie die Klingel in Bewegung setzen konnte, befand sie sich daheim . . . Fast hätte er sie nicht erkannt, denn sie trug einen sehr dichten cremefarbenen Schleier aus jenem engmaschigen Gewebe, das von unseren schönen Frauen mit Vorliebe „Ehebruchsschleier" genannt wird.

Mit rascher Hand öffnete sie eine Thür und befand sich mit einem Male angesichts des großen Bettes . . . Sie setzte sich nieder, während ihr Maurice ein wenig befangen Hut und Schleier abnahm. Ihr mit dunklem Fell gefütterter weiter Mantel aus schwarzem Tuch verhüllte das verführerischste aller Kleider, — ein Kleid, wie man es nur zu Schäferstunden benützt und das bloß am Hals durch eine Oese und um die Hüften durch einen losen Gürtel festgehalten wird, sodaß es im Moment abgestreift werden kann. Esther war hinreißend schön in dem einfachen, grauen Seidenkleide, das in edlen Linien an ihr herabfloß, schön mit den weißen Händen, an deren Fingern kein Ring saß, schön mit dem leicht gewellten Blond-

haar, das ihr Gesicht umgab, dessen Ausdruck in diesem Augenblick ein so ruhiger war, daß Maurice darob staunen mußte . . . War sie in solchem Maße an derartige Abenteuer gewöhnt oder wußte sie ihre Verwirrung nur sehr geschickt zu verbergen? Sie lächelte, breitete die Arme aus und sprach: „Kommen Sie, Maurice . . ." aber mit einer so seltsamen, außerordentlichen, so sanften und melodischen Stimme, daß sie ihm ewig unvergeßlich bleiben mußte . . .

Eine namenlose Angst schnürte dem jungen Mann die Kehle zusammen, daß er an Esthers Brust in Thränen ausbrach, als wäre er ein Kind gewesen . . . Dann aber rief er mit einem Male aus:

„Ja, auf was rechnest du denn heute, um dich mir preiszugeben? Auf deine Liebe gewiß nicht! Du liebst mich nicht!"

Und die Frau erwiderte:

„Ich rechne auf deine Jugend . . . und auf meine Empfänglichkeit . . ."

„So komm, komm", flüsterte er brutal und riß sie an sich.

Es war sechs Uhr abends, als Esther das Haus verließ. Die kalte Luft rüttelte sie wohlthätig aus dem Zustande schlaffer Betäubung, aus der köstlichen Versunkenheit, in die sie die Liebe des jungen Schriftstellers versetzt hatte. Die kalte Luft gab ihr wohl die Ruhe des Blutes, die Gleichmäßigkeit des Pulsschlages wieder, beschleunigte aber auch das Schwinden des letzten Nachhalls der genossenen Wonne, gebot den Schwingungen Einhalt, die als Erinnerung an die letzten Stunden in ihr nachzitterten.

Daheim angelangt, streckte sich Esther auf einem der breiten Divans in ihrem Speisezimmer aus, um der Ruhe zu pflegen, da sie noch eine volle Stunde bis zum Diner hatte . . .

In dem dunklen, stillen Raume ihren Gedanken nachhängend, ließ sie die Liebe, die sie während ihres Lebens genossen, an sich vorüberziehen. Mit siebzehn Jahren wird sie die Gattin Philippe Renots, der sie nur um ihrer Mitgift willen heiratet und selbst nach seiner Heirat das Verhältnis fortsetzt, das er schon seit Jahren mit einem Frauenzimmer unterhält, bis er eines schönen Tages das eheliche Heim verläßt, wo seine Frau als Mutter eines fünf Monate alten Knaben zurückbleibt . . . Darauf die Scheidung . . . die einsame Lebensweise im Schoße ihrer Familie, wo sie vier Jahre verbringt. Sie ist Mutter geworden, ohne es gewollt zu haben, Frau gewesen, ohne es gewußt zu haben . . .

Endlich, im Alter von einundzwanzig Jahren, bekommt es ihr Herz satt, nutzlos zu pochen, ist es bereit, sich einfangen zu lassen, gleich dem Fischlein, das dem nächstbesten geschickten Angler zum Opfer fällt . . . und der Köder wird eines schönen Abends von einem eleganten Manne, dem richtigen Typus des Nordländers, ausgeworfen, einem in den Salons sehr beliebten, äußerlich korrekten Menschen, dessen Geständnis so schlicht, so zart, so sanft, vornehmlich aber so ehrlich klingt, daß sie davon bis in die Seele hinein ergriffen, erschüttert wird . . . Er ist der erste, der die Saiten ihres Gemüts in Schwingung zu versetzen weiß . . .

Wie wär's, wenn man die Ehe miteinander einginge?

Das muß für später bleiben . . . gegenwärtig ist er noch zu arm und seine Verhältnisse können nur durch die Erbschaft aufgebessert werden, die man von einer sehr reichen und sehr alten Tante erwartet, die jeden Tag . . . Und während der Marquis von Blaye auf den Tod der würdigen Dame wartet, lebt er wie ein richtiger Edelmann, auf großem Fuße, und macht Schulden . . .

Dies hindert aber nicht, daß Esther in heißer Leidenschaft für ihn erglüht; daß sie außer ihm niemanden kennt und eines schönen Tages samt Kind ihre Familie verläßt, um in Paris in Gemeinschaft mit Bastian von Blaye eine kleine Wohnung in der Chaussée-d'Antin zu beziehen. Und zwar für immer, nicht wahr? Sobald die Erbtante stirbt, wird Esther Frau Marquise von Blaye, denn schon jetzt wird sie von allen Freunden ihres Geliebten als dessen Verlobte behandelt. Und inzwischen fühlt man sich so glücklich, im siebenten Himmel.

Weshalb wäre diese Liebe auch anders, als was sie in Wirklichkeit sein soll? . . . Drei-

zehn Monate später trifft Esther eines schönen Morgens, als sie früher wie sonst ihr Lager verlassen, den Kammerdiener des Marquis dabei an, wie er ein duftendes, winziges Briefchen, das mit der ersten Post gekommen, in die Tasche der frisch gereinigten Kleider seines Gebieters gleiten lassen will ...

Das Briefchen rührte natürlich von einer Frau her und besagte: „... Verlasse doch endlich deine Maitresse, da du sie nicht mehr liebst; laß dich nicht allein nur von deiner Großmut leiten. Das Leben ist zu kurz, als daß man sich zum ewigen Sklaven seines Gewissens machen sollte ...“

(Fortsetzung folgt.)



# Mayas Beine

von Fritz Brüggemann

Er war einmal wieder da. Wie sie ihn alle ansahen. Der breite Hut und der weite, wallende Mantel, das war so etwas ganz anderes, als sie sonst gewohnt waren. Er war just immer so sein Eigener gewesen. Darum interessierte er sie auch so. Und nun war er wieder einmal da.

Zwei Jahre war er nicht mehr bei Pastor Fenchen gewesen. Pastor Fenchen war ein guter, alter Mann, der sich selbst rasierte und keine Hunde leiden mochte. Man sah ihn fast nur bei den Mahlzeiten; im übrigen saß er beinahe den ganzen Tag auf seinem Zimmer, rauchte, las und führte ein in jeder Beziehung frommes und ehrbares Dasein, hatte aber die treffliche Eigenart, niemanden damit zu belästigen. Darin hatte er sich auch in diesen zwei Jahren nicht verändert. Und doch war so manches anders geworden in dem alten Nest. Der große Mathes schnupfte noch ebenso wie zuvor, wenn er in seiner abgetragenen Uniform die Frühpost brachte und die alte Biller-Marie konnte noch immer kein Ende finden im Lobpreisen ihrer Hühner, wiewohl die Eier wieder einen Pfennig teuerer geworden waren. Aber die jungen Leute! Wenn er sie so sah und an früher dachte, so schien es ihm oft, als sei er in eine ganz fremde Gegend versetzt, und als sähe er sie zum ersten Mal in seinem ganzen Leben.

Er war erstaunt über die reifen Formen all jener Mädchengestalten, die er vom letzten Mal noch als Kinder in Erinnerung hatte, und wußte nicht recht, was er daraus machen sollte. Nicht daß er schüchtern gewesen wäre, im Gegenteil; man sagte ihm eine gewisse Freiheit, wenn nicht Keckheit, den Frauen gegenüber nach. Aber just der Umstand, gerade die, an die er nur wie an Kinder gedacht hatte, jetzt so nehmen zu müssen, wie er die Frauen sonst nahm, überraschte ihn um so mehr, als sich ihm dies jetzt als erster Eindruck fast herausfordernd in die Augen drängte, so daß ihn ein momentanes Gefühl der Hilflosigkeit überkam, das ihm sonst unbekannt war.

Da war besonders Maya. Noch keine vierzehn Jahre alt, hatten ihre Glieder doch seit seinem letzten Hiersein eine Fülle und Weichheit der Form angenommen, die nicht mehr recht zu dem wilden, kindlich ausgelassenen Wesen des braunen Geschöpfes zu passen schienen. Maya war die Tochter eines holländischen Offiziers in Ostindien und seiner jetzt alleinstehenden Witwe, der für ihre Jahre noch immer schönen Frau Hedwig. Frau Hedwig hatte ihren Mann früh verloren und führte nun Pastor Fenchen in der alten Heimat die Wirtschaft. Von ihrem Vater hatte Maya jene dunkle Hautfarbe, die ihr unter ihren weißen Freundinnen etwas Interessantes, fast Zigeunerhaftes verlieh, um so mehr, als ihr die harten, schwarzen Haare meist wild offen um den Kopf flogen. Es war zweifellos malaiisches Blut in ihren Adern, und ihr mädchenhafter Körper versprach jene einzigartige, feine Modellierung, die allein der ausgereiften Malaiin zu eigen ist.

Schön im landläufigen Sinne war Maya eigentlich nicht. Ihre fast gleichaltrige Kusine Fifi übertraf sie an Liebreiz um vieles. Fifi war ein entzückend schönes Mädchen mit seidenweichem, fein gewelltem, nußbraunem

Haar, das sie gleich Maya meist offen trug. Maya dagegen reizte die Phantasie um so mehr, als sie einem augenblicklichen Eindruck weniger Halt bot. Während Fifi mit ihrem schönen, regelmäßigen Gesichtchen und der liebreizenden, ebenmäßigen Gestalt bei einer ersten Begegnung eine herzerquickende Befriedigung für das ästhetisch feine Auge bot, rief bei Maya gerade das Unfertige in ihrer Erscheinung ein nachhaltendes Interesse wach.

Wie sie gewachsen war in diesen zwei Jahren, fast so groß wie er, und er hatte doch seinen Meter zweiundsiebenzig reichlich. In allen ihren Bewegungen legte sie jetzt eine instinktive Ruhe an den Tag, aber zuweilen vergaß sie sich doch. Ihr heißes Temperament brach dann durch, und dann konnte sie noch gerade so wild und ausgelassen sein wie früher. Ihr helles Lachen und loses Plaudern trug einen so kindlichen Charakter wie je zuvor, und sie war sich ihres Heranreifens selbst am wenigsten bewußt.

Die ersten zwei Tage waren sie einander nicht näher getreten. Dann hatte er das Befremdende in Mayas veränderter Erscheinung überwunden. Sie neckten einander bereits wieder. Es war die einzige Art, auf die er mit ihr verkehren konnte, und er mußte mit weiblichen Wesen, mit denen er zusammen lebte, stets in irgend einer Form in näheren Verkehr treten, wenn sie einmal sein Interesse erregt hatten. Zu ernsten Gesprächen war sie ja noch zu sehr Kind. Was blieb ihm übrig, als daß er sie neckte und sich von ihr wieder necken ließ. Er hielt ihr von hinten die Augen zu, kniff sie heimlich in den Arm, kitzelte sie mit einer weißen Feder oder bespritzte sie mit kaltem Wasser. Sie schlug ihn dafür auf die Beine. Diese Art des Verkehrs machte ihr außerordentliches Vergnügen, und sie blieb ihm keine Unart schuldig. So entstand oft eine regelrechte Katzbalgerei, bei der er trotz seiner Stärke meist den Kürzeren zog, da sie seiner Schwerfälligkeit mit um so größerer Behendigkeit begegnete und er gegen ihre Zähne und Nägel keine Waffen besaß. Dann glänzten ihre vorsichtig lauernden Augen, dann glühten ihre Wangen, und wenn sie in wildem Atem in einer fremdartig eckigen Armhaltung dastand, jeden Augenblick bereit, zuzuschlagen, dann gaben die beißlustig vorgeschobenen Zähne dem sonst so feinen Gesichtchen etwas leidenschaftlich Herbes.

Heute hatten sie Waffenstillstand gemacht. Er lag in dem alten Schaukelstuhl, verdaute, rauchte eine lange Virginia und beobachtete Maya, die am Fenster über eine Näharbeit gebeugt saß. Zuweilen unterbrach sie sich, und wenn sie dann mit einer hingebend weichen Kopfhaltung das eben Vollendete betrachtete, dann war das wilde Wesen wie ausgelöscht. Dann funkelten diese Augen nicht; nur ein Verglimmen, ein müder, trübflüssiger, moderfeuchter Glanz lag in diesen Augen, unter denen sich tiefviolette Schatten hinzogen. Dann lag solch eine gebrochene, matte, süße Lässigkeit in ihren Gliedern und Bewegungen, die von unerwachten Sinnen, von ungeahnten Sehnsüchten und madonnenhafter Zärtlichkeit erzählte. Dann wühlte sie das schwarze Köpfchen in das seidenweiche Fell ihres rothaarigen Angorakaters, der in beschaulichem Schnurren diesem süßen Geschöpf gegenüber ein unverantwortliches Phlegma an den Tag legte.

Er stand dicht hinter ihrem Stuhl. Er beugte sich heimlich über sie und biß ihr plötzlich mit seinen scharfen Schneidezähnen in das weiche Ohrläppchen. Maya schrie laut auf. Ein Blutstropfen lag auf ihrer Schürze. Er schämte sich; denn er wußte wohl, was er getan hatte.

* * *

Es war abends 9 Uhr. Pastor Fenchen hatte eine „wunderschöne" Abendandacht gehalten. Maya hatte ihre kinderhelle Stimme in dem frommen Lied erschallen lassen, daß es nur so eine Freude war. Der Pastor war auf sein Zimmer gegangen, Frau Hedwig hatte in der Küche zu tun, und Maya saß nun allein neben ihm auf dem kleinen Sopha des Hinterzimmers und bemühte sich in einer möglichst ungraziösen Stellung, französische Vokabeln zu lernen. Er hatte einen neuen Novellenband in der Hand, mußte aber immer wieder nach dem interessanten Geschöpf zu seiner Seite blicken.

Es war doch ein merkwürdiges Mädchen. Die schwarzen, harten Haare waren heute in einen Knoten hochgesteckt, der dem jugendlichen Körper etwas befremdend Frauliches gab. Die ungeschlachte, große Gestalt mit dem

kurzen Oberkörper und den langen Gliedern war in ein einfaches Kattunkleid gehüllt. Die weichen Arme und die früh entwickelte Brust standen in einem fast lächerlichen Verhältnis zu dem zarten Kinderrücken. Trotzdem ihre Formen zu reifen begannen, litt ihre Figur noch an einem auffallenden Mangel an Hüften. Dieser Umstand verlieh ihr besonders jenen eigentümlichen Charakter des Unfertigen, Eckigen, der gebrochenen, anstatt der geschwungenen Linie. Alle jene Reize aber, deren Mayas Körper noch gebrach, und die sich doch überall in der Entwickelung verrieten, fanden die stärkste Betonung in ihren Beinen.

Maya trug jetzt halblange Kleider, aber Frau Hedwigs Geldbeutel verlangte, daß sie in der Woche die Röckchen aus dem vergangenen Jahr auftrug, die für die plötzlich emporgeschossene Kleine reichlich kurz geworden waren und ihr mit Mühe über die Kniee reichten. Besonders beim Sitzen mußte Maya sie stets hinunterschieben, da sie in scheinbar verständnisinniger Bewunderung der Reize, die sie zu bergen bestimmt waren, stets wieder Mayas weiche Kniee den schönheitstrunkenen Augen ihres Beschauers darbieten wollten. Diese Beine setzten einen beständig in Unruhe. Bald hielt einen ihre möglichst ungraziöse Wildheit, bald wieder gerade die so äußerst graziöse Lässigkeit in Atem. Die unverhältnismäßig langen Oberschenkel standen dennoch in einem notwendigen Verhältnis zu den feinen Waden und dem zierlichen Fuß und warfen einen beständig zwischen dem Gefühl der Harmonie und Disharmonie hin und her, so daß man absolut nicht über sie ins Klare kommen konnte. Zwar trug Maya keine durchbrochenen Strümpfe, aber die dicke, grobe schwarze Wolle war gerade dazu angetan, an das zarte, feine Fleisch zu erinnern, das sie zu bergen bestimmt war. Stundenlang konnte man sich in den Anblick dieser Beine vertiefen, und wenn man sie ganz ausstudiert zu haben glaubte, gaben sie einem sicher Anlaß, einem von neuem seine Bewunderung abzulocken. Dies geschah um so öfter, als Maya nicht wußte, wo sie mit ihren langen Gliedern bleiben sollte. Bald legte sie ihre Beine übereinander, dann rutschte das Röckchen unfehlbar zu hoch, bald streckte sie sie weit von sich, bald stützte sie ein Bein durch einen benachbarten Stuhl oder ließ beide höchst ungraziös nebeneinander baumeln, wenn sie sich kurzer Hand auf den Tisch gesetzt hatte, ohne daß von übertriebenen Anstandsvorschriften ihrem kindlich harmlosen Sinn ein unvernünftiger Zwang angetan gewesen wäre. Zuweilen war dann der eine oder andere ihrer braunen Pantoffel mit der starken Bewegung wenig einverstanden und zog sich in eine weite Ecke des Zimmers zurück, um auf diese Weise den entzückendsten kleinen Fuß zu offenbaren, den ein Mädchen von dreizehn Jahren besitzen kann. Beständig zeigten diese Beine aber eine unwiderstehliche Neigung, sich voneinander zu entfernen, so daß die beiden Kniee wohl einen halben Meter Raum zwischen sich gewährten, in dem das Röckchen eine einladende Mulde bildete. Das Köstlichste aber war, wenn Maya ein plötzlicher Ruck beim Balgen veranlaßte, sich ihrer Strumpfbänder zu vergewissern. Die ganze Harmlosigkeit ihres kindlichen Gemüts offenbarte sich dann in der Art, wie sie den einen Fuß auf einen Stuhl stellte und dem kurzen Röckchen seinen heimlichen Willen gewährte, um der zarten Partie habhaft zu werden, die über ihrem Knie ansetzte und von dem obersten Teil ihrer langen, schwarzen Strümpfe mehr verraten als verborgen wurde.

Diese unendlich langen, fein gezogenen Schenkel, die schlanken und doch so weichgeschwungenen Waden mit dem zierlichen Gelenk und das freche Strumpfband darüber waren das schluchzende Geständnis einer noch ungeahnten Wollust, einer schmiegenden, umklammernden Zärtlichkeit, hingegossener Leidenschaft, kurz aller verführerischen Reize des gesunden sinnenfrohen jungen Weibes. In ihnen lag die ganze Tragikomödie der Unschuld, sie waren die blutigste Satire auf Mayas feines Madonnengesichtchen. Diese Beine machten Maya zur Demi-vierge, ohne daß sie vom Manne auch nur gehört hatte. Sie waren das blühende Leben und die müde Lässigkeit ausgekosteter Sinnenlust in einem Atem. In ihnen lag die ganze, große Lüge des vergangenen Jahrhunderts und die Morgenröte einer neuen Zeit. Mayas Beine hatten etwas berauschend Bestrickendes wie sinnverwirrende Tingeltangelmusik, und doch lag wieder so viel Gemüt, so viel Charakter in

diesen Beinen, daß sie einen zu Tränen hätten rühren können.

* * *

Es war am Tage vor seiner Abreise, als er etwa 10 Uhr abends mit Maya wieder in dem kleinen Hinterzimmer sass und sich mit der Zeitung langweilte. Maya beeilte sich, noch

„O bleib mit deiner Gnade"

auswendig zu lernen, da jeden Augenblick Frau Hedwig in der Tür erscheinen konnte, um sie zu Bett zu schicken. Dabei fiel ihm ein, daß er vor zwei Jahren, als er das letzte Mal hier war, beim Gute Nacht-Sagen von Maya stets einen Kuß erhalten hatte. Es war ihm bisher nicht weiter aufgefallen, daß sie diese Gewohnheit gänzlich aufgegeben hatte.

Maya klappte eben ihr Buch zu und erklärte, zu Bett gehen zu wollen; dabei reichte sie ihm die Hand mit einer verschmitzten Miene hin, die deutlich darauf schließen ließ, daß sie ihm auf die Finger schlagen wollte, so bald er die freundlich dargebotene Rechte ergreifen würde.

„Früher gabst Du mir stets einen Kuß beim Gute Nacht-Sagen, jetzt bekomme ich immer nur eine Hand."

„Brauchst auch nicht mehr."

„Gib mir mal schnell 'n Kuß."

„Da hast Du auch was von."

Jetzt hielt er sie bei beiden Händen fest.

„Nun, wird's bald?"

„Nein, erst mußt Du mich loslassen."

„Damit Du fortläufst."

„Nein, dann bekommst Du einen."

Da ließ er sie. Anstatt daß sie ihm aber wie früher mit kindlichem Ungeschick ihren Mund nur von ferne zuneigte, um einen schnellen, ausdruckslosen Kuß damit darzubieten, schlangen sich wider sein Erwarten zwei sehnsüchtig lange Arme um seinen Hals und neigten sich zwei so wollüstig weiche Lippen auf seinen Mund und blieben in langer, inniger Berührung den seinen verbunden, daß ihn das unerwartete Gebahren des halbwüchsigen Geschöpfes ordentlich erschreckte. Dann ließ sie ihn mit einer genußseligen Lässigkeit aus ihren Armen und verließ mit einem über und über roten Köpfchen das Zimmer.

Am anderen Morgen stand das große Kind am Bahnhof und weinte große, schwere Tropfen auf die braunen, kleinen Schuhe.

* * *

Er saß in die steifen Polster der Königlich Preussischen Eisenbahn zurückgelehnt und folgte den blauen Ringelwölkchen seiner Zigarette mit den Augen und mußte beständig an den gestrigen Abend denken. Seine Phantasie malte sich bannende Bilder aus von kommenden Zeiten, wo aus der kleinen Maya erst ein Weib, das Weib geworden war, das sich ihm gestern offenbart hatte.

Vergebens suchte er sie in ein Milieu zu bringen, das ihrer würdig gewesen wäre. Dann aber sah er, sich einen großen, purpurnen Sammetvorhang öffnen, und während die Musik eine unsagbar schwermütige Melodie spielte, erschien die schlanke, braune Diva mit schwarzem Haar und dem roten Korallenhalsband in einem langen, tiefviolett-seidenen Gewand mit schwefelgelber Schärpe und beugte sich in einer vornehm verhaltenen, lässigen Linie, um mit der einen Hand den untersten Saum ihres langen, tiefviolettseidenen Kleides zu ergreifen und zu der sich steigernden, tollwütigen Musik mit zwei wilden, satanisch frechen Beinen in wilder Verzückung den wahnsinnig phantastischsten Cancan brünstigster Sinnlichkeit zu tanzen, während ihr kinderzartes Madonnengesichtchen dazu zu flüstern schien: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun". Die Beine. Die Seide seiner schönen Nachbarin knisterte in verstohlener Lüsternheit, und die Wollust patschte wie ein nackter Bär durch die schlammigen Gefühle der wohlerzogenen Gesellschaft. Immer wilder wurde die Musik, immer größer die Raserei in Mayas feinen Hüften. Schmerzvoll erzitterte der breite Lichtstrom unter den göttlichen Offenbarungen, die er fiebernd in alle Sinne trug, und die breiten, roten Sammetpolster stöhnten unter der heissen Wollust, die in schwülen Düften den weiten Raum durchschwängerte. Langsam schloß sich der Vorhang und feierlich von beiden Seiten, während die Musik in die Melodie überging: „Haben Sie nicht den kleinen Cohn gesehn?" Es ward finster vor seinen Augen. Eine gespenstige Geisterhand malte

mit langen, harten Knochenfingern phosphorescierende Buchstaben in das Dunkel seines Traumes, die sich zu zwei Worten zusammensetzten und seinem Gehirn wie die Erinnerung an eine heilige, unendlich verehrungswürdige Reliquie eingebrannt blieben:

Mayas Beine.

Als sie aus dem Tunnel hinauskamen, fiel ihm ein, daß er seine Zahnbürste hatte liegen lassen. Pastor Fenchen war ein guter, alter Mann, er würde ihm die Zahnbürste nachschicken.



# Dichterseele

Novelle von Robert Jaffé

(6. Fortsetzung.)

Am 27. November.

Ich sprach zu ihr:

In meinem Herzen ist ein Webstuhl aufgestellt; der webt in einem fort die Liebe für dich. Er webt immer wieder; man hört ihn selten; aber er knüpft die Fäden immerfort, bei Tage und bei Nacht durch alle Träume.

Meine Liebe ist wie eine heiße Quelle, die immerwährend sprudeln muß.

Ein wunderbares Licht war in ihren Augen aufgeglommen und warf einen wunderbaren Schein auf mich wie eine gelbe und rote Flamme; ihre Augen leuchteten in Stolz und demütiger Dankbarkeit, wie in dem allerseligsten Momente des Lebens.

Da fragte ich sie:

Sag, Else, wäre deine Liebe zu mir stärker als der Tod? Eine seltsame Unruhe ängstigt mich, über die ich mir eigentlich selber keine Rechenschaft geben kann. Wäre deine Herzensneigung zu mir stärker als die Wünsche deiner Nächsten?

Ich muß den Frieden meiner Seele haben; ich muß Ruhe haben. Das mag nun einmal meine Natur sein. Wenn ich mit dir in Schande leben sollte, das könnte ich nicht überleben; dann würde ich mir das Leben nehmen. Und ich glaube, wenn ich so mit dir leben sollte, würde ich aufhören müssen, dich zu lieben, und dich vielleicht gar hassen.

Muß man sich denn immer nur so fühlen, daß man in der kleinen Kreisscheibe festgewurzelt dasteht? Ist man nicht auch ein blutdurchströmter, lebendiger Mensch in einem weiteren Sinne? Ich mache mir Vorwürfe wegen jeder Minute, die ich nicht an sie denke, und wenn ich überhaupt meine Gedanken an irgend welchen Dingen umherschweifen lasse, die mit ihr in keinem Zusammenhange stehen, komme ich mir geradezu herzlos vor. Jetzt bin ich in den Gassen des Lebens, bis zu denen ich immer vordringen wollte, und nun soll ich hier Schlimmeres erleben, als ich mir in der hellen, leeren Sehnsucht vorstellen konnte. Alle Lichtlein, die noch geflackert hatten, sind ausgetan, und die dunkelste Finsternis ruht auf den Gassen. Es gibt eine Einsamkeit, die aus der Kunst und aus der Poesie ihre heimlichen Ranken emporsprießen läßt, und ich habe sie für nichts eingeschätzt gegen das Glück, sie zu erringen. Ich bildete mir ein, daß ich auf einer Heide, die von kleinen Blumen so voll ist, umherirrte, und daß ich durch die Tore, an die ich pochte, zu einem noch herrlicheren und seligeren Glücke eintreten müßte.

Als mich nun stählerne Bitterkeit übermannte, fragte ich Else in einem noch fein umgrenzten, aber heftigen Tone, ob denn da zwischen uns alles im Gleichgewicht schwebe.

Sie engegnete mit sanfter, verschleierter Stimme, wobei kaum merklich die Tränen in den traurigen Augen schimmerten:

Was habe ich nur verschuldet, daß das Schicksal mich immer wieder in solch eine unzerreißbare Wirrnis von Ranken und Schlingpflanzen einspinnt?

Da mußte ich vor der schimmernden Schönheit ihres Herzens zurückweichen. Darum liebe ich dich nicht weniger, Else, weil ich die Schönheit deiner Seele fühle und meine Arme nicht aufheben kann, um die feinen, weißen Fäden zu zerreißen. Ich sagte:

Was müßte ich freudigeren Herzens wünschen, als daß die Liebe deiner Nächsten dich mit weichen Blumen umkränzte, und du ihnen die Blumen immer wieder aus den Händen nahmst und in die Hände gabst.

Dann war es, als ob Else aus einem feinen, rosigen Traum, der sie ganz der Wirklichkeit entrückt hatte, aufgewacht wäre, und sie sprach mit einer lieblichen Heiterkeit:

Paß auf, das wird einmal ganz anders kommen! Es kann noch schöner werden, als wir zu hoffen gewagt! Dann wird sich all unser Wünschen erfüllt haben, und wir werden beide auf unsere törichten Besorgnisse und Beängstigungen herabsehen, als ob wir sie gar nicht mehr begreifen könnten! Was jetzt als Kluft klaffen will, ist dann ausgefüllt!

Ich fühle mich auch in Wahrheit gar nicht mehr beunruhigt. Ich will den lieblichen Klängen der holden Schalmeien folgen; ihre Eltern müssen doch sehen, wie in meinem Herzen Schlingblumen ihre Ranken ausstrecken, um sich dort festzusaugen, wo in süßem, weißem Dämmer ein reines, inniges Menschenglück ruht.

Am 28. November.

Aber Begierde öffnet atmend ihren weißen Kelch. Man könnte die Leidenschaften des Lebens dämpfen, indem gegen diese ein Mittelchen ansetzt und für jene einen ungefährlichen Abzugskanal öffnet; es könnte wie eine ärztliche Kur sein. Aber das Leben wäre dann zerstückelt wie ein Leichnam, von dem die Glieder und das Haupt kunstgerecht abgetrennt worden. Es wäre schlimmer als der Tod. Neulich stieg ich in einen Omnibus, der schon recht mit Fahrgästen überfüllt war, so daß alle dicht aneinandergedrängt und gleichsam wie in freie Zwischenräume eng eingekeilt saßen. Else stieg zufällig bald bei Beginn unserer Fahrt ein. Sie hatte sich auf ein ganz kleines, eben frei gewordenes Plätzchen zu meiner rechten Seite gesetzt; so mußte ich nach links zurückrücken, was glücklicherweise gerade noch möglich war. Nun konnte ich während unserer Unterhaltung ihr liebes Gesicht aus der verwegensten Nähe immer wieder ansehen; ich schielte auch oft genug mit sonnigem, innigem Gefühl zu ihr hin. Endlich stieg ein neuer Fahrgast ein, und der Schaffner verlangte, daß man noch näher zusammenrücke. Da kam sie mit ihrem ganzen Körper an meinen heran, und es war mir, als ob ich während dieses engen Aneinanderpressens ein Wellenatmen ihres Körpers und ein feines, zartes Spiel aller ihrer Muskeln fühlte. — Wenn ich es noch zu lernen brauchte, würden mich meine Träume lehren, wie schön sie ist. Es ist eine reine, weiße Leidenschaft. Wenn ich ihre Gestalt träume, fühle ich nur die Bangigkeit der Sehnsucht; die Träume peitschen mich immer wieder auf. So dreht eine wilde Unruhe mich wie eine Flaggenstange um mich selber herum, und ich kann mir keine andere Glättung und Ruhe vorstellen, als daß ich die Herrliche, Schöne ganz mein eigen nenne. Jetzt muß ich im Kampfe gegen die süßen, schmeichlerischen, verlockenden Vorstellungen, die die kleinste Erinnerung an sie aufweckt, meine beste und reinste Kraft ausgeben. O, sie könnte mir der offene Blumenkelch sein, aus dem ich so viel Honig saugte. Wenn ich in den üppigsten Prunkgemächern an der Seite der schönsten Frau säße, würde ich aus meinem Glücke auffahren und nach Else rufen.

Am 29. November.

Gleichen die Dichter den Vestalinnen, die das heilige Feuer zu hüten hatten: wie diese im Dienste ihrer reinen, erhabenen Aufgabe unvermählt bleiben mußten, müssen so die Dichter in ihrem Herzen alle Sehnsucht nach einem wirklichen, irdischen Glücke begraben? Ist es darum, daß die Menschen die Dichter gar nicht genug an Quellen, in Wäldern und Städten feiern und verehren können? Weh mir, wenn dem so ist!

Am 30. November.

Heute Vormittag ging ich zu einem bekannten Schriftsteller, mit dem ich gern über literarische und künstlerische Dinge plaudere. Aber er war nicht zu Hause, und seine junge Frau bat mich vom Korridor her, näher zu treten; Matthesius sei schwer erkrankt, und da wäre ihr Gatte mit dem Bruder des Patienten schon ganz früh nach dem Krankenhause hinausgefahren. Ich trat nicht näher; ich dachte, es wäre eine vorübergehende Krankheit, wie sie doch jeden Menschen bisweilen befalle, und an irgend einen Ernst mochte ich gar nicht glauben. Nachmittags begegne ich meinem Bekannten und seiner jungen Frau zufällig auf einem weiten, von Häuserreihen eingefaßten öffentlichen Platze; ich gehe sogleich auf sie zu und frage leichthin nach Matthesius' Befinden. Da sagte der Schriftsteller mit schmerzerstickter Stimme: „Matthesius ist heute früh gestorben." Er konnte kaum die Tränen in den Augen zurückhalten, und ich muß gestehen, daß es mir nicht viel anders ging.

Es ist furchtbar! sagte ich, es ist eine herzzerreißende Tragik . . . . . . . . .

. . . . . . . . Gerade jetzt, da es schien, als ob seine Leistungen mehr Anerkennung finden würden! So lange hat er kämpfen müssen, und nun . . . . . . . . . .

Wir drückten uns in innigem Schmerze die Hand; die junge Frau reichte mir desgleichen die schwarz behandschuhte Hand, und ich drückte sie in schmerzlicher Befangenheit.

Jetzt werden alle Zeitungen Nekrologe voll wohlwollender Anerkennung bringen, und dabei werde ich gar deutlich erkennen müssen, zu welcher Winzigkeit solch Lebenswerklein eines zu früh Dahingeschiedenen in der letzten Wirklichkeit zusammenschrumpfe, wie wenig die einzelnen Werke

im Vergleiche zu einem ganzen Lebenslaufe bedeuten mögen.

Am 3. Dezember.

An einem nebeligen Vormittage trugen sie ihn zu Grabe. Als ich in einem Omnibus nach dem vor den Toren der Stadt belegenen Kirchhofe hinausfuhr, hatte ich mir gegenüber eine Frau in schwarzem Trauerschleier, auf deren Schoße ein grüner Kranz mit gelben Rosen lag. Neben ihr saß ein weißblondes junges Mädchen, das ihre Tochter war, und ich erfuhr auch, daß der Verstorbene, der etliche Jahre bei ihnen gewohnt, mit ihnen in einem freundschaftlichen Verkehr gestanden. Das Gesicht der Mutter war schmerzhaft verzerrt, um ihre Lippen zuckte es, und ihre Augen waren ganz gerötet. Wie sich ihr jetzt noch viele Tränen in die Augen stahlen, holte sie ihr Taschentuch hervor, um sie herauszuwischen. Die Tochter sagte dann zu mir:

Das hat mich so sehr mitgenommen. Es ist der erste Todesfall, den ich erlebe. Als mein Vater starb, war ich noch ein kleines Kind. Letzten Totensonntag war ich bei unseren Gräbern; da sagte ich zu meiner Schwester: „Ich habe solche furchtbare Angst, daß ich einen, den ich liebe, verlieren könnte."

Je näher wir nun dem Friedhofe kamen, um so mehr füllte mir ein Schaudern das Herz. Drinnen in der Leichenhalle sah ich nur sehr spärlich solche, die über der feinen Decke herausragten, unter der die ungeheuere Mehrzahl der Menschen ihren rührenden Alltag lebt, und die ihren Namen wie eine Devise auf einem umgehängten Silberschilde trugen. Dafür waren viele Familienangehörige da; ein junger Mann, der ein Bruder sein sollte, starrte in grenzenlosem Schmerze wie geistesabwesend vor sich hin. Auch unser gemeinsamer Bekannter, durch den ich den Tod erfahren, wandelte hier auf und ab; ich ging auf ihn zu, und er drückte mir die Hand, ohne ein Wort hervorzubringen. Wir sahen uns beide stumm in die Augen. Dann stand der Sarg, der ganz unter den Kränzen verschwand, in einem von grünen Topfgewächsen besetzten, kapellenartigen Raume, und der Prediger sprach davon, wie alle künstlerischen Verdienste vor dem Angesichte einer solchen Stunde erblichen, und daß nicht das, was der Geist gegeben, bliebe, sondern das, was das Herz an Liebe ausgetauscht. Das blonde junge Mädchen war ohnmächtig geworden und wurde von der Mutter und einer Nachbarin, die sie am Arme gefaßt hatte, hinausgeführt. Man ging jetzt gemessenen Schrittes durch die Hügelreihen hindurch zum Grabe, und ein Freund schwankte am Arme eines anderen, der ihn stützte, ganz gebrochen hinterdrein. Die schwarzvermummten Männer, die den Sarg getragen, hatten ihn nun schon auf den Boden gesetzt, und das Klirren der Spaten in dem gelben Sande und das Schluchzen der Angehörigen und Freunde tönte. Ein Totengräber hielt eine Schaufel Sand hin, und alle defilierten an ihm vorbei und warfen drei Hand voll in das offene Grab. Das blonde junge Mädchen traf ich auch auf der Heimfahrt im Omnibus. Sie weinten noch beide, und die Mutter sagte in einem ergreifendn schlichte Tone:

Wenn wir gesund bleiben, fahren wir einmal im Sommer alle hinaus.

Die Liebe, die wir in unserem Lebenslaufe erringen, bleibt unser einziger wirklicher Gewinn! O, wer sein Haupt an das treue Herz eines Vaters lehnen und sein Schicksal in väterliche Fürsorge legen kann —!

Eure Tränen, Ihr guten Leute, haben mich wunderbar getröstet. Tränen, die um fremdes Unglück fließen, sind so erquickend und schön wie weicher Regen im Frühling. Nur die verhärteten Herzen, die sich selber für unglücklich halten, kennen keine Tränen.

Am 4. Dezember.

Jetzt kann ich meine Gedanken nicht mehr an meinem lieben Gängelbande spazieren führen; sie traben nicht mehr wie muntere vermummte Zwerglein durch mein Bewußtsein. Die sehnsüchtige Phantasie nimmt mich nicht mehr mit sich fort in einer goldenen Karosse und führt mich von der Straße des Lebens hinweg. Ich muß daran denken: Die Verführung ist so groß, daß der Dichter, der sich in der wirklichen Welt, in Gesellschaften gekränkt fühlt, sein höchstes Glück in seinem Phantasiereiche sehe, wo er eine übermächtig ausgebreitete Gewalt ausübt. Aber es ist eine gefährliche, eine giftige Verführung.

Am 5. Dezember.

Ich könnte Else nimmer vergessen. Niemals könnte ich sie aus meinem Lebenslauf streichen! Meine Liebe ist beinahe so, daß ich auf sie angewiesen bin, wie etwa ein Rekonvaleszent weiß, daß ihn nur ein bestimmtes Weib durch ihre unermeßliche, selbstlose Hingebung zur völligen Genesung führen kann. Sie allein; denn er kann sich keine zweite vorstellen, in deren Arme er sich mit solchem wohltuenden, segenspendenden Vertrauen legen könnte. Wenn er diese einzige — diese einzige allein — nicht zu erringen vermöchte, müßte es um ihn tiefe, dunkle Nacht werden.

Es mag manche geben, die ihre Empfindung für ein Mädchen mit bewußtem Willen drehen können wie durch den Druck auf den Mechanismus einer Drehscheibe; ich aber gehöre nicht zu

ihnen. Warum sollte nicht jede andere in der Ferne dieselbe Liebe für mich in ihrem Herzchen hegen? Warum sollte nicht dieselbe Zärtlichkeit für mich in jedem anderen Herzen wie ein Vögelchen ihre Flügel regen können? Aber ich kann nicht durch sonnenschöne Tage von einer Liebesbegegnung zur anderen eilen; ich kann mich nur an ein Herz schmiegen. Dort mit unsagbarer Innigkeit; wo ich liebe, müßte ein ganzer Wald von weißen Blumen emporsprießen. Warum erscheinen mir die Vergangenheit und alle ihre Räume und Gegenstände immer in so feinem, zartem und hellem Licht? Weil ich an allem mit treuem Herzen hänge!

Mein glühend Herz, was trägst du mich auf weißen Adlerschwingen hoch! So lange ist meine Seele in Haft, als ich sie nicht mein eigen nenne! So lange steht das Leben vor mir wie ein grauses, grausames Götzenbild mit Seetanghaaren und unheimlichen, ängstigenden Augen! Der Schmerz würde immer wieder durch meine Träume schleichen und in den frühen Morgenstunden zum Bewußtsein aufdämmern! Es wäre, als wenn ich auf einem ganz mit schwarzem Tuche ausgeschlagenen Schiffe mit schwarzen Segeln, das eine Totenbahre an Bord hat, durch die weißen Fluten des Lebens dahingleiten sollte.

(Schluß folgt.)



# Neues vom Büchermarkt



**August Weiß**, Ich — Du: Wir. Ein Ausschnitt aus dem Liebesleben. Leipzig 1903. Preis M. 2.—

Ein Buch vom Autor der beschlagnahmten „Gräfin Julie." Das gefällt Hermann Seemann Nachfolger. Da gilt es, feste die Reklametrommel rühren. Ich habe leider nicht die beschlagnahmte Gräfin gelesen und nun ist sie ja — nicht mehr zu haben. Ich bedauere das wirklich. Ein Vergleich wäre hier um so interessanter, als „Ich — Du: Wir" sicher nicht beschlagnahmt wird. Nein. Das Buch ist ganz harmlos. Trotzdem er sie liebt und von ihr ein Kind bekommt, das zerstückelt wird, ohne daß sie verheiratet waren. Aber das Sexuelle spielt keine Rolle. Oder doch nur ins rein Seelische übertragen. Etwas zuviel Seele. Es ist eine ganz schöne Sache um die Seelenehe: Ich — Du: Wir, nämlich Wir zwei Beide. Aber dieser letztere Ton fehlt den beiden. Sie sind zu wenig von dieser Welt und darum gehen sie auch zu Grunde: sie an der eigenen Zwecklosigkeit, seitdem sie weiß, daß sie ihm kein lebendes Kind schenken kann, und er, weil er ihren Verlust nicht überwinden kann. Er schießt sich tot. Ich liebe solche Bücher nicht. Weil ich selbst nicht so bin. Nicht daß ich solche Menschen nicht begreife. Im Gegenteil. Ich bin selbst so gewesen. Ich schoß mich aber nicht tot. Ich ging in eine Nervenheilanstalt und ließ mich schrecklich bedauern. Der Arzt sagte, ich sei verhungert. Er sagte auch noch vieles andere. Heute weiß ich besser, was es war. Ich befand mich nur in einem seelischen Entwickelungsstadium, das überwunden werden wollte. Ich empfinde jetzt solche Menschen als unfertig, unreif, wenn sie noch soviel von ihrer geistigen Abgeklärtheit sprechen. Die wirklich Ausgereiften besitzen die Kraft zum Überwinden. Die sterben nicht so leicht, die schießen sich auch nicht tot. Menschen in diesem verzweifelten Entwickelungsstadium sind besonders interessant, gewiß, aber sie erhalten doch nur unser Interesse, wenn sie hindurchdringen, nicht wenn sie darin stecken bleiben. Die zu Grunde gehen, an denen ist nichts verloren. Unsere Litteratur ist überreich davon. Uns dürstet ja so nach Gesunden! Gebt sie uns doch, diese Menschen, von denen ein neuer Geruch von Kraft ausströmt, unsere nervöse Zeit zu erquicken. — Immerzu: Hut ab! vor dem Autor. Er kann etwas, wenn er auch nicht mein Mann wäre. Er versteht sich auf sehr feine Stimmungen. Die Abschnitte nach ihrem Tod sind ihm da besonders gelungen. Neue Ideen bringt das Buch nicht. In den achtziger Jahren hätte es Aufsehen gemacht. Heute müßte man sagen: Nicht viel neues in sentimentaler Form. Und dieser Mann hat ein Buch geschrieben, das beschlagnahmt wurde? Wirklich, das möchte ich lesen. Vielleicht gefiele es mir besser.

Fritz Brüggemann.

**Goethes Briefe.** Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. 3. Band (1788—1797). J. G. Cottasche Buchhandlg. Nachf. G. m. b. H., Stuttgart.

Vom Juli 1788 hebt dieser Briefband an, also kurze Zeit nachdem Goethe von Italien wieder in Weimar eingetroffen war. Die Sehnsucht nach dem schönen südlichen Land war nun zwar auf eine Weile gestillt, aber stets zog sie wie ein leises und unterirdisches Fluten durch seine Seele. Gleich die ersten Briefe sprechen davon. Und dann wieder wird die stille Flut ein Sturm, ein Orkan, der den Unersättlichen über die Alpen reißen möchte .....

Das Abgeklärte der italienischen Briefe hat in diesem Bande noch zugenommen, in der ersten Hälfte bricht noch viel ursprüngliche Frische heraus, dann ist ein stetes Zunehmen an Steifheit, an Förmlichkeit zu beobachten, die gegen das Ende hin fast überhand nehmen. „Es ist gar possierlich, wie der Mensch feierlich wird", sagte der Herzog, als er einen Brief aus der Schweizerreise von 1797 bekommen hatte.

Am menschlichsten scheint mir Goethe diese ganze Epoche hindurch zu Jacobi zu stehen. In diese Briefe mischt sich kaum eine Voreingenommenheit (eine theoretische, eine künstlerische oder eine litterarische), wie sich Goethe sonst in den reichen Kranz von Persönlichkeiten, mit denen er korrespondiert, hinausschillern läßt. Das unerquickliche Verhältnis zu der Stein wird einem nur zu deutlich illustriert. Auch die Briefe an die Vulpius (wie man wohl meinen möchte) sind nicht menschlicher. Goethe brauchte sich diese Herzlichkeit nicht abzuringen, seine mißtrauisch machende Naivetät braucht keine erkünstelte zu sein, aber er schreibt ihr wie einem kleinen Mädchen. Im Verkehr mit den übrigen Adressaten (Herder, Knebel, Karl August, den Humboldts, Sömmering usw.) ist irgend ein theoretisches Interesse stets mit eingeflochten.

Es waren aber auch Jahre der stärksten analytischen Betätigung, die Goethe hier durchlebte. Die wissenschaftlichen Interessen überwogen weit. Spät erst, und wesentlich durch Schillers Einfluß, rang sich das synthetische,

produktive Element wieder empor. Es berührt seltsam, zu verfolgen, wie hier die Interessengruppen durcheinander schießen: von der Vollendung des Tasso über die Metamorphose der Pflanzen zum Neuangriff des Faust; von der Farbenlehre zu Hermann und Dorothea und zur Vollendung des Meisterromans.

Und wie verstand es doch Goethe, zu reisen! Welch ein Vorbild könnt er sein, wenn man sich heute nur seiner Art, zu reisen, erinnern wollte.

Die Freundschaft mit Schiller bildete Epoche im Leben dieses außerordentlichen Menschen. Es konnte ja auch gar nicht ausbleiben, daß sie einmal zusammenkamen. So öffnete sich denn das verriegelte Herz dem Jüngeren, dem Rivalen, und schuf eine Freundschaft. Und Schiller gab zum Dank reichlich zurück und trieb und drängte, daß der andere alsbald wieder in Blüten schoß und den verschütteten Quell der poetischen Produktion wieder strömen ließ.

Etwas, worüber man jauchzen möchte, steckt in diesen Briefen: sie haben alle einen positiven Kern. Sogar die Engagementsbriefe, die Goethe als Schauspieldirektor schrieb, bekommen den Charakter solider Staatsangelegenheiten. Wirtschaftliche Dinge werden sorgsam behandelt. Goethe war aber auch immer ein guter Hausvater. 1792 hätte er vom weimarschen Duodez-Minister Frankfurter Ratsherr werden können. Er lehnte ab.

Zu den liebenswürdigsten Stücken dieser Sammlung gehört der Verkehr mit Heinrich Meyer, mit dem „Kunstmeyer". Es wird da Goethe ordentlich wohl ums Herz, ordentlich sonnig. Schon daß er von Italien reden kann, befriedigt ihn. Und ordentlich diskutieren und theoretisieren konnte der vergrabene Maler da auch. Hier nimmt auch die herrliche Celliniübersetzung ihren Ursprung.

Eduard von der Hellen, der die Herausgabe dieser Briefe besorgt, hat sicherlich nicht wenig Arbeit damit; in dem Bewußtsein, dieses zu leisten, muß er sich aber auch außerordentlich belohnt fühlen. Die philologische Behandlung der Aufgabe ist musterhaft, diese Briefbände gehören zu den wenigen Büchern, bei denen man die Anmerkungen nicht nur mitliest, sondern auch darüber erfreut ist. Die prägnante Kürze ist nur zu loben und sticht von den üblen Gepflogenheiten, die wahrscheinlich ewig in der Zunft der Germanisten und Philologen geübt werden, glänzend ab.

Andreas Franken.

Kulturgeschichtliche Novellen von **W. H. Riehl.** 5. Auflage.

Am Feierabend. 6 neue Novellen von **W. H. Riehl.** 4. Auflage. Stuttgart u. Berlin 1902. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfl.

„Begrüßen" wir den alten Riehl (im Sinne und Wortlaut der Familienblätter), begrüßen wir ihn ehrlich wenigstens als Lektüre für brave Gymnasiasten. Uns, die wir, zumal durch die Nordländer und Russen, etwas verwöhnt sind, kann der fleißig Behutsame, so recht ein Typus jener Professoren-Dichter-Epoche unserer Litteratur, nicht mehr genügen. Sind uns doch über die Forderungen an die Kunst der Erzählung die Augen gar gewaltig aufgegangen. Bewußt und glücklich, sie wieder innig zu hegen, knüpfen wir über diese ganze Epigonenepoche, da man wirklich keine Ahnung hatte, was zum Dichter gehöre, hinweg an die großen deutschen Erzähler an: Goethe, Gotthelf, Kleist, Tieck, Hoffmann, Jean Paul.

Dr. Richard Schaukal.

**St. Georg und der Drache.** Novellen von Werner von Heidenstam. Übersetzung aus dem Finnischen von E. Stine. Verlegt bei Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig 1902.

Der Eindruck dieser süßen, fast zärtlichen Bekanntschaft mit einem mir bis dahin nur dem Namen nach bekannten unsagbar liebenswürdigen Autor wird mir immer bleiben, wie mir jene berauschende Erinnerung an die ersten Seiten des „Niels Lyhne" nicht genommen werden kann. Hier ist die litterarisch unberührte Ursprünglichkeit des poetischen Genius. Mit weichen, innigen Zügen sind Situationen, Charaktere, Örtlichkeiten so vollendet wiedergegeben, daß man meint, Vollkommenerem nicht mehr zu begegnen. Eine leise weitschwingende Symbolik vertieft die Wirkung. Neigen wir uns grüßend einem Dichter.

Dr. Richard Schaukal.

## Bücher- und Zeitschrifteneinlauf:

(Eingesandte Bücher und Zeitschriften werden stets hier angezeigt, Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen.)

**H. Siegfried,** Gottfried Keller-Brevier. Schuster & Löffler, Berlin. 1903.

**Marianne Müller-Paland,** Dornröschens Lieder. E. Piersons Verlag, Dresden.

**Maria Alma,** Lapis lazuli. Gedichte. E. Piersons Verlag, Dresden.

**Heinrich von Kleist's** sämtliche Werke. Mit einer Biographie von Bruno Jagow und dem Bildnis des Dichters. 2 Bde. E. Grumbachs Verlag, Leipzig.

**Hans Berger,** Die Hybriden. Eine hundische Geschichte in homerischen Versen. E. Piersons Verlag, Dresden. 1903.

**Heinrich Grünau,** Exil. Drama aus de[illegible] jüdischen Leben. E. Piersons Verlag, Dresden.

**Theobalda Kempis,** Der Zöllner. [illegible] aus dem Glaubensleben an der Wende des Ja[illegible]nderts. E. Piersons Verlag, Dresden.

**George May,** Das Höchste. Roman. E. Piersons Verlag, Dresden.

**Hermann Freiberg,** Anti-Loofs I. Erster, theoretischer Teil. Eine deutliche Antwort auf den Anti-Haeckel des Hallischen Professors der Gottesgelahrtheit Dr. F. Loofs. Neudeutscher Verlag, Halle. M. [illegible].60.

**Jon von Goldmar,** Ist es das Herz? Roman. Seemanns kleine Unterhaltungsbibliothek. Bd. 3. Mk. 1.—.

**Jon von Goldmar,** Eine Leidenschaft. Albert Ahn, Köln.



Für die Redaktion verantwortlich: J. Hegner. — Geschäftsstelle: Magazin-Verlag in Leipzig-R. Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. Alle Zuschriften sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des Magazin für Litteratur Magazin-Verlag (J. Hegner), Leipzig-Reudnitz.

# Annoncen-Expedition „International“.

**Toldbodgade 16. Kopenhagen K. Dänemark.**



Druck von R. Haberland, Leipzig-R.




## Inhalt.



MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-REUDNITZ

# Das Magazin für Litteratur

## 72. Jahrgang

**Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin**

Erscheint am 5. und 20. jeden Monats.

## Abonnementsbedingungen:

pro Jahrgang 12 Mark
pro Halbjahr 6 Mark
pro Quartal 3 Mark
Einzelheft 50 Pfennige.

Zu beziehen ist das „Magazin für Litteratur" durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4743 der Postzeitungsliste), sowie direkt vom Magazin-Verlag in Leipzig-Reudnitz. Im letzteren Falle erhöht sich der Abonnementspreis bei direkter Zusendung unter Kreuzband auf M. 3,30 pro Quartal.

---

**Wir bitten unsere Leser, für unser Blatt Freunde zu werben und versenden Probenummern gratis und franko an jede uns aufgegebene Adresse.**

Magazin-Verlag Leipzig-Reudnitz.

---



---

**Alle Zuschriften,** das „Magazin für Litteratur" anlangend, sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des „Magazin für Litteratur", Magazin-Verlag J. Hegner in Leipzig-Reudnitz. Redaktion und Verlag des „Magazin" übernehmen Verantwortung für eingesandte Manuskripte nur dann, wenn sie richtig adressiert sind (an: Magazin-Verlag J. Hegner, Leipzig-Reudnitz); Rücksendung erfolgt nur, wenn zureichendes Porto beigelegt ist. In die Rubrik „Büchereinlauf" werden alle bei der Redaktion eingehenden Bücher und Drucksachen mit aufgenommen, doch verpflichtet sich die Redaktion in keiner Weise zur Besprechung von allen Einsendungen.




# Die deutsche Litteratur der Gegenwart

## Eine Übersicht über den Stand der belletristischen Publicistik*)

Eingeladen, vor den Franzosen über die gegenwärtige schöne Litteratur der Deutschen zu sprechen, bin ich mir der Schwierigkeit dieses Unternehmens voll bewußt. Ich bin kein Litterat im Verstande des Zünftigen, sondern ein freier Genießer der schönen Künste und Wissenschaften, gelegentlich wohl auch ein Buch kritisierend, mehr zu eigener Festlegung des Eindrucks als für ein Fachpublikum, im übrigen aber durchaus nicht ständig „auf dem Laufenden", eher ein Gourmand als ein regelmäßiger Kostgänger. Daß ich Dichter bin, ist eine Passion, ein Sport, eine Laune, etwa wie das Jagen, das Reiten, eine angenehme Gewohnheit, die ich freilich kaum mehr aufgeben werde, da sie zu tief in mir verankert ist. Meine besondere Neigung ist der kritisch-philosophische Essay, der Exkurs in der Tradition Herman Grimms etwa. So muß ich denn mein Auditorium zunächst um Nachsicht bitten: ich bin nicht beschlagen mit profundem Wissen um die Litteratur meiner Zeit, wenn ich mich füglich auch einen „Kenner" nennen darf; ich bin ferner bei aller Achtung vor der abwägenden Gerechtigkeit ein Mensch sehr ausgeprägten, immerhin gut zu nennenden Geschmackes, also notwendig subjektiv. Und noch eines muß ich zur Erklärung vorausschicken: ich bin kein unbedingter Anhänger des neuzeitlichen Schrifttums, ich bin, obwohl man mir die zweifelhafte Ehre antut, mich einen „Modernsten" zu nennen, ein Anbeter unserer Klassik, sogar der Vor-Klassik, des Heinse, Lenz, Günther, Lichtenberg, zumal aber der „Romantik", um mit einer Richtungsbezeichnung eine Epoche zu fixieren, der so disparate Individualitäten wie Novalis, Hölderlin, Hoffmann, Hauff, Kleist, Brentano, Arnim angehören.

Ferner betrachte ich das Feuilleton, wie es Heine bei uns schuf, als ein Verderbnis für den Stil unseres neueren Schrifttums und betone eine zur großzügigen Vehemenz der „Alten" zurückleitende Überlieferung als unsere Rettung aus der elenden Vielschreiberei. Die Journalistik hat bei uns die Litteratur sehr diskreditiert. Oberflächlichkeit und Nachlässigkeit haben überhand genommen. Erst in jüngster Zeit machen sich Strömungen geltend, die eine Gesundung verheißen. In den letzten Jahren ward wieder eines jener unseligen Schlagwörter geprägt, das geeignet scheint, irrezuführen, das von der „Heimatkunst". Die Tendenz, Rückkehr zur Scholle und Gestaltung der nächsten Umwelt, wäre ja an sich gut. Aber wie jede „Tendenz"-Sache, ist diese a-priori-Kunst notwendig unfruchtbar und nur zu sehr angetan, kleine Talentlein über ihre Fähigkeiten zu betrügen.

Sie wissen, daß bei uns den „konsequenten Naturalismus" die „Neuromantik" abgelöst hat. Als Vertreter der ersten gesunden Revolutionsperiode, deren hauptsächliches Verdienst die Verdrängung einer faden, süßlichen und geschleckten Familienblatt- und Nachtreterpoesie ist, seien Michael Georg Conrad, Max Kretzer, Wilhelm Walloth, Arno Holz, Johannes Schlaf, Gerhart Hauptmann, Max Halbe als Romanziers und Dramatiker, als Lyriker Detlev von Liliencron, Hermann Conradi, Wilhelm Arent, John Henry Mackay, Carl Hendell genannt.

Von ihnen haben sich zu Ansehen durchgerungen: Liliencron, Hauptmann, Holz, in zweiter Reihe Halbe, Hendell, Mackay, Kretzer, Schlaf. Arent und Walloth sind verschollen, Conrad hat

*) Diese Originalüberschrift eines Aufsatzes, den er über Einladung der „Critique internationale" in Paris verfaßte, stellt uns der Autor zur Verfügung. Man vergesse nicht, daß er ein französisches Publikum orientieren soll.

nicht so sehr auf eigentlich dichterischem Gebiete, als auf dem Felde der publizistischen Agitation seine Bedeutung. Hermann Sudermann, Carl Busse, Ludwig Fulda sind Kompromißtalente, die naturgemäß den größten Anklang fanden. Sie haben zur Entwickelung der deutschen Litteratur nichts beigetragen.

Als mehr oder wenig begleitende Nummern seien Heinrich und Julius Hart, Maurice Reinhold von Stern, Karl von Perfall, Ernst von Wolzogen, Alexander von Roberts, Berta von Suttner genannt.

Litterarhistorisch kämen nur Holz, Schlaf, Conradi, Conrad, Liliencron und Hauptmann in Betracht.

Holz und Schlaf sind die Begründer des neuen Stiles im Drama sowohl als in der Prosaerzählung, Holz, der ungleich stärkere, sicherere von beiden, heute auch noch in frischer Tätigkeit, seit neuestem mit der „Rekonstruktion" der Lyrik beschäftigt und ein derber, geistreicher, kampffroher Polemiker. Er ist von den genannten bei weitem der größte Könner, ein origineller Kopf, von profundem Wissen um die Theorie der Kunst und ein energischer Führer. Zu seiner Gefolgschaft zähle ich Karl Hans Strobl, R. W. Martens, Paul Ernst, Georg Stolzenberg, Ludwig Reinhard, doch hat sich Paul Ernst, ein ernster Stilist, seit neuestem in anderer Richtung entwickelt, speziell sich der kurzen Geschichte im Sinne der alten Franzosen und Italiener mit Glück zugewandt.

Wohl einer der Gelesensten unter den jüngeren Erzählern ist Georg Freiherr von Ompteda, ein äußerst fruchtbarer gediegener Schriftsteller, der seine Anfänge in der Periode des „Naturalismus" hat, von unserm großen Fontane aber bald in strenge Zucht genommen ward. Einige Frauen wären hier anzugliedern: Ida Boy-Ed, Clara Viebig, Helene Böhlau, Maria Janitschek, Gabriele Reuter, lauter starke Talente, keine mehr als ein starkes Talent.

Die ganze Ära wird von Norddeutschland regiert. Eine französische Nuance brachte Hermann Bahr in das Konzert, ein Oberösterreicher, der interessante Vertreter der virtuosen Accomodationsfähigkeit, übrigens ein ganz eminenter Journalist. Arthur Schnitzler, der Wiener, steht ebenbürtig neben Ompteda, seine delikate, intelligente Kunst hat eine starke französische Note.

Als Übergangsnaturen wären Georg Hirschfeld, ein Hauptmann-Schüler, Hans Land und Felix Hollaender zu nennen. Sie repräsentieren das moderne Berliner Judentum. Felix Hollaender hat im Vorjahre einen großen Zeitroman geschaffen, „Der Weg des Thomas Truck".

Ziemlich einsam steht Wilhelm Weigand, ein sehr reifer Künstler, ein brillanter Essayist, mit Franz Blei wohl zu den ersten deutschen Stilisten zählend, beides durchaus ästhetische, in europäischer Kultur geschulte Naturen, komplizierte, dem deutschen Durchschnitt gar nicht faßliche Autoren. Bleis Freund, Otto Julius Bierbaum, hat wie Hartleben und Dehmel seine Wurzeln im „Sturm und Drang" der 80er Jahre. Doch, während Hartleben, ein geschickter Novellist und Dramatiker, boshafter Spötter und witziger Causeur, im ganzen seinen Ursprung nicht verleugnet hat, ist Bierbaum, Bahr nicht ganz unähnlich, durch manchen Stil gegangen. Er hat — das ist wohl seine Dominante — (nicht immer unforzierten) Humor und eine liebenswürdige Plaudergabe. Sein vorzüglicher Geschmack befähigte ihn, durch drei Jahre die vornehmste ästhetische Revue Deutschlands, „Die Insel", glänzend zu leiten, die leider mit dem September 1902 ihr Erscheinen einstellen mußte. Die Insel hat, köstlich präsentiert, einer Elite von Kunstfreunden namentlich die jungen Franzosen vermittelt. Die Opferwilligkeit zweier junger Bremenser, W. R. Heymel und R. A. Schröder, letzterer ein angenehmes lyrisches Talent und ein feiner Stilist, hat dieses hochinteressante Dokument der erlesensten Geisteskultur ermöglicht. Hier wären wir zu längerem Verweilen bei der deutschen Lyrik angelangt, die gegenwärtig die moderne Manier am besten und nachhaltigsten verdeutlicht. Otto Julius Bierbaum, Detlev von Liliencron, Hermann Conradi, Arno Holz, Otto Erich Hartleben, Karl Hendell, John Henry Mackay haben sie begründet. Holz, Bierbaum, Rainer Maria Rilke, Richard Dehmel, Gustav Falke, Cäsar Flaischlen sind heute ihre bedeutendsten Vertreter. Georg Stolzenberg, Max Dauthendey, Carl Schloß, Robert Walser, Felix Borchardt, Riccarda Huch, Hugo Salus, Wilhelm von Scholz, Hans Müller, Hermann Hesse seien ihnen angereiht.

Der individuellste unter ihnen, sozusagen das einzige Original-Genie ist Richard Dehmel, ein schwüler, schwerer, mystisch-philosophischer, exstatischer Dichter. Stanislaus Prybyszewski und Alfred Mombert gehören in seinen Kreis.

Eine eigene Gruppe bildet die Runde der „Blätter für die Kunst", als deren Haupt Stefan George, ein Künstler von herber Formenstrenge und reichster Modulation, aber wenig unmittelbarer Empfindung, ziemlich heftig bestritten wird. Hugo von Hofmannsthal, viel weicher, melodiöser und vager, eine sehr nuancierte, frühreife Alexandrinernatur, hat ihm bei der Mehrzahl des (geistigeren) Publikums den Rang abgelaufen.

Karl Wolfskehl, Paul Gérardy, K. G. Vollmöller, Ludwig Klages, Ernst Hardt, Richard Perls, Oskar Schmitz, Leopold Baron Andrian, die Mitarbeiter des nicht im Buchhandel erschienenen, nur Interessenten verabreichten Organes, sind mehr oder weniger von den beiden dominiert. Es sind durchaus hochintelligente Eklektiker, ihre wohlgeschulten Stimmen geben einen runden Chor.

Christian Morgenstern, Emanuel von Bodmann, Richard Zoozmann, Felix Dörmann, Karl Vanselow, Hans Bethge, Franz Evers, Hans Benzmann, Max Bruns, die früh verstorbenen Ludwig Jocobowski und Karl Maria Heidt, Stefan Zweig, Hermann Ubell, Paul Wertheimer, Ottokar Winicky, Helene Voigt-Diederichs, Camill Hoffmann, Paul Barsch sind von den jüngeren, Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, Max Hoffmann, Alberta von Puttkammer, Ferdinand Avenarius, Heinrich Vierordt, Rudolf Presber, Martin Greif von den älteren Lyrikern, deren keiner jedoch einen eigensten Ton fand, der Vollständigkeit halber hier zu erwähnen. (Martin Greif, ein „Epigone", gilt bei den Streng-Konservativen als ein namhafter Dichter.)

Interessante Originalitäten sind Carl Spitteler, Frank Wedekind, Peter Altenberg, ersterer vielleicht der sprachgewaltigste Epiker seit Lingg, Wedekind ein richtiges Variété-Genie (und ein Genie wahrhaftig, Richard Dehmel souverain an die Seite zu stellen), Altenberg ein merkwürdiger Spezialist der Kondensation, ein Analytiker der modernen Großstadtseele, namentlich die Wiener Frau, das Wiener Mädchen (der Finanzkreise) in ihrem innersten Wesen erfassend und mit der Innigkeit eines Troubadours verherrlichend. Er, der Lyriker ohne Vers, führt uns wieder zur Prosa zurück.

Die großen Traditionen der Keller, Fontane, Meyer, Stifter, Storm sind bei den jüngsten Erzählern lebendig. Thomas Mann, Emil Strauß, Friedrich Huch nenne ich als die prächtigsten Erneuerer des deutschen Prosastiles. Ein Outsider, Gerhard Oudama Knoop, wohl der tiefste von allen, aber noch nicht ganz auf der Höhe seines Stiles, wird bald in aller Munde sein. Eine Zeitlang gewann Heinz Tovote, an Maupassant gebildet, großen Einfluß. Heute hat man seine geschickte Mache durchschaut. Wilhelm von Polenz, Fritz Lienhardt, Wilhelm Hegeler sind ehrliche, wurzelstämmige, nicht eben ragende Naturen. Sie vermitteln den Übergang zu den großen Alten, die noch unter uns weilen, Wilhelm Raabe, Marie von Ebner-Eschenbach, Ferdinand von Saar. Hermann Stehr, Rudolf Huch seien mit Achtung verzeichnet, nicht ganz verdient ist der große Ruf Jakob Wassermanns, eines sehr gefälschten Talentes. Aus dem Münchener Kreise wären noch Arthur Holitscher, Kurt Martens, Heinrich Mann zu nennen, letzterer, der Übersetzer von Capus, ein Romanzier von Welt und Umfang. Maria Eugenia delle Grazie, vor allem als Epikerin beachtenswert, steht den älteren näher. Isolde Kurz, eine vornehme Künstlerin, Riccarda Huch, die immer mehr an berechtigtem Ansehen gewinnt, sind bedeutsame Individualitäten, J. J. David, trotz aller Schnörkel, ein trefflicher Gestalter.

Im Drama herrschen die schlechten Mittelmäßigkeiten; Felix Philippi, Otto Ernst, Paul Lindau schmeicheln den Instinkten der Masse. Philipp Langmann, in Anzengrubers Spuren, hat nicht, was er versprach (Bartel Turaser), gehalten, Ludwig Thoma, Josef Ruederer sind die Erneuerer der deutschen Komödie, beide Bayern, scharfsatirische und vehemente Beobachter, Ruederer tiefer, inniger, schlichter. Karl Schönherr, Franz Kranewitter, Rudolf Hawel, Österreicher wie Langmann, errangen starke und nicht nur Bühnen-Erfolge. Ernst Rosmer (Elsa Bernstein), ein Kompromißtalent, machte eine Zeitlang sehr unverdient von sich reden, Carl Bleibtreu, dem in den achtziger Jahren von Freunden viel nachgerühmt wurde, vornehmlich ein sicherer Schilderer des Krieges, hat sich ohne Erfolg auf den Brettern versucht. Sein Talent reicht nicht an seine Fruchtbarkeit. Felix Dörmann, ein Wiener, täuscht durch gewandte Mache — er beherrscht jetzt viele Theater — nicht über dichterische Ohnmacht. Die Croissant-Rust, von der man einmal (in der Zeit der lauten Propheten) sehr anerkennend sprach, besonders auf die Novellistin weisend, hat nichts Dauerndes geschaffen. Auch Juliane Déry verhalf nur ein tragischer Tod zur Tagesberühmtheit. Dagegen darf man von Max Dreyer noch Treffliches gewärtigen. Arthur Fitger und Heinrich Bulthaupt, letzterer übrigens ein gewissenhafter Kritiker („Dramaturgie des Schauspieles, der Oper"), haben sich bereits überlebt, als Dramatiker wie Adolf Wilbrandt, der vielseitige, wohl nicht allzu gewagt dem Epiker Ganghofer, einem „beliebten Erzähler" der Familie zu vergleichen. Wilbrandt hat jedoch nicht zu übersehende Verdienste (Biographie Kleists), und sein episches Schaffen — er knüpft an Spielhagen an — ist immerhin eine dichterisch-ehrliche Betätigung. Franz Held ist früh verschollen. Dagegen zeigt sich der „Hofpoet" Josef Lauff, eine durchaus nicht moderne Begabung auf allen „Gebieten der Dichtung", rührsam: eine Tagesgröße. Rudolf Holzer, Raoul Auernheimer, der von

dem französischen Schwank viel gelernt hat, ein spezifischer Wiener aus dem Milieu Peter Altenbergs und Felix Dörmanns, der allzufrüh verstorbene Karlweiß, eine starke Begabung, die sich nur zu sehr der Bühnenpraxis und Bühnenroutine unterwarf, seien besonders vermerkt.

Wir sind am Ende. Nenne ich noch den Vertreter der dem Nicht-Berliner nur mit Mühe genießbaren Clown-Groteske, Paul Scheerbart, eine Art Bajazzo-Philosophen, zusammengesetzt aus Schnörkeln, Witzchen, Bissigkeiten und Schwärmerei, sowie sein sonderbares Gegenspiel, Peter Hille, den modernen „Magus", von dem die „Eingeweihten" allerlei Bedeutsames raunen, Alfred Kerr, den geistreichen Jongleur der (Berliner) Kritik, Willy Pastor, den still-sicheren Essayisten, Franz Servaes, eine Art „Hans Dampf in allen Gassen" der Kunst und Litteratur, eine sehr anregende, nie um die publizistische Tat verlegene, nicht allzu profunde, aber behende und fördernde Wegweiser-Natur, Rudolf Lothar, der sich schon auf vielen Gebieten nicht ohne Glück versuchte, Friedrich Schütz, den „allmächtigen" Theater-Referenten der „Neuen Freien Presse", Theodor Herzl, wohl den graziösisten Feuilletonisten in deutscher Sprache, Ludwig Speidel, den sparsam-ernsten Großmeister der Wiener Kritik, Ludwig Hevesi, den feinsinnigen Kunstlehrer, weiter Leonhard Adelt, Stefan Großmann, Max Messer, Felix Salten, Richard Hahn (†), Max Morold, Eugen Guglier, Adolf Bartels, Leopold Weber, Josef Ettlinger, meist vielseitige Referenten großer Revuen (es wären hier wohl noch ein Dutzend ebenbürtiger Namen aufzuzählen), Eduard Grisebach, den Dichter des „neuen Tannhäuser", und Hans von Müller, die trefflichen Editoren, so erübrigt nur, auf Josef Popper („Lynkeus") hinzuweisen, eine an Voltaire geschulte ganz unvergleichliche Erscheinung, und mit dem originellsten Kopfe unter den neuzeitlichen Publizisten diesen unvollständigen und notwendig flüchtigen Exkurs kräftig zu beschließen, indem ich Maximilian Harden aufrufe, den Herausgeber der „Zukunft", eine der markantesten Erscheinungen unseres ganzen Schrifttums, den starken scharfäugigen Wächter des Geschmackes in Kunst und Leben.

Dr. Richard Schaukal.

# Zwei Gedichte von dem Grafen Karl Snoilsky

Aus dem Schwedischen übertragen von Mathilde von Leinburg

## Des Soldaten Weib

Des Landmilizen Weib sitzt an der Wiege;
Um ihre Hütte braust der Stürme Wehen.
Da sendet sie zu Gott ihr heißes Flehen:
„Beschirm ihn, Herr, beschütze ihn im Kriege!"

„Wohl um die Christnacht kehrt er heim vom Siege.
„Schon lange bin ich fertig mit dem Nähen
„Des Winterrocks, hab auch vorhergesehen,
„Daß Fritz ein gutes Bier zu kosten kriege."

Da zucket ihre Hand, die ringgeschmückte,
Und plötzlich schiens, als wenn der Ring sie drückte —
„Ein Gruß von ihm, an uns hat er gedacht!"

Am Strand der Loire, auf schneebedecktem Grunde
Ruht eine Leiche. Um die selbe Stunde
Zieht ihr ein Dieb den Ehring ab ganz sacht.

## Altes Porzellan

Ein Sachsenkönig sammelte Porz'llan.
Einst kommt sein Sammeleifer in Extase,
Da tauscht er gleich sein Heer im Sammelwahn
Mit Preußens König — gegen eine Vase.

Ein guter Tausch, fürwahr: Fünfhundert Mann
Und alle scharf bewappnet bis zur Nase,
Und tapfer und gelenk; — für eine Vase
Bot er die Helden Preußens König an!

Fünfhundert Mann mit Stiefel und mit Sporen!
Ihr glaubt wohl, einen närrischeren Toren
Hat uns die Welt gewiß noch nie beschert?

Indes ist ein Jahrhundert hingeschwunden.
Die Krieger haben ihren Tod gefunden,
Die alte Vase — steht noch unversehrt.

# Karl Snoilsky

(† 19. Mai 1903)

von Mathilde von Leinburg

Versiegen wird jener Quelle Strahl,
Der es entsprang —
Hier hörst du vielleicht zum letzten Mal
Des Liedes Abschiedsgesang.

So hat der nun entschlafene schwedische Lyriker in dem schönen Eingangsgedicht zu seiner letzten Gedichtsammlung gesungen, und er sollte Recht behalten — diese Gedichte waren sein Schwanengesang. Nachdem die schwedische Poesie erst 1895 Viktor Rydberg und 1901 Gunnar Wennerberg verloren hat, traf sie jetzt mit dem Tode Karl Snoilskys ihr schwerster Verlust — sie hat in ihm ihren letzten Klassiker verloren.

Seit vier Dezennien hat Snoilsky die erste Stelle unter den Dichtern seines Vaterlandes eingenommen, und wenn sich auch die Anschauungen in der Litteratur unterdessen gewaltig verändert haben, sein Ruhm konnte nicht nachdunkeln. Wie sich der große Idealist selbst der neuen Richtung gegenüber verhalten hat, geht am besten aus einem Briefe hervor, den er schon im Jahre 1885 an einen hervorragenden schwedischen Kritiker als Antwort auf einen über ihn gebrachten Artikel schrieb und in dem es unter anderm heißt: „— — Wie stellt sich die Poesie zu diesen neuen Aufgaben? Schlecht, fürchte ich. Wenigstens sind die Anforderungen an sie noch so hoch, daß die Gefühlsdithyramben von anno 1860 hors de saison sind. Ich habe es versucht, der Zeit zu folgen, nicht deshalb, weil ich glaubte, mir dadurch leichter den allgemeinen Beifall zu erringen, sondern deshalb, weil das Streben nach Wahrheit, das die Litteratur der Gegenwart auszeichnet, mir so vollkommen berechtigt erscheint, daß ich manchmal versucht war, auch ihre Übertreibungen als eine unbehagliche aber notwendige Reaktion gegen die allzu einseitigen Lichtbilder, die mehr in einem ästhetischen als natürlichen menschlichen Leben wurzeln, zu betrachten. Trotzdem finde ich es nur immer mehr und mehr, wie unmöglich für die gebundene Form es ist, diese ganze neue Welt von widersprechenden Stimmungen, die unsre gegenwärtige Drangperiode in Aufruhr versetzt, zum vollen Ausdruck zu bringen. In Anbetracht dessen geschah es, daß ich in einem Augenblicke von Trostlosigkeit auf den Gedanken verfallen konnte, zur Prosaform überzugehen. Aber bald erkannte ich wieder, daß der Vers, der Rhythmus, die Melodie mich ein für allemal in ihren Bann gezogen haben — ich werde sie nimmer los, die Töne aus meinen Jugendtagen. Ich muß mich daher wohl darein finden, mich eines schönen Tags veraltet genannt zu hören, aber es bleibt mir doch der Trost, daß ich wenigstens einmal der Ausdruck einer gewissen Zeit gewesen bin, und war es auch nur die einer Studentengeneration."

Da hat der nordische Dichter allerdings etwas zu schwarz gesehen, jetzt, nachdem seit jenem Brief schon fast 20 Jahre, in dem die Litteratur noch viel größere Wandlungen durchgemacht hat, verflossen sind, steht Snoilsky noch immer als einer der ersten schwedischen Dichter der Gegenwart unbestritten da, und sogar die Gegner seiner Richtung neigen sich ehrfurchtsvoll vor seiner Größe. Das ist aber gewiß wahr, daß die Studentengeneration von 1860 und 70 keine lieberen Gedichte als die Snoilsky'schen „Italienischen Bilder" kannte, die voll von Schwärmerei für die Natur des Südens und voll feurigen Freiheitsenthusiasmus sind, oder für die Sache Dänemarks und Polens den rührendsten Ausdruck fanden.

Graf Karl Johann Gustav Snoilsky, der ursprünglich einem slovenischen Adelsgeschlechte entstammte, das sich 1651 in Schweden naturalisierte, war am 8. September 1841 zu Stockholm geboren und für die diplomatische Laufbahn bestimmt, auf der er es auch zu großen Ehren gebracht hat, wenn auch die Poesie seinem Herzen zeitlebens viel näher stand. Schon im Jahre 1863 wird der junge Student, der unter dem Namen Sven Tröst schrieb, in einer schwedischen Anthologie als einer der ersten schwedischen Dichter angeführt. In der trostlosen poetischen Öde zu Anfang der Sechzigerjahre waren seine Gedichte eine wahre Labsal. Seinen ersten kleinen Gedichten folgten 1862 die „Orchideen", die neue, kecke, jugendliche Töne enthielten, die hinrissen und einnahmen, dabei aber gleichzeitig einen Adel der Form und eine künstlerische Beherrschung aufwiesen, die Bewunderung weckte. Die erste größere Gedichtsammlung erschien 1869, und zwei Jahre später veröffentlichte er die „Sonette", epigrammatische Reflexionen, in denen ganz im Gegensatz zu seinen jüngeren Gedichten

eine auffallende innere Unbefriedigtheit zum Ausdruck kommt, als hätte sich das Gefühl des Dichters verwundet von der rauhen Berührung der Wirklichkeit zurückgezogen. „Der Mann, der seine Bahn als Sänger der Jugendlust und des Freiheitsdrangs begonnen hatte, war keine Heldennatur, kein Zeitbezwinger, kein Mann der Tat. Unter seinem stolzen Äußern verbarg sich eine weiche gefühlvolle Natur, leicht begeistert von jedem schönen Eindruck, aber noch leichter verletzt, stark in seinen Sympathien, leicht zugänglich für das träumerische Wesen nach einem unerreichbar fernen, vollen und ganzen Glück" — wie ihn ein schwedischer Schriftsteller charakterisiert hat.

Vom Jahre 1879 an lebte Snoilsky über ein Jahrzehnt im Auslande, in Florenz und Dresden, und diese Zeit, die fruchtbarste Periode seines Schaffens, kennzeichnet sich durch eine größere Vertiefung in der Auffassung des Lebensproblems und eine größere Präzision und Klarheit in der Formgebung. Schon die 1881 erschienenen „Neuen Gedichte" lassen wieder vermuten, daß dem Dichter eine neue poetische Ader hervorgesprudelt sei. Die bittere Stimmung ist fort und die besten der früher bekannten Eigenschaften des Dichters sind mit einer reicheren tieferen Lebensanschauung zu einem neuen Ganzen zusammengeschmolzen, zu einer noch seelenvolleren Schönheit, als sie die Gedichte aus der Jugendzeit aufweisen. In dieser zweiten Blütezeit wandte er sich vor allem mit erneuter Kraft und Reife der vaterländischen Dichtung zu. Seine „Schwedischen Bilder" sind das populärste, was Snoilsky überhaupt geschrieben hat. Es sind das historische Gemälde aus der schwedischen Geschichte mit bewunderungswürdigster Kunst in Verse gebracht, die schon beim ersten Lesen im Geiste haften bleiben, und die ihn zu einem Nationaldichter ersten Ranges stempeln. Hier ist kein Wort zu viel und an jeder Stelle steht grade das am meisten malende, ausdrucksvollste. Diese „Schwedischen Bilder", die in Schweden schon die Kinder in der Schule lernen müssen, sind ganz ins Volk übergegangen, das aus ihnen neues Interesse für die Geschichte des Vaterlandes schöpft und von dem glühenden Patriotismus, der aus ihnen atmet, hingerissen wird.

Die drei Bände Gedichte, die Snoilsky nach diesem seinem Hauptwerk noch herausgab, sind ein ganzes Füllhorn voll der schönsten Lieder. Waren seine ersten Gedichte hauptsächlich Lieder der Freiheit, die späteren stark patriotisch im Ton, so sind diese Gedichte seiner dritten Periode geradezu volkstümlich, sozial. Er macht in ihnen darauf aufmerksam, wie wir überall hier im Leben Gutes von der Wirksamkeit unserer „dienenden Brüder", die uns Haus und Kleider und Wäsche und Bücher verschaffen, genießen, er mahnt im dienenden Geiste doch den Menschen zu sehen, den gleichberechtigten Freund, und rät, den Arbeiter wie einen Bruder kennen zu lernen. Manches aus dieser Sammlung ist ganz frei aus dem Innern des Dichters geschaffen, zu manchem aber gab irgend ein Zeitereignis oder eine daraus entspringende Stimmung die Veranlassung, denn der Dichter stand immer in reger Beziehung zu seinem Volke und machte sich zum Dolmetsch für seine Wünsche, Hoffnungen und Gefahren. Er war das Sprachrohr für die Bewegungen, die in seiner Zeit pulsierten, als wenn er die Worte Georg Brandes, seines begeistertsten Bewunderers, beherzigt hätte, die dieser im Jahre 1877 in einer Charakteristik über den Dichter niederschrieb: „Es genügt nicht, sich der Weltgeschichte genähert zu haben, man muß auch suchen, sie zu begreifen."

Auch als Übersetzer hat sich Snoilsky einen großen Namen gemacht. Außer Gedichten deutscher Klassiker, besonders Goethes, und des Trauerspiels „Die Hexe" von Arthur Fitger, übersetzte er verschiedenes von Béranger, Coppée, Byron und Swinburne, und so wie in seinen eigenen Werken zeigt er sich auch hier als Meister der Sprache und der Form. Er hat seinem Vaterlande, das er so über alles liebte, die schönsten Schätze hinterlassen und zu den zwei leuchtendsten Namen der alten schwedischen Litteratur, zu Tegnér und Runeberg, hat sich nun der Name Snoilsky als dritter ebenbürtig hinzugesellt. Der Litterarhistoriker Oskar Levertin, selbst einer der ersten schwedischen Lyriker, brachte seine Bewunderung über den Dichter in folgenden Worten zum Ausdruck: „Karl Snoilsky, der „Aristokrat der schwedischen Poesie", war eine der wenigen vornehmen und stileinheitlichen Gestalten, die ein Land verschönen und eine Ahnung von der Höhe seiner Kultur geben."

Leider ist Snoilsky in Deutschland nur wenig bekannt geworden, da nur sehr weniges von ihm verdeutscht ist, und das noch dazu so, daß die Größe des Dichters daraus gar nicht mehr zu erkennen ist. Hoffentlich findet auch er noch einmal einen seiner Werke würdigen Übersetzer, der es versteht, in alle Feinheiten seiner klassisch-schönen dichterischen

Sprache einzudringen und sie unvermindert wiederzugeben. Da es weder einen schwedischen noch einen deutschen Dichter gibt, mit dem Snoilsky, nur um dem Deutschen einen Begriff seiner Poesie zu geben, verglichen werden könnte, so würde durch eine vollkommene Wiedergabe seiner Werke die deutsche Litteratur gewiß um einen wertvollen Schatz bereichert werden.



# Freie Liebe und Ehe

## von Henriette Fürth, Frankfurt a. M.

Die alte Streitfrage, ob die Menschheit sich in aufsteigender Richtung entwickle, ob sie in ewigem Kreislauf ewig die alten Irrtümer und Fehler wiederhole, ist, je nach dem Temperament und den Erfahrungen des einzelnen und der Völker, in bejahendem oder verneinendem Sinne entschieden worden. Die Tatsache, daß menschliche Leidenschaften und Irrtümer heute wirksam sind, wie sie es vor Tausenden von Jahren waren, und daß die gleichen Erfahrungen von jeder Generation neu gemacht werden, ohne daß die Nachkommen aus den Schicksalen ihrer Altvordern zu lernen scheinen, mag auf den ersten Blick jenen recht geben, denen die Menschheitsgeschichte eine Farce ist, die täglich mit anderen Abenteuern, immer aber mit dem negativen Erfolg in Szene geht, der sich zusammenfassen läßt in das eine Wort: Alles ist eitel!

Aber es ist nicht an dem. Eine starke Aufwärtsentwicklung hat sich vollzogen und vollzieht sich jeden Tag. Die Wissenschaft hat wunderbare Erfolge zu verzeichnen. Sie hat den Menschen aus dem Sklaven der Natur, der nach Sklavenart vor ihr bebte und mit ihr zu paktieren suchte, zu ihrem Herrn und Meister gemacht. Zu ihrem Herrn und Meister, der die Kräfte der Natur in seinen Dienst gezwungen hat, obwohl er sich eins weiß mit ihr, von der Gewißheit durchdrungen, daß auch seine sogenannten reingeistigen Lebensäußerungen ihm innerhalb der Grenzen des Natürlichen, auf organischem Wege zugewachsen sind. In der Religion das gleiche. Nach dem Fetischanbeter, dem Menschen, der in blinder Furcht vor den ihm unbegreiflichen Naturgewalten auf den Knieen lag und sie „durch Opfersteuer und Gebeteshauch“ sich zu gewinnen suchte; nach dem heitern Götterkult des Griechen, der mit seinen Göttern auf gut menschlich verkehrte, seine Vorzüge und seine Fehler bei diesen Abbildern seiner selbst ins Ungemessene steigernd, kam das unsinnlich-altruistische Christentum, das die Unsinnlichkeit und Selbstentäußerung bis zur Abkehr von aller Sinnlichkeit, zur Verdammnis alles Sinnlichen und somit alles Seienden trieb. Der einzelne nichts, sein persönliches Leben, sein Weiterleben in anderen Sünde, Erbsünde, nur zu sühnen durch ein langes Martyrium, das man Erdenwallen nennt. Dem gegenüber der Gottesbegriff in seiner Einheit und Ewigkeit alles.

Das war die auf die Spitze getriebene Reaktion gegen die freudig-egoistische Lebensbejahung des Naturdienstes, wie gegen die vorhergehende Furcht vor dem Dunkeln und Unergründlichen, das hinter allem Sein lauerte. Man hoffte, diesem Dunkel seine Schrecken zu nehmen, indem man alle ersehnten Wonnen hineinverlegte, in das Dasein aber, das wir fühlten, weil wir es lebten, alle Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit.

Die Reaktion schoß hier, wie allezeit, weit übers Ziel hinaus. Doch wir mußten hindurch, sollten wir zur rechten Mitte gelangen. Die naive Selbstsucht, die Selbstbehauptung und Lebensbejahung, die der Naturmensch mit dem Kinde gemein hat, mußte durch die völlige Abkehr vom Persönlichkeitsleben, durch die völlige Negation des Leibesdaseins zu einer höheren Form der Selbstbejahung aufsteigen: aus der Selbstsucht mußte die Selbstliebe erwachsen, die nur dann völlig zu ihrem Rechte kommt, wenn sie mit sich selbst auch die anderen bejaht, in ihr Individualbewußtsein das Sozialbewußtsein einschließt, sich als Eigenen und Einen und trotzdem, oder gerade darum, als Glied eines allumfassenden Ganzen fühlt. Von der rücksichtslosen Behauptung des Selbst, durch die Abkehr vom Selbst, zu einer bewußten und umfassenden Bejahung des im Ich verkörperten Menschentums.

Noch sind wir nicht zur völligen Durchdringung und Verschmelzung des egoistischen mit dem altruistischen Prinzip gelangt, aber wir sind auf dem Wege dahin. Ja, wir sind auf diesem Wege schon so weit fortgeschritten, daß die positiven Religionen mit ihrer „schlechthinigen Abhängigkeit“, ihrem himmlischen Lohn- und Strafsystem, sich täglich mehr in ihrem Besitzstande bedroht sehen durch das Einfallen des selbstverantwortlichen Menschentums, das das Gute und Böse nicht außer sich, sondern in sich sucht, dem das Lebendige, Lebenbejahende gut erscheint, böse aber das Lebensfeindliche, unter welcher Form auch immer es sich bergen möge. Ein Fortschreiten also von der verantwortungslosen Lebensverneinung zur bewußten, verantwortungsvollen Lebensbejahung mit allen ihren Konsequenzen.

Mit all den Konsequenzen, die ein Lebensgebiet um das andere aus der sakramental-religiösen Verkleidung loslösen und es in all seiner Freiheit, aber auch seiner Verbindlichkeit und Verantwortungsschwere vor uns hinstellen.

So die Ehe. Es kann kaum etwas Anziehenderes für den Forscher geben, als das Verfolgen der Entwickelungsrichtung, die das Geschlechtsleben genommen hat. Aus dem tierischen Zustand der Promiscuität herausgehoben, finden wir die Ehe als eine sozialwirtschaftliche Einrichtung wieder, die, von der Gruppenehe zur Einehe aufsteigend, unbewußt, aber deutlich nachweisbar, sich den wirtschaftspolitischen Beziehungen und Verschiebungen anpaßt. Da sehen wir zur Zeit der Gruppenehe Erbfolge und Geschlechterwesen nach dem Mutterrecht geordnet. Nur die Mutterschaft war nachweisbar. Darum waren die mütterlichen Verwandten die einzig legitimen. Es sei hier an die deutsche Sage erinnert, in der der Onkel, der Mutterbruder, eine bedeutsamere Stelle einnimmt als der Vater. Siehe Hagen im Nibelungenlied usw. Erbfolge und Stammeszugehörigkeit regelten sich nach Mutterseite.

Mit dem Zerfallen der alten Gentilverfassung und der Ausbildung des Privateigentums sehen wir dann die Einehe und das Legitimitätsprinzip sich entwickeln. Aber was war diese Einehe, was ist sie mancherorts (in ländlichen Gegenden z. B.) noch heute? Ein einfacher Kaufvertrag, eine Nützlichkeitseinrichtung mit dem Zweck, den Besitz legitimen Erben und nur ihnen zu hinterlassen. Eine persönliche Zuneigung mag damit in Ausnahmefällen Hand in Hand gegangen sein. Auch konnte sie sich im Laufe des Ehelebens entwickeln: Voraussetzung des Eheschlusses war sie nicht. Mit verschwindenden Ausnahmen blieb das so bis fast auf unsere Zeit, und es mag Skeptiker geben, die, angesichts des blühenden Eheschachers, auch heute noch geneigt sind, die individuelle Zuneigung als Basis der Ehe zu leugnen. Mit Unrecht. Denn während man früher ganz naiv und ganz allgemein die Ehe als einen Vertrag auffaßte, der das Innenleben der Vertragschließenden völlig unberührt ließ, und zwar nicht zuletzt darum, weil man gegenseitig ein differenziertes Innenleben weder vermutete noch vielfach besaß, und der Mann in seiner Ehefrau nichts weiter sah als die Mutter gesetzlicher Erben, die getreue Schaffnerin und Verwalterin seines Hauses, sieht man heute die individuelle Liebe so sehr als unerläßliche Voraussetzung der Ehe an, daß man auch da, wo diese Voraussetzung nicht zutrifft, sie vorzutäuschen sucht. Dieses Stück Heuchelei ist ein umgekehrter Beweis für das Erstarken des Persönlichkeitsgefühls, für das wachsende Bewußtsein davon, wie unwürdig und unsittlich es ist, die intimsten menschlichen Beziehungen auf äußerlichen, für die eigentliche Wesenheit der Persönlichkeit unerheblichen Grundlagen aufzubauen. So werden konventionelle, auf den nüchternsten Erwägungen ruhende Eheschließungen als Herzensbündnisse ausposaunt und alle anders gearteten Motive mindestens nach außen hin abgeleugnet.

Von da bis zur klaren Erkenntnis von der inneren Unsittlichkeit des Ehebundes, der nicht auf persönlicher innerlicher Hingabe, auf gegenseitiger Liebe und Hochschätzung beruht, wie von der Erkenntnis zum danach Handeln ist noch ein weiter Weg. Es ist nur eine kleine Gemeinde starker, selbstsicherer Persönlichkeiten, die nirgends freier sein wollen von gesellschaftlichem Zwang und erniedrigenden Nebenerwägungen als auf dem Gebiet der zartesten, höchsten und innerlichsten Lebenswerte. Sie verlangen die freie, die wahrhaft freie Liebe als ihr gutes Recht. Das heißt: sie verzichten lieber auf die Ehe überhaupt, als daß sie sie zu einem Gegenstand unwürdiger Berechnung machten. Sie nennen sittlich jeden Lebensbund, der auf der Grundlage gegenseitiger Hingabe und herzlichen Einverständnisses geschlossen wird, gleichviel ob er die behördliche und priesterliche Sanktion fand oder nicht, und unsittlich jeden anderen, wie fest auch Gesetz und Herkommen ihn gekittet haben mögen.

Das sind die Vertreter der freien Liebe, die einzigen, die mit Fug diesen Ehrentitel in Anspruch nehmen dürfen, weil es die einzigen sind, die bereitwillig auch das damit verbundene Martyrium auf sich nehmen. Denn diese Pfadfinder eines neuen Sittengesetzes, das die Verantwortungspflicht in uns hineinverlegt, statt sie äußerlichem Formenwesen aufzubürden, haben's nicht leicht. Es gehört viel Mut und ein starkes Aufsichselbstberuhen dazu, einer ökonomischen Satzung und vielhundertjährigen Tradition gegenüber zu neuen, das ganze Denken und Fühlen umwälzenden Erkenntnissen zu kommen und ihnen in Theorie und Praxis unverkürzten Ausdruck zu geben. Viel Mut auch darum, weil die „im Feuer weißgeglühte Keuschheit" solcher Naturen, mit dem unruhigen Verlangen von allerhand Schwarmgeistern verwechselt wird, die auch eine Umwertung aller Werte im Sinne eines ungebundenen und zügellosen geschlechtlichen Sichauslebens, die also das verlangen, was das Philisterium so falsch als „freie Liebe" bezeichnet. Ihre Sünden werden so oft den einzig wahrhaften Vertretern der freien Liebe aufgebürdet, daß wir zusehen müssen, was die einen von den andern scheidet.

Auch ihr Anspruch entspringt dem Bewußtsein von der Inkongruenz der überkommenen Eheformen mit dem entwickelten Persönlichkeitsbewußtsein. Aber sie schließen von der Stärke des geschlechtlichen Triebes auf seine allumfassende Berechtigung und vergessen, daß bei wirklich differenzierten Persönlichkeiten neben dem tierischen Reiz Empfindungen und Strömungen geistiger Herkunft vorhanden sind, denen die Aufgabe zufällt, das Triebleben zu adeln und in harmonische Bahnen zu lenken. Im Reich des Seienden ist alles ein Werden, ein Sichentwickeln, vorwärts oder rückwärts. Noch ist die Menschheit auf dem Weg nach oben, und nirgendwie läßt sich das besser erkennen, als wenn wir zusehen, welche Stellung im Laufe der Zeiten die tierischen Lebensäußerungen zu den geistigen eingenommen haben und umgekehrt.

Da sehen wir denn in den Zeiten der Un- und Halbkultur das Tier im Menschen mit derselben Selbstverständlichkeit herrschen, mit der die Pflanze ihre Wurzeln nahrungsuchend überall hinschickt, mit der ferner in der gesamten Tierwelt sich der Kampf ums Dasein vollzieht. Als dann durch Entwicklungsvorgänge, deren Verlauf heute noch nicht genügend aufgehellt sind, geistige Kräfte sich zu regen begannen, fing man allmählich an, für das geistige Vermögen eine Sonderstellung neben dem körperlichen zu schaffen und zu beanspruchen. Ja, als erst einmal der Mensch sich bewußt und im Gegensatz zu der ihn umgebenden Welt als ein geistiges Wesen zu empfinden anfing, auf der anderen Seite aber noch nicht weit genug von sich entfernt, über sich hinausgewachsen war, um die körperliche Bedingtheit seines geistigen Vermögens zu erkennen, da staunte er diese Geistigkeit als ein Wunder an, dessen Ursprung er aus sich hinaus verlegte, dem er Herrschergewalt über sich einräumte. Und das war böse. Denn die wunderbare d. h. übersinnliche Herkunft des Geistigen einmal angenommen, lag nichts näher, als ihm gegenüber das Körperliche als ein Minderwertiges zu betrachten, als etwas, das keine Würdigkeit und kein Recht vor jenem besaß und das, wo es sich als gegensätzlich erwies, unbedingt verdammt wurde. Diese Abkehr und Verleugnung des Sinnlichen hat die Menschheit viel Blut und Tränen gekostet. In diesem Zeichen ist die Heuchelei üppig in die Halme geschossen und jede Sorte von Entartung und Verderbtheit.

Wir dürfen es der modernen Naturwissenschaft und Philosophie Dank wissen, daß sie die Körperlichkeit und die körperliche Bedingtheit auch der geistigsten Emanationen wieder in ihr Recht eingesetzt hat bezw. einzusetzen sucht und die Erotik als die zentrale Lebensmacht anerkennt, die keiner anderen Rechtfertigung bedarf, als der einer völligen körperlichen und geistigen Hingabe, eines vollendeten Einsseins. Damit ist freilich sehr viel verlangt und zugleich eine unvergleichliche Perspektive für die Entwicklung der Menschheit, für das Verhältnis von Geist und Leib, von Ethik und Erotik gegeben. Im Anfang ganz Tier d. h. ganz Leib entwickeln sich im Menschen, sagen wir durch eine ständig erneute Differenzierung der Materie, geistige Kräfte. Sie wachsen und

werden. Eine Zeitlang befinden sie sich in einem feindlichen Gegensatz zu dem Quellgrund ihres Seins, zu der Körperlichkeit. Aber mit fortschreitender Entwicklung erwächst aus der Trennung eine herrliche Synthese, die, auf eine Formel gebracht, lautet: Das Geistige, erdgeboren und erdbegrenzt, das Erzeugnis und der gehorsame Diener des Körperlichen wird im Lauf der fortschreitenden Entwicklung zu seinem Bundesgenossen, ja zu seinem Herrn. Denn der Geist ist es nun, der die Äußerungen der Körperlichkeit versteht, ordnet und adelt, der sie aus blindwirkenden Naturkräften in bewußte Träger menschlichen Fortschritts umwandelt.

Und immer tiefer dringt der Mensch, der geistgewordene Beherrscher der stofflichen Welt in die inneren Zusammenhänge ein, die die beiden Pole der Menschennatur als ein Ganzes und Unteilbares kennzeichnen. Er weiß, daß eine sachgemäße Lösung der Lohn- und der Wohnfrage die Menschen glücklicher und besser machen wird, er weiß, wie sehr sittliche Reinheit und körperliche Kraft von der körperlichen und geistigen Diät der Erziehung beeinflußt werden. Und ein kleiner Bruchteil weiß heute auch schon, daß die Zukunft des Menschengeschlechtes im letzten und höchsten Sinne durch den heiligen Akt der Zeugung entschieden wird. Daß sich da schöne und starke und hohe Menschen zu Ehen zusammenfinden müssen, die in freier Liebe geschlossen, ihre Weihe und Heiligung in sich selbst tragen.

Die heutige Ehe schließt die Erfüllung dieser Forderung nicht aus, aber sie ist nicht Voraussetzung für sie. Darum kann sie hochentwickelten Persönlichkeitsansprüchen nicht genügen. Aber jene Ansprüche sind nicht zu verwechseln mit den Forderungen jener, die eine unzulänglich gewordene Form nur sprengen wollen, um an ihre Stelle einen Zustand zu setzen, der, flüchtigem Rausche vergleichbar, das Beste und Höchste im Menschen degeneriert und ihn unfähig macht, die zentrale Lebenskraft und Fülle, die in der Erotik beschlossen liegt, in ihrer Ganzheit zu empfinden. Die Jünger jener sogenannten „freien Liebe" machen freilich geltend, daß in der Erotik Dauerzustände undenkbar seien. Das kommt daher, weil ihnen die sinnliche Augenblickserregung alles scheint, sie, die sich frei wähnen, weil sie gewaltsam eine äußere Form der Unfreiheit durchbrochen haben, die aber der wahren Freiheit entbehren, wie sie in der Herrschaft über sich selbst wie über die dunkeln Strömungen des Trieblebens zum Ausdruck kommt. An die Stelle des Wollens tritt bei ihnen die Willkür, dieweil beim wahrhaft freien Menschen das flüchtige Aufflammen des sinnlichen Triebes zum breiten und tiefen Strom innerer Zusammengehörigkeit, herzlichen Verstehens wird. Und wo der rechte Mensch ins Spiel kommt, da wird nicht leicht eine flüchtige Leidenschaft da emporlodern, wo nicht zugleich eine innige Geistesgemeinschaft möglich ist. Nur das Kind und der kindische d. h. geistig und sittlich unentwickelte Mensch wird von Eindruck zu Eindruck eilen, heute dem und morgen einem anderen Einfluß unterliegen. Der gereifte Mensch ist Eindrücken und Empfindungen schwerer zugänglich. Er ist nicht so leicht zu gewinnen, denn er will nicht beeinflußt, sondern überzeugt sein. In sein Denken und Fühlen soll das Neue völlig eingehen, es soll sein Eigen werden. Ist es das aber geworden, dann wird er es ebenso festhalten, als es schwer errungen wurde. Das gilt für das Gebiet des geistigen ebenso wie für das des Empfindungslebens.

Trotzdem sind Irrtümer hier wie dort nicht ausgeschlossen. Darum ist es unsittlich, das Empfindungsleben, wie es am prägnantesten in der Erotik zum Ausdruck kommt, mit Ketten an das konventionelle Herkommen anzuschließen. Wer eine eheliche Verbindung als einen Irrtum erkannte, der muß das Recht haben, sie jederzeit zu lösen.

Wie aber, wenn diesem Recht ein anderes sich entgegenstellt? Wenn nur der eine Teil das Verhältnis als ein Drückendes empfindet? Wenn Kinder vorhanden sind? Wer wollte sich vermessen, hier zu entscheiden? Läßt sich hier überhaupt so ganz allgemein eine zutreffende Entscheidung fällen? In diesen zartesten und vertraulichsten aller Lebensbeziehungen kann keiner uns die Wege weisen, die müssen wir ganz allein suchen und finden. Keinerlei Zwang, keine Gesetzesformel, weder die Achtung noch die Verachtung der uns umgebenden Welt dürfen in solchem Falle mitbestimmend auf uns wirken. Aber stark und verbindlich wird sich uns, vor eine solche Entscheidung gestellt, die Frage aufdrängen, ob wir aufrecht bleiben können, auch wenn wir dem anderen einen Teil unseres Selbst zum Opfer bringen müssen. Und wir werden ferner prüfen müssen, ob unser Recht auf eignes Glück, unser Anspruch des Sichauslebens größer ist als die Forderung jener, die unserer Sorge anvertraut sind. Wir dürfen nicht leichtherzig in Trümmer schlagen, was wir selbst aufbauten. Wohl aber dürfen, ja müssen wir das, wenn durch das Beharren in einem Zustand, der unsrer Wesenheit durchaus widerstrebt, die ganze Persönlichkeit zerbrechen würde, wenn das Wrack, das danach noch übrig bliebe, nicht dem Partner, nicht den Kindern Steuer, Stütze und Glück zu sein vermöchte.

Wer aber dürfte sich vermessen, da, von außen herein, ein Urteil zu fällen? Das ist heiliges Land, auf dem jeder mit sich selbst fertig werden muß. Das sind innerlichste Vorgänge, in die weder die Gesellschaft noch das Gesetz mit plumper Hand hineinfassen darf, und bei denen einem jeden Selbstverantwortung und Entscheidung überlassen werden muß.

## Gedichte von J. Hegner

I

Wir schreiten über die Felder
so Hand in Hand
und sehen mit leuchtenden Augen
ins leuchtende Land
und sehen von blühendem Leben
ein Ende nirgendwo
und schreiten langsam, ganz langsam
und freuen uns so . . .

II

Ein trübes Träumen breitet
seine schweren Schwingen.
Und ein bebebanges,
banges Wehelallen
quillt schwellend aus allen,
allen den Dingen
und schwindet doch nicht.
Als wenn ein Mädchen stünde
am Fenster des Gelasses,
tät die Stirne stöhnend
an dem Glase reiben.
Und durch die Scheiben
blinkte wie blasses
Gestein ihr Gesicht.

III

Was blieb von all der Seligkeiten
wildwütender Gewalt!
Ein Lachen, das schrill und höhnisch
und irr im Raum zerknallt.

# Aphorismen

Die Frauen sprechen immer von „den Männern", die Männer immer von „dem Weib": ein unwiderlegliches Argument dafür, daß das Weib für die Prostitution, der Mann für die Monogamie verantwortlich gemacht werden muß.

Am meisten ereifern sich gemeiniglich die Männer über die Koketterie der Frauen, denen gegenüber die Frauen am wenigsten kokett sind.

Das Sündengefühl der Frauen ist Verliebtheit in den Beichtvater.

Der Mangel an Kontrasten, die, wie die Erfahrung lehrt, immer die kontrastierenden Phänomene deutlicher zur Abhebung bringen, läßt uns manchmal das Einfache und Einheitliche übersehen. Menschen von Geist verraten bald ihre Sinnlichkeit. Wenn man dagegen die Frauen für unsinnlich hält, so rührt das daher, daß sie nur sinnlich sind.

Die Schöpfer von Werten sind gegen diese Werte verhältnismäßig gleichgiltig. Denn sie fühlen sich frei in ihrer Aktivität und in sich selber die reichsten Schöpfungsmöglichkeiten. Aber im Gegensatz dazu halten die, die selber unfruchtbar sind und von ihnen ihre Worte überkommen haben, um so zäher und mit dogmatischem Konservatismus an ihnen fest. Sie konservieren die Sitte, weil sie selber unterhalb der Sitte stehen. Daher rührt es auch, daß die Frauen die Tradition so viel ängstlicher als der Mann zu behüten bestrebt sind.

Der Mann ist naiv und kindlich; darum zieht ihn am Weibe auf einer Seite das Mütterliche, auf der anderen das Problematische, Sphinxartige an. Eben darum ist ihm von vornherein relativ wenig an der Nachkommenschaft gelegen: der Mann ist eigentlich nur dann Vater, wenn er sich dazu gezwungen sieht. Das Weib ist ohne Naivetät und Kindlichkeit. Deshalb und bloß deshalb begehrt es nach der Mutterschaft. Da es das Kind nicht in sich hat, wünscht es und begehrt das Kind außerhalb seiner selbst.

Es ist eine ebenso düstere als vielsagende Erscheinung, daß der Gegenstand unserer Liebe in demselben Maße für uns an Interesse verliert, als wir unsere Sympathie erwidert glauben.

Der fundamentale Unterschied zwischen Mann und Weib ist wohl der, daß der Mann die Erlebnisse hat, während die Erlebnisse das Weib haben.

Der Mann ist nirgend so selbstsüchtig und so sinnlich als da, wo er sich das Weib zum höchsten Ideale verklärt.

Je ernster einer die Frauen nimmt, um so weniger ernst wird er von ihnen genommen.

Die Sinnlichkeit ist bloß dort verderblich, wo sie mit dem Geiste verwechselt sein will.

Die Furcht vor einer Handlung und die geheime Sehnsucht danach, das ist überall die Formel der Sünde. Wie, und die Jungfrau fürchtet die Berührung des Geliebten, und dennoch sehnt sie sich gleichzeitig nach ihr — —?

Es ist in ganz gleichem Maß für Mann und Weib charakteristisch, daß das Glück des Weibes eben da beginnt, wo das des Mannes seinen Ausgang erreicht hat: mit der geschlechtlichen Reife.

Ob der Mann in der Liebe sich selber haßt oder das Weib, in beiden Fällen ist dieser Haß ein Aufruhr der Keuschheit in ihm. Dort haßt er sich selber, weil seine Sinnlichkeit das Weib begehrt, hier haßt er das Weib, weil das Weib seine Sinnlichkeit begehrt.

Die Sehnsucht des modernen Weibes, dem Manne geistig ebenbürtig zu werden, der mit einem Male so intensiv aufflackernde Erkenntnistrieb hat seine Kehrseite. Die Frauen wollen allerdings über die Grenze, aber nicht das Licht des Geistes drängt sie dahin, sondern ihre Unkenntnis dessen, was auf dem jenseitigen Grenzgebiet liegt. Das geheimnisvolle Dunkel, das um jene Fernen spielt, reizt sie am stärksten. Der Zauber des Geheimnisses fesselt ihre Sinnlichkeit. Sie hoffen im stillen, daß es dort neue Provinzen gibt, die sie ihr einverleiben können.

Die Liebe des Weibes zur Gelehrsamkeit ist bloß eine sublimere Form der Rache am Mann.

Die Ehe ist das unfehlbarste Mittel für den Mann, um über das Ideal des Weibes, für das Weib, um über das Ideal des Mannes hinauszukommen, indem sich jeder Teil an der Person des andern vergreift.

Die Seele des Weibes ist der tote Punkt im Weltall; und gleichzeitig der Punkt, um den sich das ganze Weltall dreht.

Das meiste Unglück in der Liebe rührt nicht von der Treulosigkeit und Gleichgiltigkeit eines der beiden Teile her, sondern allein daher, daß sich jeder vom andern ein ideales Bild entwirft, und ihm es nicht verzeihen kann, wenn er so wenig diesem Bild zu entsprechen vermag.

Das Weib will glücklich sein, der Mann will glücklich gewesen sein.

Oscar Ewald.

# Dichterischer Impressionismus

## Studie von Karl Heckel, Mannheim

Der dichterische Impressionismus hat ein neues Buch aufzuweisen, das zum mindesten als Experiment besonderes Interesse herausfordert. „Pipin, ein Sommererlebnis“ von Rosa Mayreder verzichtet konsequent auf alles, was geeignet erscheint, den Figuren jene naive Plastik zu verleihen, die Goethe fordert. Wir erfahren nichts, was der Erzähler nur von Dichters Gnaden mitzuteilen vermöchte, sondern nur, was er tatsächlich als Zeuge beobachten konnte.

„Jeder handelt nach seinen verborgenen Gründen, geht nach seinem heimlichen Ziele, und der Zuschauer deutet die äußeren Zeichen. Die innere Seite des Geschehens bleibt unsichtbar und unmittelbar; sie muß erraten werden, wie man ein Rätsel löst. Darin liegt eine Gefahr des Lebens, aber auch ein Zauber. Wer das erfahren hat, wird es vorziehen, wenn der Zuschauer sich nicht in einen Erzähler verwandelt.“

Gerade das mochte der alten Schule als wichtigste Aufgabe erscheinen „die innere Seite des Geschehens“ bloßzulegen. Mayreder verweist uns auf das Erraten. Sie verzichtet darauf, das Räderwerk der Reize und Motive bloßzulegen.

Würde diese Beschränkung als allgemeine ästhetische Forderung auftreten, so hätten wir alle Ursache, dagegen mancherlei einzuwenden.

Laßt ein Kunstwerk sich offen als Kunstwerk bekennen! Denn damit, daß es den Charakter von Memoiren annimmt und sich die früher dabei erlaubte Willkür versagt, ist nichts gewonnen. Andererseits sei anerkannt, daß Mayreders Versuch im modernen Leben wurzelt.

Das altmodische kleinstädtische Behagen am ganzen Menschen, seine kleinsten Bedürfnisse und Gefühlchen mit eingeschlossen, geht uns heute ab. Es genügen uns „Lichter“, wo wir früher Durchleuchtung bis zur Durchsichtigkeit verlangten. Aber wir schließen auch nicht mehr aus der Erkenntnis einer Seite auf den übrigen Menschen, sondern anerkennen seine Kompliziertheit. Damit erfährt die Auslese in der Kunst eine Wandlung. So betrachtet, bedeutet das Buch eine interessante moderne Erscheinung, deren Wert dadurch erhöht wird, daß es Mayreder gelungen ist, uns nicht nur eine skizzenhafte Studie, sondern im Gegensatz zu den meisten Erzeugnissen des Impressionismus in der Malerei, ein geschlossenes Bild zu bieten.

Pipin ist ein von Natur mit gesunden Instinkten versehener, aber geistig kurzsichtiger Mensch von gutmütigster Menschenfreundlichkeit. Im Bestreben, sich zum Geistesmenschen zu wandeln, greift er sehend fehl, wo er blind das Rechte getroffen hätte, um endlich, auch als betrogener Ehemann, doch wieder mit seltenem Amor fati ins Gleichgewicht zu kommen.

Es ist charakteristisch, daß Mayreder den Schluß des Romans voranstellt. Wohl in der bewußten Absicht, nicht für das Endergebnis an sich zu interessieren, sondern eben dafür, wie es geschehen konnte; es ist ferner charakteristisch, daß der Held nicht im Vordergrund steht, sondern daß die Blicke, die von anderen Personen emporsteigen, an diesen unsicher werden und dann erst zu Pipin, als einer ferneren und doch schärfer umrissenen Erscheinung, hinabgleiten. Er ist es, der unsere Teilnahme erwirbt, wenn alle Anderen nur unseren Intellekt interessieren, sein Schicksal geht auch dem unbefangenen Leser zu Herzen, während die übrigen Gestalten und ihre Gespräche Freude an Subtilitäten voraussetzen.

Darin findet sich reiche Ernte.

„Die Geister phosphoreszieren in ihrer beständigen Reibung.“ Der Reichtum an Reflexionen und Meditationen, die in künstlerisch vollendeter Form dargeboten werden, ist ein außerordentlicher, ohne daß dadurch die Einheitlichkeit des Buches als Dichtung gestört würde. Am meisten aber kommt Mayreder der Impressionismus zu statten, wenn es gilt, als Gegenbild Pipins einen Menschen zu zeichnen, von dem es heißt: „gibt es in seinem Leben keine Erlebnisse, sondern nur Meinungen und Anschauungen? Nur intellektuelle Begebenheiten?“ Und der von sich sagt: „Ist man nicht ein Narr, wenn man sich vor dem Unglück fürchtet? Was könnte mir schließlich dabei geschehen? Unglücklich werden? Als ob ich jetzt glücklich wäre! Was hat man denn davon, daß man im Leben immer mit heiler Haut davon gekommen ist, dank seiner höheren Besonnenheit, dank seiner höheren Einsicht —? Man leidet zuletzt an seiner heilen Haut eben so sehr als an allen Wunden der Enttäuschung und Verbitterung.“

Der Charakter des lebendigen Gesprächs und der unmittelbaren brieflichen Wiedergabe ist mit erstaunlicher Geschmeidigkeit gewahrt. Aber nicht nur Satire und köstlicher Sarkasmus stacheln unsere Aufmerksamkeit, sondern auch die Vieldeutigkeit der Impressionen bei Worten und Handlungen wird sehr geschickt verwertet, um uns in Spannung zu halten.

Durch hohe Lebensanschauung und auf das Feinste unterscheidende Empfindung bedeutet Mayreders Buch einen Erfolg neuer Kunst. Vor allem aber darum, daß es ihr gelungen ist, grundsätzlich auf Sentimentalität und Moral als gewohnten Untergrund zu verzichten. Wohl mag die Klage berechtigt sein, daß es im Allgemeinen an Unmittelbarkeit fehle, daß Vieles allzu sehr nur für die Freude des künstlerisch erkennenden Geistes geschaffen sei. La nuance, rien que la nuance!

Aber auch wenn „Pipin“ als Dichtwerk nur anregend, nicht vorbildlich wirken sollte, bedeutet es einen wohl zu vermerkenden Schritt auf dem Wege, der modernes Leben und moderne Kunst einander nähert. Darin hält es, was Mayreder mit dem satirischen Skizzenbuch „Übergänge“ versprochen hat.

Der Roman „Pipin“ steht unter dem Stern Nietzsches.

Aber gerade Nietzsche lehrte uns auch, daß den Erkenntnissen instinktive Begierden zu Grunde liegen.

„Jeder handelt nach seinen verborgenen Gründen“ sagt Mayreder. Aber nein: Jeder handelt nach seinen verborgenen Trieben. Was an ihm konstitutiv ist, entscheidet vor allem. Hier versagt der Impressionismus. Von der innersten Natur des Menschen erfahren wir allzu wenig. Hier wird ihm seine Selbstbeschränkung zur unübersteigbaren Mauer. Der Satz Mayreders „unser ganzes Wissen von dem, was in den Seelen unserer Nebenmenschen vorgeht, ist ja nichts als willkürliche Interpretation!“ bedeutet in seiner Anwendung auf die Kunst eine sehr bedenkliche Agnosie.

Am unverständlichsten bleibt uns die künftige Frau Pipins. Daß sie sich schon als Mädchen einem ihrer Umwerber hingibt, dafür können wir uns wohl aus den Umständen einige Erklärungen zusammenklauben, aber dichterisch

wird es uns nicht zum Verständnis gebracht. Gerade an dieser Gestalt kommt die Unzulänglichkeit nur zuschauend, fein beobachtender, nicht aber dichterisch erzählender Methode zum Vorschein. Ein Thema, das Mayreder wiederholt anschlägt, nämlich das Verhältnis von instinktiver und bewußter Lebensführung, verdient auch dem Dichtwerk gegenüber die größte Beachtung. Denn auch im Dichtwerk, als Organismus betrachtet, wird nur das Instinktive sich als schöpferisch lebenspendend erweisen, während der künstlerische Verstand immer nur ordnend einzugreifen hat.

Ich mußte mich begnügen, Mayreders Buch einseitig vom Standpunkt einer ästhetischen Theorie zu betrachten. Daß die Fülle geistreicher Einfälle, reiner lyrischer Stellen und bildstarker epischer Schilderungen dazu beitragen, den Leser alle Theorien vergessen zu machen, sei gerne zugestanden. Vor allem aber wird das Buch — ungeachtet allem Für und Wider — seine Freunde im Kreise Solcher finden, die Mayreders Freude an subtilen Gedanken und Gefühlen teilen und Ohr und Auge haben für die feinen Schattierungen ihrer künstlerischen Darstellung.

# Gedichte von Ottokar Winicky

## Das Gürtelband

Gott grüſs Euch, Meister Goldschmied!
Ich brauch ein kostbar Gürtelband
von eurer vielbewährten Hand,
übt eure ganze Kunst;
ich will euch schenken Gut und Land,
formt ihr mir sinnig und gewandt
Das Zeichen meiner Brunst.

Fügt in das Gürtelband hinein
der Milchopale feuchten Schein,
gefaſst in güldnem Grund;
laſst dann an sieben Stellen fein
versehrt die bleichen Steine sein,
von Blutrubinen wund.

Denn wisset! Keuscher Glieder Pracht
ist dieser Gürtel zugedacht,
beeilt euch, Meister, sehr!
In einer tödlichen Liebesnacht
schnall ich um glühe Hüften sacht
den Gürtel, kühl und schwer.

## Narrenlied

Und immer die gleiche klägliche Not,
ein harter Bissen das tägliche Brot
und Sorgen in allen Winkeln —
nun haben sie mich zum König gekrönt,
nun neigen sich mir, die mich verhöhnt,
die Stolzen in ihren Dünkeln.

Mir aber wurde die Not so lieb
und teuer das Gut, das dem darbenden blieb,
daſs ich mich gar nicht freue,
daſs ich den ganzen Krönungstand
mit leichter, seichter Verschwenderhand
Dem staunenden Pöbel streue.

## Pagenlied

Der Page hatte ein schweres Amt,
der Königin muſst er die Nägelchen stutzen,
feilen und putzen,
und ihre Hände waren wie Samt.

Der Page war sehr geschickt und genau,
handhabte die Schere und Nagelfeile
mit vieler Kunst und geschäftiger Eile
und stand in Gunst bei der hohen Frau.

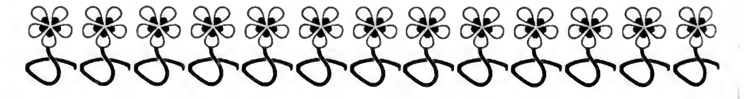
Doch also geschah es dem Pagen einmal,
daſs er küssen muſst die zierlichen Hände —
da nahm sie den Dolch von seiner Lende
und stieſs ihm ins Herz den scharfen Stahl.

## Finale

Der tollen Nächte Feste sind vorbei,
Durch arme Gassen schlepp ich mich verdrossen,
wohin? — ich weiſs es nicht, mir einerlei.

Der goldne Feuerwein, er ist vergossen,
verstummt der Geigen sündige Melodei,
und meine Lippen ätzen saure Glossen.

Der tollen Nächte Feste sind vorbei,
Das Tor geschlossen.






# Die Halb-Alten („Les Demi-Vieilles")

Roman von Yvette Guilbert (Einzig autorisierte Ausgabe) Deutsch von Ludwig Wechsler

(7. Fortsetzung.)

Esther war außer sich vor Schmerz und nicht einmal der kindische, aber trotzdem so trostreiche Wahn wurde ihr zuteil, daß ihr Geliebter eine Lüge erfunden hätte, um sie gewissermaßen zu beruhigen; nein, offen und ehrlich, wenngleich voll trauriger Höflichkeit gestand er ihr, daß er sie nicht mehr liebe, daß die Gleichgiltigkeit, die sie ihm einflöße, mit jedem Tage größer werde, daß er sie verlassen müsse, sie, die er für immer zu lieben gemeint. Und zum Schluß fügte er hinzu: „Welch ein Glück, Theuerste, daß wir nicht verheiratet sind, denn dadurch wären Sie fortan verhindert, Ihr Glück anderwärts zu suchen und zu finden . . ."

Niemals noch war jemand mit größerer Höflichkeit an die Luft gesetzt worden . . .

Sie gerät in einen Kreis welterfahrener Menschen, unter denen sich Freunde für sie finden, die ihr den Rat geben, zum Theater zu gehen; sie studiert mit eisernem Fleiß, allein ihre Familie — und die ihres Gatten — verweigern ihr, als man von ihrem Entschluß Kenntnis erhält, jede weitere Unterstützung; einer Frau, sagen sie, die, um ihr Kind aus eigener Kraft zu erziehen, den Beruf, dem sie sich widmet, offen eingesteht, gewähren sie keine Hilfe.

So lange sie mit Blaye gelebt, hatten die guten Leute die Augen zugedrückt und ihr nach wie vor ihr kleines Monatsgehalt ausbezahlt; nun sie sich aber keinen Geliebten mehr halten, sondern wirklich arbeiten, von ihrem Einkommen als Schauspielerin leben will, — oh nein, für derartiges haben die wackeren Spießbürger kein Verständnis!

Und Esther lebt fortan in einer kleinen, möblierten Wohnung in der Guénégaudstraße, die aus zwei armseligen Zimmern besteht; das eine bewohnt sie, das andere ihr kleiner Pierre, der noch kaum laufen kann, ihren Lebensunterhalt bestreitet sie aus dem Verkauf ihrer Nippsachen, ihrer Juwelen, ihres Silberzeuges und mit dem lächerlich kleinen Geldbetrage, den ihr Blaye geschickt, als er seine Beziehungen zu ihr abgebrochen hatte.

Zwei Jahre verstreichen in angestrengter Arbeit, in der sie keine Pause eintreten läßt; sie lebt ausschließlich ihrem Sohne und ihren Klassikern, bis ihr Professor endlich erklärt, daß sie öffentlich auftreten könne. Nun hat sie ihr Brot, kann sie aufatmen, lächelt ihr der Erfolg, der sich für ständig an ihre Fersen heftet, bis der Abend kommt, da ihr Paris zujubelt, sie zu seinem erklärten Liebling erhebt und ihr mit einem Schlage alle Sorgen vom Halse nimmt.

Fünf volle Jahre, von ihrem zweiundzwanzigsten bis zu ihrem siebenundzwanzigsten, bleibt sie allein; diese Zeit bedeutet die jungfräuliche Periode für sie. Sie kennt nichts als ihren Sohn und ihre Kunst.

Da erscheint ein Mann und dieser Mann gewinnt eine ungeahnte Bedeutung für ihr weiteres Leben. Es ist das ein Poet, eine leidenschaftliche, ehrliche Seele, voll Verständnis für den herrlichen Charakter Esther Renots; vorerst bemächtigt er sich nur ihres Geistes, wird dann zum absoluten Alleinherrscher und unterwirft sie schließlich derart seinem Willen, daß sie zum energielosen Werkzeug in seinen Händen wird, zu einem Werkzeug, dem er je

nach Gutdünken herrliche Geistesregungen oder höchste Liebesbezeugungen verdankt.

Sie gleicht unter seinen Händen einer lebenden Harfe, einer sprechenden Lyra, wird harmonisch wie der Schmerz und schmerzvoll wie die Harmonie, was bisher in ihr geschlummert, erwacht zu herrlichem, vibrierenden Leben: die glorreiche Periode der schaffenden Künstlerin bricht an für sie, der Geliebte hat den endgiltigen, vollständigen Sieg über die Jungfrau davongetragen ... Sie selbst wußte gar nichts, er aber wußte alles, und eine Reihe von Jahren voll eines unvergleichlichen, auf die Spitze getriebenen Glückes nimmt ihren Anfang, eines Glückes, in dem die mit höchster Kunst unterhaltene Verzücktheit sie beide in eine Atmosphäre versetzt, die mit der irdischen Erde nichts mehr gemein hat.

Sie schwebten fortwährend in höheren Regionen, denn beide waren sie Künstler, und geistig und körperlich durchlebten sie Minuten, die Ausnahmsjahren gleichkommen, Jahren, wie sie sich im Leben niemals wiederholen, einzig und unerreicht in ihrer Art.

Sie erinnert sich, daß sie einunddreißig Jahre alt war, als der Unvergeßliche sie verließ ... offenbar hatte er sie ebenso satt bekommen, wie sein Vorgänger ... Hatte die Sache aber nicht doch vier Jahre gewährt? Und was kann man heutzutage, in unserem raschlebigen, leichtfertigen Zeitalter weiter verlangen?

Trotzdem währte es drei volle Jahre, bis auch die letzte Erinnerung an ihn geschwunden war ... Es war sehr schwer gewesen, sich von der Erinnerung an diesen Mann loszumachen; allein das Leben wirkt wie ein Mühlstein, der alles zermalmt, alles vernichtet, Trauer, Bedauern und alles andere gleicherweise ...

Und nun folgte eine Epoche sinnlosen Genießens, sofortigen Zustimmens ... ein krankhaftes Bedürfnis, möglichst viel in möglichst kurzer Zeit zu verkosten, mit der im Hintergrunde lauernden leisen Hoffnung, endlich Befriedigung des unstillbaren Herzenssehnens zu finden ... in dieser Art wilder Jagd, die ihr stets nur Bitternis und Enttäuschung brachte!

Ach, dieser letzte in der Reihe, den sie mehr mit dem Herzen, denn mit den Sinnen geliebt, weil er ihr weniger egoistisch, weniger gewöhnlich wie die anderen zu sein schien, der so leicht zu erschüttern, zu Thränen zu rühren war und dessen glatte, sanfte Außenseite die unbewußte Wildheit verhüllte, die in ihm wohnte. Aber nach anderthalb Jahren, die in stiller, fast friedlicher Liebe verflossen waren, kam sie gebieterisch zum Durchbruch, und nichts brachte sie mehr zum Schweigen.

So oft sie zu ihm sagte: „Liebe mich weiter! wie eine Schwester, wie eine Freundin, nur verlasse mich nicht ... sondern behalte mich, ich werde so bescheiden sein und dich ganz freigeben ... nur laß mich nicht fort, denn ich liebe dich und hänge an dir ...“ rief er angesichts der weinenden, zitternden, gequälten Frau aus: „Ja ... ja ... bleibe ... komm ..“ und dann riß er sie gewaltsam an sich, um sich an ihrem Besitz zu erfreuen. Meinte die arme Frau aber in höchster Liebeswonne ihn wiedererobert zu haben, rief sie voll seliger Hoffnung aus: „Ach, du liebst mich ja doch ... du siehst ja selbst, daß du mich liebst ...“ so erwiderte er kalt: „Nein ... nein ...“ und ließ sie fassungslos, von Schmerz durchwühlt, mit wild klopfenden Pulsen und aufgepeitschten Sinnen zurück, denn für dieses Verhalten hatte sie kein Verständnis mehr.

Bei der Erinnerung an diese Epoche ihres Lebens fühlte sich Esther von einem wilden Schauer gepackt, und Thränen entstürzten ihren Augen.

Welche Thorheit drängte sie denn eigentlich, um jeden Preis die Freude des Lebens zu suchen? Es war doch wirklich unerhört kindisch von ihr, daß sie sich einbildete, es könne einen Mann hienieden geben, wie sie sich einen idealisierte ...

Bis zu ihrem vierzigsten Jahr bestand sie im Laufe ihrer unablässigen Streifzüge zahllose Abenteuer von längerer oder kürzerer Dauer, hatte sie Geliebte, deren sie sich bemächtigte, denen sie sich aber nicht hingab, die sie wählte, gleichwie man früher sie gewählt hatte, einzig und allein nur um des Vergnügens willen, und

die sie verließ, ganz verwundert darob, daß jene traurig zu sein schienen, denn sie hatte ihre Begierden nur aufgestachelt, ohne sie zu befriedigen.

Dann ward sie eines schönen Tages von Abscheu vor sich selbst erfaßt, und sie vermehrte die große Zahl jener, die sie verachtete, ohne daß sie für sich selbst die Nachsicht bethätigen konnte, die sie trotzalledem für die anderen gehabt; sie beklagte sich nicht, sondern war über sich selbst empört. Sie züchtigte sich selbst, und tiefe Scham erfaßte sie ob ihrer Thorheit, ihres unstillbaren Sehnens, ob des Unmöglichen und Unwiederbringlichen, Scham ob dieses Kampfes gegen das Schicksal, gegen das Verhängnis, gegen Gott selbst, der nicht wollte, daß sie jemals aufrichtig und ehrlich geliebt werde, rein nur um ihrer selbst willen . . .

Trug sie vielleicht selbst die Schuld daran? O nein! Sie war von Natur aus zärtlich, sanft und vornehmlich treu und beständig veranlagt, war überdies von biederen und in ihren Anschauungen sehr strengen Spießbürgern in der Provinz erzogen worden, die sie lehrten, in der Liebe nur die streng vorschriftsmäßige Verbindung zwischen einer Jungfrau und deren Gatten zu erblicken; in diesen fast ans Klösterliche grenzenden weisen Ideen hatte sie sich vermählt, und zwar unglücklich vermählt mit einem Manne, der allen anderen Männern glich, die in den gleichen Ideen, von den gleichen Eltern erzogen werden, von Eltern, die nur ein und obendrein unmoralisches Bestreben zu kennen scheinen, den „Sturz des Engels" zu beschleunigen. Beunruhigen sich etwa nicht alle Väter ob der allzu langwährenden Jungfräulichkeit ihrer Söhne? Drücken die Mütter etwa nicht mit verständnisvoller Miene die Augen zu, wenn der junge Mann die ersten, von ihnen erwünschten Seitensprünge macht? Muß er sich nicht etwa die Hörner abstoßen, wie man sich auszudrücken pflegt, und läßt man ihm nicht etwa einige Silberstücke in die Tasche gleiten, wenn er die erste durchschwärmte Nacht hinter sich hat, ist man ihm nicht sogar behilflich, „Bekanntschaften zu machen", und lächeln sich Vater und Mutter nicht halb verstohlen glückselig zu, wenn ihr Sohn von den Mädchen gefürchtet wird, die er in die Ecken drängt, ermutigt, fast genötigt durch seine Familie, die aus der Sache eine Frage der Hygiene macht? Wird die männliche Jugend in den Erziehungsinstituten durch die dort herrschende Sittenlosigkeit nicht etwa der Ausschweifung in die Arme geführt, indem die Wissenden die Unwissenden belehren, und bringt man durch schlechte Ratschläge und schlechte Beispiele der männlichen Generation nicht etwa die Ueberzeugung bei, daß sie das Recht, beinahe die Pflicht habe, ihren Körper zu prostituieren, sich und ihre Sinne an eine ewige Abwechselung in ihren Empfindungen zu gewöhnen, und wachsen die jungen Leute nicht etwa in der festen Meinung heran, daß die Prostitution, die zur allgemeinen Gewohnheit geworden, nicht einmal entwürdigend sei, weil sie allenthalben gestattet und geduldet wird?

Welch seltsamen Begriff machen sich denn alle diese Mütter heranwachsender Jünglinge von der Männlichkeit?

Gestattet denn die „erhabene Jugend", daß zwischen männlich und weiblich ein Unterschied gemacht werde? und fordert sie nicht für beide Geschlechter die gleiche Scham und Zurückhaltung? die gleichen Grundsätze, deren Leitmotiv in der Achtung vor sich selbst gipfelt? Auf welcher Zukunftsgrundlage basiert denn die mütterliche Nachsicht aller dieser Frauen, die bei ihren Söhnen einen leichtfertigen Lebenswandel begünstigen, den sie bei ihren Ehemännern nicht genug beklagen konnten?

Sind sie sich denn nicht klar darüber, daß sie eine förmliche Zucht von schlechten Ehemännern für andere betreiben, und daß der Mann, der ganz sicherlich die Instinkte des Affen mit sich zur Welt bringt, eine noch sorgfältigere, besser überwachte und vornehmlich vernünftigere Erziehung erhalten müßte wie die Frau?

Es ist doch im höchsten Grade regelwidrig, ja unsinnig sogar, daß die Mütter ihre Töchter stets im Hinblick auf die Männer, niemals aber ihre Söhne im Hinblick auf die Frauen zu erziehen suchen!

In dieser auf das äußerste getriebenen Sorglosigkeit kommt die ganze weibliche Schlauheit

zur Geltung; es hat rein den Anschein, als wollte keine einzige Frau jenes Glück säen, das eine ihrer Geschlechtsgenossinnen ernten könnte ... Ach, die Frauen, die Frauen, ihnen zürnte Esther in erster Reihe, denn sie erziehen lauter rückgratlose Lüstlinge, denen sie — und andere — ihre Schmerzen, ihren Kummer und ihre Einsamkeit zu verdanken haben. Die Frau ist im grunde genommen ebenso der Feind der Frau, wie der Mann, und da Esther auf niemanden zählen konnte, so wendete sie sich der Arbeit zu, um Ruhm und Erfolge zu ernten. Die Unabhängigkeit kam erst an dritter Stelle, denn diese ist im Leben des öffentlich wirkenden Künstlers stets eine relative, der bald von dem einen, bald von dem anderen, aber immer von jemandem abhängt. Seit drei Jahren wird sie nun von den Männern rein platonisch angebetet, die ihre Kälte, ihre Zurückhaltung, ihre Keuschheit um so weniger begreifen können, als man in ganz Paris weiß, daß sie schon lange ohne Liebhaber lebt.

Weshalb also ergriff sie mit solcher Hast die Gelegenheit, die sich ihr in Maurice Roval darbot?

Esther legt sich zuweilen diese Frage selbst vor, aber niemals für lange, denn sie weiß, wie alt sie ist ... und ihr Beruf wird sie nicht begünstigen, wenn sie dem Glück nicht selbst zu Hilfe kommt. Dieses Glück sind die ihr auf den Leib geschriebenen dankbaren Rollen, und Roval wird ihr sicherlich welche schreiben, solange ihre Beziehungen zueinander bestehen ... Es giebt eine solche Menge schöner und junger Schauspielerinnen, die von Jahr zu Jahr an Kunst und Uebung gewinnen ... und sie, die Arme, will sich um so weniger von ihrem Platz verdrängen lassen, als das Leben für sie jeglichen Wert und Reiz verlieren würde, wenn sie der Freude an der Arbeit, am Schaffen, der Aufregungen immer neuer Triumphe beraubt werden sollte ... Was würde ihr übrigbleiben, wenn dies jemals der Fall wäre? Und bei diesem Gedanken verdüsterte sich das Gesicht Esthers, und mit tieftraurig verzogenem Munde murmelte sie: „Der Selbstmord ... ja ... ein solcher würde allem ein Ende machen ..." Doch mit einemmale tritt eine große Reaktion in ihr ein; sie richtet sich heftig empor und sagt sich: Nein, nein, es muß gekämpft werden, um jung, scheinbar jung zu bleiben. Sie ermannt sich ... Nein, noch gehört die Zukunft für lange Zeit ihr! War doch Maurice hinreichend verliebt ... und wie diese Liaison enden würde? Bah! daran braucht man momentan nicht zu denken, zu viel Nachdenken erzeugt Falten im Gesicht ...

Und da steht sie nun hochaufgerichtet in dem halbdunklen Speisezimmer und begiebt sich leichten Schrittes in ihr Schlafzimmer, um die Vorbereitungen für das Diner und hernach für das Theater zu treffen; die neue Liebe, die in ihr Leben eingezogen, scheint sie nicht mehr aufzuregen, als wenn es sich um eine ganz nichtige, unbedeutende Sache gehandelt hätte. Ihrer Ueberzeugung nach könnte sie nichts veranlassen, von dem Verhalten abzuweichen, das sie nun schon seit Jahren befolgt, und diese neue Liebschaft wird bloß einen neuen Merkstein in ihrer unverdrossenen, steten Arbeit bilden ... Es handelt sich ganz einfach um eine gemeinschaftliche Arbeit, und ihr Dank wird darin bestehen, daß sie sich als anmutige und selbstverständlich freudig gewährende Liebhaberin giebt.

(Fortsetzung folgt.)

# Abendgang von Wilhelm von Scholz

**aus dem „Spiegel"**

Das ist unser kalter Abendgang.
Herbst. Blätter fallen wegentlang.
Nasse Äste tragen den Himmel, der bleich
und dunstig niederhängt über den Teich.

Die Brücke. Trüber Laternenschein
fällt schwankend in schmutzigen Schlamm hinein.
Vorüber. Dunkel wie Menschen stehn
die Bäume und sehn uns weitergehn.

# Dichterseele

Novelle von Robert Jaffé

(Schluß.)

Am 6. Dezember.

So konnte ich es kaum noch erwarten, den entscheidenden Gang in die Wirklichkeit hinein zu tun und von ihrem Vater die Sicherung unseres Herzensbundes zu erbitten. Während ich nun, vorbei an den Winterbäumen in Rauhreif, die wie von glitzernden, weißen, eisigen Märchenschleiern umhüllt erschienen, ihrer Wohnung zuschritt, mußte ich daran denken, wie es einmal in meiner kleinen Heimatsstadt bekannt geworden war, als ein reicher Kaufmann seine Tochter, die schon für einen Lehrer eine Herzensneigung hatte, zur Ehe mit einem reicheren Arzte zwang. Nun schien es mir, als ob auch alle Räume ihrer Wohnung von einer ganz bestimmten, feinen Stimmung vollgesogen, wie mit Beschwörungen und Tränen getränkt wären und gleichsam von heftigen Reden zwischen Familienangehörigen widerhallten; und während dieser Auseinandersetzungen hatte die weite Flucht der hellen, sonnendurchglänzten Zimmer in solcher Stille dagelegen, daß jeder Schritt und jedes Zufallen von Türen ein Echo gab. Als mir dann im Vorzimmer nur Elsens Schwester entgegenkam, ging ich mit so vollem Herzen auf sie zu, wie wenn man nach längerer oder kürzerer Verbannung in die alte, gewohnte Heimat zurückkehrt. Man hat sich dort in der Fremde so sehr nach dem lieben, jungen Familienkreise, in dem man die reizendsten Tage verlebt hat, gesehnt, und wenn man nun in den Alleen dem rotwangigen Knäblein jenes Ehepaares begegnet, betrachtet man es mit einem bisher ungekannten Interesse, und eine unermeßliche Zärtlichkeit will sich auf das Kind stürzen. Ich trat auch dem Vater in inniger, froher Zuversicht gegenüber, als ich ihn um die Hand seiner Tochter bat. Aber der Vater entgegnete mir:

Auf Poeten und Studenten ist kein Verlaß; die sehen, ehe sie so weit gekommen sind, daß sie sich ein Heim gründen können, noch manches andere reizende Mädchen; so vergessen sie bald ihre früheren Absichten. Und ein Mädchen ist dann unglücklich geworden.

Ich sagte ihm mit schönen, maßvollen Worten, wie tief und innig meine Liebe für Else wäre, und wie sie sich niemals würde abschwächen können.

Ich kann ja keine Gewähr haben, daß Sie Ihre Studien zu einem gedeihlichen Ende führen; Sie haben ja einmal von Ihren poetischen Plänen erzählt, und so mögen Sie eine recht phantastische Natur sein. Ich aber muß daran denken, daß meine Tochter auch später ein angenehmes, trauliches Heim hat, wie wir es ihr bisher geschaffen, und an das sie gewöhnt ist. Und ich darf doch nicht warten, bis meine Tochter verblüht sein könnte.

Nun spürte ich den Widerstand deutlich genug. Aber ich glaubte, daß ich ihn würde überwinden können. Wenn auch das Glück einem zumeist in weichen, kampflosen Szenen zu teil wird, so wäre es doch zu zart, wenn man den Kampf nicht aufnehmen wollte. Wenn sich auch übermächtige, gewaltige Schicksalswogen gegen die wie zu flehender Abwehr emporgehaltenen Hände heranwälzen, können wir sie nicht mit diesen Händen auch wirklich abwehren? Man hofft doch immer so lange auf das Angenehme, bis man dem ernsten Schicksal ganz nahe, Aug' in Auge gegenübersteht, bis die schwere, eiserne Gefängnistür ins Schloß gefallen ist. Ich fragte den Vater:

Und wenn Ihrer Tochter darüber das Herz bricht —?

Daran glaube ich nicht. Ich kenne die Natur meiner Tochter; ich weiß, daß der Schmerz nur kurze Zeit bei ihr anhalten, und daß sie bald einsehen wird, wie wir zu ihrem Besten gesorgt haben.

Ach, nicht weil er fürchtet, daß ich sie nicht würde mit schweren, schönen Kleidern bedecken, in schön geschmückten Räumen führen und auf leichte Schaukelstühle niedersetzen können, nicht darum weichert mir der Vater die Hand seiner Tochter; sondern er fühlt, daß ich nicht zu denen zähle, für die das Geld den spiegelblanken, leuchtenden Schein hat wie für die feineren Naturen erst die Schönheit. Er sagte jetzt auch:

Ich erwarte nun von Ihnen, daß Sie sich ferner nicht mehr meiner Tochter nähern und den Verkehr mit unserem Hause abbrechen werden.

O, das Unglück ist wahrer, unverlogener als das Glück, der Schmerz wahrer als die Freude. Unglück und Schmerz sind gleichsam *wirklicher*.

Ich habe Else schon einem anderen jungen Manne zugedacht, den ihr Großvater jüngst kennen gelernt hat, und der ihrer gewiß nicht unwert sein wird.

Das Herz schien mir mit einemmal stille zu stehen; ich lebte nur noch als Automat nach außen. Ich war ja längst gewohnt, daß in meinem Innern eine eigene Welt in wasserfarbenem Scheine lebte und sich regte und ich mit dieser,

nach außen erstarrt, wie ein Automat dastand. Jetzt schwankte und taumelte ich auf die Straße hinunter. Knaben, die am Wege kauerten und spielten, hoben sich vom Boden auf und sahen mir nach. Sie sprachen kein Wort des Hohnes und des Übermuts. Es war ein geisterhaftes Schweigen. Ich spürte, welches Mitleid ihnen mein bleiches Antlitz eingeflößt haben mochte. Noch einmal flog in mir das Gefühl der Vereinsamung hoch und umfing mein Herz. Wie wird es erst, wenn ich einen grauen Bart tragen werde —! Nicht denken! Nicht denken! Aber es ist noch ein Leben, das fordert, daß man es nicht bedenke! Ein rauher, scharfer, eisigkalter Wind fegte dann durch die Straßen und brauste durch die Anlagen an den weiten öffentlichen Plätzen. Er entzündete eine brennende Hitze auf den Wangen der Menschen und schnitt ihnen mit kleinen, feinen Klingen ins Gesicht. Viele hatten mit verzerrten Gesichtern den Kragen des Überrocks hoch geschlagen, und andere hielten die Hüte fest, die im Begriffe waren fortzufliegen. Aber die meisten trugen wohlverschnürte Pakete unter den Armen oder mit Bindfaden zugebundene Pappkartons in den Händen, und der Alltag hatte seinen hastenden, geschäftigen Fortgang.

Als ich die schlichten Blätter zu Ende gelesen hatte, tauchte das Bild des alten Mannes, den ich doch noch gesehen, immer wieder vor mir auf, und nun erschien mir die hohe, breitschultrige Gestalt wie gebeugt neben und über den lieblichen, jungen Töchtern der Frau, die er einstens geliebt. Ich hatte ihn, nachdem ich bereits meine Universitätsstudien begonnen, auch einmal persönlich kennen gelernt. Er war mit dem alten, weißhaarigen Direktor unseres Gymnasiums befreundet worden, sie hatten sich in gemeinsamen Bestrebungen für eine harmonische, griechische, turnerische Ausbildung gefunden; dann hatten sie in einer vornehmen Trinkstube, deren Wirt, durch Krankheit ans Zimmer gefesselt, niemals auf den Straßen zu sehen war, und die neben dem Rathause am Marktplatze gleichsam in einer feinen, silbernen Stille dalag, oft zusammen beim Weine gesessen und waren zusammen durch die vom Mondschein hellen Gassen gewandelt. So konnte ich ihn angehen, als der Direktor zugleich mit seinem Gymnasium ein Jubiläum feierte und ich im Auftrag eines Festkomitees von ehemaligen Schülern erforschen sollte, welches Festgeschenk dem alten Lehrer am willkommensten sein könnte. Der Schriftsteller gab auch aufs bereitwilligste Auskunft. Der Jubilar wünschte sich vor allem keine Bücher; denn er hatte sich die Augen schon längst müde gelesen; aber er wünschte, daß das zu dieser Absicht gesammelte Geld zur Anfertigung eines Ölbildes von ihm, das in der Aula des Gymnasiums zur bleibenden Erinnerung aufgehängt werden könnte, oder zur Begründung einer seinen Namen tragenden kleinen Stiftung verwendet werden möge. Dies alles hatte mir der alte Herr mit einer seltsam verschleierten und bewegten Eindringlichkeit gesagt. Jetzt, nachdem ich also seine Aufzeichnungen gelesen, konnte ich ihn nur noch an seinem Grabe besuchen, und dazu bot auch ein zufälliger, vorübergehender Aufenthalt in dem Orte, allwo er in der Heilanstalt geweilt und dann beerdigt worden, bald eine willkommene Gelegenheit. Die Trauerweiden sahen aus, als ob sie schwarze Trauerschleier trügen und sich einander wehmütig zuneigten.

Die Kreuze schienen ihre Querhölzer wie Arme auszubreiten, und die zierlich verschnittenen Lebensbäumchen auf den Gräbern stachen wie schwarze Nägel hervor, die mit den Köpfen in die Erde getrieben waren und mit den Spitzen herausragten. Die Vorstellung von der Kreuzigung konnte einem auch hier erstehen, wo so viele Pfleglinge der Heilanstalt ruhten. Ein fortwährender, schwerer Druck war ihnen vom Herzen an feinen Fäden emporgestiegen und immer wieder gegen das Gehäuse ihres Geistes angewogt; er hatte es rissig gemacht und endlich zerbröckelt, und so hatte er die Maschine, mit der der Mensch sein Leben abarbeitet, zum Stillstand gebracht und zerstört. Aber dir, du edler Mann, stand die wehende Fahne, die dich zur Tapferkeit rief, so lange immer wieder vor deinem inneren Auge aufgepflanzt neben deinem Fuße! Es mochte die hohe Standhaftigkeit sein, in der ein Leidender voll süßer Hoffnungsseligkeit vor den feinen, körperlichen Schmerzen sein Haupt verhüllt und mit beklommenem, leisem Atem doch an das sichere Vorübergehen des Schmerzes denkt! So stumpft er durch diese tägliche Gewohnheit den Schmerz ab und macht seine scharfen Schneiden rauh und schartig! Wahrlich mochte das Bewußtsein, auf gesunden, starken Bahnen zu wandeln, nicht weniger beglücken, als der wirkliche Besitz dessen, was in ewig schmachtenden Träumen ersehnt wird! Wer gleichsam in einer gewaltigen Abkehr vom goldenen, wirklichen Leben alles auf eine Karte gesetzt hat, und nun, wenn er verloren, mit sich in Hader lebt, sein Schicksal als widerlich empfindet und verachtet, der müßte ja auch jede kleine Sekunde bei der Betrachtung des winzigsten Geschehens und Erlebens immer wieder dunkle Qualen fühlen, der müßte sie ununterbrochen fühlen! Aber du wußtest so lange, lange Jahre siegreich den Kampf gegen dein Schicksal zu bestehen in allen Abschnitten solcher Seelenkämpfe! Die dumpfen, unbehaglichen Empfindungen nicht

erst Worte und klaren Ausdruck gewinnen lassen und ihren ersten schwachen Atem ersticken! Bänglichen Gedanken, die auf uns zukommen, den Rücken kehren! Gedanken, an denen wir vorübergehen, gehen desgleichen an uns vorüber! Gegen jede weiche und schwächliche Empfindung wie auf einem Burgwall auf Posten stehen! Die leise heranschleichenden verführerischen mit geballten Fäusten niederzwingen und jeder freundlichen, sonnigen bereitwillig Tür und Tor öffnen! Alle verführerischen Gedanken umzingeln und unbarmherzig fesseln! Die Geierschwärme, die sich auf das Herz niederlassen wollen, um es zu durchhacken, mit strenger Anspannung aller Kräfte bannen! Was keuchend anschwellen will an leidenschaftlichen Gedanken, sogleich niederpressen! Nun ging ich aus den Toren des Friedhofes hinaus. Dort am Eingange lagen inmitten schlichter, ländlicher Gärten niedrige Häuschen, in denen, aneinandergereiht, die schwerfälligen Grabsteine und die zierlichen Kränze feilgehalten wurden, und ich handelte einen großen grünen Kranz ein, kehrte damit zurück und legte ihn auf das Grab des edlen Mannes.



# Neues vom Büchermarkt



**Wilhelm von Scholz,** Der Spiegel. Gedichte. Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig 1902.

Nach Jahresfrist möchte ich wieder von diesem Buche sprechen, dem ich in Liebe und Bewunderung inzwischen nur treuer geworden bin. Aber ich will auch darauf hindeuten, wie wenigen noch dieses reiche epische Werk zu eigen geworden ist, denn ich zähle nur wenig Stimmen, die sich bemüht haben, Wilhelm von Scholz seinen Platz in der ersten Reihe deutscher Dichter, den er sich längst verdient hat, auch öffentlich anzuweisen. Manchmal ists so, als hätten wir der guten Versbücher in Deutschland zu viele, als daß man sie anmerken müßte. Hermann Hesses innige und wundersam leuchtende Verse, das zauberische „Adagio stiller Abende" des Camill Hoffmann, das dunkle und doch in tausend geheimnisvollen Lichtern erglühende Buch des Wilhelm von Scholz — werden sie wirklich so still ihren Weg gehen müssen, den man ihnen mit lautem Willkomm und herzlichem Empfange umkränzen sollte? Ist wirklich die Fülle des Vollwertigen so groß, daß so viele an so reicher Kunst mit stiller Selbstverständlichkeit vorübergehn? Denn nicht an den Büchern selbst ist die Schuld, sie verschließen sich nicht mit Mandarinengesten und hyperästhetischer Übertriebenheit. Man möge nur einmal Wilhelm von Scholz' „Das Schwert", dieses prächtigste unserer modernen Balladengedichte, öffentlich lesen — es wird hinreißen durch die eherne Kraft seines Rhythmus und den dunklen Purpur seiner Bilder. Nicht alles ist Volkskunst in dem Buche zwar, und es ist gut so, denn Wilhelm von Scholz ist einer der Starken, die nicht im Schritte gehn, sondern sich eine Fahne erwählen, die sie den andern voranführt. Und er hat guten Weg und gutes Ziel.

Man sieht: das ist keine Kritik. Nur ein Ruf und eine Ladung, einen zu ehren, der es mehr verdient, als die vielen, von denen man spricht. Man möge mir verzeihen. Und ich glaube, die tun es zuerst, die meine Worte zu diesem Buche und diesem Dichter gewiesen haben.

Wien. Stefan Zweig.

**Carl Spitteler,** Olympischer Frühling. Epos II. Hera die Braut. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1901.

Ich kann mich diesem großen, mühsamen Werke des verehrten Autors der köstlichen „lachenden Wahrheiten" gegenüber durchaus nicht erwärmen. Es zeugt von einem selbständigen, emsig beflissenen, markigen Dichter, wird aber nie ganz rund, nie mitreißend vehement. Die Sprache, klangvoll, durchaus merkwürdig, urwüchsig, stark, gerne grollend, knorrig, roh und wie über zackige Felsblöcke gischtend brausend, heftig wie unter starken Geißelschlägen stürmend, verebbt oft lieblich, leise, seltsam, zärtlich. Immermanns klotziger, beseelter Merlin wäre heranzuziehen. Der gewiß imposante und geistreich durchgeführte Gedanke kühner Neugestaltung altvererbter, von uns scheu verehrter antiker Mythen scheint mir nicht immer dem Geschmacke zusagend. Doch löst sich Bewunderung aus vor einem mächtigen poetischen Temperamente. Und deren haben wir heute nicht eben eine Überanzahl.

Dr. Richard Schaukal.

**Heinrich Mann,** Im Schlaraffenland. Albert Langen, München.

Unter den Berliner Romanen aus den letzten Jahren sicherlich einer der besten. Gut geschrieben, von einer sicheren Hand. Sehr amüsant zu lesen. Cum grano salis von dokumentarischem Werte für eine Sorte geistiger Hochkultur in der Reichshauptstadt fin de siècle. Das Buch hat überdies ein fast greifbares Rückgrat von Wirklichkeit, und das gibt dem sarkastischen Humor, mit dem hier ein prachtvoll reingezüchteter Finanz-, Litteratur- und Liebesklüngel im Tiergartenviertel gesehen ist, das Eindringliche einer nicht üblen Satire.

Andreas Zumsee, ein körperlich recht gut veranlagter, geistig nicht auf den Kopf gefallener dichtender Student unzulänglichen Wechsels, steht vor der Notwendigkeit, sich allmählich auf eine Probekandidatur am Progymnasium seines Heimatstädtchens Gumplach vorzubereiten, da gerät er plötzlich (man lese, wie, es geht ganz leicht) mitten in jenes Schlaraffenland, wo der schwer reiche Herr Generalkonsul Türkheimer Despot und die sehr reife Frau Adelheid Türkheimer Königin ist. Zumsee, vermöge einer glücklichen Mischung von Raffinement und Naivität in seinem Auftreten, weiß glänzende Karriere zu machen. Skrupel plagen ihn so wenig wie Arbeitslust; als Geliebter der sehr reifen Frau Adelheid und als Protégé des Herrn Generalkonsul, der ihn an seinen Börsenjobs partizipieren läßt, schwimmt er sehr bald im Fett, und nicht minder bald macht ihn der „Nachtkurrier" als Dichter berühmt. Aus reinem Übermut verleitet er nun die kleine Bienaimée Matzke (ein vielversprechendes Genossentöchterchen, das Türkheimer von seinem Bankneubau, an dem ihr rotbärtiger Vater mauert, in eine reizende Tiergartenvilla verpflanzt hat) zur Untreue gegen ihren Gönner. Frau Adelheid merkt das schließlich. Und auch der Herr James Louis Türkheimer bekommt das Nötige zu erfahren. Die gemeinsame Rache ist sehr witzig: Zumsee muß die kleine

käseweiße Agnes Matzke heiraten, und er laudet am Ziel seiner bescheidenen Wünsche von ehemals: in einer Redaktionsstellung beim „Nachtkurrier".

Ein Fall, der in dieser und jener Einzelheit schon dagewesen sein wird; Leute, wie sie in Wahrheit existieren mögen: jetzt ein typischer Fall mit typischen Figuren. Der Verleger Jekuser, Doktor Bediener, der Journalist Kaflisch, der Baumeister Kokott, der Zionist und Moralist Liebling, der Dandy und Schnapskrösus Pimbusch, — und erst die edlen Vertreterinnen des anderen Geschlechts!

Das zusammen ist so köstlich und bedenklich, daß man sich gewisse Leute denken kann, die das Buch, nachdem sie es gelesen haben, mit der Beißzange anfassen und ins Feuer senken. Alfons Paquet.

**Albert Jenny,** Gedichte. E. Piersons Verlag, Dresden.

20 Gedichte auf 23 Seiten. Verzage nicht! An eine Unglückliche. An Morpheus. An meinen Vogel usw. Wunderbar blödsinniges Zeug. Gewährt erschütternde Einblicke in die Mistgruben der Litteratur und ist auch sonst belehrend und nicht sparsam mit Ratschlägen, die, in eine seltene Form gebannt, doppelt wirken auf das — Zwerchfell des Lesers, wie z. B.: „Greift das Schicksal mit rauher Hand — Auch furchtbar in dein junges Leben, — Laß doch die Hoffnung niemals wanken, — Lasse ihr ewig Grün um deinen Geist sich ranken!" — In dem Tone geht es weiter, aber, Gott sei Dank, nicht weiter als 23 Seiten. Da hat das opusculum ein Ende, und man fühlt ein unendliches Mitleid mit dem Korrektor der Piersonschen Druckerei, wenn man gut gelaunt ist. Wenn man schlecht gelaunt ist, was in Anbetracht des Jennyschen „Grüns, das sich einem um den Geist rankt", kein Wunder wäre, macht man sich in einigen kräftiglichen Schimpfworten Luft und spuckt aus. Ich spucke aus. H.

**Max Klaue,** Aus zwei Welten. Gedichte nebst einigen Skizzen. E. Piersons Verlag, Dresden.

... spuckt man aus. Ich spucke aus. Nicht vor der Gesinnung. Bewahre! Denn die ist annehmbar und religiös. Da aber die Gesinnung nicht ein Gedicht macht und in diesen „zwei Welten" nichts als Gesinnung zu finden ist, so sind diese Gedichte danach! Nämlich schauderbar, höchst schauderbar. Wie wenn ein Leierkasten die Matthäus-Passion von Bach spielen würde. Oder von Händel den Messias. Ist das nicht so? „Ich hebe meine Augen auf — Voll Hoffnung zu den Himmelshöhen, — Der droben lenkt der Sterne Lauf, — Will mir auch in der Not beistehen . . ." Es ist so. Und die Skizzen? Größtenteils ethische Betrachtungen im Weihwasserstil: „Ist nicht die Güte des Herzens das Edelste und Kostbarste, was die Erde dem Menschen bieten kann?" Jawohl, das ist sie, Herr Max Klaue. Haben Sie sonst noch Schmerzen? H.

**Maria Stona,** Klingende Tiefen. Verlagsbuchhandlung von Hermann Costenoble, Berlin 1903.

Es scheint doch wenigstens echter Ton. Mag man das „klingende" Prädikat zugeben. Tief sind die Tiefen zwar gerade nicht; aber wenn eine Frau liebt, kommt sie sich eben „tief" vor.

„Wie sie schmeicheln, wie sie streicheln
Meine Houris schlank und fein,
Ach, ein wonnesüßer Harem
Lockt in meinem Fingerlein."

Jens Peter Jacobsen hat das einmal geschmackvoller gesagt; ruhender; als er die zarten Finger einer Dame mit bleichen Odalisken verglich. Derselbe Dichter scheint mir manches Verdienst zu haben um Maria Stona. Doch es findet sich auch „Eigenes", „Dein Brief", „Marie!" und „Blau-Ader" zum Beispiel. Manches ist ungeschickt ausgedrückt: „Schulkinder saugen teilnahmslos die Lieder . ."

Leider oft eine wichtig tuende Sentimentalität, untermischt mit deren weiblichem Gegenteil: eine Art poetischen Größenwahns. Gibt zusammen „Klingende Tiefen". Alfons Paquet.

**Martin Langen,** Geben und Nehmen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Albert Langen, München 1902. Mk. 2,50.

Das erste soziale Drama unserer Tage, wie der Verlag verkündigt, ist „Geben und Nehmen" nicht. Das beste ist es auch nicht einmal, aber ein gutes immerhin. Die Konflikte, in die Arbeitgeber und Arbeitnehmer geraten, werden uns lebendig vor Augen gestellt; nicht zum wenigsten durch das Anerkennen derselben von der Gegenpartei. Das ist ein versöhnendes Moment mit den gegenübertretenden Momenten gegenseitigen Verkennens, durch die der soziale Konflikt bis zu bedenklicher Krisis kompliziert wird. Ich kann nicht glauben, daß ein derartiges Stück, trotzdem es nach keiner Seite Konzessionen macht, auf der Bühne eine gemeingefährliche Wirkung ausüben könnte. Im Gegenteil scheint mir das Leiden nicht nur der besitzlosen, sondern auch der besitzenden Klasse unter den gegebenen Verhältnissen, wie es hier in Erscheinung tritt, gerade dazu angetan, auf beiden Seiten eine nachsichtigere Auffassung des Gegners aufkommen zu lassen. In diesem Sinne dürfte „Geben und Nehmen" sogar einen sozialen Wert bedeuten, vielleicht mehr noch als einen künstlerischen; denn für eine epochemachende Bereicherung unserer Litteratur halte ich das Stück freilich nicht; das bedarf es ja aber auch nicht gleich, um ein gutes Buch zu schreiben. In der Charakteristik an und für sich sind dem Verfasser zweifellos die Dialektszenen der Arbeiterbevölkerung weit besser gelungen als die Schilderung der Fabrikantenfamilie Brüggemann. Die Arbeitertypen sind echt, der Berliner Dialekt mit seinem schlagfertigen Mutterwitz ist glänzend beherrscht. Das Stück würde einen seiner intimsten Reize verlieren, wenn der zur Anwendung kommende Dialekt bei einer Aufführung gegebenenfalls durch einen anderen ersetzt würde, wie der Dichter vorschlägt.

Fritz Brüggemann.

**Laokoon,** Kunsttheoretische Essays von Dr. Heinrich Pudor. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1902.

Diese Sammlung feuilletonistischer Kunstbetrachtungen zeigt einen Mann von Wissen und Anschauung. Er hilft sich durch das nicht eben wegsame Reich mit einer in der Werkstatt guter Traditionen gezimmerten Theorie, die trotz ihrer gelegentlich gewaltsamen Konsequenzen individuellsten Urteilen nicht behindernd kommt. Das Buch hat sehr gute, mindere und geradezu matte Partien, es ist als „Sammlung" etwas zu umfangreich, doch wird jeder Denkende mit Gewinn und gelegentlicher hoher Anerkennung darin lesen.

Dr. Richard Schaukal.



Für die Redaktion verantwortlich: J. Hegner. — Geschäftsstelle: Magazin-Verlag in Leipzig-R. Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. Alle Zuschriften sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des Magazin für Litteratur Magazin-Verlag (J. Hegner), Leipzig-Reudnitz.

Druck von E. Haberland, Leipzig-R.






## Inhalt.



MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-REUDNITZ

# Das Magazin für Litteratur

## 72. Jahrgang

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

Erscheint am 5. und 20. jeden Monats.


## Abonnementsbedingungen:

pro Jahrgang 12 Mark
pro Halbjahr 6 Mark
pro Quartal 3 Mark
Einzelheft 50 Pfennige.

Zu beziehen ist das „Magazin für Litteratur" durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4743 der Postzeitungsliste), sowie direkt vom Magazin-Verlag in Leipzig-Reudnitz. Im letzteren Falle erhöht sich der Abonnementspreis bei direkter Zusendung unter Kreuzband auf M. 3,30 pro Quartal.

**Wir bitten unsere Leser, für unser Blatt Freunde zu werben und versenden Probenummern gratis und franko an jede uns aufgegebene Adresse.**

Magazin-Verlag Leipzig-Reudnitz.



Alle Zuschriften, das „Magazin für Litteratur" anlangend, sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des „Magazin für Litteratur", Magazin-Verlag J. Hegner in Leipzig-Reudnitz. Redaktion und Verlag des „Magazin" übernehmen Verantwortung für eingesandte Manuskripte nur dann, wenn sie richtig adressiert sind (an: Magazin-Verlag J. Hegner, Leipzig-Reudnitz); Rücksendung erfolgt nur, wenn zureichendes Porto beigelegt ist. In die Rubrik „Büchereinlauf" werden alle bei der Redaktion eingehenden Bücher und Drucksachen mit aufgenommen, doch verpflichtet sich die Redaktion in keiner Weise zur Besprechung von allen Einsendungen.



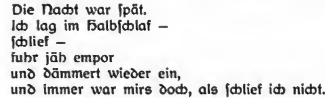
# Das Magazin für Litteratur





## Seelentiefen

Gedichte von Alexander v. Bernus-München



Die Nacht war spät.
Ich lag im Halbschlaf –
schlief –
fuhr jäh empor
und dämmert wieder ein,
und immer war mirs doch, als schlief ich nicht.

Da – in der Gaslaterne mattem Schein,
der von der Straße durch die Scheiben spielt,
erschaut ich deutlich sein Gesicht,
das Auge starr auf mich gerichtet,
und eine Stimme rief,
die wie die seine war –
und plötzlich fühlt ichs tief:
Ich war nicht mehr allein –

Im Angstschweiß klebte kalt mein Haar.
Licht! nur Licht!
Doch kaum,
daß in der Stube hell die Lampe brannte,
wich auch der Alp von mir, und ich erkannte:
Es war nichts als ein Traum.

Gerad schlug es Mitternacht.
Und ich versank in tiefen, tiefen Schlaf
und hörte nur noch, wie aus weiter Ferne,
den letzten dumpfen Glockenschlag.
Dann alles still umher –

Erst spät am andern Tag
bin ich erwacht,
und meines Traumes dachte ich nicht mehr. –

Da wird auf einmal laut am Klingelzug gerissen.
Ich springe auf:
Ein atemloser Bote vor der Tür,
der reicht mir dienstbeflissen
mit heftigem „Guten Morgen"
ein zugefaltet Stück Papier.

Ich öffne – lese – lese nur die Worte:
Dein Freund ist kurz vor Mitternacht
gestorben.

❧

Ein Sonnentotenlied weint durch die Nacht.
Wer weiß, wo es entsprang?
Und deine einsame Seele wacht
und lauscht auf den Klang,
lang – lang –
Hast du wohl bedacht,
was es sang?

❧

Die große Bogenlampe hängt
fast wie ein Mond,
und mit totsiechem Licht
beleuchtet sie den nächtgen Platz,
wo sich das Volk drängt
laut und dicht.

Ich mitten drin –
Da packts mich jäh,
ein eisig Graun,
was ich da seh – –
Dann, wie gehetzt und atemlos,
wohins mich führt,
folg einer Mannsgestalt ich auf dem Fuß,
die plötzlich spurlos im Gedränge sich verliert
– – – – – – – – – – – – – – – –
Mein Doppelgänger – –

❧

Durch deinen Traum
in der Nacht
weht eines Liedes Hauch,
der gleich Schaum
und Rauch
zerfließt, wenn du erwacht.

Und du weißt es kaum:
Ein strahlenklingendes Land
hast du besessen;
doch es entschwand
fern,
wie ein verglimmender Stern,
mit dem Tag vergessen.

# Das Beispiel Stendhals

von Paul Wiegler

Daß die Geburtsstunde des französischen Enthusiasmus die napoleonische Machtstunde gewesen ist, daß er sich löste aus der Gewitterherrlichkeit des Ereignisses, das Nietzsche mit dem Phänomen Goethe die beiden großen Versuche zur Überwindung des achtzehnten Jahrhunderts genannt hat, diese Tatsache ist ihm dem Wesen nach, ist ihm den Zufälligkeiten nach mit brennenden Schriften aufgeprägt. Den Zufälligkeiten nach: einen Tag, wie das entwertete, allen Europäern bekannte Material besagt, einen Tag nach des Konsuls Staatsstreich, zur selben Stunde, da der Katilinarier, mit der Gefahr spielend, in phantastischen Tiraden seiner Schicksalsangst den Rat der Fünfhundert peitschte, hat Henri Beyle, unser gemeinsamer Vorahn und Vorahner, Paris betreten. Zur selben Stunde ist beiden „le théâtre des grandes choses“, wie des Schriftstellers robuster Ungestüm es anpries, eröffnet worden. Zwei Tage später als der Pyramidensieger ist Stendhal über den Sankt Bernhard geritten, dem Auserwählten und dem befreienden Schlachtenlärm zu. Dem Wesen nach: er hat seinen sämtlichen Gehalt von diesem Idol erbetet, welchem er diente mit Knirschen und Bewunderung, Niedergeschlagenheit und prasselndem Zorn, in Tagereisen und in Nachtwachen, im Rauch von Moskau und in der Sonne von Civita Vecchia, aufwendend allen groben und zärtlichen Eifer seines soldatischen, bureaukratischen und berufslosen Irregehens; von diesem Idol, mit dem Welten gestürzt sind, und dessen Vernichtung wirrblinkende Sterne enttanzten; von diesem Idol, das die Kategorien der Litteraturen vermehrte, das einer alten Gehirnbildung den Tod, einer neuen das Leben gab, und welches doch von keinem so begriffen worden ist, wie er es begriff. Und darum sollte, wer heute in Stendhal der Ermüdung, der Feigheit zum Trotze, nicht eine erfüllte, vergangene, abstruse, sondern eine zu erfüllende, kommende, lichte Aufgabe der Sittlichkeit erblickt, von diesem Exempel nur sprechen mit gedoppelter Wucht. Nur dann werden die Worte sich erholen, wenn sie zynisch sind und jauchzende Ergießungen des Herzens ....

Denn die Frömmigkeit, die Beyle gehegt hat, ist furchtbar, nicht etwa durch die simple Schickung, daß er um ihretwillen die Legitimität der Orleanskönige als kleinkalibriger Verschwörer bekämpfte, die „Güte“, „Gerechtigkeit“, „Nützlichkeit“ der Demokratie Lügen strafte und von den Tücken der österreichischen Polizei als fälschlich bezichtigter Carbonaro aus Mailand vertrieben wurde. Furchtbar wird sie durch eine viel tiefere Ursache, welche nicht auf anekdotische Kleinigkeiten begrenzt ist, sondern die ganze Historie revolutioniert. Zum ersten Male — denn der Spruch auf Honoré de Balzacs Säbelscheide: „Ce qu'il n'a pu achever par l'épée, je l'accomplisai par la plume“ ist nachher gekritzelt worden, — erbricht die Tore der soziologischen Erkenntnis eine tatgezeugte Inbrunst, welche außerhalb der Gattung allein zu denken ist. Zum ersten Male wird der Einzelne sich bewußt, daß er Verhängnis, dunkle Möglichkeiten in sich trägt. Zerrissen ist das Gesetzbuch enzyklopädischen Kammerdienerwitzes, aus dem die „cuistres“ sofort einen muffigen Staat gebaut hatten, dem sie Gehorsam forderten; unternommen aber wird ein Gesetzbuch der Kraft. Der weimarische Staatsminister hat zu Eckermann gesprochen: „Da war Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immer klar und entschieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vorteilhaft und notwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustande einer fortwährenden Erleuchtung befunden; weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und nach ihm vielleicht nicht sehen wird.“ Für Beyle ist's ein Kultus des ordnungzermalmenden Außerordentlichen, der drohend fragt, wie Julien Sorel das Fräulein de la Mole: „L'homme qui veut chasser l'ignorance et le crime de la terre doit-il passer comme la tempête et faire le mal comme au hasard?“ Selig-unselig wird dieser Stendhal-Vortrab des Individualismus von der einen Erinnerung, welche ihm den Schlaf und das Genügen raubt, zur Tollheit aufgestachelt. Seine Losung ist, in der Sprache der Napoleonbulletins und Napoleontagebücher, die ihm ein Koran sind (o über Juliens weinende Ungeduld, der sie allnächtlich aus seines gemeinen Bettes Strohschicht herauszieht!) „le feu sacré“. Von dieser „heiligen Flamme“ ward Henri Beyle durchzüngelt beim Lesen Dantes, beim Schauen Michelangelos, als brandschatzender Pirat in Deutschland. Und sie hieß ferner „le divin imprévu“, das Bombenattentat der Instinkte. Und ferner „die Windsbraut“, die in Julien fast unaufhörlich tobt; als die bleiche Statue Mathilde de la Mole, nach der kalten, schamlosen Ausschweifung, im Ekel ihres entblößten Geschlechtes und ihrer Rasse dem Domestiken hinwirft, sie habe sich dem ersten Besten ausgeliefert: „dem ersten Besten“, schrie er, „und stürzte sich auf einen alten Degen aus der Ritterzeit, welcher als Seltsamkeit in der Bibliothek aufbewahrt wurde.“ Hierher setzt Beyle die der Grafentochter zugeteilte Bemerkung: „Wie viele schöne Herrchen aus den guten Ständen müßte man verschmelzen, um eine derartige Bewegung der Leidenschaft zu erzielen?“ Der Rausch, die Raserei des unbändigen Willens hat sich einer Jugend bemächtigt, welche die Strategie des Cäsarentums nicht vergessen kann, die langen, weißen Mäntel, die langen, schwarzen Helmbüsche der kaiserlichen Dragoner, das alarmierende Pferdegetrappel durch stille Dörfer. Also springt Julien auf den einsamen Felsengrat: „Diese physische Stellung entlockte ihm ein Lächeln, sie malte ihm die Stellung, die er im Moralischen zu erreichen hitzig bestrebt war.“ Wie der beneidete Sperber den Wäldern entfliegt, will der Bélismus als starker Bejaher über dem Gestrüpp der Konventionen kreisen. Einen „professeur d'énergie“ wird der schmächtige Maurice Barrès verlangen; in seiner „Histoire de l'énergie en Italie“ hat Stendhal seines Geistes kulturelle Stammtafel niederlegen gewollt. Und die Tonart ist froher, herrischer.

Denn auf Beyles Enthusiasmus drückt noch nicht der Gram über die Zahl bejahrter, ererbter Infamien, die uns zum Speien zwingt. In den Lüften dieser Philosophie schwimmt wirklich noch etwas vom Bronzeglanz der Katastrophe, welche der Roman „La Chartreuse“ feiert, des Endes der alten Ideen, der Advent des Leichtsinns, des Opfermutes, als der letzte österreichische Pferdeapfel in Mailand verdampfte. Das Heldische, welches wir unseren Backen aufschminken müssen, ist noch im Blute, und von Julien gilt: „Dieser Bauernsohn gewahrte zwischen sich und den heroischsten Hand-

lungen nichts anderes als den Mangel der Gelegenheit." Im Unterjochten ist der Eroberer zu spüren, fürwahr der „plébéien révolté", dessen Vater noch den niedrigen, lauernden Sklaventypus hatte wie der Fellah Ägyptens, und der nun mit einer ganz anderen Physiognomie in die Schranken eilt. Er ist des Überragenden Kopie, „schwach dem Anschein nach, mit unregelmäßigen, jedoch feinen Mienen, einer Adlernase, großen, schwarzen Augen" oder, wie er im schrecklichsten Kapitel „L'Orage" des zweiten Bandes, vor dem Schuß auf die hübsche Frau de Rênal, geschildert wird, unbeweglichen Ausdrucks mit seinem strengen, fast bösen Blick, mit seiner Blässe und seinem niemals verstörten, kalten Blute. Sein sanftes Jungfernantlitz trägt noch Furchen von jener ungeheuren Schmach in Paris und Versailles, die wie ein Nachtalb fast schon unter die Nichtwirklichkeiten verwiesen war. Eingegraben ist ihm der „unerschütterliche Entschluß, sich eher tausend Todesarten auszusetzen als nicht sein Glück zu machen". „L'homme malheureux en guerre avec la société" ist losgelassen; daraus ergibt sich, daß ein Zusammenstoß zwischen beiden vor sich gehen wird, so unerträglich heftig, daß er die eine zerschellen muß, vielleicht aber den anderen zerschellt. Jede Gebärde deutet auf das wilde Duell hin, blutigrot ist das Klima wie die gläsernen Fenster und die Weihwasserlache im Kirchlein zu Verrières, unter dessen Bänken Julien den Zeitungswisch: „Genaues Extrablatt über Hinrichtung und letzte Augenblicke Louis Jenrels" aufgestöbert; dann schreit er: „Aux armes!" Als der Armenpfleger Herr de Valenod mit seinem frechen Hallunkentum das Familienhaus erfüllt, versteckt sich der besoldete Erzieher im Garten, nicht um, wie seiner Verfassung Pathe, Rousseaus Saint Preux, mit Julien den Ewigkeitskuß zu tauschen, sondern mißvergnügt, noch vernachlässigt stottert er, den man an die untere Seite des Tisches gesetzt hat, Flüche eines Waisenknaben, dessen Los er in sich empfindet. Er ist beklommen, es graust ihn: „Quels monstres", aber er hat auch für seine Peiniger Geringschätzung: „Quels sots!", und sein robespierrischer Rachedurst wächst nur bei jeder Erniedrigung. Zwar in der Seminarzelle muß er seinen Abscheu gegen die höllische Zucht hinunterwürgen und wird von der Anspannung dieser Folter, sich zusammenpressen, gehorchen zu müssen, nahezu dahingerafft. Als er beim Abbé Pirard eintritt, versagt ihm das Wort, er streckt die Hand aus, um sich zu stemmen, und saust platt auf den Estrich hin. Hier umfängt Stendhal mit heißer Sympathie den Ärmsten, der all das erdulden muß, des Enthusiasmus beklagenswerter Protagonist, und Wehmut liegt in seinem Kommentar: „Die Zeitgenossen, die von gewissen Dingen heimgesucht werden, können ihrer nur mit einem Schauer denken, welcher jeden anderen Genuß, auch den, einen Roman zu lesen, lähmt." Für sich persönlich hatte Henri Beyle gegen die Traurigkeiten das Rezept seines Schöpfertums, seine Härte, die ihn des „siècle dégénéré et ennuyeux" hundertfache Gemeinheit verwinden ließ, in der Gesellschaft der florentinischen Architektur, der Musik des Cimarosa und in der Lust zu den Geliebten seiner begehrlichen Sinne. Für ihn persönlich war es wohl ein Epigramm, wenn er, durch das Organ Mathilde, die sich schwärmend in die lästerliche Hofgesellschaft des französischen dritten Heinrichs versetzt, das Leben der Zivilisation als eine Mumientracht der Gleichheit und Freiheit abtat; für seinen Sorel waren diese Hüllen Knebel, die ihm den Atem verkrampften. Im Taumel jedoch steht auch er als Souverän da, taumelnd ringt auch er sich über die Trübnisse hinaus mit der schneidenden Parole der Verachtung: „Et qui peut comprendre, excepté moi, la laideur de ce qui m'environne?" Und nicht obwohl, sondern weil seine Verachtung unendlich ist, weil für ihn die Maßstäbe, welche der Despotismus der Dummheit zur Abtötung des einzelnen gebraucht, in nichts zerfielen, wird er durch Heuchelei sich erwerben, was durch Offenheit zu erjagen als nutzloser Wahnwitz bezeichnet werden müßte. „Unter Napoleon", so tröstete er sich, „wäre ich Sergeant gewesen; inmitten dieser künftigen Landpfarrer werde ich Großvikar sein". „Il faut être prêtre", haben ihn die Krisen des Bonapartismus gelehrt. Um sich nicht als gefesselten Kriegsgefangenen in die Hände der Rotte zu liefern, überwacht er sich mit Hinterlist. Nur in der schwarzen Nacht hat er den Mut zu Ausbrüchen: „Soll man stehlen? Soll man sich verkaufen? Bis zur Dämmerung las er in der Geschichte der Revolution." Bei Tage deckt ihn Maske um Maske, noch vor dem Schaffot verzerrt er seine Seele. Aber ihn durchflutet wie Mathilde die Medeawonne des hohen Herzens: „Au milieu de tant de périls, il me reste moi!" Dreimal hat Henri Beyle, der Parteigänger des Cabanis, der Verfasser des Buches „De l'amour", der Aufrührer, welcher die Dinge entmoralisierte und, wahnbefreit, nur eine „promesse de bonheur" von ihnen erwartete, Julien mit Klängen der Morgenröte und des Lebenswillens, wie der Beethovensche Egmontmarsch ist, umrauscht. Der Wahrheitsdrang säbelt den Unwahrheitsdrang entzwei. „Eine klare Quelle", plädiert er vor dem Beischlafsplan, „will meinen Durst löschen, im Wüstenbrand der Mittelmäßigkeit, die ich mit solcher Pein durchquere! Oho, wir sind so dumm nicht. Jeder für sich in der Wüste des Egoismus, die man Leben nennt." Und als der Verurteilte sich rüstet, dem Leibe Tribut zu zollen: „Es gibt kein Naturrecht; dieses Wort ist ein veralteter Unsinn der Staatsanwaltsrhetorik. In der Natur ist nichts als die Kraft des Löwen." Und zum dritten: „Ich habe nicht isoliert auf Erden gelebt; ich hatte die machtvolle Idee der Pflicht." Sie „war wie der Klotz eines festen Baumes, auf den ich mich stemmte im tobenden Wetter; ich zitterte, war erregt. Im Grunde war ich nur ein Mensch . . . aber ich wurde nicht von dannen geführt."

Jetzt könnte dieses Kapitel der Entwicklung unterstrichen werden. Das äußere Drama ist vollzogen. Indessen dumpfe, murrende, unwiderlegbare Zweifel steigen auf. Schimmert auch eine Gloriole um des Geiseln Haupt, so bleibt für ihn das innere Drama, welches den „homme supérieur" als einen Erstling bemakelt. Ein Abgrund gähnt im Bélismus, seine Freudigkeit wird bohrender Schmerz. Man hatte das Gebot der Vervollkommnung. Nun heißt es vom Fabrice del Dongo, dem Helden der „Chartreuse de Parme": „Meine Tante sagt, was mir am meisten not tue, sei Nachsicht gegen mich selbst. Ich schaue stets auf ein vollkommenes Vorbild, das nicht existieren kann." Kein fürnehmeres Besitztum wußte Stendhal als das „être différent". Nun gellt der Unheilsruf: „Malheur à qui se distingue!" Und der Blitz einer großen Einsicht zuckt über die schlafenden Täler der Zukunft. Der Enthusiasmus des von der Herde abgesprengten, neuen Menschen wird zur Antizipation, zum chronistischen, relativen Vergehen, das Modell ein aussaugender Vampyr, der allerdings auf den Schultern der Bornierten und Entehrten nicht hockt. Glück und Empfindung werden von der Tyrannenkralle des Ideals verwüstet. Schon als Julien Sorel, ein unpraktischer Neophyt, mit Frau de Rênal einen tändelnden leiblichen Kontakt sich herstellt, erstirbt ihm alles Wohlbehagen, weil er glaubt, daß er dieses unweigerlich tun mußte. Der Stab ist über ihn gebrochen, das Anathema wird verkündet:

„Ce qui faisait de Julien un être supérier, fut précisement ce qui l'empêcha de goûter le bonheur qui se plaçait sous ses pas.“ Weil er die festgefahrene Schwindelsentimentalität der Masse zurückstößt, weil er seinen Hals daran wagt, selbstgeschaffene Bahnen zu klettern, ist er ein heimatloser Hund. Ihn friert in seinen Tumulten, denn seinem Instinkt ist noch kein Messias genaht. So wie Henri Beyle sich in der Theaterloge mühsam zurückhielt, um nicht in knabenhafter, seiner Reife unziemlicher Befangenheit Tränen auf des Lord Byron Hände sickern zu lassen, wühlt unter Juliens eisiger „Kopfliebe“ zu Mathilde eine abgeirrte Sehnsucht, die ihn jählings erschreckt. Welche süße Poesie der Verzweiflung hat Stendhal aus derartigen Komplikationen einer Umorientierung jeden Fühlens abgeleitet! Eine Stelle hat den Psychologen Taine entzückt: „Ach“, sagte er sich, indes er auf den Laut der nichtigen Worte hörte, die sein Mund sprach, als wäre es ein fremdes Lärmen: „o könnte ich mit Küssen diese blassen Wangen bedecken, et que tu ne le sentisses pas!“ „Pendant ce temps sa voix disait — —.“ — Verwundet keucht der Mikrokosmus, und da Julien Sorel ein Übergang ist, genötigt, in mehrere Persönlichkeiten sich zu zersplittern, dünkt es die braven Gestrigen, wenn sie das Leichentuch spreizen, als röchen sie Schlachthausschleim, Verwesung. Das Uhrwerk hat einen Fehler. Als Mathilde Julien offenbart, sie sei schwanger von ihm, gelingt ihm nur ein „étonnement profond“, als sein bäuerischer Vater den Kerker betritt, hat er Erbarmen mit sich und mit ihm, aber eine habsüchtige Frage des Alten schleudert ihn in das Mißtrauen zurück. Gehetzt arbeitet sein Ich weiter: „Dieser Einfall mit dem Thermometer (10° unter der Entschlossenheit) belustigte ihn und konnte ihn schließlich zerstreuen.“ Oder: „Alle Verse, die ich je in meinem Leben lernte, kommen mir wieder ins Gedächtnis, das wird wohl ein Zeichen der Entartung sein.“ Nicht umsonst ist Beyle, der Enthusiast, ein Schüler des ganz unenthusiastischen (nach Goethe kimmerischen) Helvetius, der als solcher um die Statik und Mechanik des Geistigen Bescheid wußte. Die Provinzgans Frau de Rênal scheut sich, mit ihrem Hauslehrer das zweirückige Tier zu machen, weil ein Volkssprichwort sich über diesen sozialen Ausgleich durch Begattung erlustigt, in Paris ist die Erotik ein Kind der Romane: der Gedanke notzüchtigt die Sentiments (und wenn es Dreckſentiments sind). Kaum anders richtet Julien, der individualistische Winkelried, seine noch disharmonische, nicht, wie im Schoße einer späteren, verwöhnteren Generation, harmonische Verfassung durch die Instanz seiner Einbildungskraft; „cette erreur est d'un homme supérieur“, erläutert Stendhal. (Wann bist du über uns, Mittag, in goldenem, sattem Licht?) Die Brücken sind weggenommen, die „destruction prématurée“, wie Guy de Maupassant seinen Unstern bezeichnete, zieht die verfrühte Garde hinab. Denn sie paßte nicht in jene Spanne, weil sie sich mehr für Phantome, als für die Entlöhnung der Glöckner interessierte: „Beflügelt durch diese so männlichen, so vollen Töne“ — man würde vermuten, daß Beyle hier zu Boden sinkt — „irrte Juliens Seele in uferlosen Räumen umher. Niemals wird er einen guten Priester, nie einen guten Beamten abgeben. Seelen, die sich so erregen, sind bestenfalls im stande, einen Künstler hervorzubringen.“ Dann aber streicht die Zeitgenossen aus, die so infam ärmlich waren neben diesem Reichtum!

Man darf sich von Stendhal nicht empfehlen, ohne zwei Aphorismen noch einander gegenüberzuhalten, die Testamente sein mögen. Einmal: „Cette philosophie (Juliens Erwägungen im Gefängnis) était peut-être vraie, mais elle était de nature à faire désirer la mort“; das ist der soziologische Bankerott des Enthusiasmus. Das andere Mal die jubelnde Fanfare: „Laissez-moi ma vie idéale! que m'importent les autres!“ Und als Juliens Nacken durchsägt ist, setzt Fräulein de la Mole, die Wittib, das Haupt auf einen Marmeltisch, liebkost die bleiche Stirn, trägt heimlich die Trophäe auf ihren Knien zum Grabe. Auf den Höhen des Jura aber ist die Totengrotte bereitet, überstrahlt von ungezählten Flammen. Sie entzünden selbst die Wolkenränder . . .

„Laissez-moi ma vie idéale! que m'importent les autres!“



# Über das Geschlechtsleben bei Mann und Weib

von Johanna Elberskirchen

Es ist merkwürdig, aber es ist Tatsache: die Behauptung, die Sexualempfindung des Mannes sei qualitativ von der des Weibes verschieden, wird nicht nur von Männern aufgestellt und verfochten, welche sie zur Sanktion ihres ausschweifenden Geschlechtslebens bedürfen, sondern auch von Männern der Wissenschaft.

Ich sagte Behauptung. Und tatsächlich ist es nicht mehr als das. Eine Behauptung, der jede tatsächliche und wissenschaftliche Begründung fehlt. Oder ist es eine wissenschaftliche oder tatsächliche Begründung, wenn Herr Prof. Max Flesch in der Frauenrundschau Heft 10, „Herrenmoral“, S. 480, 2. Spalte unten, behauptet (und in dem Stile sind alle diesbezüglichen Behauptungen der Männer gehalten):

„Die physiologische Tatsache, daß das ursprünglich treibende Moment im Eingehen sexueller Beziehungen für den Mann in der geschlechtlichen Vereinigung, für die Frau in der Mutterschaft liegt, ist nicht aus der Welt

zu schaffen. Welcher Trieb der stärkere ist, braucht nicht diskutiert zu werden, denn es handelt sich gar nicht um einen Unterschied der Quantität, sondern um einen solchen der Qualität."

Ja, das wäre eine Begründung? Ja, das wäre eine physiologische Tatsache, daß die Frau der Mutterschaft halber die sexuelle Vereinigung eingeht? Das ist doch nur ein Schluß aus einer physiologischen Tatsache, der Tatsache der sogenannten Mutterschaft, aber doch nicht eine physiologische Tatsache! Das ist doch überhaupt keine Tatsache!

Und dieser Schluß ist ein ganz entschiedener Trugschluß. Es ist ein ganz prinzipieller Fehler oder Irrtum, aus der physiologischen Tatsache der sogenannten Mutterschaft zu folgern, sie sei für das Weib das ursprünglich treibende Moment, also die primäre Ursache im Eingehen sexueller Beziehungen, diese Folgerung zu einer physiologischen Tatsache zu stempeln und darauf die Hypothese von der verschiedenartigen Qualität des Sexualempfindens und der Sexualmoral bei Mann und Weib zu pflanzen.

Was hat, was kann die sogen. Mutterschaft mit der Sexualempfindung, mit dem Geschlechtstrieb und seiner Befriedigung als Ursache zu tun haben? Was mit dem supponierten qualitativen Unterschied in der Geschlechtsempfindung bei Weib und Mann?

Zunächst, was ist die sogen. Mutterschaft, — das, was allgemein unter Mutterschaft verstanden wird? Die eigentliche, die physiologische Mutterschaft? Nein. Die sogen. Mutterschaft ist die physiologische Tatsache, daß im Schoße des Weibes, nicht im Schoße des Mannes, der Kindeskeim wächst und sprießt und dort bis zur Reife getragen und behütet wird — es ist also die Brutpflege —.

Und was ist Mutterschaft? Wissenschaftlich gefragt und geantwortet? Genau dasselbe, was Vaterschaft ist: Das Wesentliche des Sexualapparates ist bei Mann und Weib die Keimdrüse. Das Produkt der Keimdrüse sind die Geschlechtszellen, beim Weibe das Ovum und beim Manne das Spermatozoon. Die Geschlechtszellen reifen in der Keimdrüse, lösen sich nach dem Reifungsprozeß von der Keimdrüse los und treten ihre Brautfahrt an. Im Uterus kommt es dann zur Konjugation (Vereinigung) der männlichen und weiblichen Geschlechtszelle, des Ovum und des Spermatozoon, und in die Erscheinung tritt der Keimling. Das ist physiologisch die Vaterschaft und die Mutterschaft. Beides ist also die Voraussetzung der Brutpflege, der sogen. Mutterschaft. Denn aus dem Keimling entwickelt sich im Mutterschoße das Kind. Die sogen. Mutterschaft, die Brutpflege ist also ein Folgezustand der Elternschaft, der physiologischen Mutterschaft und Vaterschaft.

Es ist nun eo ipso klar, daß ein Folgezustand, also eine Wirkung nicht ihre eigene Ursache sein kann, d. h. daß die Brutpflege nicht die Brutpflege oder die sogen. Mutterschaft erzeugt; oder, um eine klare Übersicht der Trugfolgerung zu geben: es kann nicht die sogen. Mutterschaft die sexuelle Vereinigung und daraus wieder die sogen. Mutterschaft erzeugen. Der Geschlechtstrieb hat sich geäußert und befriedigt vor dem Keimling und seiner Entwickelung, der Brutpflege. Also: Es ist ohne weiteres klar, daß der Geschlechtstrieb des Weibes und seine Befriedigung mit der sogen. Mutterschaft, der Brutpflege nicht das mindeste zu tun hat, daß die sogen. Mutterschaft, id est Brutpflege, für die Frau nicht das ursächlich treibende Moment im Eingehen sexueller Beziehungen sein kann.

Es ist nur wieder einmal eine Verwechselung von Ursache und Wirkung, wenn behauptet wird, die sogen. Mutterschaft sei Ursache der sexuellen Vereinigung. Das Umgekehrte ist der Fall — die sexuelle Vereinigung bezw. die Konjugation der Geschlechtszellen ist Ursache der sogen. Mutterschaft.

Übrigens, die Brutpflege ist im Hinblick auf den Geschlechtstrieb und seine Befriedigung wirklich eine solche quantité négligeable, daß man sich verwundert fragt, wie man beides in ursächlichen Zusammenhang bringen kann. In der Natur gibt es Beispiele genug, die beweisen, daß die Entwickelung des Keimlings, genannt Brutpflege, mit dem weiblichen Ge-

schlechtstrieb als solchem und seinem ursprünglich treibenden Moment der Befriedigung nichts zu tun hat.

Die Brutpflege einer großen Zahl Keimlinge erfolgt außerhalb des Mutterleibes, wird manchmal gemeinschaftlich von Männchen und Weibchen ausgeübt und in einigen Fällen sogar vom Männchen ganz allein. Hier Beispiele, zitiert aus Professor Dr. O. Hertwigs Lehrbuch der Zoologie:

> S. 514: „Brutpflege findet sich hie und da und wird bald vom Männchen, bald vom Weibchen ausgeübt.
>
> Das Männchen der Geburtshelferkröte (Alytes obstetricans) wickelt nach der Befruchtung die Eischnüre um seine Extremitäten und verkriecht sich in Erdlöcher, bis die jungen Tiere zum Ausschlüpfen reif sind.
>
> Das Männchen von Rhinoderma Darwini hat einen weiten, von dem Pharynx ausgestülpten Kehlsack, in welchem es die jungen Tiere bis zur Beendigung der Metamorphose beherbergt."
>
> S. 537: „Beide Geschlechter bauen gemeinsam das Nest . . .
>
> Wenn genügend Eier beisammen sind, brütet das Weibchen, seltener auch das Männchen dieselben."
>
> S. 128: „Viele Tiere legen die Eier vor oder kurz nach der Befruchtung ab (ovipare Tiere), andere legen Eier ab, welche schon im Mutterleib befruchtet waren und bei der Geburt die ersten Stadien der Entwickelung schon passiert hatten (ovovivipar)."

Aus diesen Beispielen ergibt sich ebenfalls, daß der weibliche Geschlechtstrieb bezw. der weibliche Charakter desselben nicht kausal, nicht ursächlich mit der Brutpflege zusammenhängt. Wäre das der Fall, dann wäre ja die sogen. Mutterschaft, die Brutpflege außerhalb des Mutterleibes und die männliche Brutpflege etwas Unmögliches. Folglich kann auch von diesem Standpunkte aus die Brutpflege nicht Ursache des weiblichen Geschlechtstriebes, eines qualitativen Unterschieds im weiblichen und männlichen Geschlechtstrieb bezw. in der Geschlechtsempfindung sein. Somit scheidet die Brutpflege in jeder Beziehung als Ursache eines qualitativen und ursächlichen Unterschieds im Geschlechtstrieb und in der Geschlechtsempfindung aus.

Was aber ist dann Ursache des Geschlechtstriebes und der Geschlechtsempfindung, id est der sexuellen Vereinigung? Was ist das ursächlich treibende, das primäre Moment? Die Antwort ergibt sich von selbst aus dem, was oben über die Elternschaft gesagt wurde: Die Geschlechtszelle — beim Manne das Spermatozoon, beim Weibe das Ovulum —, also die physiologische Mutterschaft und Vaterschaft oder die Elternschaft. Ei und Samenzelle streben zueinander, nach Vereinigung, nach Konjugation, streben darnach, ein Leib, eine Zelle, die Embryonalzelle zu sein, ihre chemischen Affinitäten zu sättigen — das Kind, es ist das Kind, das im Manne und Weibe nach Erlösung schreit, nach Vereinigung, nach Synthesis. Diese Synthesis kann sich aber nur dann vollziehen, wenn Mann und Weib sich sexuell vereinigen — also: Ei und Samenzelle sind die Ursache der sexuellen Vereinigung von Mann und Weib, das primäre treibende Moment für **Mann und Weib**, nicht für das Weib allein.

Diese Ursache aber ist nur eine objektive. Denn sie kommt dem Individuum direkt nicht zum Bewußtsein — diese objektive Ursache veranlaßt das Individuum subjektiv nicht zum Eingehen sexueller Beziehungen.

Das ist etwas anderes — ein gewaltiges, treibendes, subjektives Moment. Ein Moment, das eine Wirkung der primären, der objektiven Ursache ist.

Mann und Weib besitzen in den äußeren Sexualorganen die sogenannten Schwellkörper oder corpora cavernosa. Diese corpora cavernosa sind bei Mann und Weib ein und dieselben, sie gehen aus der gleichen Anlage hervor und haben bei Mann und Weib genau dieselbe Funktion, d. h. sie funktionieren als Wollustorgane.*) Hand in Hand mit dem Reifungsprozeß, der Loslösung und der Braut-

*) Prof. C. Gegenbaur, Anatomie des Menschen, II. Bd. S. 184.

fahrt der Keimzelle, des Ovum und des Spermatozoon, tritt in den corpora cavernosa ein Druck, eine Spannung auf. Diese Spannung kommt dem Individuum zum Bewußtsein — sie ist es, welche im Individuum eine große Unruhe erweckt und die Individuen zueinander treibt, die Spannung zu heben, zu lösen, — sie ist das eigentliche treibende Moment bei beiden Geschlechtern zum Eingehen sexueller Beziehungen, die allerdings sekundäre, aber die eigentliche subjektive Ursache des Geschlechtstriebes. Denn die Spannung der corpora cavernosa wird durch die sexuelle Vereinigung, den Geschlechtsakt, unter einem das ganze Individuum beherrschenden Wohl- und Lustgefühl aufgehoben, und zwar bei Mann und Weib — es tritt ein Ausgleich der sexuellen Spannungskräfte ein, das Individuum, seine geschlechtlichen Affinitäten sind gesättigt — der Geschlechtstrieb schweigt. Er schweigt, ganz unabhängig davon, ob eine Konjugation, eine Vereinigung der Ei- und Samenzelle, ob eine Befruchtung stattgefunden hat oder nicht, unabhängig davon, ob aus Ei- und Samenzelle ein Leib: die Embryonalzelle, der Keimling, wurde oder nicht, ob die sogen. Mutterschaft, die Brutpflege, in die Erscheinung tritt oder nicht.

Also, es ist evident klar: Geschlechtstrieb und Geschlechtsempfindung des Mannes und Weibes haben dieselben, die gleichen Ursachen: die Geschlechtszelle und die reflektorische Spannung der corpora cavernosa — und die gleichen Folgezustände: Lösung des Druckes in den corpora cavernosa, Ausgleich der sexuellen Spannung, Sättigung der sexuellen Affinitäten unter einem das Individuum beherrschenden Wohl- und Lustgefühl, — woher sollen die verschiedenen Ursachen des Geschlechtstriebes und die verschiedene Qualität der Geschlechtsempfindung kommen?

Aber weiter. Ich erlaube mir, noch etwas mehr Rüstzeug aus der wissenschaftlichen Rüstkammer der Herren Gelehrten zu holen: Biologie und Entwickelungsgeschichte — Descendenz- und Kreuzungstheorien und Tatsachen. Hier die wissenschaftlichen Ergebnisse der Forschung einiger anatomischer Gelehrten:

Professor Dr. Hertwig sagt in seinem Lehrbuch der Zoologie:

S. 117: „Unter Vererbung verstehen wir die Übertragung der elterlichen Eigenschaften auf die Nachkommenschaft. Diese Übertragung erfolgt im großen und ganzen mit gleicher Energie von seiten des Vaters wie der Mutter; wenn wir aus zahlreichen Fällen das Mittel ziehen, so sind die Eigenschaften des Kindes die mittlere Resultante der Eigenschaften von Vater und Mutter, oder mit anderen Worten, die männlichen und weiblichen Individuen, im Durchschnitt betrachtet, haben gleichviel Vererbungsenergie."

Professor Dr. Straßer in seiner Vorlesung über Embryologie auf vergleichender Grundlage:

„Sollen wir uns unter männlichem und weiblichem Element je ein ganz bestimmtes Vermögen (Eigenschaft) denken? Im Grunde erscheint uns dieser Unterschied als etwas Äußerliches. Besteht innerlich ein prinzipieller, gegensätzlicher Unterschied zwischen weiblicher und männlicher Keimzelle? Das war und ist allerdings bis heute die Vorstellung. Man nimmt an, daß beide Zellen je ein bestimmtes Vermögen besitzen, — also ein bestimmtes weibliches Element und ein bestimmtes männliches Element. Man unterschied weiblich-passiv, männlich-aktiv. Dieser Annahme widerspricht die Tatsache, daß es Eier gibt, die aus sich selbst heraus sich entwickeln, Parthenogenesis.

Gegensatz zwischen Ei und Sperma ist äußerlich, entspricht der Arbeitsteilung. Ihre wesentlichen Bestandteile sind gleich, mit gleichen Kräften ausgerüstet, sogar der Masse nach."

Professor Dr. O. Hertwig in seinem Lehrbuch der Entwickelungsgeschichte äußert sich über die Entwickelung des Sexualapparates bei beiden Geschlechtern wie folgt:

S. 341: „Die erste Anlage des Urogenitalsystems ist in beiden Geschlechtern ein und dieselbe."

S. 342: „Die ursprünglich in beiden Geschlechtern gleichartig angelegten Drüsen und Kanäle des Urogenitalsystems finden später im männlichen und weiblichen Geschlecht eine verschiedene Verwendung und eine teilweise Rückbildung.“

S. 343: „Die äußeren Geschlechtsteile entwickeln sich beim Manne und beim Weibe aus einer gleichartigen Anlage.“

Professor C. Gegenbaur in seinem Lehrbuch der Anatomie des Menschen, II. Bd.:

S. 184: „Wie der gesamte äußere Geschlechtsapparat des Weibes nur eine ... Modifikation der beiden Geschlechtern gemeinsamen Anlage vorstellt, so sind demselben auch die gleichen Schwellorgane zugeteilt ... Dem Corpus cavernosum des Urogenitalkanals des Mannes entspricht ein stets getrennt bleibendes Schwellkörperpaar ... es bildet die Bulbi vestibuli ... Zwei andere Schwellkörper: ... corpora clitoridis wiederholen in kleinem Maßstabe die Corpora cav. penis.“

Also: gleichwertig sind die weiblichen und männlichen Geschlechtszellen, gleichwertig ist die weibliche und männliche Geschlechtsenergie, gleichartig und somit gleichwertig ist die weibliche und männliche Anlage, aus welcher sich der Sexualapparat entwickelt — gleichartig und somit gleichwertig sind die Mann und Weib zugeteilten Schwellorgane.

Also, noch einmal: Woher soll eine qualitative Verschiedenheit der weiblichen und männlichen Geschlechtsempfindung und ihrer Ursachen kommen? Wie könnte sie entstehen? Will, kann man gegenüber dieser Fülle biologischer Tatsachen einen qualitativen Unterschied der männlichen und weiblichen Geschlechtsempfindung wissenschaftlich, also physiologisch-mathematisch nachweisen oder behaupten? Muß man nicht zugestehen, daß das Wesen der Sache einen Unterschied absolut ausschließt?! Das, was sich kreuzt und sich seine Eigenschaften vererbt, das, was aus ein und derselben Anlage hervorgeht, das, was denselben Sinn, dieselbe Ursache und Wirkung oder denselben Zweck hat, das, was sich also gegenseitig bedingt, was ohne das andere keinen Sinn und Zweck hat — das kann doch prinzipiell, das kann doch qualitativ und ursächlich nicht verschieden sein! Das ist doch so einfach und klar wie das Einmaleins! Das ergibt sich doch mit mathematischer Genauigkeit und Notwendigkeit!

Sie sehen, Verehrtester, alles ist gegen Sie und Ihre „wissenschaftliche“ Überzeugung: Biologie und Entwickelungsgeschichte — Anatomie und Physiologie. Was bleibt? Nichts. Nichts, als daß der qualitative Unterschied der männlichen und weiblichen Geschlechtsempfindung eine Fabel ist, eine Phantasie. Phantasie ist, daß das ursprünglich treibende Moment im Eingehen sexueller Beziehungen für die Frau in der sogen. Mutterschaft, für den Mann in der sexuellen Vereinigung liegen soll. Es gibt keinen Unterschied! Weder einen qualitativen, noch einen ursächlichen. Die Geschlechtsempfindung beim Weibe und beim Manne ist sowohl der Qualität nach wie nach ihren Ursachen gleichartig und gleichwertig! Das ist eine physiologisch-mathematische Notwendigkeit, — ein physiologisch-mathematisches Produkt. So einfach, so selbstverständlich wie das Produkt aus 2:2 = 4.

Gewiß, die Mutterschaft, die physiologische Mutterschaft, also nicht die Brutpflege, sondern die Ovulation, die Reifung der Eizelle, ihre Loslösung von der Keimdrüse und ihre Brautfahrt, ist für die Frau das ursprünglich treibende Moment, die primäre Ursache zum Eingehen sexueller Beziehungen. Aber das ist in Bezug auf den Mann genau so, genau derselbe Vorgang: Reifung, Loslösung, Brautfahrt des Spermatozoon, also die physiologische Vaterschaft ist hier primäre Ursache, ist auch hier ursächlich treibendes Moment zum Eingehen sexueller Beziehungen.

Gewiß, auch die geschlechtliche Vereinigung bezw. die damit verknüpfte Lösung der Spannung und Sättigung der geschlechtlichen Affinitäten ist ein treibendes Moment zum Eingehen sexueller Beziehungen. Aber nicht das ursächlich treibende, nicht die primäre Ursache, sondern die sekundäre, die subjektive Ursache.

Und als solche ist sie das nicht nur für den Mann, sondern auch für das Weib. Nebenbei: Das wird ja wohl auch das Weib am besten, besser als der Mann beurteilen können — auch das Weib hat corpora cavernosa, genau wie der Mann und genau dieselben. Das Weib lächelt fein, amüsiert, wenn ihm der Mann einreden will, die sogen. Mutterschaft, die Brutpflege, sei dem Weibe das treibende Moment zum Eingehen sexueller Beziehungen, das andere, die geschlechtliche Vereinigung, schicke sich doch sozusagen nicht als treibendes Moment für die Frau! Ja, ja, was die Logik und das Schicklichkeits- oder Sittlichkeitsgefühl (?) der Herren Gelehrten nicht alles fertig bringt! Eskamotiert da dem Weibe sozusagen sein physiologisches Recht auf die so arg verpönte (öffentlich wenigstens arg verpönte!) Wollust fort!

Also: Die beiden Ursachen des Geschlechtstriebes und der Geschlechtsempfindung, Geschlechtszelle und Corpora cavernosa gehören zusammen, sie können nicht auseinandergerissen werden. Es kann nicht die eine Ursache dem Manne und die andere dem Weibe als ursprünglich treibendes Moment überwiesen werden. Beide gehören zusammen. Sie bedingen sich. Die eine geht aus der anderen hervor. Beide sind Mann und Weib als Ursache der Geschlechtsempfindung und des Geschlechtstriebes eigentümlich. Die Geschlechtszelle als primäre Ursache und die corpora cavernosa als sekundäre und ganz spezifisch subjektive Ursache.



# Strindbergs drei Märchenspiele

## von Georg Nordensvan

Die schwedisch-historischen Stoffe, die Strindberg während der letzten Jahre beschäftigten, scheinen seine Schöpferlust nicht ganz befriedigt zu haben, da er sie mit diesen Dichtungen unterbrochen hat, wo er sich vollständig ungebunden fühlte und wo er sich mit den Eingebungen seiner Phantasie frei tummeln konnte. Die drei Dramen sind gedichtet über Motive aus Volksleben, Märchen und Traum. Sie zeigen alle drei seine Kraft im Anschlag, in der Farbe und dem Bild, seinen Reichtum an Motiven und sein Gestaltungsvermögen, seinen launenvollen Gedankengang und sein Bedürfnis, seine eigenen Stimmungen in der Form des Gedichts wiederzugeben. Besonders das Traumspiel ist seinem Charakter und seiner ganzen Anlage nach eine der stärksten persönlichen Phantasien, die Strindberg in der letzten Zeit zustande gebracht hat.

Die Kronbraut ist ein schwedisches Bauerndrama oder eher eine Phantasie über Motive aus dem schwedischen Volksleben. Wenn man es liest, denkt man sich, wie Musik die Szenen begleitet und die Stimmung von Unfrieden und Schrecken verdolmetscht, die darüber ruht. Zu mehreren Weisen und Zwischenklängen hat der Verfasser selbst Melodien gesetzt. Das Stück ist in einfachen kräftigen Zügen gehalten. Wir befinden uns in der schwedischen Landschaft Dalarne („Die Täler"). Da leben zwei Familien in Feindschaft und gegenseitigem Mißtrauen und Haß, aber Montague und Capulet vereinigen sich im geheimen, indem Kersti und Mats, trotz der Uneinigkeit der Eltern, den Weg zueinander finden. Aus der Ehe zwischen den beiden jungen Leuten ist nichts geworden, aber in der Einsamkeit oben auf der Senne hat Kersti ein Kind geboren. Niemand weiter als die Hebamme weiß vom Dasein des Kleinen, aber wohl ist man in der Gegend neugierig und klatscht. Kersti, die eine stolze und verschlossene Natur ist, kann niemandem ihre Gedanken und Sorgen anvertrauen, aber sie wird von Verzweiflung und Raserei über die demütigenden Verhältnisse erfaßt, in denen sie lebt, und ihr Traum ist, in der Dorfkirche getraut zu werden und die Brautkrone des Kirchspiels zu tragen. Aber nur unbescholtene Jungfrauen dürfen diesen Schmuck tragen, und nun brütet Kersti darüber, was sie tun soll. Da kommt die Hebamme zu ihr in den Wald — die Hebamme ist eine Art Hexe und hat einen Fuchsschwanz — und die Hexe führt sie mit der Brautkrone in Versuchung, worauf ihr Kersti ihr Kind in Tausch gibt. Die Hexe verschwindet mit dem Kinde. Zu Mats sagt Kersti, ihre Mutter sei mit der Krone gekommen und die Hebamme habe es übernommen, den Kleinen zu pflegen, bis die Hochzeit vorbei sei. Die streitenden Familien scheinen sich verglichen zu haben, und jetzt soll die Hochzeit gehalten werden, und

das junge Paar soll in der Mühle wohnen. Aber der Friede der Braut ist dahin, ihr Betragen erregt Verwunderung und Argwohn; die boshafte Brita, Mats' Schwester, umschnüffelt sie mit offenen Ohren und Augen; am Hochzeitsabend, als der Tanz in der Mühle anhebt, verliert Kersti die Krone, die in die Mühlrinne rollt, und als die Hochzeitsleute nach dem Kleinod suchen, findet man das getötete Kind dort im Wasser. Kersti wird verhaftet, und nun gibt das Leiden ihr den Frieden wieder. Sie widersteht der Versuchung, sich der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen und ist bereit zu sterben. Sie wird zu Strafarbeit auf Lebenszeit begnadigt. Einige Zeit danach, als sie eines Wintertages aus dem Gefängnis nach der Kirche zurückgebracht wird, um Kirchenbuße zu stehen, ertrinkt sie bei der Fahrt übers Eis. Die uneinigen Familien, die während des Unwetters auf dem Eise zusammengestoßen sind und alle dem Tode in die Augen sehen, versöhnen sich bereits, ehe sie erfahren, daß Kersti tot ist. Ihr Tod besiegelt die Versöhnung, und als die Gefahr vorüber ist, fallen alle um Kersti Bahre auf die Kniee, während eines Lobgesanges auf den Herrn Zebaoth.

Das Drama wird, wie gesagt, von starken Stimmungen und einem großen und menschlichen Pathos getragen. Das Übernatürliche spielt etwas zu oft hinein, der Wassermann und ein weißes Kind tauchen auf, auch wenn man sie am wenigsten erwartet und unleugbar ermüdend oft. Der Wassermann ist der Neck des Volksmärchens, der auf seinen Erlöser wartet, das weiße Kind ist die mahnende Stimme des Gewissens.

Man wendet das Blatt und ist in Schwanenweiß' Märchenschloß.

Wer hätte in den 80er Jahren voraussagen können, daß Strindberg in vollem Ernst ein Schauspiel von der eingeschlossenen Prinzessin und der boshaften Stiefmutter, vom Märchenprinzen und der Mutter im Schwanenbalg schreiben würde? Ein Märchenspiel in eitel lichten Farben, wie die Liebe, wenn sie jung und rein und unselbstsüchtig ist, über die bösen Mächte des Lebens siegt, und wie die Herzensgüte, die alles verzeiht, den Schwachen allmächtig macht. Ein Schauspiel von der Allmacht der Unschuld und Güte ist Schwanenweiß. Da gruppieren sich um die engelsgute Prinzessin, die doch so viel liebenswürdiges Menschliches und Lebendiges hat — sie ist halb ein spielerisches Kind, voller lustiger Einfälle, halb eine träumende, entzückende Jungfrau — die schwarze, haßerfüllte Stiefmutter mit ihrer Peitsche, der ehrliche, stattliche, einfältige Vater — der Märchenritter in blinkendem Harnisch und mit dem gewaltigen Schlachtschwert — die klatschenden Mädchen, die hinter den Türen des Schlosses auf Wache stehen, der kleine Prinz schließlich, der das Herz der Prinzessin gewinnt und in den blauen Turm gesetzt wird, wo er in einer einzigen Nacht vor Sehnsucht grauhaarig wird, und der zuletzt ertrinkt, aber in der Schlußszene wieder von Schwanenweiß' alles beherrschendem Glauben, Willen, Gebet und Liebesgefühl ins Leben zurückgerufen wird.

In seinen allerhellsten Augenblicken hat der Dichter diese Gesichte aus der Welt des Märchens gesehen. Das Schauspiel nimmt einen Platz für sich unter Strindbergs Dramen ein — vielleicht war das junge Mädchen in „Ostern" eine etwas irdischere ältere Schwester der Prinzessin Schwanenweiß. Es ist im großen und ganzen dem Dichter vortrefflich gelungen, das Gedicht konsequent und einheitlich in Ton und Stimmung zu halten — wenn auch der Leser auf die Dauer die überfließende Lieblichkeit und Güte der Prinzessin weniger interessant und sogar ein wenig süßlich findet. Eine kleine Szene, wo die Liebenden einen Augenblick geneigt sind, sich zu zanken, fällt hier aus dem Rahmen heraus, wird aber glücklicherweise von dem, was vorhergeht und was nachfolgt, verhüllt. Und in Schwanenweiß finden sich sowohl Gefühl wie Wärme und kleine Details, die in ihrer Frische und Naivität geradezu entzückend sind. Von durch und durch intelligenten Schauspielern gespielt und mit raffinierter Kunst eingeübt und inszeniert, müßte das Gedicht auf der Bühne wirken können. Aber der Versuch wäre unleugbar schwierig.*)

Das Traumspiel kann kaum erzählt, das muß vollständig gelesen werden. Im Vorwort sagt der Verfasser: „Mit Anschluß an mein früheres Traumspiel „Nach Damaskus" habe ich versucht, die unzusammenhängende, aber scheinbar logische Form des Traums nachzuahmen. Alles kann geschehen, alles ist möglich und wahrscheinlich. Zeit und Raum existieren nicht; auf einem unbedeutenden Wirklichkeitsgrunde spinnt die Einbildung weiter und webt neue Muster: eine Mischung von Erinnerungen, Erlebnissen, freien Einfällen, Ungereimtheiten und Improvisationen. Die Personen teilen sich, verdoppeln sich, doublieren sich, verdunsten, verdichten sich, verfließen, sammeln sich. Aber ein Bewußtsein steht über allen, das ist das des Träumers; für das gibt es keine Geheimnisse, keine Inkonsequenz, keine Skrupel, kein Gesetz. Er richtet nicht, freispricht nicht, referiert nur . . ."

Das Stück ist eine der eigentümlichsten, zugleich launenvollen und doch beherrschten, Serien von

*) Otto Julius Bierbaum hatte „Schwanenweiß" für sein Trianontheater angenommen.

Improvisationen, die sich ineinander auflösen, einander jagen, ohne Zusammenhang zuweilen, ganz und gar ohne Motivierung, aber gleichwohl zu einem Ganzen von der persönlichen Art des Träumers zu träumen geformt. Einiges ist unwiderstehlich fesselnd in seiner rückhaltlosen und erfinderischen Bizarrerie, anderes interessiert am meisten durch das Verblüffende in Idee und Einfall, die Anordnung der Szenenverwandlungen ist höchst originell, alles ist echt strindbergisch, und einiges erinnert an seine älteren Schauspiele; das Leben passiert an dem inneren Blick des Träumers in ständigem Wechsel vorbei, die durchgehende Stimmung ist das Gefühl des Mitleids mit den Menschen, mit ihrem Leiden, das sein Ende erreicht im Tode, der Befreiung.

Das Traumspiel ist ohne alle Frage das fesselndste von den drei Dramen und eins von Strindbergs schwerwiegendsten Dichtwerken aus seiner letzten Epoche.



# Hier sollte Flieder stehen

## Variation nach J. P. Jacobsen. Novellette von Elisabeth Dauthendey

Hier sollte Flieder stehen.

Von dem purpurschweren, süss duftenden, mit den üppigen Laubbüschen, dessen Blätter wie durchsichtige Smaragde in der Sonne aufleuchten.

Von den Blüten quillt langsam ein heisser Duft auf, wie aus dampfenden Opferschalen voll goldnen Südweins und füllt die Luft mit einem schwermütigen Rausche von Glück und Wehmut.

Eine hohe, wölbende Laube sollte es sein, die einen schwebenden, sonnendurchhuschten Schattentempel über die verschwiegene Stille dieses Parkwinkels baute.

Der Park ist eine lachende Wildnis. In üppiger Freiheit sprüht und glüht es darin von starken lachenden Farben, die wie Flammen aus dem wirren Dickicht von vielfachem Grün auflodern.

Ein kleines Haus liegt mitten in dieser Wildnis.

Seine phantastische Barockfassade mit den krausen Schneckenlinien, gewundenen Säulchen, Vasen mit aufsteigenden Flammen und den schweren fallenden Blumengehängen wirkt wie ein steingewordenes Finale zu der blühenden Symphonie aufgelöster Linien ringsumher.

Die Luft ist schwer von den Träumen der Stille.

Die langsam fallenden Tropfen der dünnen Wasserstrahlen, die aus den Nüstern des bemoosten Delfins aufsteigen, bringen in diese scheinbar zeitlose Welt den Pulsschlag der verrinnenden Stunde.

Aus dem Schatten des Flieders lösen sich plötzlich Stimmen. Sie sind warm und tief und schwellen auf und senken sich nieder unter dem Jubel und der Schwere eines heissen, jauchzenden Glückes.

Und nun treten zwei aus dem Schatten in das Licht des verglühenden Abends. Es sind natürlich ein Mann und ein Weib. Denn das Hohelied des Glückes ist von je nur aus dieser Wesenszweiheit geboren worden.

Auf ihren Haaren und ihren Gewändern liegt noch der schwere Duft des Flieders.

In ihren Augen und auf ihren Lippen flammt noch das goldschwere Glück einer glühenden Liebesstunde.

Sie sind beide in weisse fliessende Gewänder gehüllt.

Der Mann ist hoch und schlank. Auf seinem Haupt liegt der Strahlenkranz blühender Jugend. Aus den dunklen Augen leuchtet siegwissende Kraft und ein starker Wille zur Freude, mit jedem Blicke neues Leben suchend.

Im Zeichen der Reife steht das Weib. Eine goldene Fülle umstrahlt sie wie bebende Sommerwärme um Mittag. Lässiger sind ihre Bewegungen, Muskeln und Nerven nicht so streng mehr gespannt, alles an ihr gleichsam nach innen lauschend, auf das selige Wunder des Lebens, das ihr das lachende Glück der Liebe in ihrer Sommerspäte aufblühen liess.

Der Mann hat seinen Arm um den Leib des Weibes gelegt, ihr Körper ist im Schreiten an den seinen gelehnt; in der heissen Hingabe ihrer Wesen hat der Rhythmus ihrer Schritte das vollendete Gleichmass ihres in einander aufgelösten Willens. Ihre Blicke tauchen in einander. Einer im Banne des andern, hingerissen von der unruhigen Brandung ihrer Leidenschaft, dass es wie ein Schmerz ist, wenn jedes seine eigene Seele aus der des andern lösen und zu sich selbst zurückkehren muss.

„In Ewigkeit so in dir ruhen, Geliebte."

„In Ewigkeit mich so an dich verlieren, Geliebter."

„So ganz eins sein und doch jedes ein Starkes für sich."

„Das ist die Entzückung der grossen Liebe."

„Die gibst du mir."

„Und du mir, Geliebter . ."

„Ich habe das Glück, das seltene. Von solcher Fülle überschüttet; schrankenlos gibst du mir aus deinem Reichtum. Was in den Abgründen des Schmerzes seine Wurzeln hat und in der

Sonne deiner Schönheit zu goldenen Früchten reifte — mir gibst du alles. Du stillst jede Sehnsucht meiner lebenslechzenden Jugend und erfüllst alle wartenden Träume zu heisser, greifbarer Wirklichkeit. Meine Hände sind voll von den Gaben deiner Schönheit und meine Seele ist bis zum Rande gefüllt von der Glut deines Geistes — ich selig Glücklicher, lass mich dir danken — Geliebte."

„Nein — ich bin glücklich — Herrlicher, von dir scheint mir der Rausch der Jugend und hebt mein Blut zu ungekannter Wonne, und meiner Seele gibst du die glückliche Vollendung der Erkenntnis, du weckfest mich zum Leben und gibst mir den Glauben an des Daseins Fülle, gibst mir das heilige Wissen um mich selbst — ich selig Glückliche, ich muss dir danken."

„Nicht so, Geliebte —"

„Du gibst mir den Sturm und den Jubel für meine Sinne und zugleich aus der reifen Fülle deines Wesens die tragende Harmonie des Geistes, die Sturm und Jubel zur unendlichen Melodie formt; und so nimmst du meine Jugend zu den Höhen des Lebens. So viel reicher der Herbst ist an Entfaltung und greifbar gewordenen Möglichkeiten, als die mit tausend Willenskeimen spielende Frühzeit der Natur — so viel reicher steht dein Wesen über mir, und meine junge, schaffenstrunkene Seele neigt sich in Wonne vor der goldenen Ruhe deiner vollendeten Welt — nein, ich bin der Beglückte."

„Und rührst du nicht mit dem brausenden Flügelschlag deiner Jugend an die Tiefe meines Wesens, dass alle Ruhe und Stille wieder neu tönt und klingt — du gibst mir den Rausch der Freude, der alles Gewordene in mir zu Licht und Glut und Farben wandelt, die deinem Werden zuströmen, und einen Reichtum ohnegleichen in uns zeugen —."

„Geliebter!"

„Geliebte!"

Von den offenen Fenstern des Hauses tönen leise Glockenschläge in die sanfte Stille.

„Unsere Zeit ist zu Ende."

„Wann kommt sie wieder?"

„In wenig Tagen, Geliebte."

Sie gehen dem Hause zu.

Vor der Doppelrampe des Aufgangs lösen sie sich aus der Umarmung. Jedes steigt langsam die Treppen zur Plattform hinauf, auf jeder Stufe dem Genusse des Augenblicks entgegenbebend, da sie sich eben mit einem Schrei der Wonne in die sehnsüchtig ausgebreiteten Arme fallen — sich noch einmal in den wogenden, wünschenden Rhythmen ihrer Leidenschaft aufglühen zu fühlen, ehe sie scheiden.

Nach einer Weile treten sie wieder aus dem Hause.

Der Mann hat das wallende Gewand der Liebesstunden abgelegt. Kraftvoll und biegsam zeichnen sich die jugendschönen Linien seines Körpers ab in dem knappen Reitanzuge.

„Arbeit und Alltag nehmen mich wieder."

Er pfeift drei scharfe Töne in die Richtung des abseits liegenden Stalles.

Ein Knabe führt den Goldfuchs an das Tor des Parkes.

„Leb wohl, Geliebte!"

Ein letzter schauernder Kuss. Ein letzter aufglühender Blick. Die letzte sich schmerzhaft lösende Umarmung.

Sie eilt zum kleinen Söller an der Parkmauer, von wo sie der langen grauweissen Linie der Landstrasse eine Weile mit den Blicken folgen kann.

Das Tuch in ihrer erhobenen Hand weht sanft im Abendwinde.

Der Reiter hält sein Tier kurz und lässt es langsam schreiten. Er blickt zurück zu ihr.

Die weisse Gestalt ist von Abendglut umgoldet. Die dunkeln reglosen Laubmassen der uralten Parkbäume ragen im Hintergrunde, in ihren schweigenden Schatten die Träume der Zeiten bergend.

Plötzlich gibt er dem Tiere die Sporen. Und so mit seinem Willen eine fremde Bewegung entfesselnd, gelingt es ihm, sich loszureissen von dem Anblick des Weibes, das seine Seele bis zum Rande mit Entzückung füllt.

An der Biegung des Weges sieht er noch ein allerletztes Mal zurück.

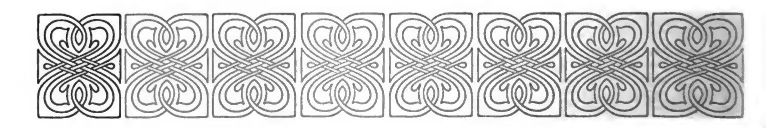
„So ist dein ganzes Wesen in Gold getaucht und goldne Ströme des Glückes gehen von dir über mein Leben — nein, ich bin der Glückliche."

Die Frau in Weiss steht noch immer mit erhobenen winkenden Armen. Starr blickt ihr Auge auf den Punkt, wo der Geliebte ihren Blicken entschwand.

Endlich wendet sie sich und steigt die Stufen zum Garten hinab.

Die Schauer der Erinnerung an die Wonne dieses traumschönen Tages rinnen ihr in glühenden Wellen durch das Blut —

Sie schliesst die Augen. — In seliger Sehnsucht breitet sie die Arme aus und mit einem tiefen warmen Seufzer des Glückes flüstert sie „Nein, ich bin die Glückliche, Geliebter."



# Unsere Volksmärchen

von Dr. J. Löwenberg

## I.

Es war einmal — doch nein, es klingt zwar wie ein Märchen, aber es ist eine geschichtliche Thatsache, daß einst zwei grundgelehrte deutsche Sprachforscher von Dorf zu Dorf zogen, um von alten Frauen und Männern, aus dem Munde der Einfältigen und Schlichten, uralte Lebensweisheit und ewig-junge Poesie zu hören: Jakob und Wilhelm Grimm, die Sammler unserer Volksmärchen. Freilich, sie waren nicht nur Gelehrte, sie waren auch latente Dichter, die mit der Wünschelrute eines tiefspürenden, feinempfindenden Dichtersinns umhergingen in dem Reiche, in dem sie unbeschränkte Herrscher waren, in dem Reiche deutscher Sprache, Sitte und Sage. Und überall, wo die Wünschelrute anschlug, da legten sie reine Goldadern und lebendige Brunnen zu Tage. Bis zu ihrer Zeit war das Märchen selber ein Aschenputtel gewesen, das von den feinen Kindern des Landes verhöhnt und verachtet in dem Herdwinkel saß, bis der rechte Prinz kam und trotz des grauen Kittels das holde Kind entdeckte.

In ihrem bescheidenen Sinn empfanden die beiden Brüder es als eine Gunst, solch glückliche Finder gewesen zu sein. „Tragen wir einen Dank davon für alle Mühe und Sorge, der uns selbst zu überdauern vermag," sagt Jakob, „so ist es der für die Sammlung der Märchen."

Vor ihnen hatten schon Musäus, v. d. Hagen, Büsching, Tieck, Frau Naubert und andere Märchen herausgegeben; aber sie nahmen ihnen den schönsten Schmuck, das Volkstümliche, gaben ihnen eine künstliche Färbung und vermischten sie mit eigenen Zuthaten. Die Brüder Grimm hingegen, ganz auf treue Wiedergabe bedacht, hielten sie ängstlich von allem Fremden rein und erzählten sie in demselben Stil und möglichst in denselben Worten wieder, wie sie ihnen überliefert wurden. Ihre Quelle war das Volk selbst.

Schon im Jahre 1806 hatten sie zu sammeln begonnen, zu einer Zeit, wo Deutschland zerrissen und zertreten war, wo aber das deutsche Volksgemüt sich auf sich selber besann, emsig suchend, was ihm denn aus alter Zeit geblieben sei, um neue Kraft und Hoffnung für die Zukunft zu sammeln. 1809 schreibt Jakob an Wilhelm: „Mit den Märchen ist es nichts gewesen. Die Lotte hat die Frau kommen lassen, sie hat den ersten Tag gesagt, sie müsse sich erst besinnen und den zweiten, sie wisse nichts mehr. Beweg doch den Clemens (Brentano), daß er vor der Herausgabe sich ja erst viel mündlich erzählen läßt, da steckt noch das Meiste und Beste."

Achim von Arnim war es, der dann im Jahre 1812 die Brüder zur Herausgabe des Gesammelten veranlaßte. „Im Zimmer auf- und niedergehend, las er die einzelnen Blätter, während ein zahmer Kanarienvogel, in zierlicher Bewegung mit den Flügeln sich im Gleichgewicht haltend, auf seinem Kopfe saß, in dessen vollen Locken es ihm so behaglich zu sein schien." Klingt das nicht selber märchenhaft? Zwei Jahre später erschien der zweite Band. Die beiden tiefsinnigen Märchen: „Von dem Fischer und syner Fru" und „Von dem Machandelboom" hatte der Maler Ph. O. Runge aus Hamburg gesandt, derselbe, der erst in unsrer Zeit durch Alfred Lichtwark, den hochverdienten Anreger und Förderer volkstümlicher Kunsterziehung, zur gebührenden Anerkennung gelangt ist. Einen großen Teil dieser Sammlung aber verdanken sie einer hessischen Bäuerin aus dem Dorfe Zwehre. Die „Frau Viehmännin", heißt es in der Einleitung zu den Märchen, „war noch rüstig und nicht viel über 50 Jahre alt. Ihre Gesichtszüge hatten etwas Festes, Verständiges und Angenehmes und aus großen Augen blickte sie hell und scharf. Sie erzählte bedächtig, sicher und ungemein lebendig, mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man es wollte, noch einmal langsam, so daß man ihr mit einiger Uebung nachschreiben konnte."

So kamen die Märchen aus dem Munde des Volkes in die Bücher. Wie aber kamen sie in das Volk hinein?

„Wir finden es wohl," sagt Wilhelm Grimm, „wenn von Sturm und anderem Unglück, das der Himmel schickt, eine ganze Saat zu Boden geschlagen wird, daß noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchen, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert hat, und einzelne Aehren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort; keine frühe Sichel schneidet sie für die großen Vorratskammern; aber im Spätsommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme Hände, die sie suchen, und Aehre an Aehre gelegt, sorgfältig gebunden, und höher geachtet als sonst ganze Garben, werden sie heimgetragen und winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft.

So ist es uns vorgekommen, wenn wir gesehen haben, wie von so vielem, was in früherer Zeit geblüht hat, nichts mehr übrig geblieben, selbst die Erinnerung daran fast ganz verloren war, als unter dem Volke Lieder, ein paar Bücher, Sagen und diese unschuldigen Hausmärchen. Die Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feiertage noch gefeiert, Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantasie, sind die Hecken gewesen, die sie gesichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben."

Reste uralter Sagen, Klänge alter Dichtungen und Spuren des heidnisch-germanischen Götterglaubens finden wir in unsern Märchen wieder. Viele von ihnen stammen aus dem fernen Indien. Sie sind entweder durch die Vermittlung persischer, arabischer und jüdischer Uebersetzer in die Litteratur und von dieser ins Volk gedrungen, oder durch die Berührung der verschiedenen Völker zur Zeit der Kreuzzüge und der Mongolenherrschaft mündlich überliefert worden, wenn nicht gar uralte Traditionen vorliegen. Das in den Märchen so häufig vorkommende Abstreifen der Hülle kann (nach Theodor Benfey) ursprünglich nur in einem Lande verwandt sein, wo die Natur Erscheinungen bot, die mit Leichtigkeit darauf hinwiesen, und da giebt es wohl keine, die augenfälliger ist als das Abstreifen der Schlangenhaut und kein Land, das bessere Gelegenheit bot, das zu beobachten als Indien, wo außerdem noch der weitverbreitete Schlangenkultus es nahe legte, eine tiefere Bedeutung für diese Erscheinung zu suchen. Der buddhistischen Lehre von der Seelenwanderung war es auch entsprechend, die Tiere, wie es das Märchen thut, gleichsam nur als Menschen, die sich in Tiergestalt gehüllt haben, zu betrachten; während die didaktische äsopische Fabel sie ihrem Tiercharakter gemäß handeln und sprechen läßt.

Mannigfach sind die Spuren der alten germanischen Götterlehre in unsern Märchen. Als das Christentum in das Volk drang, wurden die heidnischen Lehren und Anschauungen bekämpft; aber das Herz des Volkes hing fest an ihnen, es konnte nicht so leicht aufgeben, was ihm so lange wert gewesen, worin es so lange Kraft und Trost gefunden hatte. Da es der Väter Erbe nicht in der alten Gestalt bewahren konnte, verwandelte und veränderte es dasselbe. Die alten Jöten wurden Riesen, die Lichtelfen und Walküren Schwanenjungfrauen, die Nornen weise Frauen oder böse Zauberinnen, der alte heidnische Hort wird zur Wünschelrute, zur Goldgans, Asgard, die mit goldnen Schindeln gedeckte strahlende Götterburg, verwandelt sich zum goldnen oder gläsernen Berg. Die Segen und Unheil spendende Göttin Holda, die in Quellen und Tiefen haust, kehrt uns im Märchen als Frau Holle wieder.

An einem unserer beliebtesten Märchen läßt sich diese Wandlung klar erkennen. Die gewaltigen Naturerscheinungen wie Sturm, Donner, Blitz, mußten den Menschengeist in seiner Kindheit als etwas Unfaßbares, Feindliches bedrücken, wie ihm andererseits der erwärmende leuchtende Sonnenstrahl, das milde Walten des Mond- und Sternenlichtes freundlich und wohlwollend erschien. Mit der Vorstellung von höheren Mächten, von Göttern, vor denen er dankend und erbarmenflehend niedersinken konnte, suchte sich die schöpferische Phantasie diese Erscheinungen zu erklären. Für die Bewohner der nördlichen Gegenden konnte nun keine Erscheinung bedeutungsvoller, eindrucksmächtiger sein als das Ersterben der Natur im Winter, ihr Erwachen im Frühling. Diesen Vorgang gestalteten sie sich zu dem Mythus, daß eine feindliche Macht die Erde, die geliebte Braut, in todesähnlichen Schlaf versenkt habe, bis der strahlende Sonnengott, der Erlöser, komme, sie zu neuem Leben zu erwecken. Die Heldensage geht dann einen Schritt weiter zur Vermenschlichung, und so erzählt uns die Edda, daß Sigurd, nachdem er den Lindwurm erschlagen, durch tauige Wälder den blauen Bergen zugeritten sei. Da war der Himmel gerötet wie von einer Feuersbrunst, und als er näher kam, erblickte er eine Schildburg, ganz von lichter Lohe umschlossen. Ein Druck mit den Fersen, und der Hengst setzt im Sprunge über den flammenden Zaun. Sigurd steigt auf den Burgfried und findet dort eine schlafende Jungfrau im Kriegergewande. Als er ihre Brünne durchschnitten hat, erwacht sie und ruft aus: „Du bist der verheißene Held, berufen, mich vom Zauberschlafe zu wecken. Mich senkte Odin mit dem Schlafdorn in Schlummer, weil ich gegen seinen Befehl gehandelt.“ Der Feuerball — die rotblühende Dornenhecke, der Schlafdorn — die Spindel, die schlummernde Walküre — das in Zauberschlaf versenkte Königskind, der strahlende Held — der schöne Königssohn: wer muß nicht an Dornröschen denken? So hält das Herz des Volkes fest, was es einmal besessen, und wie in einem Lebensbrunnen verjüngt sich, was es in seine Liebe taucht.

Doch nicht in dem, was sie dem Altertumsforscher bieten, in ihrer schlichten, reinen Poesie liegt für uns der Reiz und der Wert der Märchen, in einer Poesie, die verständlich ist für alle, ob sie reichen oder armen, wenn sie nur kindlichen Geistes sind. Was die Welt schön macht: Berg und Thal, Wald und Bach, Blumen und Vögel, Sonne, Mond und Sterne finden wir in ihnen wieder, und noch etwas, was schöner als alles: unschuldige Kinder, die mit großen Märchenaugen in die Welt schauen. Das wirre Getriebe der Städte, ja sogar der Dörfer, die mannigfache Mischung der Charaktere sind ihnen fremd, es bewegt sich am liebsten in den einfachen Verhältnissen des Familien- und Landlebens. Wie die Kinder in der Familie haben seine Personen keine Zunamen, oft nicht einmal Vornamen, nur Beinamen; an bestimmte Orte, wie die Sage, ist es nicht gebunden, überall ist es zu Hause, und geschehen ist es niemals und zu allen Zeiten. Es war einmal. „Das Märchen steht abseits der Welt in einem umfriedeten, abgeschiedenen Raum, über den es nicht hinausschaut.“ (W. Grimm.)

Wie schlicht ist die ganze Szenerie! Ein Hüttlein am Waldsaum oder am See, ein Brunnen, ein Teich, eine Wiese, ein Berg, ein Königsschloß oder ein Wald. Ja, ein Wald! Wer die ganze Poesie des Märchens verstehen will, der muß die ganze Poesie des Waldes kennen. Steht er nicht selber da wie ein Märchenwunder inmitten der nüchternen Alltagsprosa der Felder und Wiesen? Da draußen um ihn her

alles deutlich und bestimmt. Vor uns die regelmäßigen Linien der sorglich geteilten Aecker und Wiesengründe, das Eigentum des einzelnen, das kein fremder Fuß betreten, keine fremde Hand berühren darf. Bis zum fernen Horizont dringt der Blick, nichts Unerwartetes kann sich nähern, nichts Neues auftauchen, ohne sich lange vorher anzuzeigen.

Ein Schritt, und wir sind in einer anderen Welt. Wir dürfen sie betreten, sie ist Gemeingut aus alter Zeit, und jeder Weg steht uns offen. Ein geheimnisvolles Halbdunkel umgiebt uns. Mächtig aufragende Stämme hemmen den Blick in nächster Nähe, und zwischen ihnen lockt ihn eine Lichtung in schimmernde Ferne. Wir sind allein; träumende Einsamkeit umfängt uns, und doch, um uns rauscht und flüstert es, singt und pocht und hämmert es, und tausend Stimmen, die da rufen: du gehörst zu uns, wir gehören zu dir! Geh nur weiter, nur weiter! Langsam schreiten wir dahin. Ueber schwankende Zweige huscht der Sonnenstrahl, ein Falter flattert auf, ein Vogel fliegt vorüber — verschwunden, ehe wir ihn recht gesehen; ein Kopf steckt sich aus dem Busch hervor, einen Augenblick nur, und unter duckt er in das verhüllende Grün. Wer war es? Was wird jetzt kommen? Die Büsche schließen sich so dicht zusammen, die Bäume stehen so regungslos, so wissend still da, als solle jeden Augenblick ein Geheimnis, ein Wunder hinter ihnen hervortreten. Ein süßschmerzliches Schauern durchzuckt dich, eine tiefe Sehnsucht seufzt in dir auf, mag kommen, was da kommen will, die Fee des Glücks oder die unheilbringende Zauberin, du erwartest alles, du glaubst alles in dieser wundersamen Märchenstimmung.

Und da kommen schon die bekannten und doch so wundersamen Gestalten. Der Jäger dort, ist es derselbe, der Schneewittchen in den Wald gebracht? Das kleine Mädchen, das Beeren sucht, ist es das Schwesterlein, dem das Brüderchen als Rehkälbchen davongesprungen? Die Alte, die dürre Reiser und Kräuter sammelt, was mag sie nur im Schilde führen?

Den einfachsten Lebensverhältnissen sind die Personen im Märchen entnommen. Jäger, Fischer, Köhler, Bauern und Räuber treten auf. Ein schlichtes Elternpaar, — auch wenn es im Königsschlosse wohnt, unterscheidet es sich durch nichts als die Krone, die der König nach kindlicher Vorstellung immer auf dem Kopfe trägt, von geringen Bauersleuten, — eine Stiefmutter, ein Stiefkind, Brüderchen und Schwesterchen, eine böse Zauberin und eine gute Fee, das sind die Hauptpersonen. Aber der Umkreis der handelnden Personen ist ein unendlich größerer; er umfaßt alles, die ganze Welt, Leben und Tod, Schöpfer und jegliches Geschöpf. Der liebe Gott, der wie Odin durch die Welt wandert, muß mitthun; der Teufel, der schwarzrußige Kumpan, muß es sich gefallen lassen, daß man seinen Schabernack mit ihm treibt; die Engel, die guten und bösen Geister wirken mit. Alle Tiere sind vernunftbegabt, besonders die Vögel, die schnellfliegenden und weitspähenden, die Boten zwischen Himmel und Erde; alle Pflanzen sind beseelt, besonders Blumen und Bäume; die Bäche können reden, und Sonne, Mond und Sterne schließen als handelnde Wesen sich dem Reigen an. Giebt es doch für das Kind und den Menschengeist in seiner Kindheit nichts eigentlich Lebloses in der Welt. Der Tod ist ein unfaßbarer Gedanke, und was ist denn der Tod? Wer kann sagen, ob diese Märchenweisheit, die alles beseelt und belebt, die so klug jedes Blattrauschen deutet, jede Vogelstimme versteht und sich des Zusammenhangs aller Wesen bewußt ist, nicht überhaupt tiefere Weisheit birgt, als wir mit unserm Wissen zu begreifen vermögen?

Wie mannigfach auch der Inhalt der Märchen ist, so lassen sie sich doch in gewisse Gruppen bringen, in denen derselbe Grundgedanke wiederkehrt.

Gar oft wird eine schwere, anscheinend unlösbare Aufgabe gestellt, aber mit Hilfe überirdischer Mächte oder auch nur befreundeter Tiere wird sie gewöhnlich von dem jüngsten, verachteten Kinde gelöst. In der „weißen Schlange“ werden dem Freier der Königstochter 10 Säcke Hirse ausgestreut, der Ameisenkönig mit seinen Tausenden von Ameisen sucht sie ihm zusammen. Das kluge Schneiderlein errät das silberne und goldene Haar auf dem Kopfe der Königstochter, und der jüngste Königssohn holt das Wasser des Lebens aus dem fernen unbekannten Brunnen.

In einer zweiten Gruppe hält ein böser Zauber gewöhnlich ein Königskind gefangen. Frischer Mut, unerschütterliche Treue und opferfreudige Liebe brechen ihn. Der junge Prinz wird in einen Frosch verwandelt, bis die Liebe ihm seine alte Gestalt verleiht; die Königstochter fliegt als weiße Taube im Walde umher, bis die treue Magd sie befreit; das liebliche Schwesternpaar Rosenrot und Schneeweißchen giebt dem Bären seine menschliche Gestalt wieder; dem armen mitleidigen Holzhauermädchen gelingt es, den eisgrauen Mann wieder zum schmucken Königssohn zu verwandeln, und das treue Schwesterchen näht 6 Jahre lang an den Hemdchen aus Sternblumen, um die zu Schwänen verwandelten Brüder zu erlösen.

In einer dritten Gruppe muß jemand, der in eine gefährliche Lage geraten, für die erbetene Hilfe etwas scheinbar Geringes versprechen, zumeist das, was ihm zuerst aus dem Hause entgegenkommt. Ein voreiliges Gelübde wird gethan, und da ist es regelmäßig ein Kind, oft das liebste, jüngste und beste, das — wie Jephthas Tochter — geopfert werden muß. Aber in allen diesen Märchen wendet sich scheinbares Unglück zum Heil; denn gewöhnlich ist der Opferverlangende, der Bär, der Löwe, ein verzauberter Prinz und gewinnt aus der Liebe eines menschlichen Wesens zu ihm die ersehnte Erlösung.

Dem voreiligen Gelübde steht das voreilige Wort nahe. In gedankenloser Wut wird ein Fluch ausge-

sprochen, der sich sofort erfüllt. Die Kinder fliegen als Raben davon, bis treue Liebe sie wieder erlöst.

Ein Lieblingsstoff des Märchens ist die Erzählung von dem guten, schönen Kinde, dem die Mutter gestorben und das nun von der bösen Stiefmutter mißhandelt und verstoßen wird. Es muß niedrige Dienste thun, Schmach und Verachtung erdulden; aber eine innere Freudigkeit durchglüht seine Seele, und manchmal schimmert es unter dem schwarzen, rußigen Gewande wie ein Goldstrahl hervor, bis er schließlich aus allen Leiden und selbst aus dem Tode siegreich und mit unvergänglichem Glücke geschmückt hervorgeht. Ich brauche nur an Aschenputtel, Schneewittchen, Brüderchen und Schwesterchen, an den Machandelboom zu erinnern, und jeder weiß, welch kostbarer Schatz der Poesie in diesen Märchen enthalten ist.

Unter den vielen Personen giebt es eine Anzahl feststehender Charaktere: die böse Stiefmutter oder Zauberin, das gute, aber zurückgesetzte Kind, der Liebling des Märchens, der Dummling, der jüngste von den drei Söhnen, der in seiner Herzenseinfalt mehr vermag, als die hochmütigen Brüder mit ihrer weltlichen Klugheit, der Däumling, winzig an Gestalt, aber groß an Schlauheit und List, ein Sprößling der kleinen Kobolde, und das Glückskind, der Bruder Lustig, dem alles zum Guten gerät und den das Märchen mit einer seiner schönsten Gaben, mit seinem sonnigen Humor schmückt.

Am anmutigsten erscheint uns dieser Charakter in „Hans im Glück", der den schweren Klumpen Gold, den er als Lohn siebenjähriger treuer Dienste erhalten, nach und nach gegen ein Pferd, eine Kuh, ein Schwein, eine Gans, einen großen Wetzstein umtauscht, bis dieser ihm dann endlich glücklich in die Quelle plumpst. Hans, als er ihn mit seinen Augen versinken sah, sprang vor Freude auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Thränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade noch erwiesen und ihn auf eine so gute Art, ohne daß er sich einen Vorwurf zu machen brauche, von dem schweren Steine befreit hätte. „So glücklich wie ich," rief er aus, „giebt es keinen Menschen mehr unter der Sonne!" Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war. — War er nicht wirklich ein „Hans im Glück?"

Verzwickter ist schon der Charakter des Bruder Lustig, dem ein Stück Landsknechtsnatur anhaftet. Eine mitleidige Seele und ein abgefeimter Lügner zugleich, der den heiligen Petrus beschenkt und hintergeht, der die Teufel in seinem Zauberränzel durchwalkt, bis er endlich alt wird und fromm werden will. Da geht er zu einem Einsiedler. Der Einsiedler sagt: „Es gibt zwei Wege, der eine ist breit und angenehm und führt zur Hölle, der andere ist eng und rauh und führt zum Himmel." „Da müßte ich ein Narr sein," dachte Bruder Lustig, „wenn ich den engen und rauhen Weg gehen wollte," und so kam er richtig vors Höllenthor. Da aber die Teufel vor ihm erschrecken und ihn nicht einlassen wollen, wandert er zum Himmel, und Petrus zum Trotze listet er sich hinein.

Uebrigens muß es in der Hölle gar nicht so ungemütlich sein, denn des Teufels rußiger Bruder, wieder ein abgedankter Soldat, hat sieben Jahre darin als Heizer gedient, und „die Zeit war ihm so kurz, als wäre es nur ein halbes Jahr gewesen." Freilich hatte er eine ganz besondere Herzensfreude dabei, denn als er eines Tages den Deckel von dem Kessel, worin der Höllenbraten schmorte, abhob, da sah er seinen ehemaligen Unteroffizier darin sitzen. „Ha, Vogel, sprach er, treffe ich dich hier, du hast mich gehabt, jetzt hab' ich dich!" ließ geschwind den Deckel fallen, schürte das Feuer und legte noch frisch dazu. Daß er in einem zweiten Kessel seinen Leutnant, im dritten gar seinen General fand, konnte gewiß die Annehmlichkeit seines Dienstes nicht vermindern. — So übt das Volk selbst öffentliches Militärgerichtsverfahren.

Wir sehen, der Humor im Märchen findet sich mit allem ab, mit dem Heiligsten und Schrecklichsten; er weiß Bescheid in Himmel und Hölle, und eigentümlich muß es berühren, wenn man bedenkt, daß diese Märchen von Mund zu Mund gingen zu einer Zeit, als man die Hölle mit allem Schreck und Graus einer verirrten Phantasie bevölkerte, als man den Bösen überall witterte und dem gräßlichsten Wahn blutige Opfer brachte. Der Teufel im Märchen ist ein geplagter Kerl, ist der „arme" Teufel, der oft genug überlistet wird.

Auch der liebe Gott mit seinem Himmel muß sich in den Dienst des Humors stellen. Er thut es zumeist als ein gutmütiger Grandseigneur. Der Schneider, der es auf Erden mit der Ehrlichkeit selber nicht so genau genommen hatte, wirft nach der armen Waschfrau, die zwei Schleier stiehlt, einen goldenen Schemel aus dem Himmel. Da belehrt ihn der Herr: „O du Schalk, wollt' ich richten wie du, wie meinst du, daß es dir schon längst ergangen wäre? Ich hätte schon lange keine Stühle, Bänke, Sessel, ja keine Ofengabel mehr hier gehabt, sondern alles nach den Sündern hinabgeworfen. Fortan kannst du nicht mehr im Himmel bleiben, sondern mußt wieder hinaus vor das Thor, da sieh zu, wo du hinkommst. Hier soll niemand strafen, denn ich allein, der Herr." — Und der Schneider zieht mit zerrissenen Schuhen und Blasen an den Füßen nach Warteinweil, wo die frommen Soldaten sitzen und sich lustig machen.

In solche Märchen mischt sich schon leise Satire und Ironie ein. So auch, wenn es gilt, die vorsorgliche Faulheit in der klugen Else oder die Nörgelei im Meister Pfriem, die Gottlosigkeit der Reichen im Bäuerlein im Himmel zu verspotten.

Auf die Eigenart des Naturmenschen, des Mannes aus dem Volke, des Bauern, geht der Humor ein, wenn er das Einfach-Unverfängliche, den geraden Weg für dumm und ordinär hält.

„Der Verstand solcher Menschen braucht und erstrebt Anhaltspunkte und Uebungen im Komplizierten, Zweideutigen, Verhäkelten, im Witz, im Scharfsinn, in der Pfiffigkeit. Daher in allen Märchen die sogenannten „knifflichen“, die orakelhaften, zweideutigen Aufgaben und die Lösungen in demselben Sinne.“ (Bogumil Goltz.)

Einfacher und unbefangener giebt sich der Humor in den Tiermärchen. Wie ein lustiges, klugäugiges Eichhörnchen springt er in fröhlicher Laune von Ast zu Ast und achtet es nicht, wenn uns die Nußschalen auf den Kopf fallen, wenn nur gelacht wird. Und wie lachen die Kinder, wie fröhlich glänzen ihre Augen, wenn der böse Wolf überlistet wird, wenn die Bremer Stadtmusikanten die Räuber verjagen, wenn der plumpe Bär vor dem kleinen Zaunkönig Abbitte thun muß und der Swinegel den Hasen besiegt. Das ist echter Kinderhumor.

In selbstzufriedener Laune wagt das Märchen auch zuweilen am Ende seiner Geschichten einmal selber, mit halbem Auge blinzelnd, zu zweifeln: Ob's auch wohl geglaubt wird? „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.“ „Meine Pantoffel waren von Glas, da stieß ich an einen Stein, da sagten sie klink und sprangen entzwei.“ „Und wer es zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.“ „Da kam eine Maus, das Märchen war aus.“ „Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Thaler.“ — Es giebt nicht viele Ungläubige unter den Kindern; aber eines Tages kam doch einmal ein kleines Mädchen zu Jakob Grimm, reichte ihm einen Groschen und sagte: „Hier, Onkel Grimm, hast du einen Thaler, ich glaub's nicht.“

# Sonnenschein

### von Hermann Bang

Ein ruhender Sommertag.

Endlich nach zweier Jahre Nässe, Halbkälte, Staubregen, Nebel, Halbdunkel, tropfenden Bäumen, Güssen und Landregen und Wolken, Unbeständigkeit, Regenschauern, „Veränderlich“ — endlich ein Sommertag.

Ein Tag, an dem der Sommer in sich selbst ausruht, sicher, sonnen-umflossen; siegreich, bewusst und still. An dem der Wind zur Ruhe gegangen ist und die Rosen in vollem Licht prangen; an dem alle Rasen strahlen und das Laub mitstrahlt; und die Baumwipfel werden in den blauen Schein hineingewebt und über den Höhen liegt dicker schimmernder Dunst und von der gesegneten Wärme die Fülle.

Aber Sonnenschein ist über alles ausgebreitet, über die Statuen, das Grün und die Bäume; über des Meeres Fläche und durch des Himmels Luft.

Ein Sonntag, könnte man glauben — oder ein Sommertag, wie nur die Dichter ihn schaffen.

Hatten wir nicht vergessen, dass er so schön war, der lebende Sommer? der Himmel so klar? so blau die unergründliche Bläue?

Aber die Götter sind karg.

Wieviel Sommertage schenkten sie uns!

Wieviel Stunden in der Sonne?

Setze dich darum nur dorthin, wo Sonne ist.

Die Sonne gibt Stärke, die Sonne gibt Mut.

Lass sie auf dich leuchten.

Vielleicht kommt schon morgen ein Tag, wo die Sonne nicht scheint und wo du den Mut brauchst und die Stärke.

Setze dich hinaus in die Sonne, während sie scheint.

Vielleicht kommt morgen schon der Tag, wo du Mut nötig hast.

# Gedichte von Maximilian Schick

### Das Ahnenwort

Aus der Jahrtausend blauem Dunkel
klingt bronzeschwer das Ahnenwort,
wenn nachts beim roten Sterngefunkel
ich träumend zieh von Ort zu Ort.

Und wenn bereits vom Leib der Erde
sich lösen will der schwere Fuss,
wirft es mit höhnischer Gebärde
auf meine Seele schwarzen Russ.

Und wieder schlägt es mich mit Ketten
an die verfluchte Kugel fest . . .
Kann mich denn niemand, niemand retten
vom Ahnenerbe — Erdgebrest!!!

### Vom Mönche, der Gott gefunden

Die Welt ist tot! Ich bin die neue Welt,
die unbegrenzt in enger Zelle lebt,
die Jenen fand, zu dem sie stets gestrebt,
und die nun Jenen in sich selbst enthält.

Ich bin der Mönch, der seinen Gott gefunden.
Im Weltentode bin ich auferstanden.
In jener Stunde ward ich frei von Banden,
mit denen ich an Zeit und Raum gebunden.

Vier weisse Wände . . . Oben goldner Glanz . . .
Das trunkne Auge sieht den Heiland kommen,
den Leib voll duftend purpurroten Wunden.

Den Tyrsos schwingend, schreitet er im Tanz
und winkt mir lachend, nennt mich seinen Frommen . . .
. . . Ich bin der Mönch, der seinen Gott gefunden . . .




# Die Halb-Alten („Les Demi-Vieilles“)

Roman von Yvette Guilbert (Einzig autorisierte Ausgabe) Deutsch von Ludwig Wechsler

(8. Fortsetzung.)

„Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, kommen Sie schnell zur Mutter Roset, denn ihre Tochter liegt im Sterben!“

Und der Pfarrer von Vaux — einem kleinen Dorfe des Departements Sein'-et-Oise, dessen letzte Dächer an die von Treil stoßen — nimmt sein Kruzifix und sein Oel zu sich und verläßt eiligst seine Wohnung, um dem Jungen zu folgen, der ihn holen kam.

„In fünf Minuten sind wir dort, Herr Pfarrer“, sagt der Junge. „Das große Haus, das Sie dort auf der Straße sehen . . . Mutter Roset hätte nicht gemeint, daß es ihre Tochter so rasch machen werde . . .“

Das Ehepaar Roset — der Mann starb erst kürzlich — lebt seit siebzig Jahren im Dorfe. Es hatte vierzehn Kinder, die alle heirateten und ihrerseits Kinder bekamen, so daß sich an jedem Neujahrstage zumindest fünfundfünfzig Personen um den Tisch der alten Großmutter versammeln.

Vaux ist zum Teil nur von den Angehörigen der Familie Roset bewohnt; sie alle sind geachtete Landwirte, erfreuen sich allgemeiner Wertschätzung, denn ein Roset ist Bürgermeister, einer dessen Amtsgehilfe, ein dritter der Präsident des Gesangvereins und ein Roset sogar Oberkommandant der Feuerwehr.

Die Mutter Roset ist alt, doch trägt sie ihre fünfundachtzig Jahre mit erstaunlicher Rüstigkeit, jätet noch das Unkraut aus den Alleen ihres Gartens und wandert ruhig und gelassen an die verschiedenen Orte im Dorf, um ihre Kinder und die Kinder ihrer Kinder zu begrüßen.

Mit ihrer weißen Haube, mit ihrem schwarzen Mieder und ebensolchem Rock trippelt sie ohne Stock und ohne Hilfe einher; in ihrer Familie giebt es keine Schwächlinge, und trotzdem hatte sie sich jüngsten Sonntag, als sie zur Messe ging, auf den Arm einer ihrer Enkelinnen stützen müssen, da der zur Kirche führende Weg etwas steil ist.

„Ja, wenn der Weg nicht so steil wäre“, bemerkt Mutter Roset.

Gillette Norbert, die ihre Nachbarin aus Paris ist, indem erstere eine kleine Villa neben ihrem Bauernhof besitzt, fuhr gerade zum Bahnhofe, um ankommende Freunde zu erwarten, als sie sah, wie schwer die Alte den steilen Weg emporklomm, und da rief sie ihr zu:

„Heda, Frau Roset . . . warten Sie doch, ich werde Ihnen helfen . . .“ Und der Wagen hält neben der Alten, der Kutscher hebt sie in den Wagen, und fort geht es zur Messe! Die alte Frau kann sich vor Staunen nicht lassen.

„Da fahre ich denn in der Kalesche, mein gutes Fräulein!“ sagt sie und lacht so herzlich und weiß nicht, wie sie ihre Hände halten soll, um in einem so schönen Wagen, neben einer so schönen Dame aus Paris nicht gar zu bäuerlich auszuschauen.

Die Ankunft vor der Kirche trug Mutter Roset eine förmliche Huldigung ein, denn das ganze Dorf war auf dem kleinen freien Platz davor versammelt und empfing sie mit allerlei Bemerkungen:

„Wetter, Mutter Roset, jetzt fährt man schon in Karossen, was? Hast dein ganzes Leben lang Glück gehabt, Alte! Wo sind denn deine Beine hingeraten, die du mit achtzehn Jahren hattest?“

„Fräulein Gillette trägt die Schuld daran", wehrte sich die Alte; „sie setzte mich gewaltsam in ihre Kalesche!"

„Und fortan sollen Sie jeden Sonntag zur Messe abgeholt und wieder nach Hause gebracht werden", sagte Gillette Norbert, sehr belustigt von diesem Zwischenfall.

„Aber wir haben ja selbst einen Wagen, einen Kippkarren . . ."

„Nein, nein", widersprach Gillette, „der schüttelt und stößt zu arg; es bleibt dabei, daß Sie in meiner Kalesche fahren werden, wie Sie sagen."

Und Gillette Norbert hat sich heute mit allen Angehörigen der Familie Roset, die in höchster Eile herbeigerufen wurden, eingefunden, um letzten Abschied von der ältesten Tochter zu nehmen, die vor achtunddreißig Jahren den Tischler des Dorfes, Bruleaux, geheiratet hat.

Adele Roset-Bruleaux hat ein Alter von zweiundsechzig Jahren erreicht; sie bekam Brustkrebs und wird nun nach langer, sehr schmerzhafter Krankheit sterben.

Alle knieen rings um das Bett nieder, denn man wartet auf den Pfarrer. Die Sterbende betrachtet mit gespannter Aufmerksamkeit die ihr wohlbekannten Gesichter, schließt die Augen, öffnet sie wieder und heftet den Blick trostlos auf die schwarzen Deckenbalken, unter denen sie alle das Licht der Welt erblickt hatten . . .

Der Todeskampf währt lange, sehr lange . . . sie beklagt sich darob.

„Das will noch immer kein Ende nehmen", stöhnt sie, „und der Pfarrer kommt auch nicht . . ."

„Er wird gleich da sein, sorge dich nicht", spricht eine weinende Stimme.

„Ich sorge mich ja nicht . . . bin mit meinem Gewissen schon längst in Ordnung . . . bereite mich ja schon seit dem Frühjahr vor", sagt die Sterbende.

Da wird die Thür geöffnet und der Priester tritt ein. Der arme Mann ist tief ergriffen davon, daß er jetzt eine von jenen, die er getauft, kommuniziert und verheiratet hatte, mit den letzten Tröstungen zu versehen habe, um sie dann auch zu begraben . . .

Bei seinem Anblick wird Adele Roset-Bruleaux von einer Art Schrecken befallen . . .

Die steinalte Mutter Roset kniet trotz ihres hohen Alters gleich den anderen und hat das wohl bemerkt; jetzt ruft sie plötzlich mit starker und befehlender Stimme:

„Du mußt Mut haben, mein Kind . . . deine Stunde hat geschlagen, was ist da weiter dabei? . . . vor was fürchtest dich denn? Du bist in Ordnung . . . und der Herr Pfarrer bringt dir deinen Reisepaß . . . bete zum lieben Gott . . . beichte . . . und dann ziehe in Frieden . . . du bist in Ordnung . . ."

Und getröstet, beruhigt, glücklich nimmt die Sterbende die letzte Oelung entgegen, während Gillette Norbert, aufs höchste ergriffen von dieser schlichten und doch so erhabenen Szene, in den Garten hinauseilt, eine Hand voll Jasmin pflückt und, zurückgekehrt, diesen auf die Decke der Scheidenden streut, die langsam stirbt und lächelnd murmelt:

„Das ist aus unserem Garten . . ."

Gillette zieht sich taktvoll zurück, um die Familie ihrem Schmerz zu überlassen, schreitet über die große Wiese, die ihren Garten von dem ihrer Nachbarn trennt, und sagt, kaum in ihrer Wohnung angelangt:

„Ach, meine Kinder, da hab' ich jetzt einem ergreifenden Auftritt beigewohnt . . ."

Und in raschen Worten werden Maurice Roval und Esther Renot, die nach Vaux gekommen sind, um ihre Ferien daselbst zu verbringen, von dem Tode der Adele Bruleaux in Kenntnis gesetzt.

„Wir werden alle dem Begräbnis beiwohnen", sagt Gillette nachher. „Es sind lauter ehrliche, gute Menschen, und es wird ihnen jedenfalls Freude bereiten, wenn sie sehen, daß sie allgemeine Sympathie erwecken."

„Einverstanden", sprach Esther, „wir gehen."

Am nächsten Tage tragen die vier ältesten Brüder die Tote auf den Friedhof hinaus, wobei sie die uralte Tracht, die sich in dem kleinen Dorf erhalten hat, angelegt haben; diese besteht aus einem langen, schwarzen, sackartigen Rock, einem breiten, blauen Leinwandkragen um die

Schultern und einer spitz zulaufenden Mütze auf dem Kopfe.

Der Leichnam ruht auf einer schwarzverhangenen Tragbahre, denn einen Leichenwagen kennt man in Vaux nicht; die Toten werden daselbst schon seit Jahrhunderten von ihren Verwandten oder jungen Männern, die die Gemeinde zu diesem Zweck bezeichnet, zur letzten Ruhe geleitet. Es scheint dies eine ehrende und ehrenhafte Verrichtung zu sein.

Hinterher kommt auch die alte Mutter Roset, langsam, sehr langsam, und trotzdem will sie nichts davon hören, dem Sarge ihrer Tochter zu Wagen zu folgen . . . Die Junisonne wärmt wohl ein wenig, sagt sie, aber das sei von Vorteil für das Getreide . . .

Und die alte Frau, die ihren Kindern doch immer eine gute, zärtliche Mutter gewesen, geleitet ihre Tochter auf den Friedhof hinaus, ohne eine Thräne zu vergießen, ohne eine Spur von Trauer . . . Sie empfindet wohl nichts mehr . . . dazu ist sie zu alt schon . . . ihre Nerven sind bereits abgestumpft, verbraucht, und liebenswürdigen, fast heiteren Tones sagt sie zu Gillette und deren Freunden:

„Wünsche allerseits einen guten Tag, Fräulein Gillette . . . Nun hat die arme Adele die letzte Ruhe gefunden . . . Wär's nicht so heiß, so hätten wir noch mehr Leute beim Begräbnis . . .“

Und das Gebetbuch in der einen, den offenen Schirm in der anderen Hand haltend, macht die Alte gelassen kehrt.

Sie kehrt in das Haus zurück, wo sich das nunmehr leere Bett Adelens befindet, das in der Mitte der Matratzen die Vertiefung beibehalten hat, die von dem lange auf einer Stelle liegenden Körper herrührt. Und ohne zu zögern, ohne jede Rührung legt sie das Bett auseinander, wirft die Ueberzüge der Kissen und Decken ins Waschfaß, öffnet die Fenster, um frische Luft eindringen zu lassen, und setzt sich dann in eine Ecke des Hofes, um die Schoten der jungen Erbsen zu lösen, die für die Abendmahlzeit bestimmt sind.

In ihrem Leben hat sich nichts verändert . . . nur daß einer von den vielen fort ist, weiter nichts . . . Und die Hitze ist so groß, daß die Alte ruhig einschläft, mit dem Korb Erbsen zwischen den Knieen . . .

* *
*

Wir befinden uns bei Gillette Norbert.

Soeben hat man das Gabelfrühstück in dem großen Saal eingenommen, dessen hölzerne Fensterläden fest geschlossen sind.

Die Mittagssonne sendet eine solche Glut hernieder, daß man auf der von Vaux nach Paris führenden Straße kein Automobil, kein Zweirad, nicht einmal einen Fußgänger sieht.

Eine erstickende Hitze dörrt die Erde aus, daß sie in breiten Sprüngen auseinanderklafft; die Wiesen sind verbrannt und mit Staub bedeckt, die Blumen im Garten atmen kaum, und man lechzt förmlich nach ein wenig Regen, der sich seit einem vollen Monat nicht einstellen will . .

Esther Renot, Maurice Roval, Herr und Frau Beche und die Marquise von Lapic ergehen sich in bewundernden Ausdrücken angesichts eines großen Korbes von prächtigen Erdbeeren, die Gillette heute Morgen eigenhändig gepflückt hat.

„Ich glaube, meine Kinder, daß es die ersten sind“, sagt Gillette, ganz stolz auf die Produkte ihres Obstgartens. „Kosten Sie mal davon!“

Und mit vereinten Kräften plündern alle den hübschen Weidenkorb, der mit so herrlichen, duftenden Rosen geschmückt ist, daß Maurice Roval ein Loblied auf den lieben Gott anstimmt, der so schöne Dinge gedeihen läßt, an denen sich die Menschen ergötzen, die nicht einmal an ihn glauben!

„Beeilen wir uns“, sagt Esther, „denn wir gehen hernach aufs Wasser, um uns ein wenig zu erquicken. Die Seine war heute Morgen köstlich . . .“

„Haben Sie aber Glück“, bemerkt Gillette, die stets gut gelaunt ist, „daß Sie eine Freundin haben gleich mir, die Ihnen die schönsten Früchte vorsetzt, für das Nachmittagsschläfchen blühenden Rasen unter schattigen Bäumen gewährt, einen erquickenden Fluß, zwei Wälder und Zimmer zur Verfügung stellt, in denen

man vor Hitze erstickt, dafür aber auch keinen Rheumatismus bekommt, ferner unverfälschten Wein, die beste Milch, die Sie selbst melken können, eine Bibliothek, die zu jeder Zeit und für jedermann offen steht, zur Verfügung hält, ganz abgesehen davon, daß von Gas keine Spur, dafür aber in allen Stockwerken Wasser zu finden ist!"

„Bravo, Gillette! Einen Toast für Gillette! Auf die Gesundheit unserer alten Freundin!" rief Frau Beche aus.

„Wie alt bist du, Gillette?" fragte Maurice Roval plötzlich.

„Für Sie einunddreißig Jahre am zwanzigsten Januar nächsten Jahres, für die Zeitungsschreiber achtundzwanzig seit drei Jahren . . . Frau von Thebes", fügte sie hinzu, „hat mir übrigens prophezeit, daß ich mich zwischen zwei- und dreiunddreißig verheiraten werde . . ."

„Du solltest niemals heiraten, denn du würdest deine Heiterkeit einbüßen", meinte Maurice.

„Unbesorgt . . . Ich werde immer höflich genug sein, um heiter zu erscheinen."

„O du", ließ sich Esther vernehmen und stand auf; „du wirst eine dicke, rote Spießbürgerin werden . . . mit einem halben Dutzend Schreihälsen an deinem Rock . . . bei dir wird es immerzu Taufen geben . . ."

Gillette lachte und begleitete die Gesellschaft an das Flußufer, das zu ihrem Garten gehörte.

Aus einer kleinen Scheune, in der die Boote verwahrt wurden, holte Maurice Roval zwei kleine Jollen; ein norwegisches Ruderboot wartete bereits auf Frau Beche und Esther, die beide große Freundinnen des Wassersportes waren, und während Karl Beche eine der Jollen bestieg und Angelgerätschaften mit sich nahm, um in einer kleinen Bucht der gegenüberliegenden Insel zu fischen, ließ sich Maurice Roval, wie an den anderen Tagen, in einer halbdunklen, kühlen Laube nieder, breitete auf dem Tische derselben mit flinker Hand allerlei Schreibzeug aus, das er gleichfalls aus dem Bootshause geholt, und rief den anderen mit lauter Stimme zu: „Amüsiert euch gut, meine Kinder; ich arbeite . . ."

Die Marquise von Lapic, die erst heute Morgen angelangt war, blieb gleich der Hausfrau bequem in einem der weiten Weidenfauteuils sitzen, die von dem Laub einiger Kastanienbäume beschattet wurden.

Trotz der drückenden Hitze verbreitete die Seine einen angenehm kühlenden Hauch, in dem der Salzgeschmack des fernen Meeres nachzitterte.

Seit einer halben Stunde etwa arbeitete Maurice, als er mit einemmale eine von Schluchzen unterbrochene Frauenstimme vernahm.

War das die stets lustige Gillette? oder die vornehme, lange, brünette Dame, die so weinte? . . . Er lauschte und erkannte bald, daß es nicht Gillette sei, denn er hörte sie zur Marquise sagen: „Haben Sie doch Mut und Vertrauen zu mir . . . ich bin Ihnen ja eine alte Freundin . . ."

Maurice zögerte keinen Augenblick, hinter dem dichten Laub des kleinen Kiosks zu lauschen, um seine Neugierde zu befriedigen, und ganz deutlich vernahm er das Geständnis dieser vornehmen Dame, die den ältesten aristokratischen Familien angehörte und durch eine Verkettung von Umständen hierher, an diesen weltentlegenen Ort, unter Schauspielerinnen und Künstler, kurz unter Leute geführt wurde, die so verschieden von den Kreisen waren, in denen sie lebte, diesen Kreisen, wo alles auf den Ton des Förmlichen und Zeremoniellen gestimmt ist, wo die Liederlichkeit zur Messe geht und das geweihte Brot reicht, wo der Ausschweifung huldigende Frauen in dunklen Kleidern und mit schwarzem Schleier, dafür aber mit raffiniert eleganten und verführerischen Unterkleidern zur Beichte gehen . . . Da lag sie nun lässig hingestreckt in dem langen, bequemen Weidenfauteuil, der leise knistert, so oft ein Schluchzen ihre Gestalt durchrüttelt.

Die Frau Marquise von Lapic ist weit mehr als hübsch, sie ist schön, herrlich schön, von einer unübertrefflichen Eleganz in ihren Formen und Linien, dabei ungewöhnlich groß und trotzdem harmonieren Leib und Büste aufs beste, denn sie sind weder zu kümmerlich, noch zu

üppig geraten, und das Ganze ruht auf sanft wiegenden Hüften, von denen stets die schönsten und vorteilhaftest geschnittenen Kleider niederwallen. Das Gesicht ist herrlich, die großen Augen gleichen glühenden Kohlen und weisen stets eine blau-schwarze Umrandung auf; der Teint ist bräunlich, das Haar weich, seidenschimmernd und dunkelbraun, und nur der blutrote Mund bringt mit den tadellosen, schimmernden Zahnreihen einen helleren Ton in die etwas düstere Erscheinung dieser seltsamen Frau.

Sie ist die Nacht, mit einem Rubin geschmückt . . .

Wo immer sie erscheint, überall erregt sie Aufsehen; die Leute drehen sich um nach ihr, bewundern sie, die kostspielige Einfachheit ihrer Toiletten verleiht ihr überdies ein äußerst vornehmes Aeußere, und wie sie langsam einherschreitet, erinnert sie in ihrer majestätischen, gebieterischen Haltung an „die Schlange, die tanzt . . .“

Von ihr hätte Baudelaire, wenn er sie gekannt hätte, gesagt: „Sie ist schön und mehr noch als schön, sie ist überraschend . . .“ Das Schwarze ist vorherrschend bei ihr, und was sie einflößt, ist auch dunkel, durchdringend. Ihre Augen gleichen zwei Höhlen, aus denen das Geheimnisvolle herausschimmert, zuweilen flammt ihr Blick darin auf, daß die dunklen Höhlen erleuchtet scheinen. Es ist das wie eine Explosion inmitten der Finsternis, ich möchte sie mit einer schwarzen Sonne vergleichen!

(Fortsetzung folgt.)



# Ein Traum

Von Henri Borel. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Else Otten

Einleitung.

Vor mir auf dem Schreibtisch liegt das Tagebuch von Rudolf de Wall, daneben sein einziger Gedichtband „Winterblumen“, der im vergangenen Jahr so viel Aufsehen erregte.

Es wundert mich ein wenig, daß er mir vor seinem Tode dieses Stück intimsten Lebens geschickt hat, und zugleich bin ich stolz darauf. Denn Rudolf war im Verkehr kein angenehmer sympathischer Mensch. Und seit dem Tode seiner jungen Gattin wurde er fast ungenießbar. Nur selten sah ich ihn bei mir, um, wie einst in Holland, als wir noch jung waren, gemütlich mit ihm zu plaudern. Die Misere des indischen Lebens inmitten aller materiellen Bestrebungen machte es noch schlimmer, und ich sah, wie Rudolf, gleich so vielen geistig bedeutenden Männern, in Indien langsam, langsam zurückging und unterzugehen drohte. Verse schrieb er nicht mehr, und auch die Freude an der Musik hatte er verloren; ich glaube, daß er den größten Teil des Tages verschlief, aber bis spät in die Nacht hinein brannte noch Licht bei ihm, und dann saß er da, ganz in buddhistische Philosophie oder in Schopenhauer vertieft, den er fast auswendig konnte.

Es wunderte mich, daß er die Pflichten, die seine Anstellung als Beamter ihm auferlegte, und die glücklicherweise so ziemlich eine Sinekure bedeutete, noch gewissenhaft erfüllte. Er wurde unliebenswürdig im Verkehr, sprach kaum noch über Literatur und Kunst, und versuchte durch eine gewisse Roheit und einen gekünstelten indischen Cynismus sein großes Leid und die Verzweiflung seines Herzens vor mir zu verbergen. Er begann elend auszusehen, vernachlässigte seine Toilette, und erweckte in jeder Beziehung den Anschein, als ob er immer mehr herunterkomme und allmählich ganz stumpf werde, wie es in Indien so häufig vorkommt.

Zum Glück konnte seine Schwester Mary, die für ihn wie für ein Kind sorgte, immer um ihn sein; sonst wäre es sicherlich noch viel schlimmer mit ihm geworden. Man konnte sie eher für seine Mutter als für seine Schwester halten, und sie liebte ihn mit solch inniger Zärtlichkeit und Verehrung, daß

sie nie einen anderen Mann hat lieben können, und daß ihr der Gedanke zu heiraten, so lange Rudolf allein war, niemals gekommen ist.

Im September hörte ich, er sei ernstlich an der Malaria erkrant. Der Arzt riet ihm „hinauf" zu gehen, nach Tosari, wo er sicherlich genesen würde. Mit dem Starrsinn eines eigensinnigen Kindes weigerte er sich zu gehen. Ich begriff sehr wohl, was in ihm vorging. Es war schon so weit mit ihm gekommen, daß ihm nur noch wenig daran lag, ob er am Leben blieb oder nicht. Es erschien ihm einfach nicht mehr der Mühe wert, gesund zu werden, und die Misere des indischen Lebens von neuem auf sich zu nehmen. Er wußte auch sehr wohl, daß ihm die Kraft fehlte, sich über jene Misere in der indischen Gemeinschaft, die ihn so sehr drückte, hinweg zu setzen und, sich in die Verhältnisse fügend, das viele Schöne zu genießen, das ihm dort geboten ward.

Mary, der es nicht gelang, ihn zu überreden, schrieb mir einen verzweifelten Brief und bat mich, ich möchte doch kommen und ihr helfen, da es mit Rudolf täglich abwärts ginge und der Arzt auf das Entschiedenste erklärt habe, daß nur die herrliche Gebirgsluft von Tosari ihn noch retten könne.

Es kostete viel Mühe, aber endlich gewann ich doch, wie einst vor langer Zeit in Holland, Einfluß auf ihn, und er willigte darein, daß wir ihn „hinauftransportierten".

Ich kannte Tosari, das Paradies Indiens, schon seit Jahren, Tosari, um dessentwillen allein schon Indien mir stets lieb und teuer bleiben wird, Tosari mit seiner reinen, kühlen Höhenluft, mit seinen grandiosen Bergriesen und seinen Apotheosen von Wolkenpracht. Ich wußte, daß der Anblick jener wunderbar großartigen Natur ihm noch viel, viel mehr nützen würde, als nur die reine, frische, stärkende Luft, und ich hoffte, daß nicht nur sein Körper, sondern auch sein Geist dort wieder aufleben und gesunden würde.

Man lebt dort eigentlich in höheren, reineren Sphären, und was einem unten die Erde ist, das sind einem dort die Wolken. Es ist ein fortwährendes Leben in den Wolken und oft noch hoch darüber. Wie oft sieht man, während man auf der Höhenterrasse steht, eine gleichmäßig blaue Luft über sich, und unten, weit, weit unten, oberhalb der Fläche, die Wolkenscharen treiben! Dann steht man stundenlang und starrt auf jene glänzende Flucht strahlend weißer Himmelsträume. Und wie seltsam, wie ganz anders fühlt man sich, wenn von unten her die Nebel emporsteigen, und man sie langsam durch die Täler dringen, weit forttreiben, und dann auf- und wieder niedersteigen sieht, bis alles zu einem glänzenden weißen Dunst wird, und man endlich nichts mehr sieht als Wolken, Wolken, so daß sie durch die Fenster des Hotels dringen und dampfend durch die Zimmer ziehen.

Und seltsam, die Nebel sind nicht feucht, sondern vollkommen trocken, und es wird einem herrlich wohlig und kräftig zu Mute, wenn man so mitten darin sitzt und gierig den trocknen Wolkendunst einatmet.

Ich wußte, wenn e t w a s unserm Rudolf noch Genesung bringen konnte, so mußte es Tosari sein, das letzte und einzige Rettungmittel für dahinsiechende Malariakranke und ernste Hypochonder. Dem kräftigen Impuls, mit dem diese reine leichte Luft den Körper und die große erhabene Natur die Seele neu belebt, vermögen kaum die schwersten Kranken zu widerstehen.

Es war eine schwierige, ermüdende Reise mit dem Kranken, erst mit der Bahn bis Pasoeroean, dort Übernachten in dem dumpfigen ungesunden Gasthaus, voller Malaria-Bazillen, wo die Kranken noch kränker werden, dann nach Poespo, wo ein sauberes, kleines, luftiges Hotel ist, und von da in einem Krankenstuhl hinauf nach Tosari.

Rudolf hatte unterwegs wenig gesprochen und alles geduldig über sich ergehen lassen. Aber — ich hatte mir das schon gedacht — auf dem Weg von Poespo nach Tosari, auf dem prächtigen Wege bergaufwärts mit den kühler und kühler werdenden Winden, dem wogenden leuchtenden Grün und den dichten Wäldern in den Tälern, begann er sich etwas aufzurichten in der Sänfte, und es trat ein frischer Glanz in seine Augen.

Zuweilen sah man an den Biegungen des sich schlängelnden Weges, ganz fern im Westen, tief, tief unten, eine weite Fläche,

das Meer, und im zarten Mattblau die edlen Formen des Ardjoena und des Penanggoenan am Horizont emporsteigen. Dann sah ich ein Leuchten über sein Antlitz hinziehen, und er sagte, fast mit der ihm in Holland eigenen Begeisterung: „Das ist schön, Henri, das ist wirklich schön, nicht wahr? Sieh mal diese Berge!“

Er geriet stets in Entzücken, wenn er Berge sah; er fand sie noch schöner als das Meer. Dann erwiderte ich:

„Es wird noch viel schöner, Rudi, warte nur bis du oben bist, dann wirst du erst was sehen.“

Und er schwieg und blickte mit stillen andächtigen Augen rings um sich her, wo der schwankende Bambus, dessen feine spitze Blättchen sich zart vom Äther abhoben, in wilder Pracht emporschoß, und wo tief unten im Tal zwischen dem fantastischen Gewirr von Bäumen und Sträuchern die Wasserfälle heimlich rauschten.

Eine Zeitlang sprach er wieder nichts. Und dann plötzlich: „Dies werden meine besten Freunde werden, glaube ich“.

Er sagte dies mit sanfter Stimme, weich und lieb wie die Stimme, die mir einst entgegenklang aus seinen Liedern. Und er zeigte auf die schlanken, zarten Tjemäräs,*) die den Weg umsäumten.

Dies ist denn auch in der Tat der schönste und charakteristischte Baum aus dem Tengger. Es gibt sehr viele Arten und Variationen, aber am schönsten sind doch die kleinen Tannen von Tosari, die in dichten Reihen zu beiden Seiten der großen Wege eingepflanzt sind, an den Abhängen der Ravinen, wo die Gemüsebeete liegen. So rührend sanft breiten sie ihre feinen Zweige in der Luft aus, und sie stehen da so demütig und so friedvoll, hoch auf den fernen Bergrücken, am dunkelroten Abendhimmel.

Ich hatte es mir wohl gedacht, daß die schönen Bäume vom Tengger ihm lieb werden würden, und ich gab lachend zurück:

„Weißt du noch, Rudi, wie wir früher immer sagten, die Tannen seien unsere großen Brüder? Nun findest du sie ja doch in Indien wieder, das hättest du wohl nicht gedacht, was?“

Wieder blickte er mich an und lächelte mir freundlich zu. Mary, die neben mir ritt, eine schlanke, biegsame Gestalt, voller Grazie auf dem fröhlich tänzelnden Damenpferd, sah mich dankbar an, und war so selig darüber, daß ihr Bruder schon ein klein wenig aufgeheitert schien. Ich fühlte mich durch diesen einen Blick von ihr belohnt für alle Mühe, die ich mir für Rudolf gegeben.

So ging es immer höher und höher mit dem Kranken den Berg hinauf, bis er unweit des Dorfes Baledono vor Ermüdung einschlief. Im Hotel Tosari angelangt, erwachte er bei dem Herübertragen in sein Bett, fühlte sich fieberig und fröstelte vor Kälte.

Lächelnd sagte der Doktor zu Mary, die sehr besorgt aussah, daß alles in ein paar Tagen wohl in Ordnung kommen würde, denn die Luft von Tosari täte Wunder, und wenn wir ihn jetzt nur ein paar Tage im Bett ließen, würde er vielleicht innerhalb einer Woche schon wieder auf den Beinen sein.

* * *

Und in der Tat, das Wunder geschah, so wie es schon so oft in Tosari geschehen war. Nachdem er eine Woche zu Bett gelegen — sich jeden Tag etwas wohler fühlend — durfte er am siebenten Tage schon ein wenig auf der Terrasse des Hotels auf und ab gehen und mit bei Tisch essen.

Jenen Tag, an dem ich ihn zum erstenmal auf die Terrasse führte, werde ich so leicht nicht vergessen. Es war an einem schönen Morgen, gegen halb sieben. Vom Hotel aus um die Ecke in den Garten gegangen, war es wie eine Apotheose.

Denn hier, von diesen hohen Himmeln aus, auf dieser weichen Terrasse voll blühender Blumen, blickt man weit über die Welt, die sich tief, tief dort unten erstreckt. Dahinter im Norden die hohen, düsteren Bergkämme des Tengger, emporstrebend zu der runden Kraterwand und wie stolze regungslose Wogen in der Luft, senkt sich die grandiose Bergmasse von Osten und

*) Der Tjemara, eine Konifere, ist ein Baum, der einer indischen Tanne gleicht, aber doch keine Tanne ist. (casuarina montana.)

Westen in majestätischen Linien langsam dem Flachlande zu. Das Hotel, eine Art Schweizerhaus, liegt zwischen jenen Bergen auf einem fernen Ausläufer, zu beiden Seiten die östlichen und westlichen Abhänge hoch in den Lüften, und im Hintergrund ganz im Süden der unendliche Kraterrand, der sich drohend in die Lüfte erstreckt. Links im Südwesten senkt sich die Bergmasse in das weite Tal von Malang, über dem fast immer dunkle Wolkenmassen treiben; rechts im Osten ist die Wand steiler, von stolzen, zum Himmel strebenden Kolossen, die sich in scharfen Linien dem Meere zuneigen.

Am fernen Horizont, nordwestlich, erhebt sich der stattliche, mächtige Ardjoena, mit seinen fünf Gipfeln, der Beherrscher der ganzen Landschaft, des Himmels, der Erde und der Luft; und weiter nördlich der schlanke graue Kegel des Penanggoenan, sich fein und zart vom Horizont abhebend. Mehr südwärts, noch vor dem Ardjoena, der dreizackige Kawi, einer schlafenden Jungfrau gleich, die mit emporgezogenen Knieen und schwellendem Busen in den Himmeln ruht.

Die weite Fläche liegt davor, so niedrig und so klein, von der Terrasse aus, mit den gelben und grünen Farben der Sawahs und den Rietfeldern, und den kleinen weißen Punkten von Fabriken und Dessas! Am Morgen zittert dort meist ein durchsichtiger Schleier von Tau und Nebel, in schönster Perlmutterfärbung, und schon frühzeitig beginnt der stattliche Zug lichter Wolkenscharen, über die Fläche, dem Meere zu.

Hier und dort, hoch in der Luft, liegen ruhig und furchtlos auf den gewaltigen Bergkämmen die prächtigen Dörfer in roten und gelben Farben. Weiter rechts das Dorf Proewono, und etwas weiter nach Süden Sidaeng, und noch weiter und am allerhöchsten, Wonokitri.

Unten, gerade aus, Telogosari, und noch tiefer Baledono.

Und ganz im Norden, weiter noch als die weite Fläche, das Meer, mit dem leuchtenden Eiland Madoera, fern am Horizont.

Alles ist so unendlich niedrig und weit, und man selbst steht so gewaltig hoch, während die weißen Wolkenzüge tief unten treiben, daß es eigentlich fast allzu unwahrscheinlich und unwirklich erscheint, gleich als sei alles nur ein Traum, der bald zerfließen wird . . . . .

Nach dem traurigen, eintönigen Bureauleben in Soerabaia, wo man den größten Teil des Tages stumpfsinnig zwischen vier Wänden verbringt, in einer Hitze von 90, oft auch 95 Grad, die alle Energie im Keime erstickt, ist der plötzliche Übergang nach Tosari wie ein Wiederaufleben. Die äußerst reine, frische, kühle Bergluft vertreibt die Nebel, die bleischwer auf dem Denken lasten.

Dann plötzlich auf jener Terrasse zu stehen, hoch über der Welt, in diesen reinen, luftigen Sphären, und tief unten die weite Fläche am Horizont aufsteigen zu sehen, und die Wolkenzüge in ihrer lichten, heiligen Schönheit, so langsam vergehend, schwer von Licht, und das schimmernde Leuchten des Meeres, das nach fernen Himmeln zerfließt!

Und dann findet eine seltsame innere Umkehr statt, als ob die ganze Vergangenheit verschwände, als ob sie weit dort unten geblieben wäre in der Hitze und dem alten Schlendrian, als ob man dort nun ganz frei und unbefangen stünde, in allerhöchsten Regionen, und als ob man ganz von neuem beginnen könne, ein neues, junges, kräftiges Leben in der reinen Luft, in herrlicher Verjüngung, so ganz nahe dem blauen Himmel, noch weit über der tief unten über der Erde hintreibenden Wolkenschicht.

Deshalb hatte ich Rudolf hierher gebracht, weil seine trübe Vergangenheit von ihm weichen, weil er ein neues Leben beginnen sollte.

Eine Zeitlang sagte er nichts. Still schaute er sich nach allen Seiten um, auf die Berge, auf die träumenden Wolken, auf das Meer. Er blickte auf all das Schöne, mit zweifelndem, kindlichem Staunen, als könne er eigentlich noch nicht so recht daran glauben.

Die Sonne begann langsam hinter den östlichen Bergen aufzugehen, und der mattblaue Penanggoenan im Westen erzitterte plötzlich in rotgoldenem Glanze. Langsam

glitt dieser goldene Lichtschatten über den perlmutterartigen Reif, der oberhalb der Fläche hing, und alsbald leuchtete auch der Ardjoena in rötlichgoldener Glut, während zarte, matte Nüancen von Hellgrün, Tiefpurpur und Helllila seine sich still in der Luft bildenden Konturen umzogen. So stand er da, erhaben und ehrwürdig in dem jungen Morgen, wie der ewig jugendfrische unüberwindliche Heldengott, dessen Namen er wohl führen darf, im flammend goldenen Gewand am lichtblauen Himmel.

Mit frischer lebhafter Stimme, wieder ganz der Enthusiast von früher, sagte Rudolf plötzlich: „Henri, ich wußte nicht, daß Indien so schön sei!"

Dann — so war er immer, überall suchte er neben dem Grandiosen und Imposanten das Zarte und Schwache — neigte er sich über ein Beet herrlich duftender wilder Veilchen.

„All dies Feine und Zarte" sprach er, wie laut denkend, zu sich selbst, „all dies Schwache, Zerbrechliche mitten in dem unendlich Großen und Erhabenen! Sieh mal, da sind nun doch wirklich all meine lieben, alten Blumen aus Holland wieder. Wirklich ein Beet wilder Veilchen! Wie viele Jahre habe ich so was nicht mehr gesehen! Und hier Reseda und Heliotrop und dort, wie ist es nur möglich in Indien! Kornblumen! Und auch Klee, sieh doch nur! Und ein Beet Verbenen und echte große Stiefmütterchen, dort, wahrhaftig, die schönen Pantoffelblumen und die lila Winden und was für Teerosen, was für herrliche Farbentöne! Ist das zu glauben! Dort stehen die wirklich echten Butterblumen aus Holland, und da! Ein ganzes Maaßliebchenbeet! Wie man das alles so plötzlich wieder sieht! Und das in Indien!"

Mir machte es Spaß, ihn so jubeln zu hören, denn das war wieder der alte Rudolf, mit dem ich einst Räuber gespielt hatte in den Dünen, und der stets ein frischer, gesunder holländischer Knabe gewesen war. In Indien hatte ich ihn so nie wieder gesehen. Es war, als sei dort stets ein dunkler Nebel um ihn.

Und jetzt — wie echt kindlich und jungenhaft ist dieser große Herr von heute — er ist schon sechsundzwanzig — der immer so finster dreinblickt, und der ganze Nächte hindurch über der trüben Philosophie brütet, den muß man jetzt mal zwischen den Blumen wirtschaften sehen!

„Das muß Mary sehen!" ruft er begeistert, „wie wird sie sich freuen! Ich werde sie gleich holen!"

Und fort läuft der melancholische Dichter der „Winterblumen" mit großen Sprüngen, wie ein wilder Schuljunge über die Terrasse, drei Stufen zugleich nehmend, genau so wie ich ihn vor langer, ach, sehr langer Zeit in dem Pensionat gesehen, bei dem großen entscheidenden Ansturm auf das Lager der Apachen, über das ich den Oberbefehl führte.

Vielerlei literarische Arbeit und meine Geschäfte riefen mich nach Soerabaia zurück, und da ich Rudolf so erholt sah und noch dazu so treu gepflegt von einem so zarten, lieben Mädchen wie Mary, reiste ich beruhigt wieder „hinunter".

Erst hatte ich noch eine lange Unterredung mit dem Arzt der Anstalt. Er gab mir die Versicherung, daß er für Rudolfs Genesung einstehe, und nannte mir noch eine Anzahl von Fällen gänzlicher Heilung durch die frische, gesunde Luft von Tosari, von Kranken, die in Soekaboemi und anderen Orten des Preanger keine Heilung gefunden, die beinahe sterbend hierhergebracht seien und die hier dann ohne Chinin, allein durch die kräftigende Luft, Genesung gefunden. Leider konstatierte er eine häßliche Sache bei Rudolf: ein Herzleiden. Und zwar ein Herzleiden, wie es häufig auftritt; man kann dabei hundert Jahre alt werden, man kann aber auch schon innerhalb eines Jahres daran sterben.

Es war noch nicht schlimm, nur ein leichter Anfang, so leicht, daß er Rudolf nicht einmal das Reiten verbieten würde.

Wenn nur keine heftigen Gemütsbewegungen an ihn heranträten, dann läge keine augenblickliche Gefahr vor. Der Arzt fragte mich, ob er etwa einen großen Kummer erlitten, und ich erzählte ihm den schrecklichen Tod seiner Eltern beim Untergang des englischen Dampfers „Bokhara", und den frühen Heimgang seiner jungen Gattin. — So-

lange keine neuen heftigen Erschütterungen hinzukämen, würde alles mit Rudolf wohl gut ablaufen, versicherte mir der Arzt noch beim Abschied.

Ich hörte nicht viel von ihm, als ich wieder in Soerabaia war. Ab und zu schrieb mir Mary, daß es ihm gut gehe, daß die Malaria ganz überwunden sei, und daß er riesig gesund und blühend aussehe. Er ließ mich jedesmal herzlich grüßen und versprach, mir nun wirklich binnen weniger Tage zu schreiben. Leider ist aus dem Briefe nie etwas geworden, obwohl ich selbst ihm von Zeit zu Zeit schrieb.

Ich glaubte, er könne keine Zeit dazu finden und habe vielleicht an einem neuen Gedichtband zu arbeiten begonnen; ich freute mich schon darauf. Dann würde die Stimme, die so todestraurig in den „Winterblumen" ihren tiefen Seelenschmerz geklagt, vielleicht in lauten Jubel ausbrechen, unter dem Impuls eines neuen, jungen kräftigen Lebens, in dieser hohen, reinen Sphäre, von reiner erquickender Luft umweht . . . . . . .

(Fortsetzung folgt.)



# Eine Erwiderung

Daß einer den andern mißversteht, kommt wie im Leben so in der Publizistik oftmals vor. Wenn der Mißverstehende aber durch seinen, immer als „letztes Wort" einigermaßen gewichtigen Irrtum größere Interessentenkreise falsch belehrt, hat der Mißverstandene, so überflüssig es ihm damals, als er seine Ansicht zuerst äußerte, hätte erscheinen mögen, ad majorem gloriam der Sache (und die bleibt doch immer der Zweck ernster Polemik; oder täusche ich mich?) das Recht, sich als sein eigener Kommentator unterstreichend zu äußern. Herr Professor Dr. Richard M. Meyer hat es für nötig befunden, meinen sehr ehrlich gemeinten kleinen Aufsatz in No. 18 des „Litterarischen Echo" (Meinungsaustausch, 5) „Lyrische Zeichen der — soll heißen litterarischen — Zeit" in seinem vornehmlich gegen Ernst von Wolzogen gerichteten Artikel „Kritiker und Schriftsteller" („Echo" No. 20, Meinungsaustausch) mit einem glimmenden Hölzchen, genannt „Fackel des Hohnes", anzusengen. Ich bin dafür eigentlich dankbar. Obwohl Meyer und andere mir ein Übermaß von Produktivität vorzuwerfen sich berechtigt glauben, bin ich (gesteh ichs nur) nicht allzu oft — zum Produzieren aufgelegt (o das leidige Geschreibe!): er vermochte mich dazu. Einem Litterarhistoriker von so allseits geschätzter Akribie gegenüber ist es vielleicht am Platze, „Akten" hervorzuziehen. Ich will Herrn Professor Meyer also die Entstehungsgeschichte meines unmaßgeblichen, aber überzeugten Essays erzählen. In No. 16 der „Gesellschaft" (1902) schrieb ich gelegentlich Castles Büchlein über Lenau wörtlich: „Lenaus nicht eben einnehmendes, gewiß aber interessantes Bild (läßt diese . . Schrift) einer Generation wieder erscheinen, die weit entfernt ist von jener ungemessenen Schätzung, man kann wohl sagen seitens der Nation, die dem Dichter der Schwermut im Reiche der Lyrik einen wohl nicht auf die Dauer zu behauptenden ersten Platz verliehen hat. Der launenhafte usw. . . ., dieser unglückselige, fast dürfte man behaupten geflissentlich unselige Poet, der leider nur Poet war, wird uns . . . gezeigt . . . ." Diese als subjektiv ja angreifbare beiläufige Wertung des „größten österreichischen Lyrikers" (den ich ja nicht herabsetzen wollte, nur gleichsam visierend einzuschätzen versuchte), regte Herrn Ottokar Stauff von der March, den Herausgeber einer Wiener Litteraturzeitschrift „Neue Bahnen" zu einer nicht mich, sondern Herrn von der March charakterisierenden Notiz „Dr. Richard Schaukal und Lenau" in seinem Blatte an oder besser auf, die (man möge sie — ich erhielt den Ausschnitt — in No. 17/18 des 2. Jahrganges (1902) — etwa nachlesen) anknüpfend an einige selbstbiographische Notizen in einer früheren Nummer der „Gesellschaft" mit dem billigen „Briefkasten-Mann"-Spotte gewisser Modeblätter mich, den „K. K. Bezirkskommissär und Stimmungsakrobaten" (aus „Verse 92—96", Brünn 1896), Lenau, dem Nur-Dichter, wahrscheinlich zum Gaudium Gesinnungsverwandter gegenüberpostierte. Ha, welch Schauspiel! Mich ärgerte damals wirklich an der Sache nichts als die Anmaßung, mir, der ich geruhig meiner Wege ging und gehe, wie ein „anrempelnder" Student, so lärmend auf den Leib zu rücken und persönlichste Verhältnisse, die doch wahrlich nichts mit meiner Kunst zu tun haben (ob man diese nun gelten läßt oder nicht), die ich aber in einer kurzen biographischen „Fußnote" nicht übergehen zu dürfen glaubte, so kindisch anzupusten. Ich entwarf sogar damals eine Art „Abwehr" solcher geschmacklosen Manier, litterarische Individualitäten, die einer aus welchen Gründen immer nicht leiden mag, sozusagen aus dem Gebüsch heraus mit Schnee- (oder anderen) Ballen zu bewerfen. Aber ich sagte mir sogleich, als der letzte Punkt gesetzt war, daß einerseits das Elaborat jenes Malkontenten die Ehre meiner „Abwehr" nicht verdiene, anderseits der bessere Teil des litterarischen Publikums, der vielleicht jene Zeitung zu Gesicht bekäme, doch höher einzuschätzen sei als — dieser meiner Erwiderung etwa gar bedürftig. Späterhin einmal aber schrieb ich den von Richard M. Meyer „angesenglen" Aufsatz, der einen mir längst vertrauten, aber vielleicht durch Herrn von der March neuerlich in mir wachgerüttelten Gedanken zum Inhalte hat: die Litteraten und ihre Litteratur, namentlich der Litteratenblätter. Ich habe nämlich das unbeirrbare Gefühl, daß die wahren Schädiger der Kunst nicht die „Banausen", sondern die Litteraten sind. Unter einem Litteraten aber verstehe ich einen Nichts-als-nur-Schreiber. Ich meine, daß heutzutage diese Nichts-als-nur-Schreiber nicht nur lästig, sondern auch teilweise als Irreführer des Publikums, teilweise als Platzverdränger der echten Talente, teilweise als feile Negozianten der Mode, teilweise als Ballast jeder originären Erscheinung (Nachahmer, Nachtreter, Anbeter, Verkünder), teilweise als dünkelhafte Geistesproleten geradezu gefährlich geworden sind. Die Lyrik, als die dem Snob mit der verhältnismäßig geringfügigsten Mühe erreichbare Kunstgattung wählte ich als Typus, und Lenau kam in den Artikel nur hinein, erstens, weil die Gedankenkette sich an jenes mein Lenau-„Erlebnis" zufällig fester geknüpft hatte, zweitens, weil er (der Dichter) mir — wenn ich jene Erscheinung des litterarischen Snobs unserer Tage als eine dekadente Erscheinung klassifiziere — als ein Analogon in der höheren Sphäre jener eminent schönwissenschaftlichen früheren Epoche erschien, ein Analogon, ein zum Niveau

der Nichts-als-nur-Schreiber degradiertes Beispiel. Ich sagte: „Denn schon Lenau unterlag der Wucht seiner Alleinzigkeit. Er hatte keine Kontrolle seiner schöpferischen an einer tagtäglichen, wenn man will, nichtigsten Tätigkeit." Was heißt das? Für jeden nicht geflissentlich Mißdeutenden: Der Dichter soll sein Dichten nicht gar zu wichtig nehmen. Der „Fall" Lenau, der eines schwanken — Wurzellosen schien mir nicht unangemessen als — Motto meiner Abhandlung (oder „tragischen Rhapsodie", wie sie Meyer, der Mann der Litteratur-Dekaden, tauft. Herr Meyer tauft gern.) Ich wollte sagen: Selbst ein Großer (relativ Großer) hielt das nicht aus. Vielleicht hätte ich auf den unermüdlich um einen bürgerlichen Ankerplatz bemühten armen Kleist hinweisen können oder auch den nach Professor Meyers Zeugnis „in Litteratenkreisen seltener — als ich vielleicht? O unverdiente imputatio! — genannten" Goethe, der den Bürger und Staatsmann, den wissenschaftlichen Arbeiter, das „Mitglied" so nachdrücklich betonte. Aber ich wählte Lenau, weil er mir aus einem rein psychologischen Leit- und Knüpf-Grunde (siehe 1) gerade näher lag.

Daß ich „vorsichtig-unmißverständlich" — eine Wortkuppelung, die fast wie eine contradictio in adjecto aussieht — gesprochen haben sollte, ist mir eine nicht uninteressante bereichernde Mitteilung. Es fällt mir nun, da ich denn zu den „Reifen" mich nach Meyers Zugeständnis zu zählen traurige Ursache habe (vielleicht sogar zu den „Überreifen", also „Dekadenten". Gott, warum nicht, wenns den Klitteren so beliebt?), „die in andern Sterblichen nur das Bedauern" darüber erwecken, daß sie — wer? die andern Sterblichen oder wir „Reifen"? — sich die angeborene glückliche Unreife nicht in völliger Reinheit haben bewahren können: (Ich weiß wirklich nicht, wer eigentlich auf Dr. Meyers Geheiß bedauert werden muß; mir schien bisher Entwickelung von „Unreif" zur Reife vorzuschreiten. Oder sollte es bei Herrn Meyer umgekehrt sich ereignet haben? Hat er sich die angeborene glückliche Unreife bewahrt? Er scheint dies stolz zu präsumieren), es fällt mir nun beileibe nicht ein, „eilfertigst" dem Vernichter meiner „alltäglichen Gedanken in der denkbar gesuchtesten Form vorzutragen" (wer sucht, findet; Herr Meyer sucht wohl nie), „ein gehöriges Quantum Unreife zuzugestehen" (die Parenthese, nach Meyers Vorgang, ist nur unwillkürlich zustandegekommen, nicht etwa, „um der Meinung bei den ganz Originellen nicht zu schaden — dunkel ist der Rede Sinn, aber freilich die Form ist nicht denkbar gesuchtest", eher im Sinne der Grammatik ungezwungen). Nein, ich nehme sein auf Irrtum basiertes Dozieren ernst, blutig-ernst. Ich frage sogar, warum er sich zu meiner Meinung, daß die Muse „nur begleiten" dürfe (immerhin Interpretation), erst dann entschlösse, „wenn durchaus eine normale bürgerliche Lebenshaltung für alle poetisch bemühten Staatsbürger vorgeschrieben und womöglich durch Reichsgesetz durchgesetzt" werden sollte. Warum nicht auch in der etwas harmloseren Theorie schon? Wenn er sie doch unter sotanen Umständen „lieber" hätte als die „entgegengesetzte"(?), nur der Anwendung wegen, die ich „davon" (ich würde sagen: von ihr, aber das wäre vielleicht „denkbar gesuchtest" — man findet die Wendung in der Grammatik) mache? Ist der „Fall" Lenau die einzige Anwendung, die ich von meiner (interpretierten) Meinung mache? Ich glaube, ich hatte weniger Lenau, als die „lyrischen Zeichen der litterarischen Zeit" (Titel) und ihre körperlichen Träger vor Augen. Da aber Professor Meyer befindet, daß meine Lenau-„Anwendung" das ganze Malheur sei (das ich übrigens bereits einigermaßen reduziert zu haben annehmen darf), und zwar gerade meine, des „Verfassers der Interieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen" Anwendung, muß ich etwas näher in die Materie eingehen.

Ich bin, weiß Gott, kein Wichtigtuer, was meine Dichterei anbelangt. Ich fühle mich Künstler, da ich künstlerisch empfinde, sehe, werte, bin um einen wohlgebauten Stil eifrig (vielleicht nicht ganz ohne Erfolg) und eine richtige Einschätzung der modernen Litteratur bemüht (bekanntlich oder nicht bekanntlich spreche ich wieder und immer wieder von Thomas Mann, G. O. Knoop, H. Hesse, Emil Strauß), und es sind mir einige nach der Ansicht hochverehrter Zeitgenossen, übrigens auch meiner bescheideneren eigenen, treffliche Gedichte gelungen, die neben den „anerkannten" „Anerkannter" nicht übel bestehen. (Manche Anthologien scheinen dies auch gefunden zu haben.) Das Unzulängliche meines in einigen durchaus doch nicht so ganz kritiklosen Sammlungen niedergelegten, heute gerne auf ein Minimum zusammengedrängten „Schaffens" gebe ich jedem ehrlichen Beurteiler bereitwilligst zu. Ich sage durchaus nicht, weder laut noch leise (wie der feinhörige Litterarhistoriker Dr. R. M. Meyer behauptet): „Wenn Lenau solche Verse und Skizzen hätte schreiben können, wie ich („so" sage ich im Hauptsatze überhaupt nur, wenn es „demonstrativ" oder als Relativum zu einem abhängigen „wie" gemeint ist), hätte er dafür niemals zu viel Zeit haben können." Nein, das sage ich nicht, Herr Professor Meyer, aber ich sage, was Sie zu überhören beliebten: „Die Impotenz, die Gesinnungslosigkeit hat die Garderobe aller Litteraturen geplündert und feiert ihre Maskenorgien." Ich sagte dies als ein verdeutlichendes Bild des Themas meines Artikels, das nicht etwa, wie Sie „interpretieren" lautet: Es sei „bedenklich, wenn jemand sich von der Muse nicht nur begleiten, sondern auch leiten" lasse. Denn die, von denen ich sprach, lassen sich von ihr weder begleiten, noch leiten, kennen sie und ihre Leitung überhaupt nicht, sondern verleiten sie begleitend, unleidlich begleitend, die Leute nur zu falschen Ableitungen. „Man kommt nicht mehr an das Publikum heran vor Straßenrednern der Litteratur", sagte ich. Damit war beileibe nicht Herr Dr. Meyer gemeint. Mein ganzer Artikel ging überhaupt nicht gegen die Kritiker, sondern gegen die Litteraten. Ich weiß, Herr Professor Meyer, daß Sie mich nur als einen „weniger bekannten Namen" „herausgriffen", zum evidenten Belege dafür, daß, wie Sie behaupten, „das abnorm gesteigerte Selbstgefühl der lebenden Dichtergeneration" einen nicht zu ignorierenden Faktor der „Betrachtung unserer kritischen Verhältnisse" bilde, womit Sie ja insoweit Recht haben, als diese „nicht eben völlig neue Lehre" so ziemlich auch auf die Zeiten von Lenz, Klinger und Goethe, als auf die von Schlegel und Genossen oder die von Grillparzer oder die von Heyse paßt. Selbstgefühl? den Teufel auch! Wers herzlich hat, hat auch ein deutlich gefühltes Selbst. Aber nicht jeder, ders heute wie — eine Perücke auf die kahle Platte stülpt, besitzt es herzlich und zu Recht. Am wenigsten die Kaffeehauscliquensozietäre der nichts-als-nur-Schreiber, das sind die „Verblendeten, die nur im Echo ihrer Kreise sich vernehmen", die „jede menschliche Betätigung", die nicht Versemachen heißt, „verachten", die „ihre einfältigsten, armseligsten Erlebnisse in bedrucktes Papier verwandeln" zu müssen glauben und aus dieser „keinem nützenden" Beschäftigung (die harmlos wäre, würde sie nicht als Gottesgnadentum an allen Ecken von wechselseitig Versicherten ausposaunt) die Berechtigung ableiten, — brave Gassenkehrer oder Drahtflechter, Lohnfuhrwerker oder Kartonnagefabrikanten für minderwertige Existenzen zu erklären. Das wollte ich hervorheben, Herr Professor Richard M. Meyer, und glaube es hier — nur wiederholt zu haben.

Dr. Richard Schaukal.





# Neues vom Büchermarkt



**Lu Volbehr,** Schwester Fides, Schauspiel, M. 2.—; Ihr Gott, Schauspiel, M. 2.—; Führe uns nicht in Versuchung! Geschichten, M. 2.50. Sämtlich bei Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Im allgemeinen sage ich Frauen gerne Liebenswürdigkeiten, und im besonderen . . ., warum sollte ich auch nicht? zumal, wenn sie schön und nicht zu jung sind — denn sonst hat es keinen Zweck — — im besonderen also . . lüge ich sogar gern ein bißchen. Aber wenn man Kritiker ist —? Du lieber Gott! Was soll man machen? Frauen die Wahrheit sagen, —? Frauen? nein. Aber der Frau? Das käme darauf an.

Schwester Fides. Schauspiel in drei Akten. Schwester Fides: Krankenschwester und Schwester von Hermann und Johannes Holmer; pardon! nein, nicht ganz. Es liegt ein Irrtum vor, darum dreht sich ja die Geschichte, eine alte Geschichte: Bruder und Schwester lieben einander und dürfen nicht; oder zur Abwechslung einmal auf den Kopf gestellt: Sie dürften schon und würden auch, denken nur nicht daran, weil sie sich für Bruder und Schwester halten. Ja, hm. Wenn es keine Papiere gäbe, und wenn man als Krankenschwester keinen persönlichen Gebrauch von seinen Papieren machen müßte und wenn und wenn und wenn . . ., dann wäre ja vieles viel einfacher, weil es viel komplizierter wäre. Wenn ich keine Papiere hätte, dann könnte ich ja gar nicht wissen, — Donnerwetter, das wäre ja interessant! — — Also Schwester Fides weiß es nicht. Meine Gnädigste, dies dürfte wohl Ihr Erstlingswerk sein. Das merkt man auch an der Stoffeinteilung. Das Vorspiel ist nur Notbehelf. Prächtig ist die Charakteristik. Hermann und Johannes sind in ihrem gegensätzlichen Wesen glänzend gezeichnet und ebenso die beiden Frauen: Fides und Hermanns Gattin Maria. Wie die Entschlüsse in den einzelnen reif werden, wie sich der innere Wandel in ihnen vollzieht, darin erkennt man die künftige Meisterin. Über diese vier Gestalten breitet sich ein Hauch echter Poesie, darüber ist gar kein Wort zu verlieren. Aber die Handlung ist schwach, der Schluß etwas sentimental, etwas Gartenlaubenstimmung. Auch das muß gesagt werden. So schreibt nur eine Frau, und zwar nicht eine Frau, wie sie nach Ihren beiden anderen Büchern sein dürfte, denn es kommt anders.

Ihr Gott. Ein Künstlerdrama. Der geniale Bildhauer Rüdiger verliert sich und seine Kunst; er trinkt und spielt. Das erinnert an College Krampton. Aber während dort das ganze Interesse von dem Geschick des Helden als Künstler in Anspruch genommen wird, verwickelt sich hier der Fall durch die Liebe. Das erinnert zuweilen an Dreyers Sieger. Aber Therese Rüdiger ist selbst nicht Künstlerin. Sie betet nur das Genie in ihrem Mann an, er ist „ihr Gott“. Als sie Rüdiger nicht daran verhindern kann, seinen Ruf durch einen Kitsch en gros zu untergraben, schießt sie ihn resolut über den Haufen. — A la bonheur! Ich habe noch selten eine Frau so aller Sentimentalität bar schaffen gesehen! Das Stück hat technische Mängel. Die Aktschlüsse sind etwas lau, ohne daß man etwa eine souveräne Verachtung des Aktschlusses daraus lesen und als solche litterarisch bewerten könnte. Auch ist die Charakteristik der einzelnen Figuren nicht so plastisch wie in Schwester Fides, sonst aber schätze ich das Stück weit höher. Überhaupt ist es das beste Drama, das ich mich erinnere, bis jetzt von einer Frau gelesen zu haben.

Führe uns nicht in Versuchung! Eine Novellensammlung. Hier übertreffen Sie sich selbst, meine Gnädigste; hier brauchte ich nicht zu lügen, auch wenn ich nicht die Wahrheit sagen müßte. Lu Volbehr ist ein Erzählertalent, von dem wir noch Bedeutendes erwarten dürfen! Diese Geschichten sind von einem Zauber lyrischer Stimmung getragen, der von echtester Kunst zeugt. Das Charakterisierungstalent, das sich schon in Schwester Fides verriet, kommt hier in seiner ganzen Blüte zur Geltung. So zart und so echt ist hier eine Reihe von Frauenseelen mit allen Schwächen und allen liebenswürdigen Eigenschaften gezeichnet, wie es wohl nur eine Frau Ihresgleichen verstehen kann. Hier tritt das künstlerische Schaffen der Frau in volle Berechtigung, und die absolute Überwindung aller sentimentalen Neigungen, die sonst die künstlerische Betätigung der Frau so gerne untergraben, hebt hier alle Nebengedanken des „nur eine Frau“ auf. Diese Geschichten sind nicht rührend, sie sind echt, schön, tief und ergreifend. Hätte Lu Volbehr nichts anderes geschrieben als Die Kohlmeise und Für unsere Rose, so hätte sie damit allein ihre litterarische Vollwertigkeit dargetan. Mit dieser Novellensammlung fällt sie nicht mehr unter den Kollektivbegriff „Frauen“, sondern tritt sie aus der Masse der Auch-Schreibenden als Einzelerscheinung hervor, als Frau, und verdient damit ein- für allemal die Wahrheit einer strengen Kritik. Fritz Brüggemann.

**O. Suré,** Moderne Frauentreue. Novellen. E. Piersons Verlag, Dresden 1903.

„Hunderte von kleinen blinkenden Sternen blitzen herab von der azurblauen, von erster Künstlerhand gemalten Decke, sich wiederspiegelnd in dem glatten, glänzenden Parkett.“ — „Leise, weiche Klänge des hervorragenden Konzertflügels . .“, „. . weiter hinein — auf den Elfenplatz!“, „und haucht einen heißen Kuß auf seine glühende Stirn . .“, „Hier meine Karte, schändlicher Bube!“

Genug. Ein tollgewordenes Provinzredakteurgehirn scheint den unsäglichen Blödsinn dieser „Novellen“ hinter einem Zaun in die Welt gesetzt zu haben. Oder ist einem Kolportageromanschreiber der Atem zu kurz geworden, so daß er sich mal mit Kolportagenovellenschreiben eine kleine Abwechselung gönnt. — Frage: Warum faßt der Autor so was in ein Buch, dessen Kosten er doch höchstwahrscheinlich zu tragen hat, und verkauft die Moderne Frauentreue nicht kilometerweise an gewisse Feuilletonkorrespondenzen für 2 Pfennige die Zeile? Alfons Paquet.

**Knut Hamsun.** Sklaven der Liebe und andere Novellen. Uebersetzung von Mathilde Mann. Albert Langen, München 1902.

Jede dieser kleinen Geschichten ist wieder ein Meisterwerk. Ob er ein Auswandererschiff belebt, stumm beiseite getreten wie ein Photograph, Züge notierend („Ueber das Meer“), ob er gelassen die dunkelsten Seelentiefen sondiert („Sklaven der Liebe“, „Erzschelm“), ob er mit zitternder Stimme und umflorten Augen leise von seinem großen, heißen Herzen spricht oder ein König mit diesem seltsamsten wehen Lächeln, das je um eines Künstlers schmale Lippen spielte, von den Menschen und ihren traurigen Torheiten, ihrer bittersüßen Lust, ihren schmerzhaften, bestialischen Trieben berichtet: er ist ein Einziger, ein nie Dagewesener, niemals Wiederkehrender. Dr. Richard Schaukal.

**Variété des Geistes** von Max Messer. Leipzig, Verlag von Hermann Seemann Nachfolger 1902.

Diese oft gewagten und paradoxen, sehr persönlichen und vielseitigen, fast immer interessanten Aphorismen eines klugen Litteraten wären wohl ohne Nietzsche nicht oder nicht gerade so entstanden. Auch sind sie eine Art abgekürzter Abhandlung, nicht so sehr jene spontanen Augenblicksergebnisse (wie etwa die großartigen Aphorismen der Baronin

Ebner). Doch, geschmackvoll präsentiert und von einer starken Idee getragen („Ueberwindung des Geistes“ in dem Sinne einer Harmonielehre des Menschen), nimmt man sie nicht ungern auf, wenn auch nicht kritiklos an.

Dr. Richard Schaukal.

**Gedichte** von Otto Hachtmann. Göttingen, Verlag von Lüder Horstmann 1903.

„Halb gedachte Gedanken,
Halb gefühlte Gefühle,
Halb gefaßte Entschlüsse,
Halb empfundene Reue,
Nie getane Taten, —
Das ist neues Leben!“

— Nimmt man dem jungen Mann diese seine letzte Pose, so nimmt man ihm alles. Man mag das Buch aufschlagen, wo man will, man findet nicht selten schwache Ansätze zu wirklichen Gedichten, und wenn sie auch samt und sonders von altbekannteren deutschen Dichtern in einer schwachen Stunde zugeflüstert erscheinen. Der Patient leidet an unheilbarer Trivialität seiner sämtlichen Gedanken, an einem Nichtvorhandensein von Gefühlen, an Geschwollenheit des sprachlichen Ausdrucks und an Krämpfen, die er mit „Humoristisches“ überschreibt. Er stirbt dem Chirurgen unter der Hand.

Alfons Paquet.

**Julia Virginia,** Primitien. Gedichte. Verlag Theo Gutman, Berlin 1903.

Ich habe das Buch mit bester Absicht gelesen. Es hat nichts geholfen. Diese Verse sind wirklich schlecht, noch mehr, sie sind in exaltierter Weise und mit üblem Stilgefühl aufrichtig, außerdem mir ein wenig zu spekulativ in der Ausnützung der günstigen „Konjunktur“ für erotisch-perverse Frauenlyrik. Der üble Nachgeschmack, den man bei den Versen der wirklich außerordentlich begabten Marie Madeleine und Dolorosa hatte — trotz absoluten Mangels jeder Prüderie — bleibt hier als einziger Rest. Mit diesem Hinweis möchte ich dem Buch übrigens keine Reklame machen: es ist kein absolutes Dilettantenwerk, sondern das geschmacklose und unästhetische Opus eines Talentes und deshalb noch strenger zu verurteilen. Es wirkt nämlich nicht erheiternd oder erregend, sondern monoton und unwichtig.

Stefan Zweig.

**C. Teja,** Der Wille zum Glück. Drama. Herm. Seemann Nachf., Leipzig 1902.

In drei Akten wird der alte Kampf zwischen alter und neuer Liebe durchgefochten, wobei, wie immer, die ältere Geliebte unterliegt. Daß sie sogar ins Wasser geht, ist sehr traurig, wunderte mich aber nicht mehr, nachdem ich mir schon an zwei Akten Sentimentalität den Magen verdorben hatte. Wenn Frauen schreiben . . . Gott, warum sollen Frauen nicht schreiben? warum sollen sie nicht auch einmal etwas Gutes schreiben? Ich wäre der erste, der sich herzlich darüber freute. Aber muß es denn immer gleich so rührend sein? Doch was will man mehr: Dieses Drama der Frau Teja-Ahlers wird Frauen sehr gut gefallen . . . ! —

Fritz Brüggemann.

## Bücher- und Zeitschrifteneinlauf:

(Eingesandte Bücher und Zeitschriften werden stets hier angezeigt, Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen.)

**Martin Langen,** Geben und Nehmen. Schauspiel. Albert Langen, München.

**Björnstjerne Björnson,** Sigurd Slembe. Albert Langen, München 1903.

**Hermann Bahr,** Rezensionen. S. Fischer Verlag, Berlin 1903.

**E. von Keyserlingk,** Beate und Mareile. Roman. S. Fischer Verlag, Berlin 1903.

**Wilh. Bölsche,** Charles Darwin. R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

**Wilh. Weigand,** Florian Geyer. Trauerspiel. Heimatverlag, Berlin.

**Julia Virgina,** Primitien. Verlag Continent Theo Gutmann, Berlin-Charlottenburg.

**Josef Gruenstein,** Eros. Dichtungen. Karl Siegismund, Berlin.

**Leopold Katscher,** Bertha von Suttner. E. Pierson's Verlag. Dresden 1903.

**Grete Meisel-Hess,** Fanny Roth. Eine Jung-Frauengeschichte. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. 2.50.

**Margarete Beutler,** Gedichte. M. Lilienthal Verlag, Berlin. M. 3.50.

Im 1. Juniheft des Magazins sprach sich Martha Asmus sehr lobend über die Gedichte von Margarete Beutler aus. Versehentlich wurde in dieser Besprechung die Cottasche Buchhandlung als der Verlag dieser Gedichte angegeben. Sie sind vielmehr im Verlag von M. Lilienthal in Berlin NW. 7 erschienen und kosten elegant gebunden M. 3.50.

**Dr. Eugen Dühren,** Das Geschlechtsleben in England. Bd. III. Der Einfluß äußerer Faktoren auf das Geschlechtsleben. M. Lilienthal Verlag, Berlin. M. 10.—.

**John Jack Vrieslander,** Variété. 12 Kunstblätter auf Japan-Karton. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. 6.—.

**Paul von Schönthan,** Die Blauen. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

**Frank Wedekind,** Mine-Haha oder über die körperliche Erziehung junger Mädchen. Albert Langen, München 1903.

**Dr. A. Combe,** Nervosität des Kindes. Autorisierte Übersetzung von Dr. med. Herm. Faltin. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Brosch. M. 2.50.

**Gust. Heinr. Schneideck,** Heinrich von Ofterdingen. Ein deutsches Spiel. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

**Fritz Selten,** Der Fiedlerbauer. Eine Bauerntragödie in drei Akten. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. 2.—.

**Peter Alt,** Die keusche Ehe. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig. M. 1.—.

**Luise Hackl,** Brennende Fragen. Drei Kapitel reformatorischen Inhalts. I. Entlobungstragödie und Frauenrecht. II. Über Erziehung. III. Die Enterbten. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig. 50 Pf.

**Georges Rodenbach,** Das tote Brügge. Julius Bard Verlag, Berlin 1903.

**Freisinnige Zeitung,** Jungösterreichisches Organ. Wien. Nr. 21, 22, 23, 24, 1. Jahrgang.

**Jüdisches Volksblatt,** Wien. Nr. 29, 30, 31, 32, 5. Jahrg.

**Handels-Akademie,** Leipzig. Heft 28—32, 10. Jahrg.

**Die Frauen-Rundschau,** Leipzig. Heft 14, 15, 4. Jahrgang.

**Heimgarten,** Graz. Heft 11, 27. Jahrgang.

**Freistatt,** München. Heft 29, 30, 5. Jahrgang.

**Neue Bahnen,** Wien. Heft 15, 16, 3. Jahrgang.

**Modern Philology.** A Quarterly Journal devoted to research in Modern Languages and Literatures. Bd. I, Nr. 1. 1. Juni 1903. The University of Chicago Press, Chicago.

**Unsere Volksmärchen** von Dr. J. Löwenberg entnehmen wir einem uns vom Verlag der Frauen-Rundschau gütigst zur Verfügung gestellten Korrekturabzug des demnächst erscheinenden Werkes: Geheime Miterzieher, Studien und Plaudereien für Eltern und Erzieher von Dr. J. Löwenberg, Schuldirektor in Hamburg.

# William Morris in Deutschland

## Neues aus Nirgendland

**Ein Zukunftsroman**

**Preis: Br. M. 6.—, geb. M. 7.50.**

„In diesem utopistischen Romane webt ein glückseliges Träumen. Die Phantasie eines demütigen Schönheitsdieners, der Künstler zugleich und Kind ist, der einmal, im Geist wenigstens, sein Luftschloss erbauen will, spinnt den Faden zu dem Gespinst einer idealen Gesellschaft, die von jeder staatlichen und klösterlichen Tradition am freiesten ist. Und die Menschen haben die Zeit und die Sorglosigkeit, sich schöne Wohnungen zu bauen. Not und Elend ist vorbei, das goldene Zeitalter brach herein, Arbeit ist Genuss und Genuss Arbeit. Das Schaffen ward Lust, und der Hymnus an die Freude tönt auf den Feldern, die wie Gärten sind und deren Ernten zu Festen werden."

## Die Geschichte der glänzenden Ebene,

**auch das Land der Lebenden oder das Reich der Unsterblichen genannt**

**Preis: Br. M. 3.—, geb. M. 4.—.**

„Dies ist der letzte Roman des grossen Dichters, Sozialpolitikers, Malers und Kunstgewerblers. Auch der trefflichste Maler könnte das selige Land, die elysischen Gefilde und die ewige Menschensehnsucht danach nicht glühender und heroischer erstehen lassen, als Morris in diesem Roman. In ihm hat er das tiefe, unvergängliche Symbol der Lebensverjüngung, den Willen zur ewigen Jugend eingekleidet, Bilder auferweckt, die über der Jugend des englischen Volkes leuchten, grossartige Bilder aus der normannischen Zeit, aus der Jugendzeit jeden Volkes, über die eine Ruhe und ein sanfter Frieden ausgebreitet sind, die sich jedem Leser wunderbar mitteilen."

## Aesthetisches

**Die Kunst und die Schönheit der Erde**

Preis auf Bütten M. 2.—.

**Die Kunst des Volkes**

Preis auf Bütten M. 2.—.

**Die niederen Künste**

Preis auf Bütten M. 2.—.

**Die Aussichten der Architektur in der Civilisation**

Preis auf Bütten M. 2.—.

## Soziales

**Wie wir aus dem Bestehenden das Beste machen können**

Preis auf Bütten M. 2.—.

**Zeichen der Zeit**

Preis: Br. M. 3.—, geb. M. 4.—.

**Die Schönheit des Lebens**

Preis auf Bütten M. 2.—.

**Wahre und falsche Gesellschaft**

Preis M. 1.—.

## Kunstgewerbliches

**Kunstgewerbliches Sendschreiben**

Preis auf Bütten M. 2.—.

**Ein paar Winke über das Musterzeichnen**

Preis M. 2.—.

**Gewebe und Stickereien (Arts and Crafts Essays V)**

Preis Mk. 2.—.

☛ Ausführliche Prospekte über Morris, Crane u. a. berühmte Engländer verlange man von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig, Goeschenstr. 1. ☚

„Morris verkörpert eine Rolle in der Menschheit, wie niemand vor ihm sie verkörpert hatte. Eine so umfangreich vielfältige und erdrückende Rolle, dass man schon den Schwindel bekommt, wenn man nur an die Summe Arbeit denkt, der er sich hingeben musste. Man denke doch, ein Mensch, ein einziger Mensch, der ein vollendeter Dichter war, ein vollendeter Kunsthandwerker, geübt in allen Gewerben, und der ausserdem noch ein fertiger, aufrichtiger und tätiger Sozialist war. Dieser Mensch bedeutet eine künstlerische und moralische Suggestion zu gleicher Zeit; er erscheint aufgestanden als ein allerletztes Beispiel, als ein Mahnruf an das Gewissen und an den Sinn der Kunst." **Professor Henry van de Velde.**

# Neue Bücher von Frauen für Frauen

## Könige ohne Land

### Erzählung

von

### Franziska Mann

**Preis: brosch. Mk. 1.—, gebd. Mk. 1.75.**

„Könige ohne Land" ist das Erstlingswerk einer gottbegnadeten Dichterin. Könige ohne Land sind die Dichter, die Menschen, die in ihren Illusionen leben, deren Gedanken und Gefühle die ganze Welt umfassen, deren Phantasie in allen Landen schweift und die so regieren über alles, was da kreucht und fleucht. „Könige ohne Land" ist ein Weltanschauungsbuch, für das jede Frau sich eine stille Stunde freimachen sollte, ein Buch, zu dem man immer wieder gerne zurückkehren wird, wenn man in Lebenshast und Lebenswirren einen Ruhepunkt finden will.

## Der Geopferte

### Liebesroman eines modernen Mannes

von

### Ella Mensch

**Preis: brosch. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—.**

„Ein eigenartiges Problem wirft E. Mensch in ihrem Roman auf. Kann der feinfühlende, innige Hingabe erheischende Mann an der kälter organisierten, sich unabhängig und frei fühlenden, arbeitenden Frau zu Grunde gehen? «Die Liebe ist ein Geschenk des Glücks wie so manches andere — es kann kommen, es kann ausbleiben; aber der Inhalt des Lebens ist eine Sache der Arbeit.» So denkt Ada, deren Leben durch befriedigende Berufstätigkeit ausgefüllt und die ungern die Wandlung der Freundschaft in Liebe seitens Ernst Münsters sieht, mit welchem sie ein geistiges Band fest verknüpft. In Ernst's Leben ist Ada verklärend eingetreten; das geistige Verhältnis hat sich in tiefe Liebe gewandelt: er achtet sie hoch, er befruchtet mit wahrem Verständnis ihren Geist, er achtet in jeder Weise die selbständige Freiheit der Frau — dennoch kann Ada den Zwang, den Ernst's Liebe psychisch auf sie ausübt, nicht ertragen. Sie bricht mit ihm. Und während Ada kühl und frei weiter durchs Leben schreitet, verzehrt sich Ernst in Liebe nach Ada — sein Schaffen, sein Beruf vermag ihn nicht über die Liebesleere hinwegzutäuschen. In geistiger Umnachtung geht er zugrunde; zu spät kommt in Ada das Zärtlichkeitsgefühl zum Durchbruch; ein einsames Leben wartet ihrer. Dies in kurzen Worten der Inhalt des eigenartigen Buches, das — in vornehmer Sprache geschrieben — von tiefem sittlichen Ernst durchdrungen ist". Rheinischer Kurier.

## Wegwende

### Roman

von

### Leonore Frei

**Preis: brosch. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—.**

Ein Roman, der allen denen zu empfehlen ist, die nicht prüde genug sind, Anstoß zu nehmen an Dingen, die leider so häufig vorkommen und an Folgerungen, die hart sind und in ihrer Härte nicht beschönigt werden. Eine verheiratete, aber nicht mit ihrem Ehegemahl lebende Frau vernichtet, nachdem sie das Vertrauen auf ihren Geliebten betrogen hat, in ihrer Verzweiflung das werdende Wesen, das sie von ihm unterm Herzen trägt, um ja nur nicht von der Gesellschaft geächtet zu werden.

## Wandlung

### Fräulein Doktor

von

### Ilse Frapan-Akunian

**Preis: brosch. Mk. 1.—. gebd. Mk. 1.75.**

Die Liebesgeschichte und Liebestragödie einer Genfer Studentin behandelt die gerade in der letzten Zeit wegen ihrer Schilderung Schweizer Universitätsverhältnisse vielbesprochene und interpellierte Dichterin in ihrem neuesten Roman „Wandlung"; doch wird die poetische Schönheit und psychologische Tiefe, mit der die bekannte Dichterin in diesem Buche die Metamorphose einer Weibesseele in farbenreichen Schilderungen vor unsern Augen vorbeiziehen läßt, ohne Zweifel auf allseitigen Beifall des Lesepublikums rechnen dürfen. Besonders in Frauenkreisen wird man mit Vorliebe zu dieser Lektüre greifen.

*Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. Wo der Bezug auf Schwierigkeiten stösst, wende man sich direkt an die Geschäftsstelle der „Frauen-Rundschau", Leipzig, Goeschenstrasse 1.*

Für die Redaktion verantwortlich: J. Hegner. — Geschäftsstelle: Magazin-Verlag in Leipzig-R. Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. Alle Zuschriften sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des Magazin für Litteratur Magazin-Verlag (J. Hegner), Leipzig-Reudnitz.

Druck von E. Haberland, Leipzig-R.




## Inhalt.



MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-REUDNITZ

Jahrgang. 1. Septemberheft 1903. Aufl. 2500. Preis 50 Pf

# Das Magazin für Litteratur

## 72. Jahrgang

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

Erscheint am 5. und 20. jeden Monats.

## Abonnementsbedingungen:

pro Jahrgang 12 Mark
pro Halbjahr 6 Mark
pro Quartal 3 Mark
Einzelheft 50 Pfennige.

Zu beziehen ist das „Magazin für Litteratur" durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4743 der Postzeitungsliste), sowie direkt vom Magazin-Verlag in Leipzig-Reudnitz. Im letzteren Falle erhöht sich der Abonnementspreis bei direkter Zusendung unter Kreuzband auf M. 3,30 pro Quartal.

---

**Wir bitten unsere Leser, für unser Blatt Freunde zu werben und versenden Probenummern gratis und franko an jede uns aufgegebene Adresse.**

Magazin-Verlag Leipzig-Reudnitz.


---



---


Alle Zuschriften, das „Magazin für Litteratur" anlangend, sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des „Magazin für Litteratur", Magazin-Verlag J. Hegner in Leipzig-Reudnitz. Redaktion und Verlag des „Magazin" übernehmen Verantwortung für eingesandte Manuskripte nur dann, wenn sie richtig adressiert sind (an: Magazin-Verlag J. Hegner, Leipzig-Reudnitz); Rücksendung erfolgt nur, wenn zureichendes Porto beigelegt ist. In die Rubrik „Büchereinlauf" werden alle bei der Redaktion eingehenden Bücher und Drucksachen mit aufgenommen, doch verpflichtet sich die Redaktion in keiner Weise zur Besprechung von allen Einsendungen.




# Der kalte Leutenant von Ellen Walter

Es war einmal ein junger, blonder, unerfahrener Leutenant. Sehr jung, sehr blond, sehr unerfahren. Aber der Leutenant war wißbegierig. Deshalb ging er gern in den Promenadenanlagen der großen Stadt spazieren. Denn dort sieht ein Leutenant allerhand, das ihn erfahrener machen kann. Und am sonnigen Sommernachmittag sah unser Leutenant dort auf einer Bank eine Frau. Pardon, keine Frau, eine Dame. Eine Dame mit einem Kind. Mutter und Kind. Beide heiter, sonnig wie der Sommernachmittag. Da begann des unerfahrenen, jungen Leutenants Herz Parademarsch zu schlagen. Parademarsch en avant! Und der Leutenant lächelte. — Reizendes Kind!!! —

Für gewöhnlich fand zwar der Leutenant Kinder unausstehlich. Aber hier famos als vorgeschobenen Angriffsposten. Es dauerte auch nicht lange, da lächelte das Kind mit dem Leutenant. Darüber freute sich die Frau, pardon die Dame. Sie waren alle drei sehr vergnügt. Und verstanden einander sehr gut. —

„Das ist doch klar, daß ich Sie bald wiedersehen muß, Gnädige," beschwörte der junge Leutenant die junge Frau.

War die junge Frau unerfahren?

So unerfahren wie unser junger Leutenant??

Es scheint nicht so.

Denn sie sagte zu dem Leutenant:

„Gut, kommen Sie morgen um 3 Uhr zu mir zum Thee. Ich erwarte Sie Promenaden-Allee 15, II. Etage rechts. Bitte stark zu klingeln!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Der blonde Leutenant war wirklich sehr unerfahren. Er sah der Frau, pardon der Dame, nach, die jetzt mit ihrem Kind nach Hause ging.

Und hatte einen Ausdruck auf seinem Gesicht, einen Ausdruck —: „verprellt" ist wohl der richtige Leutnants-Ausdruck für solchen Leutnants-Ausdruck im Gesicht.

Was war das für eine Frau, pardon Dame?

Das Adreßbuch half dem unerfahrenen Leutenant. Es schien wirklich eine Frau zu sein. Denn es war bei der Wohnung der Name eines Mannes angegeben.

„Vertreter in Guttapercha-Waren en gros."

Ein bißchen „verprellt" war unser Leutnant immer noch. —

Sollte er hingehen?

Wenn das nun eine Falle war! Wenn plötzlich so ein Ehemann dort vor ihm stünde!

Ein Ehemann mit Philister-Ansichten! —

So Einer kann doch einem Leutenant sehr unangenehm werden.

Na für alle Fälle Zivil. Aber trotz Zivil immer noch gefährlich für einen jungen Leutenant.

Der unerfahrene Leutenant schwankte, schwankte, Hamlet gleich zwischen „Gehen" und „Nichtgehen"!

Bis zum nächsten Nachmittag.

Aber am nächsten Nachmittag schwankte er nicht mehr. Er zog Zivil an — unser Leutenant war auch schön in Zivil — und er ging — ging — ging — — — Promenaden-Allee 15, II. Etage rechts. — Bitte stark zu klingeln!

„Ob ich doch noch umkehre?" denkt unser Leutenant . . . . Ach was, es ist ihm jetzt so eigen, so prickelnd unheimlich zu Mut, und er

fühlt sich so unternehmungslustig — just so himmlisch zweiundzwanzigjährig. Bei dem Zustand und bei dem schmalen Wechsel gegen Ende des Monats geht man solchem Abenteuer nicht aus dem Weg. Er klingelt stark. Ein Mädchen öffnet.

Weißes Häubchen, weiße Schürze. Ganz appetitlich!

„Na da wär'n wir ja," denkt unser Leutenant nicht ganz originell, aber doch sehr treffend. „Nu man los!" Salontür geöffnet. Dame des Hauses heiter lächelnd, wie gestern auf der Promenadenbank. Wieder gut gekleidet. Sehr gut gekleidet sogar. Mit einem feinen Stich ins Intime. Überhaupt alles mit einem feinen Stich ins Intime. Der zierlich gedeckte Theetisch à deux. Die rosa verhängte Stehlampe an der Chaiselongue. Die vielen stark duftenden Blumen. Tuberosen. Sehr gemütlich. Und doch bon ton. Sehr einladend servierte, famose und nicht allzu dünne Sandwiches, aromatischer, starker Thee, würziger Chartreuse. Es schmeckt dem jungen Leutenant. Wirklich, es schmeckt ihm famos. Er ist eben noch sehr unerfahren.

Dann eine Pause im tastenden Plaudern — beim Anbrennen der Zigaretten. Der junge Leutenant traut sich nicht, die Fühlhörner weiter auszustrecken. Er stockt. Warum? Er muß plötzlich wieder an den ev. Gatten der jungen Frau denken. Und das ist ihm unangenehm. Entschieden unangenehm. — — —

Zwar man merkt nichts von dem Ehemann. Er muß verreist sein. Gewiß in „Guttapercha-Waren en gros". Auch vom Kind keine Spur. Wird wohl schlafen. Gott sei Dank, daß Kinder von Zeit zu Zeit schlafen!

Soweit wäre ja alles ganz gut und schön für unsern jungen Leutenant. Aber die Frau ist doch sehr „Dame". Eine ungeschickte oder zu kühne Wendung von dem jungen Leutenant und er verliert mit einem Schlag das schon gewonnene Terrain. Was tun! Attacke? Oder vorsichtig weitermanövrieren?

Ja, wenn er genau wüßte, daß: il peut, quand il veut! —

Der junge, sehr unerfahrene Leutenant seufzt bedrängt, sieht auf, trifft die Augen der jungen Frau! Sie ist eine fesche Frau. Und sitzt jetzt so malerisch und lässig im Schaukelstuhl. Ein Knie übergeschlagen. Der Lackschuh sehr sichtbar. Der zarte, zarte Knöchel. Der durchbrochene Seidenstrumpf, durch den die Haut wie Perlmutter blinkt...

Famose Frau eigentlich. —

Dem blonden Leutenant wirds sehr schwül, sehr heiß . . . Der Blick ruht gebannt auf den feinen Knöchel im schwarzen Seidenstrumpf.

Und die Besitzerin all' dieser Herrlichkeiten bläst den Rauch der Zigarette behaglich durch die Lippen, die in der Farbe von Glutrosen blühen, sieht ironisch auf den sehr jungen, sehr blonden und ach! sehr unerfahrenen Leutenant, gibt dem Schaukelstuhl einen gelinden Ruck und sagt ganz langsam und trocken:

„Na, junger Mann, was denken Sie wohl, wozu ich Sie eigentlich eingeladen habe?!" —



# Ricarda Huch: Vita somnium breve

1.

Wilhelm Unger hatte einst in Jünglingsjahren einen Frühlingstraum geträumt, von grünen, weiten Geländen, über die ein blauer Himmel strahlendes Licht ausschüttete, auf denen farbige Blumen ihr Antlitz beglückt der segnenden Sonne zuwandten, einen Traum von Leben in Schönheit und Hoheit. Dann hatte das Leben, wie es wirklich war, Wilhelm zum harten Kaufmannsberuf bestimmt und die Bilder jenes Traumes scheinbar von der Tafel seiner Seele verlöscht. Doch jene Bilder waren in tiefere Gründe seiner Seele gesunken, wo sie des erlösenden Wortes harrten, das die Malerin Rose Sarthorn spricht: Da stiegen sie wieder auf in der alten Pracht, nur reifer war die Herrlichkeit, üppiger der Blumen Farbe, strahlender des Himmels Glanz. Und jubelnd ging Wilhelm Unger auf die Wanderschaft, um jenes Land zu erreichen; dem vom grauen Alltagshimmel überdeckten Tal, in dem er bisher sein Leben gefristet hatte, sagte er unschwer Lebewohl! Wirklich ganz leicht? Wirklich ohne sich umzuschauen? Oder stand dort unten nicht ein kleiner Knabe mit schmalem Gesicht und Augen, die nach ihrem Vater verlangten und taten, als ob sie ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zurück-, herabziehen wollten? Aber das Ziel so lockend,

die Führerin so jugendfroh, so schön, so liebreich, der Lebensmut so stark! Nicht mehr zurückschauen und vorwärts, vorwärts, und wenn bei einer Wegbiegung das Auge auf den Kleinen fällt, dann die Lippen zusammenkneifen und hinaufschauen zu Rose, die freundlich winkt! Und rings um ihn nur Strebende, Höherverlangende! „O Leben, o Schönheit!"

2.

Wer von diesen Männern und Frauen ahnte wohl, daß das Kind da unten, die unsichtbare Kette, die sie verband mit dem Durchschnittsleben, einst über sie Macht gewinnen, daß eine Gestalt plötzlich vor ihnen auftauchen würde, die mit einem donnernden „Zurück" den Weiterweg ihnen versperrte. Diese Gestalt ist freilich das Kind ihrer Seele, aber geboren aus allem, was von Erdenschwere in ihnen lastet. Das zieht sie herab, alle, alle, den einen von Jünglingszeiten, da er „den Mut fühlte, dem Laster ins Gesicht zu schlagen und die aufgeblasene Gemeinheit mit Füßen zu treten", in ein Mannesalter, da Champagner und gutes Essen regieren: „Um ein Linsengericht hast du deine Erstgeburt verkauft. Um Trüffeln und Gänselebern hast du auf edle Entrüstung und freies Wort verzichtet." Der zweite, der geschwelgt hatte in Sinnenschmaus und Farbenpracht, dessen Leben ein Hymnus auf die Göttin Erde war, wird „wie ein schönes Mädchen nach durchtanzter Nacht mit Schatten unter den Augen und verdrücktem Kleide, in deren gelockerten Haaren abgewelkte Blumen hängen". Der dritte gibt um einer Liebe willen

„Die Heimat und die Steppe und den Himmel,
Die grenzenlosen, wo das Heimweh irrt
Ohn' Ende; . . .
Schmerzensfreunde,
Verratne Dulder, die vergebens harren.
Dann meiner Jugend Hoffnung, Stolz und Adel,
Dann meinen Haß, dann meine Todesschmach,
Und ew'gen Ruhm — —"

Das ganze Hochgefühl seiner Menschenliebe wirft er einer Frau zu Füßen, läßt er in einer Ehe voll Leid und Gram und Kummer sich verzehren. Bis sie dann alle in langer, langer Reihe ihren Karren hinter sich zerrend dahinziehen, ins Graue, Neblige hinein, sie, die einst nach Sonne sich gesehnt. Daß das Schicksal nicht eines Menschen, sondern des Menschen (unter gewissen Bedingungen) an so vielen eigenartigen Individuen gezeigt wird, daß alle diese Wesen, die sich bis in den Hintergrund des Bildes hineinziehen, denselben Rhythmus ihrer Gestalt offenbaren, das gibt dem Gemälde Tiefe, Fülle und Einheit. Wie aber ein Gemälde allzu konstruiert erschiene, wenn wir jede Linie bei den Hintergrundfiguren wiederfänden, so hat mit künstlerischem Takt Ricarda Huch einige dieser ihrer Herrschaft entthronten Jugendfrischen, Lebensvollen undeutlich, ganz hinten im Bilde gelassen, wir sehen nicht die festen Linien des Umrisses, wir ahnen nur den gleichen Rhythmus (z. B. Veronika). Im Vordergrunde steht Wilhelm Unger, den der Knabe und die Familie zurückzwingen in das Leben, aus dem er einst aufatmend geflohen war; vergebens streckt Rose Sarthorn die Arme nach ihm, den eine stärkere Macht gerufen.

3.

Wilhelm Unger, hast du nicht die Seele deiner Frau getötet, als du roh über sie hinweg ins Leben stürmtest? Hast du nicht den Vater zum Selbstmord getrieben, da du, die Augen wegwendend, die er so flehend suchte, der Seligkeit, die in deinen Träumen dir zulachte, nachzogst? Hast du nicht deinen Bruder selbstsüchtig an den Platz gestoßen, der dir nicht genügte, und so auch seinen Tod dir aufs Gewissen geladen! Dreifacher Mörder, warum das alles? Sag', wozu? Damit du schließlich wieder in der alten von Pappeln umsäumten Allee zum Geschäft gingest und sähest, wie der Sohn doch seinen eigenen Weg durchs Leben sich suchte, der Sohn, der stärker als Rose, die einzige, unvergleichliche, dich beherrschte! Wozu das alles?! Die Antwort, die mit Seheraugen einer seiner Freunde lange, lange vorher geschaut und verkündet, gehört zum Schönsten, was aus der neue Schächte öffnenden Seele der Zeit eine Begnadete gefördert hat:

„Meer! Meer!
Das bleiche Volk der Perlenfischer betet:
O Mutter Seele, die umarmt und tötet!
Purpurne Blumen blüh'n auf deinen Fluren,
Des ew'gen Lichtes sterblich süße Spuren.
Uns locken nicht die grünen Lilien, die blauen,
Wir tauchen tief in deine dunklen Auen.
Wir tauchen, wo es kalt und still und tot,
Wir, die das Haupt voll Sommerblumen hatten,
Vertraut mit Angst und Schmerz und Not.
Wir suchen durch die wilden Einsamkeiten
Wie großer Büßer martervolle Scharen
Erloschen durch den öden Hades gleiten.
Heim fahren wir im schmalen, schwarzen Nachen,
Um uns're blassen Stirnen Perlenstränge,
Und durch die Nacht, wo wir alleine wachen,
Erschallen tränenlose Weihgesänge."

Damals, als sie „das Haupt voll Sommerblumen hatten" und tolle Mücken ihnen im Kopfe tanzten, wie Gerhart Hauptmann seinen armen Heinrich sagen läßt, da lockte sie noch der Seele Oberfläche in ihrer Farbenpracht. Für Blüten hatten sie gehalten, was nur der Sonnenstrahlen „farbiger Abglanz" war. Wenn die Sonne untergegangen, und das Meer öde und traurig starrt, da verzweifeln wohl die meisten, die Perlen-

fischer aber, die das Schönste suchen, die Reichsten, Tiefsten, die steigen dann in „dunkle Auen" und holen das Schönste der Meeres-, der Seelenschätze, empor — in das Dunkel, in dem sie wandeln. — Was das wohl sein mag, was Wilhelm Unger in einer Nacht offenbart wird, diese Perlen, die nur er allein von allen seinen Freunden finden kann, weil er allein von ihrem Vorhandensein weiß? „Ein Kirchhof war in seinem Innern, ein Auferstehungsacker, wo die entblätterten Blumen jedes Tages, wo jede vergangene Gestalt, die sein Auge beseligt hatte, begraben lag." Das Vergängliche, was da oben rasch hinweggehuscht zu sein schien, in ihm gewann es Dauer. „Das Schönste von allen Schönen . . ., der Schmelz der Freude, das Innigste der Liebe, war nicht draußen, sondern ewig in seiner eigenen Seele. Hinunter, hinunter in das Reich der Wiederkehr, wo Traum und Sehnsucht in himmlischer Gestaltung wandeln, wo aus schwärmerischer Farbenglut und Gesängen von Heimweh das Verlorene taucht, das unsere Augen benetzen." Dort unten hatte sich sein Leben abgespielt. „In diesen schwebenden Gärten hatte er gesät, auf diese Keime waren seine Tränen gefallen. Wie hatte es ihn als Kind mit wundervoller Ahnung gerührt, wenn er von fernen, duftenden Inseln, von vermauerten Paradiesen, von unentdeckten Ländern las! Dann war er durch Wüsten und Klippen, durch Blütenwälder und reißende Ströme gestürmt, bis endlich ein göttlicher Fährmann den Irrenden an das ewige Gestade gefahren hatte." Dort lebte alles für alle Ewigkeit, dessen Spuren oben längst verwischt waren, wo sein von Schleiern jugendlicher Torheit umgebener Sinn einst das Leben gesucht hatte.

4.

Es ist ein wehmütiges Buch, aber von jener Wehmut, über deren Züge ein beseligtes Lächeln gleitet, das von höherer Beglückung kündet, ein Buch, dessen Seiten die „große Resignation", von der Arne Garborg spricht, berührte, ohne doch den Glanz verdunkeln zu können, den die „Perlenstränge" ausstrahlen, der freilich matt und bleich ist, leise auch uns trifft, ohne uns aufjauchzen zu lassen. Das Buch ist so reich, daß in einer Deutung, die einem als herrschend erkannten Gedanken die alleinige Führerrolle zweckmäßig geben wird, nicht alles zu seinem Rechte kommt, zumal wenn es sich, wie hier, einer Einheit nur schwer fügen will. Vielleicht erschließt tieferes Nachdenken einen festeren, innerlicheren Zusammenhang etwa des Freiherrn mit dem Hauptbilde, das wir, hoffentlich die Absichten der Verfasserin nicht verkennend, heraushoben. Das Buch ist poesiedurchtränkt, selbst die Gespräche sind mit farbenstrahlenden Bildern, tiefsinnigen Sentenzen gefüllt. Eloesser spricht von einer „doppelten Poesie" und hebt in seiner Kritik hervor, daß die Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten leiden müsse unter dem Reinigungs- und Verfeinerungsprozeß, den die Dichterin an der Alltagsrede vornimmt. Man muß diesem Teil seiner Ausführungen lebhaft zustimmen; selbst das überwältigend schöne Abschiedsspiel im Park am See, wo sechs Menschen in Gründe ihrer Seele schauen, vor denen ihnen und uns schaudert, kann uns die lebensvolle Wiedergabe von warmblütigen Menschen nicht ersetzen. Charakteristik wesentlicher Mächte, die in der Psyche wirken, gibt der Litterar- und Kunsthistoriker. Der Dichter muß seine Seele in das intensiv geschaute Bild einer Person fließen lassen und ihr allein das Wort geben; wie uns jüngst erst Herman Bang erzählte, daß er oft Stunden warten müsse, bis seine Personen „durch einen Blick, eine Bewegung, ein Wort mir ihre wirklichen Gedanken verraten, die ich ja nur erraten kann, wie ich die anderer lebender Menschen errate". Alexander Dombrowsky.

# Der Untergang von Gustav Meyrink

Chlodwig Dohna ein nervöser Mensch, der ununterbrochen — jawohl ununterbrochen, sozusagen mit angehaltenem Atem, achtgeben muß, um nicht jeden Moment sein psychisches Gleichgewicht zu verlieren und eine Beute seiner fremdartigen Gedanken zu werden! — Dohna, der mit der Pünktlichkeit einer Maschine kommt und geht, fast nie spricht und sich mit den Kellnern im Klub, um jedes überflüssige Wort zu meiden, nur durch Zettel verständigt, die seine Anordnungen für die kommende Woche enthalten, der soll krankhaft nervös sein?! —

Das ist ja rein zum Lachen! — —

„Das muß untersucht werden", meinten die Herren und beschlossen, um ihn ein wenig auszuholen, kurzer Hand eine Festlichkeit im Klub, der er nicht gut ausweichen konnte. —

Sie wußten ganz gut, daß ein besonders höfliches und korrektes Benehmen ihn am leichtesten in eine angeregte Stimmung versetzte und wirklich

ging Dohna früher, als man gehofft hatte, aus sich heraus. —

„Ich möchte so gerne wieder einmal ein Seebad aufsuchen", meinte er, „wie in früheren Zeiten — wenn ich nur den Anblick der mehr oder weniger nackten Menschen vermeiden könnte. —

Sehen Sie, noch vor fünf Jahren konnte mich ein menschlicher Körper unter Umständen sogar begeistern, — griechische Statuen waren mir ein Kunstgenuß. — — —

Und jetzt! — Seit mir die Schuppen von den Augen gefallen sind, quält mich ihr Anblick wie physischer Schmerz. — Bei den modernen Skulpturen mit den wirbelnden oder überschlanken Formen geht es noch halbwegs, aber ein nackter lebender Mensch ist und bleibt mir das Grauenhafteste, das sich denken läßt. — Die klassische Schönheit ist eine Schulsuggestion, die sich vererbt, wie eine ansteckende Krankheit. —

Betrachten Sie doch einmal eine Hand.

Ein widerlicher Fleischklumpen mit fünf verschieden langen scheußlichen Stummeln!

Setzen Sie sich ruhig hin, schauen Sie so eine Hand an und werfen Sie alle Erinnerungen fort, die daran hängen, — betrachten Sie sie, kurz gesagt, wie etwas ganz Neues, und Sie werden verstehen, was ich meine. —

Und gar wenn Sie das Experiment auf die ganze menschliche Gestalt ausdehnen! — Da faßt einen das Grausen; — ich möchte sagen die Verzweiflung, — eine nagende Todespein. Man fühlt den Fluch der Vertreibung aus dem Paradies am eigenen Fleische. —

Ja! — Wirklich schön ist eben nur das, was man sich mit Grenzen nicht vorstellen kann, — etwa der Raum; — alles andere begrenzte, — selbst der prächtigste Schmetterlingsflügel ruft den Eindruck der Verkrüppelung wach. —

Die Ränder, die Grenzen der Dinge werden mich noch zum Selbstmorde treiben; sie machen mich so elend, und es würgt mich, wie sie mir in die Seele schneiden. —

Bei manchen Formen tritt mich dies Leiden weniger quälend an, — wie ich schon sagte: bei den stilisierten Linien der Sezession, aber unerträglich wird es bei den natürlichen, die quasi frei wachsen. —

Der Mensch! — Der Mensch! Was peinigt einen so beim nackten Menschen?! Ich kann es nicht ergründen. —

Fehlen ihm Federn oder Schuppen, oder Lichtausstrahlungen?

Ich sehe ihn immer wie ein Gerüst vor mir, um das herum die eigentliche Hülle fehlt — leer wie ein Rahmen ohne Bild. — Doch wohin soll ich die Augen geben, die so gar nicht zu dieser Vorstellung passen und so unbegrenzt scheinen?" —

Chlodwig Dohna hatte sich ganz in dem Thema verloren, sprang endlich auf und ging erregt im Zimmer auf und ab, indem er nervös an seinen Nägeln biß. —

— — „Sie haben sich wohl viel mit Metaphysik oder Physiognomik befaßt?" meinte ein junger Russe, Monsieur Petroff. — —

„Ich? Mit Physiognomik? — Nein. — — Brauche es auch gar nicht. —

Wenn ich bloß die Hosenbeine eines Menschen ansehe, weiß ich alles über ihn und kenne ihn besser, als er sich selbst. —

Lachen Sie nicht, mein Herr, es ist mir voller Ernst."

Die Frage mußte Dohna immerhin in seinen sich fortspinnenden Grübeleien unterbrochen haben, — er setzte sich zerstreut nieder und empfahl sich plötzlich steif und förmlich von den Herren, die einander befremdet ansahen, aber nicht sonderlich befriedigt schienen: — es war ihnen zu wenig gewesen. — —

Am nächsten Tage fand man Dohna tot vor seinem Schreibtische. —

Er hatte sich erschossen. —

Vor ihm lag ein fußlanger Bergkristall mit spiegelnden Flächen und scharfen Kanten.

— — — — — — — — — — — — —

Der Verstorbene war vor fünf Jahren ein fröhlicher Mensch gewesen, der von Vergnügen zu Vergnügen eilte und mehr auf Reisen als zu Hause war.

Zu dieser Zeit lernte er in dem Kurorte Levico einen indischen Brahminen Mr. Lala Bulbir Singh kennen, der in seinen Anschauungen große Umwälzungen hervorbrachte.

An den Ufern des regungslosen Caldonazzo-Sees waren sie oft gewesen, und Dohna hatte mit tiefer Verwunderung die Reden des Inders angehört, der in allen europäischen Wissenszweigen auf das Gründlichste geschult, dennoch über sie in einer Weise sprach, die erkennen ließ, daß er sie nicht viel höher als Kinderspielzeug achtete. —

Kam er auf sein Lieblingsthema: die direkte Erkenntnis der Wahrheit, so ging von seinen Worten, die er stets in einem eigentümlichen Rhythmus aneinander reihte, eine überwältigende Kraft aus, und dann schien es, als ob das Herz der Natur still stände und das unruhige Schilf gespannt dieser uralten, heiligen Weisheit lauschte. — — —

Aber auch viele seltsame Berichte erzählte er Dohna, die wie Märchen klangen: von der Unsterblichkeit im Körper und dem geheimen profunden Wissen der Rajahyogis.

Aus dem Munde dieses ernsten, gelehrten Mannes hörten sie sich um so wunderbarer und kontrastreicher an. — —

Geradezu wie eine Offenbarung wirkte der unerschütterliche Glauben, mit dem er von einem bevorstehenden Weltuntergange sprach: Im Jahre 1904 wird sich nach einer Reihe schrecklicher Erdbeben ein großer Teil Asiens, der ungefähr dem Umfange Chinas entspricht, allmählich in einen einzigen gigantischen Krater verwandeln, in dem ein Meer geschmolzener Metallmassen zu Tage tritt.

Die ungeheure glühende Oberfläche wird naturgemäß in kurzer Zeit durch Oxydation allen Sauerstoff der Erde aufsaugen und die Menschheit dem Erstickungstode preisgeben. — —

— — — Lala Bulbir Singh hatte die Kenntnis dieser Vorhersage aus jenen geheimen Manuskripten geschöpft, die in Indien einzig und allein einem Hochgradbrahminen zugänglich sind und für einen solchen jeden Zweifel an der Wahrheit ausschließen.

— — — — Was aber Dohna besonders überraschte, war die Erzählung, daß ein neuer europäischer Prophet, namens Jan Doleschal, der sich jetzt in Prag aufhalte, erstanden sei und die gleiche Kenntnis lediglich aus sich selbst und durch geistige Offenbarungen erhalten habe. —

Wie der Inder steif und fest behauptete, sei Doleschal nach gewissen geheimen Zeichen auf Brust und Stirne die Wiederverkörperung eines Yogi aus dem Stamme der Sikhs, der zur Zeit des Gsuru Nanak lebte, und habe jetzt die Mission, einen Teil der Menschheit aus dem allgemeinen Untergange zu erretten. —

Er predige wie vor 3000 Jahren der große Hindulehrer Patanjali, — die Methode, durch Anhalten des Atems und gleichzeitige Konzentration der Gedanken auf ein gewisses Nervenzentrum die Tätigkeit der Lungen aufzuheben und das Leben unabhängig von atmosphärischer Luft zu gestalten. — — —

Dohna war sodann in Gesellschaft Lala Bulbir Singhs in die Nähe Prags gereist, um den Propheten in eigener Person kennen zu lernen. — —

Auf dem Landsitze eines Fürsten fand das Zusammentreffen statt. —

Niemand, der nicht bereits zur Sekte gehörte oder von Gläubigen eingeführt wurde, durfte die Besitzung betreten.

Doleschas Eindruck war noch faszinierender als der des Brahminen, mit dem ihn übrigens eine tiefe Freundschaft verband. —

Der heiße konvergierende Blick seiner schwarzen Augen war unerträglich und drang einem wie ein glühender Draht ins Gehirn.

Dohna verlor jeden seelischen Halt unter dem überwältigenden Einflusse dieser beiden Männer. —

Er lebte wie im Taumel dahin und hielt mit der kleinen Gemeinde die vorgeschriebenen stundenlangen Gebete. — Er hörte halb träumend die rätselhaften ekstatischen Reden des Propheten, die er nicht verstand, und die dennoch wie Hammerschläge auf sein Herz fielen und ein quälendes Dröhnen im ganzen Körper hervorriefen und ihn bis tief in den Schlaf verfolgten. —

Jeden Morgen zog er mit den Übrigen auf die Anhöhe des Parkes, wo eine Gruppe Arbeiter unter Leitung des Inders beschäftigt war, ein tempelähnliches achteckiges Gebäude zu vollenden, dessen Seitenteile ganz aus dicken Glastafeln bestanden.

Durch den Boden des Tempels führten mächtige Metallröhren zu einem naheliegenden Maschinenraum. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Monate später befand sich Dohna schwer nervenleidend in Begleitung eines befreundeten Arztes in einem Fischerdorfe der Normandie als jener sonderbare, sensitive Mensch, dem die Formen der Natur eine ununterbrochene geheimnisvolle Sprache reden. —

Sein letztes Erlebnis mit dem Propheten hatte ihn fast getötet, und die Erinnerung daran war bis zu seinem Tode nicht mehr von ihm gewichen.

— — — — — — — — — — — —

Er war mit Männern und Weibern der Sekte in dem gläsernen Tempel eingeschlossen. —

In der Mitte der Prophet mit unterschlagenen Beinen auf einem roten Postamente, und sein Bild bricht sich in den achteckigen Glaswänden, daß es scheint, als ob er in hundert Verkörperungen zugegen sei. —

Scheußlicher, stinkender Rauch von verbranntem Bilsenkraut wirbelt aus einer Pfanne und legt sich schwer wie die Hände der Qual auf die Sinne. —

Ein schluchzendes, schlapfendes Geräusch dringt aus dem Boden herauf: sie pumpen die Luft aus dem Tempel. — — Erstickende Gase fallen zur Decke herein, in der armdicke Schläuche münden: Stickstoff. —

Wie Schlangen des Todes legt sich die schnürende Angst um Hals und Kopf. — Der Atem wird röchelnd, das Herz hämmert zum Zerspringen.

— — — Die Gläubigen schlagen an die Brust. — — —

Der Prophet sitzt wie aus Stein gehauen und alle fühlen sich von seinen starren schwarzen Augen verfolgt, die ihnen aus den Ecken drohend entgegenspiegeln. —

— — — — — — — — — — — —

Halt, halt! — Um Gottes Willen Luft, — Luft! — Ich ersticke. —

Alles dreht sich im Wirbel, der Körper verrenkt sich, die Finger krallen sich in die Kehle. —

Heulende Schmerzen, — wie der Tod das Fleisch von den Knochen saugt.

Die Weiber werfen sich zu Boden und winden sich im Krampfe des Erstickens. —

Die dort reißt sich mit blutigen Nägeln die Brust auf. — In den Spiegeln die schwarzen Augen werden immer mehr und bedecken die Wände. — — — — — — — — — — — — — — —

Begrabene Szenen aus dem Leben treten vor die Seele, und wirre Erinnerungen tanzen: Der Caldonazzo-See rauscht wie die Brandung, — Länderstrecken verdunsten, — der See ist ein Meer aus glühendem Kupfer geworden, grüne Flammen hüpfen über dem Krater. —

Aus der erstickenden Brust donnert der Herzschlag, und Lala Bulbir Singh fliegt als Geier über die Glut. — —

— — — Dann ist alles zerbrochen, erstickt, geborsten. — —

Noch ein Aufflackern von klarem Bewußtsein: Aus den Ecken spiegelt die statuenhafte Gestalt Doleschals, seine Augen sind tot, und ein grauenhaftes Lächeln liegt wie eine Maske auf seinem Gesicht. —

Der Risus sardonius, — das Leichengrinsen — so nannten es die Alten.

— — — — Dann schwarze Nacht, ein kalter Windstoß fährt über den Körper. — Eiswogen dringen in die Lungen, und das Schluchzen der Pumpen ist verstummt.

Aus der Ferne klingt die rhythmische Stimme Lala Bulbir Singhs: Doleschal ist nicht tot, es ist Samadhi die Verzückung der Propheten! — —

Das alles hatte Dohnas Innerstes unheilbar erschüttert und die Tore seiner Seele erbrochen. —

Ja, wenns einen Schwachen trifft, den wirft es um. —

Und seine Seele ist wund geblieben.

Die Erde werde ihm leicht.

# Strindberg von Ernst Schur*)

In Strindberg wirkt ein beinahe tragischer Drang zum Erkennen. Man ist gezwungen, vorderhand diesen abgenutzten und klanglosen Begriff, der keine klareren Vorstellungen mehr wecken kann, zu gebrauchen. Erst später — vielleicht, wenn man den ganzen Strindberg übersieht, wird sich dieser Begriff „tragisch“ in das auflösen, was er ist: einzelne Bestandteile eines Komplexes von widerstreitenden und sich einigenden Willensrichtungen. Es sind die vorüberhastenden Eindrücke eines Menschen, der sich nach Ruhe sehnt, nach Erklärung, nach Rechtfertigung. Dieser Mensch hat die Sehnsucht nach einem Höheren, nach dem, was er instinktiv als das „Höhere“ anerkennt. Dieser Mensch hat die Sehnsucht nach dem Reinen, nach dem, was er instinktiv als das „Reine“ sein ganzes Leben hindurch anerkennt. Aber irgendwie findet dieser Mensch sich immer wieder verstrickt. Und in dem Netz dieser Wirrnisse, gegen die er kämpft, von denen er sich zu befreien trachtet, sieht er vieles, was ihn demütigt: viele Kleinheit, vielen Haß, viel unnützen Kampf, viel marterndes Hin und Her in Ketten. Gefesselt scheint alles Sein. Oder vielmehr nur die Menschen. Das „Sein“ dahinter verschwimmt. Es ist nicht mehr zu erkennen. Die Unreinheit der Motive, tiefer: die unsägliche Gebundenheit des Handelns, klarer: die naturwissenschaftliche Erkenntnis des gewordenen Menschen — das reizt ihn und zwingt ihn immer wieder. Und doch findet er in dieser Witterung wenig „Trost“. Darum seziert er. Und glaubt und hofft, so bis hinter die letzten Geheimnisse zu kommen. Aber die Wut, die Verzweiflung seines Wesens — sind es nicht manchmal Eingeständnisse, daß es ihm nicht gelang, die letzten Türen zu sprengen? Hindurchzugehen durch alles Erschaffene, frei, ohne Fessel. Sind es Eingeständnisse? Lassen wir diese schwere und beinahe entscheidende Frage ohne Antwort.

Nennt man den Namen „Strindberg“, so sieht man einen Menschen, der einsam am Meere wandelt. Der Sturm heult. Die Wogen brausen heran, sinken zurück, kommen wieder. Einsam wandelt ein Mensch am Meere und spricht mit den Wellen. Und doch lebt in diesem Menschen eine fieberhafte Sehnsucht nach dem „Du“. In all den Einzelbildern, die so schillern, projiziert Strindberg seinen eigenen Charakter. Es ist etwas merkwürdig Stachlichtes in seiner Kunst. Auf einer entlegenen Insel lebt dieser Mensch. Alle anderen, die ihn scheinbar überflügelten, rechneten mit anderen Gewalten. Dienten. Und empfingen Lohn für diesen Dienst. Aber er: er malt mit Menschenbildern seinen eigenen Charakter.

War es „Fülle“ oder „Schwäche“, daß das Hülflose — das anscheinend Hülflose — das schutzlos Keimende in der Natur Strindberg eher ein Greuel, denn eine Freude war? Es war sein Haß. Und zugleich auch seine tiefste, innerste Liebe. Erst im Alter wagte er, sich zu ihr zu bekennen. Scheu war er ihr gegenüber. Manche Dramen scheinen nur Experimente,

*) Die deutsche Gesamtausgabe von Strindbergs Werken erscheint bei Hermann Seemann Nachf. in Leipzig.

und doch ist Leben darin. Wellen fluten hindurch. Auch hier *trägt* das Leben. Zum Experiment jedoch braucht er *fertigen* Stoff. Stoff, dessen Eigenschaften kontrollierbar sind. Stoff hier gleich Menschen. Daher scheinen seine Menschen oft so alt, ganz abgeschlossen. Ausgesprochene, abgegrenzte, eingeengte Individualitäten! Erst später fand er etwas, dem er bis dahin nicht nachgehen durfte. Etwas, das sein Leben krönte. Den Reiz des Kindes. Die Erklärung im Kindlichen. Hier ist ein Schluß, ein Ende, ein Lohn. Das Sich-Entwickelnde, das sich noch nicht schied. Die Möglichkeit zu tausend Möglichkeiten. Und höchstens feine Linien, vorgezeichnet in einer weichen, nachgiebigen Masse. Daran — an diesem ewig ihn reizenden, qualvollen Widerspruch, den er nicht auszugleichen wußte, weil sein Temperament ihm nicht Zeit ließ, daß er ihn ausgleichen konnte, *daran hat er gelitten*. Alles andere ist äußerliches, vorübergehendes Ereignis, kein Leid. Dieses Leiden — er wollte es nie eingestehen. Darum deckte er Schleier um Schleier darüber. Und wo das nicht mehr anging, da fing er an, dagegen zu rasen. Und schlug nieder, was er liebte. Darum hat es den Anschein, als hätte Strindberg von Anfang an etwas anderes im Herzen getragen, etwas Fernes. Doch das Leben trat ihm immer wieder in den Weg. Es ließ ihn nicht los. Es riß ihn zu sich. Es zwang ihn, schöpferisch an ihm zu werden. Und da zeichnete denn Strindberg all das ingrimmig nach, all die Linien dieses äußeren Geschehens, dieses seelischen Erlebens, das sich ihm enthüllt hatte. Er zerfleischte dieses Erleben. Sezierte es. Es blieben unter seiner heißen, doch steten Hand blutige Fetzen übrig zuckenden Fleisches. Und er wollte hinter die Seele kommen! Hinter das Allerletzte! Und zusammenbrechend, fühlte er sich nur verhöhnt! Er hörte ein entsetzliches Lachen, das seiner spottete. Wenige hörten es wie er. Das Lachen der Natur, die des suchenden Menschen spottet. Und auch dieses noch suchte er zu bannen. Suchte es festzuhalten in fiebernder Wut. Wie wenige stand Strindberg unter dem geheimnisvollen *Zwang* des Schaffens. Und die Wucht dieses *Zwanges* schien er nicht bändigen zu können.

Oft war das Leben Strindberg eine ungeheure Last. Alles verschwamm vor seinen Augen. Die Wellen wollten ihn begraben. Und doch raffte er sich immer wieder auf. Es war ein steter, erneuter, heißer Kampf. Er unterlag nicht. Es war ein fester, furchtbarer, unüberlegender Lebenswille in ihm. Der half ihm immer wieder durch und weiter. Und so schrieb auch er an der Geschichte des Menschen. Erst später kann dieser Teil ganz klar werden. Es ist etwas durchaus Rätselvolles — und darum: durchaus Klares, ja Kindliches in Strindberg. Es ist das Große, ja oft das geradezu Berückende und Verführerische an Strindberg, daß er, der scheinbar so unergründlich nach Erklärung, nach Aufhellung dürstet, der forscht und alles, was er findet, an die Oberfläche bringt, daß er *sich* doch nie erklärt, daß er sich so wenig um Begründungen, die doch heute so beliebt sind, kümmert. Unbekümmert wirft er alles von sich, Reichtum um Reichtum. Und hält sich nicht auf mit „Warum" und „Wozu" und theatralischer Umkleidung. Er läßt viel zu raten, zu ahnen übrig. Eine ganze Zeit müßte man aufbauen, um ihn verstehen zu machen. Dies innerlich gemeint. Es wäre gegen Strindbergs Geist, wollte man versuchen, dieses „Wollen" festzulegen. Erst am Schlusse seines Werkes wird sich dem schauenden, tiefsichtigen Blick manches Dunkle enthüllen. Scheinbar ist Strindberg ohne Zusammenhänge mit dem „Vorher", weil er so etwas Elementares an sich hat. Seine Lebenskraft. Sein Herz, das zuckt und lebt! Das nie sterben möchte, wenn es auch zu Tode matt scheint.

Es gab eine Zeit, da durften die Geister sich nicht selbst offenbaren. Zuviel mußte verarbeitet werden. Sie mußten nur ihre Pflicht erfüllen. Bei Strindberg ist das um so merkwürdiger, als dieser Mensch immer wieder an seiner zeitlichen Fessel löckt. Er möchte *er selbst* sein und nur er selbst. Diese Zeit war so jung, daß sie nach nichts als nach dem Material, nach nichts als nach dem Inhalt fragte. Ihre Ideen waren so umfassend, daß es ihr gelang, sich alle Geister dienstbar zu machen. Alle diesen Menschen, die damals lebten und schufen, tragen den Stempel historischer Notwendigkeit. Sie dienen den Dingen. Und lassen sich tragen von ihnen. Auch in Strindbergs Händen mußte vieles „Material" bleiben. Überfülle drängte immer nach. Einer nachfolgenden Generation, die hier einen Mangel verspürt, erwächst daraus nichts als die Pflicht, ihrerseits hier einzugreifen, diese „erkannte" Lücke auszufüllen. Vor der Fülle der Gesichter konnte Strindberg nicht zum Kern kommen. Es ist oft seltsam und oft wahrhaft ergreifend, wie es Strindberg verwehrt ist, bis zum Letzten vorzudringen, dahin, wo vieles Widersprechende, das ihn so quälen mußte, sich erklärt. Blind *mußte* er an den Schönheiten vorübergehen und sehnte sich doch danach, wie ein Durstender sich einen Schluck Wassers ersehnt. Nur deshalb, weil diese Schönheiten noch verhüllt bleiben sollten. Wo ihm Vertrauen, Glaube, ja Liebe zu fehlen schien, da war es nur die höhere Idee, der er diente, der er dienen mußte. Sie nahm ihn ganz in Anspruch. Sie brauchte ihn. Ausgeschaut hat Strindberg immer nach diesem anderen Land. Nur so hielt er es in dieser Arbeit aus. Das war sein Trost, sein Halt. Daß er diesen „Kern" ahnte, dafür ist die rücksichtslose Ergründungslust ein Beweis, mit der er vorging. So gräbt nur der, der einen Schatz zu finden vermeint, der dessen im Geist schon sicher ist. Es liegt ein grenzenloses Vertrauen in seinem Beginnen. Freilich schlummert da auch der Zweifel, der Furcht und Hohn in seinen Falten barg. Aber dies sind nur natürliche, gebändigte Begleiterscheinungen. Sie vertiefen das Bild. Ein weites Feld brauchte Strindberg. Darum grub er und grub. Warf unablässig nur alles ans Licht. Erde. Steine. Geröll. Fruchtbare Erde. Und edle Steine.

Strindbergs Dramen verlangen feinste Kunst der Inszenierung. Das trennt Strindberg überhaupt von der Art sonstiger heutiger Dramatik. Meist haben da, wenn auch die Charakter gegeneinander gekehrt sind, die Menschen doch etwas, das sie verbindet. Man merkt, von wo aus der Autor sah. Trotz des Feindseligen immer ein gemeinsames Band. Der Autor spann Fäden von Person zu Person, damit sie

nicht fallen. Sie halten sich so gegenseitig im Gleichgewicht. Dieser gemeinsame Zug ist immer da — der Faden, an dem der Autor seine Puppen hält, daß sie ihm nicht durchgehen, auf eigene Faust ihr Ziel suchen, reden und handeln. Es ist ihnen ein Gewand übergeworfen, eine Art Zwangsjacke, so daß sie für die Zeit, wo wir sie zu sehen bekommen, nur das zu erkennen geben, was für den Autor nützlich ist. Strindberg tut das nicht. Er bringt jeden Menschen als ganzen Menschen hinein, als Komplex, der vor uns ein Bruchstück seines Lebens lebt. Sonst sehen wir Teilmenschen, die eine Seite ihres Wesens vorkehren, und tun, als erlebten sie in diesem Falle das eine große Erlebnis ihres Lebens, das entscheidend für sie ist, das nie in gleicher Weise wiederkehren wird. So ist ihr ganzes Denken und Sinnen nur darauf gerichtet, wie sie sich dazu stellen, daß sie jederzeit davon reden und im Hinblick darauf handeln: eine Art Stichwortdramatik, wo jeder, wenn es an der Zeit ist, vortritt und zum Thema sagt, was er zu sagen hat. Dies wird natürlich mehr oder minder geschickt verbrämt. Die „Selbstverständlichkeit", die Strindberg hier zeigt, erreicht er nicht durch kleinliche äußerliche Mittel, etwa im Sinne einer schon häufig genug vorgetragenen Lehre der Technik, sondern sie ist ein natürliches Produkt, eine logische Folge seines gerechten und umfassenden Sehens. Er ist nicht bezaubert und geblendet von dem Einzelfall, den er, auf jeden Fall zu einer fremdartigen Furchtbarkeit aufgebauscht, zur Darstellung bringen will, so daß er den Blick für das Vorleben und Weiterleben, überhaupt für das Für-sich-Leben seiner Menschen verliert, das sie nun doch einmal auch ohne ihn leben werden. Er macht seine Menschen nicht zu Puppen, die immer dasselbe lallen, denen er nur scheinbar ihre Freiheit wiedergibt, oder die um ihr vermeintliches Schicksal — das meist nur ein für den Autor für den Zweck eigens hergestelltes, künstliches Dunkel ist, das eine einzige ruhige Überlegung, ein weiter Blick licht machen könnte, wenn diese Einsicht auch vielleicht schwer und betrübend wäre — herumschnüffeln, wie ein Hund um einen schon in Verwesung übergegangenen Kadaver. Diese Tragik, die nur eine Tragik der verschiedenen Bildungsstufen ist, hat Strindberg nicht verführt, nicht zu Fall gebracht. Er ist der freieste Mensch und Künstler gewesen und geblieben. Seine Menschen haben es gut bei ihm, wenn sie auch meist so geartet sind, daß sie nach Fesseln schreien, und die Freiheit als Kälte, als Erbarmungslosigkeit brandmarken wollen. Seine Menschen starren nicht wie hypnotisiert in ihre eigenen Gedärme hinein. Vielmehr bringt jede seiner Gestalten seine ganze eigene Welt mit sich und bescheiden tritt der Dichter dagegen zurück. Dies jedoch wird nun wiederum auch nicht betont, sondern diese lebendige Erfahrung, daß jeder von dem anderen so weit getrennt ist und getrennt sein muß, lebt nur in den Worten, kondensiert in den gleichgiltigen Worten, die die Menschen zueinander sprechen. Keineswegs Worte, die wie mit Ausrufungszeichen einen anderen Sinn hinter sich bergen, die verschleiernd echt wirken sollen und doch so plump sind. Es ist ganz eigen, wie Strindberg hier verfährt. Seine Menschen sind nicht aufeinander eingestimmt, wie es meist — trotz aller scheinbaren Dissonanzen der Fall ist, sie klingen doch gut zusammen — sondern sie tönen schrill durcheinander; und doch auch dies wieder nicht übertrieben, sondern mit jenem weisen Maß, das nur aus der kraftvollen Betrachtung des unbegrenzten Lebens gewonnen wird. Hört man nun doch noch eine Harmonie, so klingt sie ganz fern und eintönig, wie das Geräusch des Abends, und dunkel und groß und unaufgeklärt, wie der Gesang der Nacht. Die Bühne sollte dies alles ausfüllen. Das kann das Theater von heute nicht mehr. Hätten wir Schauspieler — Strindberg müßte jeden Schauspieler unrettbar zu sich reißen. Hier liegen Aufgaben versteckt, die zu lösen für einen Schauspieler höchster Genuß seiner Kunst sein müßte. Ein Schöpfen aus dem Vollen! Eine Hingabe an die Fülle! Es ist seltsam, daß Strindberg sich nicht das „Theater" erobert. Diese Eigenart ist schwer zu fassen. Dieser Kopf scheint ganz anders konstruiert zu sein. Und die Stellung, die er allem erweist, hat keine Begründung in dem alten System. Denn alle anderen Vorgänge erklärten sich irgendwo und irgendwie, wenn auch — für Uneingeweihte wenigstens — versteckt. Strindberg erklärt sich nie. Er sorgt auch gar nicht für das „Drum und Dran". Er ist nicht zu fassen. Er fesselt sich nicht. Aber er betont auch das nicht. Er scheint zu konstruieren, und am Schlusse ist er doch frei. Er frei von seinen Menschen. Seine Menschen frei von ihm. Überall Luft und Freiheit. Ja, er hat sogar die Kühnheit, durch ein letztes Mittel seine Menschen ganz von sich zu befreien. Er geht auch diesem letzten Zweifel nach: sollte ich euch dennoch — vielleicht ist meine Kraft zu schwach — „beschränkt", „eingeengt" haben? Auch dieser Zweifel raubt ihm nicht den Willen zur Tat, und durch ganz unmerkliche Wendungen und Zeichen deutet er an, daß er sich geirrt haben könnte. Mit dieser letzten, grandiosen Bewegung entäußert er sich ganz. Er befreit seine Geschöpfe ganz von sich.

Man will es immer so hinstellen, als wären es nur persönliche Erlebnisse, traurige Erlebnisse, die Strindberg gab, die ihr Signum für sich haben. Allerdings war in Strindberg der Zweifel so lebendig, daß er nur sich traute und seinen Erlebnissen. Aber ihnen trat er so kühl gegenüber, daß sie sich ihm schon entfremdeten im selben Augenblick, wo sie mit ihm zusammentrafen. Was Strindberg sah, gab er unverfälscht. So wie er es s a h. Wie es also für ihn w a r. Keine Begründung. Keine Erklärung. Keine Versöhnung. Kein Zusammenbringen. Dazu dachte er zu groß von der Natur, von der Welt der Erscheinungen. Er g a b. Für vieles wußte er selbst noch keine Erklärung. Trotzdem gab er es. Er sah weiter. Sich nahm er nur als „Durchgang". Als nichts weiter. Wenige haben sich fähig erwiesen, diesen Standpunkt zu halten. Und dieses große Vertrauen muß man herausspüren. Es ist, als ob Strindberg immer sagte: Wartet ab — habt Geduld! Er — der doch scheinbar so dringend um Antwort ringt. Aber Antwort will er nicht von sich, nicht von Menschen, sondern von den Erscheinungen. Seht! Lebt! Handelt! Aber haltet euch rein den Erscheinungen gegenüber. Braut nicht aus Wunsch und Sehnen und bruchstückweiser Erkenntnis einen unge-

nießbaren Brei. Man muß die Reinheit und Straffheit seines Denkens bewundern. Eins ist merkwürdig. Ein Gefühl, das Strindbergs Werk hinterläßt. Es ist, als bliebe immer etwas stumm. Das reden wollte. Sich befreien möchte. Aber wie gebändigt ist von einer Naturnotwendigkeit; wie gelähmt. Seine Menschen haben alle etwas Starrkrampfartiges. Als säßen sie alle in einem dunklen Gefängnis. Möchten reden, wie es ihnen ums Herz ist. Aber wer ist da, der sie hört? Von Mauern sind sie umgeben. In diesen Menschen mußte also Strindberg etwas vermuten. Sah er sich nur darin? Etwas in ihnen mußte ihn an sich ziehen. Vermutete er hier den Weg zum Weiter? Oder haßte er hier nur den letzten, furchtbaren Rest von Vergangenheit, Qual der Vergangenheit und überkommenen Gewalten. Hier wollte er befreien. Und um zu befreien, mußte er kennen lernen, untertauchen; er mußte diese Menschen sich vor uns ausleben, sie sich zur Darstellung bringen lassen. Mußte sie aus sich selbst entäußern: d. h. schaffen. Hier wollte er aufstöbern, reinigen, zum Sein erhöhen. Mit aller Kraft, beinahe spukhaft elementar wirken hier längst totgeglaubte Mächte. Die Menschen ersticken fast an sich. An ihrem regellosen Ich, das sie immer wie in die Flucht schlägt. Sie fliehen vor ihren Taten. Hier, an diesem Punkt treffen sich Maeterlinck und Strindberg. Es sind beide die Dichter der gefesselten Menschen. Eine der furchtbarsten Entdeckungen in Strindbergs Leben ist diese S ch r a n k e. Er spürt sie überall heraus. Es war ihm auferlegt. Bitter und ingrimmig ging er hier seinen dornenvollen Weg. Mit ohnmächtiger Wut riß und rüttelte er daran, an den Schranken der Entwickelung. In Strindberg konzentriert sich so — übermäßig potenziert — ein Altes und ein Neues. Religion und Naturwissenschaft. Vorgesetzter Wunsch und nachtastende Liebe. Die Schranken der Natur im Menschen! Die Natur, die nicht über sich hinauskonnte! Strindberg w o l l t e keine Schranken.

Bis endlich doch in ihm sich etwas löste. Ein Begreifen. Eine Erkenntnis. Ein Jasagen. Hier wurde er eins mit seinem alten Feinde. Es war kein Beugen. Es war ein Zusammenklang. In demselben Augenblick, wo sich hier der Schleier hob, gab es einen Gegensatz in Wirklichkeit nicht mehr. Als Strindberg dies fühlte, wurde der Gegner sein Freund, diente ihm, lebte und wirkte in ihm.

Diese Natur, die ihren ruhigen Gang geht!
Sie will auch den Schlaf!
Sie will auch den Kampf!
Wer will wissen, wozu sie es braucht?
Wer angeben, wohin sie geht?

# Unsere Volksmärchen von Dr. J. Löwenberg

II.

Der frohe Sinn, das Lachen gelten im Märchen als heilig und gut. Die junge Königin, die nicht lacht, wird verdächtigt; wer die Königstochter zum Lachen bringt, soll ihr Gemahl werden; die Mutter erhält ihr rechtes Kind wieder, wenn sie dem Wechselbalg ein Lachen abgewinnt, und der Bruder Lustig kommt trotz seiner schlechten Streiche in den Himmel. — Lachen befreit und Humor erlöst.

Die P o e s i e des Märchens erscheint uns am reinsten in jenen Dichtungen, die uns von dem armen Kinde erzählen, dem die Mutter gestorben und das nun der Bosheit der Welt preisgegeben ist. Da erfüllt sie, was der Dichter am Dichter als sein höchstes rühmt, was überhaupt der Kern der Poesie ist:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide“

und, setzen wir hinzu, auch zu sagen, was ihn beseligt, wenn er in seinem Glück verstummt, es so zu sagen, daß es uns wieder erschüttert oder beglückt.

Für das Kind, das seinen Schmerz und seine Freude nicht recht ausdrücken kann, für den schlichten Naturmenschen überhaupt, übernimmt neben dem Volksliede das Volksmärchen diese Aufgabe. Von dem schwersten Leid, das ein Kind treffen kann, geht es gewöhnlich aus, von dem Verlust der Mutter, und aus dem dunklen Boden solchen Leides erwachsen seine lieblichsten, morgenfrischen Gebilde. Das Kind selber freilich weiß noch nicht, was es heißt, eine Mutter verlieren, aber das Märchen weiß es und läßt uns den ganzen Jammer, den der Tod der Mutter über das Kind bringt, mitempfinden.

Aber auch die stille Sehnsucht, die heimlichen Wünsche des Kindes kennt es und erfüllt sie. Einmal ein goldenes Kleid zu besitzen, ein König zu sein, ein Tischlein deck' dich zu haben und, o Wunsch aller Wünsche, ein ganzes Haus aus Brot und Kuchen und Zucker — wem ist nicht einmal als Hänsel oder Gretelein der Wunsch in tiefster Seele aufgestiegen? Doch noch mehr; es weiß auch, was wir selber, wir, die Großen und Klugen, in stiller Stunde des Träumens und Sinnierens, uns selber kaum bewußt, begehren Ueber Berg und Thal dahinzufliegen, die Stimmen der Vögel, der niederen Mitgeschöpfe überhaupt zu verstehen, in Himmel und Hölle zu dringen, teure Tote wieder aufzuerwecken: wir träumen davon, das Märchen erfüllt es. Wie im Traum, wo jede Fessel von Zeit und Raum gelöst, wo jede Kraft und Fähigkeit erhöht ist, führt es uns — und das kennzeichnet das Wesen des Märchens — im freien Walten der Phantasie durch alle Wunder und Welten, ohne daß wir es nur merken, oder daß es selber es sich

merken läßt, daß etwas Wunderbares, Uebernatürliches geschieht. Das ist nun einmal so und muß so sein. Die gewöhnlichsten und natürlichsten Dinge sind mit den seltsamsten und wunderbarsten gemischt, und wir glauben ihm die einen wie die andern. Das treue Schwesterchen zieht aus, um die Brüder zu erlösen. Was für Wunderdinge nimmt es da mit? Ein Ringlein von seinen Eltern zum Andenken, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit. Dann geht es fort und kommt bis ans Ende der Welt, natürlich; kommt zu Sonne, Mond und Sternen, aber natürlich! So berührt das Märchen, wie der Araber sagt, mit der einen Fußspitze die Erde, mit der andern die schimmernde Wolke.

Aber trotzdem es der Phantasie freien Raum zur Entfaltung gönnt, gestattet es ihr nicht, auszuarten. Da giebt es keine ungeheuerlichen Ueberraschungen, endlose Verwandlungen und sinnlose Zaubereien wie in den orientalischen Märchen von „Tausend und eine Nacht"; auch das Wunderbare hält sich innerhalb gewisser Grenzen, und der Gang der Handlung zeigt bei aller Freiheit immer eine Art künstlerischen, epischen Planes. Scheinen auch alle Naturgesetze aufgehoben, so gelten doch unverbrüchlich die Gesetze, die das Märchen sich selber setzt, und demütig beugt es sich vor ihnen wie vor den Gesetzen der kindlichen Natur. Mit Kindesaugen sieht es in die Welt, weint und lacht, belohnt und richtet nach des Herzens freiem Drang. Als das schreckliche Strafgericht an der Stiefmutter im Machandelboom vollzogen ist, da nimmt der kleine Bruder den Vater und das Schwesterchen an die Hand, „und waren alle drei so recht vergnügt und gingen in das Haus zu Tisch und aßen." — Für Kinder giebt es eben keine größere Glückseligkeit, als zu Tisch zu gehen und zu essen.

Ohne altklug lehrhaft zu sein, kündet es tiefe Weisheit. Fast durch alle Märchen geht der uralte Weltenkampf des Lichtes gegen die Finsternis, des Guten gegen das Böse, und in fröhlicher, kindlicher Sonnenanschauung ist es immer das Licht, das zuletzt den Sieg davon trägt. Mit demselben Optimismus weist auch der Schluß des Märchens auf langdauerndes Glück hin. Dabei ist das Gute stets schön und hell, das Böse häßlich und dunkel. Doch kann es den Menschen nicht ganz umstricken. „Eine Viertelstunde täglich ist über der Macht des Zaubers, wo die menschliche Gestalt frei hervortritt, weil keine Gewalt uns ganz umhüllen kann und jeder Tag Augenblicke gewährt, wo der Mensch alles Falsche abschüttelt und frei und ungebunden aus sich selbst herausblicken kann." (W. Grimm.)

So begrenzt und enge auch die Lebensverhältnisse sind, die das Märchen berührt, so weit ist der Umkreis des sittlichen Gebietes, den es umfaßt. Er umschließt das ganze Kindesherz mit allen seinen Fehlern und Tugenden, und nicht nur das des Kindes, wiederum das des schlichten Naturmenschen überhaupt. An der Hand der Erzählung zeigt es, wie Neid und Untreue bestraft, die Faulheit verachtet wird, die Klugheit sich selber zu Grunde richtet; aber auch, wie ein einmal gegebenes Wort unter allen Umständen gehalten werden muß, wie Mitleid, sei es auch nur gegen eine Ameise oder ein paar junge Raben, seinen Lohn findet, wie die Treue sich und andre erlöst, und wie, hellstrahlend über alle, selbstlose Liebe den schwersten Zauber bricht, sie selber die größte Zauberin.

Ein tiefes Naturgefühl, ein Mitempfinden und Mitleben mit der ganzen Schöpfung tritt überall zu Tage. Wer sich bedrückt fühlt, geht in den Wald, und wie der Mensch jedes Geschöpf versteht, versteht jedes Geschöpf auch ihn.

Jorinde und Joringel kommen in dem Wald dem verzauberten Schloß zu nahe. „Es war ein schöner Abend, die Sonne schien zwischen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Waldes, und die Turteltaube sang kläglich auf den alten Maibuchen. Jorinde weinte zuweilen, setzte sich hin im Sonnenschein und klagte; Joringel klagte auch. Sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben sollen: sie sahen sich um, waren irre und wußten nicht, wohin sie nach Hause gehen sollten. Noch halb stand die Sonne über dem Berg, und halb war sie unter. Joringel sah durchs Gebüsch und sah die alte Mauer des Schlosses nah bei sich; er erschrak und wurde todbang. Jorinde sang:

„Mein Vöglein mit dem Ringlein rot
Singt Leide, Leide, Leide:
Es singt dem Täublein seinen Tod,
Singt Leide, Lei — zicküth, zicküth, zicküth."

Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt." —

In welch wunderbarem Einklang steht hier die Naturstimmung mit der Empfindung der beiden Liebenden.

Das Märchen kennt keine schroffe Absonderung der Stände. Wer ihm gefällt, den macht es zum Herrscher in seinem schimmernden Reich. Jeder kann König und Königin werden, der Müllerbursche wie der Schneider, das Bauernmädchen wie die Dienstmagd, und niemand wagt es, an dem Gottes- oder vielmehr Menschengnadentum ihrer Krone zu zweifeln. Als höchstes Glück gilt aber das traute Leben in der Familie. Kommen die Kinder wieder heim zu den Eltern, so ist alles gut. Wo die Kinder fehlen, da fehlt auch das Glück. „Es war einmal ein König und eine Königin — aber sie hatten keine Kinder." Das Märchen weiß, was dies Aber bedeutet.

So spiegelt sich deutsche Sitte und deutsches Wesen in unserm Volksmärchen wieder, und aus seinem Grunde leuchtet das deutsche Gemüt mit all seinem reichen Zauber. „Es sind hier Gedanken über das Göttliche und Geistige im Leben aufbewahrt, alter Glaube und Glaubenslehre in das epische Element getaucht und leiblich gestaltet." (W. Grimm.)

Wir müßten nicht Deutsche sein, wenn nicht trotz alledem auch Stimmen gegen unsre Märchen lautgeworden wären, Stimmen, die es wegen mangelnder Moral, bedenklicher Stellen, Aberglaubens, Vorurteile und dergleichen anklagen. Gewiß, jede echte Dichtung wird und soll im gewissen Sinne ethisch, veredelnd wirken. „Darin bewährt sich echte Poesie, daß sie nicht ohne Beziehung zu dem Leben sein kann, aus dem sie emporgestiegen, wie die Wolke wieder zu ihrer Geburtsstätte zurückkehrt, nachdem sie die Erde getränkt hat.“ Aber Moral lehren? Was hat denn die Poesie mit der Morallehre zu thun? Kann man von der Blume mehr verlangen, als daß sie blühe und dufte? Sie soll auch nützen? Das hieße verlangen, daß der Blumengarten auch zugleich ein Gemüsegarten sei. Freilich, es giebt auch Blumen, die nützlich sind. Aus den Hollunderblüten läßt sich ein wohlthuender Thee brauen. Aber darum kann man doch nicht verlangen, daß alle Blumen Hollunderblüten seien und daß alle Dichtungen uns einen Thee für moralische Schmerzen bieten.

Trotzdem hat man es unternommen, die Märchen nach ethischen Gesichtspunkten nicht nur auszuwählen das stände frei, nein, auch zu bearbeiten, „weil die Märchenbücher so vieles enthalten, was die sittliche Entwicklung des Kindes schädigen kann.“ Zu solch' sittlicher Schädigung gehört es beispielsweise auch, wenn das Märchen mit sinnigem Humor und feiner Kenntnis des Kinderherzens den Dummling, den einfältigen, verachteten, aber herzensreinen Königssohn die schweren Aufgaben lösen läßt. Darum wird dann im Nu aus dem „Dummling“ der „Gute“ gemacht und damit der Kern des ganzen Märchens verdorben. Das ist dieselbe Weisheit, die auch unsere Volkslieder moralgerecht machen möchte, und die da singen läßt:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad.
Mein Onkel ist verschwunden,
Der dort gewohnet hat.

Die Brüder Grimm haben solche Weisheit vorausgesehen. Sie geben daher den Eltern, die in der Täuschung leben, daß alles, was sie in Bezug auf gewisse Zustände und Verhältnisse aus einem Buche ausscheiden können, auch ihren Kindern im Leben verborgen bleiben könne, den Rat, eine Auswahl zu treffen; meinen aber doch, für einen gesunden Zustand sei es gewiß nicht nötig. „Regen und Tau fällt als eine Wohlthat für alles herab, was auf der Erde steht; wer seine Pflanzen nicht hineinzustellen getraut, weil sie zu empfindlich sind und Schaden nehmen könnten, sondern sie lieber mit abgeschrecktem Wasser begießt, wird doch nicht verlangen, daß Regen und Tau darum ausbleiben sollten.“ „Innerlich geht durch diese Märchen jene Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen; sie haben gleichsam dieselben bläulichweißen makellosen glänzenden Augen, die nicht mehr wachsen können, während die andern Glieder noch zart, schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt sind.“

„Samen für die Zukunft“ nennt Wilhelm Grimm die Märchen, und fürwahr, keine bessere Saat läßt sich in das Herz der Jugend, die ja die Zukunft bedeutet, streuen. „Kindermärchen werden erzählt, damit in ihrem reinen und milden Lichte die ersten Kräfte des Herzens aufwachen und wachsen.“ Uns ist jetzt eine Kindheit ohne Märchen kaum denkbar. Ein ganzes Stück Jugendglück verknüpft sich mit ihnen. Wer möchte sie missen, die lieblichen Bilder und Gestalten: Schneewittchen bei den Zwergen, Rotkäppchen, die kleine süße Dirne, Aschenputtel mit ihren Tauben, Hänsel und Gretel, und wie sie alle heißen. In wie manches niedere Stübchen haben sie Licht und Jubel gebracht! Wenn uns in der Hast und Hatz des Tages die Erinnerung an sie aufsteigt und mit ihnen die Erinnerung an die Mutter, die uns zuerst von ihnen erzählt, dann fliegt auch über das bedrückteste, sorgendurchfurchte Gesicht ein wehmütig frohes Lächeln.

Aber e r z ä h l t müssen Märchen werden, nicht vorgelesen, das Buch darf nicht zwischen Mutter und Kind treten; erzählt müssen sie werden, wie die Viehmännin erzählt hat, frei, lebendig und mit eigenem Wohlgefallen daran. Kleinern Kindern kann man dieselbe Geschichte zehn-, zwanzigmal erzählen, sie werden immer mit neuem, ja mit vermehrtem Ergötzen lauschen, nur muß man immer in möglichst gleichem Wortlaut erzählen; denn das kleine Volk paßt uns streng auf den Mund, es verlangt einen genauen Text und duldet keine Lesarten.

„Samen für die Zukunft“ waren die Märchen auch insofern, als sie zu manchen litterarischen und anderen künstlerischen Schöpfungen anregten. Durch sie beeinflußt, fing man auch in anderen Ländern an diese Schätze aus vergangenen Tagen zu sammeln. Namhaften Malern und Bildhauern haben sie Stoff zu bedeutenden Werken gegeben, und von ihnen angeregt, haben große Dichter sich diesem Zweig der Poesie zugewandt. Namen wie Goethe, Hauff, Andersen mögen statt vieler gelten. Auch an Andersens Märchen haben die Kinder ihre helle Freude; aber keins ist ihnen recht ans Herz gewachsen. Es fehlt ihnen das Kindliche, Unbewußte. Andersens Märchen sind klug, unsere Volksmärchen sind weise; hinter diesen steht ein Kind, hinter jenen ein Erwachsener. Den vollen Zauber der Naivetät der Volksmärchen können sie nicht erreichen. Es geht damit wie mit den Kunstvolksliedern, von denen Heine sagt: „Die Kunstpoeten wollen diese Naturerzeugnisse nachahmen, wie man künstliche Mineralwasser verfertigt. Aber wenn sie auch durch chemischen Prozeß die Bestandteile ermitteln, so entgeht ihnen doch die Hauptsache, die unzersetzbare, sympathetische Naturkraft.“

Auch mannigfache Bearbeitungen, besonders dramatische, haben die Märchen hervorgerufen. Leider

war dabei das Bedürfnis des Marktes, vor allem des Weihnachtsmarktes, mehr ausschlaggebend als das Bedürfnis einer phantasievollen Dichterkraft, die sich, wie etwa Holger Drachmann mit seinem „Es war einmal", in dieser Form äußern will. Weihnachtsmärchen werden in der Regel bestellt wie ein Anzug beim Schneider und ebenso verfertigt: mit Schere und Zwirn. Es ist überhaupt noch fraglich, ob das auf der Bühne dargestellte Märchen mit seiner sichtbaren, greifbaren Realität nicht dem Kinde den größten Zauber des Märchens nimmt und seiner eigenen Phantasie die Flügel lähmt. So lange nun solche Bearbeitungen sich dem Volksmärchen eng anschließen und seine Poesie zu bewahren suchen, wie etwa die Görnerschen, kann man sie gern billigen. Wenn sie aber nur dazu dienen, eine Moral zu veranschaulichen, möglichst viel Gelegenheit zu schimmernden Dekorationen und Kostümen, zu leichter Musik und noch leichteren Ballettänzen zu geben, wenn sie sogar in völliger Verkennung der kindlichen Phantasie die schönsten Märchen und Märchenmotive durcheinanderwerfen, dann sind sie eine Versündigung an der Kindesnatur, und es kann nicht genug vor ihnen gewarnt werden. — Vielleicht das schönste dramatische Volksmärchen, das wir besitzen, ist die Oper Hänsel und Gretel, und es ist ein schöner Zug des Schicksals, daß dieses Werk, das wie das Märchen selber die Geschwisterliebe so rührend verherrlicht, von Bruder und Schwester verfaßt ist.

„Samen für die Zukunft" sind auch die Märchen in der Beziehung, daß sie, reiner Poesie voll, wohl geeignet sind, von einer verkünstelten Poesie fort wieder auf den Weg der Natur zu weisen. „Was so mannigfach und immer von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Notwendigkeit in sich und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben betaut, und wenn es auch nur ein einziger Tropfen wäre, den ein kleines zusammengehaltenes Blatt gefaßt hat, so schimmert es doch in dem ersten Morgenrot." Und hat es in unserm Morgenrot geschimmert, so wird das Märchen mit der Fülle seiner lebendigen Gestalten, seiner anschaulichen Sprache, seinem frischen Humor, seinem phantasievollen Idealismus und gesunden Realismus uns von früh auf empfänglich machen für rechte und echte Poesie. Denn ihrer Gewalt kann sich niemand entziehen, selbst wenn er widerstreben wollte. Und spannt uns auch des Lebens Not an die Werkstatt, in das Joch der Arbeit und des Erwerbs, eine stille Sehnsucht nach Poesie lebt im Tiefsten unseres Herzens, daß, wenn die rechte Stimme erklingt, wir folgen wollen, folgen müssen. Wie es in dem ergreifendsten und tiefsinnigsten aller unserer Märchen, im „Machandelboom", heißt:

„Und in de Mähl door seeten twintig Mählenburßen, die hauden enen Steen un hackden „hick hack, hick hack", un de Mähl güng, „klippe klappe, klippe klappe, klippe klappe". Do güng de Vagel up enen Lindenboom sitten, de vör de Mähl stünn un süng:

„Mein Mutter, der mich schlacht,"
do höörd een up,
„mein Vater, der mich aß,"
do höörden noch twe up und höörden dat,
„mein Schwester der Marlenichen,"
do höörden wedder veer up,
„sucht alle meine Benichen,
bindt sie in ein Seidentuch,"
nu hackden man noch acht,
„legts unter"
nu noch man fyw,
„den Machandelbaum"
nu noch man een.
„Kywitt, kywitt, wat vör'n schöön Vagel bün ik!"

Do hüll de lezte ook up un habb dat lezte noch höörd. „Vagel", secht he, „wat singst du schöön! laat mi dat ook höören, sing my dat nochmaal."

So wirkt echte Poesie, daß wir aufschauernd in schmerzlicher Wehmut oder süßer Lust ausrufen: Vagel, wat singst du schöön! laat my dat ook hören, sing my dat nochmaal!



# Sündiges Lieben

## Skizze von Anna Julia Wolff

**Auf dem Sterbebette hatte er sie ihm ans Herz gelegt, die kleine Ursel. „Sei ihr ein Vater, sie hat niemand auf der Welt als dich, Freund, es ist mein alles, was ich dir anvertraue, sei ihr ein Vater."**

**Und wie leicht war es ihm geworden, sein Gelübde zu halten, denn wie der lachende Frühling war sie in das Leben des alternden Mannes getreten. Alles, was grau und einförmig um den Einsamen war, das hatte nun Licht und Farbe erhalten, sein Dasein hatte endlich einen Zweck, hier war ein Wesen, das ihn benötigte, das er behüten und betreuen konnte, mit seinem ganzen reichen Schatz an Liebe. Ihr Herzchen, das sich während der langen Krankheitszeit des Vaters in der Umgebung fremder Menschen mimosenhaft zusammen gezogen hatte, das wurde ihr nun so weit und voll, und mit einer jubelnden Zärtlichkeit gab sie Liebe, instinktiv fühlend, wie überreich sie beschenkte.**

**So gingen einige Jahre dahin, in ruhigem, friedlichem Glück, so ruhig, so friedlich, dass es**

ein unlösbares Rätsel schien, wie es gekommen. Ja, wie war es gekommen? —

Eines Abends war es, er kam aus dem Theater, und trat noch einmal, wie stets, an das Bett des schlafenden Mädchens. Die Decke hatte sich ein wenig verschoben, fürsorglich wollte er sie ihr wieder überbreiten. Da prallte er zurück, die Decke entglitt seinen Händen. Himmel, was war das? Was sich da in keuscher, knospiger Schönheit seinen Augen bot, das war nicht der Körper eines Kindes, das war ein Weib, ein Weib, das man begehrte. Er stand und staunte, seine Augen erweiterten sich unheimlich, alle Sinne schienen sich bei ihm in einem übernatürlich geschärften Schauen zu konzentrieren. Dann stöhnte er auf, wild und qualvoll, und wie ein gehetztes Tier floh er aus dem Zimmer.

Was nun kam, war ein unaufhörliches Ringen. Wie ein Held kämpfte er gegen das tobende Blut, das mit seinem sündigen Gären seine Seele zu vergiften trachtete. Die einst so beglückende Nähe des holden Kindes war ihm zur unstillbaren Qual geworden. Wenn er ihr gegenüber sass, den Odem ihrer werdenden Jungfräulichkeit einsog, dann drohte ihn das Gefühl übermenschlichen Begehrens zu übermannen. Mit Hass und Ekel gegen sich selbst floh er ihre Nähe, um fern von ihr vor brennender Sehnsucht vergehen zu wollen. Sie, der diese Kämpfe galten, sie merkte nichts von dem allen. Ihre Seele war noch so völlig unberührt und unbeschrieben, noch ahnte sie nicht, was in dem Herzen des Mannes, der für sie nur der gütige Vater war, für unheilvolle Gewalten tobten. Sein verändertes Wesen war auch ihr aufgefallen, aber er vertröstete sie mit geschäftlichen Angelegenheiten, und sie gab sich zufrieden. Noch vermochte nichts ihre heitre Ruhe zu trüben, noch nichts. Aber dann —

Er hatte, wie in der letzten Zeit häufig, um sich zu betäuben, einige Gläser schweren Weines heruntergegossen, und nicht gerade berauscht, aber doch mit erhöhten Gefühlen, kehrte er heim. Sie sass, über einer Handarbeit eingeschlafen, am Tisch, um die halbgeöffneten Lippen spielte ein kindliches Lächeln, die ganze Erscheinung bot ein Bild süssester Unberührtheit. Er stellte sich vor sie hin und schaute sie an, fast unpersönlich, wie man ein schönes Bild betrachtet. Dann ging er mechanisch näher und beugte sich über sie. Ihr reiner Atem umschmeichelte ihn wie Frühlingsdüfte, er schloss die Augen, die Sinne vergingen ihm, um ihn und in ihm war alles weiche, wohlige Erschlaffung. Aber nur für einen Moment, dann löste sich die Erstarrung, und mit elementarer Gewalt brach es aus ihm hervor. Er dachte nichts mehr, er fühlte nichts mehr, in sinnloser Leidenschaft riss er sie an sich, wild bedeckte er ihr Gesicht und ihren Körper mit sündhaften, versengenden Küssen. Ganz still, wie betäubt lag sie in seinen Armen, aber dann, als er sie freigab, da sah sie ihn an mit einem einzigen Blick so voll grenzenlosem Jammer, dass ihm urplötzlich die Besinnung zurückgegeben war. Er war sich auch jetzt noch nicht ganz klar, was geschehen war, nur das eine fühlte er mit unabwendbarer Sicherheit, dieser Blick war sein Verhängnis, ihm konnte er nicht mehr entrinnen, er würde ihn verfolgen überall, wohin er ging, er war sein unzertrennlicher Begleiter bis an seines Lebens Ende. Wie von Furien gejagt stürmte er davon — am nächsten Morgen fand man ihn mit durchschossenem Kopfe im nahegelegenen Wäldchen. —



# Die Frauenbewegung im Lichte der sozialen Entwickelung

von Irma v. Troll-Borostyáni

Es steht außer Frage, daß mit der Erhöhung des Niveaus der allgemeinen Bildung und Gesittung der Völker die Stellung der Frau in der Gesellschaft an Ansehen und Achtung gewinnt, und es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man zur Erhärtung dieser Tatsache Beispiele aus der Weltgeschichte heranziehen oder auf die Erscheinung hinweisen, daß bei den wilden Völkern das Weib heute noch auf jener untersten Stufe des rechtlosen Sklaven und Lasttieres des an Knochenstärke überlegenen Mannes steht, die es in den Epochen des Beginnes der Zivilisation eingenommen hatte, und daß bei den halbgebildeten Völkern des Orients seine Stellung auch nur die etwas bessere eines Halbsklaven ist. An der Hand dieser Tatsache allein könnte man den fortschrittlichen Frauenbestrebungen die günstigste Prognose stellen, indem es außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegen sollte, daß wahrhaft gebildete und denkende Menschen diesen Bestrebungen hemmend entgegentreten möchten. Durch das Eingreifen der großen sozialistischen Ideen, welche unsere Zeit in eine stetig wachsende Bewegung setzen, gewinnt die Frauenfrage, als ein Zweig der allgemeinen sozialen Frage, jedoch eine ganz besondere Bedeutung. Denn nicht nur ein größeres oder geringeres Maß der Achtung, welche der Frau im gesellschaftlichen Leben entgegengebracht wird, und nicht nur der Grad des Einflusses, den sie vom Familienzimmer oder vom Salon aus indirekt auf das öffentliche Leben — oftmals gar nicht zum Vorteil desselben — ausübt, handelt es sich hier, sondern um ungleich wichtigere, konkrete Forderungen.

Von vielen wird die Frauenfrage lediglich als eine Brot- und Magenfrage aufgefaßt. Andere betrachten sie als eine politische, noch andere als eine Bildungsfrage. Die Wahrheit ist, daß sie zugleich alle

drei Gebiete umfaßt, aber in keinem einzigen derselben für sich allein erschöpft wird. Damit, daß man den Frauen die Tore der Gymnasien und Universitäten öffnet, ist die Frauenfrage — so sehr die stetig um sich greifende Zulassung der Frauen zu den höheren Lehranstalten selbstverständlich zu bewillkommnen ist — doch keineswegs gelöst. Und es muß als das Ergebnis eines sehr bedauerlichen Egoismus gewisser Kreise bezeichnet werden, wenn in diesen ausschließlich auf die wissenschaftliche Emanzipation der Frauen Gewicht gelegt wird, als ob etwa dadurch, daß einige hundert, oder seien es einige tausend Damen Medizin, Jus oder Philosophie studieren, die Lage des weiblichen Geschlechts im ganzen und großen verbessert würde.

Aber ebensowenig als die Frauenfrage eine bloße Bildungsfrage, ist sie nur eine Brotfrage. Wenn es möglich wäre, alle Frauen mit einem Schlage zu behäbigen Couponabschneiderinnen zu machen — die Frauenfrage in ihrer modernen Bedeutung würde damit nicht aus der Welt geschafft.

Die politische Emanzipation der Frauen allerdings würde ihrer Lösung schon um einen Schritt näher kommen, indem die Frauen bei ihrer Heranziehung zur selbständigen Mitwirkung am öffentlichen Leben ihren Einfluß voraussichtlich zu Gunsten der Gleichberechtigung beider Geschlechter in allen Lebensbeziehungen geltend machen würden.

Denn die Frauenfrage umfaßt in ihrer vollen Bedeutung alle Beziehungen der Menschen zueinander; sie stellt ethische, soziale, politische und wirtschaftliche Forderungen, welche miteinander eng verknüpft sind und welche alle erfüllt sein müssen, auf daß die Frage in ihrer Gänze gelöst sei. Diese Forderungen sind alle so unendlich einfach, ihre Vernünftigkeit ist vom Gesichtspunkt eines natürlichen, unvoreingenommenen, ruhig und objektiv urteilenden Menschen so einleuchtend, daß es fürwahr wundernehmen muß, daß die Erkenntnis dieser Wahrheit so schwer durchdringt und daß noch immer so vielerlei sonderbare Bedenken von den verschiedensten Gesichtswinkeln aus gegen die Erfüllung dieser so vernünftigen und berechtigten Forderungen vorgebracht werden können.

In der Frauenbewegung handelt es sich ja um nichts anderes, als um Hinwegräumung der Schranken, welche Gesetz und Sitte der Selbständigkeit der Frau entgegensetzen, und um Beseitigung der Vorrechte, welche dem männlichen Geschlecht zum Nachteil des weiblichen eingeräumt sind. Man sagt, dies sei „unnatürlich". Ja, was ist denn natürlicher, Freiheit oder Zwang, Gerechtigkeit oder Teilung zwischen Herrschaft und Knechtschaft? Gerade ihre natürlichen Anlagen wollen die Frauen zu voller, uneingeschränkter Entwickelung und freier Betätigung gelangen lassen können, ihren natürlichen Menschenrechten wollen sie, dem Manne gleich, Rechnung getragen sehen.

Es wird auch gern behauptet, daß die Frauenbewegung auf Aufhebung des allen Kulturfortschritt bedingenden volkswirtschaftlichen Gesetzes der Arbeitsteilung abziele.

Dieser Einwurf beruht jedoch auf völliger Verkennung oder böswilliger Verdrehung der Ziele der Frauenbewegung, denn nicht Aufhebung, sondern eine neue Arbeitsteilung strebt sie an. Nämlich eine nicht mehr wie bisher nach dem Geschlechte, sondern gemäß individueller Eignung zu treffende Teilung der für das soziale und staatliche Leben zu erbringenden Gesamtarbeit der Gesellschaftsglieder.

Werfen wir einen Blick auf die Arbeitsteilung zwischen den beiden Geschlechtern früherer Zeit und der Gegenwart, so sehen wir, daß bei den niedrigst stehenden Völkern die Frau diejenige Arbeit zu besorgen hat, die der Mann, weil sie besonders beschwerlich ist, nicht übernehmen mag. Eine spätere Arbeitsteilung überträgt die stärkste Arbeit Sklaven oder Lohnarbeitern und verweist die Frau auf das Gebiet des Inneren des Hauses.

Die Stellung der Frau in unserem heutigen Kulturzustande ist eine Verquickung von beidem. Ihr eigentliches Gebiet ist auch heute die häusliche Tätigkeit in der Familie und für diese. Aber die Not ungezählter Massen führt sie hinweg vom häuslichen Herd, und dann sehen wir sie, mit Ausnahme einer handvoll Frauen, denen es gelungen ist, in eine relativ etwas leichtere Erwerbsstellung zu schlüpfen, mit den mühevollsten, anstrengendsten, gesundheitswidrigsten Lohnarbeiten belastet. Und ganz wie bei den barbarischen Völkerstämmen im primitivsten Anfangsstadium der Zivilisation, finden wir die Frau, jetzt aber durch die Gewalt der vom Manne geschaffenen Gesetze, eben auf diese Erwerbszweige hingewiesen, die zu den beschwerlichsten, härtesten und, nach unseren konventionellen Anschauungen, mißachtetsten gehören, während die materiell besser dotierten, insbesondere aber die ehrenvolleren und angeseheneren durch Gesetzeskraft ihnen verschlossen sind. Eine Tatsache, welcher gegenüber der gegen die Forderung freier Zulassung des weiblichen Geschlechts zu den bisher nur dem männlichen reservierten Berufsarten mit Vorliebe erhobene Einwurf, daß die Tätigkeit auf diesen Berufsgebieten der Frau eine die Kraft des zarteren weiblichen Organismus übersteigende Arbeitskraft aufbürden würde, sich recht sonderbar ausnimmt.

Insbesondere ist es die Geistesarbeit höherer Ordnung, von der man gern behauptet, daß die Leistungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts für sie nicht ausreiche.

Um die von der Natur gesteckten Grenzen der Leistungsfähigkeit eines Wesens kennen zu lernen, muß man jedoch dieses Wesen unter den zur Entwickelung und zur Betätigung seiner Fähigkeiten notwendigen Bedingungen gesehen haben. Deshalb muß man es als voreilig bezeichnen, auf Grund der bisherigen Erfahrungen, die unter Verhältnissen gewonnen wurden, welche der Entwickelungsfähigkeit der Frau unüberwindliche Schranken entgegensetzten, ein Urteil darüber fällen zu wollen, wie weit diese Entwickelungsfähigkeit gehen könne. Ebenso voreilig, als wenn man von irgend jemandem, der nie ins Wasser gekommen ist, behaupten wollte, er hätte bewiesen, daß er das Schwimmen nicht erlernen könne. Erst wenn die der geistigen Vollentwickelung der Frau gezogenen Schranken gefallen sind, kann es sich

zeigen, was zu werden die Frau von Natur aus befähigt ist, und ob und in welcher Weise sie die ihr zu stellenden größeren Aufgaben zu lösen vermag.

So läßt sich von dem Prinzip einer neuen Arbeitsteilung die Forderung nach Erhöhung des weiblichen Bildungsniveaus und nach der Zulassung der Frau zu den fachlichen und zu den höheren Unterrichtsanstalten nicht trennen. Die den Frauen zuzugestehende Freigebung der Berufe, die man bis jetzt als ausschließlich männliche bezeichnet hat, setzt als selbstverständliche Bedingung für die Frau die gleiche Vorbildung, wie der Mann sie hat, voraus.

Grundlos wäre die Befürchtung, daß dann die Mehrzahl der Töchter von gebildeten Eltern behufs ihrer Ausbildung für gelehrte Berufe auf Gymnasien und Hochschulen würden geschickt werden. Wie unter den Männern, so befinden sich auch unter den Frauen viele, die für geistige Arbeit weder Fähigkeit noch Neigung besitzen, dagegen aber für Händearbeit und mechanische Beschäftigungen sich gut eignen. Indem sich aber den wissenschaftlichen Berufszweigen die begabtesten ihres Geschlechtes zuwendeten, würden infolge der durch den Zutritt der Frauen verstärkten Konkurrenz die Anforderungen an die intellektuelle Befähigung gesteigert und für diese Berufsarten das geistig tüchtigste Material b e i d e r Geschlechter ausgesiebt — eine Wirkung, die den Interessen der Allgemeinheit nur zum Vorteil gereichen könnte. Und daß im allgemeinen der Gesamtwert aller erbrachten Arbeit ein um so höherer sein wird, je energischer das Prinzip durchdringt, daß einem jeden, ohne Berücksichtigung seines Standes und Geschlechtes, die Ergreifung desjenigen Lebensberufes ermöglicht wird, für welchen er gemäß seiner persönlichen Veranlagung am besten paßt, dies ist so selbstverständlich, daß eine Beweisführung denkenden Menschen gegenüber sich verbietet.

So zeigt es sich unwiderleglich, daß die von der Frauenbewegung angestrebten Gesetze für eine neue Arbeitsteilung sowohl dem persönlichen Glück wie der allgemeinen Wohlfahrt förderlicher sein würden als die bisher verfolgte, die Teilung der Arbeit summarisch nach dem Geschlechte ordnende Richtschnur.

Alles, was die Gerechtigkeit verletzt und die Freiheit beeinträchtigt, dient zum Schaden nicht nur des hiervon betroffenen einzelnen, sondern der Gesamtheit. „Die Gemeinschaft des Ganzen", sagt Trendelenburg in seinem „Naturrecht" sehr richtig, „verliert ihr sittliches Maß, d. h. ihre Berechtigung, wenn sie nicht dahin geht, dasselbe menschliche im einzelnen anzuerkennen und zu verwirklichen, das sie in sich zur Geltung bringt." Je mehr ein Staat das Axiom festhält, die Freiheit eines jeden in seinem ganzen Umfange zu schützen, umso günstigere Bedingungen wird er schaffen für die kulturellen Fortschritte der Gesamtheit. Die Gesetze sollen nur dazu dienen, die Freiheitssphären gegeneinander vor Eingriffen zu schützen.

Freilich ist es mit Anerkennung und Durchführung dieses Grundsatzes allein nicht getan. Mit der Gewährleistung der Freiheit ist keineswegs auch die Garantie der Existenzbedingungen gegeben. Die sozialen Verhältnisse der modernen Kulturstaaten, die den Besitzstand der Besitzenden schützen, sind derart, daß die wirtschaftliche Notlage von Millionen aufschreit, welchen die Freiheit zur Anwendung und Entwickelung ihrer Kräfte nichts dazu nützen kann, um die Mittel zur Erhaltung ihres leiblichen Daseins zu gewinnen. Bei den herrschenden volkswirtschaftlichen Verhältnissen würde sich die umfassende Gewährleistung der persönlichen Freiheit für viele nur als Freiheit zu hungern und zu verhungern präsentieren. Die Behauptung, daß die freie Zulassung der Frau zu berufs- und erwerbsmäßigem Wettbewerb mit dem Manne einen wüsten Konkurrenzkampf der Geschlechter entfesseln, den Arbeitslohn noch mehr herabdrücken, somit die materielle Notlage der Massen, die zur Erlangung ihrer Subsistenzmittel auf ihre (körperliche oder geistige) Arbeit angewiesen sind, noch verschärfen würde, entbehrt mithin keineswegs eines Scheines von Berechtigung. Es kann aber nicht in der Verhinderung der Zulassung der Frauen zu freier Berufs- und Erwerbstätigkeit das richtige, weil zweckdienliche Mittel zur Beseitigung dieser krankhaften wirtschaftlichen Zustände gelegen sein. Denn nicht in der Überproduktion liegt der Grund dieser krankhaften Zustände, sondern in der fehlerhaften Verteilung des Gesamtvermögens der Völker, welche Anhäufung von Riesenkapitalien gestattet, deren Besitzer die Zinsen des Kapitals nie aufbrauchen können und sie stets wieder dem Kapital zuschlagen, wodurch große Teile des Nationalbesitzes den natürlichen Zirkulationsbahnen entzogen werden. Je mehr Kapitalien an Geld und Boden in den Händen einzelner ruhen, umso tiefer muß naturgemäß der allgemeine Arbeitslohn, mithin auch die Kaufkraft des Arbeiters sinken, indem durch das Anschwellen der Privatvermögen der im Umlauf befindliche, durch Arbeit erwerbbare Bruchteil des Gesamtvermögens immer mehr verkleinert wird.

Eine Gesundung des wirtschaftlichen Lebens der Völker kann nur erzielt werden, wenn der Staat nebst der Garantie der umfassendsten persönlichen Freiheit seiner Angehörigen auch die Gewährleistung ihrer auskömmlichen physischen Existenz als Verpflichtung übernimmt, wofür er von ihnen als Gegenleistung sozial wertvolle Arbeit zu fordern hat. Indem sich hieraus für alle und jeden das Recht auf Arbeit und die Pflicht zur Arbeit ergibt, können die Gesellschaftsglieder weiblichen Geschlechts von diesem Recht und dieser Pflicht nicht ausgeschlossen sein, wird aber auch zugleich der verhängnisvollen Wirkung, die man der in freier Berufswahl auszuübenden Mitbeteiligung der Frau an der Arbeit auf allen Tätigkeitsgebieten prognostiziert, der Boden entzogen.

Hier liegt der Punkt, wo die g r o ß e s o z i a l e F r a g e und die Frauenfrage — die ja einen Zweig derselben bildet — miteinander in engste Berührung treten. Denn wenn auch die Mehrzahl der heutigen Führerinnen der Frauenrechtsbewegung einen radikalen Umbau der sozialen Wirtschaftsordnung nicht im Auge haben, so kann sich einem auf den Grund der Erscheinungen gehefteten Blick der innige Zusammenhang der von der allgemeinen sozialen Frage und jener von der Frauenfrage aufgerollten Probleme, sowie die Erkenntnis, daß die letzten Konsequenzen der von der Frauenbewegung aufgestellten Postulate

in einer grundlegenden Neugestaltung der sozialen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse münden, nicht verhüllen.

Hiermit soll durchaus nicht gesagt sein, daß die Frauenbewegung nur dann vernunftberechtigt sei, wenn sie in ihren Bestrebungen sich dem sozialistischen Streben nach einer neuen Wirtschaftsordnung anschließe. Die Frauenrechtsbewegung ist gerichtet und muß gerichtet bleiben auf das Streben der Befreiung der Frauen aus der Geschlechtssklaverei, die auf dem Weibe lastet und aus welcher es nur durch eine Revolutionierung der sozialen Anschauungen erlöst werden kann, indem es den Frauen gelingt, die traditionelle Irrlehre der Berechtigung des Mannes zur Herrschaft über das Weib zu entwurzeln und die Erkenntnis der natürlichen Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung der Geschlechter zum Durchbruch zu bringen. Denn jene Irrlehre bildet das noch heute nicht erschütterte Fundament der sozialen, politischen, wirtschaftlichen und sittlichen Unterdrückung des Weibes.

# Heimatlos

von Fritz Brüggemann

Es war Abend, Sommerabend.
Sie kam von der Arbeit und ging weit hinaus vor die Stadt.
Dort traf sie ihn, und sie gingen Hand in Hand über den weiten Rain.
Ein Heim hatten sie nicht.
Feld und Wald waren die Stätte ihrer Liebe.
Wenige Worte schwebten zwischen ihm und ihr.
Die müde Ruhe des Feierabends ließ sie schweigen.
Leidenschaftslos ruhten ihre Seelen ineinander und spürten kaum die keusche Nähe ihrer Körper.
Sie liebte ihn, wie ein Mädchen liebt;
Das Weib war noch nicht in ihr erwacht.
Aber seine Liebe war erfüllt von der ganzen Kraft einer starken Mannesseele.

* * *

Die Sonne malte ihre blutroten Streifen hinter den schwarzen Pappeln.
Ein Duft stieg aus den Wiesen, und Stille allerseits kündete das Nahen der Nacht.
Das war die Stunde, wo sie scheiden sollten:
Ohne Heimat, ohne Eltern, einsam verstoßen jedes in eine fremde Welt;
Auf Tage, Wochen, Monate auseinander gerissen bis zum nächsten Abend, dem lang ersehnten Abend von wenigen Stunden.
Wann würde die Zeit ihre Hände dauernd ineinander legen? —

* * *

Fern vom Leben, fern vom Wege saßen sie am einsamen Hügel und suchten mit ihren Augen den weichenden Tag.
Rotleuchtend wie ihre Liebe tauchte er nieder in dunkle Nacht.
Ihre Lippen fanden sich, und ihre Körper berührten einander.
Der warme Trieb zum Leben hielt sie gebannt.

* * *

Wie schwach sie sich plötzlich fühlte, wie willenlos hingegeben seiner Kraft.
Von den Armen fielen ihre Gewänder, und die duftenden Grüße der warmen Sommernacht umkosten ihre jugendlichen Brüste.
Es war eine keusche Seligkeit, wie er die losen Kleider von ihren weißen Gliedern streifte.
Hinter den weichen Händen verhüllte sie ihr heißes Gesicht und barg sich zur Seite gewendet tief, tief in das duftende Heu.
Seine Hände kosten sie leise und wandten ihr Köpfchen zurück.
Da schlug sie ihre Arme um seinen Hals und schmiegte sich eng an seine Brust.
In banger Seligkeit nahm sie ihn hin und gewährte seinem stürmischen Verlangen,
Und sie zeugten einen neuen Menschen.

* * *

Fern klang die Glocke von der Stadt und kündete die nächtliche Stunde.
Die Nachtigall sang ihr einsames Lied, und das frische Grün atmete kräftiges Leben.
Die ganze Natur feierte eine heilige Auferstehung in ihnen.

* * *

Da fühlte sie sich Weib, ganz Weib.
In reiner Sinnlichkeit lag sie in seinen Armen,
Und ihre Seele war erfüllt von einem einzigen, großen, heiligen Gefühl:
Jetzt, jetzt erst liebte sie ihn!

* * *

Und morgen —, morgen Arbeit.




# Die Halb-Alten („Les Demi-Vieilles“)

Roman von Yvette Guilbert (Einzig autorisierte Ausgabe) Deutsch von Ludwig Wechsler

(9. Fortsetzung.)

Als sie heute Morgen in Vaux anlangte, war Maurice wie geblendet; allein unter dem scharf beobachtenden Blicke Esther Renots heuchelte er Gleichgültigkeit und wollte von der Herrlichkeit der „schwarzen Sonne“ nicht allzu viel Notiz nehmen.

Jetzt bietet sich ihm die Möglichkeit, sie in aller Muße zu betrachten.

Er späht zwischen dem dichten Geranke des Epheus hinaus und erblickt das von Thränen überströmte schöne Gesicht; er hält den Atem an, denn sie spricht.

„Vor allen Dingen“, sagt die Weinende zu Gillette, „gilt es, in diesem Dorfe ein kleines Häuschen zu finden, das ich unter irgend einem Namen mieten würde; dieser Ort ist so weltentlegen und von den Parisern so wenig gekannt, daß wir hier keinerlei Späherauge zu fürchten haben ... die Begegnung mit bekannten Personen ebensowenig. Ich habe Nikolaus versprochen, bis morgen das Gewünschte ausfindig zu machen. Im Laufe der Woche kommen wir dann hierher, um unseren letzten Sommer in Vaux zu verbringen ...“

„Ihren letzten Sommer? Wie das?“ fragte Gillette.

„Ach ja, meine gute Freundin, unseren letzten Sommer ... denn Nikolaus ist im Begriff zu heiraten ...“

Dieser Erklärung mußte etwas ganz Außerordentliches anhaften, denn die Augen Gillettes nahmen einen Ausdruck unbeschreiblicher Verwunderung an, während die Marquise noch mehr schluchzte wie bisher.

„Ja, ja, Gillette ... es muß sein, was soll man da thun? Meine Kinder wachsen heran, meine Jüngste kommt aus dem Kloster und soll an meiner Seite das gesellschaftliche Leben kennen lernen ... denn ihre älteren zwei Schwestern sind bereits verheiratet und haben auch schon Kinder ... Jawohl, Teuerste, ich bin Großmutter, habe die fünfzig hinter mir ... sehr hinter mir sogar ... Was läßt sich da also thun? ... Der Anstand verbietet es, daß Nikolaus mich auch weiterhin besuche ... Das ging noch an, solange die Kinder klein oder im Erziehungsinstitut untergebracht waren. Dann verheiratete ich die ältesten, aber jetzt kommt Rosamunde nach Hause; wir müssen uns zusammen zeigen, und da bleibt eben nichts anderes übrig. Zudem wissen Sie ja, wie es im Leben bestellt ist, nicht wahr? Dieses Verhältnis, das seit zweiundzwanzig Jahren besteht, mußte schließlich ein Ende nehmen, jenes Ende, das es jetzt thatsächlich nimmt ... denn ich bin es selbst, die ihn verheiratet, die Frau für ihn gewählt hat ... Ich selbst komme natürlich nicht in Frage, nicht wahr? Sie kennen Nikolaus zur Genüge, um zu wissen, daß er kein Vermögen besitzt ... Ich habe also eine reizende Frau für ihn gefunden, eine reiche Witwe mit einunddreißig Jahren, die sterblich in ihn verliebt ist ... Nikolaus wird an ihrer Seite glücklich sein ...“

„Wie alt ist Nikolaus?“

„Vierzig Jahre“, erwiderte Frau von Lapic errötend; „er ist um vieles, um sehr vieles jünger als ich ... ja ... Als er mich meinem Gatten entriß, zählte ich kaum dreißig und er zwanzig Jahre. Der Unterschied stach damals nicht so in die Augen, denn ich war von zarter, schlanker Gestalt ... und sehr schön“, fügte

sie einfach hinzu. „Heute aber ... ohne mein Färbemittel wäre mein Haar grau, meine gute Gillette, überhaupt bin ich in den letzten zehn Jahren unglaublich gealtert ... so daß man mir heute schon ganz deutlich mein Alter anmerkt, nicht wahr?“

„Was fällt Ihnen ein, Marquise? Sie sind noch immer wunderschön.“

„Weil ich trotz allem noch verliebt bin; aber sobald ich nicht mehr nötig haben werde, zu gefallen, sobald mich Nikolaus nicht mehr lieben wird, werde ich mein Haar so grau sein lassen, wie es will, und dann wird jedermann sehen, wie alt, wie unglaublich alt ich bin ...“

Eine Pause trat zwischen den zwei Damen ein, dann sagte Gillette:

„Es ist jedenfalls eine schöne Sache, wenn ein Liebesabenteuer in so ritterlicher Weise endet ...“

„Sie werden doch nicht denken, Gillette, daß eine Frau wie ich und ein Mann wie Nikolaus zweiundzwanzig Jahre hindurch von heißer Liebe zu einander erfüllt sein und dann auseinandergehen könnten wie andere gewöhnliche Sterbliche! Bedenken Sie nur, welch hehre Erinnerungen dieses Leben in uns zurücklassen mußte, das wir volle zehn Jahre hindurch fern von Paris, fern von allen anderen führten, stets auf der Suche nach einem neuen Obdach, das wir jede Woche wechselten, um Nikolaus, meine noch im zarten Alter befindlichen Kinder und mich selbst vor den Nachstellungen und der Rache meines Gatten zu schützen, bis ich eines Tages in Spanien, wohin wir auch gelangt waren, von einer entfernten Verwandten, die Kenntnis von meinem Fehltritt hatte, die Nachricht erhielt, daß der Marquis gestorben sei. Nun gab ich meine Töchter in ein Kloster, und wir beide, Nikolaus und ich, konnten frei und furchtlos unserer Liebe leben. Dieser Zustand währt seit nunmehr zwölf Jahren, Liebste ...“

„Alles in allem also zweiundzwanzig Jahre gegenseitiger Liebe“, bemerkte Gillette nachdenklich. „Das ist schön ... sehr schön sogar ... Und jetzt kommen Sie hierher, um einen verschwiegenen Winkel zu suchen, wo Sie Ihren letzten Sommer ungestört verbringen können? Was aber geschieht nachher, sobald Nikolaus geheiratet hat?“

„Nachher?“ wiederholte die arme „schwarze Sonne“, und in ihren Augen schimmerte es feucht. „Nachher werde ich ihm von Zeit zu Zeit einen zeremoniellen Besuch abstatten, werde mich überzeugen, ob er glücklich und gesund ist ... Ich werde meine Jüngste erziehen und auf meinen Tod warten, werde meinen Schöpfer preisen, weil er mir so viel des Guten und Schönen, Schönheit, Liebe und Reichtum geschenkt; nur fürchte ich, daß mir Gott, wenn ich dereinst vor seinem Richterstuhle erscheinen werde, keine Verzeihung gewähren wird ...“

„Weshalb nicht?“

„Weil ich viel geliebt, aber wenig gelitten habe.“

„Sie leiden ja heute, nicht?“

„Nein ... es ist eher Bedauern als Schmerz, was sich in mir regt, und meine Vernunft schreibt mir so gebieterisch mein Verhalten vor, daß jedes Leid davor verstummt ...“

„Ihre Liebe war daher eine vollkommen glückliche?“

„Ja, das war sie.“

„Zweiundzwanzig Jahre hindurch?“

„Zweiundzwanzig Jahre hindurch.“

Die beiden Frauen schwiegen wieder.

Durch das dichte Laub hindurch, das ihn verbarg, konnte Maurice Roval die Gesichter der beiden beobachten. Gillette kaute an dem Nagel ihres Daumens und ihr Blick war ins Leere gerichtet ... Wie weit entfernt war in diesem Moment das Bild des Clowns aus den Sommerkonzerten in den Champs-Elysées von ihr!

Welche Gedanken durchzogen ihren flatterhaften Geist, daß sie mit einem Male so gealtert aussah? ... War es vielleicht die weit hinter ihr liegende Vision, umdämmert von dem Schatten dieser schwarzen Magdalena, die ob der verweigerten Verzeihung verzweifelte?

Oder war sie für das Unglück anderer so empfänglich, daß ihr Aeußeres mit einem Male so verändert erschien?

War diese große Frau mit den zerfahrenen Geberden in so hohem Maße empfindlich? Wie

augenscheinlich sie doch alterte, diese rothaarige Gillette, wie schlaff sanken ihre Mundwinkel herab, wie faltenreich wurde ihre Stirne, und wie häßlich ihr Gesicht, das nur in strahlender Heiterkeit anmutig und gewinnend wirkte . . . Ihr Lachen bildete ihren einzigen Reiz . . . in diesem Augenblick aber, da sie traurig geworden, war sie alt . . . alt . . . älter als die Marquise, älter als Esther, älter als alles, älter wie das Alter selbst. Jetzt hatte sie überhaupt kein Alter, war sie keine Frau mehr, sondern nur die geheimnisvolle Maske des vielhundertjährigen menschlichen Schmerzes.

Das Gesicht der „schwarzen Sonne" nahm sich viel ruhiger aus unter den Thränen, die langsam über das regungslose und wie versteinerte Antlitz flossen; langsam griff sie nach ihrem Taschentuch, trocknete sich die Augen und sprach mit einem Male entschlossenen Tones:

„Wie wär's, Gillette, wenn wir das Haus besichtigten, dessen Sie erwähnten?"

„Sie können es auch von hier sehen . . . Dort, das große Haus am Rande der Wiese . . . Es ist zu vermieten und gehört einer Frau Roset, einer Bäuerin, deren Tochter vor vierzehn Tagen starb. Das Haus steht leer und wir können es besichtigen, wollen Sie?"

Die beiden Frauen standen auf und entfernten sich.

Maurice Roval blickte ihnen nach . . . „Arme Marquise", sagte er sich. „Auch eine, die den Mangel der ‚Jugend' schmerzlich empfindet, denn nur den Jahren hat sie es zu danken, daß sie zu dem vernünftigen Entschlusse gelangte, ihren für sie zu jungen Liebhaber zu verlassen . . . Welch ein Gang und welch eine Gestalt!" spann er seine Gedanken weiter, während er ihr nachblickte, so lange sie zu sehen war. „Ich bin doch neugierig, ihren Nikolaus zu sehen . . ."

Er ließ sich wieder an seinem Tische nieder, um zu arbeiten . . . Doch mußte er unwillkürlich immer wieder an Frau von Lapie denken und mit Esther Renot vergleichen . . . Esther war mehr Weib . . . jene eher Königin; aber beide hatten von denselben Feinden zu leiden: von den Männern und den Jahren!

Die eine sagte sich heldenmütig von der Liebe los, denn die Vernunft erheischte es so; die andere klammerte sich in heller Thorheit an sie. Denn war Esthers übertriebene Sinnlichkeit keine Thorheit? . . . Dieses ewige und niemals befriedigte Verlangen, dieser Durst nach stets neuen Genüssen . . .

Schon seit sechs Monaten währte diese ununterbrochene Sinnenlust, dieser sich unaufhörlich erneuernde Liebestaumel, der ihn umsomehr überraschte, als er ihn bei dieser scheinbar so kalten und ruhigen Frau niemals vermutet hätte, die nur auf der Bühne zu wirklichem Leben zu erwachen schien. Und diese Frau hatte leben können, wie sie vor dieser Liaison gelebt, drei volle Jahre hindurch in absoluter Keuschheit, während sie sich jetzt Tag für Tag als das Urbild der Wonnegier entpuppte, das den jungen Mann mit immer neuem Staunen erfüllte!

„Wie seltsam!" sagte er sich. „Welch wilde Hartnäckigkeit und mächtige Energie sie doch aufbietet, um die Stunde des unvermeidlichen Rückzuges je länger hinauszuschieben . . . Hier, auf dem Lande, wo sich alles vereint, um die Menschen zur Lässigkeit, zum Verzicht auf lästige Eleganz zu veranlassen, bleibt sie fest geschnürt, geschmückt, kräuselt sich das Haar und schminkt sich unermüdlich . . . Mit welcher Unruhe kehrt sie von den Spaziergängen im Freien zurück, denn sie fürchtet stets, an ihrer äußeren Person Schaden genommen zu haben! Mit welcher Sorgfalt erneuert sie die aufgetragene Schminke, die durch den Schweiß täglich einige Male zerstört wird! Und mit welcher Sorgfalt sie ihr Zimmer, das an das meinige stößt, verschließt . . . denn sie fürchtet, daß ich des Morgens zu früh aufstehen und sie überraschen könnte . . ."

Wirklich schlief Esther kaum einige Stunden des Nachts, denn man ging sehr spät zu Bette und schon um sechs Uhr morgens öffnete sie leise ihre Thür, denn sie weiß, daß Maurice eintreten könnte, noch bevor sie aufgestanden ist. Wirklich trifft er sie täglich schon geschmückt, sorgfältig gekämmt und geschminkt im Bette an...

Sie lebt in ewiger Aufregung, die ihr keine

Ruhe, keine Erholung gönnt. In Paris findet sich Maurice nur an bestimmten Tagen ein ... aber hier, wo man fast gemeinschaftlich lebt, Thür an Thür ... hier ist sie auf ihrer Hut ... hier überwacht sie sich und er beobachtet sie auch ... kritisiert sie in seinem schrecklichen Tagebuch, in dem ein Blatt nach dem anderen mit Aufzeichnungen über Esther Pessima bedeckt wird ... All dies betrachtet er aus seinem wilden, funkelnden Auge, er zählt die Anstrengungen, die sie macht ... zerlegt ihr Thun und Lassen, gleichwie ein geübter Mechaniker dem Ausbau einer alten Maschine beiwohnt, die gehörig in Stand gesetzt, noch lange Zeit hindurch gute Dienste leisten kann!

Ob er sie liebt? ... er weiß es nicht ... dagegen weiß er ihr einen gewissen Dank für die große Sorgfalt, die sie darauf verwendet, um ihm zu gefallen, für die unermüdlichen Anstrengungen, die sie macht, um sich seine Bewunderung zu sichern. Sie trägt nur die Farben, die er liebt, verwendet nur die Parfüms, die er bevorzugt, und ist in sein Denken und Fühlen so tief eingedrungen, daß sie nur Dinge spricht, die ihm genehm sind. Dies rührt ihn am meisten ... Sie ist überdies so gut, so zärtlich, so bedacht zärtlich, daß sie ihm in ihrer Fürsorglichkeit weit genußreicher denn in ihrer Wollust erscheint, die Tag um Tag schmerzlicher wird. Wird man überhaupt nicht viel eher eines Leibes, denn eines Herzens satt? und das umso eher, als das Herz Esthers unerschöpflich an Güte, ihr Körper aber unersättlich ist ...

So lange sie hinlänglich hübsch bleibt, wird er sie nicht heldenmütig und entschlossen auf die Liebe verzichten sehen, wie es die noch sehr schöne Marquise von Lapic thut, die trotz ihres ungeschminkten Gesichtes und der ihr Alter ehrlich bekennenden Züge ihrem Geliebten, wenn schon keine Leidenschaft einflößen, so doch Freuden mit ihm genießen kann, die er ihr stets zu gewähren bereit sein wird.

Vernünftigerweise, vornehmlich aber aus Schamgefühl, weigerte sie sich, eine Verbindung aufrechtzuhalten, die durch die Zeit und die unbarmherzig zunehmenden Jahre ebenso entwürdigend gestaltet werden würde, wie alles andere! Und Maurice empfand eine mit achtungsvoller Bewunderung gepaarte Sympathie für diese düstere Liebhaberin, die so stark, so weise und so charaktervoll war, daß er diese Eigenschaften gerne auch bei Esther Renot gesehen hätte. Allein die „Schwarze Sonne" personifizierte durchwegs die Kraft, die tragische Kraft, und Esther mit ihren weichen Muskeln und ihrer schmachtenden blonden Schönheit stellte gerade das Gegenteil dieser Energie dar. Sie war die sanfte Resignation ... das blonde Verhängnis ... stark und energisch zwar auch, aber in einer anderen Weise.

„Kein Zweifel", sagt sich Maurice; „jede Frau für sich ist ein Geheimnis, und ein Leben allein genügt nicht, um auch nur eine einzige kennen zu lernen; dabei aber giebt man sich in jedem Jahre mit drei Dutzend ab!"

Die Stunden verflossen. Ermüdet vom Nichtsthun ging er wieder an die Arbeit, und während seine Feder langsam über das Papier gleitet, als suchte er nach den Worten, deren er benötigt, gleitet ein kleines Fahrzeug auf dem Fluß dahin und läßt einen langen silbernen Streifen hinter sich zurück.

Es ist das Boot des Herrn Bêche, des friedfertigen Anglers, dessen Köder von keinem Fischlein aufgesucht wurde, und Maurice, der den Kopf emporhebt, um einen Gedanken zu suchen, sieht den harmlosen Fischer auf dem Grunde seines Fahrzeugs liegen und ruhig schlafen, wobei das hochrote, behäbige Antlitz in der Sonne glänzt.

Mit dem offenen Munde und den kleinen, schwarzen Haarbüscheln in der Nase sieht Bêche wirklich sehr drollig aus, und belustigt betrachtet ihn Maurice; er hat einen höchst einfältigen Gesichtsausdruck und unglaublich große Hände und Füße. Sein Gesicht ist rot und so glänzend, als wäre es mit demselben Firniß überzogen worden, wie die Bilder, die er Jahr für Jahr kilometerweise erzeugt. Seit fünfzehn Jahren pinselt er dieselben Spießbürger mit dem Lorgnon und den ausgeschnittenen weißen Westen, dieselben wackeren, flachbusigen Damen, die in den Sonderzimmern der Nacht-

restaurants von alten Herren oder Schuljungen ausgekleidet werden, auf die Leinwand, und diese pornographischen Darstellungen tragen ihm, wie er sagt, dreißig- bis vierzigtausend Franken jährlich ein! Was Maurice Roval zu dem Ausspruch veranlaßt hat, daß es da wirklich unrecht von ihm wäre, wenn er sich Zwang auferlegen wollte, das heißt, wenn er Talent hätte, denn da würde er ganz entschieden viel weniger verdienen! Kommt er daher weder als Mensch, noch als Künstler irgendwie in Betracht, so ist seine Frau umso interessanter; nicht etwa, als wäre sie sonderlich intelligent, ganz im Gegenteil sogar; allein ihre Einfalt ist wie sie ... frisch, abgestuft, wie eine Palette, auf der sich alle Schattierungen von der unscheinbarsten bis zur höchsten Einfalt vorfinden!

Da sie zahlreiche vergoldete Rahmen gesehen hat, in deren linker unterer Ecke der Name Béche prangte, glaubte sie schließlich, daß er ein großer Künstler sei, und nachdem sie ihren ersten Gatten verlassen, sich von ihm geschieden, dann einen zweiten geheiratet und die Scheidung auch von diesem durchgesetzt hatte, verliebte sie sich in einen dritten, mit dem sie gleichfalls in den heiligen Stand der Ehe trat; der dritte aber starb schon fünf Monate später. Nun kam Béche an die Reihe, mit dem sie lange Zeit hindurch in freier Liebe zusammenlebte, ohne hierzu von irgend jemandem ermächtigt worden zu sein, bis beide eines schönen Morgens mit dem Entschlusse erwachten, sich vorschriftsmäßig trauen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)



# Ein Traum

**Von Henri Borel. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Else Otten**

(2. Fortsetzung.)

Da plötzlich, drei Monate, nachdem ich ihn zuletzt gesehen, erhielt ich ein Telegramm von Mary.

Rudolf war tot .....

Er war ganz plötzlich gestorben, wie so viele Herzleidende, in der Blüte seiner Jahre, schön und kräftig gebaut, mit einem frischen Rot auf den Wangen. Des Morgens nach einem Spaziergang war er plötzlich umgefallen, hatte noch ein paar Stunden auf dem Bett gelegen und sich mit Mary unterhalten, und war dann gestorben. „Herzlähmung“: so lautete die Diagnose des Arztes.

Wenige Tage darauf kam Mary zu mir und brachte mir ein Tagebuch, das Rudolf in Tosari geführt. Kurz vor seinem Tode hatte er sie gebeten, es mir als ein letztes Andenken an ihn zu geben.

Und jetzt liegt das Tagebuch von Rudolf de Wall vor mir. Ich habe es gelesen. Ich weiß jetzt, daß er in einem schönen Traum gestorben ist. Und ich beneide ihn. Es ist so voller Liebe zum Leben, voller Vorahnungen des Todes. Es ist, als habe seine Seele stets gewußt, daß er nun wohl sterben müsse, denn mehr als einmal fühlt er sich schon beinahe Eins mit der Natur, mit Gottes innersten Wesen, das er in ihr sah und fühlte.

Es klingt vielleicht ein wenig grausam, aber mich dünkt es ein Glück, daß Rudolf dort oben gestorben, und daß er nun vereint ist mit dem Reinsten und Besten all jener erhabenen Schönheit, die er dort in seinem letzten Lebenstraum erblicken durfte.

Was würde aus ihm geworden sein, wenn er mit seiner übersensitiven, zarten, kindlichen Seele, mit all dem neuen, frischen Lebensdrang, wieder zurückgemußt hätte, in das demoralisierende, grausame Leben hier unten? Wenn er die Frau, die er so verherrlicht sah — und die auch vielleicht reiner und besser gewesen sein mag dort oben in der alles verklärenden Höhenluft — später hier hätte wiedersehen müssen, zu dem alten Schlendrian des indischen Lebens zurückgekehrt, wie ein ganz alltägliches, oberflächliches Wesen, nicht besser und nicht schlechter als die andern, von denen er sich stets so fern hielt? Wie würde er gelitten haben, wenn er sie nach und nach, wenn sie nicht

mehr unter dem Einfluß der so ideal und erhaben stimmenden Höhenluft war, so gesehen und kennen gelernt hätte, wie sie in Wirklichkeit war; das Schlimmste, was es für ihn gab: ein „Flirt", — und wenn er eingesehen hätte, daß er das Beste und Heiligste seiner Seele weggeworfen, ins Leere, ins Nichts?

Nun, — wer kann sagen, was wirklicher ist, die Wirklichkeit oder der Traum? Es mag wohl sein, daß Annie, die Frau, die er so sehr geliebt, dort oben für einen kurzen Augenblick zu jener Reinheit und Seelenanmut emporgestiegen war, die er in ihr vermutete, und daß es vielleicht doch ganz wirklich gewesen, was er von ihr gedacht. Es ist die majestätische Schönheit der Berge und des Himmels, die die Seelen so rein macht, und es sind die frischen kühlen Winde, die das Beste und Edelste im Menschen — das Jahre lang schlummernd und umnachtet blieb — herrlich aufblühen lassen in dieser wunderbaren Sphäre.

Mag dann später, viel später, dort unten wieder angekommen, die eben erblühte Schönheit in die schwüle Hitze und in die heuchlerische Konvention des alltäglichen geisttötenden indischen Lebens zurücksinken . . . . .

Hier ist also das Tagebuch von Rudolf de Wall, wie ich es empfing aus den zarten Händen seiner Schwester. Es birgt nicht viel Romanhaftes in sich, und die Intrigue, die vielen als das Wichtigste erscheint, fehlt gänzlich. Es sind zuweilen nur ganz kurze Bruchstücke, wechselnde Stimmungen seiner Seele unter dem Einfluß der wechselnden Schönheit der Tage und Nächte im Tengger.

Man messe es doch nicht an der Wirklichkeit und sage doch nicht, daß dies töricht oder jenes verkehrt von ihm war, daß er klüger hätte sein und die Menschen besser hätte kennen lernen müssen, ehe er sie des Höchsten, was seine Seele besaß, für wert hielt! —

Denn ich sage euch, er ist mit seinen Phantasien glücklicher gewesen, denn einer von uns vernünftigen Menschen, und im Stillen habe ich ihn beneidet um das, was ich mit meiner größeren Erkenntnis niemals habe so genießen können.

Denn glücklich, oh! glücklich sind sie, die das harte Leben nicht sehen und in ihren schönen, eigenen Träumen sicher emporsteigen! . . . . .

---

Aus dem Tagebuch von Rudolf de Wall.

Heut' habe ich zum ersten Mal das Bett verlassen. Sieben lange Tage und Nächte in einem kleinen Zimmer!

Und doch war es gar nicht so schlimm. Ich fühlte, wie mich langsam, ganz langsam, eine reine Luft zu durchströmen begann, und wie der Mund, wenn er Wasser trinkt, so ward mein Körper kühl und frisch.

Mary schob zuweilen die Vorhänge von meinem Fenster zurück, dann sah ich überall Berge, Berge, Berge und weiße Wolken, die durch die Lüfte zogen. Am Schönsten von allem aber waren wohl die kleinen, demütigen Tannen, die Tjemaras, so sanft an den Hügeln emporklimmend und in geraden Reihen am Wege stehend. Überall schmale, sich windende Pfade, so wie man sie wohl als Hintergrund der Primitiven sieht, bei Van der Weyden oder Van Eyck.

Und immerfort das reine Rauschen von Wasserfällen, unsichtbar, tief unten in den Tälern . . . .

Und nun bin ich endlich wieder aufgestanden, und ich will ein neues Tagebuch anfangen. Das Schöne, was ich hier sehen werde, darf nicht so in alle Zeiten zerfließen. Ich habe eine Ahnung, als ob es sich jetzt wohl wieder der Mühe lohnen wird, ein Tagebuch zu führen — was ich seit Jahren nicht mehr getan.

Wie gut, wie lieb und wie herzlich, haben mich Mary und Henri gepflegt! Ich will versuchen alles Schöne, das mir hier begegnen wird, in diesem Buche zu verwahren und später, wenn ich wieder gesund und munter dort „Unten" bin, lasse ich es sie lesen.

Ich soll mich vor allen Dingen nicht ermüden, sagt der Arzt, und nur ein wenig auf der Terrasse spazieren gehen . . . aber mein Tagebuch will ich jetzt doch beginnen, das wird mir wohl nicht schaden, nur ein Stündchen.

Was wird kommen? Was wird kommen? . . . Ja, wird für mich denn überhaupt noch etwas kommen? —

*

So war das vergängliche Traumbild heute Morgen, als ich von der stillen Terrasse aus Gottes Welt sah, so fern, so tief zu meinen Füßen:

Eine unbestimmte, dunstige Watte über der weiten, mattleuchtenden Ebene.

Der Ardjoena, fast materielos, leicht verflüchtigt, fern in all' dem Träumerischen, fast unwirklich.

Die Seele seines schwermassigen Götterleibes jetzt scheu, entblößt, sein eigenstes, innerstes Wesen leicht erschauernd im zarten Morgenlicht . . . . und ebenfalls nur geahnt, der luftige Penanggoenan-Kegel, und fern das perlmutterschimmernde Meer, langsam zum Horizont hinträumend . . . . . .

Die luftige Essenz des Weltwesens erzittert leicht vor meinen Augen, in dem keusch-ehrwürdigen, zart-schimmernden jungfräulichen Licht des jungen Morgens . . . .

Wie dünn ist die reine Luft . . wie leicht fühle ich mein eigenes Wesen sich vorsichtig ausbreiten in diesen weiten, weiten Fernen . . . . .

Und mir ist, als ob das milde keusche Ende nun wohl bald kommen, als ob meine Seele nun wohl bald hinüberträumen wird in jene zarten vergänglichen Sphären, weit über die leuchtenden Ebenen, über die unbestimmten Horizonte des Meeres . . .

Das war ein seltsames Gespräch heute Morgen! Ich scheine wirklich im Reich der Wunder angelangt zu sein.

Ich hatte mich eben auf die Terrasse, auf eine Bank gesetzt, als der alte Herr Mehrmann zu mir kam, der Tosari durch und durch kennt, und sehr viel darüber geschrieben hat. Er hat mir auf ganz eigentümliche Weise erklärt, von welchem Einfluß diese reine, klare, ätherische Atmosphäre auf den Menschen ist, und wenn er recht hat, dann ist dies hier sicherlich ein ganz einziger Wunderort in der Welt.

„Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen", hub er an, „daß die Menschen, die Sie hier kennen lernen, ganz anders sind, als sie sich „Unten" wieder zeigen werden. Darum ist es auch sehr gefährlich, hier Freundschaft — und noch gefährlicher — Liebe für jemanden zu empfinden, denn daraus entsteht meist nur Kummer und Enttäuschung. Was es ist — ich glaube kaum, daß es nur die dünne Luft ist — weiß ich nicht, aber die Menschen leben hier eigentlich wie in einem Traum. — Vielleicht ist es die grandiose, schlichte, ernste Pracht der Natur, die es ihnen antut; sicher ist, daß sie hier viel besser und viel reiner werden, als sie „Unten" sind. Das macht wohl der prächtige, weite Horizont, daß man besser und großmütiger in seiner Denkungsart wird, daß die Engherzigkeit der Konvention fortfällt, und die steifen, hochanständigen Menschen von „Unten" hier „Oben" freie, natürliche, und aufrichtige Menschen werden. — Ich glaube nicht, wie der Arzt, daß es nur der Tod der Malaria-Bazillen ist, der dies zu Wege bringt. Ich glaube, daß der Einfluß, den die Psyche ausübt, ein viel größerer ist, als man im allgemeinen annimmt, ja, daß eigentlich der psychische Prozeß die Hauptrolle spielt, und dem physischen den Stoß gibt. Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß man es hier mit besseren Menschen zu tun hat als „Unten". Und dies geht sogar so weit, daß Menschen, die mir unten sehr unsympathisch waren, und in denen ich kein Fünkchen Seelenschönheit mehr vermutete, so tief waren sie in den dumpfen Schlendrian des Alltäglichen versunken — hier plötzlich ganz zarte und subtile Regungen zeigten. Schönes, das jahrelang in ihnen geschlummert, erwachte hier plötzlich wieder, und Menschen, bei denen man es niemals vermutet haben würde, sprechen hier wieder von Illusionen, von Idealen und von Poesie. Es scheint wirklich, als ob mit der reineren, klareren Luft auch die Seele reiner und klarer würde, als ob die Nebel schwänden. — „Aber wie denn, wenn sie wieder herunter kommen?" fragte ich neugierig und voller Spannung. — „Ja, sehen Sie, das ist eben der Jammer", sagte der alte Herr. „Sobald die Menschen erst eine Weile zurück sind, und wieder in der Hitze, ist's auch wieder aus. Sie fallen binnen weniger Tage in den alten Schlendrian zurück. Menschen, die hier täglich

intim miteinander verkehrten, und sozusagen unzertrennlich waren, gehen später in Soerabaia mit steifem Gruß aneinander vorüber, als hätten sie sich nie gekannt. Es ist, als schämten sie sich der schönen, natürlichen Empfindungen, die sie einander dort oben gezeigt, als wäre es ihnen peinlich, dort für eine kurze Spanne Zeit einfache, natürliche Menschen gewesen zu sein. Darum ist es gefährlich, jemanden hier sehr lieb zu gewinnen, denn man liebt nicht eigentlich den Menschen, sondern seine Illusion, seinen Traum, so wie er hier in dieser reinen Luft für einen Augenblick aufgeblüht. Ich habe hier einen jungen Mann gekannt, — einen ganz besonders empfindsamen Menschen — der sich sterblich in ein junges Mädchen verliebte. Sie machte ihn so ein wenig zu ihrem Kavalier und sie waren stets zusammen, und glichen fast zwei Inséparables. Des Abends spät sah ich sie in der Laube in zärtlichem Kosen; er schickte ihr Verse und Blumen, — nun, das kennen Sie ja. Als ich ihm später „Unten" wieder begegnete, — ich war sehr intim mit ihm — und ihn nach dem Mädchen fragte, sah er aus, als schäme er sich. „Sie ist ein ganz alltäglicher Mensch wie tausend andere", sagte er. „Als ich sie besuchte, war sie so steif, als kenne sie mich kaum. Es ist nichts besonderes an ihr; ich verstehe überhaupt nicht, wie ich jemals etwas an ihr habe finden können." — Aber er vergaß, daß sie dort oben wahr und aufrichtig, und dort also auch wirklich etwas besonderes gewesen war. Nur war sie, unten angekommen, sofort wieder in das Einerlei und die dumpfe Konvention zurückgesunken. Und so geht es mit fast allen Menschen hier. Daher, wenn Sie als junger Mann einen guten Rat von mir annehmen wollen, genießen Sie hier so viel als möglich die schöne Natur, aber nehmen Sie die Menschen nicht gar zu ernst. Man könnte hier fast von einer periodisch-verbesserten Menschenauflage sprechen. Sie sind alle so lieb, und so ungezwungen und so herzlich. Man möchte denken: wie gut ist doch die Welt, und wie liebenswert sind doch die Menschen! Aber das ist sehr trügerisch, und jemand mit ein wenig Herz und Gemüt, der sich schnell an Menschen anschließt, wird später nur Enttäuschungen erleben."

„Und dann noch etwas. Der grandiose Horizont und die prächtigen fernen Ausblicke erweitern die Seele, aber die frische, prickelnde Luft wirkt sehr stark auf die Sinne, besonders bei Frauen. Vieles, was man in der ausgelassenen Fröhlichkeit für man in der aufgelassenen Fröhlichkeit für lieb und anbetungswürdig hält, ist im Grunde nicht anderes als eine Überreizung der Sinne und das scheinbar Zarte ist oft nur Sinnlichkeit. Es ist dies denn auch ein gefährliches Land für junge Frauen, und ich habe in all' den Jahren, da ich Tosari kenne, viele Ungerechtigkeiten begehen sehen. Aber Sie müssen das jetzt alles mal selbst beobachten. Sie sind gewarnt, und das hat immer sein Gutes!"

Seltsamer, alter Brummbär! Und doch so ein gütiges, freundliches Gesicht . . . . .

In was für ein seltenes Wunderland bin ich verschlagen! Ein Traumland, wo die Menschen Alle besser sind als sie eigentlich sind! Und ich, der ich noch immer nicht vernünftig werden kann, und noch immer naiv geblieben bin, der ich mich durch ein liebenswürdiges Lächeln und eine freundliche Geste so leicht gewinnen lasse!

Ich bin begierig, was daraus werden wird . . . .

*

Des Morgens auf der Terrasse.

Die Sonne ist nicht zu sehen hinter den östlichen Bergen. Die Ebene liegt in zartrosiger Glut der Erwartung, eine Liebende, die, leicht errötend, ihres fernen Geliebten harrt. Die Bergrücken rechts mit ihren Reihen dunkler Bäumchen liegen blauschwarz im silberweißen Perlenlicht. Ein paar niedrige Cypressen an den Seiten des Hauses stehen totenstill in der Luft.

Langsam fährt ein rosiges Glühen durch die Himmel, und es ist ein leichtes Zittern, eine unbestimmte Vorahnung von Farbe in der Luft. Ein einsames, schmales Streifchen hängt schon einsam im Osten. Es treibt dort fremd und verloren, aber doch ganz ruhig erhaben, und vom eignen Glanz getragen. Plötzlich wieder zerflossen . . . Wohin? . . . Wandelbare Zartheit des ver-

gänglich Schönen und dann nur ein Traum, der in nichts zerrinnt . . . . .

Die Welt liegt da und wartet, in unbestimmtem Verlangen.

Wenn endlich die Sonne hinter hoher Bergwand aufgeht, ein strahlender Schild, goldschimmernde funkelnde Pfeile entsendend, fährt ein Strom von Wärme durch die zitternde Luft . . . . .

Die niedrigeren Berghügel von dem Malangschen im Südwesten liegen noch undeutlich trübe sinnend, in langsam lichter werdenden dunkelgrauen Wolken. Auch tief unten am Fuße des Ardjoena treibt noch ein Hauch von Wolkennebel, wie ein düsterer Traum.

Aber furchtlos, in luftiger Reinheit steigt Ardjoena's Körper in weicher, rosiger Glut empor; seine feinen Umrisse erzittern im Licht. Mit ruhigem Lächeln schaut er zu, ehrwürdig wie ein Gott, wie die Sonne seine Gipfel rot vergoldet.

Weiter im Westen, bei dem Penanggoenan, wo schon ein leichter Dunst liegt, ist es ein Anfang, ein leises Ahnen, und in sanftem Erwachen, wo er blaugrau, träumend emporsteigt, aus verschwommenem Dunst im Morgentau.

Gelb und grün und golden in mattem Erlöschen ihres Glanzes, blinken Wiesen und Felder durch die weichenden Nebel.

Die Ebene glänzt matt, wie eine riesige Muschel aus Perlmutter.

Breiter, immer breiter fallen die Sonnenstrahlen, wie funkelnde, goldene Stäbe, aus der Luft und schlagen die Berge mit leuchtendem Licht. Und überall, ringsumher, aufrechtstehend in regelmäßiger Ordnung, die keuschen Tjemaras, über Bergkämme und hohe Hügelrücken verteilt, wie stille Herden, sehr demütig und sehr zufrieden in all' dem Glück des Lichts . . . . . .

(Fortsetzung folgt.)



# Eingesandt

Es ist nur eine kleine Geschichte, die ich hier vorbringen will. Es gehört eigentlich nicht hierher, daß sie so traurig für mich ausging, und ich würde darüber auch gar nicht reden, wenn ich nicht glaubte, durch einen genauen Bericht diesen Fall allgemein klarzulegen, so gut es mir, der ich kein Schriftsteller bin, möglich ist. Diesen Fall, der vielleicht nicht nur mir allein Scherereien und Schaden zugefügt hat, wenn er auch sicher mir mehr genommen hat als irgend jemandem anderen und mir größeres Leid verursacht hat, als er wahrscheinlich noch irgend jemandem anderen nach mir machen wird; gegen den man sich aber, was das Bittere ist, in seinen primären Erscheinungen allem Anschein nach nicht schützen und wehren kann. Und das Gefährliche ist dabei, daß sich das Ganze so harmlos anläßt, daß die wenigsten sich veranlaßt fühlen werden, auch nur den Versuch zu machen, sich dagegen zu verwahren und ein Veto dagegen einzulegen, daß ihren Angehörigen Ideen ins Haus und in die Köpfe gesetzt werden, die man selber belächelt oder verabscheut und die man von ihnen fernhält, solange man es in der Macht hat; die den mit dem wirklichen Leben unbekannten und unerfahrenen Lieben aber leider, leider zu imponieren imstande sind, sie in ihren Bann ziehen, sie umstricken und verwirren und eine fast hypnotische Wirkung auf sie ausüben, gleich Schlangenaugen, die ein Vöglein willenlos und starr machen, wenn sie es anblicken. Ideen, die sich modern nennen und denen sich harmlose Menschen so hingeben, wie man eben eine Mode mitmacht, mag sie auch noch so gesundheitsschädlich sein. Ich habe im Anfang gewütet, habe gejammert und war wie von Sinnen. Wenn ich daran denke, komme ich mir wie ein Romanheld vor. Jetzt denke ich ruhig darüber. Ich bin müde, und nur manchesmal überrascht mich ein Augenblick, in dem ich mir an die Stirne greife und mich frage, wie es denn möglich sei, daß das Wohl und Wehe eines Menschen, zweier Menschen, einer ganzen Familie von einem grünen Büchel, das einem ins Haus geschickt wird, abhängen kann, noch tiefer gegangen von der Laune eines Verlegers, der dies grüne Büchel gerade der und der in die Hand spielt, in deren Händen es Unheil bringt, und keiner anderen. Und es ist nichts dagegen zu machen. Nein, meine Herren, es ist nichts dagegen zu machen. Man kann nur die Faust in der Tasche ballen und mit mehr oder weniger Gemütsruhe untätig zuschauen. Ich habe mich genau erkundigt und bin dabei sozusagen hinausgeworfen worden. Man kann aber auch lachen darüber, wenn man nicht sentimental genug ist über etwas zu weinen, was nicht mehr zu ändern ist. Nun, ich lächele also und will meine Erfahrungen, die ja nicht überall so unangenehm ausfallen müssen und keineswegs so traurig wie bei mir, gern hier mitteilen, um Leuten, die an nichts Böses denken, damit zu dienen, indem ich ihnen ein lautes „Aufgeschaut" zurufe. Es fängt ganz romantisch an. Ich habe eine Braut gehabt. Ich habe sie unsäglich lieb gehabt. Mag sie es lesen. Es ist ihr nichts neues, ich habe es ihr oft genug beteuert. Ein frisches Mädel war sie, häuslich erzogen, keine Spur von der Überbildung, die an jungen Mädchen so unleidlich ist, und natürlich, so natürlich, wie man es heute selten findet. Ich darf aus der Erinnerung aus allen möglichen Anzeichen mit gutem Gewissen schließen und sagen, daß sie mich ebenso gern gehabt hat wie ich sie. Sie hat mir sogar immer erklärt, sie hätte mich lieber als ich sie. Wenn ich bei Mama —

ihr Vater war schon lange tot — zum Abendessen war, teilte sie mir unter scherzender Zärtlichkeit vor und war so besorgt um mich, als hätte ich als Fakir ein halbes Jahr im Schlaf gelegen und hätte solange nichts gegessen, und ich war doch erst gestern bei ihnen zum Abendessen gewesen, und dann saßen wir auf dem Sofa, und sie machte so liebe Augen, so liebe Augen und plauderte von ihren Freundinnen, von der Küche und ihren Kleidern und der Einrichtung unseres zukünftigen Heims, drückte mir, wenn Mama nicht hinsah, verstohlen die Hand, und wenn Mama dann zufällig hinblickte, machte sie so, als hätte sie mir die Hand gegeben, ein Versprechen zu besiegeln, und sagte dazu, sie wolle mich, wenn wir erst verheiratet wären, nur mit meinen Lieblingsspeisen füttern. Aber mein Gott, ich will ja keine Novelle schreiben. Es mag genügen, daß wir — ich für meinen Teil kann es mit Sicherheit behaupten — zufrieden waren und glücklich in unserer Liebe, und daß wir heute die harmonischste Ehe miteinander führen würden, wenn nicht — wenn das grüne Büchel nicht dazwischen getreten wäre.

Es war so:

Mama ging mit meiner Braut ins Bad, in ein kleines sächsisches Bad. Ich sollte, da ich noch in L. zu tun hatte, bald nachkommen. Ich habe in meinem Leben nicht so verrückte Briefe geschrieben wie zu dieser Zeit an meine Braut. „Sehnsucht“ kam auf jeder Seite zehnmal vor, und die Zahl der Küsse, die ich ihr sandte, und die ich in den Briefen von ihr zurückerhielt, werden wohl kaum die der Sterne erreichen. Die erdenklichsten Kosenamen suchte ich für sie zusammen, schrieb, wie wir leben würden in der Sommerfrische, den ganzen lieben Tag zusammen, und in den Wald würden wir gehen, und wilde Rosen würde ich brechen, ihr einen Kranz aus den wilden Rosen flechten und ihr die Blumenkrone auf ihr goldenes Haar drücken. Dann würde ich hinknieen und meine Rosenkönigin anbeten. Meine liebe Rosenkönigin. Nun, wie man schon so schreibt, wenn man einer so ganz von Herzen zugetan ist. Jedenfalls hatte ich sie wochenlang nicht gesehen — die erste längere Trennung in unserem Brautstand — und sehnte mich so nach ihr, daß ich buchstäblich meinen sonst mehr als zufriedenstellenden Appetit verlor. Ein greifbarer Beweis meiner Liebe. Übrigens habe ich ihr das auch geschrieben. Und dann kam der Tag, an dem ich ihr einen Brief sandte, in dem nichts stand als: „ich komme“ und dann der Tag meiner Abreise. Ich glaube, ich hatte Fieber, verursacht durch die freudige Aussicht, wieder bei ihr zu sein. So langsam ist mir noch kein Schnellzug gefahren als der, den ich damals benutzte. Ich vergaß nur zu bald, mich darüber zu grämen, gefangen genommen von den seligen Bildern, die mir meine Liebe und mein Verlangen vorgaukelten. Sie verließen mich selbst nicht, als ich den Bestimmungsort meiner Reise erreicht hatte. Wie im Traum stieg ich aus, gab mein Billett ab und — erwachte. Da standen Mama und meine Braut. Mama küßte mich herzhaft und oft. Meine Braut gab mir einen flüchtigen Willkommkuß und wich meinen Blicken aus. Ich war wie aus den Wolken gefallen. Auf dem weiten Weg zum Hotel sagte meine Braut fast kein Wort. Mama merkte es nicht, weil sie selber so viel zu reden hatte und von ihrer Plauderei so in Anspruch genommen war, daß sie nur mich sah, zu dem sie sprach. Und besorgt war ich auch, denn meine Braut schien mir so blaß wie nie vorher. Im Hotel kleidete ich mich um und machte den Damen meine Aufwartung. Meine Braut war noch immer so still und so zurückhaltend mir gegenüber. In meiner Verlegenheit kramte ich nun alles aus, was ich wußte, und Mama hörte nun so andächtig zu, daß sie ihre Tochter nicht beobachten konnte. Als mich meine Braut zur Türe begleitete, fragte ich: „Fehlt dir etwas?“ „Nein“, sagte sie schüchtern. „Bist du bös mit mir?“ „Nein.“ Und sie küßte mich nicht wie sonst. Da sollte ein anderer daraus klug werden. Ich habe diese Nacht kein Auge zugetan. Ich war eifersüchtig. In den nächsten Tagen war meine Braut ebenso fremd zu mir. Im Hause und auf den Spaziergängen. Ich meine, es ist schließlich auch Mama aufgefallen, denn sie fragte mich einmal, ob wir uns brieflich gezankt hätten. „Ach nein,“ sagte ich, „das sind so Launen.“ Und es geschah, daß wir — Mama war unwohl — allein ausgingen. Da nahm ich sie wieder ins Gebet, und da stellte sie nun ganz merkwürdige Fragen an mich, ängstlich und unbeholfen, ob ich vor ihr schon eine geliebt hätte und dergleichen. Ich wich ihr aus und meinte, daß das bei einem so eingefleischten Junggesellen, wie ich einer sei — ich erinnere mich, daß ich das lachend gesagt habe — eigentlich kein Wunder wäre. Aber, meinte ich, wenn das einem Mädchen Sorge machen sollte, dann könne man ja ruhig sein Ehrenwort geben, daß sie die einzige sei, die man bisher geliebt habe. Geradeso wie ein Ehebrecher seine Ehre verpfänden darf und verpfänden muß, daß er mit der und der Frau kein unerlaubtes Verhältnis gepflogen hätte. Hatten sich ihre Mienen zu Beginn meiner Rede aufgeheitert, so verfinsterten sie sich gegen Schluß hin ganz und gar, und wir kehrten gar einsilbig zurück. Im Gang wollte ich sie umfangen, und alles wieder gut machen, trotzdem ich gar nicht wußte, was schlecht war; sie stieß mich von sich, zischte mich an: „Laß mich, du bist unrein“ und war verschwunden. Ich stand da wie vom Blitz gerührt, betäubt und lehnte ganz erschöpft an der Wand. Sollte . . . sollte? . . . Natürlich das wars. Ich rannte zum Lesesaal hinauf. Freilich, da lag ja das famose grüne Ding in mehreren Exemplaren, eine Menge Nummern einer neuen radikalen Frauenzeitung u. a. Also das Verabuch. Es ist vielleicht die hysterische Forderung eines Fräulein Veras bekannt (mir war sie bekannt), daß die Männer ebenso keusch in die Ehe treten sollten wie die Mädchen. In dem Verabuch nun wird diese verrückte Idee des langen und breiten erörtert, reklamehaft breitgetreten, mit Beispielen und Proben aus dem Schwanz von zustimmenden und ablehnenden Antworten, der dem Original Eine für Viele unterdessen angewachsen war, erörtert und modifiziert und alles in allem als geschickte Verlegerreklame in alle Welt geschleudert. Und nun hatte es meine Braut gelesen und war angesteckt von dem Gift des Büchleins. Daß aber auch die Hotelverwaltung solche Bücher öffentlich auslegt! Als ich mit meiner Braut wieder allein war, war meine erste Frage: „Du kennst das Verabuch? Du hast es dir aus dem Lesesaal geliehen?“ „Ich habe es nicht geliehen, ich besitze es.“ „W . a . a . a . s? Du . . besitzt . . es?“ „Ja, es ist mir zugeschickt worden.“ „Ah, das ist stark.“ „Es ist dir wohl nicht recht, nicht wahr . . .“ Und nun begann ein Vortrag, endlos, bissig, den ich mit Geduld über mich ergehen ließ. Als sich aber meine Braut in der Rolle eines Untersuchungsrichters gefiel, da wurde ich grob, ganz grob. Nun . . . . ich bin nicht mehr verlobt. Das ist alles. Der Mühe wert, nicht wahr? Ich möchte noch hinzufügen, daß ich mich zum Verleger begab, als ich wieder in L. war, ihn zur Rede stellte und mit einer Klage drohte. Er war sehr freundlich, bat mich, ihn immerhin verklagen zu wollen und komplimentierte

mich hinaus. Er wußte ganz genau, daß man in dieser Hinsicht das Gericht umsonst anruft. Nun überlegte ich, daß er als Geschäftsmann im Grunde ganz recht hat, wenn er Reklame macht, und daß er nicht dafür Sorge tragen kann, daß seine Reklame nicht Unberufenen zu Gesicht komme. Andererseits aber möchte ich um so mehr durch diese Zeilen darauf aufmerksam machen, wie ernst die Personen, die es angeht, die Pflicht nehmen müssen, die Lektüre der ihnen Anvertrauten zu überwachen. Und sie müssen das viel sorgfältiger tun, als sie es je getan haben, da kein Fleckchen mehr vor Schriften sicher ist, die mit mir wohl viele andere zur Hölle und zum Teufel wünschen, die man nicht auswählen kann, weil sie einem einfach aufgezwungen ins Haus gebracht werden und die — wie ich jetzt z. B. vom Verabuch, vom Herz der Frau, von den Heften der neuen radikalen Frauenzeitung weiß — allüberall zu finden sind, in allen Bädern, Kurorten, Sommerfrischen, Hotels, Pensionaten, kurz überall, wohin sie nicht gehören, und die man so lesen muß, ob man will oder nicht, die aber junge Leute um keinen Preis lesen sollen, wovor man sie auch bewahren kann, wenn man sie warnt und es ihnen verbietet. Ach, wenn doch die Vera nie gelebt hätte! Ich bin gutmütig wie einer, aber wenn ich dem gnädigen Fräulein in meinem Leben je begegnen sollte . . . ich werd's dem Biest zeigen! Dr. XYZ.



# Neues vom Büchermarkt



**Eduard Castle.** Zur Einführung in Ferdinand Raimunds Werke. Max Hesse, Leipzig.

Eine gediegene Arbeit, die viel Können und Fleiß zeigt, fast zuviel Fleiß. In dem stoffgeschichtlichen Teil geht der Verfasser im Zusammentragen von nebensächlichen Einzelheiten entschieden zu weit und arbeitet hier mehr dem Fachmann zu Dank als dem großen Publikum. Biographie und Entwicklungsgang finden eine äußerst lebendige, durchaus geschmackvolle, tiefgehende Darstellung, die auf tüchtige psychologische Schulung hinweist. Für das Psychopathische bei Raimund hätte sich noch ein Aufsatz von Dr. Sadger in der „Wage", I. Jahrgang, mit Nutzen verwerten lassen. Ein kleines fachmännisches Meisterstück ist die kurze Geschichte der Wiener Volksbühne — knapp und inhaltsreich. Bei der Erwähnung der Zauberkomödie hätten wir gern Hafners „Megära" (I u. II) eingehender behandelt gesehen, da sich dort bereits alle Elemente wohl zum ersten Mal vorfinden, die für die Raimundschen Werke charakteristisch sind: der Kampf zweier Zaubermächte, der Ausbau einer förmlichen Geisterorganisation in Verbindung mit der Unterwelt der Alten und das Parodistische und Wienerische des ganzen Feen- und Zaubererapparates. — Durch Castles Einleitung erscheint Raimund dem deutschen Publikum neu geschenkt. Ernst Baum.

**Lapis lazuli.** Gedichte von Maria Alma. — E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig 1902.

Dilettantenlieben und -Leiden. Es ist, wie wenn eine sonst vielleicht ganz liebenswürdige Seele mit unendlich fadem, schwärmerischen Augenaufschlag und in ein lotteriges Dichtergewand gekleidet Verse deklamierte. Unter anderen die folgenden:

„Aus der Herde dunst'ger Mitte
Schwälender Gedankennacht
Hab' ich, wie schon oft, mich leise,
Leise aus dem Staub gemacht."
„Adieu!" ruft die Herde, „auf Wiederseh'n, wie schon oft."

Alfons Paquet.

**Jakob Wassermann.** Der niegeküßte Mund. Albert Langen, München 1903.

Zwei wunderfeine Novellen. Viel zu fein für das Publikum. Sie müßten in einem Exemplar gedruckt sein. In scharlachroten Buchstaben auf hellgelber Seide. Und der Einband wäre getriebenes Silber, aus dem sich ein sinnvoller, seltsam süßer Mädchenkopf heben würde mit vollen, allerfreulichen Lippen aus heiligem Rubin, und Amethyste, unergründliche Amethyste, und Perlen, köstlich wehmütige Perlen, wären eingelegt in das begeisternd matte Silber. Es sind wirklich zu feine Novellen. So unaussprechlich müd und schön. Alles geschieht wie hinter perlgrauen Schleiern. Und wie hinter Milchscheiben regt sich alles Bewegen, so daß nur ein Schweben ist wie von Schatten und die geheimnisreichen Stimmen wie von fernher raunen. Und über allem thront die priesterliche Geberde einer geisterhaft zarten Trauer, die aus wissenden Händen das linde Leid streut, das Leid des nicht Erreichbaren: Der niegeküßte Mund. Es greift über in die zweite Novelle, die so inbrünstig an die Seele klingt, daß es ist, wie es ist, wenn Schmalfinger, rosigrandige, zartweibliche an durchsichtigen Spinngeweben rühren. Und der Stil ist einfach wie ein gotischer Bau. Zuweilen sogar wie ein Rohbau. Und es ist so wundersam, daß der Bau wie ein Märchenschloß scheint im Gesamteindruck. Wundersam und unerklärlich. Doch scheint er so. Nun sollen die Leute noch einmal nahn und sagen: Wassermann sei kein Dichter. Da wollen wir lächelnd schweigen, und unsre Augen werden sie Lügen strafen. H.

**Josepha Frank,** Der Trompeter von Baden. Ein Badener Roman. Österreichische Verlagsanstalt, Wien.

Mein Gott, ein Roman. Ein Unterhaltungsroman. Mit verflucht falschen Perspektiven. Alle Register werden herausgezogen. Register der Wehmut, der Trauer, der Lust, der Leidenschaft. Und sie funktionieren alle nicht recht. Ort: Baden bei Wien. Selbstverständlich ein Panegyrikon auf den Dirigenten der Kurkapelle Karl Komzak. „Meisterdirigent. Geniale Leitung. Pflegt die österreichische Volksmusik im edelsten Sinne und in der anmutigsten Weise, wird den ernstesten Anforderungen gerecht. Hervorragend vollendete Ausführung." Ich glaub, Hans Richter kann einpacken. Und wie ich Komzak kenne, lacht er selber darüber, aber beileibe nicht laut. Von den Damen muß man sich geduldig anschwärmen lassen. Und die Dame schwärmt weiter. In der Kurkapelle spielt eine „Künstlerindividualität" mit. Ach wie reizend! Und eine Weltdame kommt daher. Weiß gleich die Künstlerindividualität herauszufinden. Kikeriki. Liebe. Liebe. Liebe. Nun und so weiter. Weiß der Teufel wie weit. Und alles im Tarastil auf Stelzen. „An Leib und Seele gebrochen kam ich in Europa an . . ." Gute Nacht! H.

## Bücher- und Zeitschrifteneinlauf:

(Eingesandte Bücher und Zeitschriften werden stets hier angezeigt, Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen.)

**Robert Falke,** Der Buddhismus in unserem modernen deutschen Geistesleben. Eugen Strien, Halle a. S. 1903.

**Robert Falke,** Verzweifelt. Geschichte eines Theologie Studierenden. von Grumbkow, Dresden-Blasewitz 1902.

**Dr. Siegmar Schulze**, Alexandria oder Individualität und Wissenschaft. C. A. Kaemmerer & Co., Halle a. S. 1903.

**Barbey d'Aurevilly**, Finsternis. Aus dem Französischen übersetzt von Hedda und Arthur Moeller-Bruck. Julius Bard Verlag, Berlin 1902.

**Hermann Uhde Bernays**, Catharina Regina von Greiffenberg (1633—1694). Ein Beitrag zur Geschichte deutschen Lebens und Dichtens im 17. Jahrhundert. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin 1903.

**Kurt Martens**, Kaspar Hauser. Drama in vier Akten. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin 1903. M. 2.—.

**Gustav Landauer**, Skepsis und Mystik. Versuche im Anschluß an Mauthners Sprachkritik. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin 1903.

**Rainer Maria Rilke**, Das Buch der Bilder. Verlag von Axel Juncker, Stuttgart.

**Edith Nebelong**, Maja Engell. Roman. Verlag von Axel Juncker, Stuttgart.

**Karin Michaelis**, Der Richter. Roman. Verlag von Axel Juncker, Stuttgart.

**Gustav Wied**, Die Karlsbader Reise der leibhaftigen Bosheit. Verlag von Axel Juncker, Stuttgart.

**Gerda Schmidt-Hansen**, Mensch sein! Roman. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. 1.—.

**A. O. von Pozsoni**, Der Roman Richard Wagners. Herzensgeschichten des Kompositeurs. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig. M. 3.—.

**Marguerite Coffonneau**, Die goldene Stube. Stimmungen. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

**Felix Paul Greve**, Oscar Wilde. (Moderne Essays.) Gose & Tetzlaff, Berlin.

**Rudolf Klein**, Max Klinger. (Moderne Essays.) Gose & Tetzlaff, Berlin.

**Wilhelm Weigand**, Stendhal. (Moderne Essays.) Gose & Tetzlaff, Berlin.

**E. Platzhoff-Lejeune**, Paul de Lagarde. (Moderne Essays.) Gose & Tetzlaff, Berlin.

**Theodor Poppe**, Friedrich Hebbel. (Moderne Essays.) Gose & Tetzlaff, Berlin.

**Josef Rieder**, Zwei Pfarrer und andere Bilder aus dem Erwerbsleben. Henri Roberts Verlag, Genf (G. Hedeler, Leipzig). M. 1.—.

**Josepha Frank**, Der Trompeter von Baden. Ein Badener Roman. Österreichische Verlagsanstalt, Wien.

**William Barry**, Der Zauberknoten. Roman. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H., München. M. 4.—.

**Anton Schott**, Gottesthal. Roman. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H., München. M. 4.—.

**Karl Holzinger-Rodenstein**, Stimmungsbilder. Gesammelte Skizzen. 1. Bd. Verlag von E. Zink, Gunzenhausen.

**Wilhelm Bölsche**, Goethe im 20. Jahrhundert. Franz Wunder, Berlin.

**Paul Jörg**, Chrysanthemenblätter. Dichtungen. Verlag von Ulbrich Meyer, G. m. b. H., Berlin 1903.

**Gedichte.** Herausgegeben vom Litterarischen Verein „Der Westen." Baedekersche Buchdruckerei, Elberfeld 1903.

**Hugo Lyk**, Gedichte. Eine Seelengeschichte. Verlagsanstalt Josef C. Huber, Diessen 1903.

**Karl Schillers** Handbuch der deutschen Sprache. In 2. gänzlich umgearbeiteter und vermehrter Auflage herausgegeben von Dr. Friedrich Bauer und Dr. Franz Streinz. Lieferung 1—5 à 50 Pf. A. Hartlebens Verlag, Wien.

**B. Manassewitsch**, Die Kunst, die arabische Sprache durch Selbstunterricht schnell und leicht zu erlernen. 3. Aufl. A. Hartlebens Verlag, Wien.

**Dr. Eugen Fridrichowicz**, Kurzgefaßtes Kompendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort. I. (Allgemeine oder theoretische Volkswirtschaftslehre), II. (Geschichte der Volkswirtschaftslehre), III. (Die Urproduktion). Verlag von S. Calvary & Co., Berlin N.W. 7, 1903 à M. 1.60.

**Frauen-Rundschau**, Leipzig. Heft 16, 17, 6. Jahrg.

**Freisinnige Zeitung**, Jungösterreichisches Organ. Wien. Nr. 25, 26, 27, 1. Jahrgang.

**Jüdisches Volksblatt**, Wien. Nr. 33, 34, 5. Jahrg.

**Handels-Akademie**, Leipzig. Heft 33, 34, 35, 10. Jahrgang.

**Freistatt**, München. Heft 31, 32, 5. Jahrgang.

**Neue Bahnen**, Wien. Heft 17, 18, 3. Jahrgang.

**Die Feder**, Berlin. Nr. 100, 101, 6. Jahrgang.

**Journal für Buchdruckerkunst**, Berlin. Nr. 26, 27, 70. Jahrgang.

**Entwicklung**, Monatshefte der österr. Verlagsanstalt, Wien. Heft 4, 1. Jahrgang.

**Die Journalisten**, Berlin-Wien. Nr. 10, 1. Jahrg.

**Der Rhapsode**, Gera. Heft 1, 2, 1. Jahrgang.

**Hochschul-Nachrichten**, München. Heft 154, 13. Jahrgang.

## Als Entgegnung auf die Kritik von unserem Mitarbeiter Fritz Brüggemann, in der letzten Nummer des Magazins, ist uns folgender Brief zugegangen:

Sehr geehrter Herr Kritiker!

Ich bin ganz zerknickt, untröstlich! Aus all' meinen Himmeln haben Sie mich gerissen! Woher nehmen Sie nur den Mut zu solcher Grausamkeit? Da hofft und harrt man nun auf den Übermenschen, armes kleines Unterfrauchen, was man ist, man schmückt ihn in seinen Träumen und Visionen mit allen Reizen geistiger und: Notabene! dyonysischer, körperlicher Vollendung, nur um zu lernen, zu hören, zu staunen: Siehe, er ist da, der Übermensch, aber, o Jammer, er hat einen schwachen Magen, sogar einen verdorbenen! Fahrt hin, holde Träume!

Sicherlich, ich bin mir tief und reuender Schuld bewußt, Ihnen mit meinem armen „Willen zum Glück" auf Ihren Magen gefallen zu sein, aber seien Sie gnädig und gerecht! Wie konnte ich armes Unterfrauchen, als ich mit ehrlichen Händen meine Geschöpfe zu starkem Willen, zu ihrem Glückswillen hinaufzuführen versuchte, ahnen, daß inzwischen der Übermensch erwacht war, seine mächtigsten Hände drohend gegen mich schütteln sollte, weil ihm der Mut meiner Menschen, trotz des Unterganges eines Mitgeschöpfes — eines Unterganges, an dem sie sogar ihr vollgemessenes Teil von Schuld trugen — sich an der Leiche zu neuem Glück zusammen zu schließen, ein kläglicher Untermut, eine jämmerliche Sentimentalität deuchte! Verzeiht, Herr, und laßt Gnade walten! Vielleicht wachse ich mich ja noch zurecht und gelange via Feminismus zur Reinheit Ihrer Höhen. Einstweilen bin ich leider noch immer nur ein Weib und weiter gar nichts. Aber eins habe ich Ihnen voraus! Können Sie es raten? Einen großartigen Magen, ja, und einen großartigen Humor und noch etwas Altmodisches, ich kann nicht gut jemand etwas zuleide tun, und darum sage ich Ihnen ganz leise ins Ohr: „Seien Sie nicht bös, daß ich Sie ein bißchen verulkt habe. C'etait plus fort que moi!" Carmen Teja-Ahlers.

# Frau Bertha Salzer †

## Wien, 10. VI. 1903.

### Das Neue Wiener Tagblatt bringt folgenden Nekrolog:

„Hier wird der Rezensent zum Nekrologisten: Frau **Bertha Salzer**, die sich unter dem Pseudonym B. Varna verbarg, ist, wie hier schon gemeldet wurde, am 10. Juni d. J. gestorben, noch bevor sie das Echo der Kritik auf diesen ihren ersten Ausflug in die litterarische Oeffentlichkeit vernehmen konnte. Und wenn wir nun unserem Bedauern über dieses allzufrühe Hinscheiden Ausdruck geben, so geschieht es nicht aus konventioneller Pietät, sondern aus der aufrichtigen Ueberzeugung, daß hier eine echte dichterische Begabung dahingerafft wurde, noch bevor sie zur vollen Entfaltung gelangen konnte. Denn was den Dichter macht: ein volles Herz und die Kunst, zu sagen, was er leidet, das besaß Frau Bertha Salzer in nicht gewöhnlichem Maße. Ihre „Mysteriösen Geschichten" lassen in ein tiefes und von mancherlei Erfahrungen geklärtes Frauenherz hineinschauen. Diese Frau hatte viel Phantasie, viel künstlerisches Anpassungsvermögen, viel Erfindsamkeit und einen lebhaften Lerntrieb; gelegentlich verrät sie eine überraschende Belesenheit. Ihr müssen Bücher zu Erlebnissen geworden sein. Und sie war eine jener seltenen geistvollen Frauen, die mit edler und heiterer Unbefangenheit von sich selbst, von den Geheimnissen ihres Geschlechtes und von den Schwächen der Männer reden können, ohne jemals gemein zu werden. Sie durfte alles sagen, ohne an Würde zu verlieren. Sie war durch und durch Nerv, aber sie kokettierte niemals mit Nervosität; sie war ehrlich im Fühlen, Denken und Reden bis in die Fingerspitzen. Besonders ausgebildet war ihr litterarischer Geschmack. Ihre Sprache, die sich scheinbar nachlässig, wie im Gespräch, gehen ließ, war künstlerisch gebildet, reich an sinnlich anschaulichen Worten, und Sprachkünstler unter den Modernen, wie Maupassant und Hoffmannsthal, waren ihre Lieblinge. Sie war sich ihrer eigenen Nervosität bewußt und lächelte darüber, denn sie war weit davon entfernt, nach Dekadentenart die Neurasthenie zur Muse zu erheben. Unter den jüngeren Wiener Dichterinnen kenne ich keine einzige, die den Vergleich mit ihr aushielte, denn keine ist bei aller Sentimentalität so verständig, keine so besonnen in aller Phantasterei, keine hat so viel Sinn für litterarische Form, wie diese Verstorbene.

Das „Mysteriöse" der vier unter dem Titel der ersten vereinigten Erzählungen besteht darin, daß in allen Zustände gesteigerter oder kranker Nervenerregung die Hauptrolle spielen. Offenbar kannte Frau Salzer solche Halluzinationszustände aus eigener schmerzlicher Erfahrung nur zu gut; sie soll auch an derselben Krankheit gestorben sein, wie die schöne Frau in ihrer wehmütigen dritten Geschichte „Die Aschenurne", nämlich an einer Brust- und Rippenfellentzündung, deren Verlauf hier beschrieben wird. Künstlerisch wertvoll wurden diese Geschichten aber erst dadurch, daß die Halluzinationen so psychologisch wahr geschildert und so klug motiviert sind. „Le Horla" erzählt etwas ganz Absonderliches, als wenn E. Th. A. Hoffmann im modernen Geist geschrieben hätte. Eine junge Frau liest in Abwesenheit ihres geliebten Gatten und in der ländlichen Einsamkeit ihrer Villa vor dem Schlafengehen Maupassants „Le Horla", das ist die schrecklichste jener Erzählungen, die der große Meister knapp vor dem Ausbruch seines Wahnsinns, diesen selbst beschreibend, gedichtet hat. Die Wirkung dieser Lektüre gestaltet sich sehr verhängnisvoll. In der nächtlichen Einsamkeit fängt die junge Frau, nachdem sie sich lange dessen zu erwehren versucht hatte, zu fürchten an, daß sie selbst wahnsinnig geworden wäre. In der höchst gesteigerten Angst schreit sie laut um Hilfe. Ein Arzt, der sie bisher still liebte und im selben Hause wohnt, stürzt herein; sie hält ihn für ihren Gatten, wirft sich ihm an den Hals, behält ihn bei sich, um erst im nüchternen Tageslichte zu erkennen, was alles geschehen ist. Nun überkommt sie ein solcher Ekel vor sich selbst, daß sie sich umbringt . . Die „Aschenurne" erzählt von einer jungen kränklichen Frau, die immer an ihren Tod denkt und nach einer plötzlichen Erkältung stirbt. Vor ihrem Tode äußerte sie nur den einen Wunsch, daß ihre Leiche in Gotha verbrannt werde; ihre Asche soll auf einem kleinen Altar, den sie schon selbst hergerichtet hat, in einer Urne im Zimmer ihres Gatten stehen. Der Gatte heiratet nach einiger Zeit zum zweitenmal, hat aber nicht den Mut, seiner zweiten Frau das Geheimnis des kleinen Kruges zu erklären, und gelegentlich des Staubabwischens fällt diese Urne zu Boden, zerbricht und die Asche kommt, wie aller Staub, ins „Misttrücherl" . . Die ironische Schwermut dieser Erzählung ist unsäglich schön. „Femme incomprise?" schildert in wundersamer Kleinmalerei das Seelenleben einer zarten Frau in ihrer Ehe mit einem rohen Manne, der sie nicht versteht, wiederum mit pikanten Nebentönen, aber ohne frauenrechtlerische Anklagen. Nur nimmt in der Wirklichkeit doch nicht jede unglückliche Ehe eine gleich tragische Wendung wie hier, wo sich die Frau umbringt. Noch viel kecker spielt die Erzählerin mit der Pikanterie in der Erzählung „Ferngefühl", die humoristisch gefärbt ist. Ein junger Mann gerät in einer Winternacht, da die Wege unfahrbar waren, in ein einsames Schlößchen, wo er eine überaus gastfreundliche Aufnahme findet. Beim Abendessen macht ihm die Hausfrau so verheißungsvolle Avancen, daß er zunächst verwirrt davon wird, dann aber in einsamer Stube die Schöne erwartet. Er wartet lange, seine vom Wein aufgeregte Phantasie gaukelt ihm allerlei Bilder vor, worüber er einschläft, um erst bei einem starken Gepolter zu erwachen. Die Frau wurde von ihrem Manne geprügelt. Der kannte sie offenbar. Am Morgen beim Frühstück aber begegnet ihm das Ehepaar wieder so harmlos, als ob nichts geschehen wäre, und nach Jahren erfährt der Erzähler, daß die Frau in der That von ihrem Manne geschlagen wurde. Diese Geschichte wird in einer munteren Gesellschaft von Damen und Herren vorgetragen und der Rahmen dazu ist ganz allerliebst.

Eine so anmutig-kecke und zugleich so gemütreiche Erzählerin, wie sich Frau Salzer in diesen ersten Probestücken ihrer Begabung zeigte, fehlt unter dem jungen Nachwuchs unserer schriftstellernden Damen. Wer wird sie ersetzen?

M. N—r."

---

# Neue Bücher von Frauen für Frauen

## Könige ohne Land

Erzählung

von

**Franziska Mann**

Preis: brosch. Mk. 1.—, gebd. Mk. 1.75.

„Könige ohne Land“ ist das Erstlingswerk einer gottbegnadeten Dichterin. Könige ohne Land sind die Dichter, die Menschen, die in ihren Illusionen leben, deren Gedanken und Gefühle die ganze Welt umfassen, deren Phantasie in allen Landen schweift und die so regieren über alles, was da kreucht und fleucht. „Könige ohne Land“ ist ein Weltanschauungsbuch, für das jede Frau sich eine stille Stunde freimachen sollte, ein Buch, zu dem man immer wieder gerne zurückkehren wird, wenn man in Lebenshast und Lebenswirren einen Ruhepunkt finden will.

## Der Geopferte

Liebesroman eines modernen Mannes

von

**Ella Mensch**

Preis: brosch. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—.

„Ein eigenartiges Problem wirft E. Mensch in ihrem Roman auf. Kann der feinfühlende, innige Hingabe erheischende Mann an der kälter organisierten, sich unabhängig und frei fühlenden, arbeitenden Frau zu Grunde gehen? «Die Liebe ist ein Geschenk des Glücks wie so manches andere — es kann kommen, es kann ausbleiben; aber der Inhalt des Lebens ist eine Sache der Arbeit.» So denkt Ada, deren Leben durch befriedigende Berufstätigkeit ausgefüllt und die ungern die Wandlung der Freundschaft in Liebe seitens Ernst Münsters sieht, mit welchem sie ein geistiges Band fest verknüpft. In Ernst's Leben ist Ada verklärend eingetreten; das geistige Verhältnis hat sich in tiefe Liebe gewandelt: er achtet sie hoch, er betrachtet mit wahrem Verständnis ihren Geist, er achtet in jeder Weise die selbständige Freiheit der Frau — dennoch kann Ada den Zwang, den Ernst's Liebe psychisch auf sie ausübt, nicht ertragen. Sie bricht mit ihm. Und während Ada kühl und frei weiter durchs Leben schreitet, verzehrt sich Ernst in Liebe nach Ada — sein Schaffen, sein Beruf vermag ihn nicht über die Liebesleere hinwegzutäuschen. In geistiger Umnachtung geht er zugrunde; zu spät kommt in Ada das Zärtlichkeitsgefühl zum Durchbruch; ein einsames Leben wartet ihrer. Dies in kurzen Worten der Inhalt des eigenartigen Buches, das — in vornehmer Sprache geschrieben — von tiefem sittlichen Ernst durchdrungen ist“. Rheinischer Kurier.

## Wegwende

Roman

von

**Leonore Frei**

Preis: brosch. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—.

Ein Roman, der allen denen zu empfehlen ist, die nicht prüde genug sind, Anstoß zu nehmen an Dingen, die leider so häufig vorkommen und an Folgerungen, die hart sind und in ihrer Härte nicht beschönigt werden. Eine verheiratete, aber nicht mit ihrem Ehegemahl lebende Frau vernichtet, nachdem sie das Vertrauen auf ihren Geliebten betrogen hat, in ihrer Verzweiflung das werdende Wesen, das sie von ihm unterm Herzen trägt, um ja nur nicht von der Gesellschaft geächtet zu werden.

## Wandlung

Fräulein Doktor

von

**Ilse Frapan-Akunian**

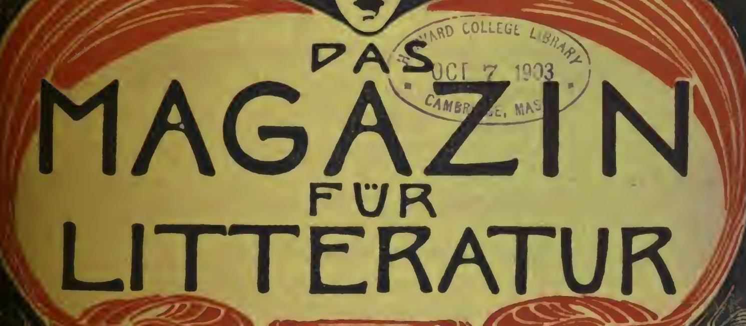
Preis: brosch. Mk. 1.—. gebd. Mk. 1.75.

Die Liebesgeschichte und Liebestragödie einer Genfer Studentin behandelt die gerade in der letzten Zeit wegen ihrer Schilderung Schweizer Universitätsverhältnisse vielbesprochene und interpellierte Dichterin in ihrem neuesten Roman „Wandlung“; doch wird die poetische Schönheit und psychologische Tiefe, mit der die bekannte Dichterin in diesem Buche die Metamorphose einer Weibesseele in farbenreichen Schilderungen vor unsern Augen vorbeiziehen läßt, ohne Zweifel auf allseitigen Beifall des Lesepublikums rechnen dürfen. Besonders in Frauenkreisen wird man mit Vorliebe zu dieser Lektüre greifen.

***Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. Wo der Bezug auf Schwierigkeiten stösst, wende man sich direkt an die Geschäftsstelle der „Frauen-Rundschau“, Leipzig, Goeschenstrasse 1.***

r die Redaktion verantwortlich: J. Hegner. — Geschäftsstelle: Magazin-Verlag in Leipzig-R. Druck: Spamersche Buch-
ıckerei in Leipzig. Alle Zuschriften sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des Magazin für Litteratur Magazin-Verlag
(J. Hegner), Leipzig-Reudnitz.

Druck von E. Haberland, Leipzig-R.





## Inhalt.



MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-REUDNITZ

# Das Magazin für Litteratur

**72. Jahrgang**

**Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin**

Erscheint am 5. und 20. jeden Monats.

## Abonnementsbedingungen:

pro Jahrgang 12 Mark
pro Halbjahr 6 Mark
pro Quartal 3 Mark
Einzelheft 50 Pfennige.

Zu beziehen ist das „Magazin für Litteratur“ durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4743 der Postzeitungsliste), sowie direkt vom Magazin-Verlag in Leipzig-Reudnitz. Im letzteren Falle erhöht sich der Abonnementspreis bei direkter Zusendung unter Kreuzband auf M. 3,30 pro Quartal.

---

**Wir bitten unsere Leser, für unser Blatt Freunde zu werben und versenden Probenummern gratis und franko an jede uns aufgegebene Adresse.**

Magazin-Verlag Leipzig-Reudnitz.


---



---


Alle Zuschriften, das „Magazin für Litteratur“ anlangend, sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des „Magazin für Litteratur“, Magazin-Verlag J. Hegner in Leipzig-Reudnitz. Redaktion und Verlag des „Magazin“ übernehmen Verantwortung für eingesandte Manuskripte nur dann, wenn sie richtig adressiert sind (an: Magazin-Verlag J. Hegner, Leipzig-Reudnitz); Rücksendung erfolgt nur, wenn zureichendes Porto beigelegt ist. In die Rubrik „Büchereinlauf“ werden alle bei der Redaktion eingehenden Bücher und Drucksachen mit aufgenommen, doch verpflichtet sich die Redaktion in keiner Weise zur Besprechung von allen Einsendungen.





## Die Sommernacht

Meinem geehrten Freunde
Alfred Mombert gewidmet

Die Landschaft schweigt. Der Vollmond starrt
auf rote Felsen, tot und hart,
drin alte Träume hausen.

Heut ist die erste Sommernacht,
die Nacht der vollsten Blütenpracht,
und alle Veilchen duften.

Ich sitze in dem grünen Gras
und weiß, daß ich die Welt vergaß
in meinen weisen Träumen.

Emanuel Edler von Lesch ebrad

## Die Einsamkeit

Die alten Bäume sind belaubt,
der Himmel über meinem Haupt
ist blau.

Von dem dunkeln Bergabhang
zieht ein sehnsuchtsvoller Sang
durchs Land.

O Gott! wie dunkel ists bei mir,
kaum eine Schwalbe seh ich hier
am Dach.

Und ich sitze Tag und Nacht,
weine, daß mir nichts gebracht
der Mai.

Emanuel Edler von Leschebrad

## Abendheimweh

Die Seele hat so ihre Abendzeit.
Dann löst die Sehnsucht ihre Schwingen wieder
und wie ein scheuer Vogel schwirrt sie weit,
tief in ein Feld und hockt am Raine nieder.

Die Halme raunen . . . wie ein Pilger wallt
der Mond bergauf . . verschüchtert harft die Grille . . .
und meine scheue Seele staunt – und lallt
ihr Heimweh in die große Abendstille . . .

Carl Wilhelm

## Der Hirsch

Der Mond geht durch den schwarzen Tann;
sein Feuer glimmt auf nachtbedeckten Pfaden,
und jeder Strauch hält scheu den Atem an,
wenn seine Flimmer tief im Waldquell baden,

Der brodelt wie vom Feuer angesteckt;
der Hirsch, der sich durch Strauch und Buschwerk windet,
wirft jäh den Kopf und brüllt erschreckt,
wie er in Flammen seine Tränke findet.

Carl Wilhelm

## Schubert: Fantasie G-dur

Noch immer lastet es gewitterbange,
die Berge birgt ein Flor, die Bäche tosen,
durchs Fenster duften die verwelkten Rosen.
Wie Zagen kams. . . Schon sank das Dämmern lange.

In deinem Herzen aber nagt die Schlange.
Was leugnest du? Vor allen Erdenlosen
das Los des Künstlers ist ein Götterkosen,
doch mehr ein Fluch und martert bleich die Wange.

So löse dieser Seelen Tränenfluten,
dem scheu gedämmten Sturme leihe Laut!
— Nun lauschen wir. Sind wir es, die verbluten?

Nein, dieser Töne Land ist traumerschaut:
Ein letzter Blitz, ein müdes Blickelesen,
ein Klang, der starb: die Erde ist gewesen.

Paul Stefan

# Ferdinand von Saar

## zu seinem 70. Geburtstage (30. September)

Ferdinand von Saar steht zwischen zwei Zeiten. Wie ein Janushaupt vor- und rückwärts blickend, gehört er zwei ganz verschiedenen Litteratur-Epochen gleichzeitig an. In seinen historischen Dramen sowohl in Bezug auf Handlung, Aufbau und Sprache ganz in den Spuren der alten Schule wandelnd, wurzelt er in seiner Lyrik und seinen Novellen fast ausschließlich in der Gegenwart. Und diese sind es, die ihn uns so nahe bringen. Die Handlung, der Inhalt der Saarschen Novellen ist einfach und schlicht. Nur in wenigen sind es außergewöhnliche Begebenheiten, die uns der Dichter erzählt. Aber nicht das Was, sondern das Wie ist es, das Saars Kunst ausmacht. Der große Reiz seiner Novellen liegt in der großartigen Zeichnung der Charaktere und in der Feinheit der psychologischen Beobachtung. Bis in die Tiefen der menschlichen Seele leuchtend, schildert er uns mit packender Kraft Freud und Leid. Und wie ergreifend weiß er gerade dieses unserem Auge zu enthüllen. Denn Saar liebt den Schmerz. Hat doch er selbst Bitteres genug erfahren im Leben. Sowohl in diesem, als auch im Schaffen war sein Sehnen nach kraftvollem Ausleben unbefriedigt geblieben. Aber heiß und lebendig wohnt die Sehnsucht darnach in seinem Herzen. Und diese Sehnsucht, sie geht auch auf des Dichters Gestalten über. Aber auch das Entsagen, das ihn die Zeit gelehrt, finden wir in seinen Werken wieder. Trägt schon der Papst Hildebrand in dem gleichnamigen Drama „Heinrich IV." diese beiden Züge, das wilde Lebensbegehren und das Verzichten an sich, so tritt dieser Gegensatz im „Innocenz", der ersten der „Novellen aus Österreich" noch stärker zu Tage. Innocenz ist Priester. Still und zufrieden lebt er als Pfarrverweser der kleinen Kirche in der Feste Wyschrad, ganz aufgehend in seinen naturwissenschaftlichen Studien. Aber dem war nicht immer so. Es gab eine Zeit, da auch er sein Teil am Leben begehrt hatte, da das Glück in leuchtender Jugendkraft vor ihm stand. Da trat die Versuchung an ihn heran. Er rang sie nieder — doch in seinem Herzen bäumte sich Alles auf gegen das Gesetz und den Beruf, der ihn zwang, dem Herrlichsten zu entsagen. Erst der Anblick des fremden Leides bringt wieder Ruhe in sein Gemüt und läßt ihn wieder eingedenk werden, daß im Lindern des Schmerzes anderer der beste Trost für eigenen besteht. Aber Innocenz ist nicht der Einzige, dem freudiger Lebensgenuß versagt ist. Auch „Marianne", das blühende Weib, das an der Seite des ungeliebten, ihrem zarten Reiz gegenüber unverständigen Gatten dahinlebt und die der Tod hinwegrafft, da ein Sonnenstrahl des Glücks sie trifft, als sie mit dem Manne, den sie im tiefsten Grunde ihres Herzens liebt, des Tanzes kurze Lust genießt, sowie der alternde Künstler im „Requiem der Liebe" (in der Sammlung „Herbstreigen"), sie beide haben dem Glück entsagt, und als es sie endlich erreicht, ist es zu spät. Und Raphaela im „Haus Reichegg" und „Ginevra", sie alle gehören zu diesen Gruppen. Wie aus dem Gesagten hervorgeht, dreht sich Saars Schaffen zum Teil fast nur um die Frau. Und wie er weiß sobald keiner des Weibes Schönheit und Majestät zu preisen. Doch auch das Dunkle im Weib kennt Saar, und unter seinen Frauengestalten finden wir solche, in denen bacchantische Gier sich mit katzenartiger Grausamkeit part. In „Die Troglodytin" zeigt er uns in Maruschka, der Vagabundin, diese beiden Eigenschaften vereint. Nach Sinnenlust lechzend, bietet sie sich zuerst dem jungen Forstadjunkten, und da dieser ihre frische Schönheit verschmäht, dem tölpelhaften Sohne des Bürgermeisters des Dorfes an, der schließlich auch nimmt, was sie ihm gibt. Doch man kommt den beiden auf die Spur und trennt sie. Als dann nach einiger Zeit das Haus des Hegers, der sie verraten, brennt, fällt der Verdacht auf Maruschka. Sie wird verurteilt und in die Zwangsarbeit gesteckt. Und Arbeit ist für sie, die an freies Umherstreifen Gewöhnte, ärger denn der Tod. Und als sie das Zuchthaus verläßt, rächt sie sich dafür, daß man sie schuldlos ihrer Freiheit beraubt, indem sie das Haus des Bürgermeisters anzündet. Sie selbst aber entflieht in den Wald, wo man sie erst nach Jahresfrist tot auffindet.

Aber auch die sich in höchsten Kreisen bewegende Corona, die schöne Gemahlin des Generals Brandenberg, ist im Grunde nicht besser. Mit Ausdrücken der Verachtung spricht sie von ihrem Gatten zu dem jungen Abgeordneten, mit dem sie ihn betrügt. Brandenberg, der zufällig Zeuge dieser Unterredung wird, erschießt sich hierauf in seinem Zimmer. Und Pauline, die verblühte Jugendliebe des Musikers Held im „Requiem der Liebe", zeigt einen grausamen Zug in ihrem Wesen, da sie sich ihm versagt, um Jüngere an sich zu locken. Aber auch Gestalten voll Opfermutes, die in treuer Hingabe an dem Manne, den sie lieben, bis zum Tode stand halten, finden wir unter den Frauen in Saars Novellen. So Ludovica in „Die Geigerin", Frau Elsa in der

„Geschichte eines Wienerkindes" und Tertschka in „Die Steinklopfer". Doch Saars Kunst bewährt sich auch in der Schilderung männlicher Charaktere. Wie ergreifend wirkt das Schicksal des „Leutnant Burda", der den Wahn, sich von einer hochgestellten Dame geliebt zu glauben, mit dem Leben büßt, oder der herabgekommene Dichter in „Tambi", der so an seinem Hunde hängt, daß er ohne diesen nicht leben kann. Und als Tambi (der Hund) vom Jäger erschossen wird, da sinkt er noch tiefer. Einige Zeit darauf wird er im Fluß als Leiche schwimmend aufgefischt. Saar läßt uns im Zweifel, ob Bachern verunglückt sei oder sich in selbstmörderischer Absicht ins Wasser gestürzt habe. In seinen späteren Novellen „Dr. Trojan", „Seligmann Hirsch" und „Die erste Sünde" geht Saar ganz die Wege der Modernen, die er vorahnend in den „Steinklopfern" gefunden. Wie bei diesen, geht das Schicksal der Personen in diesen Novellen aus dem Milieu hervor. Und wie anschaulich weiß uns Saar dieses zu schildern. Die hohen Berge des Semmeringgebietes in den „Steinklopfern", das böhmische Dorf in der Novelle „Dr. Trojan", sie stehen greifbar plastisch vor uns. Doch was immer wir von Saars Werken lesen, über allem, das er geschrieben, liegt dieser Zauber des Persönlichen, dessen Reiz noch dadurch erhöht wird, daß der Dichter in der indirekten Ichform der Rahmenerzählung die Begebenheiten berichtet. Nirgends jedoch tritt Saars Persönlichkeit, sein Empfinden und seine Anschauungsweise so deutlich hervor, wie in seiner Lyrik. Über Saars äußeren Lebensgang wissen wir nur, daß er Offizier gewesen, den Feldzug nach Italien im Jahre 1859 mitgemacht hatte, kurze Zeit darauf aber aus dem Militärdienste schied, um ganz der Kunst zu leben. Aber was er während der langen Jahre gedacht, gefühlt und gelitten, das erfahren wir aus seinen Gedichten. Sein ganzes unbefriedigtes Sehnen nach höchster Vollendung findet in dem Gedichte „Genügen" Ausdruck:

„Im Leben wie im Dichten
Ward mir der Freude Kranz versagt",

so singt er selbst, da es ihm versagt ist, sein Ziel zu erreichen. Lange hatte er mit dem Drama gerungen, aber kein Erfolg wurde ihm zu Teil. Ein einziges wurde im Wiener Burgtheater aufgeführt. Es war „Die beiden de Witt"; das Stück errang jedoch nur einen halben Erfolg. Aber auch ganz Persönliches finden wir unter Saars Gedichten. Des Dichters einsamer Schmerz spricht aus den kargen Worten. Die schönsten seiner poetischen Schöpfungen aber sind die „Wiener Elegien", in denen er Wien, seine Vaterstadt, besingt.

„Also seh' ich dich wieder, du schimmernde Stadt an der Donau,
Die ich seit Jahren bereits nur mehr im Fluge gestreift!
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Singen will ich ein Lied dir noch als treu'ster der Söhne,
Und wo die Wiege mir stand, find' ich zuletzt auch ein Grab."

Dies sind die Anfangs- und Schlußworte des ersten Gesanges, mit dem der Dichter die Stadt begrüßt. Und so wandert er denn durch Gassen und Straßen, über Brücken und Plätze, im Geist das Wien der Gegenwart mit dem der Vergangenheit vergleichend.

„Dennoch, wie sehr und wie oft dich mein Auge bewundert, du sprichst mir
Nicht mehr zum Herzen wie einst, weithin gebreitete Stadt;"

so klagt er, sich der vergangenen Zeit erinnernd. Doch als er sie von der Höhe des Kahlenberges vor sich liegen sieht im leuchtenden Frühlingssonnenschein, da segnet auch er die Stadt. Und sie hat ihm diese Liebe gelohnt, indem sie den Dichter ehrte, der sich selbst ihr treuester Sohn nennt. Nur Eines schmerzt ihn, sein Mißgeschick auf dramatischem Gebiete. Doch auch da wird ihm eine kommende Generation sein Recht werden lassen. Möge ein Strahl dieser neuen Zeit seinen Lebensabend verschönen!

Karl M. Brischar.



# Ausflüge ins Jenseits des Alltags

von Wilhelm Conrad Gomoll

In unserer nach der Naturwahrheit schreienden Zeit, die vor jedermanns Augen ein flammendes: „Betätige dich!" schreibt, drängt sich in diesem auf die Pflicht hinweisenden Begriff eine gewaltige Weltlehre zusammen. Längst haben wir das einseitige: „Sei nur gut" als eine unbillige Forderung erkennen müssen, und zum höchsten hat sich damit das Verlangen nach Edelmenschen gesteigert! Natur ist Egoismus; kehren wir also zur Naturwahrheit zurück, so kann es nicht wunder nehmen, wenn wir selbst, und unsere Zeit mit uns, egoistisch werden. Wir, die wir nach der Wahrheit rufen, gestehen wir: Daß es uns nicht nur eine Befriedigung, sondern beinahe ein Bedürfnis geworden ist, uns als die Geistesaristokraten

der Menschheit, als die Träger des Fortschrittes zu fühlen. Wie lächerlich muß es uns zu dem erscheinen, wenn wir unserer Apostel des Sichauslebens gedenken! Jetzt stoßen wir mit in die Posaunen, die den offenbarenden Weckruf der Welt verkünden sollen — da wirft uns das Echo der Naturwahrheit die Schallwellen zurück, wir lachen und verleugnen unsere Propheten! . . . . .

Wem ist es neu: Die Welt und das Leben besteht aus Widersprüchen! Eine unserer Aufgaben ist es, den Versuch zu unternehmen, diese Widersprüche zu überbrücken. Im seltenen Gegensatz zueinander stehen die Worte, in denen die Jahrhunderte ihre Lebensideale ausprägen. Die vergangenen Zeiten konnten diese Worte nicht so kurz und extraktartig fassen, denn ein hochfliegender, sittlicher Enthusiasmus rang in ihnen nach Ausdruck. Es waren weniger die Schlüsse aus einer wissenschaftlichen Erkenntnis, als Worte des Glaubens. An dieser kleinen Tatsache kann man die Wandlung, die Gegensätze der beiden Zeitalter, in ihrer ganzen Größe und Schärfe erkennen. Werte, die für frühere Zeiten schwerwiegend waren, haben für uns ihr Schwergewicht gänzlich oder zum mindesten teilweise eingebüßt. Wir stehen alle im Bann und unter der Macht der modernen Betrachtungsweise; wir fühlen, daß Kleinlichkeit und Engherzigkeit nicht zum Stil des modernen Geisteslebens gehören kann. Die Werte, die unsere Zeit auf geistigem, sittlichem und wirtschaftlichem Gebiete hervorbringt, könnten dadurch nicht gedeckt werden!

Zwei Gedanken sind es, die das geistige Leben — und somit auch die politische Entwickelung — der Menschheit umwerten und umgestalten. Zwei Gedanken, die auch dem energischkurz, scharfgeprägten Programm unseres jetzigen Jahrhunderts: „Betätige dich!" zu Grunde liegen. Es ist die Erkenntnis und Anerkenntnis des Gesetzes der Entwickelung und der Individualismus.

Unter dem Einfluß der Evolutionstheorie lösen sich naturgemäß alle ethischen Probleme in psychologische auf, alle sittlichen Forderungen in Naturgesetze. Sie lehrt das Wesen des Menschen unter dem Gesichtspunkt der Naturnotwendigkeit erfassen. Sie lehrt unser gesamtes Handeln als eine unumgängliche Folge weit in die Vergangenheit zurückreichender Voraussetzungen zu betrachten. Nach ihr gibt es kein Handeln ex tempore. Danach liegen alle unsere Ausführungen in oft fern entlegenen Umständen verwurzelt, unerreichbar eigenem Erkennen, unbeeinflußbar eigenem Wollen. Es hebt sich dadurch das Geteilte von Sinnlichkeit und Geistigkeit auf. Den Zweckmäßigkeitsgedanken wird dadurch die Erkenntnis des Gesetzes der Entwickelung d e r Boden entzogen, der ihnen den Lebensnährstoff geben sollte. Sie haben somit, wie dürre oder faule Pflanzen, für uns keine rechte Bedeutung: weder bei Betrachtungen der Menschheitsentwickelung, noch bei denen des praktischen Lebens des einzelnen Menschen.

Dagegen können wir vor unseren Augen täglich, stündlich, in jeder Minute sehen, wie sich aus allem chaotischen Drängen der Entwickelungsgedanke siegreich gedeihend herausschält und den glänzenden Beweis antritt, daß er die Voraussetzung eines modernen Lebens in sich zusammenfaßt. Der Entwickelungsgedanke ist die Peitsche, die uns gnadenlos dem Individualismus entgegen treibt! Der Entwickelungsgedanke ist demnach Voraussetzung des modernen segensreichen Individualismus.

In diesen Gedanken wurzelt und durch diesen Gedanken zeichnet sich das eigentliche Wesen des Individualisten. Er soll keine Art und Form des Höherstehenden anerkennen, keine Handlung des anderen als endgültig reif betrachten sondern in allem den Sporn zum Überbieten fühlen, die Wollust, die erreichten Dinge des anderen schöner, besser, größer in s e i n e — scheinbaren — Grenzen zu zwingen.

Muß da die Wohlfahrt der menschlichen Gemeinschaft nicht nur aus sich selbst bedingt erscheinen, sondern auch sein? Muß nicht jedes einzelne Glied bestrebt sein, die eigene Entwickelung bis zur höchsten Möglichkeit durchzusetzen — wenn es not tut, zu erkämpfen? —

Was macht denn eine eiserne Arbeitskette so widerstandsfähig? . . . D o c h n u r d i e s t a r k e S e l b s t k r a f t j e d e s e i n z e l n e n G l i e d e s ! — —

Ich frage nun die widersinnigen, undenkenden Gegner des Individualismus, die sich wie schwache, an den Platz gebundene Marktschreier gebärden, in der Angst, daß ihnen der bewegungsfreie Händler den Zugang zu ihrem engen Standort hindert und die Kunden fortschnappt: ist es mit uns etwas anderes? Was nützt unter uns Menschen aber die einzelne große Kraft? — Lernt denken, ihr Starrköpfe! Noch wollen wir euch mitziehen, doch wenn ihr wie schwerfällige Steine im Wege liegt, werden wir über euch hinwegschreiten müssen und nur die Fußtritte der sich zum Siege fortbewegenden Massen wird euer kärglicher Lohn des Erdenseins werden. Nur im festen Zusammenschluß ist ein hohes Erreichen möglich. Die einzelne Kraft, und sei sie noch so stark, wird sich ohne den stützenden Gegendruck der anderen Kräfte in aufopfernden Zuckungen dem Tode entgegen ringen. Sie muß verkommen, gleich einem wasserarmen Kraut, das die Sonne versengt, da es sich nach dem Lichtquell reckt. Wie die Pflanze wird die Kraft reif — doch nur für das Sensenmesser, oder die derbe Faust, die sie ausrauft und an die Seite wirft. Nur die Gemeinschaft des starken Wollens und Könnens hilft vorwärts und kann Berge versetzen. Wenn sich die Kräfte im Kampfe messen und überbieten, wird es uns gelingen, mit Leichtigkeit Lasten zu tragen, die vorher fabelhaft groß und unberührbar erschienen. Entwickelung: es lebt in diesem Begriff ein grenzenloser, heilfroher Grundzug, mit dem wir die Mittel bekommen, die Seele zu vergrößern und zu vervollkommnen. Durch ihn können wir jedes kleinste Moment, jede fernerreichbare Möglichkeit zur Erweiterung und zur Stärkung des Einzelindividuums verwerten. Bei einem solchen Handeln kann die Einwirkung auf das Ganze nur eine gute sein, geschweige denn ganz ausbleiben!

Ein Versuch, den Charakter unseres modernen Lebens, geleitet durch diese Gedanken und ihre Konsequenzen, erkennen zu wollen, dürfte am besten auf dem Gebiete der Kunst glücken, da das Moderne sich hier am schnellsten, ausdrucksvollsten, und vielleicht auch

reinsten, zur Geltung bringen kann. Leicht erkennen wir in der Kunst, überall, das Interesse am Werden — der psychischen Bewegung als solcher —, es ist ein stetes Vorwärtsstreben dem Ziel, der Höhe entgegen. Ganz bedeutungslos ist der Gegenstand an sich, die Art der Beseelung mit dem persönlichen Leben des Schaffenden ist das Fesselnde. Mehr denn je ist die Kunst Persönlichkeitsausdruck geworden. Die Mittel, die diesem Zwecke dienstbar, die Züge, die das charakterisierende Moment abgeben, durch die die Stimmung des Werkes ausgeprägt wird, überwiegen oft auf Kosten der objektiven Wahrheit. Wir sind schlechte Nitzscheaner. Wir neigen in unserer Achtung, Angst vor der Wahrheit, leicht zur Übertreibung; wir kennen nicht zur Genüge die edle Furcht der Geistesaristokraten vor jeder Pose. In dieser Angst wird der gewollte Edelmensch häufig zu einem Surrogat aus Übermenschentum und christlichem Sozialismus! So gebären Augenblicke, vom Zweifel oder der Unfähigkeit des Erkennens erfaßt und durchsetzt, die sonderbarsten Charaktere und Lebenshelden. In solchen Momenten gehen die Wandlungen vor sich, durch die Menschen, die mit junger napoleonischer Kraft ihre Lebensarbeit begonnen, plötzlich zu christlichen Märtyrern mit Schopenhauerschen Weltverneinungsideen werden und so enden. Aber neben diesen Erscheinungen, die besonders die Kunst zeitigt, ist sie es auch wiederum ganz allein, die uns noch die einzelnen Messiasnaturen offenbaren kann. Da siegt dann der Individualismus und tritt alle Verneinung des Lebens zu Boden!

Unsere Zeitmitmenschen müssen sich endlich doch zu der einzig richtigen Einsicht bequemen, daß die beiden grundlegenden Erscheinungen der gesamten organischen Welt Leben und Tod sind, die doch in der Natur bei den Konkreten, wie ebenso bei allen abstrakten geistigen Erscheinungen zu finden sind. Machen wir es uns doch zum Lehrsatz: was die ungestörte Gesundheit der einzelnen Organe den regelrechten Lebensfunktionen des gesamten Körpers, ist die harmonische Entwickelung der Seele des Einzelindividuums dem höchsten Ziele entgegen, dem Gesamtwohlbefinden der ganzen Menschheit!

Menschheit und Kunst gleichen einander auf das genaueste! Wie jedes bedeutende Kunstwerk nur eine wichtige Staffel in der großen Entwickelungsleiter, auf der die gesamte Kunst sich zur Selbstbefreiung emporringt, so wird jeder im Sinne des Individuums lebende und an sich schaffende Einzelcharakter zur Stufe für die zur Höhe strebende, aufklimmende Gesamtheit. Aus niederen Anfängen erheben sich die jungen Sprossen in einer steten Weiterentwickelung. Zu starken großen Stämmen reiften sie mit der Zeit heran, die nun zur Vollendung mit ganzer Kraft emporstreben; zur letzten, unabsehbaren, über jedem Urteil für uns stehenden Höhe, wenn wir uns erklären, daß wir noch immer am Anfang der großen unendlichen Kulturbewegung stehen; trotzdem unsere Zeit uns weit über die Höhe des alten Kulturhellas gehoben hat, in dem man schon vor Jahrtausenden, allen als Ideal, den Edelmenschen zeugen wollte.

Den Edelmenschen! —

Ja, ist er denn überhaupt zeugbar (!), und ist unsere Zeitepoche mit so auserlesener Mutterkraft begabt, daß sie die Zeugungsfähige geworden? . . . .

Es kann uns gleich sein, nach wieviel Generationen die endliche Höhe erreichbarer scheinen wird. Erreichbar wird sie nie sein, denn mit jedem Moment der Entwickelung, vom Gestern zum Heute, vom Heute zum Morgen, hat sich auch wiederum die Sehnsucht und der Trieb nach dem Höheren gesteigert. Aber zum Edelmenschen kann uns jeder Augenblick mehr und mehr erziehen. Die fortschreitende Zeit mit ihren Milliarden Entwickelungsphasen gebiert in jedem kleinsten Sekundenteilchen die ihm notwendigen Entwickelungseinzelheiten. Es bedarf nur der persönlichen Freiheit des Individuums, um sich mit jedem Moment weiter zur reifen Persönlichkeit fortzubilden. Wir müssen es lernen, unser Seelenleben auszubilden, zu vertiefen! — Das ist das ganze Rätsel der Geburt des Edelmenschen!

Unsere Zeit ist überreich an neugeprägten Schlagworten, die das Unverstandene in ihr mit brutaler Lächerlichkeit an das Licht zerren. Die Welt schreit nach der „Freiheit der Persönlichkeit"; doch ein wie kleiner Teil, ein geradezu empörend kleiner Teil, kennt den vollen Inhalt der drei Worte? Auf falschen Wegen suchen sich die Menschen gegenseitig zu Heiligen zu erklären, ohne zu wissen, daß sie sich nicht dem erstrebten Ziele nähern, sondern sich von ihm mit jedem Schritt entfernen. Heißt es nicht für jeden, der diese Worte verwirklichen möchte, nicht nur am äußeren, sondern vielmehr am inneren Menschen arbeiten? — Wer seine Persönlichkeit befreien will, muß bemüht sein, vor allem anderen seine Innerlichkeit vom Grunde aus harmonisch zu gestalten. Dieses ist keine Träumerei, es ist durchführbare Tatsache! Nur bedarf es der eifrigsten Arbeit in **jeder** Stunde!

Wenn wir unser eigenstes Ich in uns erkennen lernen, damit seine Schwächen und Fehler klar sehen, können wir auch an seiner regelrechten Vervollkommnung tätig sein. Wir werden begreifen, was es heißt: Die „Freiheit der Persönlichkeit" verlangen; ja, mehr! wir werden so in uns diese Freiheit aufziehen, indem wir die Entwickelungsmöglichkeiten ausnutzen und Hand in Hand mit Zukunftshoffnungen einen freudigen Mut in unser Leben hineinstellen. Geistig gesund kann nur der Glauben an das Ideale in der Wirklichkeitswelt erhalten. Die Wirklichkeitswelt, idealistisch aufgefaßt, wird uns die Erlösung aus der Verwirrung geben, wird freudig und befreiend auf unser Aufwärtsstreben einwirken. Sie wird uns so ein Ziel voranstellen, dem wir mutig entgegen- und nachzustreben bemüht sein werden. Goethe sagte uns nicht nur: „Es sieget der Mut in dem gesunden Geschlecht", er weist uns, erkennend unser edelstes Bestreben: „Wir möchten jede Tat so groß gleich tun, als wie sie wächst und wird . . ." *); er sagt uns an anderer Stelle: „Nicht vor Irrtum zu bewahren, ist Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten, ja ihn seinen Irrtum aus vollen Bechern ausschlürfen zu lassen; das ist Weisheit der Lehrer. Wer seinen Irrtum nur kostet, hält lange damit Haus, er freut sich dessen als eines seltsamen Glückes, aber

*) Iphigenie.

wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist . . ." *). Und weiter sagte uns Goethe: „Der Wahn hat, so lang er dauert, eine unüberwindliche Wahrheit, und nur männliche, tüchtige Geister werden durch Erkennen eines Irrtums erhöht und gestärkt . . ." **).

Ja! es ist schwer, die Irrtümer der eigenen Handlungen erkennen zu lernen, und es ist noch schwerer, diese v o l l zu begreifen und ihrer Meister zu werden. Doch sollen alle diese Schwierigkeiten für den „männlich tüchtigen Geist" keine Schwerpunkte sein, die der Entwickelung, dem Lichte der reineren Höhe entgegen, festbannende Gegengewichte bedeuten; denn die Zustände des Irrtums sind so dunkel gegen das erkennende Wahre, wie die Nächte zu den hellsten Sonnentagen, die das Blühen und Gedeihen, das Gedeihen und das Früchtetragen, das Reifen in der Natur zur Folge haben. Das Schlafen des Irrtums löst das Erkennen in ein entwickelndes Wachen aus!

Reich sind die Lehren und reich sind die Ratschläge, die uns unsere beiden Großen des 18. Jahrhunderts mit leuchtenden Worten an das Firmament gezeichnet haben, und wie die der Tage vor uns, so können wir mit unseren und die der künftigen Tage aus diesen ewig jungflammenden Wertzeichen des Wahren die goldenen Worte des Erkennens ziehen! In diesen liegen die Keime des Lebens. Keime, die gesund und kräftig genug sind, ein Neues in uns erstehen zu lassen, die uns nicht nur das sogenannte „rohe" Selbst als Anfang, sondern auch das höhere, feinere, das geistigere und die Weltharmonie fördernde Gefühl der Selbstentäußerung im Fortschritt darbieten.

Es wird immer heiße Kämpfe geben, so wie es diese gegeben hat, und recht ist es, wenn wir die Kampfesregungen mit Freude und Jubel begrüßen, denn der Kampf ist ja der stärkste Ausdruck des Lebens und Wollens. Er läutert, indem er das Geringe und Kranke zermalmt und aufzehrt, das Kräftige und Gesunde krönend zur Höhe hebt! Der Lebenstrieb, der die Kräfte zum Kampf und Streit erwachen macht, die glühende Lebenslohe zu fressenden, leidenschaftlich eifernden Flammen aufpeitscht, ist auch das große Element, das die Liebe und die Siege des Vergebens der Menschenbrust gibt. Groß sind die Kräfte des Kampfes und hehr zu achten, denn s i e sind es, die durch Läuterungen zu den Siegen führen, die als Früchte die Bündnisse der reineren Lebenskräftigen den Kämpfern reichen.

Immer herrlicher müssen die Bündnisse werden, die aus den Kämpfen der um das reinere Leben Streitenden hervorgehen. Abertausende von fleißigen Händen regen sich in ihrem Schutz und bauen an einem Reich, das von des Volkes heiliger Freiheit und der Könige freiheitlicher Heiligkeit regiert werden wird!

Folgen wir diesen Gedanken, so wird die Stunde, die sie gibt, eine reiche und glückliche sein. Zu einem großen Wunder muß sich alles Kleine ausbauen und der Gedanke an die Tatkraft muß ein Heiligtum für alle Welt werden, dem die Rechtgesinnten entgegen pilgern. Wie groß und weit sind die Hallen, die uns willkommenheißend in Schutz nehmen! Wie leicht wird uns bei den Trostgedanken, daß auf stark gebauten Pfeilern ein weitgespanntes, weitgewölbtes Feld sich ätherleuchtend dem anderen anschließt! Feld an Feld fügt sich neu und immer so fort dem endeerfragenden Auge; gigantisch steht die immer neu schaffende Schöpfung, das Werk der Tat, vor uns, und mit einer wahren Ehrfurcht lernen wir begreifen, daß uns dieselbe heilige Wirklichkeit umschließt, die in unseren Adern pulsiert. Millionenfach, unendlich stürmen die neuen Wirklichkeiten auf uns ein, daß es wie eine Weihe über uns kommt und wir recht und tief von allen Rätseln erfüllt werden, die uns aber Licht sind. Licht, hellstes Licht, dem wir dienen, dem wir danken, da es uns Kraft und persönliche Gewalt über uns und unsere Umgebung verliehen. Licht, in dessen reinem Glanz unser Selbst wie eine Offenbarung strahlt und unsere Werke gleich heiligen Weihgefäßen leuchten, die vom Goldglanz überfließen möchten. In solchen Stunden, da die Tatkraft ihren Aposteln und Jüngern die Häupter segnet, fühlen wir uns als die rechten Berufenen zum Leben und als die Auserwählten zum Kampfe. Zum Kampf, der ein heiliger ist, um unsere hehrsten Güter: um unser königliches Selbst, mit dem wir unsere Könige schützen wollen, und mit dem wir für die edle Gemeinschaft des Staates einzutreten bereit sind, mit dem wir die Freiheit der Kulturentwickelung unterstützen und die Kunst zur blühenden Höhe fördern, daß sie uns, wie alles andere, der Religion gleich ein Heiligtum bedeuten kann.

Aus inneren und äußeren Umständen heraus, durch unsere eigenen Fähigkeiten wollen wir uns Verhältnisse erzwingen, die uns das volle Ausnutzen unserer Kräfte gestatten. So kann jeder einzelne seinen Platz ausfüllen und ein direkter Mitarbeiter am Großen des Menschengeschlechtes werden.

J e d e s T e i l l e b e i m G e f ü h l f ü r d a s G a n z e !

Folgen wir dieser Forderung im Bewußtsein, daß nicht nur unser eigenes Glück, sondern das der ganzen Menschheit darin liegt, so werden wir bald an uns selbst das Große dieses Evangeliums der persönlichen Freiheit erkennen können. Wir werden in uns ein Hochgefühl entdecken, aus dem heraus eine gefestigte Selbständigkeit ihre Machtfülle entwickeln kann; wir werden vor uns gekräftigt und in uns fester zusammengeschlossen erscheinen. Zustände wie die, die unsere eigenen Seelen vor uns der Treulosigkeiten anklagen, die das Drama des inneren Unterganges durch höhere Erkenntnismomente aufrollen, um es rätselnd wieder zu verbergen, Zustände, in denen wir mit einem Mangel an starker Selbstachtung unser leichtflüchtiges Glück bezahlen müssen, werden aus unseren Gesichtskreisen schwinden. So können ungezählte Individuen mit sich selbst darüber ins Klare kommen, was sie vordem zu erbitterten Feinden der Menschheit gemacht: die eigene Unvollkommenheit! — Durch die Vervollkommnung werden sie wieder gewonnen, die den ewigen Gegenspruch der sozialen Ordnung heraufbeschworen, die moralkranken Zerrütter, Zerstörer der vorwärtsdrängenden Arbeit. Nur so, auf diese Wege gewiesen, können sie als nutzbringende Glieder dem Ganzen eingereiht werden. Darum: zurück zur idealen

*) Wilhelm Meisters Lehrjahre.
**) Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Lebensauffassung und vorwärts zur individualistischen Lebensbetätigung!

Dringen wir zielbewußt aus der Gegenwart in die Zukunft, ist der Menschheit eine gesunde Entwickelung gewährleistet, ein Schutz gegeben, gegen die stetig näher rückende Gefahr der moralischen Entartung — ein Steg geschaffen, entgegen der Geburtszeit des Edelmenschen! . . .

Individualismus! — Wie oft ist dieser Begriff falsch verstanden worden?! Zum fadesten Feldgeschrei haben die einfältigen, ästhetischen Stürmer aus allen Himmelsrichtungen das „Wort" erhoben. Der Inhalt des „Wort" war ihnen gleichgültig. Es genügte ja für sie vollauf, gleich narriggeputzten Stutzern einer individualistischen Mode mit den unglaublichsten Seltsamkeiten zu huldigen. Dummheit, Geistlosigkeit sollte verblüffende Eigenart unter dieser Maske werden. — Arme Stümper! Wie fern stehen sie dem echten Individualisten! Wo bliebe bei dieser Art das faktisch Edle, das so jenseit der sich aufblasenden Originalsucherei steht? Es ist nicht alles individualistisch, was es zu sein scheint und vorgibt. Es ist nicht alles lebengebend, wenn es auch lebenverheißend zu uns spricht. Viele der gepriesenen Ideen der Zukunft sind nichts anderes als die Krankheitserscheinungen der Gegenwart. Gottschedischer Geist lebt noch in manchem unter uns fort! Äußerlich können Räuber und Wohltäter, Spitzbuben und heilige Priester einander ähnlich sein; ihr innerlicher Wert ist das Entscheidende. Es gab und es gibt Leute aus dem Volke — die Denker, ohne daß man ihren Namen pries, die Heilige, ohne daß man sie heilig gesprochen — die berufener, ihren Landsleuten Könige zu sein, wie es Könige gab und gibt, die reife Früchte, um ihrer Missetat willen, für das Richtschwert des Volkes! Wir sollen die ausschlaggebenden Momente immer von der Innerlichkeit, niemals von der Äußerlichkeit abhängig machen. Es gehört in der Tat kein Lebensmut dazu, in das Lager der Geistesfexen zu gehen und zu ihren Ausschreiungen andächtig, gläubig „Amen" zu sprechen! —

Mehr, bedeutend mehr, verlangt der wahre Individualismus von uns. Wir sollen lernen, mit der Zeit um ihre Ideen ringen; wir sollen uns mit ihren Geistesschätzen, ihren Kenntnissen und Bestrebungen messen, uns erfüllen mit dem großen, sie belebenden Zug. Der Meißel der Selbsterkenntnis soll unseren Charakter von den unreinen Schlacken befreien; die eigenen Kräfte sollen uns zu Lebenskünstlern heranreifen lassen, und wir sollen trotz allem dem doch noch die natürlichen Menschen bleiben! Menschen, die um das höchste Menschengut: ihr Menschentum, ringen; das in seiner Größe den gezähmten, aber nicht abgestorbenen Egoismus neben dem möglichen Humanismus — der wohl das „Gute", aber nicht das „Immergute" verlangen darf — vereinigt.

Der herrliche Unterschied zwischen dem, mit den Individualisten schritthaltenden Humanismus der werdenden Zeit und dem der Vergangenheit besteht in der Kraft und Fertigkeit, die alles verderblich Weiche ausschließt. Und darum ist auch ein wirklicher, fördernder Zusammenschluß möglich. Doch, trotz auch dieses Vorzuges, wie vieles ist uns noch vorenthalten, wie vieles bleibt zu tun übrig, bis zu jener wahren Kultur die wir fern auf Höhen ahnen, ohne sie nur annähernd zu besitzen. Welch ein schwieriges Unternehmen, sich eine einigermaßen klare Vorstellung von dem zu machen, was noch lange nicht vor uns ist, sondern erst werden soll! Doch es lohnt der Mühen; denn herrlich sind die Ausblicke von den reinen Höhen hinab in die Tiefe. Leider können zu wenige unserer Mitmenschen diese Vorzüge des Vorerkennens genießen; denn nur ein geringer Teil besitzt so viel genügende kraftvoll gestaltete Phantasie.

Hier, in diesem Mangel, liegen die oft gesuchten Erklärungen der vielen falschen Anschauungen über das Vergangene und der Vorurteile gegen das Bieten und Imstandesein der Zukunft. Statt des gewaltigen Aufraffens, statt des Bemühens, die entgegenleuchtenden Ziele zu erreichen oder doch erkennen zu können, sucht der irrende Teil der Menge die Quelle von Aussichten mit fremden Machtmitteln zu verstopfen. Ein Bedauern sollte uns überkommen, wenn wir solche nutzlosen Bemühungen mit ansehen müssen.

Ist es denn wirklich so schwer, in der freien Bewegung das wahre Leben zu erkennen? Spricht der Begriff „Freiheit" denn nicht genug von wohltuender freier Bewegung und freier schöpferischer Persönlichkeit?! Schon Friedrich der Große tat den Ausspruch, daß kein Gefühl mit dem Wesen des Menschen so innig verwachsen sei wie das Gefühl der Freiheit.

Wir wollen hineinblicken in das sich neu vor uns auftuende Land, wir wollen seine Grenzschwelle freudig überschreiten, wir wollen uns sättigen an den dort unseres Kommens harrenden Heilgütern und unsere Wirklichkeit durch die Tat verklären — denn: n u r d i e T a t i s t d a s L e b e n!

# Komm, gib mir die Hand

Komm, gib mir die Hand,
auf blühenden Wegen
gehen dem Glück wir entgegen,
wie Kinder im Märchenland.
Weiter, immer weiter . .

Bis über uns die Sterne stehn,
bis der Abendwind
uns einholt über die Heide
und Märchenschleier uns umwehn
von zarter dunkler Seide . . .

Albert Antoni

# Long, long ago, long ago

von J. Hegner

Dem lieben Ilsekind
für das Tannenzweiglein!

Das war damals, als er noch nicht der war, der er geworden ist, als die Keime seiner Veranlagung noch nicht die Hüllen gesprengt hatten und die Verhältnisse sich ihm noch boten, wie sie in seinem Wesen lagen.

Das war damals, als er noch keine Gamaschen trug; nicht weiße im Sommer, nicht dunkle im Winter; und auch nicht die hohen Kragen, zu denen die seltsamsten Krawatten gehörten.

Das war damals, als er noch nicht durch die mannigfache Verkettung dringender Umstände gezwungen war, die Stadt zu lassen, deren Stimmungen in den Wurzeln seines Seins hafteten.

Das war damals, als er noch ein Kind war, ein Knabe voll von freudigem, unschuldigem Genuß. Da waren seine Wangen glatt und rot, und alles war licht in ihm und gut und jung und schön.

Das war in einem kleinen Dorf in der Nähe von Wien. Seine Eltern lebten noch, und er wohnte mit ihnen zum Sommeraufenthalt in einem kleinen Häuschen dieses Dorfes. An das Häuschen schloß sich ein großer Garten mit weißen Kieswegen, verstohlenen Lauben, Gebüschen, an denen weiße und rote Beeren prangten, alten Obstbäumen, wilden Kastanienbäumen. Sogar Zypressen standen da im Kreise angeordnet. Sie ließen eine Öffnung als Eingang frei und bildeten mit ihren nickenden Hängewipfeln eine Überdachung und so eine Art geschlossenen Raum, in dem sich gut sein ließ. Fast am Ende des Gartens war Erde hoch aufgehäuft zu einem Hügel, mit Gestrüpp und Blumen bewachsen. Und aus der Mitte des Erdhügels wuchs eine dünnstämmige, biegsame Birke, die wenig Äste mit hellgrünen Blättern trug. Nicht weit davon war ein glasgedeckter Pavillon, dem einige altertümliche Möbelstücke und ein langer Tisch mit zierlicher Einlegearbeit ein wohnliches Aussehen verliehen. Und auch ein halb in die Erde versenktes Glashaus, in dem Blumenstöcke und etliche verkrüppelte Baumarten in roten Contöpfen auf Holzbrettchen ein kümmerliches Dasein fristeten.

Und mit ihnen bewohnten das Häuschen die Besitzerin und ihre beiden Kinder. Ein Junge und ein Mädchen. Der Junge, das war der Hans. Und das Mädchen, das war die Steffi.

Der Hans hatte wunderschönes Spielzeug: Einen schweren, schweren Ankersteinbaukasten, viele, viele Bleisoldaten und eine Eisenbahn mit unzähligen niedlichen Wagen. Auch noch einen Bierwagen mit einem hölzernen Bierfaß und lieben Holzpferden, die einen Schwanz aus wirklichem, aus echtem Haar, aus Roßhaar, hinten angesetzt hatten. Und noch vieles andre hatte der Hans.

Da waren sie oft im Pavillon, der Hans, die Steffi und er. Steffis Körperchen war in einem hohen und tiefen, weitarmigen Großvaterstuhl vergraben. Und sie nahmen, während Steffi gedankenvoll zusah, die Bausteine und bauten auf dem langen Tisch mit der zierlichen Einlegearbeit lange Straßen, Stationsgebäude, Berge, Tunnels. Und über die Straßen, die Berge und durch die Tunnels führten sie die Eisenbahn, langsam, langsam, damit nichts einstürze an dem mühsamen Bau. Und das Schönste war an der Bergfahrt und so wunderbar, wenn die Bahn den Bergabhang, der mit besondrer Sorgfalt und gar solid errichtet war, hinab allein rollte, ohne daß man auch nur einen Finger zu rühren brauchte. Und wenn sie so hinuntergesaust kam, da war unten eine Station aus Tüchern aufgebauscht, damit der Zug nicht über den Tisch hinausfahre und die Lokomotive keinen Schaden leide.

Dabei war Hans stets der Bahninspektor, aber Erwin stets der Direktor des Betriebes. Die Bahnbediensteten waren die gemeinen Bleisoldaten. Und die Offiziere waren je nach Rang Passagiere der ersten, zweiten und sogar der dritten Wagenklasse. Die kleine Steffi aber repräsentierte das weibliche Reisepublikum, das selbstverständlich nur weich, in Leder, und erster Klasse, im Großvaterstuhl fuhr. Hatten die Kinder genug an diesem Spiel, da wurde Kaufmann gespielt. Erwin war der Kaufmann, Hans und Steffi die Kunden. Auf der Bank in dem Zypressenrondeau lagen verlockend die Waren ausgebreitet. Geschnittne Kastanienblätter waren Spinat. Die verschiednen Knospen waren die verschiednen Kohlarten. Die Roßkastanien waren Butter, Käse, Schinken: wenn sie noch gar nicht reif, weiß waren, stellten sie die Butter vor, schon ins gelbliche übergehend den Käse und die reifen, stark gebräunten den Schinken. Die weißen Beeren waren die Eier, Kirschen die roten. Bezahlt wurde mit Kieselsteinchen. „Bitte wollen Sie mir für zehn Kreuzer Butter geben und für fünf Pfeffer," sagte Steffi. „Einen Augenblick, gnädige Frau," sagte Erwin, schnitt ein Stückchen von einer

weißen, unreifen Kastanie ab und wog es — damit er ja nicht zuviel gäbe — sorgfältig auf einer Wage, die weiter nichts war, als zwei auf einem Holzstöckchen an Fäden kunstvoll befestigte Schachteldeckel. Dann wickelte er etwas Sand in ein Stückchen Papier: Das war der Pfeffer. Und daraufhin zählte ihm Steffi fünfzehn Kieselsteinchen in die Hand. Einmal fand Hans im Garten einen toten Vogel. Der wurde feierlich unter einem Kirschbaum begraben. Erwin war der Geistliche. An dem offnen Grabe hielt er eine Trauerrede. Jeder der Teilnehmenden nahm ein paar Krümchen Erde und warf sie dem toten Vöglein nach. Hans, der außer einem Teilnehmenden auch noch der Totengräber war, schaufelte mit einem Löffel die kleine Grube zu. Und Steffi weinte bitterliche Tränen, gerührt von der schönen Begräbnisrede Erwins und überhaupt erschüttert durch den Tod des Vogels, der nun nicht mehr singen konnte.

Er hätte aber auch nicht singen können, wenn er gelebt hätte, weil er ein Spatz war. Und die Kinder legten Schatzkammern an. Das waren säuberlich gehaltne Gruben in irgend einem versteckten Winkel des Gartens. Als Bodenbedeckung diente ein Ziegelstein. Mit halben Ziegelsteinen wurden die Wände der Grube verkleidet und nun alles sorgsam mit Seidenpapier ausgepolstert. So waren das kleine, kühle Keller, in die sie Früchte hineingaben und Süßigkeiten, wie sie sie von den Eltern erhalten hatten. Nun wurde noch ein Ziegelstein darüber gelegt, doch so, daß er von den halben Ziegelsteinen der Wandverkleidung gestützt, den Inhalt der Grube nicht berühren und quetschen konnte und mit dem Boden eine Ebene bildete. Nun kam noch etwas Erde darauf, und niemand mit Ausnahme der „Wissenden" konnte ahnen, welche Schätze da unter der Erde aufgespeichert ruhten. Ja, manchesmal ahnten es selbst die „Wissenden" nicht, wenn sie allzu täuschend die Spuren ihrer Tätigkeit verwischt hatten, und suchten vergebens nach einer Schatzkammer, von der sie sicher wußten, daß sie da und da in der Nähe irgendwo sein mußte.

Gar wunderfein war es auch, und ein herrliches Spiel, so heimlich gruselig mit einem so angenehmen Ende, wenn sie Tiger spielten. Geradezu großartig war es, wenn der Tiger brüllend auf das verirrte Brautpaar lossprang. Das geschah in dem halb unter die Erde versenkten Glashaus, in dem die Blumenstöcke und die etlichen verkrüppelten Baumarten in roten Tontöpfen auf den Holzbrettchen traurig und halb vertrocknet standen. Der Tiger war Hans, und Steffi und Erwin waren das Brautpaar, das sich im schrecklichen Urwald verirrt hatte. Die Blumenstöcke aber waren prächtig wuchernde Lianen und andres exotisches Pflanzenzeug, und die niedern, verdorrten Baumarten mächtig dicke Palmen, riesige Brotbäume, undurchdringliches Urwaldgewächs. Auf dem Lehmboden hockte Erwin und Steffi. Steffi hatte sich ängstlich an Erwin gedrückt, und der sagte begütigend, aber doch mit einer merklichen Angst in der Stimme: „Fürchte dich nicht, Steffi. Ich bin bei Dir. Wir wollen uns erst ein wenig ausruhen, und dann werde ich mit dieser Hacke hier — und er zeigte ein dünnes, kleines Holzmesser — einen Weg durch den Urwald bahnen, und wir werden wieder nach Hause kommen". Aber hinter einem der riesigen Palmenstämme lauerte der Tiger. Und da . . . da sprang er auch schon heulend hervor auf die beiden zu. Steffi unterdrückte voll Entsetzen einen Schrei und klammerte sich an Erwin. Der Tiger umkreiste die beiden und brummte dazu. Da neigte sich Erwin vor und stieß dem furchtbaren Tier das dünne, kleine Holzmesser, das mittlerweile aus einer Hacke zu einem langen, scharfen Dolch geworden war, in die Flanke, geschickt zwischen Arm und Weiche. Der Tiger röchelte noch ein bißchen und dann war er tot. Während Steffi über Erwins Heldentat in helle Begeisterung ausbrach, zog er kaltblütig dem erlegten Tiger das Fell, das heißt den Rock ab. Und er sagte zu Steffi: „Nun hab ich Dich gerettet. Zur Erinnerung daran werden wir dieses Fell mitnehmen und in unsrer Hütte aufhängen". Gleich darauf befanden sie sich in dieser Hütte, waren verheiratet, Vater und Mutter, und Hans, der Tiger, war Hänschen, ihr kleiner Sohn. Vorher aber hatten sie sich ein klein wenig gezankt: Steffi wollte ein Mädchen und Erwin bestand auf seinem Wunsch, es solle ein Bub sein. Schließlich gab der noch ungeborne Hans den Ausschlag und erklärte fest und bündig, daß er ein Bub sein müsse. Sonst tue er nicht mit. Und da war er denn ein kleiner Bub, das Hänschen, und wurde in ein Leintuch gewickelt, fest verschnürt und nun hin und her gerollt. Das nämlich nannte Erwin: Das Kind wiegen.

Und einmal war es, daß Hans und Erwin alte Germanen waren. Sie hatten irgendwo eine halbgefüllte Flasche Rotwein aufgetrieben. Nun wollten sie Blutbrüderschaft trinken. Sie nahmen zwei leere Gläser, taten so, als ob sie sich mit einem Säbel — einem blechernen, stumpfen Kindersäbel — den Arm ritzen würden und murmelten dazu geheimnisvoll-unverständliche Eidessprüche, die sie aus irgendwelchen Geschichtenbüchern heraus hatten. Über das eine Glas hielt Erwin seinen Arm, während Steffi den Rotwein aus der Flasche ins Glas laufen ließ. Das war nun Erwins Blut. Und bald danach schimmerte Hansens Blut

aus dem andern Glas. Weil sie nun aber nicht genau wußten, wie man eigentlich Blutbrüderschaft trinkt, sprach jeder über des andern Glas ein Vaterunser, und dann tranken sie auf jeden Fall. So war die ewige, felsenfeste Freundschaft zwischen Hans und Erwin geschlossen und zeigte ihre Wirkung darin, daß Hans alle Früchte, alle Süßigkeiten und das Geld, sowie er das alles bekam, mit Erwin redlich teilte und ebenso Erwin alles mit Hans.

Und es war so den ganzen Sommer hindurch wie in einem Paradies, den ganzen seligen Sommer hindurch, da ein Spiel das andre ablöste und jedes für die Kinder den Wert einer schönen Wirklichkeit in sich schloß.

Und Steffi! Ach, das war so: Da wurde die holde Blume der Prairie — das war Steffi — einmal auf dem Erdhügel, der sich fast am Ende des Gartens erhob und mit Gestrüpp und Blumen bewachsen war, von einer Indianerhorde — das war Hans — in Gefangenschaft gehalten. Während sich die Indianerhorde auf der Jagd befand, schlich Erwin, der weiße Falke des Westens, den Erdhügel hinauf durch das Dickicht und trat vor die holde Blume der Prairie. „Holde Blume der Prairie," sagte er, „ich bin gekommen, Dich zu befreien. Willst du die meine werden fürs ganze Leben?" Und die holde Blume der Prairie begann feierlich: „Ich habe auf Dich gewartet. Ich habe Deiner — wie sagt man, Erwin?" „Deiner geharrt," sagte Erwin. „Ja, Deiner geharrt. Ich kenne Dich, Du bist der berühmte Jäger, der weiße Falke des Westens, und die Hundskopfindianer nennen Dich den Indianertöter. Ich will Dir gehören fürs ganze Leben." Und der berühmte weiße Falke des Westens sagte: „Komm, Mädchen." Und nun liefen sie Hand in Hand über die Kieswege. Dann hörten sie hinter sich ein Getrampel, ein Geschrei. Das war die Indianerhorde, die sie verfolgte. Sie beschleunigten ihren Lauf und langten endlich atemlos in einer Laube an. Da waren sie in Sicherheit. Denn die Laube war eine Festung. Und die Indianerhorde mußte schmählich abziehen, nachdem sie einen Verlust von fünf Toten und vielen Verwundeten zu verzeichnen gehabt hatte. Und Erwin und Steffi saßen in der Laube. Und die Steffi sah Erwin ins Gesicht und sagte: „Du, Erwin, wir müssen uns später wirklich heiraten, wenn wir groß sind." „Selbstverständlich," sagte Erwin. Und sie versprachen gegenseitig hoch und teuer, einander zu heiraten, wenn sie groß sein würden. Da gab ihm Steffi einen Kuß. Und von da an war der kleine Erwin so sehr verliebt in die kleine Steffi, so sehr! Von da an . . .

Und so ging es weiter den ganzen, seligfrohen Sommer hindurch.

Aber die ewige, felsenfeste Freundschaft mit Hans nahm ein in der Zeit begrenztes Ende, als sie wieder einmal Eisenbahn spielten und Hans Eisenbahndirektor sein wollte, während sich Erwin mit der frühern von Hans innegehabten Stellung eines Eisenbahninspektors begnügen sollte. Nun, und das ging doch nicht!

Das war damals . . .

Und die Steffi hat er natürlich nicht geheiratet.



# Die Gastbetten

## von Richard Schaukal

**Die jungen Herren waren mit den Mädeln schon lange herumgezogen. Endlich sagte der George: „Du könntest uns wirklich einladen, Turi." Und der Turi grinste: „Gewiss. Kommt's nur."**

**So gingen sie alle in seine Wohnung. Diese bestand aus zwei Zimmern. Der Alfred fand sie riesig gemütlich. Und dann legten sie sich auf die Sofas und in die Betten. . . . Sie waren alle schon müde vom Laufen. . . .**

**Im zweiten Zimmer standen die Gastbetten für die Eltern des Turi, wenn sie vom Land kamen. . . . Der Turi und die Ida wankten Arm in Arm hinein. . . . Und morgen kommt die Mama mit der siebzehnjährigen Mimi vom Lande herein. Und sie werden mit uns ruhig dort schlafen. . . . Der Turi aber wird nur warten, bis sie mit dem Nachmittagzug fort sind. . . . Dann . . .**






# Die Halb-Alten („Les Demi-Vieilles")

Roman von Yvette Guilbert (Einzig autorisierte Ausgabe) Deutsch von Ludwig Wechsler

(10. Fortsetzung.)

Ein weibliches Wesen, das sich die Ehe mit solcher Entschiedenheit zum Lebensberuf erwählt hat, muß notwendig eine gute Hausfrau sein, und wirklich wird Frau Bêche nicht müde, von ihrer Einrichtung . . . ihrer Dienerschaft . . . zu sprechen, und dabei giebt sie dem Worte „Dienerschaft" einen so bedeutsamen Klang, daß man sich darunter eine ganze Schar von Dienern und Lakaien vorstellt. Nun aber besteht dieses Personal, „mein Personal", wie sie sagt und sich dabei den ihr Haar schmückenden Kopfputz zurechtrückt, der durchaus nicht zu ihren roten Wangen paßt, besteht „mein Personal" aus einer einzigen Wirtschafterin, einer dicken Bäuerin aus dem Nachbarsdorf, „ihre Einrichtung" — im Stile Ludwigs XVI., liebes Kind — aus den denkbar bescheidensten Möbeln, die in drei Zimmern untergebracht sind, deren jedes die Größe einer Telephonkammer hat. Ihre „Empfänge" beschränken sich auf die Besuche von drei oder vier Nachbarn, mit denen man ein Glas Bier trinkt, und bei ihren „Diners" kommt Suppe und Rindfleisch auf den Tisch! Als richtige Spießbürgerin, die jetzt bereits den vierten Mann hat, will sie durchaus nicht zugeben, daß sie vier Liebhaber gehabt hat, und entrüstet sich daher höchlich über ihre Freundin, die kleine Frau Delnart, die mit Hilfe eines Geliebten, den sie gleichfalls gerne heiraten möchte, ihrem Gatten Hörner aufsetzt, — ganz wie die gute, kleine Frau Bêche ihrem Gatten Nummer drei. Sie hat aber jeglichen Sinn für Nachsicht verloren und offenbar ganz vergessen, daß Bêche, insolange er nur ihr Geliebter war, allenthalben erzählte, welche Angst er ausgestanden, als er mit seiner Geliebten von dem erzürnten und betrogenen Gatten überrascht worden war . . .

„Möglicherweise habe ich mir da eine böse Suppe eingebrockt", hatte er seinen Kameraden erzählt; „denn nun bin ich gezwungen, sie zu heiraten, zumal Vater und Mutter einen Höllenlärm machen . . ." Und Bêche heiratete die kleine Bovary, von der er ein halbes Jahr später zu Gillette sagte: „Weißt du, sie ist gar nicht so dumm, wie ich meinte . . . Sie macht sich . . ."

Und aus Freundschaft für Bêche, der zu ihren alten Kameraden gehörte, lud Gillette das Ehepaar von Zeit zu Zeit ein, einen Tag bei ihr in Vaux zu verbringen. Nur Maurice Roval und Esther Renot verbrachten die ganze Saison bei Gillette, deren kleines Haus bloß zwei Gastzimmer enthielt. Und diese drei Personen kannten sich schon seit Jahren und verstanden sich gegenseitig so gut, daß sie trefflich miteinander auskamen. Man verlebte köstliche Tage. Bei den Mahlzeiten, die durch ein Glockenzeichen angekündigt wurden, kam man zusammen, und sonst lebte ein jeder, wie er wollte, vertrieb er sich die Zeit, wie es ihm am besten dünkte.

* * *

Nachdem das Ehepaar Bêche und Frau von Lapic gegangen waren, fanden sich Esther, Gillette und Maurice wie jeden Abend auch heute auf der großen Terrasse ein, von der man einen weiten Ueberblick auf die Seine hatte, die in silbernem Mondenschein dalag, der sogar die über die Meule gebaute Brücke unterscheiden ließ. Tiefe Stille ringsum, kein Lufthauch be-

wegt die Baumblätter, nur das Schwirren der Nachtinsekten und das entfernte Klappern von Pferdehufen auf der Landstraße bringen etwas Leben in die herrschende Todtenstille. Weit unten trachten die Lampen des Bahnhofes und der Brücke von Meulan das Funkeln der zahllosen Sterne des Firmaments mit ihrem armseligen Geflimmer zu vermehren.

Zwischen den hohen Grashalmen leuchtet der zitternde Schein der kleinen Johanniskäfer, der Sterne des Rasens, wie es im Volksliede heißt.

Es ist die richtige Sommernacht mit ihrem ganzen Gefolge von Wohlgerüchen, die der Erde, den Bäumen und Blumen entströmen; doch all das, was morgen leuchten, glänzen wird, alle Farben, alles Grün ist gedämpft, verschwommen und schließlich ganz unkenntlich gemacht, denn die Natur hat langsam ihren schwarzen Schleier über alles gebreitet . . .

Die einfache menschliche Stimme scheut sich förmlich, die so beredte Stille der herrlichen Nacht zu unterbrechen; man möchte, um den tiefen, bestrickenden Reiz zu erhalten, zu verlängern, wünschen, es möge eine noch nie vernommene göttliche Harmonie sein, die zu dieser Stunde den Lippen der Sterblichen entströmt; eine unendliche Melancholie umfängt die Herzen; die Seelen schwingen sich höher und immer höher empor, gleichen den unfaßbaren Formen der Wolken auf der großen, blauen Fläche, Himmel genannt, die einen einzigen weißen Punkt, den Mond, aufzuweisen hat.

Die beiden Frauen schweigen, und Maurice Roval schweigt auch; nur das rotglühende Ende seiner Zigarre verrät seine Gegenwart. Ein jeder achtet die Schweigsamkeit des anderen ... giebt sich rückhaltslos dem Zauber dieser köstlichen Nacht hin . . . Plötzlich gellt ein durchdringender Schrei durch die Luft . . . daß alle drei von ihren Stühlen emporfahren, und gleichzeitig dringt eine Flut von Schimpfwörtern an ihr Ohr:

„Ah, nun hab ich dich, du Metze, du Dirne . . . Ich wußte ja, daß nur du dich des Mannes einer anderen bedienen könnest. Nun hast du freilich den Bauch gefüllt, den will ich dir aber gleich anzapfen . . .“

Und in der nächsten Sekunde krachte ein Schuß, gefolgt von dem Geräusch eines dumpfen Falles.

Esther und Gillette verharrten regungslos, wie angewurzelt auf der Terrasse, und nur Maurice stürzte in der Richtung davon, aus der man den Schuß vernommen; schon waren aber auch die Dienstleute mit brennenden Laternen erschienen, um die Straße abzusuchen...

Kaum zehn Schritte weit von dem Gitterthor lag eine junge Frau von kaum zwanzig Jahren mit blutüberströmtem Gesicht auf der Erde.

Die Dienstleute trugen sie in den Hof, wuschen ihr dort das Blut vom Gesicht, und Gillette schickte sofort um den Arzt des Dorfes, während die Verwundete allmählich zum Bewußtsein erwachte.

Wer sie war und was vorgefallen sei, wollte man wissen.

Sie erklärte, Marie Aumont zu heißen und Wäscherin in Enecquement, dem Nachbarsdorf, zu sein, von wo sie seit sieben Monaten jeden Abend nach Vaux kommt, um ihren guten Freund zu besuchen . . .

Nun war sie schwanger . . . das wußte die Frau ihres Geliebten, und die hatte ihr aufgelauert, um sie derart zuzurichten . . . Die Niederträchtige hatte auf sie geschossen und sie verwundet . . .

„Verdammtes Weibsbild“, schrie das Mädchen; „mich des Nachts hinterrücks anzuschießen . . . Die werde ich morgen ordentlich von ihrem Manne durchprügeln lassen, daß sie einen Denkzettel für's ganze Leben haben soll . . . Solch ein Schwein, solch eine Sau . . .“

„Ihr Mann war jetzt also nicht bei Ihnen?“ fragte Maurice, dem der Zusammenhang nunmehr ganz klar war.

„Nein . . . sonst hätte er ja die Hexe auf der Stelle erwürgt . . . Solch eine alte Vettel, solch eine alte Schachtel . . .“

„Sie ist wohl alt?“ fragte nunmehr Esther, die gleichfalls nähergetreten war.

„Freilich ist sie alt, sonst würde ihr Mann sie nicht prügeln . . . sie nicht aus dem Hause jagen, sondern für sich behalten . . . Er will

aber nichts wissen von ihr. Was will sie also? Am besten wär's, er erschlüge sie. Nun wird sie von den Gendarmen festgenommen werden; wer aber wird für ihre Rangen sorgen? Sie hat mich schön zugerichtet, und ich blute wie ein Rind, das man geschlachtet hat; dafür aber wird sie einen Denkzettel für's ganze Leben abkriegen, solch ein Schwein . . ."

Der Arzt, der ganz in der Nähe wohnte, war bereits angelangt und verband die Stirnwunde, die trotz des großen Blutverlustes nur unbedeutend war, worauf er die Bäuerin fragte, wer ihre Angreiferin gewesen.

„Die Faucheux war's, die Frau des Hufschmieds Faucheux . . ."

„Wo wohnt sie?"

„Dort, am Ende des Weges."

„Und wo ist Faucheux jetzt?" fragte der Arzt weiter. „Ich möchte mit ihm sprechen."

„Er erwartet mich für elf Uhr im Wirtshaus der Mutter Baudain."

„Soll ich ihn holen lassen, Doktor?" fragte Gillette Norbert.

„Ich wäre Ihnen sehr verbunden, gnädige Frau."

Zehn Minuten später wurde der Geliebte der Wäscherin, den man unterwegs von dem Attentat, das seine Frau auf Marie Aumont verübt hatte, unterrichtete, gleichfalls in die Küche geführt, wo man seine Geliebte verbunden hatte. Er war ein großer, starker Mann von etwa vierzig Jahren. Als er seine Maitresse erblickte, deren Kopf einen großen, weißen Verband trug, stieß er einen fürchterlichen Fluch aus und, mit den zwei schwarzen Fäusten die Tischplatte bearbeitend, schrie er:

„Ich haue sie nieder, haue sie nieder, die alte Vettel! Ich muß sie ja niederschlagen, sonst werden wir nie Ruhe vor ihr haben."

„Beruhigen Sie sich, Faucheux", sagte der Doktor; „und vergessen Sie nicht, daß Sie sich im Unrecht befinden . . . Sie haben vier Kinder zu Hause sitzen und sind hinter den Mädeln her . . . Ihre Frau hat allen Grund zur Unzufriedenheit, zum Kuckuck! Es war freilich nicht recht von ihr, auf das Fräulein da zu schießen; aber wenn Sie wollen, daß die Geschichte nicht bekannt und Ihre Frau nicht vor die Geschworenen gestellt werde, so folgen Sie mir und schweigen Sie!"

„Meinetwegen mag sie vor die Geschworenen kommen, mir soll's ganz recht sein", erklärte der Hufschmied. „Sie ist eine alte Schachtel, von der ich nichts mehr wissen will . . . Ich bin noch jung, und meine Schuld ist's nicht, daß sie eine alte Hexe ist!"

„Vor allen Dingen führen Sie das Fräulein nach Hause", sagte der Doktor; „und morgen kommen Sie zu mir, damit ich sehe, ob sich der Verband des Nachts nicht verschoben hat."

Der Mann hatte sich ein wenig beruhigt und entschuldigte sich linkisch ob seiner Heftigkeit.

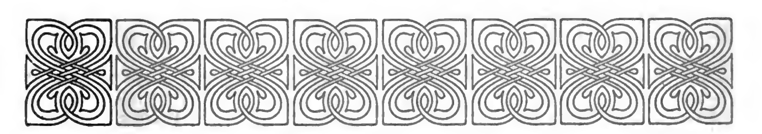
„Aber das Blut kocht gleich in mir", fügte er hinzu. „Verzeihen Sie, Fräulein Gillette, entschuldigen Sie mir . . . Ich danke Ihnen auch recht schön dafür, daß Sie meine . . . dieses arme Mädl bei sich aufgenommen haben. Gute Nacht, meine Herren und Damen . . ."

Und mit verbundenem Kopf schritt Marie Aumont Arm in Arm mit ihrem Geliebten hinaus. Der Mond schien jetzt ganz hell, so daß man die Gegenstände im Freien deutlich unterscheiden konnte.

„Wäre das früher auch so gewesen, so hätte ich die Alte gesehen", sagte die Dirne gehässig, und damit gingen sie.

Esther, Gillette und Maurice begaben sich nunmehr zur Ruhe, denn es war inzwischen sehr spät geworden.

(Fortsetzung folgt.)



# Ein Traum

Von Henri Borel. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Else Otten

(8. Fortsetzung.)

Bei Tisch herrscht eine angenehme, ungezwungene Fröhlichkeit. Das scheinen wirklich alles sehr liebenswürdige Menschen zu sein, wie mir Herr Mehrmann gesagt. Und, — welch' ein Wunder — nichts von der pseudo-gewichtigen Steifheit und den lächerlichen Unterschieden, welche die indische Gesellschaft so verdirbt. Es ist ein Präsident des Landrates mit seiner Gattin da, ferner ein Assistent-Resident, ein Offizier, ein Kaufmann, ein Chemiker, die Frau eines Kontroleurs usw., alle bunt durcheinander, und alle gleich herzlich und heiter.

Mary sitzt zu meiner Linken, und meine Nachbarin rechts ist eine Frau de Vallère. Ich finde sie nicht sehr schön, viel eher häßlich. Sie hat goldblonde Locken, die ihr lose auf die Schultern herab hängen. Noch sehr mädchenhaft. — Sie hat so ein eigentümliches Gesicht, mit einem spitz zulaufenden Kinn, und wie blaß sie ist, mit den zwei ältlichen Furchen um den Mund! Nur ihre braunen, fast schwarzen Augen — es ist so sehr selten: schwarze Augen und goldblondes Haar — haben etwas Sonderbares, etwas Drolliges, Neckisches, als ob sie sich über alles lustig machten. Auch ihre Nase, ein echtes Mopsnäschen, hat so etwas Komisches an sich; sie stellt sich sehr vergnügt und sagt allerhand komische Dinge, aber es kommt ihr doch nicht so recht von Herzen. Sie sieht so blaß aus, und die scharfen Züge um ihren Mund machen sie alt. Mir ist sie nicht sehr sympatisch, und ich hätte gern eine andere Tischnachbarin gehabt. Mary sagt mir, daß ich das wohl noch nicht herausgefunden hätte, daß aber etwas sehr Liebliches und Zartes an ihr sei, und daß sie sie sehr gerne leiden möge. Sie hat sie als Mädchen in Holland gekannt. Deshalb bin ich auch ein wenig freundlich zu ihr und erweise ihr allerhand kleine Aufmerksamkeiten bei Tisch.

Es will mir aber noch gar nicht so scheinen, als würde ich mich hier überhaupt sehr an jemanden anschließen. Die Menschen sind laut und lebhaft, und ganz nett. Aber doch nicht so besonders. So werde ich mich also hauptsächlich an die Natur halten müssen, und von den Menschen wird mir nur Mary, meine sanfte, gute Schwester, herzlich lieb sein . . . . . .

*

Des Morgens, häufig schon um zehn Uhr, beginnt ein düsteres Traumspiel.

Alles so hell, so rein, so klar, wie eine große Glorie liegt die Welt in der Sonne.

Da steigt plötzlich, langsam, ganz langsam, ein grauer Wolkenvorhang auf, sich weit ausdehnend über die Fläche, alles, die leuchtenden Sawahs und Felder, der mächtige Ardjoena und der Kawi und der Penanggoenan, versinkt lautlos. Immer höher und höher steigt es. Aus den Tiefen der Schluchten kommen finstere, schleichende Nebel, gleiten fort wie träge Schlangen, kriechen an den Lichtungen empor, und breiten sich langsam zu wogenden, schleppenden Gewändern aus. Die düster-grauen Nebel treiben über den Bergkämmen, finster-drohend, und die zarten Tjemaras versinken immer tiefer und tiefer in das Nichts. Hier und dort schimmert noch ein glänzendes Kohlfeld gegen die Bergwand, und eine einsame Baumgruppe steht furchtlos auf hohem Gipfel, bis auch dort die weiten weißen Nebel langsam steigen.

Alles erscheint nun Jahrhunderte alt, wie aus fernen grauen Zeiten . . . . . .

Immer höher und höher steigt es, schweigend, düster, unerbittlich, und des Todes . . .

All' die leuchtende Schönheit von soeben ist in schwindelnde Tiefen versunken.

Überall, dicht-grau, die Wolken und der Nebel, langsam und treibend, mit stiebendem Dampf.

Kalt und einsam stehe ich auf der Terrasse, und mich fröstelt. Überall, rings um mich her, oben und unten, eine graue Wüste wie düstre, düstre Sünde; alle Dinge sind tot und weit verloren. Es ist, als ob eine grausame Schöpfung des Bösen dort mitleids-

los, unversöhnlich, in der düstren Nacht brütete.

Nun versinkt alles, das Leben und das Licht, und um mich ist nur das weite, wilde Chaos eines düsteren Nichts . . . . .

*

Diese Nacht gegen drei erwachte ich. Nur schnell mal von der hinteren Galerie aus einen Blick werfen in die Nacht . . . .

Die Nebel hatten die Berge wieder genommen. Ich starrte und starrte, aber es war nichts zu sehen als dichter, grauer Nebel. Nur die unbestimmten Umrisse einiger Tjemaras, wechselnd und wie unwirklich.

Das leise Fallen von Tautropfen durch Blätter . . . . . .

Das einsame Gezirp eines Heimchens macht die Nacht noch stiller.

Ab und zu tönende Windstöße, der würdevoll-ernste Metall-Gesang des Windes in den Tannen.

Die kalte Nachtluft an meinen Schläfen entlang schauernd.

Alles so düster, so voll bangen Geheimnisses in phantastischem Nebel, und die Luft so grausam kalt . . . .

Aber horch! Horch! dort unten in der dunklen Schlucht, das Rauschen eines Wasserfalls, leise Rhythmen in der Nacht, so vertraut, so stets bereit in rastloser Labung. Es ist wie eine liebliche Stimme des Trostes im tiefsten Dunkel, wie etwa: „es wird doch wirklich alles wieder gut werden, . . . . es kommt alles in Ordnung, . . . vertraue nur fest, und verzage nicht . . . . ."

Und wie von einem großen Frieden erfüllt, ganz ruhig lege ich mich wieder nieder in das weiche Bett und beginne zu träumen.

*

Ich darf noch nicht hinaus; nur ein wenig auf der Terrasse hin und hergehen.

Aber bei Tisch höre ich allerlei Beschreibungen von Spaziergängen, die ich später natürlich auch machen werde. Es gibt hier, wie ich höre, überall schöne Fleckchen und Wege, mit aparten Namen. Das klingt so hübsch und so vertraulich, genau so wie früher die Spaziergänge in Holland. In Indien habe ich das nie mehr empfunden. Es ist dort zu warm, zu drückend, um viel zu gehen, die Sonne scheint gleich so brennend. Hier aber kehrt, wie es scheint, alles Schöne von Holland wieder.

Ich habe alle die Namen aufgeschrieben, um sie für später gut zu behalten. Da gibt es z. B. die Leber-Allee, die höre ich am meisten nennen. Die einzige Allee hier, die ganz flach ist, und wo man nicht zu klettern braucht, so daß sogar Leberleidende dort spazieren gehen können, — dann gibts die Meyer- oder Echo-Allee, den Weg nach dem Mühlenbrunnen, den Weg an den drei Dessas entlang und das Karrenplateau. Ferner das Doktorstal, die dreizehn Wasserfälle, den Junghuhnpfad, das Vorderhuf-Plateau und Veths-Höhe. Die größten Ausflüge führen nach dem Sandsee; — dem großen Ténggér-Krater mit seinen drei Vulkanen, dem Bromo, dem Batok und dem Widodaren- nach dem Penandjaän, dem höchsten Gipfel des Gebirges, nach Soekapoera durch den Sandsee über Ngadisari, — und nach Nongko Djadjar.

Einige führen noch viel weiter, nach den Gewässern des Semeroe, nach dem Semeroe selbst, aber das sind Ausflüge von 5—6 Tagen, und daran werde ich vorläufig wohl noch nicht denken dürfen . . . .

Einstweilen höre ich bei Tisch ruhig all' den Gesprächen zu, und versuche mir eine Vorstellung zu machen von all' dem, was mir noch bevorsteht.

Besonders meine kleine Nachbarin, Frau de Vallère, orientiert mich vortrefflich. — In den drei Wochen, die sie hier verbracht hat, ist sie schon beinahe überall gewesen. In der vorigen Woche ging sie fast jeden Tag ganz früh mit Mary aus, um 6 Uhr schon, und dann kletterten die zwei Stunden lang auf Berge und streiften durch wilde, dichtbewachsene Schluchten, als ob das gar nichts sei. Frau de Vallère, oder ich will nur lieber Annie sagen, denn so nennt Mary sie ja immer, ist eine unermüdliche Bergsteigerin. Mary neckt sie und nennt sie eine Kletterziege, weil sie so behende über Felsblöcke und Bäche springt.

Es ist seltsam, wie diese kleine Frau sich hier verändert hat. Anfangs erschien sie mir eher häßlich, so blaß und angegriffen sah sie aus. Und jetzt ist sie wirklich fast hübsch

und sicherlich sehr, sehr reizend. Es ist, als habe die köstliche Luft ihr neues Leben eingeblasen. Ihre Wangen haben sich gerötet, ihre Augen einen frischen Glanz bekommen, und es ist, ich weiß nicht was, aber jedenfalls etwas Elastisches, Lebenslustiges über sie gekommen. Es ist jetzt, als ströme warmes, prickelndes Leben von ihr aus.

Und wie lustig, wie ungezwungen heiter und ausgelassen kann sie sein! So sind wohl fast alle Gäste, aber sie doch am meisten. Zuweilen kommt sie tanzend und singend an den Tisch, bewirft ein paar Bekannte mit Blumen und bespritzt sie mit Wasser, macht die tollsten Späße und sieht in allem nur das Hübsche und Drollige

Früher würde ich das, glaube ich, zu lärmend, ja fast unerträglich gefunden haben. Aber hier tut es mir wohl. Es ist manchmal doch sehr angenehm, so ein recht frisches Lachen zu hören und solch eine Lebensfreude zu sehen. Es gehört so ganz zu der Umgebung hier und zu der klaren, reinen Luft. Sie ist eigentlich wie ein großes dummes Kind, immer voller Späße und Streiche. Ich nenne sie oft neckend „das Clownchen“ und ich glaube, daß sie ein wenig stolz auf den Namen ist. Doch hat sie viel Kummer gehabt, sagt Mary.

Als sie 18 Jahre alt war, noch ein echtes, rechtes Kind, hat sie sich mit einem Jugendfreund verheiratet, den sie furchtbar lieb gehabt haben muß; so eine echte Jungemädchen-Verliebtheit.

Zwei Monate darauf starb er an einer starken Lungenentzündung, einer Folge der Influenza. Das einzige, was ihr von ihm blieb, war ihr Kind, das 8 Monate nach seinem Tode geboren wurde und ihm sprechend ähnlich sah. Sie ist denn auch ganz vernarrt in den kleinen Kerl, weil er die schönen Augen seines Vaters hat und in all' seinen kleinen Bewegungen und Gebärden an ihn erinnert. Als sie kaum 19 Jahre war, kamen schon graue Haare zwischen ihre blonden Locken, sagt Mary, und es sei rührend anzusehen gewesen, das Kind-Frauchen mit den grauen Haaren. Jetzt, wo sie die Locken offen trägt, sieht man es nicht mehr so, und sie weiß es geschickt zu verdecken.

Aber Annie war zu lebenslustig und zu heiter, um lange zu trauern. Ein großer Kummer paßt so ganz und gar nicht zu ihr, daß sie kurz nach dem Tode ihres Mannes schon wieder ausging und sich amüsierte. So war sie nun einmal, und sie konnte nichts dafür. Es war zu viel junges, schäumendes Leben in ihr.

Jetzt ist sie wieder verheiratet mit einem Major aus der indischen Armee, einem Freund ihres Vaters, der schon mit ihr gespielt hat, als sie noch ein ganz kleines Ding war. Sie ist ein „Handschuh'chen“, wie man das hier nennt! Gerade als sie auf See war, wurde er nach Pedir versetzt, so daß sie ihren Mann noch nicht gesehen hat. Sie hat dann bei seiner Mutter in Semarang gewohnt, aber dort hat die Malaria sie so gepackt, daß der Doktor ihr riet, sofort nach Tosari zu gehen.

Mary glaubt nicht, daß Annie ihren Gatten sehr innig liebt; sie sieht in ihm mehr den Freund des Vaters, etwas Starkes, auf das sie sich stützen kann, schwach und zart wie sie ist, eine Sicherheit, etwas viel Größeres wie sie ist, das sie beschützen kann, und wo sie mit ihrem Kinde gut versorgt ist. Auch meint sie, es mache sich sehr gut, „Frau Majorin“ und ein wenig vornehm zu sein, sagt Mary. Aber mein Schwesterchen findet diese neue Heirat doch nicht sympathisch. Annie weiß noch garnicht recht, was Liebe eigentlich ist, sagt Mary, sie ist noch ein einfältiges, großes Kind, das nichts vom Leben versteht.

Und Mary, die die Menschen so bald durchschaut, und die Annie schon als Schulmädchen gekannt hat, wird wohl Recht haben.

Aber ich bin doch froh, daß so ein freundliches, fröhliches Geschöpfchen, so ganz übersprudelnd von Lebenslust, hier so ganz plötzlich singend und lachend in mein Leben getreten ist. Man fühlt sich wahrhaftig selbst wieder ein wenig Kind werden, wenn sie bei einem ist.

Sie steckt das ganze Hotel an mit ihrer Heiterkeit.

Abends, im Konversationszimmer, denkt sie sich allerlei Spiele aus, und dann kommen die würdigen Damen und Herren aus Soerabaja und spielen Blindekuh und Ver-

steck und Pfänder auslösen usw., als wären sie noch in der ersten Jugend.

Und wahrhaftig, ich schäme mich ein wenig meiner selbst — was würden wohl all' die Künstler in Holland dazu sagen! — wenn sie's wüßten; ich habe selbst mitgespielt, als Annie mich so lieb dazu aufforderte, und ich bin „der blinde Mann" gewesen, als das tolle Spiel „die American Post" zum ersten Mal gespielt wurde.

Wozu man nicht alles kommt so hoch oben in den weißen Wolken!

* *

Heut' nachmittag sah ich in einem Fuchsienstrauch vor meinem Fenster ein wunderliches Vögelein.*) Noch nie habe ich irgendwo so intensive, leuchtende Farben gesehen. Oben auf dem Kopf funkelte es hellgrün. Der Rücken lichtgrau mit einem schmalen Flaum aus weißem Pelz als Rand rings herum. Die kleine Brust feuerrot und der Bauch schwarz. Das Rot ist am leuchtendsten und flammt hoch über allen anderen Farben.

Dies ist eines jener Vögelchen, wie man sie plötzlich in einer Wolke aus rotblühenden Dadapbäumen auffliegen sieht, und ihre Brust leuchtet so stark in der Sonne, daß sie fliegenden, roten Blumen gleichen, die vor lauter Freude plötzlich aufjubeln in den Lüften.

Ganz still und vorsichtig saß ich und spähte. Es saß in einem Blumenkelch, pickte rasch, und dann, hopp, auf einen anderen. Es ist so leicht, daß sich die duftige Blume kaum bewegt. Dann plötzlich, hüt! fort, und da geht's wie ein leuchtender Funke, wie ein schlankes, zartes, buntes Glück, hoch in die Lüfte . . . . .

*

23. Oktober.

Heute morgen früh stand ich auf der Terrasse vor dem Hotel, und blickte weit über die Welt unter mir.

Klar und feierlich lag der Morgen über der lichten Ebene des Paradieses. Weit und breit ein Leuchten von Farben, gelb und grün und golden, von taufeuchten Sawahs und Feldern in der Sonne.

Das Tal zwischen Ardjoena und Tengger, dort im Südwesten, wo irgendwo Malang liegt, ist ein Bett schneeiger Wolken, glitzernder Prachtwolken, aufgetürmt wie weißer Dampf, in strahlender Glorie. Darüber erhebt sich der Ardjoena hellblau im jungen Äther.

Wie still und heilig liegt die schneeige Wolkenlandschaft da, von dem Glanz eigner Schönheit getragen. Regungslos leuchtet sie in ihrer fleckenlosen Schönheit, und doch bewegt sie sich. Langsam, langsam treibend schweben die lichten Wolken fort und reihen sich in der Luft zu einem endlosen Kranz aus Schneeblumen. Ringsum, weit — von dem dampfenden Tal her sind sie gekommen — träumen die hellen Lichtengel durch die Himmel, in schimmernden Gewändern, und schweben sachte, ganz sachte, über die sonnige Fläche, dem Horizont des Meeres zu.

Weit über die weiten Gewässer, die in zitterndem Licht erstrahlen, das goldgrüne Eiland Madoera, unbestimmt und schwankend wie ein leises Liebesversprechen . . .

*

Des Abends.

In der späten Dämmerung wieder auf der Terrasse, und . . . . Wunder! Wunder!

Waren am Morgen die weißen Wolken ausgefahren in so ruhiger, herrlicher Pracht, und trieben sie dann lustig über die Fläche dem Horizont des Meeres zu, in glitzernder Freude, jetzt ist finsteres Leiden in die Himmel eingezogen und Wehmut allumher.

Seht, schwerfällig und trübe schweben die Schmerzenswolken vom Meere herüber, langsam dem Tale zutreibend, wo sie sich todmüde niederlegen, schwer lastend die eine auf der anderen, wie ein böser Traum.

Der dunkelnde Schnee zieht über das düstere Tal, schwer getragen. Der große Götterleib des Ardjoena ist von dieser Traurigkeit überzogen, aber sein heiliges Haupt erhebt er ruhig und majestätisch darüber, und in einsamem, weisem Glauben ragt er friedlich über all' das finstere Leid empor, um seine stolzen Gipfel ein schwebender Wolkendunst, der alles Scharfe zu gleichmäßig ruhigen Linien mildert. Lichtgrau

*) Dies Vögelchen heist „télédékan" (Tanzmädchen), wegen seiner leuchtenden Farben so genannt.

hebt er sich ab von der dunkeln bleifarbenen Luft.

Lange, schleppende Gewänder wehen weit über die Fläche, wogen und wogen, zerfließen längs Tälern und Schluchten und ziehen, sich streckend, langsam an hohen Abhängen hinauf.

Und dort, fern, fern hinter Nebelschleiern, die leise hin und herwallen, das Meer in düsterer Demut . . . .

Oh! Das todestraurige stille Leidenstal dort unten, unter der grauen Schicht dunklen Wolkenschnee's, so tief dunkel, so unendlich weich! . . . . .

Aber, oh Wunder der Gnade, im Osten, im Widerschein der sinkenden Sonne hinter den westlichen Bergen, hoch am Himmel triumphierend eine große, leuchtende Wolke mit goldschimmernden Rändern, von innerlichem, heiligem Glanz getragen, so hoch und sicher, fern von dem dunklen Leid, ein Wunder glorreicher Güte in den Lüften, strahlend und leuchtend wie ein Gott Vater.

Stiller wird es und stiller.

Todesleise und langsam sich verdunkelnd zu einem tiefen Blauschwarz die Leidenswolken über dem Tale.

Und der Ardjoena, so selbstbewußt und ganz gelassen, erhebt sich noch immer mit umschleiertem Haupt über all' das höher und höher steigende Leid, und schaut mit erhaben-weisem Antlitz in die Unendlichkeit, einsam und grandios über den Welten. Eine große Weihe ist um ihn . . . .

In der Ferne verschwindet der schlanke Kegel des Penanggoenan langsam im Dunst; noch einen Augenblick, dann versinkt er in das Nichts . . . .

Schwerer und schwerer senkt sich die Nacht mit finsteren Schatten hernieder . . .

Und plötzlich aus der großen, leuchtenden Wolke, sich spiegelnd über all' dem Dunkel, durchschneidet ein greller Blitz mit heftigen Zuckungen die Himmel, strahlend am Firmament, wie der Blick Gottes.

Und flüchtig zuckt es über dem weißen Haupt des Ardjoena, in wunderbarem Glanz.

Und so emporgestiegen und sogleich wieder verschwunden über dem rasch aufleuchtenden Blitz-Schnee die weichen, blauen Linien des Kawi, der da liegt wie eine schlafende Jungfrau in der Nacht.

Dumpf rollt der Donner grollend über den dunklen Bergen, die Luft mit dumpf-tönendem aufrührerischem Lärm erfüllend.

Dann ist's wieder still, und kein Geräusch stört das tiefe Schweigen. Dunkle Schatten treiben rings umher, finsteren Riesen gleich. Die schimmernde Wolke wird schwarz und schwärzer, und ihr Glanz vergeht . . . . .

Aber hoch und fremd, in dem offen treibenden Himmelsmeer von ernstem Blau, ein stiller Stern, sehr ruhig und sehr heiter . . . Das trübe Weltenleid ist dort ganz tief unten, und er steht dort sicher und unversehrt, ein Wunder von Güte am Firmament. Heller und heller strahlt er nun, da die Finsternis immer schwerer herabsinkt auf die weite Welt-Nacht, ihre breiten, schwarzen Schwingen über dem dunklen Wolkenchaos ausbreitend, während der Blitz in kurzen Zwischenräumen sein weißstrahlendes Licht leuchten läßt über dem tiefen, trüben Nichts des Nachtmysteriums . . . . .

Und ich, müder Schwärmer, stehe da, ängstlich, befangen über die Unendlichkeit düsteren Leidens, um das meine Seele weint. Einsam und grandios liegt der dunkle Weltenraum zu meinen Füßen.

(Fortsetzung folgt.)



# Neues vom Büchermarkt



**Wilhelm Uhde,** Vor den Pforten des Lebens. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1902. M. 3.—.

Wie wenig Menschen gibt es unter den Leuten! Dieser aber ist ein Mensch. Wilhelm Uhde zeichnet ihn und in diesen Papieren eines Dreißigjährigen. In den blühendsten Jahren gesunden Mannesalters zieht er sich aus dieser Welt der Leute auf eine stille Insel zurück und sieht von dort aus zurück auf das Leben, sieht es mit den Augen, mit denen nur ein Künstler es schauen kann, mit den schmerzvoll entzückten Augen, die allein schon zum Künstler machen, sei es auch bei gänzlicher Unproduktivität. Und wie er die Welt sieht, diese märchenhafte Welt der Erscheinungen in den leuchtenden Farben einer künstlerischen Phantasie, diese Welt und die Menschen in dieser Welt mit ihrem Leben, das so

schön ist und so jugendprächtig in seiner stillen Schwermut, alles dies und die tragischen Geschicke der Menschheit in ihrer Entwicklungsgeschichte, so wie er sie sieht, das legt er vor uns nieder in diesen Tagebuchblättern, mit denen er sein eigenes Menschtum harmonisch erfüllt, um dann in Schönheit mitten in seiner Blüte kranken Herzens vom Tische des Lebens aufzustehen und fortzugehen in das ewige Schweigen, das denen Berufung ist, denen nichts mehr zu tun bleibt in diesem Dasein. Es ist nicht der hysterische Weltschmerz eines Unreifen, der durch seine Seele geht, sondern die stille, wehmutvolle Trauer eines Mannes, die uns in ihrer Schönheit mehr ergreift als niederbeugt. Wenn wir bei seinen schwerblütigen Gedanken weinen könnten, so müßten es die inbrünstigen Tränen des aufgelösten Schmerzes sein, die uns in der Überwindung unseres Leides vollkommen glücklich machen. Darin liegt die Schönheit dieses Buches, daß es dem zu einer Erquickung der Seele wird, dem die Kunst als Gewährerin des einzig Vollkommenen in dieser Welt die Religion zu ersetzen vermag. — Wie die großen Kulturmenschen des Mittelalters in furchtbarer Verzweiflung vergeblich die Bande zu sprengen gesucht haben, mit denen die Kirche ihren Geist in Unfreiheit umklammert hielt, daß sie die Welt ihrer Sehnsucht nicht erfüllen konnten und daran zu Grunde gingen, so wird in den Augen Uhdes für uns Gegenwartsmenschen der Staat zu dem Ungetüm, der die wahre Kultur nicht aufkommen läßt, und unter dessen Pranken schon die Größten zerschmettert liegen blieben, ohne uns *ihre* Welt *unserer* geistigen und künstlerischen Sehnsucht bescheren zu können, nach der wir dürsten. Immer lauter wird im modernen Kulturmenschen der Verzweiflungsschrei nach Überwindung des Staatswesens überhaupt.. Uhde ist hier einer von denen, die uns das Unzulängliche dieser Verhältnisse überzeugend ins Bewußtsein rufen, und das hebt sein Buch über seine rein ästhetische Bedeutung hinaus. — Das schönste an diesem Tagebuch aber ist die Sprache, diese märchenhaft bilderreiche, feierliche Hymnensprache, die sich an ihrer eigenen Schöne berauscht. *Sie* macht den Verfasser zum Dichter. Jede Seite bringt zahlreiche Sätze, die man gänzlich ihres gedanklichen Inhalts bar immer wieder und wieder lesen möchte nur um der inneren Schönheit ihrer Form und ihres Ausdruckes willen. Welche Bahnen schlägt unsere neue Kunst ein! Wer hätte die Blüte eines solchen hymnischen Stils vor zehn Jahren geahnt? Man muß dieses Buch lesen um seiner Sprache willen und wird es weglegen mit dem Gefühl, daß man es am liebsten gleich noch einmal von vorne beginnen würde. Was ich an dem Buche auszusetzen habe, sind Nebensächlichkeiten gegenüber seinen Vorzügen. Einem solchen Buche gegenüber wird *der* Rezensent am gerechtesten, der schweigt; denn auch der Kritiker soll in seiner Auffassung mehr Künstler als „Philolog" sein.

Fritz Brüggemann.

**E. von Keyserling,** Beate und Mareile, eine Schloßgeschichte. Buchschmuck von Christophe. Berlin 1903, S. Fischers Verlag. M. 3.50.

Kunst beruht auf dem Bestreben einer Steigerung der sinnlichen Genüsse unseres Lebens durch Verfeinerung. Diese Kultur verfeinerten Sinnengenusses einerseits und andererseits der exklusive Charakter der Kunst, mit dem sie die breite Masse von der Bekanntschaft mit ihren intimsten Werten für immer ausschließt, sind typisch aristokratische Momente in ihrem Wesen. Die richtige Erkenntnis von dem aristokratischen Moment aller echten Kunst läßt es andererseits begreiflich erscheinen, eine wie günstige Vorbedingung die Kunst für eine rechtlose Aufnahme dieses ihres eigentlichen Wesens in der verfeinerten, uralten Rassenkultur des Standesaristokraten findet, wenn dieser überhaupt, sei es nun produktiv oder rezeptiv, künstlerisch veranlagt ist. In der Vereinigung von Kunst- und Standesaristokratie, von sensitiver Befähigung zu künstlerisch gesteigertem Lebensgenuß und der Möglichkeit, sich demselben auf Grund sozialer und materieller Voraussetzungen ungeteilt hingeben zu können, sehen wir das Ideal des modernen künstlerisch-aristokratischen Genußmenschen, des modernen Kulturmenschen schlechthin. Was ist seit Gustav Freytag und seinen Nachbetern aus dem alteingesessenen Landadel geworden, in dessen ihm heimatlicher Welt Graf Keyserling die Handlung seines Romans „Beate und Mareile" vorlegt! Die rohe Genußsucht jener Aristokratie, deren enger Gesichtskreis sich nur um Ökonomie, Jagd, Standesehre und den bunten Rock drehte, mußte den verfeinerten Lebensbedürfnissen des modernen, aristokratischen Kulturmenschen weichen, dessen tiefste Befriedigung darin liegt, künstlerische Harmonie in sich selbst zu bringen, ein Leben nicht nur mit Anstand und Freuden, sondern ein Leben mit *Stil* zu führen. Günther von Tarniff ist einer von denen, die ein ungraziöser Gedanke, eine stilwidrige Empfindung, die sich nicht harmonisch der zeitgemäßen Stimmung der jeweiligen Situation anpaßt, ebenso peinlich berührt, wie ein Speiserest des aufgestandenen Gastes auf dem sonst weißen Tischtuch eines Restaurants, dessen Empfinden verletzt, der gewohnt ist, sich selbst in reinliche Wäsche zu kleiden. Für jede Stimmung das richtige Weib zu finden, war Günther als die bedeutsamste Kunst erschienen. Später heiratete er Beate von Loßnitz. Die Reize dieser neuen Situation, in die ihn das Zusammenleben mit Beate auf dem alten Stammsitz Kaltin versetzte, kostete er mit vollem Behagen aus. „Stille, helle Zimmer, gute Menschen, diese Frau — dieses beruhigende, weiße Rätsel, an dem herumzuraten eine so friedliche Beschäftigung war — das wollte er jetzt." Dann kam Mareile. Mareile mit den tokayerbraunen Augen, war als die Tochter des Gutsinspektors mit Beate zusammen erzogen worden. Da sie als Sängerin Karriere gemacht hatte, gehörte sie jetzt mit zur Gesellschaft. Mareile war ihrem Wesen nach eine schönes, starkes Geschöpf, das sich an sich selbst erfreute und an der Welt und an seiner Freiheit. Neben ihr erschien Beate wie eine Unmündige. Da erkannte Günther, was ihm fehlte. Beate und Mareile werden nun der Roman Günther von Tarniffs, und dieser Roman gestaltet sich zu einem vollendeten Kunstwerk unter der Feder des Grafen Keyserling. Das Wunderbare an diesem Buch ist sein Stil, sowohl der der farbenprächtigen Sprache, mehr noch der der Phantasie. Keyserling gewährt hier einen neuen Beleg dafür, daß wir die Schule eines engherzigen und im Grunde genommen kunstfeindlichen Naturalismus überwunden haben. So sprechen, denken und sehen die Menschen in Wirklichkeit ja niemals. Aber *schöner* sprechen, *harmonischer* denken und *plastischer* diese Welt der Erscheinungen sehen könnten sie erst recht nicht. Und das erscheint hier mehr Kunst zu sein als ein engherziges Gebundenbleiben an die Wirklichkeit. Kunst ist niemals restlose Wiedergabe, sondern Umgestaltung der Wirklichkeit. „Die Sonne ging himbeerrot zwischen violetten Wolkenstreifen unter. Dämmerung legte sich über das Land. Ein roter Mond stand dicht über dem Horizonte. Die Arbeiter gingen auf dem Fußpfade zwischen den Feldern heim." So beschreibt

Keyserling eine Landschaft. Kann man sich etwas Schöneres denken? So beschreibt er aber auch eine Stimmung; denn nur ein Mensch in einer bestimmten Verfassung kann die Welt so sehen, wie sie hier geschildert wird. Den mit tiefer Menschenbeobachtung geschriebenen Roman zwischen Beate und Mareile wird jeder mit innigem Anteil lesen, die vollendete Form aber macht ihn zu mehr, durch sie wird er zu einer Erquickung, einer künstlerischen Erbauung, einem Feiertagsbuch selbst für den Rezensenten, und das will viel heißen. Es liegt eine eigenartige Naivität in diesen Menschen, um derentwillen wir sie lieb gewinnen müssen; und ein freundlicher Humor, der zuweilen wie z. B. in dem Verhältnis Günthers zu seinem Kammerdiener Peter zu grotesker Komik wächst, äußert sich wie ein liebenswürdiger Zug von des Autors eigener Persönlichkeit. Gehört hiezu auch die seltsame Beobachtung, daß bei Keyserling die Weiber immer — horribile dictu — — — (oben liegen) — — ?? — — — Fritz Brüggemann.

**Karl Wolfskehl**, Gesammelte Dichtungen. Georg Bondi, Berlin 1903. M. 2.50.

Wenn meine Seele in Mitleid und Liebe jemandem offen steht, so vor allem den Söhnen großer Väter. Ein Fluch scheint mit Schicksalsschwere auf ihnen zu lasten, der den Richter gewissermaßen zwingt, ihre Taten an den Großtaten ihrer Väter zu messen und sie dann als unbedeutend zu verwerfen. Darum wollte ich mit größter Liebe an die Besprechung dieses Buches schreiten und nur Wolfskehls Stimme lauschen, ohne vergleichende Seitenblicke auf seinen geistigen Vater — Stefan George — zu werfen.

Es ist mir aber außerordentlich schwer geworden. Immer wieder drängte sich mir die Frage auf: „Wären diese Gedichte auch ohne Stefan George entstanden?“ Ich war glücklich, wenn ich die Frage bejahen durfte. Bei vielen Gedichten konnte ich aber dies reinen Herzens nicht tun. Gedichte aber, die nicht einem elementaren Schaffensdrang entsprungen sind, sind in meinen Augen keine Gedichte. Es sind Wortmosaiken.

Statt seine eigene Seele zu ergründen, statt jene rätselhaften Stimmen, die in der Seele jedes Menschen schlafen, in Worten zu uns sprechen zu lassen, macht Wolfskehl den Eindruck, als ob sein ganzes Sinnen darauf gerichtet sei, Stefan George in der Meisterschaft des Wortes gleichzukommen. Und sollte ihm auch eines Tages dies unmöglich Scheinende gelingen, so wäre darum sein Ruhm nicht größer. Wir feiern wohl einen Columbus, der als erster den Weg nach den Inseln des Westens fand, aber keinen Anspruch auf Lorbeeren hat der, der es ihm heute gleichtut. Stefan George hat uns ein Amerika gezeigt, hat uns Gold und Edelsteine geschenkt, wie sie so herrlich ein Montezuma nicht besessen. Nun kennen wir den Weg. Und auch ohne Wolfskehl werden wir ihn finden.

Und dennoch ist dies Buch zu beachten. Es sind die Gedichte eines schönempfindenden Adelsmenschen. Stücke wie „An meine Laute“, „Weiße Hände“, „Gebet“, „Im Dome“, „Herodias“ sind wunderbar schön und plastisch. Aber immer wieder sehen wir hinter diesen Gedichten das strenge Antlitz jenes auftauchen, dem nachzustreben der Dichter allzudeutlich bemüht ist. Sollen wir Wolfskehl darob zürnen? Er ist schuldlos, wenn ihn das Schicksal nicht zum Meister, sondern bloß zum Jünger gezeichnet hat.

Trotzdem würde ich mich nicht wundern, wenn mir eines Tages ein Buch Wolfskehls in die Hände kommen sollte, in dem er sich selbst gefunden und eigner Meister wird: In der letzten Abteilung der „Gesammelten Dichtungen“, die den Namen trägt „An alten Wassern“, finden sich bei ihm ganz persönliche Noten. Uralte Lieder werden in seiner Seele plötzlich wach und brechen sich Bahn, wildschäumend wie ein Sturzbach. Diese Lieder wären auch ohne George entstanden! Gedichte wie „Wir sind gewandert zum Abend nieder“, „Zu dem wir schreien im Blitze der Nacht“ oder „Aufbruch“ sind mir Beweise, daß in Wolfskehl noch weit Bedeutenderes schlummert als das, was er uns jetzt darbietet.

Möge er bald ein Eigener werden!

Maximilian Schick.

**Felix Paul Greve**, Oscar Wilde. Moderne Essays, Band 29. Gose und Tetzlaff, Berlin 1903. M. 0.50.

Über das Grab hinaus verfolgte das grausame Schicksal den großen Dandy, dem englische Gesetzwillkür einst Leben und Schaffen vernichtet. Lieblich, in tausend Farben schillernd und duftend wie exotische Blumen, war das, was er uns brachte..... Plumpe Finger griffen aber nach ihnen, verwischten ihren farbentrunkenen Schmelz und beraubten sie ihres Duftes. Armer Oscar Wilde, der du von deinen deutschen Übersetzern und Verlegern vergewaltigt wurdest: Der „King of Life“ zwischen „Werken“ über Homosexualität, Masochismus und Sadismus!....

Es ist besser geworden! Wir haben jetzt einige litterarisch wertvolle Übersetzungen Wildes. So ist die „Salome“ von Hedwig Lachmann verdeutscht, von Markus Behmer illustriert, in trefflicher Ausstattung im Insel-Verlage erschienen, bei Bruns — „Die Fingerzeige“ („Intentions“) und „Das Bildnis Dorian Grays“; beide Bücher übersetzt von F. P. Greve, dem wir ebenfalls die wertvolle Übersetzung von Ernst Dowsons, eines in manchen Zügen Wilde verwandten Geistes, „Dilemmas“ (Insel-Verlag) verdanken.

Nun kommt Greve mit einem Wilde-Essay. Daß ich es gleich sage, wir müssen ihm für dies Büchlein dankbar sein. In kurzer, gedrängter Form, oft mehr andeutend als ausführend, wie es ja die Essayform mit sich bringt, schildert er Leben und Dichten dieses genialen Künstlers.

Wilde hat einmal zu André Gide gesagt: „Wollen Sie wissen, welches das große Drama meines Lebens ist? Daß ich mein Genie in mein Leben legte; in meine Werke legte ich nur mein Talent.“ — So legt denn Greve folgerichtig das Hauptgewicht auf die Schilderung des Lebens, des äußeren und inneren, von Oscar Wilde. Er führt aber nicht trockene Daten an, beschränkt sich nicht auf Erzählen einzelner Episoden und Anekdoten aus seinem Leben. In breiten Strichen malt er uns das Bild eines Lebens, aus dem Schöpfungen, wie die Oscar Wildes, hervorblühen mußten. Was besonders wohltuend berührt, ist die Liebe, mit der diese Schilderung geschrieben ist, und, wie man von Greve nicht anders erwarten konnte, der vornehme, allen Sensationen fremde Ton.

Im zweiten Teil des Büchleins, der einer kritischen Analysis sämtlicher Wildeschen Werke gewidmet ist, sagt der Verfasser sehr viel Beachtenswertes, namentlich über Wildes Auffassung des Griechischen. „Ein Traum des Gefangenen, der im Gefängnis christlichen Glaubens vom heidnischen Spiele träumt“ — war ihm Hellas, meint Greve. Das ist eine außerordentlich feine Bemerkung. Hier ist der Schlüssel, der uns die goldenen Pforten zum Reiche Wildescher Kunst öffnet! Nicht nur das sonnige Hellas, — das ganze Leben war ihm ein Traum; ein Traum, dem nur zu bald ein furchtbares Erwachen folgen sollte...

Allen, die Wilde als Menschen und Künstler lieben, sei dieses Buch empfohlen!

Im Nachwort verspricht der Verfasser, uns später ein Lebensbild dieses Dichters, „dessen man nur durch eine Biographie habhaft werden kann", zu geben.

Wir warten darauf! Maximilian Schick.

**Edith Nebelong,** Maja Engell. Roman. Axel Junckers Verlag, Stuttgart.

Maja Engell ist eines von den jungen Mädchen, nach denen unsere zartesten Wünsche Brücken bauen, die sondersamen Wünsche, denen ein Gretchen nicht mehr die Summe alles Begehrenswerten bedeutet. Ein Mädchen ist Maja Engell, das kaum mehr weiß als Gretchen, aber alles ahnt, was uns heute die Welt tief und stolz und groß macht. Und ihr Ahnen kleidet sie in blasse Sätze, die dem schalen Wiegensang der müden Gewohnheit neue Töne schenken, ohne daß sie ihm seine liebe Einfachheit nehmen und seinen schlichten Haß. Sie lebt unter den Leuten, wie ein Paradiesvogel unter den Vögeln des Waldes leben würde. Und das wunderbar Geheimnisvolle ist: Alle die Leute, mit denen sie in Berührungen kommt, hausen ihrerseits wieder, jeder für sich, wie ein Paradiesvogel hausen würde, der unter die Vögel des Waldes geraten ist. Es läuft in diesem Romane fast jeder wie unter einem Glassturz herum. Die Worte prallen an dem Glase ab und gelangen seltsam gedämpft und oft anderssinnig an den andern. Ich kenne kein Werk, in dem die Leute so aneinander vorbeireden und vorbeifühlen und in dem das so weich und zärtlich ergreifend an die Seele rührt wie in dieser Geschichte der Maja Engell. Ach, ja. Östergaard liebt Thora. Und Thora liebt Paul. Und Paul Frau Weith, und Frau Weith Seippel, und Seippel Maja Engell, und Maja Engell .... mein Gott, die heiratet schließlich einen Doktor und wird ein kleines Kind bekommen und hat doch den Seippel geliebt. Und da wird sie nun das Kind haben von dem Mann, dem sie so fern ist, von ihrem Gatten, und hat doch den Seippel geliebt! Und eines Tages wird sie lesen, daß ihre Jugendliebe gestorben ist. O, so wenig geschieht in diesem Roman, nichts als daß Menschen — oder nicht Menschen, nur die Erscheinungen der Menschen — in Beziehungen zueinander stehen. Und doch ist er so lebendig, so lebendig und unbegreiflich lieb. Vielleicht gerade deshalb. Und die Feinen im Lande werden ihre Freude haben. Östergaard liebt Thora. Und Thora ..... H.

**Eugen Schick,** Aus stillen Gassen und von kleinen Leuten. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Praliné, Creme-Praliné! Auf der Zunge zerschmelzen sie leicht, und es ist doch nichts Rechtes. Aber manchmal erwischt man eine Erdbeerfüllung. Da freut man sich. Und dann kommt wieder eine Zuckermasse, eine pappige. Da schluckt man ärgerlich. So sind diese Skizzen. Neben herzig-graziösem findet sich plump-schales. Aber von Bedeutung ist nichts darin. Ein bisserl Liebenswürdigkeit, ein bisserl Sentimentalität, das ist alles. H.

# Kleinigkeiten

**Die kölnische Volkszeitung erscheint in Köln und leistet sich folgende Kritik über Strindberg:**

„Mit einem Wortschwall, als wenn es sich mindestens um einen neuen Shakespeare handelt, kündigt der Übersetzer Emil Schering die Werke des Schweden August Strindberg an, von welchen der vierte Band der ersten Abteilung Elf Einakter uns vorliegt. „Die Eindeutschung Strindbergs ist meine Lebensaufgabe", sagt Schering. Seiner Vermittelung wohl ist es zuzuschreiben, daß mehrere Stücke des Schweden in Berlin aufgeführt wurden; in Kopenhagen wurden sie von der Zensur beanstandet, im Auslande stehen der Aufführung, wie der Verfasser selbst an Ola Hansson schreibt, vielfach „Unsittlichkeitshindernisse" im Wege. Das muß schon starker Tabak sein! In der Tat ist das naturalistische Trauerspiel Fräulein Julia, das die Reihe der elf Einakter eröffnet, hochgradig unverschämt. Und dann schreibt der Verfasser: „Das Theater ist mir längst wie eine biblia pauperum vorgekommen, eine Bibel in Bildern für die, die nichts Geschriebenes oder Gedrucktes lesen können, und der Theaterdichter wie ein Laienpriester, der die Gedanken der Zeit in populärer Form kolportiert usw." Welche Profanation und dabei welche Selbstüberhebung! Auch die übrigen Stücke sind mehr oder weniger moralisch defekt. Möge Hr. Schering sich eine bessere Lebensaufgabe suchen; wir haben an inländischem Schmutz leider schon übergenug, der ausländische sollte mit schwerem Zoll belegt werden."

**Was soll man da sagen. Man soll da nichts sagen.**

---

Einen recht erheiternden Einblick in die Psychologie des „Schaffens" dürfte ein Brief gewähren, der vor einiger Zeit mit einer Anzahl erbärmlicher Gedichte an das Magazin gesandt wurde. Hier ist er ungekürzt, da alle Worte, auch die ganz persönlichen, Rückschlüsse zu gestatten scheinen:

An die
Redaktion des „Magazin für Literatur",
Leipzig-R.

Ich bin in den Besitz des mir gesandten Probeheftes gelangt und hat die wertvolle Zeitschrift wirklich meine größte Bewunderung erregt.

Von dem gediegenen Inhalte habe ich Kenntnis genommen und werde dieses jedenfalls zu würdigen wissen.

Da es Ihnen nun gewiß sehr angenehm ist, immer weitere Mitarbeiter zu gewinnen, so erlaube ich mir, ganz erg. anzufragen, ob Sie geneigt sind, mich als jugendlichen Mitarbeiter einzureihen.

Zu diesem Zwecke sende ich Ihnen heute einige selbst verfaßte Gedichte, die ich Ihnen als Erstlingswerke meines Schaffens darbiete.

Obgleich ich noch im 18. Lebensjahre stehe und mich dem Kaufmannsberufe gewidmet habe, so habe ich doch für die schöne Literatur ein so leidenschaftliches Interesse, daß ich mich nicht enthalten konnte, mich selbst in meinen Mußestunden dem dichterischen Schaffen zu widmen.

Leider hat es das Schicksal gewollt, daß meine Eltern nicht zu den Begüterten gehören, so daß ich in ganz bescheidenen Verhältnissen meine Jugend verlebt habe.

Wenngleich ich daher von materiellem Glücke nicht begünstigt war, so habe ich doch jederzeit durch mein großes Streben nach „Mehr Licht!" die besten Erfolge aufzuweisen gehabt, die mich veranlassen, mutig vorwärts zu streben und noch mehr wie bisher meinen höheren Zielen entgegen zu arbeiten.

Falls es Ihnen angenehm ist, so will ich Ihnen auf Wunsch gern einen ausführlichen Lebenslauf über meine Person anfertigen, woraus Sie über mein bisheriges Schaffen genau unterrichtet sein werden.

Auch Zeugnisse und Empfehlungen stehen gern zu Ihrer Verfügung.

Nachdem ich Ihnen nun einen kurzen, persönlichen Überblick gegeben habe, gestatte ich mir höfl., auf meine einliegenden Arbeiten etwas näher zurückzukommen. —

Die Art und Weise meines Dichtens ist tief, ich muß in denselben meine Ideale verewigen, die auf eine Verherrlichung und Verbesserung des Menschengeschlechts gerichtet sind, auf eine Volkshebung und Förderung von Kunst und Wissenschaft.

Wenn ich meine bescheidenen Gedichte nicht in prunkvolle Formen kleiden kann, so hoffe ich gerade durch den schlichten, einfachen Stil mehr zu erreichen, als durch Anwendung von stilistischem Luxus.

Es ist meine tiefe, dunkle Phantasie, die in meinen Arbeiten zum Ausdruck kommt, weil ich mir eben das menschliche Leben tief denke, vielleicht zu tief, jedoch gebe ich in den Arbeiten nur meinen inneren Gefühlen feste Gestalt.

Ich kann nicht wissen, welche Gedichte den besten Eindruck machen, jedenfalls wäre es mir sehr angenehm, wenn Sie die Güte haben würden, mir ein genaues, kritisches Urteil einzusenden. —

Um nun meinem Antrage als Mitarbeiter Ihrer Schrift näher zu kommen, nehme ich mir die Freiheit, Sie höfl. zu bitten, die beiliegenden Gedichte in dem „Magazin für L." gefl. zum Abdruck befördern zu wollen.

Sie können versichert sein, daß Sie bei Erfüllung meiner Bitte einen jungen, dankbaren Literaturfreund besitzen werden, der, da er sich aus ärmlichen Verhältnissen entwickelt hat, Ihnen für diesen ersten Erfolg zeitlebens ein Verehrer sein wird.

Ein entsprechendes Honorar können Sie mir dann nach Ihrem Ermessen zukommen lassen, indem ich bemerke, daß noch keine Quelle von den Gedichten Kenntnis hat.

Zusagendenfalls bitte ich Sie höfl., den Abonnementsbetrag für Juli—Oktober von dem Honorar abzuziehen, da ich Ihre vorzügliche Schrift gern immer lesen möchte; andernfalls ist es mir leider nicht möglich, ein Abonnement einzugehen, da dies vorläufig meine geringen Mittel mit dem besten Willen nicht zulassen.

Indem ich nun noch erg. ersuche, mir umgehend Nachricht zu senden, versichere ich Ihnen, daß ich auch in anderer Form gern Ihr dauernder Mitarbeiter sein will.

**Mit vorzüglicher Hochachtung . . .**

# Dr. Schaukals Erwiderung

Herr Dr. Schaukal schreibt im zweiten Augusthefte dieses Blattes, ich wäre ihm „lärmend wie ein *anrempelnder* Student auf den Leib gerückt" und hätte (seine) „*persönlichsten Verhältnisse* kindisch angepustet". Das entspricht nun keineswegs den Tatsachen!

Mein Artikel „Dr. Richard Schaukal und Lenau" (Neue Bahnen, II. Jahrg., September 1902), worin ich — wie Dr. Schaukal will: „mit dem billigen Briefkastenmannspotte gewisser Modeblätter" ihn „k. k. Bezirkskommissär und Stimmungsakrobat" nannte (NB. die Stelle ist aus dem Zusammenhang herausgerissen und gibt so der Sache ein ganz *anderes* Gesicht!), mein Artikel also erschien (wohlgemerkt!), *nachdem* er (Sch.) seine „beiläufige Wertung" über Lenau in der „Gesellschaft" bekannt gemacht hatte, die in den Worten gipfelte: „der geflissentlich unselige Poet, der *leider nur Poet* war". Da nun Lenau mir stets teuer war, ja angesichts der verhutzelten „Dichter" von heute mir mit jedem Tage noch teurer wird, fühlte ich mich gewissermaßen verpflichtet, für ihn in die Schranken zu treten und den ungerechtfertigten, durch seinen Ton aufreizenden Angriff zurückzuweisen. Und *das* nennt Herr Dr. Schaukal eine „Anrempelung" und vergleicht mich mit einem Studenten, der den „ruhig seines Weges Ziehenden lärmend auf den Leib rückt!" Er *rempelt* Lenau an, ich *verweise* ihm dies und — — — er tadelt mich wegen „*Anrempelung*"! Eine sonderbare Logik!

Herr Dr. Schaukal behauptet ferner, ich hätte „persönlichste Verhältnisse angepustet". Was, Teufel, so tief wäre ich gesunken? Ja! man höre nun, was Sch. *zuerst* über Lenau schrieb: „Dieser geflissentlich unselige Poet, der *leider nur Poet* war", d. h. er bedauert nicht, daß Lenau leider nur Poet und nicht noch ein *Künstler* gewesen ist, sondern, daß er leider nur Poet und nicht auch Beamter der so und so vielten Rangsklasse oder wenigstens Straßenkehrer war. Solch eine absurde Bewertung eines Dichters, zumal von seiten eines Dichters, veranlaßte mich zu folgender Abweisung: „Ja, leider: Lenau war leider *nur* Poet — nichts mehr und nichts weniger . . . Er hat zwar gute Gedichte gemacht, aber er war *nur* ein Poet . . . Leider! wie schade um ihn! Wenn er wenigstens k. k. Bezirkskommissär gewesen wäre, wie sein gestrenger Richter! Aber mein liebwerter Herr Dr. Schaukal, jeder kann doch nicht diese hohe Stufe ersteigen! . . . Jetzt haben *Sie* wenigstens das eine: den schönen Titel vor ihm voraus!" Und *das* nennt Dr. Schaukal persönliche, oder wie er sagt: „persönlichste Verhältnisse anpusten", und betitelt mich einen „Malkontenten"! *Er* wird persönlich gegen Lenau, *ich* verweise ihm dies (allerdings in derselben Form, um dem Vorwurfe mehr Nachdruck zu geben) und — — *er* ist aufgebracht über das Hineinzerren „*persönlichster Verhältnisse*"! Das heiße ich ein mimosenhaft Gefühl!

Wenn ich geschrieben hätte: Herr Dr. Schaukal ist *leider nur* k. k. Bezirkskommissär, dann wäre meiner Ansicht nach die Berührung persönlicher Verhältnisse *rügenswert* gewesen, in diesem Falle aber ist sie es durchaus nicht — und der Vorwurf, ich wäre persönlich geworden, hat gar keine Berechtigung. Sonst müßte ja Goethes: „Hans Sachs war ein Schuhmacher und Poet dazu", auch als Anpustung persönlicher Verhältnisse gelten. Übrigens hat sich Herr Dr. Schaukal gelegentlich eines „Eingesendet", im „Litt. Echo", worin er sich über schlechte Buchbinderarbeit beklagte, mit seinem vollen Titel „k. k. Bezirkskommissär" *unterschrieben*, und was bei miserablen Bucheinbänden recht ist, sollte auch — kalkuliere ich — bei Kritiken schlechter Dichter-Wertungen billig sein.

Was Herr Dr. Schaukal von „Nichts-als-nur-Schreibern, Platzverdrängern echter Talente, feilen Negozianten der Mode, dünkelhaften Geistesproleten, litterarischen Snobs" sagt (ohne Zweifel mit einem Seitenblick auf mich), ist mir gleichgiltig, ich bemerke nur, daß die Ursache dieser Ausfälle mir und den Lesern der Bücherkritik in den „Neuen Bahnen" nicht ganz fremd erscheint.

*Wien*, im August 1903.

*Stauf von der March.*

ür die Redaktion verantwortlich: J. Hegner. — Geschäftsstelle: Magazin-Verlag in Leipzig-R. Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. Alle Zuschriften sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des Magazin für Litteratur Magazin-Verlag (J. Hegner), Leipzig-Reudnitz.

# Das Recht auf die Mutterschaft

ist ein Verlangen, das zumal von den älteren Mädchen aller Stände und aller Kreise, die sich in ihrem Glück betrogen sehen, immer dringlicher aufgestellt wird und immer weniger kurzer Hand abgelehnt werden kann. Am besten hat das bis heute Ruth Bré zusammengefasst in ihrer Schrift: **Das Recht auf Mutterschaft** (Preis 75 Pf.), in der sie die Prostitution, die Frauen- und Geschlechtskrankheiten dadurch aus dem Gesellschaftskörper zu scheiden sucht, daß sie die Möglichkeit eines freien Zusammenlebens von Mann und Frau verficht, die infolge mangelnder Mittel und anderer Gründe meistens nicht in der Lage seien, zu heiraten und dann sich und anderen zu Schaden lebten.

Die Breslauer Zeitung äußert sich über diese Schrift: „Noch immer ist die Frau die größte Feindin der Frau und steht weit starrer und erbarmungsloser, als die in dieser Hinsicht wirklich viel milder denkenden Männer, auf dem Gretchenstandpunkte:

„zu schmälen,
wenn tät ein armes Mägdlein fehlen!
Wie schien mir's schwarz und schwärzt's noch gar,
Mir's immer noch nicht schwarz genug war!"

In tapferer und freimütiger Weise kämpft Ruth Bré, eine in Breslau lebende Schriftstellerin, für das „Recht auf die Mutterschaft". Mit ebenso viel Fleiß wie Belesenheit trägt sie ihre Argumente zusammen in einem „Rückblick auf die Entstehungsgeschichte unseres Sittengesetzes", bespricht dann den „inneren Zusammenhang zwischen der verbotenen Mutterschaft, der Prostitution, den Frauen- und Geschlechtskrankheiten" und schließt mit einem „Blick in die Zukunft". In ihr soll nach der Meinung der Verfasserin jeder Frau das Recht auf die Mutterschaft, sei es in bürgerlicher, sei es in freier Ehe, zustehen, weil nur durch sie das Weib zu ihrer höchsten Entwicklung kommt. Was in psychischer Beziehung, was in Bezug auf den eminenten ethischen Einfluß, den eine solche Neuordnung der Dinge auf das Weib und mittelbar auch auf den Mann ausüben würde, angeführt wird, ist schlagend und beweiskräftig."

Die Breslauer Morgenzeitung schreibt: „Das Recht auf die Mutterschaft" ist eine Zeit- und Streitschrift, die bei allen Anhängern der Frauenbewegung stärksten Widerhall erregen wird. Das kleine Buch ist ein menschliches Dokument von Bedeutung, das von jedem Unvoreingenommenen als Aufschrei gequälter Frauenseelen empfunden werden wird, deren Sehnsucht, Mutter zu werden, unter den heutigen Verhältnissen keine Erfüllung findet."









# SAXONIA.

**Rundschau des gesamten Kultur- und Geisteslebens der Sachsen.**

Organ der Sachsen-Vereine und Landsmannschaften in der ganzen Welt.

Herausgegeben von **Hans Säuberlich**

unter Mitwirkung der bedeutendsten sächs. Schriftsteller.

Erscheint am 1. und 15. des Monats in **modernster Ausstattung mit Buchschmuck und Kunstbeilagen,** gross 8°, 48 Seiten.

**Preis pro Heft 25 Pf.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.
**Probehefte gratis** vom Verlag oder Buchhandlung.

**Chemnitz,** Langestr. 24. **Redaktion und Verlag „Saxonia".**

---

# Die Freude am Ueben.

10 melodische und instruktive Klavierstücke
in Form von Etüden von

## Arnoldo Sartorio
Op. 418

**Silberwelle. — Ohnesorgen. — Waldmärchen. — Keckes Wagen. — Scherzino. — Am Ziel. — Erzählung. — Schmeichelei. — Capriciette. — Zwiegespräch.**

**Preis jeder No. M. 1,—**

**Vorrätig in jeder Buch- u. Musikalienhandlg.**

---

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Das Geschlechtsleben in der deutschen Vergangenheit

**von Max Bauer.**

2. Aufl. Preis brosch. M. 4,—, geb. M. 5,50.

„Der kleine handliche Band bietet einen kurzen Abriss seines Themas, wie ihn jeder kennen muss, der sich mit den schwierigen Fragen der Prostitution und der öffentlichen Sittlichkeit auch nur in passiver Anteilnahme beschäftigen will." „Die Frau" (Helene Lange)

---

**Nützliche Geschenks- und Bibliothekswerke.**

# Meyers Hand-Atlas.

*Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage.* Mit 118 Kartenblättern, 9 Textbeilagen und Register aller auf den Karten und Plänen vorkommenden Namen. In Halbleder gebunden 18 Mark 50 Pfennig oder in 30 Lieferungen zu je 50 Pfennig.

# Meyers Kleines Konversations-Lexikon.

*Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage.* Mehr als 80,000 Artikel und Nachweise auf 2700 Seiten Text mit 168 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne) und 88 Textbeilagen. 6 Bände, elegant in Halbleder gebunden, zu je 10 Mark oder in 80 Lieferungen zu je 30 Pfennig.

# Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule.

*Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage.* Mit 1179 Abbildungen im Text, 1 Karte und 19 Farbendrucktafeln. 3 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark.

**Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.**

---

Wer sich einige Stunden amüsanter Unterhaltung verschaffen und dabei auch über eine ganz stattliche Gruppe unserer neuesten Frauenlitteratur orientieren will, kaufe sich um 20 Pfg. das in jeder Buchhandlung erhältliche

# Herz der Frau

(155 Seiten Umfang, mit eingehenden Charakteristiken und Porträts von Elsa Asenijeff, C. Eysell-Kilburger, Leonore Frei, Maria Janitschek, Käthe Lubowski, Grete Meisel-Hess, Dr. Ella Mensch, Erika Riedberg, Carmen Teja, Lu Volbehr, Ellen Walter, Olga Wohlbrück, F. Hübel, W. Holzamer, J. Schlaf).

Wo der Bezug durch Buchhandel auf Schwierigkeiten stösst, verlange man das kleine Buch gegen Einsendung von 20 Pfg. in Briefmarken von der Geschäftsstelle der Frauen-Rundschau in Leipzig-R., Goeschenstr. 1.

---

Ueber **Isolde Kurz**

# Die Stadt des Lebens

schreibt die Münchner Freistatt in [illegible] neuesten Nummer u. a.:

„Die fünf Essays über Lorenzo il Magnifico, den mediceischen Musenhof, die schöne Simonetta, den Brutus der Mediceer und Bianca Capello sind litterarische Kleinode von berückender Schönheit. Kritische Historie und Psychologie wird in einer Form geboten, die durch ihre künstlerische Ausarbeitung, durch den W[illegible] der Sprache, die oft tönend wie Musik klingt, und doch nie zur Phrase wird, an dem Prächtigsten sich reiht, was wir Deutsche an reiner, reifer, künstlerischer Prosa unser eigen nennen. Isolde Kurz hat sich mit diesem Buche über alle [illegible] schreibenden deutschen Frauen ge[illegible]."

**Isolde Kurz, Die Stadt des Lebens.**
Preis br. M. 5,—, eleg. geb. M. [illegible]

Ferner sind von Isolde Kurz [illegible] folgende Werke erschienen:

**Florentiner Novellen.** 2. Aufl. [illegible]
**Italienische Erzählungen.** Geb. M. [illegible]
**Phantasien und Märchen.** Geb. M. [illegible]
**Frutti di Mare.** Zwei humorist. Erzählungen. Geb. M. 3,—.
**Unsere Carlotta.** Eine Erzl. Geb. [illegible]
**Genesung.** Sein Todfeind und [illegible]schuld. Drei Erzählungen. [illegible]
**Gedichte.** 3. Aufl. Geb. M. 4,—.

---

**Volks- und Jugendschriften**
prüft und empfiehlt die [illegible]
unt. Honor.-Ang. sub. F. [illegible]
an **Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.**

Druck von E. Haberland, Leipzig-R.




## Inhalt.



MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-REUDNITZ

# Das Magazin für Litteratur

## 72. Jahrgang

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

Erscheint am 5. und 20. jeden Monats.

## Abonnementsbedingungen:

pro Jahrgang 12 Mark
pro Halbjahr 6 Mark
pro Quartal 3 Mark
Einzelheft 50 Pfennige.

Zu beziehen ist das „Magazin für Litteratur“ durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4743 der Postzeitungsliste), sowie direkt vom Magazin-Verlag in Leipzig-Reudnitz. Im letzteren Falle erhöht sich der Abonnementspreis bei direkter Zusendung unter Kreuzband auf M. 3,30 pro Quartal.

---

**Wir bitten unsere Leser, für unser Blatt Freunde zu werben und versenden Probenummern gratis und franko an jede uns aufgegebene Adresse.**

Magazin-Verlag Leipzig-Reudnitz.

---



---

Alle Zuschriften, das „Magazin für Litteratur“ anlangend, sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des „Magazin für Litteratur“, Magazin-Verlag J. Hegner in Leipzig-Reudnitz. Redaktion und Verlag des „Magazin“ übernehmen Verantwortung für eingesandte Manuskripte nur dann, wenn sie richtig adressiert sind (an: Magazin-Verlag J. Hegner, Leipzig-Reudnitz); Rücksendung erfolgt nur, wenn zureichendes Porto beigelegt ist. In die Rubrik „Büchereinlauf“ werden alle bei der Redaktion eingehenden Bücher und Drucksachen mit aufgenommen, doch verpflichtet sich die Redaktion in keiner Weise zur Besprechung von allen Einsendungen.




# Ein Aphorismus von Friedrich Nietzsche

**(Aus der Zeit: Winter 1884/85)**

Meine Vorbereiter: Schopenhauer: Inwiefern ich den Pessimismus vertiefte und durch Erfindung seines höchsten Gegensatzes erst ganz mir zum Gefühl brachte. — Sodann: Die höheren Europäer, Vorläufer der großen Politik. Sodann: Die Griechen und ihre Entstehung.

Ich nannte meine unbewußten Arbeiter und Vorbereiter. Wo aber dürfte ich mit einiger Hoffnung nach meiner Art von Philosophen selber, zum mindesten nach meinem Bedürfnis neuer Philosophen suchen? Dort allein, wo eine vornehme Denkweise herrscht, eine solche, welche an Sklaverei und an viele Grade der Hörigkeit als an die Voraussetzung jeder höheren Kultur glaubt; wo eine schöpferische Denkweise herrscht, welche nicht der Welt das Glück der Ruhe, den „Sabbat aller Sabbate" als Ziel setzt und selber im Frieden das Mittel zu neuen Kriegen ehrt; eine der Zukunft Gesetze vorschreibende Denkweise, welche um der Zukunft willen sich selber und alles Gegenwärtige hart und tyrannisch behandelt; eine unbedenkliche „unmoralische" Denkweise, welche die guten und die schlimmen Eigenschaften des Menschen gleichermaßen ins Große züchten will, weil sie sich die Kraft zutraut, beide an die rechte Stelle zu setzen, — an die Stelle, wo sie beide einander not tun. Aber wer heute also nach Philosophen sucht, welche Aussicht hat er, zu finden, was er sucht? Ist es nicht wahrscheinlich, daß er, mit der besten Diogenes-Laterne suchend, umsonst tags und nachts über herumläuft? Das Zeitalter hat die umgekehrten Instinkte: es will vor allem und zuerst Bequemlichkeit; es will zuzweit Öffentlichkeit und jenen großen Schauspieler-Lärm, jenes große Bumbum, welches seinem Jahrmarkts-Geschmacke entspricht; es will zudritt, daß jeder mit tiefster Untertänigkeit vor der größten aller Lügen — diese Lüge heißt „Gleichheit der Menschen" — auf dem Bauche liegt, und ehrt ausschließlich die gleichmachenden, gleichstellenden Tugenden. Damit aber ist es der Entstehung des Philosophen, wie ich ihn verstehe, von Grund aus entgegengerichtet, ob es schon in aller Unschuld sich ihm förderlich glaubt. In der Tat, alle Welt jammert heute darüber, wie schlimm es früher die Philosophen gehabt hätten, eingeklemmt zwischen Scheiterhaufen, schlechtes Gewissen und anmaßliche Kirchenväter-Weisheit: die Wahrheit ist aber, daß eben darin immer noch günstigere Bedingungen zur Erziehung einer mächtigen, umfänglichen, verschlagenen und verwegenwagenden Geistigkeit gegeben waren, als in den Bedingungen des heutigen Lebens. Heute hat eine andere Art von Geist, nämlich der Demagogen-Geist, der Schauspieler-Geist, vielleicht auch der Biber- und Ameisen-Geist des Gelehrten für seine Entstehung günstige Bedingungen. Aber um so schlimmer steht es schon mit den höheren Künstlern: gehen sie denn nicht fast alle an innerer Zuchtlosigkeit zu Grunde? Sie werden nicht mehr von außen her, durch die absoluten Werttafeln einer Kirche oder eines Hofes, tyrannisiert: so lernen sie auch nicht mehr, ihren „inneren Tyrannen" großziehen, ihren Willen. Und was von den Künstlern gilt, gilt in einem höheren und verhängnisvolleren Sinne von den Philosophen. Wo sind denn heute freie Geister? Man zeige mir doch heute einen freien Geist! — Nun, reden wir nicht zu laut! Die Einsamkeit ist voller Geheimnisse und mehr Einsamkeit als je — — In der Tat, ich lernte inzwischen, daß der freie Geist Einsiedler sein muß.

# Eines Kindes Entdeckung der Welt

von Georg Brandes

I.

Man war klein und beobachtete die Welt von unten nach oben hin. Alles, was vorging, geschah über einem. Alle sahen auf einen herab.

Aber die Großen hatten die lobenswerte Fähigkeit, einen zu ihrem Standpunkt hinauf heben zu können oder über ihn. Das ging so zu: Vater oder ein Fremder brach plötzlich, während man gerade auf dem Boden lag und kramte und spielte und an gar nichts dachte, in die Worte aus: Willst du Hamburg sehen? Gleichzeitig legten sich zwei große Hände einem über Kopf und Ohren, und die Arme wurden hoch in die Luft gestreckt. — Das war ein Vergnügen! Aber ein wenig Enttäuschung war doch damit verbunden. Kannst du nun Hamburg sehen? war eine Frage, mit der man nichts anfangen konnte: was war Hamburg? Vergebens strengte man sich an, etwas zu sehen. Allmählich verstand man, daß es bloß eine Redensart war, und daß es da nichts zu sehen gab.

Das war die erste Erfahrung mit bloßen Redensarten, und sie machte Eindruck.

Noch amüsanter war es indes, wenn von den Großen gesagt wurde: Willst du „fettes Lamm“ sein? Nun spielen wir „fettes Lamm“. — Man wurde wie ein geschlachtetes Lamm über eines Mannes Schulter geworfen und hang da, oder man sprang auf und ritt, die Beine um seine Hüften, krabbelte dann tapfer mehrere Schritte in die Höhe, hatte die Beine um seine Schultern und befand sich da oben in der schwindelnden Höhe. Dann nahm er einen um den Leib, schwenkte, und nach einem mächtigen Purzelbaum in der Luft erreichte man wohlbehalten die Erde auf seinen Füßen. Das war ein zusammengesetztes Vergnügen mit verschiedenen Stadien; erst der erhobene und bequeme Sitz, dann das Interessantere, wo man jedoch das Gefühl hatte, vor dem Falle zu sein, endlich der Sprung, unter dem man von unterst zu oberst gekehrt wurde.

Aber man konnte auch unten auf dem Fußboden Stellungen einnehmen, die einem gleichsam mehr Gewicht gaben und die Großen zwangen, die Augen auf einen zu lenken. Sagten sie: Kannst du stehen wie Kaiser Napoleon? richtete man sich, setzte den einen Fuß ein wenig vor und legte die Arme überkreuz wie die kleine Figur auf der Kommode.

Man wußte recht wohl, wie es auszusehen galt. Denn als der dicke, breitschultrige, schwedische Onkel mit dem großen Bart und den schweren Händen, nachdem er sich bei den Eltern nach dem Wissensvorrat des Kleinen erkundigt hatte, sich mit den Armen überkreuz aufstellte und fragte: wem sehe ich ähnlich? bekam er die Antwort: Du ähnelst Napoleons Burschen. — Zur Verwunderung, aber nicht geringen Freude des Jungen weckte diese Antwort einen lauten Ausbruch der Bewunderung bei der sonst so überlegen und streng urteilenden Mutter, und wurde von ihr, die selten liebkoste, mit einem Kusse belohnt.

II.

Des Tages ärgerlichster Augenblick wars, wenn man zu Bett sollte. Hinsichtlich der Bettzeit waren die Eltern merkwürdig in Vorurteilen befangen. Gerade wenn man sich am besten amüsierte. Wenn Besuch gekommen und das Gespräch in Fluß gebracht war, nicht minder fesselnd für einen, weil man kaum die Hälfte von dem verstand, was gesprochen wurde, hieß es: Nun zu Bett!

Aber da waren doch auch schöne Augenblicke, wenn man ins Bett gebracht war. Wenn Mutter hereinkam und mit einem das Abendgebet sprach und man da so gut vom Gitterwerk umzäumt lag, von dessen Stangen, mit dem kleinen Ausbau in der Mitte, die kleinen Finger jede einzelne kannten; es war unmöglich, da hindurch hinunter zu fallen. Es war gut genug, das Bettchen mit seinem Geländer, und man schlief darin, wie man nie mehr in dieser Welt so schön schlief. Es war auch vergnüglich, auf dem Rücken im Bette liegend zu sehen, wie die Eltern sich fertig machten, ins Theater zu gehen, der Vater mit blendend weißem Manschettenhemd und das Haar hübsch nach der einen Seite gestrichen, die Mutter in weißem Kreppshawl über dem Seidenkleid und mit hellen Handschuhen, wenn sie kam und Adieu und Gutenacht wünschte.

III.

Immer mußte er hören, daß er bleich und dünn und schmächtig wäre. Den Eindruck machte er auf alle. — Noch fast 30 Jahre später sagte ein Beobachter zu ihm: „Das Eigentümliche an Ihrem Gesicht ist die starke Blässe.“ — Darum sah er auch dunkler aus, als er war; sein braunes Haar hieß man schwarz.

Bleich und dünn mit dickem, braunem Haar. Ein schwieriges Haar. Das sagte der Haarschneider, Herr Alibert, der seinen Vater Erré nannte: Guten Tag, Erré; Adieu, Erré. Und alle seine Gehilfen, die doch echte Dänen waren, sagten, so gut es gehen wollte, ebenso. — Ein schwieriges Haar! Da ist ein Büschel oben am Wirbel, der starrt stets, wenn er es nicht ein bißchen lang trägt, sagte Herr Alibert.

Immer hörte er sagen, er sei blaß und schmächtig, besonders blaß. Fremde Leute sahen ihn an und sagten: Er ist etwas reichlich blaß. Andere sagten scherzend: Er sieht etwas grün aus im Gesicht. Und sobald man von ihm sprach, fiel das Wort dünn.

Er mochte seinen Namen leiden. Seine Mutter und Tante sagten ihn mit so freundlicher Betonung. Und sein Name war merkwürdig, weil er so schwer auszusprechen war. Kein kleinerer Knabe, kein Mädchen konnte ihn richtig aussprechen; alle sagten sie Gerok.

Er war zwei Monate zu früh zur Welt gekommen, hatte allzugroße Eile gehabt. Seine Mutter hatte ihn allein ohne Hilfe geboren. Als die Hebamme ankam, lag er schon da. Er war so zart, daß man die ersten Jahre viel Sorgfalt aufwenden mußte, ihn am

Leben zu erhalten. Wohlgestaltet war er schon, aber nicht stark, und das machte ihm viel Verdruß in den Jahren, wo des Knaben einziges Streben und einzige Ehre darin besteht, stark zu sein.

Er war nicht klobig, eher recht geschmeidig, wurde tüchtig im Hochsprung, flink zum Klettern und Laufen, nicht ganz schlecht zum Ringen und nach und nach sehr geübt im „Kämpfen." Aber muskelstark war er nicht und konnte nie mit den Starken verglichen werden.

IV.

Die Welt war indes so neu und noch unbekannt. Er entdeckte zu jener Zeit neue Elemente.

Er war nicht bange vor dem, wozu er keine Lust hatte. Denn die Unlust zu überwinden, befriedigte oft das Ehrgefühl.

Bist du bange vorm Wasser? fragte eines Tages der kecke Onkel aus Fyn. Er wußte nicht genau, wovor man da Angst haben sollte, aber antwortete im voraus Nein. Er war 5 Jahre alt; es war Sommer, also Regenwetter und Wind.

Er entkleidete sich im Badehause; der alte Seemann schnallte ihm einen Korkgürtel um den Leib. Der war abscheulich naß, da ein andrer Junge ihn eben abgelegt hatte, so daß es den Körper durchschauerte. Der Onkel faßte ihn um den Leib, schleuderte ihn ins Wasser und lehrte ihn, sich selbst zu bergen. Danach wurde ihm das Schwimmen ordentlich gelehrt mit Hilfe einer langen Stange, die im Gürtel befestigt wurde und die der Bademeister hielt; aber seine Vertrautheit mit dem salzigen Element erlangte er schon von dem Tage an, da er wie ein kleines Paket darin hinausgeworfen wurde. Ohne sich je im Schwimmen auszuzeichnen, ebensowenig wie in einer anderen Leibesübung, wurde er ein ganz ordentlicher Schwimmer, und es entwickelte sich in ihm eine Vorliebe zum Wasser und zum Baden, so daß er sein Leben lang sein tägliches Bad schlecht entbehren konnte.

Ein anderes Element lernte er zur selben Zeit kennen, das weit schrecklicher war als das Wasser. Er hatte es noch nie in Freiheit gesehen: das Feuer.

Eines Abends, er lag in der Kinderstube und schlief, wurde er von seiner Mutter und deren Bruder, dem französischen Onkel, geweckt. Dieser sagte laut: Wir müssen die Kinder auf haben.

Das war nie früher vorgekommen, daß man ihn nachts weckte. Er schlug die Augen auf, und ein Grausen durchfuhr ihn, wovon die Erinnerung niemals später ausgelöscht wurde. Die Stube war ganz hell, ohne daß doch ein Licht angezündet war, und als er den Kopf wandte, sah er draußen vorm Fenster unermeßliche Flammen aufschlagen. Die Flammen knisterten und die Funken flogen. Eine ganze Welt von Feuer. Es war die „Schule des Nachwuchses", die da brannte. Onkel Jakob steckte seine Hand unter seine „Nachtjacke", ein langes Kleidungsstück mit einem schmalen baumwollenen Leibgürtel, und sagte lachend: Hast du Herzklopfen, wenn du ängstlich bist? — Er hatte nie früher etwas von Herzklopfen gehört. Er fühlte nach mit der Hand, fand zum ersten Mal sein Herz, und wirklich, es klopfte heftig.

So klein er auch war, fragte er nach dem Datum und erfuhr, daß es die Nacht zwischen dem 25. und 26. November war, und so tief war das Entsetzen, das er empfand, daß er dies Datum niemals vergaß, das für ihn zum Gegenstand abergläubischer Ängstigung wurde, und als es sich im nächsten Jahr näherte, war er überzeugt, daß es ihm aufs neue etwas Böses bringen würde. Das traf insofern zu, als er im nächsten Jahre zu genau demselben Zeitpunkt krank wurde und einige Monate im Bett zubringen mußte.

V.

Er war allzu zart, als daß man ihn, wie andere Knaben, im Alter von 5 Jahren in die Schule schicken durfte. Onkel Doktor sagte, davon könnte keine Rede sein. Aber da er doch nicht in reiner Unwissenheit aufwachsen sollte, wurde beschlossen, daß er einen Lehrer für sich selbst haben sollte.

Und ein Lehrer wurde angenommen, der schnell seine ganze Hingabe gewann und über den er erfreut war. Der Lehrer kam jeden Morgen und lehrte den Kleinen alles, was er wissen sollte. Es war ein Lehrer, den man nach allem in der Welt fragen konnte, er wußte Bescheid. Zuerst wars das ABC. Das war in wenigen Stunden erlernt. Der Kleine konnte lesen, ehe er richtig buchstabieren konnte. Dann kamen Schreiben und Rechnen und noch mehr. Bald war man soweit, daß der Lehrer aus der Frithjofs-Sage auf Schwedisch vorlesen und einigermaßen verstanden werden konnte, ja er konnte ein deutsches Lesestück vornehmen und erklären, daß es „ich" und nicht „isch" heißt, wie zu sagen es dem Dänen doch so natürlich fällt.

Herr Voltelen war ein armer Student, und aus dem Gespräch der Erwachsenen hatte der Knabe wohl verstanden, welche Freude und Nutzen Herr Voltelen davon hatte, jeden Tag eine Tasse Kaffee extra zu bekommen und seines Weißbrot mit frischer Butter dazu. Schlag halb elf brachte das Mädchen es auf einem Brett herein. Der Unterricht wurde abgebrochen, und der Lehrer aß und trank mit einem Wohlbehagen, mit dem der Knabe noch nie jemanden hatte essen und trinken sehen. Die Art schon, in der er Zucker nahm — mehr Zucker als Vater und Mutter nahmen — und ihn sich im Kaffee auflösen ließ, ehe er Rahm hinzutat, zeigte, welchen Genuß ihm die Tasse Kaffe bereitete.

Herr Voltelen hatte eine schwache Brust, und manchmal sagten die Erwachsenen, sie seien bange, er könnte nicht leben. Es hieß, ein reicher Wohltäter mit Namen Nobel hätte ihm eine Reise nach Italien angeboten, damit er sich da unten in der Wärme erholen könnte. Das war hübsch von Herrn Nobel, und Herr Voltelen dachte an die Abreise.

Aber nun bekam er eine andere Krankheit. Er hatte hübsches, braunes, lockiges Haar. Eines Tages blieb er aus; sein Kopf war schlimm geworden, er hatte von einem unreinen Kamm in einer Badeanstalt Haarpest bekommen. Und als er endlich wiederkam, war er kaum wiederzuerkennen. Er trug eine kleine dunkle Perücke. Jedes Haar war ausgegangen; selbst seine Augenbrauen waren abgefallen. Sein Gesicht hatte eine kalkartige Blässe. Und nun hustete er obendrein stark.

Daß Gott ihn doch nicht vor der Brustkrankheit geschützt hatte! Und daß Gott es übers Herz gebracht hatte, ihn mit Haarpest heimzusuchen, wo er doch im voraus so krank war! Gott war wunderlich. Er war allmächtig; aber er gebrauchte seine Allmacht nicht, um Herrn Voltelen zu schützen, der so gut und so klug war, zudem so arm, daß er mehr als irgend einer der Unterstützung bedurfte. Herr Nobel war besser gegen Herrn Voltelen als Gott. Gott war auch sonst sonderbar; er war allgegenwärtig, und doch wurde Mutter böse und ärgerlich, wenn er fragte, ob Gott auch in der neuen Moderatorlampe war, die in der Wohnstube weit heller brannte als früher die zwei Stearinkerzen. Gott war allwissend, was unheimlich genug war, denn man konnte dann nicht das Geringste vor ihm verbergen. Am wunderlichsten war es jedoch, daran zu denken, daß man etwas anderes sagen konnte, falls man von Gott wußte, was er glaubte, daß man jetzt sagen wollte, und seine Allwissenheit käme zu kurz. Aber natürlich, man wußte ja nicht, was er glaubte, das jetzt kommen sollte. — Am schlimmsten war immerhin, daß er Herrn Voltelen so im Stiche ließ.

VI.

Einige Strahlen irdischer Hoheit und Pracht streiften des Knaben bescheidene Existenz. Nächst Gott kam der König.

Eines Tages, als er mit seinem Vater auf der Straße ging, äußerte dieser: Da fährt der König! Der Junge sah in den offenen Wagen hinein, fand aber nichts Merkwürdiges darin und richtete seine Aufmerksamkeit auf den roten Kutscher und den Federhut des Jägers: der König war da ja nicht! — Ei doch, er saß im Wagen. — Was, das der König? er sah ja nach gar nichts aus, hatte keine Krone auf. — Der König ist ein schmucker Mann, sagte der Vater. Aber in seinem Staat ist er nur, wenn er nach dem Oberlandesgericht fährt.

Sie gingen denn nun eines Tages aus, um den König zum Oberlandesgericht fahren zu sehen. Eine Menge Menschen standen und warteten an der Holmens-Kirche. Dann kam der Zug. Welche Pracht! Da waren Läufer vor den Pferden mit weißen Seidenstrümpfen und förmlichen Blumentöpfen auf dem Kopf, der Knabe hatte nie etwas Ähnliches gesehen, und auf den Pferden vor dem Wagen ritten Jockeys. Er vergaß es rein, in den Wagen zu gucken; er bekam knapp einen Schimmer vom König zu sehen. Und das machte keinen Eindruck. — Daß der König Christian der Achte hieß, wußte er nicht; er war ihm nur der König.

Aber dann eines Tages hieß es, der König sei tot und er sollte zweimal ausgestellt werden. Das nannte man mit unnatürlichen Worten: Lit de parade und Castrum doloris; der Knabe hörte sie so oft, daß er sie selbst sagen konnte und sie nicht vergaß. Auf Lit de parade sah man den König selber als Leiche ausgestreckt liegen; das war zu traurig für einen kleinen Jungen. Aber Castrum doloris war lediglich Vergnügen. Und wirklich war es herrlich. Man trippelte erst lange durch schmale Gänge, dann offenbarte sich hoch in der Luft in der schwarz ausgeschlagenen Halle der mit schwarzem Sammet bedeckte Sarg, ganz mit glänzenden, schimmernden Sternen besät. Und eine Fülle Lichter ringsum. Das war die größte Pracht, die der Kleine bisher gesehen hatte.



# Frühlingserwachen von Kurt Julius Wolf

Kaviar auf gerösteten Semmeln, Hummer, heiße Frankfurter mit Sauerkraut, Kronenkäse mit einer Idee Zwiebel, kühles, blondes Pilsener dazu und nach dem Abendessen dann bei Punsch und guten Zigarren eine jener köstlichen Offenbarungsstunden, die sich eigentlich nur im Herrenzimmer einzustellen pflegen, wenn wir ganz vertraute Freunde bei uns sehen.

Der Freund hat sich behaglich in den Fauteuil zurückgelehnt. Die Augen an der in rotem Dämmerlicht scheinbar aufgelösten Decke, läßt er sich die Würze des Tabaks in kleinen, sparsamen Wölkchen um die Nase spielen. Das halbe Lächeln auf seinem frischen Gesicht zeigt an, daß er mit einer glücklichen Erinnerung beschäftigt ist. Wie ich ihn kenne, ist das die Introduktion einer seiner famosen Nachtischgeschichten.

„Schieß los, alter Junge!"

Die nachdenklichen Augen lassen von der Decke ab, und während sich das glückliche Lächeln des Genußmenschen diskret von seinen Lippen zurückzieht, ohne aber in der Folge ganz zu verschwinden, beginnt er:

„Kannst dich wohl noch erinnern, wie ich mal als junger Referendar in Dingsda steckte, in dem kleinen, langweiligen Nest im Gebirge oben?"

„Wo das Amtsgericht in einem alten Schloß etabliert war und der alte feudale Kasten ziemlich verwaschen, aber immer noch stolz auf die Stadt herabsah?"

„Stimmt."

„Du hattest damals die Manie, deine Freunde reichlich mit Ansichtskarten zu bedenken.“

„Rein aus Verzweiflung, mein Lieber. Ich sage dir ja, ein langweiligeres Nest gibts nicht. Dazu kam, daß der Assessor, der eigentliche Umgangskollege, Junggeselle war und halber Sonderling. Wir alle eigentlich auch nicht voll beschäftigt. Höchstens die Woche ein paar alberne Beleidigungsklagen. Nichts Großes, Interessantes. Im übrigen vierteljährlich: ‚Liedertafel‘, gemischter Chor, Koschat, Festrede und Lämmerschwänzchentanz. Die Mädels krachten förmlich von Tugend und Stärke. Rochen nach Butterbrot und Glycerinseife. Sagten immer, wenn ich mal Witze riß: ‚Ach, Sie sind aber Einer!‘ Krochen ins Bett und lachten da — scheußlich!

Was fängt unter diesen Umständen ein lebendiger Mensch mit der Mußezeit an? — Gedichte machen, Novellen schreiben? — Gott ja doch, gern. Aber erstens mal hab' ich kein ausreichendes Talent und zweitens keine zwei Vornamen. Schließlich machte ichs dem Assessor nach. Der rannte täglich in den Wald, auf die Berge und in die umliegenden Dörfer. Meilenlange Dauermärsche, sag' ich dir, selbst beim schlechtesten Wetter. Abends kehrte man dann immer wieder mit Vergnügen ins Nest zurück. Erschien punkt acht umgezogen und frischgewaschen, der ganze Kerl wie aus dem Ei gepellt, im ‚Ratskeller‘. Hunger und Durst zu stillen, Skatdreschen und Witzblätter lesen war auch 'ne Abend füllende Beschäftigung. Satt und zufrieden warf man sich endlich ins Bett. Schlief wie ein Murmeltier. Paßte sich an. Sparte Geld. Blieb gesund und hatte Backen zum Platzen. Manchmal freilich auch direkt den Teufel im Leibe.“

„Aha — cherchez la femme!“

„Schwierige Sache, mein Lieber. Höchstens die Lene.“

„Das Mühlen-Idyll, wenn ich mich recht erinnere.“

„Ja — ja — war'n frisches, gesundes Mädel, die Lene. Groß, stark, Knochen wie'n pommerscher Grenadier, und natürlich auch in der Aufpolsterung saftig und massiv. Und war immer das Letzte, Beste, wenn alle Stränge rissen. Zumal an langen, langweiligen Winternachmittagen. Manch liebes Mal hinausgebummelt durch den verschneiten Wald. Ein Stündchen zu Fuß, nicht weiter . . . Winterwaldstimmung. Weder Singvogel noch Mensch, höchstens ein Eichhörnchen, eins, zwei, drei mit gestreckter Fahne hinauf ins Geäst. Oder Raben hopsen bei der Annäherung in langen Flügelsätzen über die Schneedecke, schwingen sich auf und streichen krächzend davon. Unter den Sohlen knirscht der Schnee. Der Atem dampft. Düster und abweisend stehen die Buchen in der Dämmerung. Tannen senken die Zweige tief unter der weißen Last.

Die Welt ist einsam, gestorben . . .

Und dann auf einmal die Mühle. Dick verschneit und unter überhängender Schneehaube sehen die kleinen blanken Fenster wie Augen nach dir, die zum Willkommen blinkern. Sonst kein Laut. Das Mühlrad ist eingefroren und rührt sich nicht. Kein Wellchen plätschert, kein Tropfen sprüht. Das Wasser ist vollständig vereist, dickes, gründurchsichtiges Kristall mit weißen, eingefrorenen Blasen, nach unten gezahnt von scharf geränderten Zacken.

So liegt sie da, die Mühle, wie ein gefrorenes Märchen im Schoße der Einsamkeit.

Es steckt aber doch Leben drin in dem alten Bau. Sobald ich mich nähere, taucht etwas rosig Rundliches am Fenster auf und nickt und lacht.

Das ist die Lene.

„Auch wieder mal da“, sagt sie, sobald ich in die Stube trete, und gibt mir die Hand.

Läßt aber gleich wieder los: „Huh, sind Sie kalt!“

Freilich, sagst du, alles steif. Kälte innen und außen. Was ist zu machen!?

Gleich weiß sie Rat und will in die Küche. Ich aber erwische sie noch gerade am Schürzenband.

„Erst mal anwärmen, Lenchen“ — und während sie mir die Hände schwach gegen die Brust stemmt und verschämt die Augen niederschlägt, wie sich das für eine hübsche Mül-

lerstochter wohl so gehören wird, läßt sie mir die Lippen zum Kuß.

Und nun ist das gerade, als ginge eine warme Welle über dein Herz: die alte Mannesfreude an der ersten, frischen Tochter der Natur.

„So — nun meinetwegen auch den Kaffee.“

Während sie sich absentiert, werfe ich mich aufs Sofa, das unter mir aufstöhnt wie eine überrumpelte alte Jungfer. Mag wohl auch schon manchen müden Wanderer brav getragen haben, das klapperige Möbel.

Nun bin ich allein mit der schwarzen Katze. Lautlos streicht sie buckelmachend um die Tischbeine und meine Pedale. Ich tue, als säh’ ich sie nicht. Auf einmal — wupps — ist sie mit einem Satz auf dem Holzgestell in der Ofenecke, setzt sich, ringelt die Schwanzspitze zierlich um die Vorderpfoten und blinzelt gegen das Fenster hin. Vom Ofen geht eine angenehme Wärme aus . . . In der Küche klirren die Tassen.

Und ich, die Beine behaglich unter den Tisch gestreckt, gehe nach dem Marsch durch die Winterkälte, wie nach einem Kaltwasserbade, fast rein in physische Wärme auf, in ein Gefühl unbeschreiblichen Wohlbefindens.

Dann kommt der Kaffee und die bekannte unvermeidliche Buttersemmel, die ich mir damals angewöhnt habe. Alles natürlich frisch und reichlich und der Kaffee so stark, daß er kaum weiß zu kriegen ist.

Während ich mir’s schmecken lasse, holt sich die Lene das Strickzeug und setzt sich zu mir an den Tisch. Ihr Genuß von der Sache ist der, daß es mir schmeckt. Das schöne Rot ihrer Backen ist einen Schein tiefer geworden. Hier haben die rasche Hantierung und das Herdfeuer geheizt.

„Ganz allein heute, Lenchen?“ spinn’ ich den Faden an.

„Ja — der Vater hat Gemeinderatssitzung, der Bruder fährt Brot aus.“

„Dann komm’ ich ja wie gerufen zum Gesellschaftleisten.“

„Wenn’s Ihnen nur nicht zu eintönig ist bei mir.“

„Am Ende fürchten Sie sich gar nicht allein.“

„Kein bißchen. Ich bin ja daran gewöhnt. Wenn ich das Warten satt habe, leg’ ich mich schlafen. Was soll man weiter machen!“

„Schon wahr. Schwer einsam hier draußen. Und man ist auch noch nicht gerade am Ziele aller Wünsche — was, Lenchen?“

„Was das betrifft — ich hab’ mein Teil weg. Und der Mensch muß sich zufriedengeben. Sonntags reißt wenigstens der Besuch nicht ab. Dann kommen die Städter, die haben sich Appetit gelaufen und wollen essen und trinken. Da gibt’s zu tun. Aber in der Woche abends, wenn man so allein dasitzt, macht man sich leichter Gedanken. Der Vater spricht nicht mit mir. Der Bruder hat auch den Kopf voll.“

„Was hat denn der Vater gegen Sie?“

„Die Geschichte mit dem Verwalter trägt er mir nach.“

„Aber das ist doch nun schon lange aus.“

„Freilich.“

„Und noch keiner wieder Gnade gefunden?“

„Gott, wer sucht mich denn hier draußen! Und die aus dem Dorfe mag ich nicht. Man kann auch nicht mehr so mit einem jeden zusammengehen. Die Herren aus der Stadt, wissen Sie — Sie werden sich aber doch nichts einbilden darauf?“

„I — wo. Höchstens —“

„Was denn?“

„Eine Flasche Erdbeerwein.“

„Das kann man sich schon eher gefallen lassen.“

„Also, bitte!“

Und wieder muß die Lene ’raus, bleibt aber diesmal nicht halb so lange. Von irgendwo aus der Tiefe des Mühlengewölbes bringt sie ein Fläschchen ans Licht, feuchtbeschlagen, mit goldener Kapsel. Das klemmt sie zwischen die Kniee, packt den durchgebohrten Pfropfenzieher fest bei der Parabel und zieht und zieht.

Ich bin in diesem Falle natürlich ungalant genug, sie ziehen zu lassen, und müßte sie ziehen bis zum jüngsten Tag. So prachtvolle



Schenkel, mein Lieber, sieht man nicht alle Tage. Auch ist es nicht übel, sich in den Anblick der roten Zungenspitze zu versenken, die ihr die Anstrengung über die Lippen treibt.

Pang! macht endlich die Geschichte, und die Arme fliegen auseinander. Nun noch der Hals ausgeputzt — dann gluckst der goldflüssige Inhalt ins Glas.

Das ist ein Teufelszeug, lieber Junge, dieser Erdbeerwein. Süß und labend auf der Zunge, schmeichelt er sich aromatisch durch die kritisch feine Gaumenenge und läßt dann im Verborgenen seine Wärmestrahlen spielen, bis das Blut wie Feuer im Leibe kreist.

„Wohl bekomm's!" sagt die Lene, der Schalk, stößt an, trinkt aus und rauscht mit seinem halben Dutzend Unterröcke an meiner Seite tief in den einsinkenden Überzug.

„Das müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir heute nochmal Langeweile haben — was, Lene?"

Tick-tack macht die alte, braungebeizte Holzuhr, und immer tick-tack. Es klingt wie freundliches Schwatzen. Wir schwatzen auch nicht schlecht, Törichtes und Gescheites. Es ist eigentlich mehr ein fortwährendes Überlaufen, weil innen alles durcheinanderfließt, der Wein, das Blut, das Gefühl und die Sinne.

Dann fällt noch der purpurrote Lichtbrand der untergehenden Sonne in die Stube, alle Gegenstände mit goldenen Säumen zierend, dann wird's ‚schummrig', wie die Landleute sagen. Nur die Fenstervierecke heben sich mattbläulich vom Schein des draußenliegenden Schnees aus der dunklen, unsichtbaren Wand. Hinter dem Ofen aber gibt's auch noch zwei leuchtende Punkte, groß, rund, grünlich phosphoreszierend.

„Was nur die Katze zu gucken hat!" meint die Lene und rückt unruhig auf dem Sofa herum.

„Mein Gott, was verstehen denn die Katzen vom Küssen!"

Aber sie läßt sich nicht halten. Ich höre, wie sie durchs Zimmer geht und die Küchentür öffnet.

„Marsch 'naus, Mieze!"

Die grünen Lichter verschwinden.

Aber einmal aufgestanden, scheint die Lene sich nicht wieder aufs Sofa zu getrauen. Ich kann nicht sehen, was sie treibt. In der Stube ist sie noch. Wenigstens hör' ich ihr heftiges Atmen.

„Lenchen?"

„Ich will doch lieber Licht machen", sagt eine bebende Stimme. „Wenn der Vater unversehens heimkommt und uns im Finstern erwischt —"

Sie brennt wirklich die Lampe an, die große Hängelampe in der Ecke über dem Rundtisch drüben. Sie läßt auch die grünen Leinwandrouleaux herab in der Pracht ihrer erbsengelben Gebirgslandschaften. Dabei sieht man erst, wie erhitzt sie ist. Die kleingemachten Augen blinzeln wie Flackerlicht, das Gesicht ist heiß und die Schürzenlätze fliegen.

Schon ist auch mir der Wein in den Kopf gestiegen.

„Komm' wieder her, kleine Müllerin!"

Dabei ist sie mindestens einen halben Kopf größer als ich und kann mich bequem ins nächste Dorf tragen und wieder zurück.

Aber sie kommt.

„Was machen wir nun?"

„Ich weiß nicht", sagt sie und zupft an der Decke. Sie kann mir nicht mehr in die Augen sehen.

„Ich schlage vor: Frühlingserwachen."

„Was ist das?"

„Ein Spiel."

„Wieso?"

„Na ja, du wirst schon sehen."

„Das wird nicht viel Gescheites sein. Wenigstens kann ich mir denken —"

„Ach was — denken! Gedacht wird überhaupt nicht mehr. Zum Kuckuck noch mal, wir sind hier doch kein philosophischer Nachtmützenverein! Wir sind jung, verstanden, und das Leben ist für die Jugend, und Liebe ist auch kein Pappenstiel. Und jetzt paß mal auf — hörst du? — Du — du bist nämlich die Erde, die Jungfer — ja so, nein, wart' mal — also, die bräutliche

Erde bist du, und ich, ich bin seiner Gnaden der junge Lenz, ein Prinz natürlich. So schön und reich wie einer. Die Lampe da drüben, das ist die Frühlingssonne — meinetwegen auch der Mond. Beleuchtung übrigens Nebensache. Jetzt geht's also los. Zunächst legst du dich lang in die Ecke hier — so. Die Augen mußt du zumachen, fest zumachen, mein Schatz. Schön — still — alles — pssst! Die Erde liegt im Winterschlaf — ruhig liegen bleiben, Lenchen, hörst du? — Jetzt trete ich in Kraft, ich, der blühende, knospende Lenz. Stürme melden mein Kommen — fuh! Regen fällt — nun ja, ich meinte natürlich nichts anderes als Küsse. Was denn sonst? — Das kannst du dir schon mal ruhig gefallen lassen. Regen bringt Wärme, und das muß doch sein, wenn der Eispanzer sich lösen soll auf See und Fluß und Bach . . . I — bleib' doch liegen. Ich mache dir ja bloß das Mieder auf. — Der Vater, sagst du? — Was willst du denn! Der kommt noch lange nicht, vielleicht übers Jahr, wenn's wieder wintert. Jetzt sind wir doch gerade beim Frühlingserwachen. Alles ist wie berauscht. Im alten Erdbauch regt sich aufs neue der ewig junge Saft. Wie schön! — Schon blüht es auf deinen Wangen — die Knospen springen — jetzt schnell — o — o — siehst du — sagt ich's nicht? — jetzt ist — der Frühling — da — der Früh — ling — —"

Frühling? —

Verschneite Mühle, gefrorenes Märchen. Die Stube eng, die Decke niedrig, die Wand verräuchert. Schwachsäuerlicher Brotgeruch. Grüne Rouleaux mit erbsengelben Gebirgslandschaften. Ein Tisch mit leeren Gläsern und umgestürzten Flaschen. Ein altes Sofa, ein Herr aus der Stadt, der seine Pantoffeln sucht, und die Einfalt vom Lande, verschnaufend, heiß und massiv, häßlich nicht gerade, aber auch keine Venus.

Schöner Frühling — das!

O Erdbeerwein verwünschter!"



# Gabriele d'Annunzio

## von Svend Leopold

Ist ein lebender Faun nicht von weit grösserer Bedeutung als ein toter Pan?

Zweifellos. In der Litteratur jedenfalls. Und überall sitzen ja in unseren Tagen Faune auf dem Parnass. Was aus der höheren Göttergesellschaft geworden ist, danach kann man wirklich mit Recht fragen. Hat jemand vielleicht etwas von den Musen gesehen? Haben sie sich vermählt — oder was sonst? Und Apoll, der die Beschimpfung ertragen musste, von Marsyas geschunden zu werden. Im Altertum war es ja wohl umgekehrt, aber die eine Haut ist die andere wert; wer eine hat, sehe wohl zu, dass er in ihr bleibt. Auf jeden Fall, der grosse Pan ist tot, aber die Faune, sie leben, und sie werden beständig am Leben bleiben, sie sind von Natur unsterblich, sie können nie ums Leben kommen, und jetzt sitzt ein sehr hervorragender Faun in der modernen italienischen Litteratur, er heisst wohl eigentlich Rapagnetta, aber er schreibt unter dem Namen Gabriele d'Annunzio.

Einige meinen, Pan sei erwacht, andere, die Renaissance sei zurückgekehrt; aber das alles ist ein Missverständnis, in Wahrheit ists nur ein Faun, der auf der Flöte spielt. Man mag nun von Flöten sagen, was man will, es ist alle Tage besser, einen soliden Piccolotriller auf einer Flöte zu hören, als sitzen und auf Saitengriffe in eine Lyra zu warten, die zu den abhanden gekommenen Sachen auf dem Parnass gehört.

Die d'Annunziosche Litteratur ist die trefflichste Faunalia der Gegenwart, eine Litteratur, die ihre heidnisch-mythologische Herkunft verrät, eine Litteratur, die keine Nymphe ohne Umarmung an einem stark interessierten Leser vorübergehen lässt, sie ist animalisch und brünstig, zottig und wunderlich, silvanisch und satanisch, sie ist weinblütig und reif zum Platzen wie ein grosser, purpurroter Granatapfel, sie hat spitze Ohren, eine breite und flache Nase, dicke saftige Lippen und lüstern glänzende Augen. Man soll sich nicht betören lassen von Lackschuhen und roten Seidenstrümpfen, es stecken Bocksfüsse darin, und unter dem eleganten Seidenhut sind undeutliche Ansätze zu Hörnern. Ein junger Held bei d'Annunzio ist etwas vom Unersättlichsten in der ganzen Weltlitteratur, er liebt in der Regel drei Marquisen in jedem Kapitel und vier Herzoginnen in jedem zweiten. Selbst nicht die Diva der Tragödie kommt mit heiler Haut davon: der

Roman „Feuer" handelt nur davon, wie alles Tragische gründlich und vollkommen in das mehr Bacchantische verwandelt wird. Und darauf versteht sich d'Annunzio ganz vorzüglich. Unter seiner glühenden Feder greifen alles und alle zum Tyrsosstabe; wenn ein wirklicher Faun erst ein Tintenfass erwischt, dann ists aus mit den irdischen Weibern. Der Roman „Lust" ist ein hinlängliches Beispiel. Das ganze berühmte Buch handelt von einem Begehren, das sich vergreift und sich über seine verschiedenen Gegenstände geradezu stürzt. Bei keinem Verfasser der Gegenwart ist Liebe in solchem Grade auf blossen, reinen Naturtrieb zurückgeführt, zwischen allen Rosen und Jasminen steigt ein völlig unverfälschter Bocksgeruch auf, ein Duft, der zusammen mit dem der Jasminblüten einer ganzen europäischen Leserwelt fast total den Garaus gemacht hat. Und alle jungen Frauen in der Welt gehen in Flammen auf beim Lesen von „Feuer", und alle jungen Männer machen unwillkürliche Bockssprünge, während sie sich in „Lust" vertiefen. Das Faunal ist international geworden und hat sich ganz bis hier hinauf zum Norden fortgepflanzt, wo man doch sonst selten Naturwesen in der Litteratur excellieren sieht, ein paar Elfenmädchen ausgenommen, die ja leider hohl im Rücken sind. Und da ist wirklich eine Glut und eine Flüssigkeit und ein Rausch in allen diesen rotschimmernden Büchern. Vom langen blauen Sommertag des Altertums ist etwas zurückgekehrt. Das Meer liegt wieder weinfarben und strahlend hinter allen Bergen, und die Abende sind dunkelrot in der goldnen Stunde, die d'Annunzio „Tizians Stunde" heisst. Alle dänischen Farbenneurastheniker können von diesem italienischen Faun lernen, alle die Maler hier zu Hause, die an angeborener Farbenangst leiden. Und alle Goldschnittlyriker können ruhig ihre Leier ein Weilchen verstummen lassen und den süssen und tiefen Flötentönen im „Intermezzo de Rime" und „Canto nuovo" lauschen. Ist es auch nur ein Faun, so ist es doch ein befreiender Gedanke, zu wissen, es gibt doch einen in der Welt, der sich als Farbenliebender bekennt, einen, der die reine, glänzende Farbe in ihr volles ursprüngliches Naturrecht eingesetzt hat. Allzu viele sind derer, die da meinen, Schwarz und Weiss seien Farben und obendrein diejenigen Farben, die das allein seligmachende Wort sagen.

Aber man darf sich nur nicht der Meinung hingeben, die Renaissance sei zurückgekehrt und der grosse Pan erscheine wieder. Ach, der grosse Pan, welch ein Verlust für die Weltlitteratur war es nicht, als dies unumstrittene, dies ganz unverkennbare Naturgenie für das allgemeine Geistesleben verloren ging! Was hätte nicht werden können aus diesen reichen, wenn auch unentwickelten Fähigkeiten. Welch einen panischen Schrecken hätten die kleineren Talente nicht bekommen. Aber Pan war zu gross, und er starb daran, zu gross zu sein. Und dann hatte er unleugbar Hörner an der Stirn. Naturgenie zu besitzen und dann obendrein Hörner, eins von beiden reicht hin, seinen Mann zu Fall zu bringen. Und der grosse Pan starb an Verkennung. Er konnte sich den Menschen nicht assimilieren, nicht in die mehr bürgerlichen Verhältnisse eingehen, überall rannte er die Hörner gegen eine Kulturwand — so musste er denn sterben. Er legte sich quer über die Apenninen, auf seinen zottigen Rücken; sein schmerzerfülltes Stöhnen durchbebte die ganze Natur, seine Stirnzierden zeichneten sich wehmütig ab an dem sternenbesäten Nachthimmel wie ein ungeheurer schwarzer Halbmond. Da lag er also in der Morgenröte, der genialste, talentvollste Kadaver, den die Welt wohl je gesehen hat, und was noch übrig war, damit wurden die Aasgeier bald fertig. Aber die Faune — sie leben.

# Einiges über Edgar Allan Poe

von Hermann Wendel

## I.

Er gehört zu denen, die am Wege sterben ... Ein Menschenleben voller Irrungen und Wirrungen und leuchtender erdferner Sterne. Ein Kampf gegen tausend Niedertrachten und Kleinlichkeiten der Außenwelt, ein Sich-Anstemmen gegen verderbliche Gefühlsmächte. Das Erdrücktwerden eines Aristokraten durch die misera plebs des Alltags. Ein Ringen und Verzweifeln, ein resignierendes Zusammensinken und ein neues Sich-Aufraffen. Hin und wieder in grandiosem Zynismus eine Selbstbetäubung, ein wüster Rausch, den Moralischen ein Aufschrei in die Krämerfratze, den steifleinenen Puritanern, den Böotiern! Und zuletzt das Ende in der Gosse.

Man sieht: sein Leben ist ein Symbol. Zu entschuldigen hat man ihn versucht, diesen Menschen mit seiner visionären Sehnsucht und seinen dämonischen Konflikten als einen harmlosen, nebenbei „dichtenden" Biedermann hinzustellen versucht, den nur widrige Umstände so tief sinken und so elend enden ließen. Wie heißt es doch gleich im Schulabgangszeugnis des Titanen Grabbe: „Ich zweifle nicht, daß er bei fortdauerndem Fleiße von seiner Seite und gefundener Unterstützung bei andern ein sehr brauchbarer Staatsbürger werden werde"!! Ecce magister!

Baudelaire hingegen, Poes großer „Schüler", meint in der Vorrede zu seiner kongenialen, französischen Übersetzung der Poeschen Prosawerke, in

Flammenzeichen habe der Dichter auf der Stirn das Kainsmal: „Erfolglos!“ getragen. Eine Auffassung, die einmal zu sentimental und dann zu äußerlich ist. Denn wie jede Entschuldigung eines Künstlers eine Beleidigung desselben bedeutet, so haben auch alle Großen unser kleines, schwächliches Mitleid nicht nötig. Ihr Erdengang war, wie er sein mußte! Einem ehernen Weltgesetz zufolge. Genie sein heißt im letzten Grunde nur sich-selbst zum Opfer bringen, mit seinem Herzblut Dürstende tränken — oft erst — und das ist dann die Gegenwartstragik des Genies — Dürstende einer Zukunftsmenschheit.

II.

Also:

Dieses vom Standpunkt einer schlicht-bürgerlichen Kanapeemoral aus gänzlich verfehlte Leben, dieser Zick-Zack-Erdengang eines vom Glück Enterbten hat in künstlerischer Hinsicht die reichsten Früchte getragen.

Ich weiß, daß ich mir den Vorwurf der Ketzerei zuziehen werde, wenn ich behauptete: Edgar Allan Poe ist Amerikas größter Dichter!

Man wird mit Phrasen von décadence und Satanismus und ähnlichen Schablonebegriffen umherwerfen und entrüstet Longfellow ins Feld führen, der viel harmonischer, abgeklärter, solider sei — ecce magister!

Trotzdem Poe der raffinierteste Vertreter einer extremen l'art-pour-l'art —, einer Tendenzkunst ist, die bestimmte, selbstverständlich nur rein künstlerische Wirkungen zu erzielen sucht, gehört er zu den Dichtern, die eine ewige Wahrheit, eine Offenbarung des Weltgeists sind. Und trotzdem seine Kunst keine eruptive, sondern eine konstruktive ist.

In seinem ganzen Wesen ist Poe bereits Neuromantiker. Das erklärt auch die Kluft, die ihn von E. T. A. Hoffmann trennt und ihn den neueren französischen Symbolisten naherückt. Der Kreislerdichter ist mit all seinen grotesken Sprüngen der G e f ü h l s romantiker der alten Schule, der N e r v e n romantiker. Sein Stimmungsvermögen ist bis ins Krankhafte hinein potenziert. Und ein dämmernder Mystizismus hüllt alles irgendwie Reale in die Nebelschleier des Übersinnlichen ein.

Deshalb schneidet er der Unzulänglichkeit unseres Seins und Könnens nicht dieselbe skurile Fratze wie Hoffmann, der eben als Gefühlsromantiker trotz des Dämonenreigens in seiner Brust wärmer, unmittelbarer, fast behaglicher, kurz: d e u t s c h e r wirkt; er wühlt aber auch nicht in pessimistisch-perversen Stimmungen wie Baudelaire. Mehr Romantiker ist er als der erste, mehr Pessimist als der zweite. „Wir alle sind Sklaven von Mächten, über die wir niemals Herr werden können.“ Aber sein Pessimismus ist durchaus individualistischer Natur; kein Teilchen eines sozialen oder Herden-Pessimismus. Er negiert das Leben als Erscheinungsform an und für sich, nicht etwa augenblicklicher übler Daseinsbedingungen seiner Mitmenschheit halber. Interesses wegen sei hier angeführt, daß ihm, dem Bürger des demokratischen Staates unter den Kulturvölkern, „die Demokratie als eine bewundernswerte Regierungsform für Hunde“ erschien. Wer denkt da nicht an Nietzsches Darstellung des demokratischen Zukunftsstaates: „Kein Hirt und eine Herde!“

Durch seinen Pessimismus wird Poe verführt, sich künstlerische Traumwelten zu schaffen, in denen er sich von jenen, oben erwähnten Mächten frei fühlt. So scheint er oft an der Realität aller Wesenheit zu zweifeln; das Leben ist eine Phantasmagorie, ein Wirrwarr verflatternder Schatten, von Nebelfetzen — die Wirklichkeiten der Erde sind ihm — er betont es selbst — wie Visionen und Visionen wie Wirklichkeiten.

Deshalb ist die Gabe, Unwirkliches so greifbar darzustellen, bei ihm außerordentlich scharf ausgeprägt, uns so in die von seiner Schaffenskraft gewobenen Gebilde hineinzusuggerieren, daß uns der Kopf wirbelt und wir nicht wissen: Ist das Blendwerk? Oder Wahrheit?

III.

Die Spanne unseres irdischen Seins ist ihm wie das vorübergehende Verweilen in einem dumpfen Gemache. Traumhaft lebt die Erinnerung in ihm an ein Lichtreich voller purpurner Frühlingswunder. Und er schließt die Augen und sieht in ekstatischem Rausch-Traumzustand die Feenlande seiner Sehnsucht, die keine Sonnenwelten der Tat sind, sieht die abgrundklaren, stillblauen Seen, die nie ein Windhauch kräuselt, die blütenübersäten Hügelabhänge, die schwermütigen Asphodeloswiesen und die dunklen Pinienhaine, in denen er nach dem Verlassen dieses dürftigen und für die Seele unwichtigen Daseins wandeln wird.

Auch die Frauengestalten in seinen Werken, die Ligeia, Eleonora und die anderen alle, sind überirdischen Wesens. Aller irdischen Leidenschaften entkleidet. Und ihre Liebe ist kalt und eisig, als wäre sie ein Hauch aus einem Reich jenseits des Grabes, und doch sich selbst verzehrend wie die ewige Sehnsucht. Geist von seinem Geist sind sie und haben dieselben unergründlich dunklen Augen mit dem erdentrückten Rätselglanz wie der Dichter selbst. Als Verkörperung der mystischen Wahrheit können sie uns gelten, die für Menschenblicke immer in Schleier gehüllt bleiben wird. Diese Frauen leben — wenn man ihr schattenhaftes Sein Leben nennen will — wie Lilien, in einer vornehmen Einsamkeit, dabei umgeben von der raffinierten Pracht eines Geschmacks, der einer müden, deshalb ins Feinste subtilisierten Kultur angehört. Mit Rätsel-

worten auf den erbleichenden Lippen sterben sie: „Lediglich aus Willensschwäche überliefert sich der Mensch dem Tode!" Der Wille zum Leben keimte nie in ihnen. Oder nur manchmal, wenn ihr Flämmchen am Verlöschen ist, und dann wie der wahnsinnige Daseinshunger eines unheilbaren Schwindsüchtigen.

Denn der Dichter weiß in stiller Trauer: Das Reich der reinen Schönheit findet sich nicht auf unsrer Erde!

IV.

Wie Poe das Genie definiert, so ist auch sein Naturell: ein Gemisch von Melancholie, Sensibilität und Enthusiasmus. Allerdings nur in seinen stillsten Zeiten. Immer wieder treffen wir in seinen Werken auf Gestalten, die alle Merkmale seines eignen Ichs tragen, Narren mit Augen voll Glück und Sonne, Mörder aus einem krankhaften Triebe heraus, mit ausgesuchtester Grausamkeit; immer wieder formen sich die grotesken Linien seiner Kunst zu dem Selbstporträt des Dichters.

Mit einer analytischen Genauigkeit, wie sie nach ihm nur die Vertreter einer psychisch-naturalistischen Kunst, etwa ein Przybyszewski, ein Strindberg erreicht haben, legt er das Primäre, die willens unbewußte Triebkraft in der menschlichen Seele bloß, die nicht weiter zu zerlegen ist, dem Seziermesser widersteht. Ein Mysterium, ein chaotischer Stoff, ein Etwas aus der jenseitigen Welt. Er nennt dies Element: Perversität.

„Manche Dinge sind so spaßhaft, daß der Mensch lachen muß oder sterben." Diese Erkenntnis ist ihm zuteil geworden. Und er versucht zu lachen, er lacht. Ohne zu merken oder zu ahnen, daß sein Lachen Selbstzerfleischung ist, daß er gleichzeitig lacht und stirbt.

In seiner Seele sieht es aus, wie in dem zugemauerten Schloß des Prinzen Prosper: innen tollt irre Lustigkeit, flackern wilde Tänze, sprühen die Rosen ihre Glut aus — draußen zieht triumphierend mit ihrem Gifthauch die Pest einher, der rote Tod: mors victrix! Und ein stummes Grausen zittert schon durch die prachtdurchflammten Säle.

Das ist der ganze Poe: Grauen und Lachen!

V.

Seine Kriminalnovellen und seine Abenteurerromane kann ich ruhig aus dem Spiel lassen. Freilich: fein stilisiert, scharfsinnig aufgebaut, spannend, äußerst spannend — ein zünftiger Litteraturschulmeister würde behaupten, auch dieser Tatzenschlag verriete den Löwen — doch der eigentliche Poe, der innerliche, der Dichter Poe sind sie nicht. Conan Doyle könnte sie auch geschrieben haben. Aber mögen seine phantastischen Geschichten von abenteuerlichen Wellenfahrten, Auffliegen nach dem Monde, Ozeandurchquerungen für die Kenntnis seines Wesens belangloser sein als jene andern, transzendentalen, auf das Eine weisen sie alle und immer wieder hin: Erdenflucht, Wirklichkeitsentfremdung, Sehnsucht nach neuen Welten voll neuer Schönheiten und neuer Wunder.

Es ist dankenswert, sich mit Poe zu beschäftigen, denn nach dem Naturalismus drängt unsere gesamte geistige Kultur wieder der dämonischen Romantik, der verinnerlichsten Seelenästhetik entgegen.

Und Edgar Allan Poe ist einer jener großen Schönheitssucher, die in einer nüchternen Zeit und Umgebung an ihrer Sehnsucht verbluten. Die am Wege sterben, weil ihr Reich nicht von dieser Welt ist.

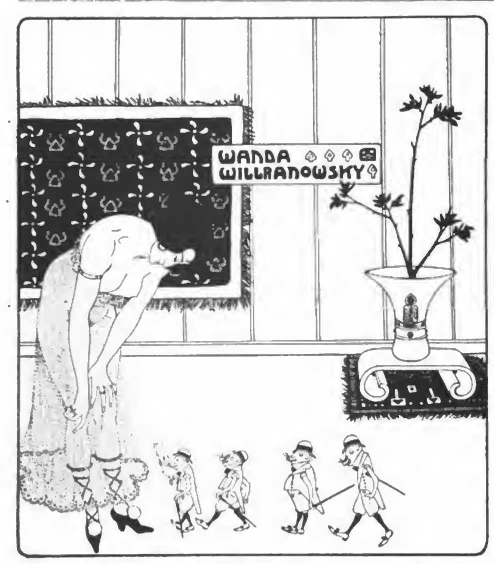
# Variété

## Ein Vergnügen, das sich Herr Jacques Hegner gestatten darf

Der Ungesunde hat ein Glas Absinth vor sich, zündet sich eine Kyriazi frères an, kommt zu Wort und spricht:

I.

Meine Lieblinge, hi hi. Ein netter Anfang. Nicht wahr? Jedoch: Hi hi, meine Lieblinge, hi hi. Wollen wir ein wenig geistreich sein? Wir wollen ein wenig geistreich sein und ein wenig poetisch dazu. Das aber später. Die Leute schimpfen über das Krankhafte und schlagen Räder wie Pfauen, wenn sie auf das Gesunde zu reden kommen. Nun frage ich einen Menschen: Was ist krank und was ist gesund? Hm. Der Mensch denkt nach und sagt: Was die Lebensenergie schwächt, ist krank, was sie stärkt, ist gesund. Nun sage ich, womit ich nicht sage, daß ich kein Mensch bin: Ganz richtig, aber ... Aber, sage ich, nur richtig, wenn man optimistisch von der drehkranken Kugel, so man die Erde heißt, denkt, wenn man der Meinung ist, diese ganze windschiefe Welt habe gar nichts Besseres zu tun als Lebensenergien zu stärken. Wenn dem aber nicht so wäre? Dann wäre dem anders. Kurz: ich bin




Verkleinerte Wiedergabe aus Brieslanders Variété.

Pessimist und meine, es gibt nichts Löblicheres denn Lebensenergien zu schwächen. Also? Also ist für mich das Krankhafte verdienstvoll, gut, gesund und das Gesunde verabscheuenswert, schlecht, krank. Für mich. Jawohl. (Ich spreche am liebsten von mir. Ich spreche überhaupt immer von mir. Warum auch nicht?) Und wenn Ihr klug seid, meine Lieblinge — und Ihr seid klug, wäret Ihr ansonsten meine Lieblinge! —, so glaubt Ihr mir alles, was ich sage. Und was mir frommt, kann Euch nur nützlich sein. Also ich glaube, daß John Jack Brieslander . . .

## II.

John Jack Brieslander. John — Jack — ein gelungener Name. Was? Grade so wie Birribit oder Harikunkel. Man weiß nicht, was dahinter steckt, und es steckt was dahinter. Birribit mag ein König über 32 Höhlenmenschen gewesen sein, damals, als die Berge noch nicht ganz fest standen und die Flüsse noch nicht ganz sicher waren, wie sie fließen sollten. Und Harikunkel — Harikunkel, weiß der Teufel, was das gewesen sein mag. Vielleicht ein wachsgelber Wurm, eine weißseidne Schlange mit nattergrünen Streifen, die chinesisch geredet hat. Und John Jack Brieslander? Kein König, kein Wurm, keine weißseidne Schlange. John Jack Brieslander ist ein sonderbarer Kauz und ein Zeichner. Freilich kritzelt er die wahrhaftigen Linien der wahrhaftigen Dinge nicht nach, nicht die einer Landschaft, nicht die eines Rotznäschens, nicht die einer Prinzessin, Linien, die auch die Leute sehen, die keine Augen haben, sondern die Linien, die es nicht gibt außer in dem Reiche, das er beherrscht. Und jetzo ist er Alleinherrscher in seinem Reiche, das etwa noch an die Herrschaften vierer oder fünfer Alleinherrscher grenzt: An Goya, an Beardsley, an Th. Th. Heine, an Kubin, an Marcus Behmer. Seht Ihr, meine Lieblinge, das sind die Schaffenden. Das sind Götter. Ich meine vor allem Beardsley, Kubin, Behmer und — Brieslander. Sie geben doch wirklich Funkelnagelneues. Was sie zeichnen, gab es noch nicht und gibt es nun. Und ihre Kunst ist es, daß sie es verstehen, ihren Undingen Seelen einzuhauchen,



die ihnen entsprechen. Ansonsten wäre ja die Darstellung eines fünfundneunzigfüßigen Kalbes das höchste Kunstwerk. Und das ist es doch nicht, es sei denn, daß in ihr die fünfundneunzigfüßige Kalbsseele lebt. Ihr begreift! Wenn Beardsley die Vorstellung der Fruchtbarkeit in der Gestalt eines Weibes mit neun Brüsten ausdrückt, so ist auch die furchtbare Seele eines neunbrüstigen Weibes in seiner Zeichnung, vor der einem graut und die einen schlecht schlafen läßt. Folglich ist das ungesund, sagen die Leute mit dem dicken Kopf. Alles das ungesund. Natürlich, wenn man nicht schlafen kann! Wir aber lächeln froh, froher, am frohsten und freuen uns, freuen uns so, daß wir einige Capriccietti tanzen wollen.

III.

Eine graue Mappe mit zwölf Zeichnungen. Schwarz-Weiß. Und darauf steht: John Jack Vrieslander: Variété. Und drunten steht Hermann Seemann Nachfolger. Und ich weiß, daß die Mappe sechs Mark kostet. Variété? Ist ungesund. Wenn einer sich vornimmt, das Variété — nicht das Überbrettl — das richtige Quark-Variété künstlerisch zu verherrlichen, ist er ungesund. Das hab ich gleich gesagt. Und hab Euch aber bewiesen, daß er gerade deshalb gesund ist, wie es mir gefällt und wie es Euch auch gefallen mag. Die Mappe auf. Und nun beginnen wir zu tanzen.




Verkleinerte Wiedergabe aus Vrieslanders Variété.

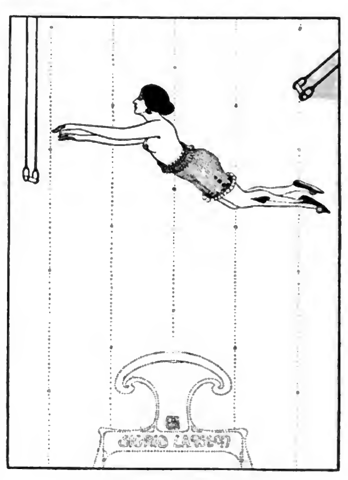
IV.

Schwarz-Weiß — Schwarz-Weiß. Habt Ihr Phantasie? Ich hab Phantasie. Ein Mohr ist Portier. Der sieht aus, wie wenn er überhaupt nicht aussähe. Steht auf einem Schachbrett, hat einen Stab in der Hand, und sein Hosentürl ist eine Klappe, die von zwei Knöpfen festgehalten ist. Symbolik. Das Geschlechtsleben liegt hinter Klappen. Ein Vorhang ist im Rücken des Mohren. Sterne drauf. Sterne. Und die lösen sich in Sperma auf. Alles säuberlich gezeichnet. Das Unsäuberliche am säuberlichsten. Die Leute mit dem dicken Kopf sagen: Pfui Teufel. Wir aber blättern. Drei Wundertiere marschieren auf. Elegant gekleidet. Sehen aus wie verlebte Hasen. Gehen geziert und aufrecht. Jedes ein Staberl in der Hand. Die Tiere sind gleich und doch nicht gleich. Unterscheiden sich ein wenig in den Anzügen, haben jedes einen andern Kragen, eine andre Nase, einen andern Schnurrbart, andre Augen, andre Ohren. Einzelcharakteristik! Und aus einem schwarzen Topf blühen weiße Lilien. Doppelironie. Übrigens ist das Ornament in dem Strumpf des mittlern Tieres obszön. Weiter. Ein Mädel. Ein Mädel. Ein Mädel. Die Ornamentik des Hintergrunds und die Vase, aus der sinnliche Blüten wachsen, sind gemein. Das Mädel . . seht Ihr die langen Finger? Möchte wissen, welche Lüste die kennen. Grausame Lüste, furchtbar schöne Lüste und das Geheimnis wahnsinniger Brunst mag in ihnen schlafen. Schade, daß das Geheimnis schläft. Wie es lächelt, das Mädel. Glaubt mir, es kann einen totlächeln. Ist alles so weiß an ihr und die Haare so schwarz und die Hände so lang und das ganze Dingchen wie ein Traum, wie ein herrlich böser Traum. Ich kenne ein Bild von Elizabeth Eleanor



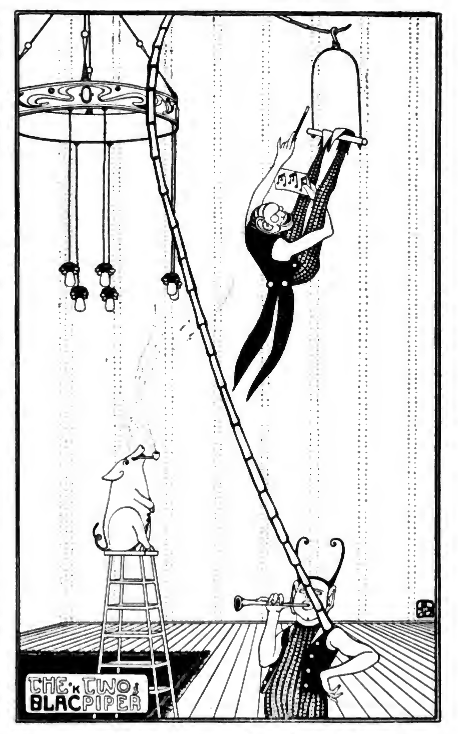

Verkleinerte Wiedergabe aus Brieslanders Variété.

Rossetti. Das heißt Lady Claire und ist gerade so ein herrlich böser Traum. So etwa: Dunkles Gemach. Hinten etwas wie ein Kamin mit Feuer. Und vorne eine Frauengestalt. Eine Hand an einer Wange. Die andre, wagrecht, hält ein weißes Tuch. Und so eckig ist der Nacken vorgestreckt und so verrenkt die ganze Gestalt mit den so ungraziös verdreht gelegten Händen. Und die offnen Haare ... und der eigentümlich starre, spitze, eckige, häßlichnachdenkliche Gesichtsausdruck. Wie nach schweren Verbrechen oder wie vor schweren Verbrechen. Es ist nicht zu sagen, wie angstvoll, wenn man recht hinsieht. Und man weiß nicht, wer die Lady Claire ist, noch was mit ihr ist. Nun, wißt Ihr, was mit der Kleinen ist auf dieser Tafel von Brieslander? Ihr wißt es nicht. Und darum wirkt sie so beklemmend schön. Und damit Ihr wißt, wie sie heißt, Lilly Peters heißt sie, und man kann sie nicht genug lang anschaun. Also schaut sie an. Und nun weiter. Bim bimberlim, bim bimberlim. Musik. Ein Kerlchen hat zwei Riesen-Ohrwascheln, ein Trompetchen im Maul, von der linken Achsel steigt ihm ein langes Bambusrohr in die Höhe, biegt um, läuft in ein niedliches Trapez aus, an dem ein andres Kerlchen an den Fußspitzen hängt. Hat auch zwei Riesenohrwascheln. Symbol für das Musikalische. Schwingt ein Taktstöckchen, singt vom Notenblatt, und seine Frackschöße flattern wie Fahnen toller Lust. Was er singt? Unten sitzt ein Mutterschwein auf einem Holzgestell. Das singt er. Und das Mutterschwein schmaucht ein Pfeifchen und schaut behäbig hinauf. Tolle Kerls! Tolle Kerls! Aber können was. Soll ihnen einer nachmachen. Macht ihnen keiner nach. Gibts einfach nicht. Würde sich jeder den Hals brechen. Soll man sich da nicht freuen, wenn etwas gemacht wird, was nicht zu machen ist? Man soll sich freuen. Also: bim bimberlim, bim bimberlim. Weiter. Nacktes Frauenzimmer. Infam nackt. Hat nur einen Gazeschleier an. Lange Finger, lange Finger. Wissende Formen. Aber gutmütig. Die beißt nicht. Die braucht die langen Finger zum Streicheln. Sicher. Sie empfängt ihre Kavaliere mit



Anmut. Vier nettgekleidete Flöhe. Man soll lachen. Man lacht. Weiter. John und Jack. Sehen aus wie zwei .. ich weiß nicht wie. Ulkig. Der eine hat ein Beil im Kopf stecken, blutet und grinst und bohrt wollüstig dem andern, der wie ein Ballon aussieht, einen Bohrer in den Leib. „John Jack?" „John Jack Brieslander. Stimmt." Er selbst sitzt ernsthaft als Pudel am Boden, guckt so als ob ihn alles nichts anginge und hat einen Zylinder auf. Ist kaum zu glauben und also wunderbar. Die Tapete zeigt geschlechtstolle Gestalten. Über das Ganze ist nichts zu sagen als hi hi. Weiter. Drei Mädeln tanzen vor. Süß und elegante Dirnen. Blicken einen an, wie wenn sie etwas von einem wollten. Und wollen etwas von einem. Was wollen sie von einem? Ihre bauschigen Unterröcke zeichnet Brieslander so, wie wenn jeder Bausch für sich trächtig wäre. Mimi. Lilli. Cilli. Bussi! Kußhand! Nach der Vorstellung . . . Schon vergeben! Also dann morgen.

„Hochzeit machen, das ist wunderschön,
Ah Ah Ah
Papa . . Mama . ."




Verkleinerte Wiedergabe aus Brieslanders Variété.

Ein Knix. Fusserln vor. Ein paarmal kreisen lassen, solche Augerln machen. So. Verbeugung. Raus. Weiter. Dame. Ein bisserl hoheitsvoll. Beißt auch nicht. Zu ihren Füßen karierter Kloß. Hat Haare an den Waden, unmögliche Schuhe, weiße Gamaschen. Schüchtern. In der Hand ein Bukett, aus dem eine Sonnenblume schießt. Und sein Zylinder tränmt im Gras. Der Kloß fleht um Liebe. Wie wenn ein Stachelschwein nach der Liebe der Prinzessin Halumi, die das Kaiserreich Alinani auf dem Mond regiert und noch ziemlich jung ist, begehren würde. Poetisch und lächerlich. Wir schmunzeln. Schmunzeln wir! Weiter. Ein Weib. Und wie im Märchen schwebt sie im Raum. Von einem Schwebereck zum andern. Und ist halbnackt und hat Brüste, an denen man sterben möchte und leben. Und man hat noch nie so ein Weib so in der Luft hängen sehen. Ein Zauber. Seht Euch den Zauber an. Die Ruhe. Die Sicherheit. Wißt Ihr Brüder, wie das war? Wir wollen ein wenig spinnen. Sie wird ihr Spiel beenden. Und wird vor uns treten. In einem Mantel aus Purpur und Gold. Und der Mantel ist nicht ganz geschlossen. Ihr Leib ist unter dem Purpur wie Elfenbein. „Larsson" hauchen wir. „Sigrid Larsson." Sie verzieht keine Miene, breitet die Arme aus, sagt ein Lästerwort und steigt in die Luft. Und wir machen Augen, die wie glasierte Teller sind. Nun sind wir mißgestimmt. Schneller. Drei verrückte Gestalten. Klingelingdingding. Bum bum. Musik. Hosentürln wie bei dem Mohren. Und einer hat auf dem nackten Fuß einen Ring. Ist verlobt mit der Gaugräfin von Hatarabat. Darum gibt er auch Takt. Und ist der erste unter den dreien. Weiter. Ein Chinese. Göttlich. Balanziert auf der Nase eine Röhre, in der Räucherwerk brennt, und denkt an die gute Lutschi Bantsch, die zu Hause am Wei Hei Wei hockt, Reis frißt und, wenn sie nicht gerade den Mund mit Reis

vollgepfropft hat, Wu-Pei-Lo stammelt. So heißt er nämlich, der Chinese, der mit einer Andacht balanziert, wie wenn sein Seelenheil auf dem Spiel stände. Steht aber nicht auf dem Spiel. Seelenheil! Bah! Weiter. Letztes Bild. Der Schellenkönig hat mit der allzufreundlichen Schellenkönigin gesprochen. Sie haben gezankt. Da winkt die Schellenkönigin. Ein Lakai kommt herein. Sie heißt ihn sich bücken und reitet auf ihm hinaus. Sie und ihre nackten Brüste nicken ins Publikum. Der Schellenkönig entfernt sich traurig, freudig bimmeln seine Schellen. Zwei schwarze Pudel springen ihm nach. Diesmal John und Jack. Aber ohne Zylinder. Den darf nur der Herr Brieslander tragen, wenn er sich in einem Pudel verkörpert, nicht seine Vornamen. Verr... Was? Nichts. Also.

V.

Also die Technik Brieslanders ist fast visionär impressionistisch. So unbedingt klar und sicher, daß sie visionär sein muß. Erinnert an die Kunst der Japaner, von der sie ja alle gelernt haben, die neuen Linienmeister. Technik? Was geht uns die Technik an? Nichts. Aber wollen wir . . .

VI.

Aber wollen wir wieder vernünftig werden? Wir wollen wieder vernünftig werden. Brieslander ist der Zeichner der Groteske, die sich über die Karikatur erhebt, weil sie eine Karikatur der ganzen Welt ist, der Welt, an der doch nichts mehr zu ändern ist. (Die Karikatur als solche hat stets die heimliche Absicht, zu bessern.) Also eine Überkarikatur ist sie, naturgemäß pessimistisch und für den gewöhnlichen Verstand immoralistisch, eben weil sie nicht einmal den Versuch macht, bessernd einzuwirken. Und wenn etwas an ihr freudig ist, so ist ihr Immoralismus freudig, aus dem auch die starke, rohe Sinnlichkeit, die aus den Blättern schreit, abzuleiten ist. Denn vom Immoralismus führten jederzeit Fäden zu dem klassizistischen Paganismus, zu dem antichristlichen, hellenischen Kultus der unbedingten Lustbefriedigung, dem Kultus der nackten Formen, der notwendig wechseln muß, wenn er nicht langweilen soll und schließlich wohl auf Zustände verfällt, die von perversen Verzückungen, brünstiger Mystik, Satans- und Dämonendienst nicht allzu weit entfernt sind. Wir haben in der Litteratur Ähnliches. E. T. A. Hoffmann, Coleridge, Gérard de Nerval, Hawthorne, Poe, Almquist, Baudelaire, teilweise Huysmans, D'Aurevilly, sie alle haben einen Stich ins Erotische, weil sie sich am Brei des Gewöhnlichen übergessen haben, an der alltäglichen Moral und Unmoral, und haben sich eine ungewöhnliche Welt zurechtgebaut, die nicht viele Gesetze kennt und auch einmal Kopf steht, wenn es den Erbauern behagt. Ach ja, diese liebe Dämonie, die Nacht-Spuk-Gespenster- und Traumangstpoesie, wie lang ist die Brücke von ihr zu Brieslanders Groteske? Nicht lang. Denn die Wirkung ist wohl ähnlich bei beiden. Oder wenigstens der Grundakkord ist ähnlich. So etwa, daß einem das „ewig Schöne“ nicht mehr recht dauerhaft vorkommt, daß einem das „ewig Wahre“ zum Teufel geht und das „ewig Gute“ sich mit des Teufels Großmutter verbindet. Und das ist doch eine Errungenschaft. Nicht gesund im alltäglichen Sinn. Geradesowenig wie es im alltäglichen Sinn gesund ist, aufgehängt zu werden. Im andern Sinn aber ist es gesund. Für die Gesellschaft, meine Lieblinge. Für die Erben, hi hi. Und für... und für... was will ich nur?

* * *

Der Ungesunde schweigt und denkt drüber nach, was er will.

# Vierzehn Sprüche von Richard Schaukal.

Frag nicht! Sei wie der Lerchenschlag!
Klag nicht! Geh in den weichenden Tag
mit deinem siegenden Willen!

Kind, und kommt dir der Zweifel je,
wirf deinen Hut und den Blick in die Höh:
Alle Gedanken sind Grillen!

Einmal kommt die große Nacht:
einmal löschen alle Sterne,
einmal schwindet jede Ferne,
und es ist vollbracht.

Wie in einem Spiegel
seh ich alles Leben:
Maskenzüge heben,
neigen sich und schweben.

Wer mit sich selbst zurecht gelang
dem wird die Seele tief und rein:
die klaren Sterne sehn hinein
und ruhen drin, die einst geschwankt
als könnt es gar nicht anders sein.

### Leitspruch.

Mit dir selbst komm nur zurecht,
hör nicht auf Zweifel um dich:
wer immer ängstlich sich
von andrer Gewähren nährt,
nicht sein Wollen ehrt,
gerät schlecht.

### Seufzer.

Daß wir doch den Mut hätten,
zum Leben nein zu sagen:
aber wir wollen es immer noch zur
nächsten Ruhbank tragen.

Immer wie in einer lichten Wolke
geht der Künstler in dem Hauch der Schönheit,
seine Augen leuchten von den großen Wundern,
die in weißen Träumen seine Seele schaute.

Pilger, deinem Wanderstab
wird kein Grün entkeimen:
lerne lächelnd bald auf Grab
all dein Hoffen reimen.

Glück was mag dein erster Mann
dich geschlagen haben!
Alle Freier müssen dran
jetzt so bitter tragen.

Und sind ja doch die Dinge dieser Welt
ganz angetan, uns leidlich zu vergnügen,
mit einem zarten Schleier so zu lügen,
daß es uns Lächelnden gefällt.

Glücklich, wer in ruhigen Händen
seines Lebens Schale hält,
daß kein Tropfen zu Boden fällt.

Sich dem höhern Walten neigen,
Andern seine Farben zeigen
Aufrecht mit geradem Rücken.
Ziele sich in Fernen setzen,
Lächeln über Warner-Schwätzen,
Mags mißlingen, mag es glücken!
Und bewahr mir Gott das Hoffen!
Halt mein Herz und Augen offen!

Zufriedensein mit seiner kleinen Freude
und alles Weiterwollen aufgeben,
sich fesseln lassen,
das ist alles.

Wer wie du sich so sicher besitzt,
daß er sich ganz verhüllen kann,
mag daran denken,
wie süß es ist, sich zu verschenken.



# Bilitis' Kindheit von Sven Lange

I.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, aber Bilitis war noch nicht auf. Völlig wach lag sie und schaute aufs Sonnenlicht, das sich langsam über ihr Bett hinschob. Neben ihr schlief ihre Mutter.

Sie lag ganz still zusammengekauert in dem warmen Bett. Mit halb geschlossenen Augen lag sie und dachte dran, daß sie nun bald aufstehen soll. Dann soll sie in den Stall hinunter; die Ziegen müssen Gras und Kräuter haben und sie soll frisches Wasser für sie aus dem Brunnen heraufziehen. Und sie soll ihre kühlen Euter melken. Wenn die Zicklein nicht so heftig andrängen, will sie mit ihnen zusammen aus den feinen Warzen trinken. Aber noch nicht. Denn die Mutter schläft.

Als die Mutter erwachte, sprang Bilitis auf, und die Mutter nahm sie in ihre starken und behutsamen Arme, küßte sie und trug sie hinaus. Und sie badete sie und kämmte ihr schwarzes Haar und kleidete sie an. Und ein Weilchen darauf trieb Bilitis ihre Herde zum Dorfe hinaus.

Dort dehnte sich Pamphyliens große, schweigende Ebene, dunkel, ganz überschattet von Tauros unermeßlichem Bergrücken. Dicht am Dorfe vorbei strömten die schnellen, schwarzen Wasser des Melasflusses, und durch die Ebene hinab rieselten Quelle an Quelle. Alle kamen sie vom Gebirge, und ihre Wege zum Fluß hinab kennzeichnete nickendes Schilf, das ihre Ufer bekränzte. Ihr Wasser war so klar, daß man jeden Spalt auf ihrem Felsgrund unterscheiden konnte, wenn man sich über sie hinbeugte.

Hier unter dem tiefblauen Himmel wanderte Bilitis langsam in der Morgensonne dahin. Sie hatte eine kleine, runde Mütze auf dem Kopf, und ihr schwarzes Haar fiel lang auf ihren Rücken hinab. Sonst trug sie nur ein kleines Hemd aus weißer Wolle. Ihre Beine waren fest und behend und sonnengebräunt.

Im Schatten eines runden Olivenbaums am Waldessaum traf sie das Hirtenmädchen Selenis, das schon lange mit ihrer Herde auf sie gewartet hatte.

Den langen, stillen Tag leben sie hier zusammen. Selenis läuft im Gras umher, sucht nach Blumen oder Cikaden und badet ihr weißes Angesicht im Wasser des Quells. Aber Bilitis sitzt ruhig unter dem Baume; sie reißt die Wolle vom Rücken der Schafe, setzt sie auf ihren Rocken und spinnt. Bisweilen singen sie Wechselgesänge, oder sie essen von den Feigen, die sie mitgebracht haben. Langsam dreht sich der Schatten des Baumes. Hoch oben am Himmel sehen sie einen Adler über sich hinsegeln.

Aber heute, während sie saßen und über die todesstumme Ebene hinstarrten, hörten sie ein seltsames Murmeln, ein Rascheln im welken Laub vom Walde her hinter sich. Und sie sahen einen alten Mann vom Abhang herab wanken. Sie

kennen ihn: es ist der blinde Hirte, der einmal vor vielen, vielen Jahren verstohlen die Nymphen im Teiche belauscht hatte; darum wurde er des Gesichts beraubt. Nun besteht all sein Glück in der fernen Erinnerung.

Sie riefen ihn: Teleas! Teleas! Wankend, mit seltsamem Murmeln kam er näher. „Ja, ich hab sie gesehen", murmelte er, „Helopsychria, Limnanthis. Sie standen in Phyros grünem Teich, dicht am Ufer. Das Wasser schimmerte über ihren Knien. Ihre Köpfe senkten sich unter ihrem schweren Haar. Ihre Nägel waren klein wie die Flügel der Cikaden. Sie ließen ihre Finger übers Wasser hingleiten und zogen Seerosen mit den langen Stengeln herauf. Rings um ihre Beine sah ich Ringe im Wasser, die langsam größer wurden . . ."

Lange starrte er vor sich hin mit seinen leeren Augen. Dann ging er, wankend.

Aber Bilitis sprang auf: auch sie wollte die Nymphen sehen. Hastig streifte sie ihr weißes Hemdchen ab und lief hin zu des Baches Rand, wo die schwarzen Schwertlilien wuchsen. Von diesen flocht sie einen Kranz und band ihn um den Nacken, und sie nahm ein langes, grünes Schilfrohr und schlang es sich wie ein Gürtel um die Hüften. So watete sie in die Quelle hinaus; nun ähnelte sie selber ganz einer Najade. Und sie spähte nach ihnen und rief: „Najaden, Najaden, kommt und spielt mit mir!" Aber die Najaden sind durchsichtig; vielleicht liebkoste sie, ohne es zu wissen, ihre feinen Arme. Aber sie erblickte sie nicht in dem dunkeln Wasser.

Da stieg sie wieder aus dem Bach und ergriff die Blumen, die Selenis gepflückt hatte, und mit dem Arm voll von Grün und Blau und Gelb, ganz nackend in der Abendsonne, stand sie und schrie in den Wald hinein:

„Nymphen des Waldes, Nymphen der Quellen, gute Freundinnen, hier bin ich! Versteckt euch doch nicht, sondern kommt und helft mir, denn ich weiß nicht, was ich beginnen soll mit all den Blumen, die ich gepflückt habe! Tief drinnen im Walde will ich mir eine arme kleine Hamadryade suchen mit erhobenen Armen, und in ihr laubgrünes Haar meine schwerste Rose heften! Seht doch her: ich habe so viel auf den Feldern gepflückt, daß ich es nicht heimtragen kann, wenn ihr mir nicht helft, es zusammenzubinden. Kommt ihr nicht, nehmt euch da in acht: Die von euch, die rotgelbes Haar hat, sah ich gestern in den Armen des Satyrn Lamprosathes, und ich rufe ihren Namen aus zu aller Schande!"

Doch niemand antwortete. Der Wald stand stumm, mit tiefen Schatten.

Da warf Bilitis alle ihre Blumen weg; sie lief zu dem großen Olivenbaum und kletterte in sein dunkles Laub hinauf. Ihre nackten Beine preßten sich gegen die feuchte und glatte Rinde; ihre Füße tasteten nach den Zweigen. Ganz oben setzte sie sich rittlings auf einen Ast und ließ ihre Füße in der Luft baumeln. Der Tau fiel. Wassertropfen rieselten über ihre Haut hinab. Ihre Hände waren vom Moos fleckig und ihre Fußblätter waren rot von all den Blumen, die sie zerdrückt hatte.

Da saß sie lange still. Sie fühlte, wie der große Baum unter ihr lebte, wenn der Wind durch ihn sauste. Und sie schmiegte sich noch heftiger an ihn, und sie drückte ihre offenen Lippen gegen eines Zweiges zottigen Nacken.

Aber das Dunkel breitete sich über die Ebene und Bilitis stieg wieder hinab. In dem zitternden Sternenschein trieb sie ihre Herde ins Dorf zurück.

Hier saß sie die Nacht in dem späten Mondenglanz, außen vor dem Hause ihrer Mutter. Ein junger Mann kam vorbei. Er machte Halt, sah sie an — aber sie wandte den Kopf ab. Da sprach er sie an — sie antwortete nicht. Er kam näher. Da ergriff sie eine Sichel, die gegen die Mauer lehnte, und sie hätte sein Kinn zerschlitzt, wäre er nur einen Schritt weiter vorgegangen. Er wich ein wenig zurück und betrachtete sie einen Augenblick lächelnd. Doch plötzlich hob er seine hohle Hand zum Munde, pustete hindurch gegen sie hin und flüsterte: „Ich küsse dich!" Da schrie Bilitis und weinte — so heftig, daß sie kaum bemerkte, daß der junge Mann lachend weiterging. Aber ihre Mutter kam gelaufen; sie glaubte, sie wäre von einem Skorpion gestochen. Bilitis weinte nur: „Er hat mich geküßt!" Und die Mutter küßte sie auch und trug sie auf ihren Armen hinein.

Drinnen in der kleinen Kammer saßen nun Mutter und Tochter, dicht aneinander geklammert. Draußen vor den Fenstern ruhte die Nacht still über dem kleinen Ort, hell, in nebligem Schein. Ganz schwach hörte man die Töne eines fernen Flötenspiels durch die Stille. Aber Bilitis wurde unruhig, sie lauschte. Da drückte die sanfte Mutter sie fester an sich, und sie flüsterte ihr zu:

„Bilitis, spiele mit den jungen Mädchen, tanze mit den kleinen Kindern. Aber fliehe die Worte der Männer und fürchte den Rat der Witwen. Eines Abends wird doch einer kommen und dich mit sich führen hier von meiner Schwelle weg, unter Trommelklang und liebevollen Flötentönen. Denn so ergeht es allen. Jenen Abend aber, Bilitis, gibst du mir drei Krüge mit Galle. Den einen zum Morgen, den andern zum Mittag, den dritten aber, den bittersten, den dritten zum Festtage."

Und die Mutter band einen Gürtel um Bilitis Leib, knüpfte einen doppelten Knoten darein und ließ sie gehen.

In der weißen, nebligen Nacht ging Bilitis einsam den Fußsteig längs des Baches hin, der plätschernd und singend an ihrer Seite fortströmte. Aus dem dunkeln Weidendickicht auf der andern Seite des Weges vernahm sie keinen Laut. Plötzlich wurde ein Lied dicht neben ihr laut. Klare, zarte Stimmen. Es waren junge Mädchen, die in der Nacht sangen.

Bilitis hielt an und lauschte. Leise ging sie zu ihnen hin. „Für wen singt ihr?" flüsterte sie zu der ihr am nächsten Sitzenden. „Für die, die wir erwarten," erwiderte sie. Die eine erwartete ihren Vater, die andere ihren Bruder; aber die, die auf ihren Liebsten wartete, war am ungeduldigsten von allen. Sie hatten geflochtene Kränze und Girlanden für sie bereit; sie hatten Palmenzweige von den Bäumen gebrochen und Lotosblumen aus dem Wasser gezogen. Jetzt saßen sie und sangen, die Arme einander um den Hals geschlungen, dicht aneinander geschmiegt.

Bald darauf standen einige auf und tanzten. Sie waren weiß und bleich in der Nacht; in ihr dunkles Haar hatten sie Veilchenkränze geflochten. Sie tanzten miteinander und wechselten Frage und Antwort, wie der Liebende mit seinem Liebchen. Die Jungfrauen sagten: „Wir sind nichts für euch!" Und sie taten als ob sie sich schämten und ihre Jungfräulichkeit verbärgen. Die andern sagten: „Wir kommen und holen euch!" Sie hatten ihre Kleider dicht an sich gepreßt, als wären es Mannstunikas — und alle kämpften sie, zärtlich und sanft, miteinander, während sie tanzten. Zuletzt sagten die Jungfrauen, sie wären besiegt, und sie zogen ihre Freundinnen an den Ohren und beugten sich hintenüber und schlürften den Kuß ein.

Bilitis ging heimwärts am Fluß entlang, betrübt und ganz allein.

Aber auf der Schwelle begegnete sie der Melantho, ihrer älteren Schwester, die sich zu den andern auf den Weg begeben wollte. Und sie warf sich ihr weinend an den Hals, und weinte lange, ehe sie vor Schmerz sprechen konnte: „Ich bin ja nur ein Kind," flüsterte sie, die jungen Leute sehen mich nicht an. Wann bekomme ich doch, wie du, eine Brust, so wie die jungen Mädchen, die unter dem Kleide schwillt? Niemand sieht mir neugierig nach, wenn meine Tunika heruntergleitet! Niemand hebt eine Blume auf, die ich aus meinem Haar verloren habe! Niemand sagt, er wolle sich töten, wenn ich meinen Mund einem andern gäbe!"

Aber die Schwester streichelte sie und sagte: „Bilitis, kleines Mädchen, du schreiest wie die Katze gegen den Mond und wirst ohne Ursache heftig. Die ungeduldigsten Mädchen sind nicht die, die zuerst gewählt werden."

## II.

In der heißen Zeit, wenn Bilitis ihre Herde nicht aufs Feld hinausführen kann, geht sie gern gegen Abend zum Fluß hinab, um die kleinen Kinder spielen zu sehen.

Der Fluß ist fast ausgetrocknet; zersplitterte Baumstämme liegen hier und da im Schlamm. Ganz unten, mitten im Flußbett, läuft eine schmale, klare Rinne über die Kieselsteine hin. Hier spielen die kleinen Kinder tagtäglich vom Morgen bis Abend. Sie baden, aber das Wasser reicht nicht weiter als bis zu ihren Waden, so niedrig ist der Wasserstand. Aber sie gehen in die Strömung hinaus, und manchmal rutschen sie auf den Steinen. Und die kleinen Knaben spritzen Wasser auf die lachenden Mädchen. Und wenn eine Schar Kaufleute vorbeikommt und sie treiben ihre großen, weißen Ochsen zur Tränke an den Fluß, dann stehen die Kleinen und betrachten mit den Händen auf den Rücken die riesigen Tiere.

Aber sobald sie Bilitis erblicken, laufen sie alle zu ihr hin und klammern sich an ihre Tunika und nehmen ihre Beine zwischen ihre Arme. Wenn sie Blumen gepflückt haben, schenken sie ihr alle; haben sie einen Käfer gefangen, setzen sie ihr auf ihre Hand; haben sie nichts, machen sie sich lieb, und bewegen sie, sich zu ihnen zu setzen. Dann küssen sie sie auf ihre Backen und drücken ihre Köpfchen gegen ihre Brust. Sie bitten mit den Augen, und sie weiß recht gut, was es bedeutet: „Liebe, kleine Bilitis", soll es bedeuten, „wir sind ja so artig: erzähl uns vom Helden Perseus oder von der kleinen Helle, die stirbt." —

Öfter als früher jedoch saß sie in ihrer ruhigen Kammer und sang, während sie spann. Sie sang auch dieses Lied: „Du Schatten des Baumes, wo ich sie treffen sollte, sag mir, wohin ist meine Geliebte gegangen? — Ist sie in die Ebene hinabgegangen? — Ebene, wo ist meine Geliebte? — Sie ist den Ufern des Flusses gefolgt.

Schöner Fluß, der sie gesehen hat, sag mir, ist sie in der Nähe? — Sie ging am Flußpfad von mir weg. — Pfad, siehst du sie noch? Sie hat mich am Wege verlassen.

Du weißer Weg, Weg zur Stadt, sag mir, wohin hast du sie geführt? — Zu der goldenen Straße, die nach Sardes führt. — Du Straße des Lichts, rührst du an ihre nackten Füße? — Sie ist in des Königs Palast gegangen.

O Palast, du Glanz der Erde, gib mir sie zurück. Sieh, goldene Ketten hat sie um ihre Brust und Edelsteine in ihrem Haar. Sie hat hundert Perlen an ihren Beinen. Zwei Arme schlingen sich um ihren Leib." — Mehrere Tage lang hatte Bilitis von ihrem gewohnten Platz aus unter dem Olivenbaum in der Ebene ein fernes Flötenspiel gehört. Eines Tages ging sie mit Selenis zusammen dem Klange nach, und bald sahen sie einen jungen Mann aufrecht an einem Baum stehen und spielen. Es war der Hirte Lykas, der seines Vaters Herde auf Tauris grünen Hängen hütete. Bilitis bat ihn um Milch und bot ihm ihre Feigen. Und lange blieb sie bei ihm, unter den springenden Ziegen und den bärtigen Böcken.

Er lehrte sie auf seiner Flöte spielen. Sie saß auf seinem Knie, und wenn er gespielt hatte, spielte sie, aber so leise, daß es kaum zu hören war. So dicht saßen sie zusammen, daß sie nichts finden konnten, sich zu sagen. Aber ihre Lieder strömten zusammen, und einmal nach dem andern begegnete sich ihr Mund auf der Syrinx.

Jeden Tag traf sich Bilitis nun mit Lykas. Sie liebte ihn.

Eines Morgens sah er sie zu sich kommen. Sie hatte ihre Brust entblößt, denn es war drückend heiß. Da sagte er, er wollte eine Form drüber gießen. Er nahm etwas feinen Ton und machte ihn steif in frischem Wasser. Als er ihn gegen ihre Haut drückte, war sie nahe daran, umzusinken, so kalt war der Ton. Von der Form aber, die er über ihrer Brust goß, bildete er eine runde Schale. Zum Trocknen stellte er sie in die Sonne und bemalte sie mit Purpur und Gold, indem er Blumen gegen ihre Seite preßte.

So gingen die beiden zur Quelle hinunter, die den Nymphen geheiligt ist, und sie warfen die Schale in den Strom zugleich mit Zweigen von Nelken.

Eines Morgens sagte er zu ihr: „Vergangene Nacht habe ich einen Traum gehabt. Mir träumte, ich hätte dein Haar um meinen Hals. Ich hatte dein Haar wie eine schwarze Halskette um meinen Nacken und auf meiner Brust. Und ich liebkoste es, und es war mein Haar. Wir waren so für immer aneinander gebunden, Mund an Mund, mit dem gleichen Haar, wie zwei Lorbeerbäume, die nur eine Wurzel haben. Und nach und nach deuchte mir, daß ich du selbst wurde, oder daß du in mir aufgingst wie ein Traum."

Als er das gesagt hatte, legte er sanft seine Hände auf ihre Schultern und sah sie an mit einem Blick so zärtlich, daß sie die Augen schloß und schauderte.

Sie liebte ihn. Aber die Mutter wachte über ihre Schritte, und die Schwestern kundeten ihre Wege aus. Oft sperrten sie sie ein. Dann saß sie hinten an der Wand mit ihrem Rocken und spann. Sie sprach zum Rocken, der mit seinem Kopf von weißer Wolle einem alten Weibe glich. Sie flüsterte dem Rocken zu, daß sie ihn liebte.

Eines Nachts aber stand sie auf und ging aus ihrem Heim einen weiten Weg zu dem Orte, wo sie wußte, daß er zu finden sei. Durch Wälder, über Bäche, durch Wiesen führten ihre nackten Füße sie geradenwegs hin zu dem Gebüsch wundervoller Rosen, deren berauschenden Duft in der Nacht sie erkennen konnte, wie fern sie auch sein mochte: Unter ihnen schlief er.

Lange stand sie bei ihm und sah ihn schlafen. Sie sprach nicht. Sie näherte ihre Lippen den seinen, nur um seinen Atem zu küssen.

Sie waren nun jede Nacht und jeden Tag beieinander.

Eines Nachts sagte sie zu ihm: Einige Frauen hüllen sich in weiße Wolle. Andere kleiden sich in Gold und Seide. Und noch andere decken sich mit Blumen und grünen Blättern und Trauben. Aber ich weiß nur nackend zu leben. Mein Geliebter, nimm mich, wie ich bin. Nur ohne Kleid oder Schmucksachen oder Sandalen bin ich Bilitis. Mein Haar ist schwarz, weil es schwarz ist, meine Lippen rot, weil sie rot sind. Meine Locken umflattern mich, frei und rund wie Fe-

dern. Nimm mich so nackend, wie ich war, als meine Mutter mich gebar. Und wenn du mich so liebst, so sag mir das immer."

Aber Lykas verließ Bilitis. Und an dem Tage, da sie sich wiedertrafen, war ihre Liebe tot.

Es war Winter. Sie gingen am Walde hin, der ganz von Reif bedeckt war. Bilitis Haar fiel nieder vor ihren Mund; tausend Eiskörnchen glitzerten darin, und ihre Sandalen waren schwer vom Schnee.

Er fragte sie: „Was suchst du?" — „Ich folge der Spur des Satyrn," erwiderte sie. „Seine kleinen Tritte wechseln hier im Schnee, wie die Löcher in einem weißen Mantel." Aber er sagte: „Die Satyrn sind tot und die Nymphen auch. Seit 30 Jahren hat es hier keinen so schrecklichen Winter gegeben. Die Spur, die du siehst, ist die eines Bockes. Aber laß uns hier verweilen; hier ist das Grab der Nymphen."

Und mit seiner Hacke zerstieß er das Eis auf dem Quell, wo die Najaden einstmals gelacht hatten. Er nahm die großen, kalten Eisstücke, hob sie gegen den bleichen Himmel und sah durch sie hindurch.

So schieden sie.

Kurze Zeit darauf reiste Bilitis weg aus ihrem Vaterland. Sie bestieg ein Schiff und segelte hinauf an Kleinasiens Küste entlang. Eines Morgens landete sie in Mytilene, auf Lesbos. Am nächsten Tage traf sie zum erstenmal mit Sappho zusammen. Sie war nun sechzehn Jahre.

Und nun beginnt ihr großes Liebesleben, Kypris und Astarten geweiht.

# Zukunft von Margarete Beutler

Eine leuchtende Hochwaldwiese. Üppige, großkelchige Blumen und staubfeine Gräser wuchern auf ihr. Zwischen Blumen und Gräsern lachen tausend reifende Walderdbeeren. Gegen Norden schließen sich ernste Fichten zur Wand. Ein Abhang gegen Westen ist mit jungen Birken bestanden, die fast gar keinen Schatten geben, und durch deren Laubschleier der warme blaue Himmel wie ein südliches Meer zittert.

Ein Feld breit weit von dieser Birkenschonung liegt ein einstöckiges grün umsponnenes Haus.

Aus dem Hause treten zwei junge Frauen in faltigen, weichfließenden Gewändern, die ihre Körper trotz ihres Zustandes schlicht und fein erscheinen lassen. Sie gehen mit langsamen, aber leichten, sicheren Schritten auf die Wiese zu.

Sie lächeln beide.

Die eine: Wie gehorsam ich jetzt doch bin! Meiner Mutter bin ich nie so gehorsam gewesen. Es ist feiner, dem Zukünftigen zu gehorchen als dem Vergehenden.

Die andere: So klar meine ich den Freund aller Dinge zu sehen. Mich dünkt, Mütter müßten alles verzeihen können, was geschieht.

Die eine: Sie müßten es zum mindesten verstehen können, da sie verstehen mußten, daß sie selber Schale wurden, die früher Inhalt waren.

Die andere: Der erste Pulsschlag, der mir das Leben in mir verkündete, war höchste Erkenntnis und süßeste Wollust zugleich. Wir sollten in diesem Zustande die Sehenden heißen.

Die eine: Es gibt nur ein restloses Aufgehen zweier Wesen ineinander, das der Mutter und des Kindes in ihrem Schoß. Ist das Kind geboren, so wird das winzigste fremde Mal an seinem Körper die Mutter lehren wollen, daß neuer Geist in neuem Fleische wohnt. Es gibt nur eine, ach wie wunderliche Brücke zwischen den Geschlechtern, wenn der mütterliche Schoß einen Knaben birgt. Schaut dieser Knabe die Sonne, so werden seine männlichen Instinkte anfangen, der Mutter Rätsel aufzugeben, die sie nie völlig lösen kann.

Die andere: Meine Seele weitet sich wie mein Leib. Aus beiden trinkt das Kind. Ich liebe jetzt meine Brüste so! Ich habe vor Freude geweint, als die ersten matten Milchtropfen sich an ihnen zeigten.

Die eine: Diese Freudigkeit und diese Kraft kannte ich nie. Diese Kraft muß es auch sein, die freudelose schwangere Frauen zu Verbrechen treibt, die ihnen selber verwunderlich und tief grauenvoll bleiben. Jetzt erst meine ich den Vater meines Kindes völlig zu verstehen. So einsam, so freudig stolz ist er, ein Schöpfer, der seinen Schöpfungen gehorsam ist, wie ich der Frucht in mir gehorchen muß.

Die andere: Meine Mutter starb früh. Des Mannes Zärtlichkeit hat nicht den Durst in mir gestillt nach stillverwandter Weiblichkeit. Ich sehne mich so nach einer Tochter.

Die eine: Als ich neulich morgens unter dem Apfelbaum stand und seine tausend Blütenrosen sah, kam eine Trunkenheit über mich, wie wenn ich lauter Licht, wie wenn ich die Sonne selber wäre, wie wenn ich Macht hätte, all die Blüten zu leuchtenden Früchten zu machen. Ich weiß, daß ich meinem Geliebten einen Sohn trage.

Die andere: Wie die Fäden hinüberspinnen — so unendlich zart, daß Spinnweben grobe Stricke scheinen! Ich trug als Mädchen weiße und schwarze und rote Kleider, aber ich habe nie eine Empfindung gehabt diesem weichen Lila gegenüber, das ich jetzt nicht entbehren kann. Ich binde meine Wäsche mit Bändern von derselben Farbe. Ich muß die kleinen Sachen für das Kind mit lilafarbener Seide sticken, meine Hände zittern den Blumen entgegen, die diese Farbe tragen, und ich könnte mich auflösen in das matte Violett der spätabendlichen Wolken.

Die eine: Es war vielleicht die Nacht der Empfängnis, in der ich träumte, daß ich ein tiefroter Tropfen war, der auf einer Marmorplatte entlang rann. Ein einziger großer, tiefroter Lebensschauer war ich in jener Nacht. Ich werde das nie vergessen.

Die andere: Die Kuh des Hegers soll im Herbste kalben. Es kommt vor, daß die Frau ihr einen Schlag gibt und sie unmutig schilt, wenn sie sie melken will. Ich sehe das, ich höre das, und mir ist, als ob das leise weibliche Erbarmen, das ich fühle, hinüberfließe in das Wesen, das ich bilde, das wie ich einst Weib werden wird.

Die eine: Die Frau, die gestern mit den Pilzen kam, war auch gesegnet wie wir. Aber wie furchtbar entstellt war ihr armer Leib! Sie hatte sich die Röcke ganz fest über den Hüften geschnürt und ging schwerfällig nach hinten gebeugt. Ich empfinde mehr Zorn als Mitleid, wenn ich sie mir nackt vorstelle. Aus der Zeit meiner jungfräulichen Entwickelung erinnere ich mich, daß ich die

Augen schloß, wenn ich ein hochschwangeres Weib sah, und daß ich wünschte, lieber den Tod zu leiden als mich so traurig verwandelt zu sehen.

Die andere: Trostlos aber ist es, wenn die Seele des Mannes dieser unserer Zeit nicht gewachsen ist. Es gibt Augenblicke, in denen ich zage, in denen ich fürchte, daß eine Fremde, Würdelose zwischen mich und meines Kindes Vater tritt. Ich würde ihm kein zweites Kind mehr gebären können, wenn es so wäre.

Die eine: Wir müssen sehr stolz sein. Es ist eine harte Zeit für den Mann. Ich fürchte nichts! Wenn meine schwere Stunde nahe ist, so werde ich zu meinem Geliebten zurückkehren. Ich werde seine warmen, zärtlichen Hände auf meinen nackten Leib legen, daß er sein Kind fühlt, noch ehe er es sieht, und wir werden in die ersten seligen Geheimnisse unserer Liebe zurücklauschen und die Nacht grüßen, die Schicksal für uns wurde. Ich werde ihn nichts fragen. Wenn die Zeit zu lang war, wenn eine heiße Stunde ihn zu einem anderen Weibe drängte, weil unserer Liebesnächte gar so viele waren, und weil er nicht wie ich Ersatz für ihre großen Freudigkeiten hatte, was nahm er mir und meinem Kinde? Ich bin zu reich jetzt, als daß ich nicht freiwillig gäbe, wo immer man mir etwas nehmen wollte. Wie war es doch: „Mütter müßten alles verzeihen können!"

Die andere: Es war schwer für mich, fortzugehen. Er bat mich zu bleiben, und seine Verwandten steckten die Köpfe zusammen und schalten mich eine Närrin. Aber ich war nicht stark genug, immer von neuem zu versagen, wo ich so gern gegeben hätte, und mußte doch versagen um meiner Mütterlichkeit willen.

Die eine: Wir leuchteten beide bei der Trennung. Der Gedanke an die Einsamkeit machte uns leuchten. Wir wissen beide, daß dies für ein ganzes Leben das letzte Mal ist, daß wir uns in Vollkraft unserer selbst gehören dürfen. Nie hatte ich soviel Muße, alles Menschliche in mir sich entfalten zu lassen wie jetzt. Dann aber kommt das gemeinsame Werk und will treue Hände ....

Die andere: Die Straßen mit ihren fahlen Häusern erstickten mich. In den Konzerten, die wir besuchten, weil man nicht wollte, daß ich mich meinen Gedanken hingab, versagte mir der Atem, wenn ich daran dachte, wieviel kranke Schwüle mich umgab. Ich will, daß mein Kind kräftiger werde als ich.

Die eine: Die Regelmäßigkeit des Tages wurde mir liebe Kunst. Das war nicht immer so. Ich war impulsiv. Wenn ein Buch mich fesselte oder ein Kunstwerk meine Seele in Anspruch nahm, so vergaß ich Schlaf und Speise.

Die andere: Ich habe mir das Bild eines entzückenden kleinen Mädchens mitgenommen. Es ist wie Gebet, was ich denke, wenn ich es ansehe. Ich sehe es jeden Morgen an. Ich möchte eine Tochter haben, damit ich sie erziehen kann, wie ich erzogen sein möchte.

Die eine: Mein Sohn wird sich früh von mir lösen und eigene Wege gehen. Das weiß ich. Und ich werde mich während seiner Kindheit erziehen müssen zu dem Tage, der ihn mir nimmt, damit mein Kind die mütterliche Stärke ehre.

Die andere: Furchtbar aber wäre es, wenn wir für den Tod gebären müßten! Wenn ich denke, daß meine Kraft nicht ausreichen könnte, um das Kind bis zur rechten Stunde der Geburt zu tragen ....

Die eine: Ist nicht alle Geburt ein Geschenk, das dem Tode dargebracht wird? Ich weiß, daß mein Kind leben wird, und doch, würde es sterben, ich gäbe für die Bitternis der Sterbestunde nicht die Herrlichkeiten dieser langen Wochen. Was ich durch sie gewonnen, kann nicht wieder verloren gehen.

Die andere: Es ist wohl meine Mädchenfurcht, die noch jetzt zu Zeiten über mich kommt. Ich war kränklich damals und glaubte fest, daß ich sterben müßte, wenn ein Mann mich berührte.

Die eine: Ich denke an die erste Nacht, da ich mich meinem Geliebten darbot: Der Vollmond streckte seine Künstlerhand aus über die Statuen, die in dem weiten Raum standen. Da bekamen sie Stimmen und wurden so beredt, daß ich vor lauter lauschendem Staunen meine Mädchenherbheit vergaß. Es war da ein marmorner Jüngling mit durstigen Augen und einer schmerzlichen Entsagung um die schmalen Lippen. Der sprach am bewegtesten. Da überkam mich der Rausch des Gebens, und ich erglühte und bog mich seinem Schöpfer entgegen.

Die andere: Aus Mädchenfurcht zur Frauenhoffnung! Ach, wenn sie sich erfüllte! Wenn ich meine Tochter einst aufblühen sähe in bräutlicher Sehnsucht, die ich nie gekannt habe!

Die eine: Ich lächle über mich und glaube doch an den Messias in mir, der die Welt erlösen muß zur Kraft und zum feinsten Genießen. Es ist ein feiner Eigennutz, daß wir uns feiern möchten in unseren Kindern!

Die andere: Aber wie, wenn aus der Zeit unserer Großmütter doch noch zu viel unbesonnene Schwäche in uns wäre, die wir auf die kommende Generation übertragen?

Die eine: Ich habe viele Ehen gesehen, die außerordentlich harmonisch waren, bis die Kinder kamen. Mir will scheinen, der größte Fehler liegt in der geringen Lebensfähigkeit der meisten Frauen. Was die Gesellschaft und allerlei Kleinkram ihnen von ihrem kleinen Herzen übrig lassen, das bekommen ihre Kinder, und für den Mann bleibt nur ein ganz ärmlicher schaler Rest. Ich ziehe diesen Frauen jene vor, die sich nur für die Sinnenliebe geboren glauben und von Mann zu Mann genießen in dem großen, stets sich erneuernden Taumel des Gebens.

Die andere: Die Tage vergehen jetzt so schnell. Wie lange noch, dann werden wir uns trennen müssen. Ich mußte schon manchmal daran denken, wie es sein müßte, wenn unsere Kinder sich einst begegneten. Würden sie sich nicht lieb haben müssen?

Die eine: Es muß schön sein und große Ruhe geben, die Mutter des Mädchens in den Wochen ihrer Hoffnung gekannt zu haben, das einst dem Sohne Gefährtin werden soll.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine feine Röte verbreitet sich auf den Wangen der beiden Frauen. Sie sind auf der Wiese angekommen und bücken sich gleichzeitig nach einer großen reifen Erdbeere.

Ihre Köpfe stoßen leicht aneinander, ihre Hände berühren sich.

Beide zugleich: Wenn wir beide Ahnmütter eines freudigeren Geschlechtes würden ....

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein glückliches Lachen — —

# Edward Carpenter

Über Carpenter wird in Deutschland viel gesprochen und noch mehr geschrieben, seitdem ein Werk von ihm „Loves Coming of Age“ in der ausgezeichneten Übersetzung von Karl Federn unter dem weniger sinngetreuen als zugkräftigen Titel „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden“ erschienen ist. Das Buch ist unterdes die Leib- und Magenspeise für die Frauenbewegung geworden, und was Carpenter darin ausführt, ist so recht Wasser auf die Mühlen der „Bewegungsweiber“. Wie sollte es auch anders sein? Sind doch zwei Kapitel in dem Buche mit den verheißungsvollen Ueberschriften: Der Mann — das unreife Geschlecht und Das Weib — das leibeigene Geschlecht. Doch ist es ein Vorzug und ein Fehler aller Propheten und großen Künstler, daß sie übertreiben, weil sie einseitig sind, und daß sie einseitig sind, weil sie übertreiben. Nun, Carpenter hat das Pathos eines Propheten und berauscht wie ein großer Künstler. Das sind wohl auch Eigenschaften, aus denen der große Erfolg, den Carpenter in England hatte und den er nun auch in Deutschland hat, abzuleiten ist. Und was der Prophet lügt, verzeiht man dem Künstler, was dem Künstler mißglückt, hält man dem Propheten zu gute. Und wenn einem vieles nicht neu scheint, was Carpenter sagt, so erinnere man sich an das Wort La Bruyères: „Alles ist schon einmal gesagt worden, und man kommt um mehr als siebentausend Jahre zu spät, seit es Menschen gibt, die denken.“ Übrigens macht „Loves Coming of Age“ nur den Anspruch darauf, ein „Versuch“ zu sein. Das kommt im Einleitungsmotto deutlich zur Geltung: „Der kleine Gott der Liebe wird gewöhnlich als ein Kind dargestellt; und vielleicht mit Recht, wenn man sein unsicheres und hilfloses Walten im Menschengeschlecht bedenkt. Aber es mehren sich die Zeichen, daß eine neue Ordnung der Dinge im Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander im Entstehen ist, und die folgenden Aufsätze sind — unter anderem — ein Versuch, die inneren Gesetze anzudeuten, die besser als unsere äußerlichen ihn vielleicht leiten werden, wenn er einst zu Jahren kommt.“ „Unter anderem.“ Unter anderem ist es nämlich auch ein Evangelium der Lebensbejahung, das weit entfernt von dem asketischen Ideal Tolstois „Laßt das Schwärmen, alle Liebe ist unrein!“ die Liebe als den Gipfelpunkt des Lebens und der Freude betrachtet und von der Liebe spricht, wie wenn sie eine Hoffnung wäre und uns alles Hohe als erreichbar verheißt, da wir seien, was wir aus uns machten. Besonders kommt Carpenters prophetische Veranlagung in seinen beiden andern Büchern, in „Towards Democracy“ und in „Civilisation“, die zur Zeit in deutschen Übertragungen vorbereitet werden, zur Geltung. Das eine ist im Hymnenstil geschrieben, das andre läßt sich über unsre Kultur als einen schweren, zumeist tödlichen Krankheitszustand aus und teilt den ehrlichen Abscheu gegen die Wissenschaft mit allen den schwärmerischen Erzeugnissen, denen ein schönes Phantom lieber ist als die Erscheinungen, die wir Tatsachen nennen, den Erzeugnissen, die in ihrer Art sicher interessant sind, weil sie über die ganze Haltung und Handlungsweise, über die innersten und geheimsten Regungen eines Menschen „schwärmerische“, leidenschaftliche also und so unbesonnen deutliche Aufschlüsse gewähren, die uns die Bücher der Zurückhaltung und sorgsamen Klugheit nicht schenken. Und da kommt es wenig drauf an, ob wir einer Meinung mit dem Künstlerpropheten sind, viel aber, ob er uns die Erregung seiner Eingebungen mitteilen kann, so mitteilen, daß uns wieder Problem wird, was uns schon lange kein Problem mehr ist. Und das kann Carpenter, weil er alle Liebe und Poesie seines Herzens über die Anregungen gießt, die er uns begeistert reicht und die uns hinreißen, weil sie uns begeistert gereicht werden, wie uns die Anregungen eines Carlyle, Tolstoi, Ruskin hinreißen. Und dem großen Publikum wieder wird Carpenter noch mehr sein, weil er diesen guten Leuten Ansichten verständlich entwickelt, die sie noch auf lange hinaus nichts weniger als überwunden haben dürften. Und im Grunde hat Lichtenberg vielleicht doch nicht so ganz unrecht, wenn er meint: „Die gemeinsten Meinungen und was jedermann für ausgemacht hält, verdiente oft am meisten untersucht zu werden“. Und dabei ist doch bei Carpenter zweifellos vieles, das nicht die allgemeinste Meinung darstellt, geschweige denn gar das, was jedermann für ausgemacht hält. H.

# Sitten und Gebräuche

von Edward Carpenter

> **Was sich nicht in den Angeln der Gewohnheit dreht, das, meinen die Menschen, ist auch nicht in den Angeln der Vernunft; aber wie unvernünftig diese Meinung ist, das weiß Gott.** Montaigne

Jeder Mensch wächst innerhalb einer Hülle, einer Scheide von Sitten auf, die ihn einschließt, wie die Wickeldecke den Säugling einschließt. Wie fest, wie unwandelbar erscheinen dem Kinde die geheiligten Sitten seines ersten Heimes! — Es denkt nicht anders, als daß die ganze Welt sich zu allen Zeiten nach denselben Regeln gerichtet hat, die sein winziges Lebensgebiet umschließen. Jede Verletzung dieser Regeln (wenigstens einiger davon) hält es für einen verwegenen Schritt ins Dunkle, der ungekannte Gefahren nach sich ziehen muß.

Und doch hat sich sein geistiges Auge kaum aufgetan, und es sieht bereits, — nicht ohne eine gewisse Erschütterung, — daß, während im Speisezimmer der Eltern das Fleisch immer vor dem Pudding erscheint, der Pudding im Dienstbotenzimmer und in der Hütte sonderbarerweise vor dem Fleisch kommt; oder daß, während der Vater im Frühling den Dünger auf die Saatkartoffeln schüttet, der Nachbar stets seine Kartoffeln auf den Dünger pflanzt. Da wird all sein Vertrauen in die Heiligkeit des im Vaterhause geführten Lebens und in das wahrhafte Gebäude der Dinge in Verwirrung gebracht. Es muß doch eine richtige und eine unrichtige Art geben, die Mahlzeiten zu nehmen und Kartoffeln zu pflanzen, und wenn irgend jemand, muß doch sicherlich „Vater“ oder „Mutter“ es wissen, was das rechte ist. Die Alten haben immer gesagt (und es scheint nur vernünftig), daß heute bereits alles so oft und gründlich erprobt und durchgearbeitet worden ist, daß die besten Methoden für unser tägliches Leben — unsere Nahrung, Kleidung, Hausführung, geselligen Gewohnheiten — längst gefunden und zweifellos sind. Wenn dem so ist, woher all die Verschiedenheiten und Meinungen in den einfachsten und klarsten Dingen?

Bald schwanken mehr Dinge als diese! Die geheiligten, scheinbar allgemein gültigen Sitten, in denen wir erzogen wurden, erweisen sich als der Brauch einer kleinen und beschränkten Klasse oder Kaste, oder es zeigt sich, daß sie nur auf einem engbegrenzten Gebiet Geltung haben, daß wir sie hinter uns lassen müssen, sobald wir auf Reisen gehen, oder daß sie Dogmen einer unbeträchtlichen religiösen Sekte sind, oder die Produkte einer bestimmten geschichtlichen Epoche, die in keiner anderen Bestand hatten. Und es drängt sich uns die Frage auf: So gibt es denn keine natürlichen Gesetze und Schranken? Ist unser Leben nur auf willkürliche Gewohnheiten und nirgends auf Vernunft und Notwendigkeit gegründet? Was z. B. ist wichtiger als die Nahrung, und doch auf welchem Gebiet gibt es unerklärlichere Gegensätze? Der Hochländer lebt vortrefflich bei Hafermehl, während der Eisenarbeiter in Sheffield lieber hungern würde, als es berühren; die fette Schnecke, die der römische Landedelmann so hochschätzte, kriecht unbelästigt durch die Bauerngärten in Glocestershire; Kaninchen sind in Deutschland „Tabu“; von Fröschen darf man in England nicht reden; die Franzosen finden Sauerkraut abscheulich; manche Völker oder Menschengruppen meinen, sie müßten zu grunde gehen, wenn sie kein Fleisch zu essen kriegen, andere müssen geistige Getränke haben, während wieder anderen beides ein Abscheu ist. Jeder Landbezirk hat seine feststehenden lokalen Gewohnheiten in Bezug auf die Nahrung, und die Bauern betrachten jedes neue Gericht mit dem größten Mißtrauen und können nur selten dazu bewogen werden, es bei sich einzuführen. Obgleich man wiederholt nachgewiesen hat, daß die englischen Pilze ausgezeichnet zum essen sind, ist doch die Macht der Gewohnheit so groß, daß nur der Champignon öffentlich anerkannt wird, während, sonderbar genug, in einigen anderen Ländern, in denen die Vortrefflichkeit anderer Pilze zugestanden wird, der Champignon selbst nicht gegessen werden soll. Schließlich fühle

ich selbst, — und der freundliche Leser fühlt vermutlich gerade so, — daß ich lieber Hungers sterben, als von Insekten leben würde. So stark ist der tief eingewurzelte Widerwille, den man gegen diese Nahrung empfindet, und doch ist bekannt, daß bei vielen Rassen diese Diät unter höchst anständigen und civilisierten Leuten gang und gäbe ist; und erst jüngst ist ein Buch darüber veröffentlicht worden, das uns nähere Details über diese ganz ausgezeichneten Nahrungsmittel brachte, die wir beständig übersehen: Leckerbissen, wie Raupen und Käfer und ähnliches! Und wirklich, wenn man darüber nachdenkt, was könnte es anders als Vorurteil sein, das uns das Wintergrün essen und die Landschnecke verwerfen oder die muntere Seekrabbe schätzen, den fröhlichen Heuschreck in Acht und Bann tun läßt? Umsonst wendet man ein, daß diese lokalen und anderen Verschiedenheiten in Bedürfnissen der Orte und Zeiten begründet sind, in denen sie bestehen. Es ist nicht so. Größtenteils ist es nichts als der Gebrauch, der vielleicht ursprünglich einmal aus irgend einer Notwendigkeit, einem Bedürfnis hervorgegangen sein mag, der aber heute nur aus einfacher Gewohnheit und angeborener menschlicher Trägheit beibehalten wird.

Das läßt sich vielleicht nicht besser illustrieren, als wenn wir die Sache bis unter das menschliche Niveau hinab, ins Tierreich verfolgen. Wenn Gewohnheiten und Gebräuche schon beim Menschen stark sind, bei den Tieren sind sie noch viel stärker. Die Schafe leben von Gras, die Katze lebt von Mäusen und anderer animalischer Nahrung, und allgemein wird angenommen, daß die betreffende Nahrungsweise in jedem Falle die „natürliche“ sei und diejenige, bei welcher die fraglichen Tiere am besten gedeihen, ja, daß sie bei einer anderen wohl gar nicht leben könnten. Aber es ist alles falsch! Denn man kann Katzen dazu aufziehen, daß sie von Milch und Hafergrütze und fast ganz ohne Fleischnahrung leben, und es ist ein Fall vorgekommen, in dem ein Schaf sich bei einer Diät von Portwein und Hammelrippchen ganz vortrefflich befand; Hunde, deren „natürliche“ Nahrung im wilden Zustande animalisch ist, sind zweifellos weit gesünder (zum mindesten im zahmen Zustand), wenn man sie bei Mehl hält und ihnen wenig oder gar kein Fleisch verabreicht, ja, sie fassen eine solche Zuneigung zu vegetabilischer Nahrung, daß sie manchmal in Gärten wahrhafte Schädlinge werden: Erdbeeren, Stachelbeeren und Erbsen aus den Beeten wegfressen, wenn sie die Sache einmal gelernt haben. Jeder Mensch, der viele Stubentiere gehalten hat, weiß, an was für erstaunlich verschiedene Nahrungsmittel man sie gewöhnen kann, obgleich jedes Tier im wilden Zustand die beschränktesten Vorurteile darin hat und eher zu Grunde geht, als daß es die Gebräuche seines Stammes überschritte. So z. B. fressen die Fasanen im Winter, wenn der Schnee den Boden bedeckt, Farnkräuter, aber die Haselhühner „fressen nun einmal keine Farnkräuter nicht“ und gehen infolgedessen zu Grunde, wenn der Winter zu strenge ist. Ein Wolf, der Forschertrieb besäße, würde vermutlich Erdbeeren und Erbsen gerade so gut finden wie der Hund, aber es ist ziemlich sicher, daß ein gewöhnliches Exemplar der Gattung in einem Garten, der von Früchten voll ist, Hungers sterben würde, wenn man ihm die gewohnte Nahrung entzöge.

Alles dies scheint zu beweisen, welch eine ungeheure, in ihrer Bedeutung gar nicht zu überschätzende Rolle der bloße Gebrauch, die Sitte, im Leben der Menschen und Tiere spielt. Ja, die ganze Gewalt, die der Mensch über die Tiere gewinnt, beruht zum größten Teil darauf, daß er ihnen Gewohnheiten beibringt, die zu verletzen, wenn sie einmal festgewurzelt sind, ihnen niemals einfällt. Und die fast unüberwindliche Stärke dieser Macht bei den Tieren wirft sehr viel Licht auf die Rolle, die sie im Menschenleben spielt.

Ich will mit diesen Bemerkungen über die Nahrung natürlich nicht behaupten, daß zwischen den Verdauungsorganen eines Hundes und eines Schafes kein physiologischer Unterschied bestände, und daß für den einen, — seiner körperlichen Natur nach — eine bestimmte Nahrung nicht geeigneter sei als für den anderen; sondern nur, daß wir die Wichtigkeit, die Bedeutung, die die bloße Gewohnheit in solchen Dingen spielt, nicht vernachlässigen dürfen. Zuerst änderte sich

die Gewohnheit, dann erst folgte langsam und allmählich die Umbildung im physiologischen Bau der Organe. Der Verlauf der Ereignisse war vermutlich ungefähr der folgende: Irgend einmal, in ferner Vergangenheit, ging eine Gruppe von Tieren, vielleicht von der Notwendigkeit getrieben, daran, in Meuten im Walde zu jagen; daraus entwickelte sich bei diesen Tieren eine veränderte physische Struktur und besondere Gewohnheiten, die sich im Laufe der Zeit in der betreffenden Rasse tief festwurzelten. Eine andere Tiergruppe erhielt sich dadurch am Leben, daß sie sich auf's Grasfressen legte. Gras ist armseliges Futter, aber es war der einzige Weg, der dieser Gruppe übrig blieb, und mit der Zeit gewöhnten sich die Organe ans Grasfressen, so daß sie sich eine andere Nahrungsweise gar nicht mehr vorstellen konnten und sogar Austern sicherlich zunächst ablehnen würden, würde man sie ihnen vorsetzen. Eine andere Gruppe sah eine Aussicht in den Bäumen: sie entwickelte einen langen Hals und wurde zur Giraffe. Aber die Tatsache, daß die Giraffe von Laub lebt und das Schaf von Gräsern, der Wolf von tierischer Nahrung, und daß die Gewohnheit und Sitte bei jedem so stark ist, daß das Geschöpf die Aufnahme jeder anderen Nahrung zunächst verweigert, beweist an sich noch nicht, daß diese Nahrung die beste und physiologisch für sie geeignetste ist. Mit anderen Worten: es ist eine bloße Vermutung, anzunehmen, daß die „Anpassung an die Umgebung" der einzige oder auch nur der Hauptfaktor der Entwickelung deutlich charakterisierter Varietäten oder Gattungen wäre; denn das hieße vor allem, die Macht des Gebrauchs, der bloßen Gewohnheit vernachlässigen, der in der Rassenentwickelung ungefähr dieselbe Bedeutung zukommt, wie dem Kraftmoment des bewegten Körpers in der Dynamik, und die verursacht, daß eine Rasse, wenn sie einmal in eine gewisse Richtung gebracht ist, ihre Richtungslinie, sehr oft *trotz* ihrer Umgebung, für Jahrtausende beibehält.

Kehren wir zum Menschen zurück, so sehen wir ihn in Myriaden von Sitten und Gebräuchen eingehüllt: Ortssitten, Klassensitten, Rassengebräuche, Familiengebräuche, religiöse Gebräuche, Gebräuche in Nahrung und Kleidung, in der Wohnung und ihrer Einrichtung, im Gewerbe, in den Künsten, im sozialen, städtischen und nationalen Leben; und die Frage drängt sich auf: Wo ist das Körnchen Notwendigkeit, das all diesen Gebräuchen zu Grunde liegt? Wie viel muß in jedem Falle auf wahre natürliche Bedingungen und wie viel auf bloße müßige Gewohnheit zurückgeführt werden? Das erste, worauf mein Auge fällt, wenn ich zu meinem Fenster hinausschaue, ist eine Schindel auf dem nächsten Dach; warum werden die Schindeln wohl in einigen Orten S-förmig gemacht und in anderen flach? Die Bedingungen, die sich aus Wind und Regen ergeben, sind sicherlich in all diesen Plätzen so ziemlich die gleichen. Vielleicht war früher einmal, vor längst vergangenen Zeiten, ein Grund dafür maßgebend; heute aber bleibt nichts als der Gebrauch. Warum sitzen wir auf Stühlen anstatt auf dem Boden wie die Japaner, oder auf Kissen wie die Türken? Es ist ein Gebrauch, und vielleicht paßt er besser zu unsern andern Gebräuchen. Je schärfer wir unser Leben betrachten und die ungeheuren Verschiedenheiten der Gewohnheiten auf jedem Lebensgebiet sehen — selbst unter Bedingungen, die allem Anschein nach genau die gleichen sind, — einen um so tieferen Eindruck muß uns das Fehlen jedes ernsten Grundes, jeder Notwendigkeit bei den allermeisten Dingen und Formen, an die wir uns gewöhnt haben, machen.

Jede Rasse, jede Klasse, jeder Teil der Bevölkerung, ja selbst jeder Einzelne rühmt seine eigenen Lebensgewohnheiten als besser als die der übrigen, ja als die einzig richtige Lebensweise; und Völker und Klassen führen Kriege miteinander, um ihren besonderen Glauben und ihre besonderen Gewohnheiten zu behaupten. Aber eine andere Frage drängt sich ernsten und forschenden Seelen auf: ob denn irgend einer von uns unter diesem Wust noch überhaupt einen Rest wahren und echten spontanen Lebens führt? oder ob wir nicht nur bloße vielfältige Spielarten einer Art Strohwürmer sind und uns gleich ihnen in die abgeworfenen Häute, Kleider und Reste derjenigen einwickeln, die vor uns gewesen sind, während von eigener

Lebenskraft nur sehr wenig in uns zu erkennen ist? Wie oft im Tag tun wir etwas, was aus uns selbst kommt und nicht ein bloßes mechanisches, automatisches Stück Wiederholung ist? Wahrlich, wenn unsere verschiedenen Handlungen und Gebräuche echt wären und aus der wahren Notwendigkeit kämen, vielleicht würden wir dann nicht mehr so viel miteinander über sie streiten, wie wir tun.

Und um auf die Frage der Moral zu kommen. Auch das sind nur Gebräuche, die unter verschiedenen Rassen, zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten im äußersten Grade verschieden sind. Gebräuche, für die es oft sehr schwer ist, in der Zweckmäßigkeit der Dinge irgend einen Grund oder eine vernünftige Ursache zu finden. Man nimmt allgemein an, daß das Stehlen bei uns verboten ist; aber unsere heutige Geschäftssittlichkeit erlaubt es und sanktioniert es in den verschiedensten Formen, und der anständige Zinswucherer (den man doch kaum etwas anderes als einen Dieb nennen kann!) sitzt hoch oben am Tisch des Lebens. Nach dem Wildpret zu jagen auf der Erde ist seit undenklichen Zeiten für ein natürliches und angeborenes Recht und Privilegium der Menschen gehalten worden, bis die Grundbesitzerklasse (gegen die die bösen Sozialisten jetzt predigen!) das Verbrechen des Wilddiebstahls erfand und die Menschen dafür aufhängte.

Was die ehelichen Gebräuche zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern anbelangt, so sind sie einfach unzählbar, und gerade hier ist das Gefühl der Unverletzlichkeit in jedem einzelnen Falle das mächtigste. Die strengsten Strafen und die unerbittlichste öffentliche Meinung, die ihre Bisse bis tief in die individuellen Gewissen fühlbar macht, bestärken und erzwingen die verschiedenen Sitten und Vorschriften der verschiedenen Zeiten und Orte; und doch sind diese alle einander widersprechend! Polygamie in dem einen Lande, Polyandrie in dem andern — die Ehe zwischen Schwester und Bruder zu einer Zeit erlaubt, die Ehe mit dem Geschwisterkind der Mutter zu anderer Zeit verboten! Die Prostitution, geheiligt in den Tempeln des Altertums, in die Gosse getreten in den großen Städten unserer Zeit! Die Monogamie, in dem einen Lande allein anständig, in dem andern das Zeichen der Zugehörigkeit zu einer inferioren Klasse; die Ehelosigkeit, bei einzelnen Völkerschichten verachtet, von andern als das höchste Ideal gepriesen!

Was müssen wir aus alledem schließen!? Ist es denn überhaupt möglich, — daß, wenn wir einmal die unendliche Mannigfaltigkeit des menschlichen Lebens auf jedem Gebiete der Kunst, des Betragens, der Sittlichkeit wirklich erkannt haben — eine Mannigfaltigkeit, die noch dazu in sehr sehr vielen Fällen unter im Wesen fast durchaus ähnlichen Bedingungen und Zuständen besteht, — ist es dann noch überhaupt möglich zu glauben, daß die besonderen Gebräuche und Sitten, an die wir gewöhnt sind, wirklich so viel besser (oder auch so viel schlechter) sind als die Sitten und Gebräuche, an die andere gewöhnt sind? Wir werden, sagte ich zu Anfang, gleichsam in eine Scheide von Gebräuchen hineingeboren, die uns, wie unsere Windeln und Wickeltücher, umhüllen. Wenn wir aber zur Mannheit emporwachsen, erkennen wir, was für Zeug es ist, das uns umgibt: nun ist es nichts mehr als eine veraltete Schale! Man kann sie kaum mehr ansehen: sie ist verfault, sie ist sinnlos, sie ist durch gar nichts zu rechtfertigen, und dennoch — müssen wir sie wahrscheinlich acceptieren! Der Strohwurm ist an seine Röhre angewachsen und kann nicht mehr heraus. Ein kleiner Funken von Lebenskraft inmitten eines Haufens toter Materie, kann er höchstens die Form seiner Behausung sich ein wenig bequemer gestalten, oder gleich dem Korallentier, ihr Wachstum in der Richtung fördern, die für diejenigen, die nach ihm kommen, die ersprießlichste ist. Die Rasse, die Klasse, der Ort, die Zeit, in der wir geboren wurden, haben unsere Lebensweise entschieden, und bei dieser Form müssen wir aller Wahrscheinlichkeit nach bleiben. Aber in unserm Geist hat sich etwas geändert. Die Prahlerei, das Rühmen der früheren Zeiten geben wir auf; w i r wenigstens wissen, daß wir nicht besser sind, als irgend wer sonst, und im besten Falle, ach — überhaupt nur ein halbes Leben leben.

Wenn dies nun unsere Schlußfolgerungen

sind, scheint es da nicht gerecht, daß Kinder und junge Rassen mit so starker Strenge an dem engen Pfad festhalten, den der Gebrauch und die Sitte für sie bereitet haben? Haben sie nicht ein instinktives Gefühl, daß die Gebräuche und Sitten verlassen, in ein pfadloses Meer hinaussteuern heißt, in dem das Leben aufhören würde, Zweck und Ziel zu haben, und alle Sittlichkeit im Wirbel hinabgeschlungen werden würde? Die Sitte ist für sie die Richtungslinie ihrer Entwickelung. Sie ist der Korallenast, an dessen Ende das nächste Tier weiter baut. Sie ist die verhärtete Rinde des Baumzweiges, die die Richtung des neu wachsenden Schößlings bestimmt. Sie ist vielleicht etwas ganz willkürliches, diese Sitte, aber das wissen sie nicht — der Schein ewiger Gültigkeit und Notwendigkeit, der sie umgibt, ist vielleicht ganz und gar Täuschung — aber die Täuschung ist fürs Leben notwendig, und die Willkürlichkeit ist gerade das, was ein Leben von dem anderen unterscheidet. *Solange, bis er zur Mannheit emporgewachsen, kann der Mensch ohne Sitte nicht bestehen.*

Und wenn er die Mannheit erreicht hat, was dann? Nun dann stirbt er und wird dadurch erst lebendig. Der Strohwurm läßt seine Röhre am Boden liegen, und schwingt sich in die Luft empor. Das Geschöpf verläßt seine Entenmuschelexistenz, die am Felsen klebt, und schwimmt in das weite Meer hinaus; denn erst, wenn wir für alle Sitte gestorben sind, erheben wir uns zum erstenmal zu einem wahren menschlichen Leben; erst wenn wir alle Vorurteile unserer eigenen Superiorität über die andern aufgeben, und davon ganz überzeugt sind, daß wir unser Vorgehen durch nichts rechtfertigen können, erst dann zeigt uns die Welt von allen Seiten freundliche Kameradengesichter. Erst wenn wir erkennen, wie ganz willkürlich und unmotiviert unsere eigene Lebensführung ist, dann bricht der ganze Bau zusammen, der uns von den anderen Menschen trennte, dann treten wir leicht in den großen Ozean der Freiheit und Gleichheit ein.

Das wird dann gleichsam ein neuer Ausgangspunkt für den Menschen, für den die alte Welt überwuchert von Myriaden von Gebräuchen und Sitten, wie sie es ist, — die aber heute bereits in deutlichen und offenen Kampf miteinander getreten sind — sich sichtlich vorbereitet. Die Periode der Kindheit des Menschen nähert sich ihrem Ende. Nun kommt die Zeit der Mannheit und des wahren Lebens.

Vielleicht ist es ein Gesetz der Geschichte, daß erst, wenn der Mensch durch alle möglichen Sitten und Gebräuche hindurchgegangen ist, die Zeit für ihn kommen kann, von ihnen befreit zu werden: vielleicht kann er erst dann jede von ihnen ohne Unterschied, wo er sie gerade braucht und gut findet, annehmen, ohne aber, wie nun, ihr Sklave zu sein. Dann werden alle menschlichen Gebräuche ihren Wert haben und nicht ein einziger wird verboten sein. In diesem Moment, wann immer er erreicht werden wird, hat alle Moral ein Ende, und das „Menschsein“ nimmt ihren Platz ein. Das will sagen: dann gibt es keine festen Vorschriften mehr, was zu tun richtig und was unrichtig sei, sondern das einzige Ziel allen Tuns ist die Befreiung des Menschen in uns, und die Herstellung vollständiger Gleichheit zwischen uns und den andern; der Eintritt in ein neues Leben, ein neues Leben, das fröhlich und vollkommen sein muß, weil es in ihm keine Anstrengung, kein ängstliches Bemühen mehr gibt, sondern weil es die Erkenntnis unserer selbst in jedem andern für alle Zeiten bedeutet.

Weit, wie die Sitte den Menschen vom Menschen entfernt hat, so wird doch, wenn zuletzt der ewig sprossende Baum den vollkommenen Menschenheros hervorgebracht haben wird, er sofort seine Verwandtschaft mit allen andern Formen erkennen. „Ich habe meinen Geist in Entschlossenheit und Liebe um die ganze Erde wandern lassen, und ich habe nur meinesgleichen und Liebende gefunden.“ Mehr als das! Er wird auch seine Blutsverwandtschaft mit dem Tiere erkennen. Er wird sehen, daß alles, was trennt, lediglich Gewohnheit, die Illusion der Verschiedenheit ist; und er erkennt, daß es zuletzt dieselbe Menschenkreatur ist, die in der Luft fliegt, in der See schwimmt oder zweifüßig auf dem festen Lande geht.

Aus dem Englischen von Karl Federn.

# Wilhelm Holzamer von Paul Leppin-Prag

Die Kunst ist so wie die Frauen. Sie ist ein Wunder und ein klein wenig auch ein Geheimnis, und sie kann gut und liebevoll, zärtlich und sehnsüchtig, arg und gefährlich sein. Sie kann beglücken und trösten, quälen und erschüttern, sie kann kokett tun und geschminkte Lippen haben, sie kann blond und schüchtern irgendwo in einer kleinen Stube sitzen und auf einen warten, der sie findet und lieb hat. Zuweilen ist sie ein Kind, das heiß und selig mit goldenen Sandkörnern und bunten Steinen spielt, oft ein erfahrenes, habgieriges Weib, dem man blind und unbedachtsam vom eigenen Blute schenkt, für wenige ist sie eine Witwe, mit der man späte Erkenntnisse und kostbare Schmerzen tauscht, die man mit Wucherzinsen erstanden, für die man viel gutes und lebendiges Leben, hundert Enttäuschungen und tausend Träume vergeudet hat. Und für einige ist sie eine Mutter geworden, mit aller Sorge und Vorsicht, mit aller Schönheit und Güte und aller Barmherzigkeit. Wilhelm Holzamer hat diese mütterliche Kunst in seinen Büchern, jene Kunst, die brav und einfach zu uns spricht, zu der wir Vertrauen und Liebe fühlen, von der wir klar und selbstverständlich wissen, daß sie aus einem feinen und treuen Herzen kommt, welches uns raten und helfen könnte.

Unsere Litteratur hat sich mit den Menschen verwandelt. Ich will nicht von jenen Endgiltigkeiten sprechen, die außerhalb der Evolution jede Metamorphose überdauern. Aber die ganze breite Ebene der Litteratur hat seit jeher die Art der Leute wiedergespiegelt, unter denen sie entstand, und so haben wir eine klassische und eine pathetische und eine romantische Litteratur gehabt. Wir Menschen von heute haben so recht keine von den dreien, wir sind Seitenwege gegangen und haben Sonderlichkeiten ergrübelt, aber allmählich und ohne es zu merken sind wir einander alle in einer seltsamen Liebhaberei begegnet, die ja schließlich das Ziel und der Anfang aller Kunst ist, die aber nie so deutlich und unverhohlen zu spüren war wie in den letzten zehn und fünfzehn Jahren. Es ist der Schauer und die Deutung und die Fabel vom Leben. Es scheint beinahe so, als ob dies das erste und letzte Motiv jeder künstlerischen Betätigung sein müßte, als wäre das ein allerweitester Begriff und eine Summe von solchen. In diesem Sinne haben die Dichter älterer Generationen das Herz ihrer Menschen zwischen Heldentum und Schicksal, zwischen Traum und Abenteuer gestellt. Die Naturalisten haben es durch Haß und Enge und Ernüchterung geführt und jene Relationen bestimmt, die sich daraus ergeben konnten. Aber zu dem primären Empfinden des „Lebens" an sich ist erst unsere junge und jüngste Litteratur gekommen. Ich meine damit jene fühlbare und angstvolle Bewegung, die wir nicht nachzuzeichnen vermögen, die wir nicht sehen und die doch da ist, die wie ein Schatten durch die Straßen geht und stehen bleibt wie ein lebender Mensch im Dunkeln. Es ist ein bißchen Hysterie in dieser Vision, aber sie ist uns manchmal so unsagbar hell und überzeugend geworden, daß Bücher entstehen konnten, wie der wundersam feine, wahrhaftige und einzige „Garten der Erkenntnis" des Leopold Andrian. Auch die Kunst Holzamers hat sich in diese Fabel verliebt. Auch durch seine Bücher geht das Leben, wir sehen es neben den Menschen, von denen er erzählt und auf den Wegen, die sie gegangen sind. Und weil er ein gesunder und gerader Mensch ist, so fehlt diesem Bilde jeder kranke Reiz und jede Angst des Spuks, die wir bei vielen jungen Dichtern heute finden. Kein neuropathischer Zauber und nicht die Beklemmung der Halluzination wohnt in den schönen Herzens- und Schicksalsgeschichten, die er geschrieben hat, es ist viel Sonne und doch auch viel Resignation darin, eine große, siegreiche Kraft, viel Güte, viel Heiligkeit, viel Einfalt und sehr viel Glaube.

Wilhelm Holzamer ist einer von denen, die still und als ob sichs von selbst verstünde jene Gebärden und Momente zu beleben wissen, die in der Geschichte eines Menschen die wichtigsten sind, an denen wir sein Können und Müssen, seine Liebe und seine Grenzen zu messen vermögen. Er tut es ohne Technik und ohne besondere Bravour, einfach und unaufdringlich, aber mit einer Kunst, die Stimmung und Farbe der Erzählung mit seinen Worten wundersam vermischt. Es sind rührende und treuherzige Dinge, gut und großmütig, fromm und wunderlich, die wir von ihm erfahren, beinahe alltäglich und dennoch ganz einzig in ihrer Alltäglichkeit. Oft läßt er den Menschen, um den sichs gerade handelt, selbst sein Leben berichten, wie es „der arme Lukas" tut „in der Dämmerung". Dieser „arme Lukas" ist eine seiner feinsten Novellen, klug und überzeugend, mit einem wundervollen Tonfall der Stimme, die darin spricht, mäßig und gedämpft, ein bißchen müde und sehnsüchtig nach der Sonne, die eben hinter dem Horizont verschwand. — „So in der Dämmerung erzählte er sein Leben. Ganz leise, manchmal flüsterte er nur. Und seltsam verwuchs seine Gestalt mit dem wachsenden Abend. Bald sah ich ihn nicht mehr und hörte nur seine Stimme. So wie man

Quellen im Dunkeln hört, — geheimnisvoll, — die Geheimnisse verplaudern und alte Mären wissen. Daß man sein eigenes Blut hört im Lauschen." — So heißt es im ersten Kapitel. „Der arme Lukas" ist die Geschichte eines Grüblers. Schwach und weich, verträumt und klein geht er zugrunde und hätte doch hoch hinauf können, wenn eine Hand ihn geführt und ein Glück ihn gehoben hätte und wenn das Luischen, das er geliebt hat, nicht seines Vaters Frau geworden wäre. Der arme Lukas war früher ein Maler und alle die Bilder, die er als Knabe in den Wolken und in der alten Pappel am Wehr gesehen, die wollte er vor sich lebendig machen, mit aller Glut in seinem Herzen, das noch ganz wirr und erstaunt geblieben war aus einer langen, einsamen Kindheit her. Und daß er es nicht vermochte, daß seine Liebe zu süß war, um das Leben zu zwingen und seine Hoffnung zu scheu, um es zu gewinnen, das ist die sonderbare und unsäglich naive Tragik dieser Begebenheiten, die den armen Lukas seine Farben und sein Mädchen vergessen läßt und ihm in irgendeinem Dorfe halb als Hanswurst und halb als Heiligen ein bißchen Brot und die Träume des Alters schenkt, die „in der Dämmerung" wieder erwachen.

In „Inge" finden wir das gegenteilige Problem, das trotzdem viele Ähnlichkeiten mit dem „armen Lukas" hat. Der Geiger Hans Sturm ist ein junger, biegsamer, zielsicherer Geselle, vom Leben und seinen Wünschen verhätschelt, betört von dem zärtlichen Zauber seiner Geige und der Liebe zu Inge, die seine Kindheit mit ihrem blonden Haar erfüllt. Schon damals war sie in seiner Seele ein langes, buntes Lied geworden, verliebt und lockend, verwegen und schmeichlerisch, an dem seine Kunst sich emporrankte, wie der wilde Wein im Garten des Justizrats, dessen Enkelkind sie war. Aber das Ziel erstickt sein Können. Inge wird seine Frau. Sie hat einen Beruf und Hans Sturm hat eigentlich keinen mehr. Arbeiten, ins Leben gehn, es mit dem Leben aufnehmen, leiden, wagen, siegen, das ist ihr Wahlspruch. Hans Sturm ist ein Träumer. An der Kraftlosigkeit und Ohnmacht seiner Träume zu sterben wird sein Schicksal. Inge lebt weiter und schafft sich ein neues Glück.

Ein rechtes deutsches Buch und ein echter Holzamer ist die Geschichte des Schneiders „Peter Rodler". Ich muß immer an alte Häuser mit langen Stiegengängen, mit Nischen und Stuben und Erkern denken und an gute, liebe, treue Menschen, die darin wohnen, wenn ich ein solches Buch gelesen habe. Es geht eigentlich nichts vor in dieser Erzählung, nichts, das man besonders vermerken müßte, außer daß ein einfacher und schlichter Mensch auf einmal und ohne es zu wissen so überaus viel Liebe und Mitleid und Größe und Schönheit in sich findet. Aber es ist ein überraschender und heftiger Zauber in der Art Holzamers, den linkischen und ungeschickten Heroismus des armen Schneiders, seine Arbeit und tägliche Mühe, seinen Ehrgeiz und seine Sehnsucht, seine kleinen, sentimentalen Abenteuer, seine Heimat, seine Liebe und sein Ende zu erzählen. Ich habe dieses Buch mit einer guten und schönen Empfindung gelesen, dankbar und demütig, kleinlaut und beschämt.

Wilhelm Holzamer hat eminent malerische Qualitäten in seiner Kunst. Schon in seinen Skizzen und Fragmenten, die er vor Jahren herausgab, sind die Lichter und Bewegungen einer großen und grazilen Technik der Darstellung. In der „Sturmfrau" und in dem Romane „Der heilige Sebastian" hat sich die strenge, bildende Kunst seiner Worte zu einer besonderen Eindringlichkeit und Wirkung entfaltet. Die „Sturmfrau" ist das Weib des Kapitäns, das hinter der Ruhe und Bedachtsamkeit, hinter der Sorge und Unpersönlichkeit ihres Mannes die tiefen und trunkenen Tänze des Erlebnisses sucht, das Meer, welches im Sturme furchtbar und ungebändigt wird, die Liebe, die einen harten Willen und ein Herz von Eisen hätte. Der Steuermann gibt ihr beides, und zwischen Schrecken und Tod, Entzücken und Grauen wird sie zur Witwe und zur Braut. In jähen, blendenden, virtuosen Farben ist diese Novelle gezeichnet, dunkel und kraftvoll, mit einer verhaltenen, plötzlichen Schönheit, die staunen macht. — „Der heilige Sebastian" ist ein Priester, der zwischen Irrtum und Zweifel, Gott und der Liebe zum Helden wird. Auch in diesem Buche sind dramatische und lyrische Bilder von einer Klarheit und Evidenz, die uns an Goethe und Kleist erinnert und an die wunderbaren, ein wenig verschnörkelten Kapitel unseres Jean Paul Richter.

Es kommt nicht eben häufig vor, daß ein guter Erzähler schöne Gedichte schreibt. Wir brauchen nur an unseren großen Romancier Jakob Wassermann zu denken oder an einige junge Österreicher, jene Kunstpoeten und Virtuosen ausgenommen, denen Wilhelm Holzamer so überaus ferne steht. Dieser aber hat einen vielfältigen und liebenswürdigen Lyrismus in allen seinen Büchern, der die spezifischen Momente seiner Prosa durchaus nicht drückt und behindert, der gleichsam stilisiert seinen Sätzen eine sympathische Rundung, seinen Geschichten eine diskrete Wärme gibt. Daß er auch lyrisch zu formen und musikalisch zu gestalten versteht, hat er in zahlreichen Liedern und Strophen gezeigt, die glücklich in der Prägnanz, fein in der Erfindung, herzhaft in ihrer Wirkung waren. Ich kenne diese schönen deutschen Gedichte zumeist nur aus Zeitschriften und das Versbuch, das ich besitze, „Carnesie Colonna" ist eigentlich nicht

typisch genug für den Dichter. Es ist viel fremdländischer, geschminkter Flitter darin, mitunter ein Lied und ein Takt, der heimatlich und voller Ursprung ist, dann wieder heiße und schmerzliche Reflexionen und Träume. Es ist nicht das Buch, an dem man das lyrische Können Holzamers messen dürfte. Aber auch hier ist, verdeckt und verschüttet von exotischen Schatten und Bildern, eine gute, sichere und vornehme Kunst, die jedem etwas Rechtes zu sein vermag.

Es ist ein Gewinn, Holzamers Bücher gelesen zu haben. Nicht die sprühende, funkelnde Schönheit geistreicher Techniker, nicht die langweilige, lederne Weisheit grämlicher Pedanten lernt man daraus genießen, wir beginnen das Leben darin deutlich und stark, mahnend und seltsam zu empfinden, wir sind ihm bekannt und vertraut wie einem Menschen, wie einem Geheimnis, das wir erfahren haben, einem Unleugbaren und Dritten, das ungenannt und unsichtbar zwischen den Geschicken der Leute steht, von denen uns Holzamer erzählt. Es ist uns, als wären alle Geschehnisse und Worte nur dieses ungenannten Dritten wegen geschrieben worden, als wären alle diese Dinge und Zufälle nur die Kulissen zu einem großen und verheißenden Theaterstück, dessen Bewegungen und dessen Szenerie wir sehen, dessen Sinn uns bloß auf diese Weise und wie ein Symbol gegeben wird. Es ist die Fabel vom Leben, von der ich sprach, die Vision desselben, die sich bei vielen modernen Autoren zu einer greifbaren, sehr subjektiven Bedeutung ausgewachsen hat. Holzamers ahnende Kunst leidet nicht unter der Angst dieses Traumes, der uns das Leben zwischen den Vorfällen, den Dingen und Gesprächen jener Bücher fast wie eine Person erkennen läßt, wie einen fremden Gast, dessen Kultus und sonderbare Zeremonien uns zum Schlusse gar nicht mehr verwundern. Holzamer hat objektive Maße in seiner Kunst. Er vermag uns in einer *inneren* Anschaulichkeit das Undeutliche und Unsagbare hell und plötzlich aufzudecken und zu zeigen, aber er ist kein Cagliostro der Litteratur, der an dunklen Gaukeleien sich selbst berauscht, wie es heute viele und manchmal die Besten tun. Darum ist es eine Heiterkeit, vielleicht eine ruhige und stille Wehmut, die wir aus seinen traurigsten Geschichten mitnehmen, wir sind reicher und einfacher geworden durch sie. Wir haben das Leben gefühlt und erkannt, aber nicht wie ein Gespenst und einen Schatten, wie eine fremde, barmherzige Hand, die alle Menschen am Ende ja doch nach Hause führt, dorthin, wo sie wohnen, wohin ihr Heimweh geht und wo ihr Herz verstummt. Eine geradezu biblische Güte kündet dieser Dichter. Und das Leben, das Holzamer kommen und gehen sieht, dem er nachlauscht, dessen Schwielen er berührt, ist nicht die Qual und Bangnis und die Furcht, es ist nicht das wilde, grausame, herbe, es ist das große und wunderbare, das — liebe Leben.

# Gedichte von Paula Doenges.

Eine mächtige Gewalt
zieht mich hin zu dir
wie ein straffes Band.
Und du bist so kalt zu mir,
grade so, als hätten wir
uns gar nie gekannt.
Da muß ich nun mit starker Hand
mein so wehes Leiden schier
niederzwingen, daß es mir
nicht schreie in das Land,
auf daß dich ja nur nichts bedränge,
und daß es selbst nicht zu dir dringt,
wenn meine Seele Schmerzensklänge,
mein Mund der Seele Sehnsucht singt.

Noch im Glückesrausche
starre ich und lausche
einem lieben Traum.
Er verlor sich in den weiten,
leeren Raum.
Wieder sah ich dich.
Deiner Hände Gleiten
ging über meine Wangen.
Und du küßtest mich
in eines langen, langen
Kusses selgem Bangen . . .
Und nun bin ich ganz allein
und werde immer einsam sein.

All die weichen Wonnen
meines Lebens sind zerronnen.
Und meine arme Trauer spricht:
Wo bist du, den ich meine.
Ich suche deiner Seele Licht,
dein Gesicht, dein Gesicht,
ich suche und ich finde nicht,
und es ist wie ein Gedicht,
über das ich weine.




# Die Halb-Alten („Les Demi-Vieilles")

Roman von Yvette Guilbert (Einzig autorisierte Ausgabe) Deutsch von Ludwig Wechsler

(11. Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen fand sich die verbrecherische Gattin bei Gillette ein, um — wie sie sich naiverweise ausdrückte — eine Audienz bei der Gnädigen zu haben und sie zu bitten, sie möge ihren Dienstleuten streng auftragen, ja nichts von der ganzen dummen Geschichte verlauten zu lassen, da sie sonst leicht ins Gefängnis geraten könnte. Sie bereue schon bitter, was sie gethan. All dies war mit großen, ungelenken Buchstaben und unzähligen orthographischen Fehlern auf ein kleines Stück schmutzigen Papiers gemalt, und die Bitte hinzugefügt, die Schreiberin empfangen zu wollen.

Gillette und Esther weilten im Speisezimmer, als dieses absonderliche Schreiben abgegeben wurde. Da sie wußten, daß Maurice ein großer Freund von dem Leben abgelauschten Beobachtungen sei, so riefen sie ihn herein, und um die Faucheux nicht befangen zu machen, versteckten sie ihn hinter einem Ofenschirm, von wo er alles hören konnte, was die Frau sprach.

Nun trat die Faucheux ein. Sie war eine große, magere, knochige Person mit zerzaustem Haar, das einst, vor Wochen, geglättet worden sein mochte und seither eine förmliche Musterkarte des Landstraßenstaubes darstellte; an den Schläfen saß fast gar kein Haar mehr und die Stirne war wie das ganze Gesicht rissig und verdorrt von der Hitze der Sonne, daß es gegerbtem Leder glich, der Mund war zahnleer, denn bei jedem Kinde hatte die Frau drei Zähne verloren. Sie hatte deren vier am Leben und zwei waren ihr gestorben. So vereinte sich denn alles, um ihr Aeußeres zu einem geradezu erschreckenden zu machen. Dazu kam noch der erloschene Blick der glanzlosen Augen, die traurig wie ein geprügelter Hund blickten; die Schultern waren schmal und eingesunken, der Oberleib wich in seiner Dürftigkeit ganz zurück und ließ den Unterleib umso schärfer hervortreten, um den die Frau die ungeheuren, roten, knochigen und hageren Hände wie bittend gefaltet hatte . . .

Der Anblick der beiden Frauen schüchterte sie so ein, daß sie nicht wußte, wie sie „beginnen" sollte.

„Na, Frau Faucheux, Sie treiben ja schöne Dinge, das muß ich sagen", hub Gillette an, um ihr Mut zu machen; „Sie lauern den Leuten auf offener Landstraße mit der Flinte auf . . ."

„Ach, gnädiges Fräulein", erwiderte die arme Person und brach in lautes Weinen aus; „ich war so tief unglücklich, das ganze Jahr über stecke ich in Not und Jammer, und hätt' ich nicht meine armen Kinder, ich wär' schon längst ins Wasser gegangen . . . Seitdem mein Jüngster auf die Welt gekommen, ist mein Mann wie ausgewechselt; er ist ein Lump geworden, trinkt und hält sich eine Geliebte, die schwanger von ihm ist, wir aber haben nicht einmal trockenes Brot im Hause. Was soll also aus den Kindern und mir werden?"

Esther und Gillette waren tief ergriffen von dem Elend der armen Frau, die herzzerreißend weinte und jammerte.

„Sind Sie schon lange verheiratet?" fragte Esther.

„Seit acht Jahren, gnädige Frau . . . und während dieser Zeit hatte ich sechs Kinder . . ."

„Wie alt sind Sie?"

„Zweiunddreißig Jahre", gab sie aufschluchzend zur Antwort.

Gillette und Esther blickten einander bestürzt an. Zweiunddreißig Jahre? Unglaublich! Und eine solche Ruine! Arme Frau! Doch auf dem Lande altern und verblühen die Frauen sehr schnell, und besonders diese da hatte seit ihrem zehnten Jahr schwer arbeiten müssen, um sich zu ernähren.

Es ist ungewiß, ob die Faucheux das namenlose Staunen der beiden Freundinnen richtig deutete oder gar bemerkte; immerhin fuhr sie fort:

„So lange ich hübsch und jung war, benahm sich mein Mann sehr gut . . . Aber die Jahre und die Bodenarbeit richten einen ganz elend zu . . . Man arbeitet und altert aber gemeinschaftlich, ich erziehe meine Kleinen so gut ich es verstehe, bin eine gute Mutter und Hausfrau . . . aber das alles zählt wohl nicht, Fräulein Gillette, nicht wahr? Und ich werde behandelt wie ein Hund, gestoßen, getreten, mißhandelt, bis ich den Kopf dermaßen verlor, daß ich auf ein Haar das Weibsbild umgebracht hätte . . ."

Ihre Thränen flossen bei diesen Worten noch reichlicher.

„Sehen Sie, Fräulein, bei uns auf dem Lande, wenn man alt wird, sollte man auch gleich verenden . . . dadurch wäre man den Jungen nicht im Wege, und die würden uns nicht betrauern . . . Ich bin denn auch nicht so verrückt eifersüchtig, daß ich meinen Mann nirgends hingehen ließe . . . Ich nahm es in diesen Dingen niemals sehr genau mit ihm . . . würde es ihm auch nachsehen, daß er eine Geliebte hat, wenn er uns nur nicht ohne Brot im Hause ließe . . . Nicht die Schweinereien, die er mit der anderen treibt, machen mir die Galle steigen, sondern die Not, die meine Kleinen leiden müssen. Ist es denn nicht ein Jammer, wenn man denkt, daß ich unglücklich bin, seitdem ich geheiratet habe? Früher ging es noch an . . . Solange ich Mädchen war, verdiente ich gleich den anderen Mädchen aus dem Dorfe durch Perlenblasen für die Pariser Häuser genug, um ohne Sorgen zu leben; doch da kam Faucheux zu mir und sagte: ‚Wenn wir deinen und meinen Wochenlohn zusammenlegten, so könnten wir herrlich und in Freuden leben.' Und ich ließ mich bethören. Ein Jahr dauerte es, bis er mich herumkriegte, ein Jahr darauf heirateten wir, und wieder ein Jahr später hatt' ich meinen ersten Jungen. Seither fast jedes Jahr ein Kind . . . Natürlich mußte ich das Perlenblasen aufgeben, denn es strengte mich zu sehr an, den ganzen Tag über zu blasen und dabei Kinder zu säugen, und so ging ich zu fremden Leuten als Taglöhnerin. Den Sommer über arbeite ich bei den reichen Bauern auf dem Felde, und im Winter bleibe ich zu Hause, um geprügelt zu werden, und kann mich dabei nicht einmal satt essen, denn auf dem Lande sind die Männer noch viel schlechter als in der Stadt", schloß die Faucheux ihr Klagelied und fuhr sich mit der Schürze über die rotgeweinten Augen.

Dann erinnerte sie sich aber, weshalb sie gekommen, und fügte hinzu:

„Fräulein Gillette, der Feldhüter darf aber von der gestrigen Geschichte nichts erfahren . . . sagen Sie also Ihren Leuten, sie mögen den Mund halten . . ."

„Und wenn Marie Aumont plaudert . . . wenn sie die Anzeige erstattet?"

„Das hat keine Gefahr . . . . ich habe Faucheux gesagt, daß ich, wenn Marie die Anzeige erstattet, mich mit allen vier Kindern umbringe . . . Ich bin ganz ruhig. Faucheux ist zwar ein Schandkerl, aber seine Jungen hat er doch lieb . . . Ja, brächte ich nur mich allein um, das ginge ihm gar nicht nahe, es wäre ihm sogar ganz recht . . . denn ich bin ja nur eine alte Schachtel, wie er sagt . . ."

„So ziehen Sie denn in Frieden, meine Gute", sagte Gillette, „von uns aus wird niemand etwas erfahren", und damit reichte ihr die Sängerin ein Goldstück, damit sie sich mit ihren Kindern einmal satteessen könne.

Unter eifrigen Dankesbeteuerungen entfernte sich die Faucheux, noch häßlicher, noch älter, noch gelber als bisher, da sie geweint hatte.

Während Esther dem Geliebten behilflich war, aus seinem Versteck herauszukommen, sagte sie seufzend:

„Welch ein Unglück! Welch ein Jammer! Liebe giebt es nur, solange die Jugend vorhält, solange die Gefühle und Gedanken jung sind. Eine Frau, die nicht mehr jung ist, wird auch nicht mehr geliebt ... Indem sie die Liebe überlebt, tötet sie sie; aber die Männer fordern selbst im höchsten Alter Jugendfrische und Schönheit von der Frau, und das merkwürdigste ist, daß sie ihnen mit beidem aufwartet!“

„Ja“, bemerkte Gillette lachend, „sie sind eben die Herren der Schöpfung!“

„Du lachst“, sagte Esther traurig, „du lachst über die unbegreifliche Thorheit der jungen Frauen, die sich mit alten Knasterbärten verkuppeln, der jungen Mädchen, die vor kahlen Schädeln nicht zurückschrecken, über die Thorheit aller zwanzigjährigen Frauen, die sich mit unreifen Burschen vermählen, die mit so vielen physischen Makeln behaftet sind, daß die Hälfte derselben hinreichen würde, um uns Frauen selbst aus der Gemeinschaft der mit dem Aussatz behafteten Menschheit auszuschließen!“

„Sprich doch nicht so!“ rief Gillette aus. „Morgen wirst du uns gerne das Gegenteil deiner Sentenz bestätigen!“

„Wie das?“ fragte Esther.

„Du wirst erkennen, daß das rein Physische bei der Sache nichts zu thun hat, daß eine schöne Seele und ein edles Herz vollkommen hinreichen, um uns die Liebe des Mannes zu sichern.“

„Ach ja, vorausgesetzt, daß man eine schöne Seele, ein edles Herz ausfindig macht; das ist aber niemals der Fall!“ fügte sie mit einer müden Bewegung hinzu.

„Schon lange habe ich eine so hochgradige nervöse Erregtheit an dir nicht wahrgenommen, liebes Kind“, sagte Maurice sehr erstaunt. „Was ist dir denn heute?“

Esther, die bisher unruhig im Zimmer auf und ab geschritten war, hielt in ihrer Wanderung mit einemmale inne; dann näherte sie sich mit ihrem gewohnten anmutigen Gange dem jungen Manne und sprach:

„Was mir ist? Nichts weiter, als daß ich dich liebe, wie ich es niemals für möglich gehalten hätte, mein Maurice, und daß ich zu altern fürchte!“ fügte sie rascher sprechend hinzu, gleichsam verlegen ob ihres wirklichen Alters, das nur sie allein zu kennen meinte. „Seit sechs Monaten fühle ich mich wie umgewandelt ... und nun fürchte ich mich vor dir ... vor uns ... vor dem Unvermeidlichen ... Ich habe mich an das Glück gewöhnt ... und diese Frau, diese Faucheux, hat mich mit ihren typischen Worten über den Egoismus der Männer ganz außer Fassung gebracht ... Ich bin so eifrig bemüht, mich in eine rosige Täuschung zu wiegen, mir über dich goldene Vorstellungen zu bilden, die der Menschheit zum Ruhme, zum Nutzen gereichen sollen, und die Kosten all dieser Illusionen bestreitet mein neuer Glaube, mein Liebesgeheimnis ...“

Sie konnte nicht weiter sprechen, denn große Thränen rollten über ihre Wangen.

„O du Thörin! Du großes, nervöses Kind!“ sagte Maurice, indem er sie zärtlich in die Arme schloß.

„Ich fürchte mich aber so sehr vor dem Alter ... fürchte mich, daß du mich nicht mehr lieben könntest“, gestand sie schmerzvoll.

„Wie?“ fragte Gillette bewegt und ärgerlich zugleich. „Du, die starke Frau, die uns vom ersten Januar bis zum Sylvesterabend philosophische Vorlesungen hält, du fürchtest dich vor dem Alter? Du willst also jung sterben? So wisse denn, daß, insolange es einen Himmel und Sterne, Bäume und Blumen, Flüsse und Berge geben wird, man möglichst lange zu leben trachten muß! Nur wenn die Natur dich eines anderen belehrt, ist's noch immer Zeit zu gehen. Erst wenn du siebzig Jahre alt geworden, wirst du die richtige Freude an dem Anblick der Sonne haben, denn sie ist die einzige, die alten Damen unentgeltlich einzuheizen bereit ist!“

Esther lächelte trübe und sprach:

„Du würdest dich also nicht daran kehren, zu verblühen, runzelig zu werden, Frau zu sein, ohne eine solche zu sein?“

„Ich gewiß nicht, denn ich war immer alt. Mit sechzehn Jahren hielt man mich für fünfundzwanzig, und heute, da ich noch nicht zweiunddreißig bin, sagt jeder, ich sei vierzig Jahre alt ... Ich habe mich also schon daran ge-

wöhnt, und das habe ich der Großmut meiner Bewunderer zu verdanken. Ich zähle überhaupt nicht . . . denn ich war niemals jung, niemals schön!"

In diesem Augenblick ertönte die Klingel an der Gartenthür, und durch den Fenstervorhang hindurch erblickte man den oberen Rand eines Herrenhutes, bei dessen Anblick Maurice sagte:

„Du bekommst Besuch, Gillette. Komm, Esther, wir wollen in den Garten gehen."

Und taktvoll verließen die beiden das Zimmer, ohne den Ankömmling zu sehen oder von ihm gesehen zu werden.

Der Kammerdiener überreichte seiner Gebieterin eine kleine Karte, und Gillette Norbert sagte:

„Sehr angenehm . . . Wie geht es dir, Seraphin? Das nenne ich eine Ueberraschung! Weshalb aber hast du dich nicht schon zum Gabelfrühstück eingefunden?"

„Ich komme aus Tessancourt, habe bei deinem Nachbar Antonin den Lunch genommen und kam schnurstracks zu Fuße hierher, um meine kleine Gillette zu begrüßen . . . Nun weißt du alles."

Gillette ließ Erfrischungsgetränke auftragen.

„Du mußt ja schier umkommen vor Durst! Bei dieser Glühhitze über die Landstraße zu marschieren ... Na, trinke also ... Beiläufig, du weißt doch, daß Maurice Roval und Esther hier sind?"

„Wirklich? Es würde mich freuen, ihnen die Hand drücken zu können . . . Und wie steht es denn mit ihrer Liebe?"

„Ach, mein guter Seraphin, unsere arme Renot, deren musterhaftes Verhalten jedermann bekannt war . . . ist von ihrer bisherigen Lebensführung nicht übel abgewichen. Sie ist verliebt, aber verliebt bis über die Ohren."

„Woher weißt du das?"

„Sie hat es mir selbst gesagt."

„Und Roval?"

„Roval läßt sich lieben und — beobachtet."

„Armes Ding . . . ist ihm in die Falle gegangen . . . Ist sie aber wenigstens glücklich?"

„Ich weiß es nicht, weiß überhaupt nichts mehr, denn sie ist ganz verändert, als wenn sie nicht dieselbe wäre. Sie lebt nur dem Augenblick, man sollte meinen, sie wolle die Schiffe hinter sich verbrennen . . . Die sanfte Melancholie, die früher so gewinnend an ihr war, ist verschwunden; sie befindet sich in einer fieberhaften Aufregung, lacht, ist heiter, und es hat ganz den Anschein, als berauschte sie sich an etwas, auf das sie nicht mehr gerechnet hatte . . . Sie ist zu lebhaft, zu geräuschvoll, und erinnert an Leute, die das Vorgefühl ihres Todes haben und eine Menge unsinniger Dinge vollbringen, bevor sie das Feld für immer räumen . . . Ich verlange keinerlei Aufklärung von ihr, ich fürchte mich buchstäblich, eine Frage an sie zu richten. Seit zehn Jahren kenne ich sie, und noch nie fühlte ich sie mir so entrückt wie jetzt, ich erkenne sie ganz einfach nicht mehr . . . Ich war sprachlos, als ich vor sechs Monaten hörte, daß sie eine Liaison mit Roval angeknüpft habe, denn jedes Kind weiß in Paris, daß Roval ein ebenso hervorragender Poet, als unzuverlässiger, flatterhafter Liebhaber sei . . . Aber Esther hat in ihrer Verliebtheit jede Spur von Scharfblick eingebüßt, jenen Scharfblick, der ihr — du weißt ja noch — früher in so hohem Maße eigen war . . ."

„Wird sie aber von Roval wenigstens gut behandelt? . . . Ist er liebenswürdig zu ihr?"

„Im höchsten Grade; allein das beweist noch nichts. Ich kenne Maurice seit vielen Jahren, er ist mir ein alter Kamerad . . ."

„Hat er dir denn nie den Hof gemacht?"

„Doch, ich glaube, früher einmal, aber nicht lange. Meine Heiterkeit brachte ihn immer außer Fassung, er bestand nicht weiter auf seiner Werbung, und wir sind seither gute Freunde geblieben. Es wäre mir aber viel lieber, wenn es nicht unsere arme Renot wäre, die ihm — wie soll ich mich nur ausdrücken? — die ihm als ‚Versuchskaninchen' dient . . ."

(Fortsetzung folgt.)

# Das heiße Jungfräulein von Ellen Walter

Es war einmal ein zartes, blondes, rosiges Jungfräulein.

Sehr zart, sehr blond, sehr rosig.

Und sehr lernbegierig.

Drum war das Jungfräulein auch Schülerin der Selekta.

Der Selekta einer Blaustrumpfakademie.

Pardon, keiner Blaustrumpfakademie: einer höheren Töchterschule.

Und die Selekta dieser höheren Töchterschule hatte einen Litteraturlehrer.

Natürlich war der Litteraturlehrer entzückend!

Litteraturlehrer in höheren Töchterschulen sind immer entzückend. Der Litteraturlehrer von unserm zarten, blonden, rosigen Jungfräulein war aber ganz besonders entzückend.

All die 14-, 15-, 16jährigen Backfischherzchen klopften Allegro vivace, wenn der Professor die Klasse betrat.

Ach, wie sie ihn alle liebten!

Und wie sie ihn alle verwöhnten!

Sichtbar!

Fühlbar!

Greifbar!

Für alle Sinne wahrnehmbar.

Selbstverständlich immer Rosen auf dem Pult.

Rosen in den Taschen seines Überziehers!

Rosen an den Regenschirm gebunden! —

Es muß hierbei gesagt werden: Der Litteraturlehrer trug immer einen Regenschirm. —

Vielleicht war's nur der Rosen wegen!

Vielleicht aus Aberglauben.

Qui lo sa?! — —

Und es muß ferner gesagt werden: Der angebetete Litteraturlehrer trug desgleichen meistens Gummischuhe.

Außer dem Regenschirm.

Und nicht nur bei Regenwetter.

Vielleicht auch aus Aberglauben.

Diese Gummischuhe waren entschieden ganz wunderbare Galoschen.

Verwandte von denen in Andersens Märchen.

Warum wohl?

Weil zwei kleine Hände die garstigen, großen Galoschen — es muß leider bemerkt werden, daß der Professor große Galoschen trug — mit duftenden Rosen schmückten!

Natürlich waren es die kleinen Hände von unserm zarten, blonden, rosigen Jungfräulein.

Denn unser Jungfräulein liebte den Professor am allermeisten!!!

Und wie sie ihn liebte!

So wunschlos keusch!

So himmlisch fünfzehnjährig.

Und so sichtbar war ihre Liebe!

Wenigstens in der Litteraturstunde.

Denn dann ward das Jungfräulein noch rosiger.

Trug noch kokettere Schleifchen im blonden Haarzopf.

Noch bauschiger das modische Hemdbluschen!

Sah da wirklich schon ganz „figürlich" aus!

Die großen blauen Kinderaugen stets wie gebannt auf den geliebten Professor gerichtet! —

Einfach verzückt.

So war es jeden Mittwoch von 11—12. —

In der gebenedeiten Litteraturstunde.

Jeder Mittwoch ein Glückstag!

Für die Selekta der höheren Töchterschule!

Aber einmal kam ein noch größerer Glückstag.

Das war ein Freitag.

Mit einer besonders eingeschobenen Litteraturstunde.

Nachmittags von 6—7. —

Um mit dem Pensum „Goethe" fertig zu werden.

Bis zur bevorstehenden Osterprüfung! —

Armer, großer Goethe!

Du warst den Jungfräuleins lange nicht so viel wert wie der Professor.

Er wußte dich aber auch meisterhaft klarzulegen.

Diesen Abend.

Und redete sich in Schwung und Begeisterung hinein.

Daß seine Augen erstrahlten.

Und wie zwei Edelsteine erglänzten, als sie ganz plötzlich zwei noch strahlenderen Augen begegneten.

Denen des zarten, blonden, rosigen Jungfräuleins.

Da vergaß der Professor auf einmal seinen meisterhaften Vortrag.

Er war gerade bei Goethes Lyrik.

Und dachte hingegen gar nicht professorenmäßig, aber sehr eindringlich:

„Donnerwetter, ist die kleine Krabbe heut Abend hübsch!"

Das machte wohl die März-Abend-Stimmung.

Sie war eben vorteilhaft für das rosige, blondzöpfige Jungfräulein mit der bauschigen Hemdbluse.

Und dann der Goethe, wie das elektrisierte!

Sogar den Professor.

Er sagte nach der Stunde zu dem darob purpurnerglühenden Jungfräulein:

„Kommen Sie mit? Wir haben doch einen Weg und könnten ein Stückchen zusammen gehn!"—

Wenn der Kirchturm der altehrwürdigen Vaterstadt des Jungfräuleins ihr dieses Anerbieten gemacht hätte, wäre sie erstaunter, verwirrter, beseeligter gewesen???

Schwerlich!!! — —

O, dieses Glück!!!

Und größeres Glück kam nach!

Es begann zu regnen.

So ein richtiger, dichter Vorfrühlingsregen.

Gottlob, daß der Professor außer den Gummischuhen den Regenschirm hatte!

Den Regenschirm mit den Rosen.

Er hielt ihn schützend über dem Jungfräulein.

Den ganzen weiten Nachhauseweg.

Und mußte sehr dicht neben dem Jungfräulein gehen, damit es ja nicht naß werde.

Ach, war das ein himmlischer Nachhauseweg!

Und viel zu schnell zu Ende.

Gesprochen hatten sie fast gar nichts.

Wind und Regen waren zu heftig.

Aber eines fühlte die Nähe des andern.

Und das tat beiden wohl.

Nun aber waren sie an der Villa von Jungfräuleins Eltern.

Die Haustüre wie stets geschlossen.

Der Professor sah sich suchend um.

Wie sie öffnen?

„Bitte auf den Knopf zu drücken!!"

So hauchte das Jungfräulein.

Und sah den Professor an — —

Dem steckte noch der Goethe im Blut.

Und machte ihn kühn.

Ja, ein Professor kann auch kühn sein, wenn er einen Vortrag über Goethe gehalten hat.

Beweis: Der Professor nahm das Jungfräulein in seine Arme.

Küßte sie auf den Mund.

Auf die rosigen, schwellenden Lippen.

Denn: „Die Krabbe war zu hübsch heut Abend!!!"

Also dachte der Professor. —

Gewiß, gar nicht professorenmäßig.

Er hatte sich eben zu viel mit Goethe beschäftigt.

Was aber tat das Jungfräulein?

Fiel sie in Ohnmacht? Fing sie zu weinen an?

Oder küßte sie wieder?

Nichts von alle dem. —

Sie schmiegte sich eng in des Professors Arme.

Legte das blonde Köpfchen wie ersterbend an seine Brust.

Hielt die Augen geschlossen.

Sah entzückend fünfzehnjährig aus.

So wunschlos keusch.

Blond, rosig mit bauschiger Hemdbluse.

Und hauchte mit zuckenden Lippen:

„Alles, Richard, was du willst, nur kein Kind!!!"

— — — — — — — — — — — —

# Am Tag nachher

von Dorothee Goebeler

Sie schlief traumlos und fest in dieser Nacht. Die bleierne Müdigkeit, die schon am Abend ihre Sinne wie mit Ohnmacht geschlagen hatte, hielt sie bis tief in den Morgen hinein umfangen. Sie erwachte erst, als die Sonne hoch am Himmel stand. Sie schreckte auf mit seinem Namen auf den Lippen und einem fiebernden Pulsschlag, der wie der Nachhall eines entschwindenden Traums durch ihren ganzen Körper ging: Er — er.

Durch das offene Fenster klang das dumpfe Brausen der See. Irgendwo in den Gärten sang eine Drossel, von der Straße tönten Stimmen herauf, die ersten Spaziergänger eilten an den Strand. Sie richtete sich auf und lauschte einen Augenblick den verworrenen Lauten dieser frühen Morgenstunde, dann ließ sie sich wieder in die Kissen gleiten. — Die Arme unter dem Kopf verschränkt, blinzelte sie mit halboffenen Augen in das Sonnenlicht hinein.

Es fiel durch die Blätter eines breitästigen Kastanienbaums und füllte das Zimmer mit matten goldigen Tönen, mit einer zartverschwimmenden grünen Dämmerung. Traumstimmung . . .

Sie träumte auch. In einer wohlig-energielosen Mattigkeit lag sie da. Er — das war alles, was sie denken konnte. Er — nur Er.

In heißen Schauern rann ihr das Blut durch den Körper. Sie schloß die Augen ganz, sie durchlebte alles noch einmal. Diese fiebernde Angst, als sie durch die

stillen verschwiegenen Parkwege schritt, die zaudernde Angst der „anständigen Dame" —, diese zweifelnden Fragen, die nicht still wurden bis zuletzt: Geh' ich? gehe ich nicht? —

Sie hatte noch an den Treppenstufen abgezählt.

Sie lachte in sich hinein.

Abgezählt — — und wußte doch vorher, wie die Antwort lauten würde, die Antwort, die ihr jeder Herzschlag gab: Ich gehe —.

Es war ein Jauchzen in ihr, das helle Jauchzen, das ihr gestern kam, als sie die Glocke seiner Wohnung zog: Zu ihm, zu ihm. —

Sie sah alles wieder, das halbdunkle Zimmer, aus dessen roter Finsternis die bizarren Möbel nur wie Schatten aufzutauchen schienen, sie roch den feinen Duft der Rosen, die langstielig aus hohen Vasen winkten.

Und zwischen alledem — er.

Ein verträumtes Lächeln spielte um ihren vollen sinnlichen Mund. Ihr Körper reckte und dehnte sich in einer Art wollüstiger Rückerinnerung — — — —

Wie sich sein Arm um ihren Nacken schlang, — wie er sie an seine Brust zog, — wie seine Lippen sich auf die ihren preßten —

„Daß du gekommen bist!"

Sie hörte seine weiche liebkosende Stimme, sie fühlte das Zittern, das durch seinen Körper ging und auch den ihren ergriff, das heiße Zittern dieser ersten wortlosen Umarmung, in deren dumpfem Schweigen soviel Geständnisse und Verheißungen lagen. — — —

Sie atmete schwer. —

Vom Strande klang Musik herauf. Die Kurkapelle hatte ihr Frühkonzert begonnen. In das Brausen der See mischten sich die glockenreinen Töne eines Chorals:

Aus meines Herzens Grunde
Sing ich dir Preis und Dank
In dieser Morgenstunde. —

Es schien auf das ganze Haus zu wirken wie ein Signal. Das Leben erwachte. Das rege Leben des Hotels. Türen klappten, Stimmen wurden laut, Schritte kamen die Treppen herunter und eilten auf dem Korridor vorüber, allerhand Schritte, rasche und bedächtige, sie unterschied die einzelnen ganz genau. Da die schweren knarrenden Stiefel — der Herr Geheimrat mit seiner Frau — leichte Mädchenschritte, die beiden Malerinnen aus München. Der Ingenieur aus dem dritten Stock, er rannte natürlich wieder — immer in Eile — das helle Mädchenlachen — Oberlehrers mit ihren Töchtern, ob sie klopften. Sie richtete sich etwas in die Höhe und stützte den Kopf in die Hand.

Das Klopfen wurde lauter: „Fräulein, gnädiges Fräulein!"

„Wo sind Sie denn, Langschläferin?"

„Kommen Sie nicht mit nach der Waldhalle?"

„Wir wollen doch auf die Schwedenschanze!"

„Bis neun Uhr sind wir im Speisezimmer, Fräulein."

Das Klopfen wurde stärker und brach dann ganz ab. Jemand sagte: „Laßt sie doch schlafen. Sie ist erst spät nach Haus gekommen."

„Ja eben, sie hatte sich im Walde verirrt."

Die Stimmen und die Schritte entfernten sich.

Sie ließ sich wieder in die Kissen gleiten und es war ihr, als sänke sie in die weichen Polster des Ruhebetts, auf das sein starker Arm sie niederzog. Sie bog den Kopf zurück, und ihre Lippen öffneten sich halb, durstig und verlangend, als wollten sie Küsse trinken. Durch ihre Glieder ging wieder dieses Dehnen und Strecken. Sie glaubte seine Lippen zu fühlen, seine langen, saugenden Küsse, die festen Griffe seiner zuckenden Finger, die die Haken und Bänder ihrer Kleider lösten und in schmeichelnden Liebkosungen über ihren Körper glitten, seinen Leib, der sich an ihren preßte bis — sie dachte nicht aus. In ihrem Hirn stieg ein dumpfer Druck empor — vor ihren Augen sprühte es auf in roten Flammen, mit einer jähen Bewegung schleuderte sie die Steppdecke zurück und sprang empor, als fürchtete sie noch tiefer in diese wollüstige Lethargie zu sinken, die ihre ganze Willenskraft lahm legte. — Rein mechanisch begann sie sich anzukleiden. Sie streifte die schwarzen Strümpfe über und legte das Seidenmieder um die Taille. Unter dem Drucke der Fischbeinstangen schob sich ihre Brust empor. Und sie sah auf diese Brust, und dachte daran, daß sein Haupt auf dieser Brust geruht hatte, die noch die Spuren seiner wilden Küsse trug. Sie strich mit leisen Fingern drüber hin und ein Lächeln spielte um ihren Mund. Sie ließ sich auf den Bettrand fallen und preßte die Hände flach zwischen die Knie. Daß sie es doch gewagt hatte, — sein eigen, — sein eigen ganz.

Schicksal! —

Sie lachte kurz auf. Schicksal? Ausrede!

Schicksal — und war doch gewollt und herbeigesehnt — mit fiebernden Pulsen, gehofft und kaum gehofft mit Zagen und Zweifeln und doch zur Wahrheit geworden: sein eigen — sein eigen trotz allem — seine Geliebte. Sie wiederholte es noch einmal und es durchrieselte sie mit einem wilden Glücksgefühl, daß sie es sagen konnte: seine Geliebte. Sein Weib!

Nein, nicht sein Weib! — Ein Schatten flog über ihr Gesicht. Nur die Geliebte. Nur? Die Schatten auf ihrem Antlitz wuchsen. Sie stand auf und fuhr fort, sich anzukleiden. Dabei fiel ihr Blick in den Spiegel. Sie blieb stehen und sah hinein. Mit einem neugierig forschenden Blick maß sie ihr Gesicht: So also sah man aus, nachdem — „das" — geschehen war!

„So"? — Gar nicht — „so" — dasselbe Gesicht wie alle Tage, dasselbe und doch nicht dasselbe, — der Glanz in den Augen — das Wissen. — Sie reckte sich plötzlich und ein toller Übermut stieg in ihr empor. Sie nickte ihrem Spiegelbilde zu und machte ihm einen Knix: „Guten Morgen, junge Frau."

Allein schon im nächsten Moment veränderten sich ihre Mienen und wieder traf ihr Blick das Spiegelbild, sie sagte hart und kalt: „Dirne."

Jawohl, Dirne. Sie setzte sich wieder und grübelte vor sich hin: Dirne — erniedrigt, in den Schmutz gezogen. Alles, was gewesen, diese lange tadellose Vergangenheit hingeworfen für den Rausch einer Nacht! — Hingeworfen diesem fremden Manne, der nie ihr eigen werden konnte. Dem Manne der — Andern! Sie schlug die Hände vors Gesicht. Aber auch das dauerte nur Augenblicke. Sie richtete sich wieder auf, ein jäher Trotz flammte in ihren Augen auf. Und wenn schon Dirne.

Das Leben ausgelebt. — Das Glück genossen, Zigeunerglück am Abgrund weggerissen, wen gings was an? Sie warf den Kopf zurück.

Wen gings was an, das Glück der einen Nacht? Wofür entsagen?

Für die Wohlanständigkeit!

Sie lachte grell auf. — Gewiß, für die Wohlanständigkeit und für die Stellung in der Gesellschaft, für diese kleinen Lehrertöchter und Bürger- und Beamtenfrauen, damit die einen in der Nähe duldeten.

Nullen alle miteinander — eine Null im Weltall die ganze Welt.

Das war ein Opfer wert.

Sie lachte noch lauter, dann horchte sie plötzlich auf. Ein erneutes Klopfen drang von der Tür her. Die Stimme der Geheimrätin rief: „Fräulein, haben Sie denn noch nicht ausgeschlafen? Wir wollen aufbrechen, kommen Sie, Fräulein?"

„Ja, gleich!" — sie stand hochaufgerichtet.

„Aber auch wirklich gleich? Wir warten alle!"

Sie stand noch immer regungslos, dann fing sie wieder an zu lachen, toll, ausgelassen, überlaut. Sie warten alle —!

Warten und wissen nichts, und wenn sie wüßten —!

Sie lacht immer toller. Diese Geheimrätin, diese Lehrerfrau, all diese Weiber in ihrer Ehrbarkeit und ihrer bürgerlichen Tugend — wenn sie wüßten —

Aber sie wissen nichts und warten. Diese Vorstellung gefiel ihr und sie hielt daran fest mit einer wahrhaft diabolischen Lustigkeit. Sie wissen nichts und warten — auf sie — die Dirne warten sie. — Die Dirne unter all den Bürgerfrauen dulden sie und drängen sich nach ihr, weil sie nichts wissen, nicht wissen von ihr, wo sie war, wohin sie wieder geht — die nächste Nacht —

Geht sie denn?

Sie hielt mit ihrem Lachen inne. Ein Zaudern malte sich in ihrem Gesicht und über ihre Lippen kam es flüsternd — niemals mehr.

Niemals mehr — der Nullen wegen?

Sie lachte wieder und ihre volle Gestalt reckte sich. Sie warf das üppige Haar zurück und breitete die Arme aus, als wollte sie jemanden umschlingen. In ihren Augen glomm es auf — der Widerschein genossener Seligkeiten, aus ihrer Brust rang sich ein Jubellaut: „Liebster! Liebster! Liebster!" —



# Ein Traum

Von Henri Borel. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Else Otten

(4. Fortsetzung.)

Mit seltsamer Beklemmung umfängt mich der Gedanke, daß dort, fern im Süden, wo die höchsten Bergrücken in einem kreisförmigen Rande auslaufen, irgendwo in einem tiefen, tiefen Tal, die weite Sandwüste liegen muß, in der der düstere Bromo brütet. Jeden Tag höre ich darüber sprechen von Menschen, die dort gewesen sind, und jeden Tag lese ich darüber in Junghuhn's Werk.

Die Dâsar oder Sandsee,*) eine Sandfläche von einer ganzen geographischen Meile im Durchmesser, ist einst ein großer Krater gewesen, der größte im Tengger. Später ist der gewaltige Krater mit Sand bedeckt, aber es bildeten sich neue Krater in der Wüste, der Widodaren, der Giri, der Bromo, der Batok. Die ersten drei griffen beim Ausbruch verzehrend in einander, der letzte blieb für sich und unversehrt. Nur der Bromo ist noch tätig und wirft dicke Rauchsäulen aus, zuweilen, — alle 7 Jahre, wie ich höre, — in Eruption ausbrechend.

Die Reisenden gehen von hier aus nach dem Moengalberg am nördlichen Kraterrand (2482 m), um an dem Moengalpasse entlang in die Sandwüste Dâsar (2160 m) hinabzusteigen. Der Bromo liegt 220 m, der Batok 270 m, der Widodaren 450 m über der Sandsee.

Den schönsten Ausblick auf die Sandwüste soll man von dem höchsten Berggipfel im Südosten aus genießen, dem Penandjaan (2770 m), der reichlich 600 m darüber liegt.

Von dem Moengal und dem Penandjaan aus soll auch der Semeroe zu sehen sein, oder der Maha-Meroe, der höchste Vulkan Java's, (3671 m), der fortwährend in Tätigkeit ist.

Wenn ich von hier aus das große Licht erblicke über den Bergen mit den leuchtenden Kohlfeldern, und die keuschen Tjemaras sich so zart von der bleiern-blauen Luft abheben, und alles so voller Freude und Leben ist, dann wird mir ängstlich beklommen bei dem Gedanken, das hinter den hohen Bergwänden des Nordens, in tiefer, klaffender Wunde, steil in dem Tal des Abgrundes, jene dürre, graue Wüste liegt mit jenem finsteren, rauchenden Vulkan, und das Weltenfeuer brüllend und prasselnd unter der Erde. Das muß wohl so sein, wie der dunkle Tod plötzlich nach dem lichten Leben, wie die

*) Eigentlich bedeutet Dâsar Grund, Boden etc., also der Boden der Sandsee, Sandsee ist Segoro Wedi.

Sünde nach der heiligen Tugend, wie das Böse, rauh und grimmig, nach dem Guten, Warmen, Weichen.

Ein deutscher Reisender benannte es denn hier auch: „Ein Paradies am Höllenrand", wie ein bekannter Geograph die Sandwich-Inseln bezeichnete. Und schon der bloße Gedanke an diese weite, unendliche Wüste, dort irgendwo hinter jenen hohen Bergwänden, mischt in die reine, lichte Freude über alles Schöne ringsum eine trübe, stets wiederkehrende Empfindung von Sterben und Vergänglichkeit und Sünde.

Manchmal, aber nur selten, steigt plötzlich eine große Rauchsäule schwarzgrau, triumphierend über die dunklen Bergkämme im Süden, emporgefahren aus dem dunklen Grund des Kraters, tief aus dem Feuerpfuhl der brennenden Erde.

*

Heute abend spähte ich von der Hotel-Terrasse hinaus in die Dämmerung, nach heftigen Regengüssen nichts erwartend als dichte schwarze Finsternis. Da plötzlich, o herrliches Wunder, eine Apotheose von Zartheit!

Durch den Regen geklärt, zum allerzartesten, sanft schimmerndsten Staat gewandelt, lag die reingewordene Abendluft leicht schwebend über der Welt, dort tief, tief unten, bebend in zerbrechlicher, vergänglicher Essenz.

Die keusche Atmosphäre der Dämmerung war ein reiner Engel-Äther über verherrlichten Regionen. Und in dieser Weihe zitternden durchsichtigen Lichtes lag die Ebene, in sanftem Abendblau, in so wunderfremden, so subtilen, so langsam sich verflüchtigenden Farben, daß es nicht mehr der Wirklichkeit, sondern einer göttlichen Vision glich.

Der Ardjoena, in kaum sichtbarem, unbestimmtem Blau, hob sich mitten im schwebenden Dunst in unbestimmten Umrissen von dem Dunkel des Himmels ab, und die jungfräuliche Linie, die von seinem hohen Gipfel langsam in die Fläche hineinträumt, um sich dann wieder leise an dem keuschen Penanggoenan-Kegel emporzuschmeicheln, zitterte durch die Luft in weicher Zartheit, wie eine unbestimmte Melodie . . . . .

Ich starrte und starrte und vermochte es nicht zu glauben, daß meine Welt so schön sei. Und meine Seele schaute die Seele dieser Abendlandschaft, die so ehrwürdig aufgeleuchtet in jener heiligen Stunde, die sich in so großer Zartheit wohl einen Augenblick in allerreinster Essenz geben konnte.

Dann verging es leise, in leichtem Dunst, langsam und vorsichtig, in träumerischem Zerfließen dahinschwindend . . . . So ging es von mir fort, leise wegschwebend, wie alles, was sehr schön ist, zu zerbrechlich ist, um lange Zeit zu weilen . . . . Und ein zarter weißer Nebelschleier zog langsam daher, fern aus dem Meere herauf, und hüllte alles keusch in lichte Gewänder, fein wie Engels-Schleier, in den weichen Schimmer transparenten Lichtes, unter dem zarten Schein eines milden, langsam durchbrechenden Mondlichtes . . . . .

*

Den ganzen Nachmittag hatte es geregnet. Um halb sieben Uhr machte ich noch einen kleinen Spaziergang durch die Leberallee. Der Abendhimmel hatte sich leicht geklärt, — nur hier und dort noch zarte Wölkchen — er war von einem tiefernsten Blau, ab und zu unterbrochen von roten und rosigen Wölkchen. Langsam schlenderte ich durch die mir so wohl bekannte kleine Allee.—Gedankenvoll auf dem Hügelrücken über mir steht rechts eine Gruppe stiller Tjemara's. Ihre regungslosen Federbüschel rühren sich nicht in der ruhigen Luft. Um sie ist etwas wie fromme Weihe. Sachte fallen die Regentropfen mit leisem Geräusch. Die Schluchten links sind düster; undeutlich werden die schwarzen Konturen von Bäumen im Dunkel sichtbar.

Jetzt um eine Ecke, und dann plötzlich, gerade vor einem!

Wie gewaltig wogen die dunklen Linien der Bergkämme, eine düstre Melodie im Abendblau! Überall, ringsumher, die hohen Wände, schwarz und dunkel. Seht, im Südosten die sich hoch aufschichtende Masse des Penandjaan. Ich weiß, ich weiß, dahinter liegt das bleiche Tal des Todes! Aber neben mir wieder die kleinen Tannen, mit ihren herabhängenden Federzweigen, unbeweglich. Und hört! hört! das Bächlein rauscht dort unten

in der Schlucht, ein murmelndes, süßes Geheimnis, um das niemand weiß . . . . . . . .

Hoch in den Bergen, bei Wonokitri, lacht ein Junge und jodelt hoch in die Lüfte . . . Dann alles still . . . . Und tief unten, in der Schlucht antwortet ein anderer . . . .

Seht, ein Stern blinkt in stiller Nacht, hoch in dem heiligen Dunkelblau des Abends . . . .

Es ist still nun, und ich bin so ganz allein. Fern ist aller Lärm der Welt . . .

Und während die Nacht langsam herabsinkt, inmitten jener regungslos dastehenden Bäume, unter dem rauschenden Niederrieseln der reinen Regentropfen, steigt langsam ein altes Leid in mir auf, mein Leid um die Eine, die längst verloren, aber niemals vergessen.

Und mir ist es plötzlich, als fühlte ich um mich her die Essenz von dem, was das Edelste, Immateriellste in ihr war, und was unvergänglich ist. Nein, nie, niemals würde es sterben können, und es lebt nur zitternd in der ernsten Schönheit der Welten, von der es einst ausstrahlte, in ihrem zarten, blumengleichen Körper, um dann wieder sanft hinwegzuträumen, rein und unbefleckt, in herrlichster Pracht . . . . .

*

Ich fange jetzt an, kleine Spaziergänge zu machen.

Ich nehme den Weg hinter dem Hotel, biege dann links ab nach der Leberallee, gehe gerade aus und komme an den Berriberristift und der Dessa Ledog vorüber. Dort wird der Pfad schmäler, er senkt sich und verläuft plötzlich in einem engen Talkessel zwischen hohen, massigen, schwere Schatten werfenden Bergen.

Überall, ringsum in der Höhe, erheben sich die düsteren Kolosse, mit breiten Lichtungen voller Kohlfelder und ganzen Reihen von Tjemara's. Ich sehe das alles von unten aus, klein, und voller Ehrerbietung an.

Wie ruhig und einsam hier!

Ein Bächlein kommt leise plätschernd von den Bergen herab und erfüllt die klare Luft mit seinem sanften Gemurmel . . . . . Und horch, dort unten noch ein leise murmelndes Geräusch . . . Zwei Stimmen in der Stille, so ruhig, so lieb, so bescheiden . . . .

Jetzt mal einen Augenblick hier sitzen, auf einem grauen Felsblock, das Wasser tief unter mir dahinfließend. Die heilige, schwere, schweigende Ruhe ringsum! . . . . In der Ferne nur sanfttönendes Schellengeläute. —

. . . . Fern und hoch, längs des steilen, schmal sich hinaufwindenden Bergpfades von Ngadiwono, kommt ein Pferdchen, beladen mit Gras, vorsichtig dahinschreitend . . . Wie ernst klingt das Glöcklein an seinem Halse! . . . .

Wie stattlich stehen die stillen, weißen Farren an den Abhängen, ihre luftig-schwankenden Fächerwedel weit ausbreitend! Wie innig streben die schlanken Tjemara's zum Licht empor.

Und die Luft, die herrliche, erquickende, stärkende Gebirgsluft! Man fühlt tief atmend frisches Leben in sich einströmen.

Die Kühle, der Friede, die Reinheit, die Ruhe!

Oh, wie danke ich Dir von Herzen, Dir, der Du all' dies gespendet, Dir, der Du diese Wohltaten so verschwenderisch ausgestreut! . . . . Lausche, lausche dem leisen Murmeln des Bächlein's, das in freudig rauschendem Rhythmus die Felsen hinabstürzt und die Luft mit seinem lieblichen, melodischen Geräusch erfüllt.

Habe ich es denn nun endlich gefunden?

Nichts als dies . . . der blaue Sommerhimmel, die guten Berge, die heiligen Bäume, die dem Lichte zustreben, und das wogende Grün . . . . .

Dies ist das wahre, schlichte Leben. Ich bin ein ruhiges, reines Kind der Natur. Ich bin wie ein Baum, wie eine weiße Blume in all' dieser Schönheit.

Und meine gute Mutter neigt sich leise über mich, licht und lieblich . . . . . .

(Fortsetzung folgt)



## Sankt Georg

Auf meiner Brust
ihr furchtbarer Leib,
mich umringelnd, umzüngelnd.
Ihre Augen, phosphorfunkelnd,
glimmern in meine.
Mit nachtschwarzem Fittich
umpeitscht sie mein Haupt.

Hilf mir, Sankt Georg,
töte den Lindwurm,
der über mir kauert,
die Würgerin Schwermut. —
Weh, du vermagst es nicht
— zwischen Wurm und Retter
türmen sich Schranken,
und Schranken sind heilig!

— Und wegen der Schranken
verblutet die Seele!

Hermione v. Preuschen.

## Die schlafenden Ritter.

Uns hat die Nacht ein Geschenk gedichtet,
hat uns eines Schlosses Pracht sorgsam aufgerichtet.
Und der Zinnen Macht, die Mauern lächeln sacht
und in der Nacht so fahl
wie eines Mädchenleibes matter Milchopal.
Und wie eines Weibes
stummes Locken rufen der Treppen Marmorstufen
in einen weiten Saal.
Da schläft auf Marmorbänken,
das Haupt in den Handgelenken,
müde von vielem Denken,
der Ritter reiche Zahl.
Neben jedem einen ruht ein Goldoval,
ist es wie ein Scheinen von einem Goldpokal,
und wie ein leises Weinen nach eines Schwertes Strahl,
nach eines blanken, feinen Schwertes schlankem Stahl.
Da spielt mit einemmal und matt
eine scharfe Qual auf einer großen Harfe,
die keine Saiten hat.

Jacques Hegner.

## An M. W. S.

In deinen Augen lebt ein blutiger Traum,
ein Traum von roten Rosen, roten Wunden.
Noch schläft er fest. Du spürst sein Rätsel kaum,
noch hast du nicht den Weg zu ihm gefunden.

Doch manchmal wachen leis die Bilder auf,
die Seele füllend mit dem roten Glanze.
Aus dunkeln Tiefen steigt Salome dann herauf,
das Haupt des Täufers auf der blutigen Lanze.

Sie lacht dir zu, sie küßt den Mund des Toten . . .
dann tanzt sie fort. Du siehst Gewänder wehen . . .
Und wieder träumst du still von Rosen, Wunden roten . . .
. . . Sieh! Diesen Traum hab ich in deinem Aug gesehen.

Maximilian Schick.

## Aus der Flamme.

Du blasser Ball,
der durch den Nebel bricht,
bist du die Sonne?
du das Licht,
das stark und heiß
in Wonne
uns einst umfing?
Muß alles sinken denn, was groß und schön,
kann es in Glut, kann es in Strahlenpracht nicht untergehn?
So blaß der Abend nun,
da doch der Tag geflammt?!
Nein! was der Flamme je entstammt,
soll matt und kühl nicht enden!
Groß zu leben,
oder groß zu sterben nur,
hast du, Natur,
dem Edlen freigegeben!

Leonore Frei.

## Moderne französische Lyrik

nachgedichtet von Hermann Wendel

### Taufglockengesang

(Tonmalerei)

Philister, Krämer, wenn ihr in der Nacht
mit euern Frauen kost und lacht
im Bette,
im Bette,
und an die kleinen Knaben denkt,
die eurer plumpen Lust bald schenkt
der Herrgott,
der Herrgott,
so brummt ihr fröhlich vor euch hin:
sie werden wohlbeleibt, mit glattem Kinn
Notare,
Notare.
Doch kommen eines schönen Tags
zur Welt auch Kinder andern Schlags
zur Strafe,
zur Strafe.
Es sind, die ihr nicht haben wollt,
das Haupt umwallt von Lockengold,
Poeten,
Poeten.
Denn so entsprießen, euch zum Trutz,
stets wie aus üblem Schutt und Schmutz
oft Rosen,
oft Rosen.

Jean Richepin.

Sagt nicht, ein heitres Festmahl sei das Leben;
ein blöder Tor nur spricht so und ein feiler Wicht —
sagt auch nicht: Hölle sei es ohne ein Vergeben,
so denkt ein Feigling, der zu früh zusammenbricht.

Lacht wie im ersten Lenzhauch junge Mütter scherzen,
weint wie die Flut am Strande weint und welkes Laub am Baum —
schlürft alle Lüfte und durchzittert alle Schmerzen,
dann sprecht: viel ists und doch der Schatten nur von einem Traum.

Jean Moréas.

# Duplik

Die Leser dieses Blattes mögen entschuldigen, daß ich sie noch einmal mit Herrn Stauf von der March langweile: es soll nie mehr geschehen. Ich hätte seine Replik „Dr. Schaukals Erwiderung", die ich, da sie sich einmal doch mit mir befaßte, verzeihlicherweise lesen mußte, eigentlich unbeantwortet lassen können, denn ihre Argumente, so „aus dem Zusammenhang herausgerissen" (natürlich!) und: der „Verweis", zu dem sich Herr Stauf „gewissermaßen verpflichtet" gefühlt hatte, gaben mir nicht jene erfrischende Streit-Anregung, die man scharfsinnigen Gegnern kampf- und bügelfroh dankt; aber der Schluß- und Trumpfsatz des Ergusses (vielleicht tauft Herr Stauf auch dieses sein Elaborat wie jene von mir beiläufig [im „Litterarischen Echo"] herangezogene „Abweisung" einen „Artikel") entwickelt unfreiwillig eine so köstliche Selbstpersiflage, daß ich mirs nicht versagen kann, ihn in komentierter Ausgabe etwas „niedriger" zu hängen. Herr Stauf, dem „Lenau stets teuer war" und „mit jedem Tage noch teurer wird", so zwar, daß er meinen von ihm (Stauf) nachgewiesenermaßen (siehe 2. Augustheft) mißverstandenen „Angriff" — es wird übrigens wohl noch erlaubt sein, auch über Lenau eine eigene Meinung zu haben! —, der „durch seinen Ton aufreizend (!)" wirkte, „zurückzuweisen" sich „gewissermaßen verpflichtet" fühlte (er, Stauf) und der diese „Zurückweisung" feinsinnig dahin zu„spitzt", daß er über den „k. k. Bezirkskommissär" und „Stimmungsakrobaten" (aus „Verse" 1896) im Gegensatze zu Lenau, der gottlob „nur" Dichter war, lieblich witzelt; Herr Stauf, der sich nunmehr in seiner Replik (auf mein gar nicht an seine Adresse gerichtetes „offenes Schreiben"), seine Puff-Versuche entschuldigend, auf ein verschollenes „Eingesendet" von meiner Seite beruft[1]), bitte: beruft, das ich (nicht der Dichter Schaukal, sondern der Bürger Schaukal) mit meinem Titel als meiner Adresse fertigte[2]), daran aber „gewissermaßen" die logische Folgerung („kalkuliere ich" sagt Herr St.) knüpft, ich wäre bemüßigt gewesen, auch jene Lenau- (eigentlich Castle-)Kritik mit meinem bürgerlichen Titel zu zeichnen (vielleicht auch jedes Gedicht im „Pan" oder in der „Insel" oder in der „Neuen deutschen Rundschau"??); Herr Stauf, den die Grillparzerschen Beiträge zur Litteratur oder die kritischen Notate Hebbels, Ludwigs, Nietzsches wahrscheinlich als ebensoviele „Anrempelungen" ihres Gegenstandes aufreizen; Herr Stauf, dessen Name hier, wie ich eben bemerke, öfter genannt erscheint als seit Jahren, hatte nämlich den köstlichen Einfall, seinen, sagen wir doch lieber gleich „Essay" mit den in ihrer Naivität unübertrefflichen Worten zu schließen:

„Was Herr Dr. Schaukal von „Nichts-als-nur-Schreibern, Platzverdrängern echter Talente, feilen Negozianten der Mode, dünkelhaften Geistesproleten, litterarischen Snobs" sagt [ohne Zweifel mit einem Seitenblick auf mich[3])], ist mir gleichgiltig[4]), ich bemerke nur, daß die Ursache dieser Ausfälle mir und den Lesern der Bücherkritik in den „Neuen Bahnen" nicht ganz fremd erscheint."(!!)

Da stehts, hängts vielmehr, durchschossen gedruckt, und ich winke, da mir die „Leser der Bücherkritik in den »Neuen Bahnen«" denn doch nicht als Publikum ausreichen, alles herbei, was sich gerade müßig durch die Gassen der Tageslitteratur treibt. Also: meinen ganzen Zorn gegen die „feilen Negozianten der Mode, dünkelhaften Geistesproleten usw." („ohne Zweifel" blinzelte ich, als ich diese immerhin groben Worte niederschrieb, nur nach der Seite des Herausgebers der „Neuen Bahnen", denn er stand — gesteh ichs nur — mir „in der Sonne") verdanken die Abonnenten des „Litterarischen Echo", wo besagte grobe Worte standen (einmal wieder nämlich standen und zufällig einmal gerade im „Echo") der Bücherkritik, sage BÜCHERKRITIK in den „Neuen Bahnen". Bin ich nun entlarvt? Kriech ich nicht allsogleich zitternd und mit Schande wie mit Grind bedeckt in das Mauseloch, aus dem ich pfeifend zu schlüpfen versuchte? Muß ich nicht zähneklappernd nunmehr gestehen, daß erst die „Neuen Bahnen" mir die Idee der „Nichts-als-nur-Schreiber", Platzverdränger echter Talente usw. eingaben, daß erst, seit ich Herrn Stauf über den Wogen des litterarischen Meeres schreiten sah, der Begriff des „dünkelhaften Geistesproleten" in der erkennenden aber „verspäteten" Seele aufging, daß erst die „Bücherkritik" der „Neuen Bahnen", die meine litterarische Jammergestalt wahrscheinlich in jedem Hefte in ihrer ganzen klappernden Scheußlichkeit jubelnden Lesermassen enthüllt, mir die Augen öffnete, die vor Wut und Weinen geröteten Augen, über alle, die heute in deutscher Sprache schreiben wie jene mehrfach erwähnten „Geistesproleten usw."

Zufällig habe ich gerade auf diese meine Badereise jenen Ausschnitt aus den „Neuen Bahnen" (ich danke ihn dem „Observer") nicht mitgenommen (ich führe ihn sonst stets bei mir!), der (er kam mir vor etwa 2 Monaten zu) mich als Autor der dramatischen Skizzen „Einer, der seine Frau besucht und andere Szenen" im „Sinne" der keuschen Germanenmoral des Herausgebers jener Zeitschrift (den Autor des „Artikels" habe ich leider vergessen) „behandelt".[1]) Die Leser des „Magazins", denen ich das Produkt der Tafelrunde Herrn Staufs durchaus nicht vorzuenthalten gedenke — es ist an Urbanität der Ausdrucksweise wohl unübertreffich — mögen sich bis zur nächsten Nummer gedulden, ich werde diese einzige mir zu Gesicht gelangte „Probe" der „Bücherkritik" der „Neuen Bahnen" ohne jegliches Begleitwort abdrucken lassen: sie spricht für sich — und über ein Werk, das auf den Beifall jener Lenau-Verteidiger zu verzichten gerne zugibt.

Karlsbad, im September 1903.

Richard Schaukal.

[1]) In Angelegenheit der ungenügenden Einbanddecken der Weimaraner Goethe-Ausgabe. [2]) Ich hatte damals in Mährisch-Weißkirchen meine Dienststation. [3]) Bravo, Gedankenleser! D. A. [4]) „Offenbar"!! D. A.

[1]) „Ohne Zweifel" ist diese „Kritik" nicht die erste über mich. Wie brenne ich, die andern kennen zu lernen. Was für Ansichten über „Nichts-als-nur-Schreiber usw." werden sie „offenbar" in mir neuerlich zeitigen!



# Neues vom Büchermarkt



**Karl Hans Strobl**, Der Fenriswolf. Ein österreichischer Provinzroman. Hermann Seemann Nachf., Leipzig.

An Karl Hans Strobl war sogleich bei seinem ersten Auftreten die Gabe einer unheimlichen Naturbeseelung zu beobachten. Das Buch „Aus Gründen und Abgründen", mit dem er debütierte, griff nicht nur schon ins Innerste der Menschenbrust, deckte das Herz ab und legte die Hirnschale bloß, es lauschte auch in die toten Dinge hinein (die meisten hielten sie bisher dafür), es deckte den Brunnenstein ab, und siehe da, aus allem sprach die Seele, es redete der Wind, das Wasser, der Fels, die Wolke, das Licht, alles redete mit lauter oder leiser Zunge, mit einem Schlage waren sie belebt.

Mit solch' ungeheurer symbolisierenden Kraft setzt auch der „Fenriswolf“ ein. Strobl hat ihm damit gleich eine grandiose Ouvertüre gegeben. Den Windriesen sieht man mit seiner breiten, schwarzen, gewölbten Brust, wie er über die Stadt hinbläst, die Türme schüttelnd und die Glocken schwingend: auf und nieder läßt er die grauen Fiedermansflügel klappen (jedesmal klatscht dann eine Regenböe über die Erde) und von seiner Stirn flattern die Haare in langen Strähnen über den ganzen östlichen Himmel. Über dem Eingang des Romans steht diese kolossale Personifikation einer Naturgewalt in schier eherner Größe. Man bekommt einen Begriff von den Stürmen, die über die mährische Hochebene hinwegfegen.

Denn durch den „Provinzroman“ tobt der Rassenkampf. (Die Muse möge einen Augenblick beiseite treten). Die österreichischen Brüder mußten es längst lernen, aber auch wir im Reiche sollten uns hüten, die Tschechen zu unterschätzen. Sein mutiges, männliches Eintreten hat Strobl auf eine Zinne gestellt, die ihm jetzt niemand mehr streitig machen kann. Sein erster Roman „Die Vaclavbude“ blies den Studenten Fanfare, es steckt eine aufrüttelnde Kraft darin, und wenn er auch in einen siegenden Ton ausklingt, ist doch darin dem verderblichen Wuchern eines weichlichen Optimismus ausgiebig vorgebeugt. Im „Fenriswolf“ wird dem stumpfsinnigen, faulen Bürgertum ein Licht aufgesteckt, was sage ich, Licht —, eine Reveille wird ihnen getrommelt, daß ihnen der Dreck aus den Ohren sausen müßte, wenn sie nur von ferne hinhören wollten. Der Fenriswolf, das ist der Protest gegen den kleinstädtischen rohrburger Stumpfsinn, gegen den Provinzial- und Bierpatriotismus, gegen Parteiversumpfung und Vereinsmeierei, das ist die Revolution gegen das Spießbürgertum, das lahm und verrottet hinter den Bierkrügen politisiert, das lässig und feig verhockt, anstatt in den so schwer bedrängten nationalen Dingen energisch sich zu tummeln.

Man verzeihe mir die politische Abschweifung, aber es mußte zuerst gesagt werden, daß Strobl in dem angegriffenen Stück Volkstum, dem er mit seiner Feder so wacker beisteht, zu den wertvollen Männern gehört, auf die zu zählen ist.

Stellt man also den Blick unbefangener auf das Kunstwerk ein, so bemerkt man: eine Verschlingung von seltsamen, traurigen und grotesken Lebensbahnen, ein Sichkreuzen und Vermischen von halb und ganz tragischen Schicksalen, hingestickt auf den Untergrund einer stupiden Krähwinkelgesellschaft, eines bourgeoisen Maulwurfshaufens (Rohrburg). Ganz genau sieht man in das nie erschütternde Getriebe, in den Organismus dieses Kleinlebens hinein (wenn man den zähen Brei so nennen kann); man sieht die Verzweigungen dieser Crapüle, die Verfilzungen, in denen die Vereine, die Kneipen, die Konventikel und Saufkollegien hängen. Man erlebt ihre zahmen, tristen Vergnügungen, ihre Kaffeekränzchen, ihre Feste. Wie ein Fresko von Rubens, nur nicht so vollblütig und kraftstrotzend, spannt sich über den Ausgang des Romans die Feier der Stadtgründung von Rohrburg, und in dem Getöse (das auch in den Tod des armen Klappenbach hineinhallt) ersticken die letzten besseren Regungen der wenigen Outsider, die wider den Spießbürgerstachel zu löken wagen.

In dieser Crapüle leben nun drei, vier Menschen. Ueber die beiden andern genügt es mitzuteilen, daß der eine Aesthet ist, stets auf der Jagd nach farbentiefen Reimen, mit denen er dann symbolistische Gedichte ausstatten kann, daß er hinter allen Mädchen her ist und sich gern als den poetischen Messias von Rohrburg feiern läßt. Er macht aber weder gute Verse, und Charakter hat er gar keinen. In den andern hat Strobl ein Kraftideal hineingelegt, es hält jedoch nichts und kommt über eine solide bürgerliche Anständigkeit nicht hinaus. Der vierte, ein Schmierenkomödiant, ist ein liebenswürdiger, hartgesottener Halunke. Diese und Klappenbach sind die Gründer, Mitglieder und Totengräber des Fenriswolfs.

Der wahre Wolf ist Klappenbach. (In weniger nüchternen Verhältnissen wäre ein Gilles de Rais aus ihm geworden.) So wurde er Dichter, Schriftsteller und im Nebenamte Postadjunkt. Er ist der Wau-Wau von Rohrburg. Der einzige, der einen elektrischen Funken in diese Gallerte von Dickfelligkeiten bringt, und er erlischt. Mit diesem Hunger nach Ruhm, nach Betätigung, ist er in den Schleim hineingebannt und muß elendiglich darin verkümmern. Ein Drama, einen Roman schickt er hinaus, wenn er nur einen Hauch von Anerkennung spürte, brauchte er nicht zu sterben. So verreckt er wie ein angespieener Hund in Vergessenheit. Und war doch ein ganzer Kerl. Auch in seiner souveränen Verbissenheit, in seiner göttlichen Bosheit. In dieser Figur hat Strobl dem armen unglücklichen österreichischen Lehrer und Schriftsteller, Josef Trübwasser, der direkt an der Verbohrtheit und Mißgunst seiner Zeitgenossen zugrunde ging, ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Es hätte schon längst von der Technik Strobls die Rede sein sollen. Er ist Impressionist vom reinsten Wasser. Die Eindrücke, die vor ihm flattern, fängt er im Flug und bannt sie zum Stillstand. Er beschreibt nicht mehr, er gibt die Visionen, die Gegenstände und Ereignisse in seinem Geiste zurücklassen, der Extrakt einer Erlebniskette ist ihm gerade gut genug, um ihn vor den Leser hinzulegen. Die Grausamkeit dieses konzentrierten Realismus greift ans Herz, läßt man diese beispiellos pointillistischen Schilderungen an sich vorübergleiten. Die Gespräche verlieren den Atem, überstürzen sich fast, aber man weiß jedesmal genau, wer redet, und erhält eine Charakteristik der Situation in drei Worten, wo andere drei Seiten schmieren und doch Null herauskommt.

Eins noch liegt mir am Herzen: Der Roman enthält zweifellos gelebte Partien. Hier ist nun die Kraft der Empfindung erstaunlich, mit der Strobl in seiner Phantasie offenbar vergangene Zustände und Gefühle wieder heraufzuheben, plastisch vor sich hinzustellen und dann auf die intensivste Wirkung hin zu komponieren versteht. Als impressionistischer Roman braucht der „Fenriswolf“ nicht den Vergleich mit den modernsten zu scheuen.

Karl Hans Strobl ist ein Dichter. Er ist auch eine Hoffnung für unser nationales Leben. Da kann sich nun jeder entscheiden. Wohl dem, der beides verstehend und liebend umschließt. Andreas Franken.

**Martin Buber**, Jüdische Künstler. Jüdischer Verlag, Berlin 1903.

Vorliegendes Unternehmen verdient unsere wärmsten Sympathien. Schon die äußere Ausstattung, der einfach geschmackvolle Einband, die einfache und vornehm-harmonische Gestaltung des Inneren, nehmen sofort für die Publikation ein. Vor allem aber ist es rühmend hervorzuheben, daß die Verfasser es ebenso klug wie taktvoll verstanden haben, die Rassenfrage völlig hinter der künstlerischen verschwinden zu lassen und die Künstler einzig und allein von letzterem Gesichtspunkte aus zu betrachten. Unsere sog. deutsch-nationalen Publikationen könnten sich an dieser objektiven Betrachtungsweise ein nützliches Beispiel nehmen. Nur Georg Hermann hat hier eine bedauerliche Ausnahme gemacht. Es werden 6 Künstler behandelt: Israëls, Lesser Ury, E. M. Lilien, Max Liebermann, Solomon J. Solomon, Jehudo Epstein. Das beste Stück des Buches ist der Essay über Israëls, den der Berliner Kunstkritiker Fritz Stahl verfaßt hat. Ich liebe Fritz Stahl nicht — seine absprechend diktatorische Art ist mir zuwider — und habe dieser Antipathie schon öfters offen Ausdruck gegeben. Aber hier muß ich anerkennen, daß wir es mit einem stilistischen Meisterstücke, einer unglaublich feinen und poetischen Charakteristik zu tun haben, das durchaus ebenbürtig neben dem bekannten Silbermannschen Meisteraufsatze über Israëls steht. Ich

möchte mehr dergleichen von Stahl sehen. Als zweiter wäre Gold zu nennen, der in seinem Aufsatze über Lilien sich alleräußerster Kritik befleißigt und grade dadurch die Bedeutung dieses hervorragenden Künstlers erst in das rechte Licht rückt. Der Aufsatz über Ury von Martin Buber erfreut durch seine feingeprägten, schönen Worte, wenn auch die Ansichten des Verfassers anfechtbar sind, und Franz Servaes versteht es im Essay über Jehudo Epstein in seinem bekannten, prächtigen Stile mit wenigen Worten vieles zu sagen. Nur einen Artikel hätten wir in diesem schönen Buche lieber nicht gesehen: den stilistisch ebenso mangelhaften wie inhaltlich törichten über Max Liebermann aus der Feder Georg Hermanns. Hier wird der Leser gut tun, sich lediglich an die trefflichen Abbildungen zu halten und die leeren Redensarten eines unfähigen Kritikers zu überschlagen. Dem großen Meister Max ist damit kein Dienst geschehen.

Lothar Brieger-Wasservogel.

**Marianne Müller-Paland**, Dornröschens Lieder. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig.

Warum nun eine gute deutsche Hausfrauenseele sich mit diesem Buch so exponiert, daß man sie albern und banal nennen muß?

„Und nie würd' grämen mich, daß Menschen mir nicht huld'gen.
Gern, glaubt es mir, will ich zum Tode mich geduld'gen.
Ich dichte."

Wir glauben's ja, und haben keine störenden Absichten. Auf der ersten Bank links im deutschen Dichterwald werden Sie Frau Friederike Kempner treffen. Nehmen Sie Platz an ihrer Seite. Sie ist beinah ebenso unterhaltend.

Alfons Paquet.

**Benno Rüttenauer**, Larissa. Roman einer Tänzerin. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. 2.—.

Benno Rüttenauer ist ein feiner Kopf. Als Kunstkritiker hat er uns schon manches schöne Buch gegeben. Heute kommt er als Erzähler.

Vor Jahresfrist erschienen die Aphorismen, die er mit feinem Verständnis aus Stendhals Werken zusammengestellt hatte. Mich dünkt, manches in dem heutigen Buche ist unter dem Einflusse jener Werke entstanden. Mit Stendhal teilt Rüttenauer auch die Vorliebe für die instinktsicheren Italiener, in denen noch wahrhaft große Leidenschaften leben, und die vor nichts zurückscheuen, wenn sie etwas zu erreichen beschließen.

Von einer solchen Italienerin und ihrem Leben, dessen einziger Traum der Gedanke der Rache war, erzählt dieses Buch. Es ist geschickt komponiert und verrät in den einzelnen Aperçus einen klugen Verfasser, so namentlich in den wirklich schönen Worten, die er den Staatsrat Poppow über Musik und Tanz sprechen läßt.

Maximilian Schick.

**Karin Michaelis**, Liebe. Erzählungen. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig.

Ein wunderleises Buch ... An einem nebelweißen Tage muß man es lesen, wenn draußen nasse Schleier alles eingehüllt haben, und ein ganz feiner Sprühregen fällt ... Und im Zimmer muß es still sein ... ganz still ... Und irgendwo muß eine Uhr ticken ...

Und wenn man es dann aufschlägt, dann blicken einem von jeder Seite Augen entgegen, die so groß und so unsäglich traurig sind; Augen, die das Lachen nie gekannt und das Weinen verlernt haben.

Zehn Novellen. Fast alle dem Alltag entnommen. Aber über ihnen allen schwebt der feine, nasse Nebelduft, der selbst die häßlichste Wirklichkeit zu einem zarten Märchen wandelt. Keine Leidenschaften durchbeben dieses Buch, keine Kämpfe, kein Ringen malt sich auf diesen Blättern. Nur eine stille Traurigkeit, die Trauer der nassen Herbsttage, die Trauer der Resignation, die zu entsagen gelernt hat.

Einmal nur flackert die Leidenschaft auf, in der Sage von „Vikings Braut". Aber auch sie erlischt, ohne zu jähem Brande aufzulodern ... Und wieder Nebel ... Totenstille ...

Es ist das Buch einer großen Künstlerin ... Nur eine aus dem grauen Norden konnte es geschrieben haben ...

Maximilian Schick.

## Bücher- und Zeitschrifteneinlauf:

(Eingesandte Bücher und Zeitschriften werden stets hier angezeigt, Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen.)

**Dr. Benno Diederich**, Von Gespenstergeschichten, ihrer Technik und ihrer Litteratur. Verlag von Schmidt & Spring, Leipzig 1903. Geb. M. 5.—.

**Ellen Walter**, Die Wagnerkette. Eine moderne Liebesnovelle. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. 1.—.

**Berthold Auerbach**, Spinoza. Ein Denkerleben. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

**Friedrich Werner von Oesteren**, Die Wallfahrt. Eine Erzählung aus Galizien. Carl Reißner, Dresden 1903.

**W. Gläser**, Bruchstücke zur Kenntnis der Lübecker Erstdrucke von 1464—1524 nebst Rückblicken in die spätere Zeit. Verlag von W. Gläser, Lübeck 1903.

**Karl Hans Strobl**, Der Fenriswolf. Ein österreichischer Provinz-Roman. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. 4.—.

**Benno Rüttenauer**, Larissa. Roman einer Tänzerin. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. 2.—.

**Richard Schaukal**, Sehnsucht. Verlag der Deutsch-Französischen Rundschau, München.

**Richard Schaukal**, Das Buch der Tage und Träume. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. 3.50.

**Ruth Bré**, Das Recht auf die Mutterschaft. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig. 75 Pf.

**Adele Schreiber**, Kinderwelt und Prostitution. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig. 2. Auflage. 30 Pf.

**Dr. Roman Rheinisch**, Was hast du an der evangelischen Kirche? Germania, A.-G., Berlin 1903.

**Dr. Aloys Rob. Schlismann**, Beiträge zur Geschichte und Kritik des Naturalismus. Lipsius & Tischer, Kiel. M. 4.—.

**Gerhard Ouckama Knoop**, Das Element, Roman. Insel-Verlag, G. m. b. H., Leipzig.

**Ottokar Stauf von der March**, Litterarische Studien und Schattenrisse. I. Reihe. E. Piersons Verlag, Dresden 1903.

**Willy**, Claudines Schuljahre. Verlag von G. Grimm, Budapest 1902. M. 3.—.

**Karl Schillers** Handbuch der deutschen Sprache. In 2. gänzlich umgearbeiteter und vermehrter Auflage herausgegeben von Dr. Friedrich Bauer und Dr. Franz Streinz. Lieferung 6—10 à 50 Pf. A. Hartlebens Verlag, Wien.

**Max Wetter**, Altrheinische Geschichten und Schwänke. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1903. M. 2.50.

**Verlagskatalog von Axel Juncker**, Stuttgart. Mit 14 Bildnissen.

**Frauen-Rundschau**, Leipzig. Heft 18, 19, 6. Jahrg.

**Freistatt**, München. Heft 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 5. Jahrgang.

**Die Feder**, Berlin. Nr. 102, 103, 4. Jahrgang.

**Heimgarten**, Graz. Heft 12, 27. Jahrgang.

**Neue Bahnen**, Wien. Heft 17, 3. Jahrgang.

# Mitteilungen an unsere Leser

Der Gesamtauflage dieses Heftes liegt ein offener Brief von Ruth Bré bei, die sich auf 24 Seiten gegen die Besprechung wehrt, die ihrer Broschüre „Das Recht auf die Mutterschaft“ von Seiten der „Lehrerin“ zuteil wurde. In ihrem „Recht auf die Mutterschaft“ (Verlag der Frauen-Rundschau in Leipzig, Preis 75 Pfennige) fordert die pseudonyme Verfasserin, daß jedem Weibe, ob verheiratet oder nicht, das Recht zugestanden werde, Mutter werden zu dürfen, und namentlich für die Lehrerin nimmt sie dieses Recht in Anspruch. Im nächsten Heft des Magazins wird sich Frau Opernsängerin Materna vom Standpunkt der Bühnenkünstlerin aus über dieses Thema äußern.

Ferner sei darauf hingewiesen, daß mit diesem Heft eine neue Beilage für die Abonnenten beginnt, und zwar liegt diesem und den folgenden Heften des Magazins für Litteratur je ein Bogen der Calandria, einer Komödie von Kardinal Bibbiena bei, in einer Übersetzung von Paul Seliger. Die Einleitung von Seliger und einen Prolog von Castiglione werden wir als letzten Bogen liefern. Kardinal Bernardo Dovizi, nach seinem Geburtsort Kardinal Bibbiena genannt, der geschickte Staatsmann und einer der lustigsten Gesellen am lustigen Hofe Leos X., steht an der Spitze der Schwankpoeten, die in ihrer frechen Ausgelassenheit, die sich an der Erzählung üppiger und frivoler Geschichtchen, Kupplerinnen-Verführungs- und Ehebruchsstückchen erbaut, überaus charakteristisch für die Zeit ist. Seine Calandria lehnt sich an Plautus „Menaechmi“ an und wurde 1518 im Vatikan mit großer Pracht aufgeführt, wobei der Papst und die Kardinäle ihrer hellen Freude über das Stück — vielleicht auch nur über die etwas derben Zoten und verfänglichen Situationen — kaum laut genug Ausdruck geben konnten. Jedenfalls ist das Stück durch seinen Aufbau, durch alles, was die dramatische Technik anbelangt, durch die Knappheit und Energie der Sprache, durch die geschickte Verwirrung der Handlungsfäden und durch die spannende Entwirrung der Intriguen als eine der ersten Komödien aus der neueren Zeit gleichzeitig das Vorbild der neueren Komödie.

Endlich sei darauf aufmerksam gemacht, daß wir für die letzte Beilage des Magazins, für die Gespräche über die weibliche Schönheit von Agnolo Firenzuola, eine geschmackvolle Einbanddecke haben anfertigen lassen, die man für 75 Pfennige in allen Buchhandlungen, oder, wo der Bezug auf Schwierigkeiten stößt, von der Geschäftsstelle des Magazins für Litteratur in Leipzig-Reudnitz erhält.

# Fußnoten

1. Die Bagatelle „Gastbetten“ in Nr. 11 (2. Septemberheft) — entstanden in der Zeit (1895/96) meiner Streifzüge im Reiche der „Zwanzigjährigen“ — entstellt ein einziger Druckfehler, aber mit der Wirkung, daß er sie ganz einfach „umbringt“. In der 16. Zeile heißt es nämlich: „Und sie werden mit uns ruhig dort schlafen“ statt: „müd und ruhig“. Der „Witz“ des „Kultur- und Sittenbildes“ steckt in diesem einen Satze, der die Seelenroheit jenes „Sohnes aus guter Familie“ — Turi nannte ich den Bengel — gelassen unterstreicht. (Und diese „Gelassenheit“ des Vortrages rechtfertigt einzig und allein die Wiedergabe der seinem Stoffe nach immerhin belanglosen Skizze.)

2. Meine „Erwiderung“ im 2. Augustheft weist zwei grobe Druckfehler auf: S. 287, letzte Zeile v. u. (2. Spalte) soll es statt „ein zum Niveau“ „kein“ usw., S. 288, Zeile 27 von unten (1. Spalte) statt „vorzutragen“ „vorgetragen“ heißen (und man setze der Deutlichkeit halber nach „Gedanken“ und nach „vorgetragen“ je einen die Apposition trennenden Beistrich; bei dieser Gelegenheit wäre etwa auch der Strichpunkt Z. 32 von oben [1. Spalte] nach „können“ in einen Beistrich zu verwandeln.)

Karlsbad, 29. September 1903.

Dr. Richard Schaukal.

## Auch eine Fußnote, aber nur eine ganz kleine, zu unserm lieben Mitarbeiter Dr. Richard Schaukal.

Da muß man die Druckerei und unsre Redaktionskorrektoren denn doch in Schutz nehmen. Dr. Schaukal schreibt nämlich die reinen Hieroglyphen. Wenn ein Manuskript von ihm einlangt, ist immer große Redaktionsversammlung, alles was lesen und nicht lesen kann, wird zusammengetrommelt, und es geht ans Rätselraten. Was wunder, daß man auch einmal vorbeirät! Und man erzählt sich, daß die Setzer gelabt werden müssen, wenn sie eine Seite Schaukalscher Schönschreibekunst in Gutenbergsche Runen übertragen haben. Man versteht so mit einer Art Wollust Goethes Wort: „Die guten Leute wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe gekostet, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen, daß ich am Ziele wäre.“ Wir gehen also jetzt mit dem festen Entschluß um, einen Säugling zu engagieren, der sich bis zu seinem hundertsten Jahr mit dem Studium der Schaukal-Entzifferung zu befassen hätte und hoffen, daß wir und unsre Urenkel dann eine sichere Instanz für Schaukal haben werden. Denn — um ernst zu werden — bei aktuellen Arbeiten, wie doch die Erwiderung eine ist, und bei einer noch so feinen, aber „ihrem Stoffe nach immerhin belanglosen Skizze“ wie die Gastbetten eine darstellen — ist es schwer möglich, zu warten, bis der verehrteste aller Doktoren die Korrekturen erledigt hat, die man ihm zuzusenden nicht unterläßt.

H.

Soeben erschien:

**Ein neuer Dichter!**

# Der besessene Magister

## Erzählung aus dem alten Nürnberg

## von Hermann Bessemer

**Preis broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark**

„Wer, von dem mondainen Aufputz und schlimmen Deutsch unserer meisten „modernen“ Romane angewidert, von der wüsten Langeweile des „Jörn Uhl“ schläfrig gemacht, sich sehr nach einer knappen, wuchtigen Diktion, sehr nach einer schlichten, unverzärtelten Begebenheit sehnt, wird in diesem Buche erstaunt, entzückt Erfüllung vieler Wünsche finden. Das alte Nürnberg steht darin auf mit seinen giebeligen, deutschen Fassaden, harte, zopfige, krämerische Bürger gehen in seinen Gassen, und der gelehrte Magister Virgil Donelius erlebt ein gespenstisches, brutales Schicksal darin, das umloht wird vom Gleißen des lockenden Goldes und von den Flammen eines brennenden Grabes. Es ist verraten: Der Magister Donelius stirbt an seiner Sehnsucht nach der Erzeugung des Goldes. Aber wie sich ihm dies fügt, wie seine Sehnsüchte, gewissermaßen aus ihm hinausprojiziert, leibhaftige Figuren werden in adretten Junkerkostümen, Schwindler mit einer Feder am Hut, Teufel mit Goldschimmer in den Händen; wie er in seinen Erfindungsdurst förmlich hineinwächst und, gestachelt von den blöden Nürnberger Ratsherren, die ihm immer nur den Satan an den Leib reden, am Ende wirklich dem Teufel des furchtbarsten Wahnsinnes verfällt: das muß man im Buche selbst nachlesen. Eine Sprache, hart, geschweißt, sozusagen knochig, furcht sich in diese Ereignisse. Der Chronist steht dahinter mit einem kalten, unbeweglichen Antlitz, bei allen jagenden Qualen unerschüttert. Darum sind die Bilder, die er zeichnet, nur scharf und grausam, nicht herzlich. Der böse Chevalier mit seiner galanten Gaunermiene, die hinkende Ursel, des Magisters Wirtschafterin, endlich der Magister selbst, anfangs ein behäbiger Forscher, später umwirrt von flatternden, im Wahnsinn gebleichten Haaren — die Gestalten steigen von einem altertümelnden, strengen Holzschnitt, alle ohne Lieblichkeit, Sanftmut, Süße. In dieser Erzählung ist wenig von Liebe, viel von Haß, es ist eine ganz und gar unlyrische, förmlich antilyrische Epik. Am Ende meint man, einem alternden Nürnberger gelauscht zu haben, der aus dunkeln Winkeln seiner Vaterstadt und aus den gespenstisch flimmernden Produkten chemischer Versuche seinem großen Erzählertalent Nahrung zugeführt habe. Aber von all diesen Vermutungen ist nur das Erzählertalent haltbar. Der Dichter dieses Buches ist weder ein Nürnberger, noch altert er, noch hat er je der chemischen Wissenschaft gedient. Aber er ist ein Jüngling, auf den wir hoffen dürfen, und der, rafft er sich einst zusammen und hat er sich ganz durchtränken lassen von den süßen, geheimnisvollen Lieblichkeiten des Lebens, uns einen großen, deutschen Roman schreiben wird.“ Hans Müller, Brünn, im „Mährisch-schlesischen Korrespondent.“

**Von Hermann Bessemer**
erscheint demnächst im Magazin-Verlag Jacques Hegner zu Leipzig:

## Der Mann mit dem Spiegel

Roman

Preis brosch. 4 Mk., gebd. 5 Mk.

## Goethes Wirkung in der Welt-Literatur

### (Goethe, Byron und Madách)

### von Professor Dr. Abel von Barabás

Preis Mk. 1.50

Diese treffliche Schrift gewährt eine deutliche und für den vollen „Begriff Goethe“ ungemein wertvolle Vorstellung von der Weltbedeutung der Goetheschen Persönlichkeit, ist flüssig zu lesen und besonders unterhaltsam da, wo sich der gelehrte Verfasser gegen die Kleinlichkeitskrämer der Goetheforschung wendet, die „genau wissen müssen, ob Goethe Pantoffeln oder Schuhe an seinen Füßen gehabt hatte, als er diese oder jene Zeile geschrieben hat“. — Wenn diese Schrift also auch darüber keine Aufschlüsse gibt, um so mehr und Wertvolleres gibt sie über Goethe selbst und über die ihm „wahlverwandten“ Seelen.

## Feminismus und Wissenschaft

### von Johanna Elberskirchen

Preis 30 Pfg.

Eine scharfe Entgegnung auf Dr. Möbius' Behauptungen vom physiologischen Schwachsinn des Weibes. Mit beweiskräftigen Argumenten sucht die bekannte Züricher Medizinerin ihrem Kollegen beizukommen und tut somit allen einen Dienst, die schon zu zweifeln begonnen haben und zu verzweifeln an der Frauensache.

## Brautstandsmoral

von Dr. Robert Michels
Preis 30 Pfg.

Eine scharfe Abwehr der heute üblichen Brautstandsmoral. Der Verfasser zergliedert das Unsittliche, das darin liegt, bei den Brautleuten auf der einen Seite um alles in der Welt die Sitte und den Anstand aufrecht zu erhalten, auf der andern Seite ihre Begierden durch Vorbereitungen mannigfachster Art aufs unglaublichste zu reizen.

*Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. Wo der Bezug auf Schwierigkeiten stösst, wende man sich an die Geschäftsstelle des Magazin-Verlags in Leipzig-Reudnitz.*

# William Morris in Deutschland

## Neues aus Nirgendland

**Ein Zukunftsroman**

**Preis: Br. M. 6.—, geb. M. 7.50.**

„In diesem utopistischen Romane webt ein glückseliges Träumen. Die Phantasie eines demütigen Schönheitsdieners, der Künstler zugleich und Kind ist, der einmal, im Geist wenigstens, sein Luftschloss erbauen will, spinnt den Faden zu dem Gespinst einer idealen Gesellschaft, die von jeder staatlichen und klösterlichen Tradition am freiesten ist. Und die Menschen haben die Zeit und die Sorglosigkeit, sich schöne Wohnungen zu bauen. Not und Elend ist vorbei, das goldene Zeitalter brach herein, Arbeit ist Genuss und Genuss Arbeit. Das Schaffen ward Lust, und der Hymnus an die Freude tönt auf den Feldern, die wie Gärten sind und deren Ernten zu Festen werden."

## Die Geschichte der glänzenden Ebene,

**auch das Land der Lebenden oder das Reich der Unsterblichen genannt**

**Preis: Br. M. 3.—, geb. M. 4.—.**

„Dies ist der letzte Roman des grossen Dichters, Sozialpolitikers, Malers und Kunstgewerblers. Auch der trefflichste Maler könnte das selige Land, die elysischen Gefilde und die ewige Menschensehnsucht danach nicht glühender und heroischer erstehen lassen, als Morris in diesem Roman. In ihm hat er das tiefe, unvergängliche Symbol der Lebensverjüngung, den Willen zur ewigen Jugend eingekleidet, Bilder auferweckt, die über der Jugend des englischen Volkes leuchten, grossartige Bilder aus der normannischen Zeit, aus der Jugendzeit jeden Volkes, über die eine Ruhe und ein sanfter Frieden ausgebreitet sind, die sich jedem Leser wunderbar mitteilen."

## Aesthetisches

**Die Kunst und die Schönheit der Erde**

Preis auf Bütten M. 2.—.

**Die Kunst des Volkes**

Preis auf Bütten M. 2.—.

**Die niederen Künste**

Preis auf Bütten M. 2.—.

**Die Aussichten der Architektur in der Civilisation**

Preis auf Bütten M. 2.—.

## Soziales

**Wie wir aus dem Bestehenden das Beste machen können**

Preis auf Bütten M. 2.—.

**Zeichen der Zeit**

Preis: Br. M. 3.—, geb. M. 4.—.

**Die Schönheit des Lebens**

Preis auf Bütten M. 2.—.

**Wahre und falsche Gesellschaft**

Preis M. 1.—.

## Kunstgewerbliches

**Kunstgewerbliches Sendschreiben**

Preis auf Bütten M. 2.—.

**Ein paar Winke über das Musterzeichnen**

Preis M. 2.—.

**Gewebe und Stickereien (Arts and Crafts Essays V)**

Preis Mk. 2.—.

Ausführliche Prospekte über Morris, Crane u. a. berühmte Engländer verlange man von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig, Goeschenstr. 1.

„Morris verkörpert eine Rolle in der Menschheit, wie niemand vor ihm sie verkörpert hatte. Eine so umfangreich vielfältige und erdrückende Rolle, dass man schon den Schwindel bekommt, wenn man nur an die Summe Arbeit denkt, der er sich hingeben musste. Man denke doch, ein Mensch, ein einziger Mensch, der ein vollendeter Dichter war, ein vollendeter Kunsthandwerker, geübt in allen Gewerben, und der ausserdem noch ein fertiger, aufrichtiger und tätiger Sozialist war. Dieser Mensch bedeutet eine künstlerische und moralische Suggestion zu gleicher Zeit; er erscheint aufgestanden als ein allerletztes Beispiel, als ein Mahnruf an das Gewissen und an den Sinn der Kunst." Professor Henry van de Velde.

Für die Redaktion verantwortlich: J. Hegner. — Geschäftsstelle: Magazin-Verlag in Leipzig-R. Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. Alle Zuschriften sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des Magazin für Litteratur Magazin-Verlag (J. Hegner), Leipzig-Reudnitz.

# Das Recht auf die Mutterschaft

ist ein Verlangen, das zumal von den älteren Mädchen aller Stände und aller Kreise, die sich in ihrem Glück betrogen sehen, immer dringlicher aufgestellt wird und immer weniger kurzer Hand abgelehnt werden kann. Am besten hat das bis heute Ruth Bré zusammengefasst in ihrer Schrift: **Das Recht auf Mutterschaft** (Preis 75 Pf.), in der sie die Prostitution, die Frauen- und Geschlechtskrankheiten dadurch aus dem Gesellschaftskörper zu scheiden sucht, daß sie die Möglichkeit eines freien Zusammenlebens von Mann und Frau verficht, die infolge mangelnder Mittel und anderer Gründe meistens nicht in der Lage seien, zu heiraten und dann sich und anderen zu Schaden lebten.

Die Breslauer Zeitung äußert sich über diese Schrift: „Noch immer ist die Frau die größte Feindin der Frau und steht weit starrer und erbarmungsloser, als die in dieser Hinsicht wirklich viel milder denkenden Männer, auf dem Gretchenstandpunkte:

„zu schmälen,
wenn tät ein armes Mägdlein fehlen!
Wie schien mir's schwarz und schwärzt's noch gar,
Mir's immer noch nicht schwarz genug war!"

In tapferer und freimütiger Weise kämpft Ruth Bré, eine in Breslau lebende Schriftstellerin, für das „Recht auf die Mutterschaft". Mit ebenso viel Fleiß wie Belesenheit trägt sie ihre Argumente zusammen in einem „Rückblick auf die Entstehungsgeschichte unseres Sittengesetzes", bespricht dann den „inneren Zusammenhang zwischen der verbotenen Mutterschaft, der Prostitution, den Frauen- und Geschlechtskrankheiten" und schließt mit einem „Blick in die Zukunft". In ihr soll nach der Meinung der Verfasserin jeder Frau das Recht auf die Mutterschaft, sei es in bürgerlicher, sei es in freier Ehe, zustehen, weil nur durch sie das Weib zu ihrer höchsten Entwicklung kommt. Was in psychischer Beziehung, was in Bezug auf den eminenten ethischen Einfluß, den eine solche Neuordnung der Dinge auf das Weib und mittelbar auch auf den Mann ausüben würde, angeführt wird, ist schlagend und beweiskräftig."

Die Breslauer Morgenzeitung schreibt: „Das Recht auf die Mutterschaft" ist eine Zeit- und Streitschrift, die bei allen Anhängern der Frauenbewegung stärksten Widerhall erregen wird. Das kleine Buch ist ein menschliches Dokument von Bedeutung, das von jedem Unvoreingenommenen als Aufschrei gequälter Frauenseelen empfunden werden wird, deren Sehnsucht, Mutter zu werden, unter den heutigen Verhältnissen keine Erfüllung findet."

Druck von E. Haberland, Leipzig-R.






## Inhalt.



MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-REUDNITZ

# Das Magazin für Litteratur

**72. Jahrgang**

**Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin**

Erscheint am 5. und 20. jeden Monats.

## Abonnementsbedingungen:

pro Jahrgang 12 Mark
pro Halbjahr 6 Mark
pro Quartal 3 Mark
Einzelheft 50 Pfennige.

Zu beziehen ist das „Magazin für Litteratur“ durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4743 der Postzeitungsliste), sowie direkt vom Magazin-Verlag in Leipzig-Reudnitz. Im letzteren Falle erhöht sich der Abonnementspreis bei direkter Zusendung unter Kreuzband auf M. 3,30 pro Quartal.

---

**Wir bitten unsere Leser, für unser Blatt Freunde zu werben und versenden Probenummern gratis und franko an jede uns aufgegebene Adresse.**

Magazin-Verlag Leipzig-Reudnitz.

---



---

Alle Zuschriften, das „Magazin für Litteratur“ anlangend, sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des „Magazin für Litteratur“, Magazin-Verlag J. Hegner in Leipzig-Reudnitz. Redaktion und Verlag des „Magazin“ übernehmen Verantwortung für eingesandte Manuskripte nur dann, wenn sie richtig adressiert sind (an: Magazin-Verlag J. Hegner, Leipzig-Reudnitz); Rücksendung erfolgt nur, wenn zureichendes Porto beigelegt ist. In die Rubrik „Büchereinlauf“ werden alle bei der Redaktion eingehenden Bücher und Drucksachen mit aufgenommen, doch verpflichtet sich die Redaktion in keiner Weise zur Besprechung von allen Einsendungen.




# Freier der Wahrheit

von Dr. S. Friedländer



Als Kant, der trockene Schleicher, den berühmten Mord — Meuchelmord, wenn man will, — an der Wahrheit begangen hatte, jener ehrwürdigen nämlich, die schon schrecklich alt und viel zu unsterblich geworden war, so daß sie sich nur noch durch lauter theologische Kraftbrühen bei Lust und Liebe erhielt: Wie erschrak er da innerlich! Wie gab er sich Mühe, so unheroisch wie möglich auszusehen! Welche possierliche Geschäftigkeit begann er zu entfalten, bloß um sich und andere glauben zu machen, es sei alles beim Alten geblieben und die Selige befände sich im Jenseits vortrefflich!

Sich gründlicher nach der Verblichenen umzutun, fiel erst Herrn Schopenhauer ein. Freund Charon brachte ihn gegen ein anständiges Douceur über den Fluß Lethe, und Arthur begab sich nach dero Grabkämmerchen.

Kriegte aber einen Teufelsschreck: Die Dame erwies sich als derart lebendig, hitzig, furios, bezeigte auch eine derartige Lust, ihn zu ehelichen, daß der eingefleischte Junggesell Hals über Kopf davonstürzte und, diesseits angelangt, in eine schauerliche Jeremiade über Weib und Welt ausbrach.

Man wunderte sich allgemein, daß die sonst so behaglich scheinende Dame, durch Arthur aus ihrem von Kant herbeigeführten Scheintode aufgerüttelt, ihre Gemütlichkeit abzulegen drohte. Schopenhauern erschien sie à la Meduse. Zwar fand er sie recht musikalisch, aber allzu mordsmäßig natürlich, sobald sie auch *tat*, was sie sang; dann fühlte er sich tragisch angewandelt und verwünschte den Spuk; es kamen ihm dann außer- und übernatürliche Gelüste. Gewiß, er war mutig, aber nur aesthetice: quia cernere suave est.

Endlich schlich er sich davon, unbekannt wohin.

Vera weinte ihm ein paar besonders gesalzte Tränchen nach; sie hatten so stark gehofft, daß .... da er doch .... — er .... — vergebens!

Aber nach Weiberart lugte sie durch den schwarzen Trauerflor mit ihren tiefgründigen Medusenaugen, grausam weiße Augäpfel zeigend, nach einem frischen Freier aus; der ließ denn auch nicht lange auf sich warten.

Hélas! Wie wurde ihr! Es verging ihr Hören und Sehen. Mein Gott, raunte sie, trop masculin! am Ende bin ich nur ein Weib. Schwachheit ist mein Name. *Ihm* sagte sie das: er solle sie nicht foltern, sie wäre eine sanfte Behandlung gewöhnt, nicht gewöhnt, mit der Peitsche .... aber da sagte sie schon: Au!

So wurde sie von Friedrich, dem Großen, bezwungen. Bezwungen? Ah! Diese Schöne nahm sich seiner so artig an, daß ers bis an sein selges Ende spürte. Diese Liebschaft war gefährlich heiß.

Die Wahrheit ist wieder einmal Witwe.



# Einige Kapriolen

## auf dem romantischen Pferd vorgeritten von Jacques Hegner

Der junge Herr im langen, strengen schwarzen Gehrock, der Herr, dessen Hände wie Alabaster sind und knorrig in den Mittelgelenken der Finger, der weiße Gamaschen trägt, ein Rohseidenhemd und eine schwarze Seidenweste und eine braune Locke in die Stirn, dessen Augen schaun wie die eines gutmütigen Tigers in Farbe und Ausdruck, hat Herzschmerzen. Und wes das Herz voll ist, geht sein voller Mund über.

I.

Freunde meiner sehnsüchtigen Seele, lächelt nicht, wenn meine armen Worte wie Blumen sind, die es nicht gibt. Denn es sind mir liebe Blumen, die unter einem Lächeln mir zu Leide sterben würden. Und dann wäre mein Garten ein Garten der Unlust, voll stechenden Gesträuchs und frech schießenden Unkrauts und voll übeln Gewächses, das nicht träumt von den Düften des Schlafes und nicht von denen des Rausches, das trocken und langweilig in der Luft steckt und stinkt. Und ich hätte keinen Ort für erfreuliches Schreiten und Ihr auch nicht, und wir würden schwer atmen können und sehr traurig sein, gleichwie wenn wir Schnupfen hätten und Halsweh und Luftröhrenkatarrh, meine lieben Freunde. Denkt an die kleinen Müdigkeiten, die träge in unserm Blute schwimmen und unter der Fülle unsres Haares hocken. Erinnert euch des frischen Hasses, der in unsern Herzen ist und an den Wänden unsrer Herzen kratzt und nagt, um hinauszudrängen und den Müdigkeiten einen Tanz aufzublasen, den sie nicht überleben können. Den Müdigkeiten, die aus den starren Einseitigkeiten des Verstandes und den plumpen Lüsten an den Lustbarkeiten des allzu vernünftigen Tages dunsten und in uns dringen. Denkt an das Verlangen, das in unsern Augen wohnt und daran mahnt, sich über den baren Ernst des Lebens in zärtlichere Regionen zu schwingen, allwo der Ernst ein Spiel und das Spiel ein Ernst ist. Freunde, und ihr werdet es da nicht übelnehmen, wenn wir uns in dem Parke unsrer Lust ein Plätzchen errichten, das wir, abgesondert von allem, als ein Stätte schillernden Sinnens wünschen. Eines Sinnens, das uns zurückführt in die Gefilde seliger Torheiten, in das Geburtsland vieler unsrer verschlossensten Begehrungen, wo wir uns dem Überschwang hingeben können, in Meinung und Geberde, wo wir uns gestatten können, Werten unsre Neigung zu schenken, die dadurch Werte werden, daß wir sie mit unsrer Neigung verklären, ihnen das matte Dunkel erhellen, das sie angenommen haben, da sie durch die Finger von 9999 Leuten gegangen waren. Wo es uns freisteht, uns eine Hecke von schönen Vorurteilen zu errichten, die uns das Trostlose der endlosen Wege, der ewigen Räume nehmen und uns die Bäumchen eines bescheidenen Genusses, aber immerhin eines Genusses darstellen. Und sind wir ihrer satt, so nicken wir dankbar und springen über die Hecke und tanzen in dem Trostlosen der endlosen Wege und der ewigen Räume die grausamen Zuckungen eines riesenklugen Geschlechts. Nun aber kommt zu dem Plätzchen, hinter die Hecke der schönen Vorurteile und laßt uns schwärmen zu den Tönen, die uns eine liebe und stolze Beschränktheit, die ihre kindlich-törichten Gesten unter den Wogen geheimnisreicher Schleier ausübt, mit leiser Stimme trällert. Und wir wollen ihr glauben, wenn ihr gestattet, wenigstens eine Weile glauben, und dann könnt Ihr immer noch über die Hecke hüpfen. Nicht wahr, lieben Freunde! Nun seht, wie dämmernd dunkel es hinter der guten Hecke ist.

II.

Wenn Kinder oder kindliche Erwachsne im Finstern sind und sich fürchten, beginnen sie zu singen. Und immer lauter wird ihr Gesang, immer leidenschaftlicher und sehnsüchtiger. So suchen sie die Angst zu betäuben, die sich immer drückender auf die Sinne legt. Und wenn



Die Nachtwandlerin. Originalzeichnung von Ernst Liebermann

unser Wissen nicht mehr weiß, in welcher Dunkelheit es tappt, und es kein Ende und keinen Anfang und keinen Ausgang erspäht, so geben wir ihm andre Genüsse denn die des Lichts, des Endes, des Anfangs und des Ausgangs, wir beruhigen es in eines Singsangs süßem Weh und banger Lust, die es erbeben machen in einer Wonne, die durch nichts übertroffen werden mag. Alfred Mombert sagt da: „Die Welt ist voll dunkler Fragen, drum muß man die Harfe schlagen!“ Und über dem Erzittern der Harfe vergißt man der dunkeln Welt. Und wir, die wir hinter der Hecke sitzen, wollen doch einmal ehrlich sein, wir Übergescheiten, wollen einmal die Masken abwerfen, die klug überlegenen, denen nichts unverständlich ist, die unsre Mienen verbergen, wollen uns der selbstverständlichen Posen entledigen, die wir halb aus dem Zwang der Gewohnheit, halb aus dem der Neigung immer noch öfter zur Schau zu tragen genötigt sind als uns genehm ist, und wollen einfach zugeben, daß wir nichts wissen, wenn wir hinter der Hecke sitzen, daß wir aber alles fühlen, daß unser ganzes stolzes, unser kühnstes Wissen nichts als Gefühl, nichts als Glauben und damit alles ist, was es sein kann. O, wir wollen uns klar darüber sein, daß es nicht eine Idee, eine Wahrheit ist, die uns begeistert, sondern das Gefühl der Idee, das Gefühl der Wahrheit. Freunde, da laßt uns nun die Tafel aufstellen, seht, die Tafel, auf der das alte Ideal der Früh-Romantiker eingegraben ist und in schlanken, zärtlichen Goldbuchstaben glänzt: „Gefühl ist alles.“ Laßt es uns sprechen mit der süßen Andacht und der glühenden Inbrunst, die uns so lang entfremdet waren und verkümmert. Es mögen die Worte von Euern Lippen kommen, wie wenn sie aus den purpurnen Tiefen Eurer Herzen tauchten. Freunde, Gefühl ist alles, und damit ist uns die ganze Welt Gefühl. Und unser Glauben, unser Leben und unsre Kunst sind eins, weil jedes einzelne dem e i n e n Gefühl entspringt und gespeist wird von diesem einen, unendlichen Gefühl. Und so wollen wir glauben an alles das, woran unser Herz glaubt, und wollen nicht erst den Verstand fragen, der uns so oft in die widerstrebenden Hände die Sense gedrückt hat, mit der wir die goldgelben Halme unsrer Phantasie abgemäht haben, wollen glauben, weil glauben selig macht nnd wir selig sein möchten. Und unsres jeden Leben wird nach den Zielen gerichtet sein, an die wir glauben. Und unsre Kunst wird da so sein, wie sie sich aus unsrer Glaubenslust und unsern Lebensabsichten notwendig ergibt. Und wie sich die Klassik aus dem Staube des Gewöhnlichen, das uns nur allzusehr umtost, aus dem öden Brausen des Alltags in die feierlichen Hallen altgriechischer und römischer Bauwerke zurückzog, wie sich die Romantik in den Mut und die Liebe des deutschen Mittelalters flüchtete, so wollen wir, die wir durch den Realismus gegangen sind, das Land des Lebens, das heute lebt, mit unsern Seelen aufsuchen, doch wollen wir seine Fluren, seine Wunder und Segnungen, seine brachliegenden Flächen und sandigen Strecken schauen, wie sie uns die Sehnsucht unsres Gemüts vorzaubert und nicht, wie sie sich in unserm Verstand wiederspiegeln. Und da wird uns dieses Land immer ein Neuland sein, an neuen frohen Herrlichkeiten und neuen hohen Geheimnissen reich, so wir nur in uns selbst die frohe Herrlichkeit und das hohe Geheimnis tragen. Und so sind wir Künstler in allem, was wir in demütigem Schaffen tun und lassen, nach einem Ausspruch Wilhelm von Schlegels: „Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette, auf Reisen selbst, wie unterm Schutz der Laren, stets dichtend.“ Und unsre Dichtung ist die Kunst, uns auf eine angenehme Art zu befremden, uns einen Gegenstand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend. Und aus allem singt und sagt die „Sehnsucht unsres Gemüts“. Da habt ihr es wieder, das alte, das traute, das liebe Spielzeug der schönen, der guten, der romantischen Zeit. An uns, die wir uns die Erfahrungen eines ganzen Jahrhunderts unermüdlicher Stoffkunst einverleiben konnten, liegt es, mehr daraus zu machen, denn es als Spielzeug ist. Der einseitigen Verstandeswut der Zeit die Gefühlsglut, die in unserm Innern loht, entgegenzuhalten! Wir wollen aber nicht

kleinlich vorgehen, wir wollen jedes einzelnen Art achten, wenn sie nur eine Art ist, die einem ausgeprägten Individualismus entsprießt. Denn nicht umsonst wollen wir Stirner und Nietzsche gelesen haben, die uns die Gewalt des Einzeln-Einsamen gelehrt haben, nicht umsonst wollen wir an die Mahnung Tiecks erinnert sein, daß das Höchste, was der Mensch erlangen könne, Zufriedenheit mit sich selbst und mit den andern sei. „Mit sich zufrieden sein, mit allen Dingen zufrieden sein, denn alsdann verwandelt er sich und alles um sich her in ein himmlisches Kunstwerk und läutert sich selbst mit dem Feuer der Gottheit." Seht, und so können wir die Neuromantik einläuten, wenn wir nur wollen. Und wir wollen nun manchesmal alter Romantiker Singen und Sagen an unser Ohr klingen lassen, auf daß wir es wiedergeben können und wiederempfinden in neuer Form als unser Eigen und unser Geheimnis. Neuromantik! Und so werden heute Wackenroder, morgen Tieck, übermorgen Schlegel, dann Novalis und dann andre Freunde, die begraben sind in vielen dicken Bänden auf den langen Bücherbrettern, die toten Freunde der Romantik, der Vor- und Nachromantik in Aufsätzen, die wir ihren Werken entnehmen und die wir wohl lesen wollen, zu Wort und Ehren kommen. Und so wollen wir zum ersten mit Wackenroder beginnen, der so jung gestorben ist und so fromm war, mit einem Ausschnitt aus seinen Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, die 1797 zu Berlin bei Johann Friedrich Unger erschienen sind. Und es heißt der Abschnitt: Einige Worte über Allgemeinheit, Toleranz und Menschenliebe in der Kunst. Es ist viel von Religion die Rede und von Gott. Und Ihr mögt erlauben, daß wir Euch, für die der liebe Herrgott wohl gestorben ist und tot ist und so gar nicht mehr lebt, einige Fingerzeige geben, wie Ihr Euch des überlegnen Lächelns erwehren könnt. Wenn Ihrs anders wißt, macht es anders. Faßt ihn ästhetisch auf, als ein Erzeugnis kindlicher Kunst. Nehmt ihn hin, wie Ihr die Götter Griechenlands, Zeus, Hera, Apollon, Aphrodite, Artemis, Vulkan und den kleinen Schäker Ganymed hinnehmt, wie Ihr Eure Freude habt an Wotan, Freia, Baldur und Loki. Und fühlt den „Schöpfer, der unsre Erde und alles, was darauf ist, gemacht hat" und „das ganze Erdenrund mit seinem Blick umfaßt", so wie Ihr fühlt, wenn Ihr hört, was für ein überstarker göttlicher Riese Indra ist, der mit seiner Waffe den Fels gespalten und die darin vom Drachen gehüteten Wasser der Flüsse dem Menschen zum Segen sich über das Erdreich hat ergießen lassen, wenn man Euch sagt, daß Varuna, der größte von sieben indischen in himmlischer Höhe thronenden Göttern, den höchsten Schützer des Rechts, einen allwissenden Durchschauer und Bestrafer auch der verborgensten Sünden verkörpert. Ja, ja, lieben Freunde. Aber was ist mit Wackenroder?

### III.

Seht, und so begreift Ricarda Huch Wackenroder. „Wackenroder: ein Mensch von solcher Lieblichkeit, daß das zarteste Wort zu plump scheint, um sein Wesen zu bezeichnen . . . er war scheu und nie ohne verhaltene Angst vor dem Leben, vor dem Zuviel". Und über die „Herzensergießungen" sagt sie: „Das Buch ist wie eins, das lange, lange Jahre in einer Kirche gelegen hat, ein Psalterium mit goldenen und flammenden Ornamenten zwischen den mystischen Gesängen und durch und durch süß von dem Weihrauch, der es beständig umwölkt hat". Ricarda Huch aber ist eine weise Dichterin.

### IV.

Und Wackenroder ist 1773 geboren als der Sohn des Geheimen Kriegsrats und Justizbürgermeisters Wackenroder in Berlin. Und er litt unter dem Zwange eines Studiums, das ihm der Vater aufgezwängt hatte. „Ach, die Jurisprudenz! Wann werde ich mich überwinden können, nur mein Gedächtnis mit der Terminologie, Definition, Distinktion usw. zu bemühen." Mit Tieck war er sehr befreundet und lebte eine zeitlang mit ihm in Erlangen, Bamberg, Nürnberg, und es wanderten die beiden nach Böhmen hinein, in die Wälder des Fichtelgebirges, und sprachen vieles Schöne und lernten einer von dem andern. Und auf einer Reise, die die beiden Freunde im Sommer 1796 nach Dresden machten, übergab Wackenroder

dem erstaunten Tieck ein Bündel Papiere, eine Schrift ohne Titel. Und Tieck las und las, besserte hie und da, fügte hinzu und nahm weg, und sie fanden den Titel Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders und ließen das Buch anonym erscheinen. Und am 13. Februar 1798 starb Wackenroder an einem Nervenfieber und war doch erst 25 Jahre alt und hinterließ seinem Freunde eine reiche Erbschaft von neuen Aufzeichnungen, die . . . Nichts, lieben Freunde. Wackenroder ist ein Prinz mit grauen Schnabelschuhen und spielt mit goldenen Bällen vor der Mauer unsres Gartens. Und da sind ein paar Bälle seines Überflusses über die Mauer und die Hecke hinweg uns zu Füßen gerollt. Und liegen da blinkend und blank und fordern uns auf, mit ihnen zu spielen. Und wir spielen mit ihnen, nicht wahr? Das ist Wackenroder. Heute er, morgen Tieck, übermorgen Schlegel, dann Novalis, dann . .

V.

Ihr aber kommt und nehmt aus den Händen toter Dichter und Denker die welken Blumen schöner Weisheiten, die Ihr und wir zu neuem Blühen bringen können und wollen, zu Farbenpracht und zu Paradiesesduft, wie sie in Märchen prangen und betäuben, und die neue Blüten schießen werden, erfreulicher denn je vorher, wenn nur Euer Wunsch zu einer Neigung wächst und Eure Neigung zur Liebe. Denn also spricht Tieck-Wackenroder: „Die Liebe eröffnet uns freilich die Augen über uns selber und über die Welt, die Seele wird stiller und andächtiger, und aus allen Winkeln des Herzens brechen tausend glimmende Empfindungen in hellen Flammen hervor: man lernt dann die Religion und die Wunder des Himmels begreifen, der Geist wird demütiger und stolzer, und die Kunst redet uns besonders mit allen ihren Tönen bis in das innerste Herz hinein.“ Freunde, die Straßen sind kalt, und die Häuser so grau, und die Wolken hängen nieder, und das Herz ist so rot und so lustig und warm, Freunde, es ist im Oktober neunzehnhundertunddrei.

VI.

Doch vergeßt nicht, über die Hecke zu springen, aber erst dann, wenn Ihr alles geglaubt habt. Denn glaubt Ihrs nicht, dann habt Ihr gar nichts davon und werdet traurig sein, gleichwie wenn Ihr Schnupfen hättet und Halsweh und Luftröhrenkatarrh. So. Und nun öffnet die Seelen unserem lieben Wackenroder, der „ein Mensch von solcher Lieblichkeit“ ist, daß . . .



# Einige Worte über Allgemeinheit, Toleranz und Menschenliebe in der Kunst

von Heinrich Wilhelm Wackenroder

Der Schöpfer, welcher unsre Erde und alles, was darauf ist, gemacht hat, hat das ganze Erdenrund mit seinem Blick umfaßt und den Strom seines Segens über den ganzen Erdkreis ausgegossen. Aber aus seiner geheimnisvollen Werkstatt hat Er tausenderlei unendlich-mannigfaltige Keime der Dinge über unsre Kugel hergestreut, die unendlich mannigfaltige Früchte tragen, und zu seiner Ehre zu dem größesten, buntesten Garten hervorschießen. Auf wunderbare Weise führt Er seine Sonne um den Erdball in gemessenen Kreisen herum, daß ihre Strahlen in tausend Richtungen zur Erde kommen, und unter jedem Himmelsstriche das Mark der Erde zu verschiedenartigen Schöpfungen auskochen und hervortreiben.

Mit gleichem Auge ruhte Er in einem großen Moment auf dem Werk seiner Hände und empfängt mit Wohlgefallen das Opfer der ganzen lebendigen und leblosen Natur. Das Brüllen des Löwen ist Ihm so angenehm wie das Schreien des Renntiers; und die Aloe duftet Ihm ebenso lieblich als Rose und Hyazinthe.

Auch der Mensch ist in tausendfacher Gestalt aus seiner schaffenden Hand gegangen: — die Brüder eines Hauses kennen sich nicht und verstehen sich nicht; sie reden verschiedene Sprachen und staunen über einander; — aber Er kennt sie alle und freuet sich aller; mit gleichem Auge ruht Er auf seiner Hände Werk und empfängt das Opfer der ganzen Natur.

Auf mancherlei Weise hört Er die Stimmen der Menschen von den himmlischen Dingen durcheinander reden und weiß, daß alle, — alle, wär es auch wider ihr Wissen und Willen, — dennoch Ihn, den Unnennbaren, meinen.

So hört Er auch die innere Empfindung der Menschen in verschiedenen Zonen und in verschiedenen Zeitaltern verschiedene Sprachen reden und hört, wie sie miteinander streiten und sich nicht verstehen: aber dem ewigen Geiste löst sich alles in Harmonie auf; Er weiß, daß ein jeder die Sprache redet, die Er ihm angeschaffen hat, daß ein jeder sein Inneres äußert wie er kann und soll; — wenn sie in ihrer Blindheit untereinander streiten, so weiß und erkennet Er, daß für sich ein jeglicher recht hat; Er sieht mit Wohlgefallen auf jeden und auf alle, und freut sich des bunten Gemisches.

Kunst ist die Blume menschlicher Empfindung zu nennen. In ewig wechselnder Gestalt erhebt sie sich unter den mannigfaltigen Zonen der Erde zum Himmel empor, und dem allgemeinen Vater, der den Erdball mit allem, was daran ist, mit seiner Hand hält, duftet auch von dieser Saat nur ein vereinigter Wohlgeruch.

Er erblickt in jeglichem Werke der Kunst, unter allen Zonen der Erde, die Spur von dem himmlischen Funken, der, von Ihm ausgegangen, durch die Brust des Menschen hindurch, in dessen kleine Schöpfung überging, aus denen er dem großen Schöpfer wieder entgegenglimmt. Ihm ist der gotische Tempel so wohlgefällig als der Tempel der Griechen; und die rohe Kriegsmusik der Wilden ist Ihm ein so lieblicher Klang, wie kunstreiche Chöre und Kirchengesänge.

Und wenn ich nun von Ihm, dem Unendlichen, durch die unermeßlichen Räume des Himmels wieder zur Erde gelange und mich unter meinen Mitbrüdern umsehe, — ach! so muß ich lauter Klagen erheben, daß sie ihrem ewigen großen Vorbilde im Himmel so wenig ähnlich zu werden sich bestreben. Sie zanken miteinander und verstehen sich nicht, und sehen nicht, daß sie alle nach demselben Ziele eilen, weil jeder mit festem Fuße auf seinem Standort stehen bleibt und seine Augen nicht über das Ganze zu erheben weiß.

Blöden Menschen ist es nicht begreiflich, daß es auf unserer Erdkugel Antipoden gebe, und daß sie selber Antipoden sind. Sie denken sich den Ort, wo sie stehen, immer als den Schwerpunkt des Ganzen, — und ihrem Geiste mangeln die Schwingen, das ganze Erdenrund zu umfliegen, und das in sich selbst gegründete Ganze mit einem Blicke zu umspielen.

Und ebenso betrachten sie ihr Gefühl als das Zentrum alles Schönen in der Kunst, und sprechen, wie vom Richterstuhle, über alles das entscheidende Urteil ab, ohne zu bedenken, daß sie niemand zu Richtern gesetzt hat, und daß diejenigen, die von ihnen verurteilt sind, sich ebensowohl dazu aufwerfen könnten.

Warum verdammt Ihr den Indianer nicht, daß er indianisch und nicht unsere Sprache redet? —

Und doch wollt Ihr das Mittelalter verdammen, daß es nicht solche Tempel baute wie Griechenland? —

O so ahndet Euch doch in die fremden Seelen hinein und merket, daß Ihr mit Euren verkannten Brüdern die Geistesgaben aus derselben Hand empfangen habt! Begreifet doch, daß jedes Wesen nur aus den Kräften, die es vom Himmel erhalten hat, Bildungen aus sich herausschaffen kann, und daß einem jeden seine Schöpfungen gemäß sein müssen. Und wenn Ihr Euch nicht in alle fremden Wesen hineinzufühlen und durch ihr Gemüt hindurch ihre Werke zu empfinden vermöget; so versuchet wenigstens, durch die Schlußketten des Verstandes mittelbar an diese Überzeugung heranzureichen. —

Hätte die aussäende Hand des Himmels den Keim deiner Seele auf die afrikanischen Sandwüsten fallen lassen, so würdest du aller Welt das glänzende Schwarz der Haut, das dicke,

stumpfe Gesicht und die kurzen, krausen Haare, als wesentliche Teile der höchsten Schönheit angepredigt und den ersten weißen Menschen verlacht oder gehaßt haben. Wäre deine Seele einige hundert Meilen weiter nach Osten, auf dem Boden von Indien aufgegangen, so würdest du in den kleinen, seltsamgestalteten, vielarmigen Götzen den geheimen Geist fühlen, der, unsern Sinnen verborgen, darinnen weht, und würdest, wenn du die Bildsäule der mediceeischen Venus erblicktest, nicht wissen, was du davon halten solltest. Und hätte es demjenigen, in dessen Macht du standest und stehst, gefallen, dich unter die Scharen südlicher Insulaner zu werfen, so würdest du in jedem wilden Trommelschlag und den rohgellenden Schlägen der Melodie einen tiefen Sinn finden, von dem du jetzt keine Silbe fassest. Würdest du aber in irgend einem dieser Fälle die Gabe der Schöpfung oder die Gabe des Genusses der Kunst aus einer andern Quelle als aus der ewigen und allgemeinen, der du auch jetzt alle deine Schätze verdankest, empfangen haben? —

Das Einmaleins der Vernunft folgt unter allen Nationen der Erde denselben Gesetzen und wird nur hier auf ein unendlich größeres, dort auf ein sehr geringes Feld von Gegenständen angewandt. — Auf ähnliche Weise ist das Kunstgefühl nur ein und derselbe himmlische Lichtstrahl, welcher aber durch das mannigfach-geschliffene Glas der Sinnlichkeit unter verschiedenen Zonen sich in tausenderlei verschiedene Farben bricht.

Schönheit: ein wunderseltsames Wort! Erfindet erst neue Worte für jedes einzelne Kunstgefühl, für jedes einzelne Werk der Kunst! In jedem spielt eine andere Farbe, und für ein jedes sind andere Nerven in dem Gebäude des Menschen geschaffen.

Aber Ihr spinnt aus diesem Worte, durch Künste des Verstandes, ein strenges System, und wollt alle Menschen zwingen, nach Euren Vorschriften und Regeln zu fühlen, — und fühlet selber nicht.

Wer ein System glaubt, hat die allgemeine Liebe aus seinem Herzen verdrängt! Erträglicher noch ist Intoleranz des Gefühls als Intoleranz des Verstandes; — Aberglaube besser als Systemglaube. —

Könnt Ihr den Melancholischen zwingen, daß er scherzhafte Lieder und muntern Tanz angenehm finde? Oder den Sanguinischen, daß er sein Herz den tragischen Schrecknissen mit Freude darbiete?

O lasset doch jedes sterbliche Wesen und jedes Volk unter der Sonne bei seinem Glauben und seiner Glückseligkeit! und freuet Euch, wenn andere sich freuen, — wenn Ihr Euch auch über das, was ihnen das Liebste und Werteste ist, nicht mit zu freuen versteht.

Uns, Söhnen dieses Jahrhunderts, ist der Vorzug zuteil geworden, daß wir auf dem Gipfel eines hohen Berges stehen, und daß viele Länder und viele Zeiten unsern Augen offenbar, um uns herum und zu unsern Füßen ausgebreitet liegen. So lasset uns denn dieses Glück benutzen und mit heitern Blicken über alle Zeiten und Völker umherschweifen und uns bestreben, an allen ihren mannigfaltigen Empfindungen und Werken der Empfindung immer das Menschliche herauszufühlen. — —

Jegliches Wesen strebt nach dem Schönsten: aber es kann nicht aus sich herausgeben und sieht das Schönste nur in sich. So wie in jedes sterbliche Auge ein anderes Bild des Regenbogens kommt, so wirft sich jedem aus der umgebenden Welt ein anderes Abbild der Schönheit zurück. Die allgemeine, ursprüngliche Schönheit aber, die wir nur in Momenten der verklärten Anschauung nennen, nicht in Worte auflösen können, zeigt sich Dem, der den Regenbogen und das Auge, das ihn siehet, gemacht hat.

Ich habe meine Rede angefangen von Ihm, und ich kehre wieder zu Ihm zurück: — wie der Geist der Kunst, wie aller Geist von Ihm ausgeht, und durch die Atmosphäre der Erde Ihm zum Opfer wieder entgegendringt. —



# Sonnensehnsucht

## Märchen von Carl Manfred Kyber, Charlottenburg

Es war ein liebes kleines Mädel, das wohnte in einem kleinen Dorf im letzten Haus der letzten Gasse. Sie trug ein häsliches graues Kleid und hatte goldenes Haar, das ihr in offenen Strähnen bis über die Hüften hing. Sie war immer sehr lustig und vergnügt, nur wenn der Vorfrühling kam, wurde sie traurig: wenn draussen alles keimte und knospte, dann fiels ihr auf, wie öd die Gasse war und wie verfallen das Haus und wie schlecht ihr zerrissenes altes Kleidchen auf dem jungen Körper sass. Und dann schlich sie umher mit müden verlornen Augen, und ihre Glieder waren träg und schwer, als ob sie von Blei wären und sie herabziehen müssten zur Erde und sie den feuchten Boden berühren müsste und seinen Frühlingsatem trinken mit vollen durstigen Lippen. Und wenn die Nacht kam, lag sie ganz stille im Bett und hatte weder Ruhe noch Schlaf, sondern horchte immer auf den wilden Tauwind, der draussen die Wasser von Berg zu Tale jagte und die jungen Birken bog, dass sie sich wanden und streckten wie zitternde Mädchenleiber. Und früh, aus krankem Halbschlummer aufgewacht, eilte sie hinaus, um den taufeuchten Morgen zu schauen, der wie ein Auferstehungstraum an Wald und Feldern hing, und dann setzte sie sich und liess sich von der Sonne bescheinen, und das tat so wohl nach der quälenden Nacht. Und die Sonnenstrahlen wärmten sie und sie drangen durch ihr dünnes Kleidchen und berührten ihren Körper, dass er ganz heiss wurde, fieberheiss. Es war wie ein Zauber, der ihr in den Gliedern lag, wie ein fremder, süsser, sehnsüchtiger Zauber, der so schön war, dass sie gar nicht recht an ihn glauben und ihn verstehen konnte, denn sie war ja nur eine arme Dorfdirne. Aber mit der Sonne musste das alles zusammenhängen, meinte sie, und da versuchte sie in die Sonne zu sehen, aber das konnte sie nicht, sonst schmerzten ihr die Augen. Sie versuchte es mehrere Male, aber es ging nicht. Da wurde sie sehr traurig und dachte immer drüber nach, weshalb es so weh tut, wenn man mal versuchen will, in die Sonne zu sehen, aber sie konnte es nicht begreifen. Da beschloss sie, des Nachbars grauen Kater zu fragen, der sehr alt war und unbedingt sehr viel wissen musste, und sie traf ihn grad vor der Tür, wie er beschäftigt war, nachdenklich mit einem Heringskopf zu spielen. Sie fürchtete sich eigentlich etwas vor ihm, denn er war immer so ernst und hatte stets einen herablassenden spöttischen Zug im Gesicht. Aber der Kater war höflich und erkundigte sich, was ihr fehle. „Ich möchte so gern in die Sonne sehen", sagte sie, „aber ich kann nicht, denn es tut sehr weh, und deshalb bin ich so traurig. Weisst du, was das ist?" — Der Kater dachte einen Augenblick nach: „Das ist die Sonnensehnsucht. Die hab ich auch gehabt", meinte er und machte ganz runde Augen. — „Und was ist das: Sonnensehnsucht?" fragte das Mädel. — „Das ist eine Krankheit, und die tut sehr weh." — „Und kann man nichts dagegen machen?" forschte sie weiter. — „Du musst es so machen, wie ich", sagte der Kater gleichgiltig, „du musst lernen mit einem Heringskopf zu spielen, dann denkt man nicht mehr dran und es tut auch nicht mehr weh." — „Das kann ich aber nicht", wehrte sie ab. — „Ja, du bist noch sehr jung, du musst warten, bis du es kannst. Am Ende können wir es alle." — „Und kann man niemals in die Sonne sehn?" fragte das Mädel traurig. Der Kater wurde mitleidig gestimmt: „Das weiss ich nicht genau", meinte er, „aber wenn dus durchaus wissen willst, so will ich dir etwas sagen: geh hinaus in den Wald, wo zwischen hohen Bergen ein Sumpf liegt. Dort steht ein roter Pilz und unter dem sitzt immer ein alter Frosch, der liest in einem sehr dicken Buch, das kann man nie zu Ende lesen. Aber seine Augen sind so, dass er immer auf zwei Seiten zugleich lesen kann, und er liest schon viele hundert Jahre drin und muss wohl schon weit gekommen sein. Vielleicht weiss der mehr von der Sonnensehnsucht." — „Aber wie kann ich den roten Pilz finden?" fragte das Mädel. — „Den findet man leicht, er ist sehr auffallend", sagte der Kater spöttisch, und dann wandte er sich wieder seinem Heringskopf zu und spielte nachdenklich mit ihm weiter. Bald schob er ihn mit den Pfoten nach links, bald nach rechts, und er sah sehr ernst dabei aus. — — Das Mädel aber ging hinaus in den Wald. Wie ein schmaler, blassgoldner Streif erlosch das Abendrot auf den Bergen, über dem Walde lag die Nacht und gleich weichen Elfenschleiern huschte silbernes Mondlicht an den Stämmen vorbei und zitterte auf dem Weg. Das Mädel aber ging immer weiter, bis sie an den Sumpf kam, und dort stand ein unverschämt roter Pilz und unter ihm sass ein grosser Frosch mit erschreckend langen Beinen, der war sehr grün und sehr weise. Er hatte schon so viel Weisheit in sich aufgenommen, dass ihm die Augen ordentlich heraus standen, und das war greulich anzusehen, aber er war sehr stolz drauf, denn so musste mans ja gleich merken, wie viel er wusste. Und er las in einem Buch, das war dreimal so gross wie er und so dick, dass man es nie zu Ende lesen konnte; aber er las doch jede Nacht darin und eine Menge Irrlichter leuchteten ihm respektvoll. Und er war auch schon recht weit gekommen, denn seine Augen standen so, dass er zwei Seiten auf einmal lesen konnte, und da gehts natürlich viel schneller. Und auf allen Seiten stand immer dasselbe drauf, nur in anderer Form. Da man aber auf keiner Seite verstehen konnte, was eigentlich drauf stand, so war jede immer neu und sehr lehrreich. Das

meinte jedenfalls der Frosch, und darum las er drin, und die Irrlichter leuchteten ihm respektvoll. Dem Mädel kams fast komisch vor, den Bücherfrosch nach ihrer Sonnensehnsucht zu fragen, aber sie sagte sich: schliesslich ists das Letzte und du musts versuchen. Da trat sie zu ihm hin und fragte ihn bescheiden: „Weisst du nicht, ob man in die Sonne sehn kann, und wenns nur ein einziges Mal ist?" Der Frosch fuhr geärgert auf. „In die Sonne kann man niemals sehen, man kann nur Bücher lesen", sagte er grimmig, und die Irrlichter nickten Beifall. Die Dirne senkte traurig den Kopf. — „Wie soll man denn in die Sonne sehn können?" fuhr der Frosch fort, „es gibt gar keine Sonne. Das ist Unsinn, so was zu glauben. Wenn man das glaubt, muss man Bücher lesen." — „Und was für ein Buch soll man lesen?" . . . „Das ist ganz gleich. Es muss nur so dick sein, dass man nie damit zu Ende kommen kann", sagte der Frosch, „dann vergisst man die Sonne." — „Dann will ich auch — Bücher lesen", sagte das Mädel leise. „Das kannst du gar nicht, das verstehst du nicht." — „Und weshalb kann ich sie nicht verstehen?" fragte sie traurig. „Weil du kein Frosch bist!" sagte der Grüne wütend und las weiter mit beiden Augen, mit jedem auf einer anderen Seite. Das Mädel aber brach in die Kniee und weinte bitterlich. — Gleich weichen Elfenschleiern huschte silbernes Mondlicht durch Schilf und Ried, und aus graublauer Dämmerung klang klagender Unkenruf sehnsüchtig verhallend durch die stille Nacht. Aber das Mädel weinte und weinte. Ihr Gewand hatte sich gelöst und die Tränen liefen ihr am nackten Körper herunter und brannten auf der weissen Haut, wie ein wildes verzehrendes Feuer. Da kam ein fahrender Gesell des Weges, der sah sie, und weil sie eine hübsche junge Dirne war, so fragte er sie, warum sie so traurig sei, und da erzählte sie ihm, dass sie so gern in die Sonne sehn wolle, und wenns nur ein einziges Mal sei. Da lächelte er und sagte langsam: „Man kann wohl in die Sonne sehn, aber einer kann es nicht, es müssen zwei dazu sein, ein Bub und ein Mädel. Aber sie müssen das eine haben, was sehr wenige Menschen besitzen. . ." „Und was ist das eine?" fragte sie. — „Man nennt es Zigeunerblut!" sagte der fahrende Gesell, und seine Augen flammten auf, heiss und verlangend. — — „Und hab ich Zigeunerblut?" . . . . . Da schaute er sie lange an. „Soll ichs versuchen?" fragte er leise. Die alten Fichten und Tannen liessen müd und nachgebend die schweren Äste hängen, dass der Regen von ihnen herabtropfte in schimmernden Kristallen, der Bücherfrosch aber klappte entsetzt sein Buch zu und sprang ins Wasser, und die Irrlichter erloschen. Ein feiner Erdgeruch stieg aus dem Boden herauf, warm und berauschend, und das Mädel senkte den Kopf, dass ihr Haar wie feuchtes Gold schwer auf die nackte Brust fiel. Sie lehnte sich ins weiche Moos zurück, wie ein verhaltener Schauer überliefs ihren Körper, und ihre Lippen zuckten fiebernd. Da fuhr der wilde Tauwind übers Land und jagte die Wasser von Berg zu Tal und bog die jungen Birken, dass sie sich wanden und streckten wie zitternde Mädchenleiber. Im Wald aber lohte im Mondlichtzauber der Traum der heiligen Jugend auf, und durch die Luft klangs schluchzend, wollüstig-leise, flüsternd und raunend, glücktrunken und jubeltoll: Sonnensehnsucht! . . . Sonnensehnsucht! — — —

Und dann standen zwei Menschen, ein Mann und ein Weib, und waren Mann und Weib geworden in einer Nacht. Und sie standen mit eng aneinandergeschmiegten Gliedern und verschlungenen Händen, und in ihren Haaren hing der Tau. Und sie standen am Fusse eines Berges und warteten auf den Sonnenaufgang. Und als die Sonne aufging, da schauten sie beide grad hinein ins Licht mit trunknen tränenfeuchten Augen, und jetzt konnten sie in die Sonne sehn. Und da sagte der Mann: „Jetzt wollen wir den Berg hinaufgehen, denn das ist der Weg zur Sonne. Denn kann man in die Sonne sehn, so kann man auch hinauf zu ihr, dass man ewig bei ihr bleibe und bei ihrem Licht. Und das ist der Weg zur Sonne, und dort wollen wir hinauf." — „Ja, dort wollen wir hinauf", sagte sie. Und so gingen sie beide der Sonne entgegen, ganz langsam, denn der Weg war sehr steil, und der Mann legte den Arm um das Weib. Und er fragte sie leise: „Bist du jetzt glücklich?" Da flammten ihre Augen auf: „Glücklich, unendlich glücklich!". . . . . .

Und hinter ihnen ging ein stiller schwarzer Engel und lächelte höhnisch.

## Sehnsucht von Hermann Wendel

Ich weiss nicht, was ich vor Sehnsucht tue und treib —
meine Lippen sind heiss und dürsten nach deinem Leib.

Die Male von meinen Küssen sollen wie Mohn
auf dem weissen Samt deiner Brüste lohn.

Ich weiss nicht, was ich vor Sehnsucht treibe und tu —
mein Blut, meine Glieder fliehn ohne Rast und Ruh:
Du, komm! O du!!

## Leuchtender Mohn von Cäcilie Meyer

Leuchtender Mohn, bist dem Leben so gleich,
grad, wie das Leben, so leuchtest du reich.
Strahlest in schimmernder, feuriger Pracht,
— birgst, tief im Kelche, — Vergessen und Nacht.

Leuchtender Mohn, bist der Liebe treu Bild,
leuchtender Mohn, wie brennst du so wild!
Leuchtender Mohn, — deine Blüte ist rot, —
leuchtender Mohn, — und dein Kelch birgt den Tod.

Leuchtender Mohn, bist die Blume der Nacht,
Herbstwind fegt fort deine üppige Pracht,
Herbstwind zerzaust deine Blüte, so rot,
— Bleibt nur die Frucht — und die Frucht heisst der Tod. —

# Lemonniers „L'homme en amour"

von Stefan Zweig

„Il n'y a d'immoraux que les livres sans talent"
C. L.

Von diesem Buche ist einmal in seltsamer Weise gesprochen worden. Und zwar an einem Orte, wo man sonst selten von modernen Werken spricht. In Brügge. Das war vor ein paar Jahren. Philisterprüderie regte sich wieder einmal in ungemütlicher Weise und schlug in täppischem Zorne, wie allemal, tüchtig daneben. Gerade die beiden besten Bücher des jungen erstarkenden Belgiens schleppte man vor Gericht, um sie mit der Brandmarke der Paragraphen 383 und 384 des Strafgesetzes — Vergehen gegen die Sittlichkeit — zu stempeln. Und natürlich war es schon wieder zu spät, denn sechsfache Auflagen hatten die beiden meisterlichen Werke längst breiteren Kreisen vermittelt. George Eckhoud war der eine Verbrecher — der Schöpfer jener ergreifenden Tragödie der Heterosexualität Escal Vigor — Camille Lemonnier der andere mit diesem Buche, das nun endlich auch in Deutschland die Pathologie einer verzweifelten Leidenschaft erzählen darf.*) Und damit der Schlag, zu dem man so umständlich ausholte, auch sicherlich treffe, hatte man Brügge, die alte, trauliche, verzauberte, bigotte Stadt zum Urteilsspruch erwählt.

Gerade Brügge war auserkoren. Denn dort weiß man nichts vom Leben und seinen Leidenschaften. Dort verfließt den Menschen ihr Dasein wie ein dunkler, frommer Traum der Traurigkeit und vergeistigter Entsagung. Nie rufen die alten Kirchenglocken vergebens in die dunklen, stillen Straßen hinein zum Gebete, nirgends sind so viel Menschen, die aller Freuden so ganz entsagten und in Klostermauern den Tod erwarten. Die ganze Stadt ist wie eingehüllt in ein Nonnenkleid. In den spärlichen Buchläden, die aus den verräucherten zackigen Giebelhäusern hervorlugen, nie erweckt aus ihrem jahrhundertlangen traurigen Schlafe, reihen sich zwischen den üblen Farbendrucken religiöser Darstellungen nur die kleinen goldgeränderten Meßbücher, ein paar katholische Revüen vielleicht noch und die „Nachfolge Christi". Wie ein Fremdling leuchtet der karminrote Bädeker höchstens noch dazwischen oder der zierlich geschmückte Band Rodenbachs „Bruges la Morte" und sein läppisches Gegenspiel „Bruges la vivante" irgend eines patriotischen einsam flackernden Kirchenlichtes. Von den rauschenden Fluten, in denen sich die moderne Denkungsweise über alle Kulturländer ergossen, ist nicht eine einzige einsame Welle an den alten trotzigen Stadtwall der toten Stadt gespült. Tief und trotzig ist ihr zauberischer Schlaf.

*) Es erscheint in kurzer Zeit in der deutschen Übersetzung von Dr. Paul Adler unter dem Titel: Die Liebe im Menschen im Magazin-Verlag Jacques Hegner zu Leipzig-Reudnitz (Band X der kulturhistor. Liebhaberbibliothek, Preis brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—. Bei Subskription auf Serie I, Bd. 1—10 der kulturhistor. Liebhaberbibliothek die Hälfte). Der vorliegende Essay Zweigs leitet den prachtvollen Roman ein.

Und in dem alten prächtigen Justizpalaste, dessen Steine noch die Arbeiter des Mittelalters fügten, sollten Bürger dieser weltfernen religiösen Stadt die Schilderung eines Schicksals werten, das für sie so fremd und ferne war, wie für uns die exotischen Lebensformen eines weiten Archipels, die uns märchenhaft und absonderlich dünken. Fromme Bourgeois, deren menschliche Leidenschaft sich in religiöse Ekstase und konfessionellen Fanatismus allein auslebte, sollten ein Hohelied erotischer Verstrickung richten, sie, deren Ehefrauen schüchternen Schrittes durch die stillen Stuben wandeln und nur Sonntags im schwarzen, seidenen Feiertagsgewande mit weißgewalteter Haube zur Kirche gehn, die satanische Fratze des Vampirs im Weibe verstehen. Aber eine Redlichkeit waltet in solchen ernsten Leuten, die oft alle Umkleisterungen jesuitischer Kuttenkunst durchbricht. Das Unerwartete ist damals geschehen: in das atemlose Harren des ganzen Landes verkündete der Obmann den Freispruch der beiden Angeklagten. Camille Lemonnier und George Eckhoud sind unbestraft den dunklen Stufengang des Justizgebäudes hinabgeschritten.

Es muß ein schöner stolzer Tag gewesen sein. Lemonnier hat es erzählt, wie herblichgrau der Himmel damals an den Scheiben klebte, als wollte er den harten Worten des Anklägers horchen. Und wie damals als wirksamste Verteidigung das Buch selbst vorgelesen wurde, wie zum ersten Male vielleicht heißblütige, prunkvoll blühende Worte, das Evangelium moderner Denkweise an die alten Wände schlug, wie dann die Lampen leuchteten und die wilden Worte nur noch lebendiger und reicher zu werden schienen. Und wie schließlich das Verdikt fiel und Jubel entzündete in allen Herzen, in denen die rote Blüte der Freiheit Boden gefunden, wie das ganze, große, freiheitliche Belgien jauchzte an diesem stolzen, bedeutsamen Tage.

* * *

Denn diese schmachvolle Anklage war nichts Zufälliges, nicht Ausfluß eines einzelnen altjüngferlichen Ärgernisses, sondern ein Zeichen der Zeit, ein einzelner Funken, der von der zornigen Reibung zweier stahlharter Gegensätze abgesprungen. Hinter den beiden Gestalten, der des Anklägers und Camille Lemonniers, standen wie zwei ungeheure Schatten zwei Lebensformen, zwei soziale und moralische Parteien, in die Belgien zerspalten wie eigentlich mehr oder minder jeder Staat. Nur daß dort der Gegensatz schärfer hervortritt, daß sich dort Rot und Schwarz ohne Nuancen gegeneinander abgrenzen. Priestertum auf der einen Seite mit seinen Anhängern — bigotte, ernste Bourgeois, die Städter, deren Ethik allein die Religion ist und die in stillem, geregelten Schaffen sich einpassen in den konventionellen Mechanismus überlieferter Staatsform und

gedankloser Normen. Aber auf der anderen Seite das unendliche Heer der Proletarier, wie sie in den Glasfabriken des Hennegaus, in den Kohlengruben der Grenze schaffen, Sozialisten und Freidenker, deren Wille ein wohlersonnenes Stimmrecht bändigt. Und mit ihnen die Künstler, die sich nach einem neuen Glauben sehnen und nach den Offenbarungen des Lebens, und sich gegen die Knebel der Zensur und des Jesuitismus wehren, die ganze intellektuelle Jugend, die sich um das Banner der „freien Universität" gesammelt hat und um die Schöpfer — das junge Belgien. Denn eine wunderbare Fülle ist dieser fruchtbaren Scholle entblüht, die großen Plastiker Meunier, Minne, Van der Stappen, Jef Lambeaux, der leidenschaftgepeitschte Radierer Felicien Rops, die großen Maler der Moderne, Theo van Rysselberghe, Fernand Knopff, Josef Heymans, die schöpferischen Dichter, Maeterlinck der Mystiker, Huysmans der Diaboliker, Emile Verhaeren der pantheistische Kolorist, Eckhoud, Lemonnier, Stijn Streuvels, Lerberghe — Kraft und Jugend, die das schläfrige, von Priesterhänden eingewiegte Land durchschüttert. Eine wunderbare Revolution der Geister ist aufgeleuchtet, die nicht mehr zu ersticken ist, so sehr man sich auch darum bemüht; persönliche und künstlerische Freiheit zersprengen die Särge, in die man sie zu versperren sucht. Auf allen Linien tobt der Kampf; wenn auch die leise Politik der Konservativen ihn hinterhältig führt, so sieht man doch ab und zu das Blitzen der Schwerter weit herüber.

Und diese Stunden in Brügge waren ein einsamer Zweikampf in diesem großen Ringen, ein Sieg, der nur persönliche Bedeutung hatte und keine universelle. Aber man wird diesem „tapferen Soldaten im Befreiungskriege der Menschheit" — wie Heine so prächtig von sich selbst sagt — diese Stunde nicht vergessen dürfen, denn sie hat sein Werk gemessen und seine Größe gezeigt.

* * *

An jenem Tage hat Lemonnier eine stolze Geberde gefunden, die nur ein Aufrichtiger und nie ein Poseur über die Lippen bringt. „Meine Bücher sind meine Waffen und meine Trophäen. Ob man sie auch zerbricht, sie werden bleiben." Ein stolzes, ein schönes und ein wahres Wort. Denn man fühlt die ganze Torheit des klägerischen Beginnens, wenn man das reiche, überquellende Werk Lemonniers betrachtet, das er in unermüdlichem künstlerischen Ringen geschaffen. Für das fünfzigste seiner Bücher haben ihm im vergangenen Jahre die französischen Dichter in öffentlicher Versammlung ihren Dank gesagt. Seine Tat nur mit flüchtigen Zügen zu umreißen, ist hier unmöglich, denn schon die bloße Enumerierung forderte zwei Seiten. Wer Näheres sucht, den muß ich auf das Lemonnier gewidmete Heft der „Revue internationale" verweisen, sowie auf die ausführliche Studie in Buchform, die der kluge und ernste Pariser Schriftsteller Léon Bazalgette herausgibt; in deutscher Sprache weiß ich nichts Ausführliches über ihn, es sei denn, ich müßte an meinen eigenen Versuch im Litteraturblatt der „Neuen Freien Presse" erinnern. Aber in jedem seiner Bücher glüht der große Gedanke, der sein ganzes Werk erfüllt, die Sehnsucht nach einer natürlichen Schönheitsform des Lebens, die aus einer verzärtelten Kultur nach Natur und ihrer Freiheit zurückstrebt. Ein polyphoner Hymnus dieses freien, gesunden Lebens, das den Animalismus durch die pantheistische Versenkung des All überwindet, braust auf in dieser farbenreichen, vielfältigen Schöpfung. Und in diesem Einheitshymnus behält das Nationale für Lemonnier seinen eigenen Klang. Er hat Belgien durchackert wie keiner, mit Rubensfarben die derben körperlichen Gelüste gemalt mit ihren Sinnlichkeiten in den Stuben, bei den Kirmessen, in den Feldern, er hat in ernster Weise die düsteren Städte mit ihren ekstatischen Festen und ihren einsamen Menschen aufleben lassen, er hat die verzärtelten morbiden Seelen der dekadenten Kulturgeschöpfe sensitiv bis in die feinsten Schwingungen belauscht — er hat eine Welt in seine Bücher gepreßt und aus ihrer Betrachtung eine ethische Lehre von hinreißender Gewalt gewonnen. Ein Gläubiger ist er und ein Evangelist zugleich, ein Beter des Lebens und sein Priester, ein Genießer und sein Schöpfer.

Das ist er für uns. Für seine Heimat ist er mehr, viel mehr. Er ist nicht nur der Begründer belgischer Heimatskunst, sondern auch der erste, der ihr im Ausland Geltung verschafft hat. Anfeindung zu Hause hat ihm lange den Weg versperrt, denn beschränkter Chauvinismus verübelte ihm, daß er sich die französische Sprache als Darstellungsmittel wählte. Über Paris erst hat er sich Bahn gebrochen. Und um ihn hat sich die Schar aller derer gesammelt, deren Name heute lebendig bis zu uns geklungen ist. Maeterlinck, Verhaeren, Eckhoud — so sehr sie Individualitäten sind, bekennen sich doch willig als seine Schüler. Er war einer der ersten, die Millet entdeckten, und er war es, der dem unbekannten Maler Constantin Meunier sein wahres Gebiet, die soziale Plastik wies, wie er vielen andern durch sein eminentes kunstkritisches Können weiter half. So versteht man sein stolzes Wort, daß seine Bücher Waffen und Trophäen seien, die rückschrittlerischer Haß nie werde zerbrechen können. . . .

* * *

In dem schlichten Hause im Vorortviertel zu Brüssel, das schon im Entree durch die Fülle künstlerischer Werke überrascht, habe ich viel mit Lemonnier über diesen seinen Roman gesprochen. Und ermuntert durch seine vehemente Liebenswürdigkeit und durch die klare Aufrichtigkeit seines gesund-schönen, ausgeprägt vlämischen Gesichtes habe ich, der gekommen war, ihm meine lebhafte Bewunderung zu sagen und einen brieflich entrierten Übersetzungsvorschlag zu besprechen, nichts verhehlt von meiner Liebe zu diesem Buche und von meinen Befürchtungen. Ich habe ihm erzählt, daß die schmutzigste französische Pornographie unter geschickter Führung bei uns Unterkunft findet, gerade aber die wertvollen Werke öfters von der Zensur attakiert werden; ich habe ihm

damals versprochen, in einigen einleitenden Worten den Wert seines gesamten Werkes aufzuzeigen, um das Einzelwerk so in den Augen aller Objektiven selbst vor dem leisesten Verdachte der Pornographie zu schützen. Lemonnier hat für die deutsche Ausgabe das Buch gekürzt, aber nur an solchen Stellen, die ihm zu didaktisch und weitschweifig schienen, nicht aber an solchen, deren Kürzung eine Kastrierung bedeutete. Die Übersetzung konnte ich mangels an Zeit leider nicht vornehmen, doch verläßliche und künstlerische Hände haben sie übernommen. Und so darf ich nur diese Worte der Verehrung und Achtung sagen, die dem großen und leider in Deutschland so wenig bekannten Dichter galten, will aber meine Zuversicht nicht verschweigen, daß dieses Buch bei uns unbehindert seinen Weg findet und weiteren Werken Lemonniers den Pfad ebnet.



# Die Poesie verlorener Leute

von Adele Schreiber

Der Gegensatz zwischen der süßlichen, imitierten Vagabundenpoesie und den echten Liedern von der Landstraße mit ihrer Bitterkeit, Ironie und Weltverachtung, ihrer rohen Kraft und brutalen Wahrheit wird hell beleuchtet durch ein neues, von Hans Ostwald herausgegebenes Büchlein. Der durch seine „Vagabonden“ und seine „Bekämpfung der Landstreicherei“ bekannte Herausgeber hat auf seinen Wanderfahrten viele Lieder in Herbergen und auf Landstraßen aufgeschrieben, sie so der nur mündlichen Überlieferung entreißend. Diese Sammlung, ergänzt durch Beiträge alter und moderner Dichter, ist erschienen unter dem gänzlich verfehlten Titel — „Lieder aus dem Rinnstein!“ *) Rinnstein! wie unappetitlich das klingt! Wie wenig paßt es als Sammelname für das hier bearbeitete Gebiet; was haben Goethes „Der Gott und die Bajadere“ und Lenaus „Drei Zigeuner“, viele neuere Gedichte von Madaŋ, Margarete Beutler, Peter Hille und anderen, zum Teil voll Reinheit und Schönheit mit dem Rinnstein zu tun? Kein Gegner hätte Ostwalds Intentionen schwerer schädigen können, als er selbst es durch den Titel getan, überdies hätte dieser bei der Uneinheitlichkeit der Sammlung, nur ein ganz allgemeiner sein dürfen. Es sollen Klänge sein aus dem Lande, jenseits von Gebrauch und Gesetz, von Heim und Herd, von Vaterland und Familie. Mögen viele der Sänger der Lieder, viele der Besungenen im Sinne des korrekten Bürgers Verlorene sein, der Wahrheitsucher fühlt in so Manchem von ihnen echteres Menschentum, als im bequemen Behagen der Satten. Heimatlose, Unstäte, Wandernde, nur unter diesem gemeinsamen Merkmal sind sie hier zusammengebunden — Schmutzige und Trotzige, Lumpen und Revolutionäre, fahrende Schüler, Landsknechte, Pilgrim, Zigeuner, Vagabenden, Straßenräuber, Dirnen. Das Tugend-Philisterium wird sich vor dem Büchlein bekreuzen, die Leute, die da wollen, daß alles fein säuberlich sei und erwarten, daß der gehetzte Flüchtling der Straßen sein Leid wenigstens in edlen Worten besinge, sie hören so ungern den Aufschrei des Lebens, unübertüncht von Kulturlügen, uneingeschnürt von der Zwangsjacke des Gesetzes, wie es dahinbraust im Sturmwind der Felder, sich langsam fortquält im Staub der Landstraßen, als schwüler Taumel wirbelt im heißen Dunst der Spelunken und den Nächten der Großstadt, verwelkt in der Dumpfheit enger Hinterhäuser, der Moderluft der Gefängnisse.

Ein Erbe aus der Epoche entschlafener Überbrettel und lebensmüder Cabarets ist die Sammlung, sicher nicht das Schlechteste. Freilich verdient vieles kaum die Bezeichnung Poesie, aber so manches alte Volkslied wird vor der Vergessenheit bewahrt, und zum ersten Male dringen aus der vorliegenden Anthologie auch jene Töne, die in der Cabaretpoesie von Paris so packend wirken, z. B. in den bekannten Repertoireliedern der Yvette Guilbert, die wir im Ausland bewundern und die man deutschen Ursprungs verfehmt. Warum? Wenn auch nicht gerade litterarisch wertvoll, sind sie es doch als Spiegelbilder jener Kreise, die vorhanden sind und bleiben, ob man auch geflissentlich den Kopf in den Sand steckt. Wundert man sich, daß der Zuhälter, der Verbrecher, die Dirne nicht die schöne salonfähige Sprache reden, die ihnen ein Dichter verleiht, wenn er ihr Schicksal verklärt?

Von den Dichtungen, die nach mündlicher Überlieferung in Nachtcafés und Herbergen aufgeschrieben wurden, mögen zwei Proben hier Platz finden, in ihrer charakteristischen Sentimentalität und krassen Unverblümtheit:

Ein Mädchen für Geld.

Ja, in Hamburg, da bin ich gewesen,
in Sammet und Seide eingehüllt.
Meinen Namen, den durft' ich nicht nennen,
denn ich war ja ein Mädchen für Geld.

Meine Schwester, die tat mir einst schreiben:
Liebe Schwester, ach, kehre doch zurück.
Deine Mutter liegt sterbend im Bette;
sie beweinte ihr unglücklich Kind.

Ich tat meiner Schwester drauf schreiben:
Liebe Schwester, ich kehre nicht zurück.
Meine Ehre ist längst schon verkuppelt,
in der Heimat, da find' ich kein Glück.

Ach, Mutter, ach, herzliebste Mutter,
verstoß nicht dein unglücklich Kind!
Unterm Herzen hast einst mich getragen,
für das Gute, da ward ich zu blind.

*) Lieder aus dem Rinnstein. Verlag von Henckell, Berlin. Preis 1 M.

Ja, in Hamburg, da bin ich gewesen,
in Sammet und Seide eingehüllt.
Meinen Namen, den darf ich nicht nennen,
denn ich bin ja ein Mädchen für Geld.

Die schlechte Mutter.

Mädchen, warum weinest du,
weinest du so sehr?
Wenn andre Mädchen tanzen gehn,
muß ich bei der Wiege stehn!
Darum, darum weine ich, weine ich so sehr!

Mädchen, warum weinest du,
weinest du so sehr?
Wenn andre Mädchen zischenzaschen,
muß ich zu Hause Windeln waschen.
Darum, darum weine ich, weine ich so sehr!

Mädchen, warum lachest du,
lachest du so sehr?
Weil mir ist mein Kind gestorbe,
und ich bin wieder Jungfer worde!
Darum, darum lache ich, lache ich so sehr!

Eine ganz andere Tonart als die dem Volksmund entsprungenen Gesänge findet freilich die Darstellung des Dirnenloses bei den modernen Dichtern, die zahlreich in dem Liederbuch enthalten sind. Wenn z. B. Margarete Beutler singt:

Einst war ich der Tag,
Als ich Blütenumlacht
Im Mädchentraum lag —
Nun bin ich die Nacht. —

so klingt das freilich poetisch umschrieben schöner, die primitiven Äußerungen in all' ihrer Brutalität sind aber sicher die Zutreffenderen. Es ist schade, daß Ostwald sich nicht darauf beschränkt hat, tatsächlich den „Rinnstein" zu durchforschen, uns das zu bringen, was wir nicht kennen, uns vorzuführen, wie man in der Sprache der Verlorenen Leute lacht und weint, liebt und haßt. In diesem Sinne von Interesse und auch für die Sprachforschung wertvoll sind die in der Gaunersprache abgefaßten Landstreicherlieder. Sie sind wohl fortgeerbt worden von Generation, erneuert und umgewandelt, den Zeitverhältnissen angepaßt, niemals gedruckt und doch in gleichem Wortlaut verbreitet über das ganze Reich, so weit sich das Freimaurertum der Ausgestoßenen erstreckt. Der Uneingeweihte kann sie ohne Kommentare kaum verstehen, wie folgendes beweist:

Ach, wie ist das Walzen[1]) schön,
Schumpeidi, Schumpeida!
Ei, man muß es nur verstehen,
schumpeidi, eida!
Hier gibts Pickus,[2]) da gibts Hanff,[3])
Kunde[4]) schiebt niemals Kohlendampf,[5])
Schumpeidi, Schumpeida,
Ist denn noch kein Soruff[6]) da.

[1]) Wandern. [2]) Speck, Wurst. [3]) Brot. [4]) Wanderer. [5]) Hungern. [6]) Branntwein.

Auch diese Gesänge können keinen Anspruch darauf erheben, Poesie genannt zu werden, sie sind Ausflüsse eines trotzigen Humors, der allen Widerwärtigkeiten stand hält, das eigene Elend verspottet, etwas unverwüstlich Junges an sich hat und denen eigen ist, die nichts zu verlieren haben als ihr mit tausend Listen und Schlauheiten gewahrtes, ungebundenes Leben. Plötzlich schlägt dann oft alle Keckheit um in eine bitt're Wehklage über das ruhelose, tierische Gehetztwerdens von Ort zu Ort, und seltsamerweise verliert im ersten Ton der Ausdruck die Originalität, begnügt er sich mit anempfundenen Vorbildern und Wendungen:

zerfallen bin ich mit Gott und den Menschen,
gelöst ist jedes schöne, heilge Band,
die Hunde selbst die Hosen mir zerfetzen,
so zieh verachtet ich von Land zu Land.

Dieser wehmütigen Auffassung nahe verwandt ist auch ein von jüdischen Jargonausdrücken durchsetztes Klagelied eines wandernden, haus- und heimatlosen Juden, es trägt die Überschrift: „Chazoth" und erhebt sich zu feierlicher Würde in dem sehnsüchtigen Refrain:

Jeruschalajim,
Jeruschalajim,
Mein teurer, heiliger Ort!

— — — — — — — — — — — — —

Vieles ließe sich über die zahlreichen Lieder sagen, die in völlig losem Zusammenhang, mit der Absicht, die das Ganze leitet, stehen, weder vom Rinnstein, noch auch von Verlorenen handeln, über die prächtigen, urwüchsigen Stücklein aus dem Mittelalter, die Schelmenstreiche des jungen Markgrafen oder auch die weiblichen Stoßseufzer aus der Zeit der „Schäfferinnen". Liest man sie, möchte man sich recht dagegen verwahren, daß die unverhüllte Aussprache weiblicher Wünsche und Sehnsüchte als „Schamlosigkeit" moderner Dichterinnen hingestellt wird. Höchstens so weit diese Regungen perverse Neigungen verraten, mögen sie zeitgemäß sein — alles Natürliche offenbarten die „Fräulein" des 17. und 18. Jahrhunderts mit einer Freiheit, die kaum zu übertreffen ist, freilich auch mit einer Primitivität und Selbstverständlichkeit, die an die Ausdrucksweise der Bauernmädchen in den Schnadahüpfeln der Alpenländer erinnert. Man lese einmal die kleine Zwiesprache an der Kammertür und die mit Einzelheiten ausgeschmückte Einladung der Dame an den Galan, doch einzutreten und zu bleiben „bis es wird heller Morgen sehn", oder die Bitte der jungen Witwe, die einen zu alten Mann gehabt, nun ein „Hänsgen" sucht, der ihr Schlafgemach teile und dem sie alle ihre Vorzüge einzeln anpreist, oder schließlich den Stoßseufzer einer adligen Dame:

Ein Bauernmädchen braucht nicht lange,
Wenn sie spricht: „Hänsgen komm zu mir",
so geht er gleich mit schnellem Gange,
legt sich ins warme Bett zu ihr.
Mein's aber bleibt beständig leer —
Ach, wenn ich nur kein Fräulein wär!

Und solche Lieder entstammen der Handschrift des Fräulein von Crailsheim, zum Teil auch alten Liederbüchlein, die in vornehmen Kreisen kursierten. —

Die armen „Fräulein" von heute drücken sich nur etwas weniger einfach aus, wenn sie den einen Punkt besingen, „aus dem alles Ach und Weh" zu kurieren. Der unglückliche Titel macht nun freilich Moralbeflissenen die Antwort leicht, der Herausgeber habe ja selbst gekennzeichnet, wohin er alle diese ältere und neuere Poesie verweise.

Schade — ich weiß, es war ihm vor allem darum zu tun, Schätze zu heben aus jenen Tiefen, die nicht schmutzige, übelriechende Fäulnis entleeren, sondern, wenn man nur ein wenig unter die schlammige Oberfläche gräbt, einen frischen, unverfälscht und ungedämmt sprudelnden Quell.

# Die Bühnenkünstlerin zur Frauenbewegung

von Hedwig H. Materna

Die Frauen aller Lande erheben ihre Stimme, um für ihre heiligsten Rechte und sozialen Interessen einzutreten; dahin zu wirken, daß Gesetze und Sittenanschauungen, die sich längst überlebt haben, nach unseren heutigen Bedürfnissen geregelt, modifiziert werden, und da haben auch die, deren Beruf es ist, „ihre Stimme zu erheben", ein Wort mitzureden: die Bühnenkünstlerinnen! Die Bühnenkünstlerinnen bilden eine große Gruppe arbeitender Frauen und involvieren ein bedeutendes wirtschaftliches Kapital. Die Einnahmen der Gesamtheit sind von imponierender Größe und überflügeln im allgemeinen wohl den Ertrag, der auf anderen Leistungsgebieten der Frau bis jetzt zu erzielen möglich war. Diesem Einkommen steht, nebst der entsprechenden Abgabe an den Staat, ein großer Verbrauch gegenüber, sowohl für die Berufstätigkeit, als auch Repräsentation, Reisen usw. usw. Daraus geht hervor, daß ein ziemlich hoch zu beziffernder Umsatz stattfindet, durch den die Bühnenkünstlerin ein Faktor im wirtschaftlichen Leben ist. Diese Frau, die ihre Fähigkeiten zu verwerten versteht, die jeden Augenblick in jeder Form dem schwersten Kampf ums Dasein die Stirne bieten muß, diese Frau bedarf der zärtlichen Fürsorge einer Gesetzgebung nicht mehr, die überall ihre Schwäche voraussetzt und sie entmündigt; wo sie aber Schutz gewähren soll — sie im Stich läßt!

Der Staat, der an der Erwerbskraft der Frau teilnimmt, wird ihr auch in allen Lebenslagen eine würdige Rechtslage schaffen müssen.

Es liegt in der Art des Berufes der Bühnenkünstlerin, daß sie den Druck veralteter Gesetze und Sitten mit doppelter Schwere empfindet, da die Ausübung der Kunst keine mechanische oder einseitige Tätigkeit ist, sondern das volle Einsetzen der Persönlichkeit erfordert. Nur die völlige körperliche und seelische Entwickelung bringt — wie die Sonne die Frucht — das Talent zur Reife, dessen herrliche Gaben mitzählen in der Bestimmung der Kulturhöhe eines Volkes. Wenn der Frau in jeder Lebensstellung die Berechtigung zuerkannt werden muß, sich ungehindert zu entwickeln, so liegt gerade für die Künstlerin darin eine positive Grundlage ihres Schaffens.

Zur vollen menschlichen Entwickelung aber kann die unverheiratete Frau nur durch Übertretung der herrschenden Gesetze und Sitten gelangen.

Deshalb wird es das Gesetz aber doch nicht erreichen, daß etwa eine Massenverheiratung absolvierter Konservatoristinnen stattfindet! Das Leben ist ein viel besserer Lehrmeister als die Paragraphen, und unbekümmert um diese geht es seinen Gang. Rechts und links aber fallen die Opfer der sichtbaren und unsichtbaren Paragraphen — manches verheißungsvolle Talent versagt plötzlich, ohne daß eine äußerliche Erklärung dafür vorhanden ist, — manche schöne Begabung und Stimme verkümmert, ohne an die Oberfläche zu kommen. Die Angst, mit dem Moralkodex in Konflikt zu geraten und sich plötzlich in einer Rechtslage zu befinden, für die das Gesetz keine Basis bietet, — reibt die Bedauernswerten auf. Ruth Bré, die Verfasserin von „Das Recht auf die Mutterschaft", hat dieses verzweifelte Dilemma aufgegriffen und schildert es wie folgt:

> „— — Bei der Schauspielerin sind es die Abend für Abend aufgewühlten Leidenschaften, die geradezu zwingend nach einem physischen Ausgleich verlangen, wenn nicht das Individuum zugrunde gehen soll. Das arme Weib, das uns da oben auf der Bühne für unsere 3 Mark die ganze Skala menschlicher Empfindungen vorlebt, ist eine Märtyrerin.
>
> Und dieses Durchleben der Rollen verlangt das verehrliche Publikum. Die Virtuosin läßt kalt, bei ihr ist alles Mache. Nein — leben, leben muß die Künstlerin die Rollen. Aber wohlverstanden, nur auf der Bühne. Sollte sie ihre „Magda", ihre „Fedora", ja selbst nur das holde „Annchen" aus der

„Jugend" mit seiner wachgeküßten Leidenschaft in ihrem Privatleben spielen: sie wäre nicht mehr „anständig". Nein — sobald der Vorhang fällt, soll das Stück aus sein, die alles überflutende Leidenschaft, die uns just einen so wundervollen Schauer verursacht hat, soll wieder eingedämmt werden. Die Künstlerin — das arme Weib, das uns soeben ein Stück Leben gegeben hat, würde an Bewunderung einbüßen, wüßte man, daß diese Leidenschaften ihr eigenes Herz zerreißen oder zerrissen haben. Das ist ja eben der wunderbare Kitzel, daß sie solch eminent lebenswahre Darstellungskunst besitzt und doch dabei — so „anständig" ist! Daß die Künstlerin, wenn sie die Torheit begeht, diese Tag für Tag, Woche für Woche aufgerührten Leidenschaften im Sinne der bürgerlichen Moral zu unterdrücken, — sich ruiniert, glaubt das liebe Publikum nicht.

Furchtbare Nervenleiden sind die Folge, Frauenkrankheiten gesellen sich dazu. Aber die verschweigt sie ängstlich — man würde gleich das schlechteste von ihr denken! Sie fürchtet für sich und ihres Standes Ehre. Darum opfert sie ihre Laufbahn, Gesundheit und Leben, ohne zu wissen, was sie tut." —

Eine Künstlerin muß den Mut haben, etwas zu erleben; energische Naturen folgen dem Impuls des Temperaments und überspringen rücksichtslos die Schranken.

„Der Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt!"

Gesetze, die aber nur da sind, um übertreten zu werden, taugen nichts; wir wollen unsere Existenz nicht mehr außerhalb des gesetzlichen Bodens aufbauen — die Erfolge unseres ehrlichen Strebens nicht mehr auf Grund von Überschreitungen genießen, die geeignet sind, in den Augen der Menschen unser soziales Ansehen zu schädigen. Die öffentliche Herabsetzung einer Person wird als Ehrenbeleidigung vom Gesetz geahndet — das Gesetz selbst setzt uns herab — indem es uns schutzlos dem prinzipiellen Mißverstehen unserer Mitmenschen, ihrer Geringschätzung preisgibt — und befähigte Mitglieder der menschlichen Gesellschaft traurigen Irrtümern zum Opfer fallen läßt. —

Was die Frau, die ein wirtschaftlicher, ein Kulturfaktor geworden ist, heute will und braucht, das ist die Verantwortlichkeit für ihre Lebensführung und ihre Mütterlichkeit, wenn ihr auch, oder so lange ihr im Kampfe ums Dasein die Eheschließung — ein sorgloses Familienglück versagt bleibt — was ja keine Frage sittlicher, sondern lediglich pekuniärer Natur zu sein pflegt! Nebst der verheirateten Frau gibt es eben auch eine unverheiratete Frau — so gut es unverheiratete Mütter gibt! Und diese unverheiratete Frau und ihre Nachkommenschaft muß gesetzlich legitimiert sein. Der Begriff „legitim" und „illegitim" ist eine unglückselige Spaltung — eine Versündigung gegen die Natur, die keine legitim oder illegitim abgestempelten Kinder hervorbringt; es ist etwas, worüber wir erröten müssen, angesichts der Heiligkeit und Größe der Weltordnung, die sich in dem Naturgesetz der Fortpflanzung dokumentiert.

Dem Vaterrecht muß das Mutterrecht gleichwertig zur Seite gestellt werden!

Es darf keine Schande mehr sein, die Mutterpflicht auszuüben; — die unverheiratete Mutter pflegt und erzieht ihr Kind selbst oder überwacht es in nächster Nähe.

Für die Erhaltung sorgt Vater und Mutter. Ist die Frau wirtschaftlich stark genug, so wird es vielleicht vorkommen, daß sie es ganz für sich allein behält und die gesetzlich gewährleistete Mithilfe des Mannes nicht in Anspruch nimmt. Das ist ihre Sache. In der Obsorge für das Kind, der Entwicklung der Mütterlichkeit, liegt der beste Halt für ihre Lebensführung.

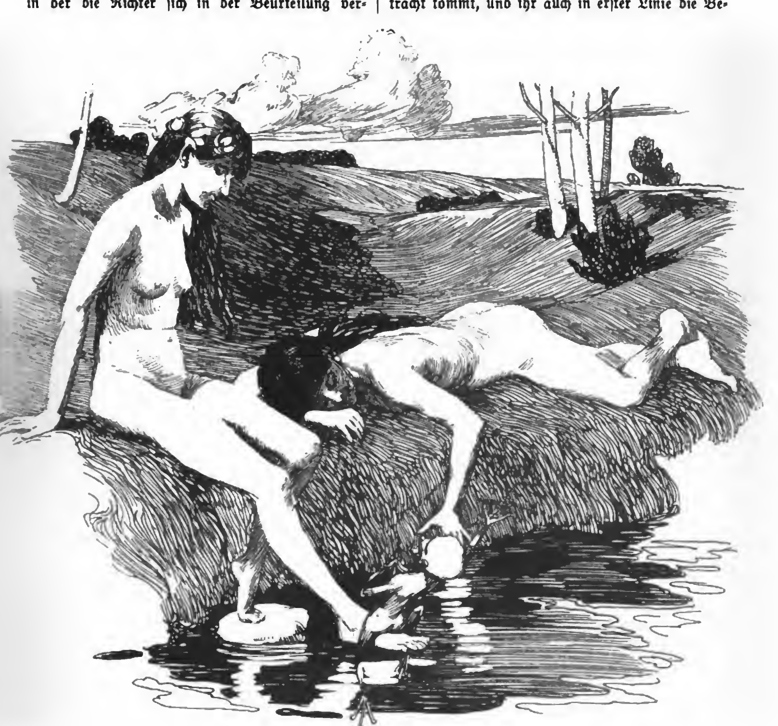
Ist die Frau nicht oder nur in geringem Grade erwerbsfähig, so trägt der Mann die ganze Verantwortung; denn er hat die Beschaffenheit der Frau ja früher schon gekannt. Durch diese Verantwortlichkeit ist nicht die freie Liebe, sondern die freie Familie gegründet — (eine Form, die heute, gesetzlich legitimiert durch die Ehescheidungen, schon besteht, denn es gibt drei- und viermal geschiedene wiederverheiratete Ehegatten!) — und das „Liebesverhältnis" erlangt den sittlichen Wert, der die Frau moralisch erhebt, anstatt sie fallen — immer tiefer fallen zu lassen!

Die Rubriken: „Verbrechen gegen das keimende Leben", „Engelmacherei" werden aus den Tagesberichten verschwinden und — die Kindesmörderin! Lehren uns nicht eben jene traurigen Fälle, welcher Fehler in der Gesetzgebung steckt? Und welcher Widerspruch: Wenn die unverheiratete Mutter ihr Kind nicht tötet, wenn sie es zärtlich liebt und sich seiner nicht zu schämen den Mut bekundet, so ist gesellschaftlich der Stab über sie gebrochen — sie ist Gegenstand der Verachtung! Wenn sie aber das Grauenhafte, Himmelschreiende begeht, dann umfängt sie mit weichen Armen das Erbarmen — man besinnt sich plötzlich der grausamen Härte, des furchtbaren Druckes, unter dem sie stand — und spricht sie frei! Wie mangelhaft müssen die Gesetze sein, wenn sie eine solche Milde gerechtfertigt erscheinen lassen! —

Die Zuweisung der Alimente durch das Gericht (!) an die geächtete Mutter ist ein Almosen, in der beschämendsten Form dargereicht!

Das Gericht darf mit Familienangelegenheiten nichts zu tun haben, so lange die Pflichten, die das Gesetz zu bestimmen hat, nicht verletzt werden! —

In einer Zeitperiode, die sich human nennt, in der die Richter sich in der Beurteilung ver-



Originalzeichnung von Ernst Liebermann

brecherischer Taten nicht nur von dem Buchstaben des Gesetzes, sondern von menschlichen Erwägungen leiten lassen, geht es nicht mehr an, einer so großen Menschengruppe, wie es die arbeitenden Frauen sind, nur Pflichten aufzuerlegen und kein menschliches Recht zuzugestehen als das der Eheschließung, das die Frau beim besten Willen allein nicht ausüben kann! Wenn hier immer von den „arbeitenden" Frauen die Rede ist, während das „Mutterrecht" natürlich für alle Frauen gilt — so ist dies darin begründet, daß die im Erwerbsleben stehende Frau hauptsächlich dafür in Betracht kommt, und ihr auch in erster Linie die Berechtigung zukommt, für diese Verbesserung unserer sozialen Lage einzutreten!

Das Weltbild würde sich tatsächlich merkbar nicht verändern: die unverheiratete Mutter gibt es immer schon — der Staat hat nur zu sanktionieren, was er stillschweigend dulden muß und nicht verhindern kann! Aber an ihm liegt es, aus dieser Mutter ein nützliches, geach-

tetes Staatsmitglied oder eine — Ausgestoßene zu machen! Wenn die „Mutter“ in die ihr gebührende Würde eingesetzt ist, der Muttername ebensoviel gilt wie der Vatername, der ins Leben tretenden unverheirateten Frau für jede Lebenslage eine gesetzliche Basis gewährleistet ist, dann wird sich die Meinung der Welt schon ändern. Sie wird den Tapferen, die allein mit kräftigen Armen durch die Lebenswogen steuern, ihre Achtung nicht versagen, in einer Zeit, die die Arbeit zu schätzen weiß!

Sollten aber einige von denen, die an reichbesetzter Tafel schwelgen, deren Urteil durch die Gewohnheit gedankenlosen Genießens getrübt ist, dennoch mißachtend auf diese selbständigen Frauen blicken, über die Theaterangehörigen die Nase rümpfen und sagen: „Sie ist eine große Künstlerin, aber — — —“, so wird das zu ertragen sein! Das Bewußtsein, durch ehrliche Arbeit und Pflichterfüllung in das Räderwerk des Weltgetriebes eingefügt zu sein, erhebt über den Vorzug mühelosen Besitzes, über die Puppenherrlichkeit der „Dame“. —

Die Arbeiter der ganzen Welt organisieren sich, um sich bessere Lebensbedingungen zu schaffen; uns Frauen als Hüterinnen der Ideale, als Mütter des Menschengeschlechtes, ist es vorbehalten, für die idealen Güter, den Menschlichkeitsgedanken, in den Kampf zu ziehen und uns eine würdigere Lebensstellung zu erringen.

Die Bühnenkünstlerinnen, die von diesen Fragen hervorragend betroffen sind, wollen an der Kulturarbeit, die die Frauen bewegt, teilnehmen. Dies sind wir unseren heiligsten Interessen, den kommenden Generationen schuldig. —



# Ferdinand von Saar zum 70. Geburtstage

von Richard Schaukal

Sommers rote Flammenzeichen
Loschen lodernd. Nebel hält
Schleier über Busch und Feld.
Müder Sonne Blicke bleichen.

In den Gärten an den Mauern
Gilben schrumpfend schon die dichten
Rebenranken. Rings Verzichten,
Bebendes Verstummen, Trauern.

Sehnsucht legt die leisen Hände
Zagend an die kalten Saiten:
Unter schmalen Fingern gleiten
Blasse Seufzer ins Gelände.

Und im dämmernden Verblassen
Rühren schüchtern sich die Glocken:
Über ihren Schall erschrocken
Schleichen scheu sie durch die Gassen.

Einsam im Gemach der Dichter
Lehnt ans Fensterkreuz die Stirne:
„Jugend, leichtgesinnte Dirne,
Freundin froher Flackerlichter,

Freundin duftender Gewinde,
Zärtliche Gespielin heller
Hoffnungen, Genossin schneller
Wünsche, sag, wo finde

Deiner schmalen Elfenfüße
Spuren ich im Stundensande?
Leuchtet am verlassnen Strande
Nie dein Rosensegel, Süße?

Tief im Grunde schläft mein Anker,
Und mein Segel ist zerschlissen.
Doch ich kann Dir Flaggen hissen,
Und am Bug soll Dir mein blanker

Name treue Grüße sagen
Aus der Zeit, da wir verbunden,
Wohlverwahrte gute Stunden
Soll mein Mast in Kränzen tragen.“

Und aus Nebeln, die verwoben
Schattend in den Garten fielen,
Hat sich lieblich dem Gespielen
Schwebende Gestalt erhoben:

„Sieh, ich bin es, die Dir treuer,
Als Du wähntest, nah geblieben:
Tief ins Herz sind mir geschrieben
Unsre holden Abenteuer.

Und ich bin durch vielgestaltig
Atmendes Vereinen mächtig,
Nicht wie die Gefährtin schmächtig:
Heute komm ich Dir gewaltig.

Land und Länder, Dich zu grüßen,
Sandten dankbar mich als Botin,
Allerwünschteste Despotin
Kam ich auf beschwingten Füßen.

Laß mich mit dem grünen Kranze
Schmücken still Dein silberweißes
Haupt und füll Dein jünglingsheißes
Herz mit meinem Segenglanze.“

# Ein neuer Dichter

von Paul Leppin-Prag

Gute Bücher sind gewöhnlich das Ergebnis einer sorgsamen, litterarischen Kultur. Jede aparte und vornehme Wirkung durch eine technische Besonderheit ist ihr Resultat. Geschmack und Diskretion, Klugheit und Geschick sind ihre Geschenke. Aber sie ebnet und glättet auch die Schluchten und Zacken der Kunst, öffnet dem Kompromiß und den Artisten die Tür und ist der gerade Weg ins Spielerische. Bücher, die neben dieser Kultur aufwachsen, die sie nicht kennen und nicht mögen, fremd jeder Kunstart und Manier, sind die Wegweiser, die die Tändler zur Beschränkung mahnen. Ich möchte fast sagen, daß es zumeist die eigentlich bedeutenden und bedeutsamen Bücher sind, ganz und einzig, ohne jenes artige Spiel mit Schönheit und Gebärde, das wir Österreicher so lieben.

Vor kurzem ist im Verlage Albert Langen in München ein Skizzenband erschienen, der übervoll von neuen, ungeahnten, merkwürdig persönlichen Kräften steckt, in dem jeder Lyrismus fehlt, dem heute viele, sehr viele Prosabücher erliegen, ohne die Prätention des „Litterarischen", jenseits jeder Wirkung, die aus dem Formalismus zu verstehen wäre, ein starkes, sonderbares, geistreiches Buch. Es ist „Der heiße Soldat" von Gustav Meyrink. In diesem Buche ist jene eminent dynamische Bewegung, die ich bisher nur bei ein paar deutschen Romantikern und einigen modernen Amerikanern und Franzosen fand. Es sind große und groteske Romanphantasien, verwegene Visionen, glühend und höhnisch, kühn und überzeugend. Es ist ein sehr vielseitiges Buch. Es ist darin auch ein verzehrender und bitterer Witz, der manchmal sogar die Pointen nicht aufgreift, der sie verleugnet und fallen läßt. Trotzdem ist nichts Bajazzohaftes in den Geschichten Meyrinks. Sie dupieren nicht, sie sind uns bloß überlegen. Sie sind toll und traurig, bizarr und müde. Ihre Wirkung beruht meist auf dem Gegenständlichen, auf dem Positiv-Gedanklichen, dem sich wie ein leiser, pikanter Reiz mitunter eine feine, resignierte Empfindsamkeit gesellt, eine Traurigkeit ohne Form und ohne Inhalt und ohne Begebenheit. Ich bin selten so ergriffen und erstaunt gewesen, wie von einer kleinen Erzählung Meyrinks, die sich „Die Königin unter den Bregen" nennt und eigentlich gar keine Geschehnisse hat. Diese knappe Skizze ist mit einem genialen, sehr kunstlosen aber überaus künstlerischen Instinkt gemacht, einfach und unsagbar trostlos, ohne Sehnsucht und ohne den Willen nach ihr. Es ist die Geschichte eines leeren und verdorbenen Herzens, eine Lebensgeschichte in einem einzigen Traum, ein Schicksal in einer einzigen Träne.

Ein stechender, eleganter, zynischer Humor gibt vielen Skizzen des neuen Buches etwas Hartes und Unbarmherziges. Wer aber „Die Königin unter den Bregen" mitten unter dem frivolen Spiel nihilistischer Launen findet, der verliert ein wenig den Glauben an diesen grausamen Witz. Wer feinhörig genug ist, der wird begreifen, wie viele dieser seltsamen, hastigen Geschichten ein dunkles und fernes Erlebnis haben, ein Bild, das ihnen gleicht, eine Angst vor sich selbst, eine Flucht vor einer Erinnerung. Diese Seiten, auf denen das blinde, ratlose Tappen in den Extasen seines Herzens uns herb und eindringlich ergreift, sind es, die dem Buche Meyrinks die schönste und letzte Farbe und seine beste Bedeutung geben. Der „Fluch der Kröte" und die „Bocksäure" und noch manche andere lustige und freche Geschichte, diese unverschämten und prachtvollen Fabeln, diese brillanten Einfälle, diese kapriziösen Gemeinheiten, die uns in seiner Sammlung entzücken, erhalten neben diesen Beichten und Geständnissen zuweilen ein ganz einzigartiges Licht.

Es sind Gespenster, die in dem Buche umgehen. Gespenster der Treue, der Sehnsucht, der Kraft, des Glaubens, der Demut, der Liebe. Inmitten der kecken, temperamentvollen Kapriolen, zwischen den ironischen, überdeutlichen Grotesken, den kleinen, scharfen Scherzen erkennt man sie schwer. — „Wer aber helle Augen hat, der sieht ohne Licht, auch in der Finsternis, wenn die anderen schlafen. — — — Wenn die Menschen der Nacht erliegen und das Bewußtsein schwindet, so verläßt die Gierseele das Herzpendel — grünlich im Schimmer, mit lockeren Formen und häßlich, denn es ist keine Liebe in den Herzen der Menschen. — — —" So heißt es im „Ohrensausen." —

Ich meine, aus dieser Vision heraus sind alle die Geschichten Meyrinks geschrieben worden. Die frivolsten, wie Izzi-Pizzi, dieser köstlichste Chansonettenwitz, den ich kenne, und die traurigsten, wie die Legende vom Vogelhändler, der aus Trotz

und Liebe starb. Dieses Buch ist ein sehr originelles, vieldeutiges und feines Stück unserer deutschen, litterarischen Kleinkunst. Es ist vielverheißend und ohne fühlbaren Makel. Eine unbewußte, ästhetische Konzentration, ein großer, richtiger Griff gibt ihm sogar eine technisch wertvolle Bedeutung. Mit Gustav Meyrink ist eine energische, hartnäckige und großzügige Persönlichkeit in unsere Litteratur gekommen, ein Fertiger und Ganzer, ein Eigener und Neuer, ein Phantast und ein Prophet. Ich wünschte, daß Meyrink einen großen, gutsymbolischen Roman mit vielen menschlichen und mystischen Beziehungen schriebe. Darin könnte der Eifer und die Kraft, der Stolz und das Wissen seines Herzens eine Tat und eine Wahrheit werden. Ich höre, daß er etwas ähnliches plant. Dies könnte ein Buch sein, das schön und bedeutsam in der neuen Litteratur stünde, wie selten eines.



# Challemel-Lacour, ein französischer Pessimist*)

## von Karl Friedrich Nowak

„. . . Vielleicht seid ihr auch selbst einmal dem Unglücklichen begegnet zu einer Zeit, da sein Wahnsinn sich von der Vernunft der anderen nur durch ein Symptom unterschied, das, im Grunde sehr bedenklich, scheinbar aber harmlos euch gewiß entgangen sein wird. Soll ich es euch nennen? Es war ein erklärter Widerwille gegen ernsthafte Leute."

Mit diesen Worten gedenkt Challemel-Lacour traurig des „armen Freundes", in dessen Schreibtischlade er — wie er gern plausibel machen möchte — die Manuskripte zu seinen „Studien" fand, nennt ihn einen unglücklichen Verrückten und eröffnet sich hierauf selbst die breite Straße des Pessimismus, auf die ihn der gleiche Widerwille geführt hat. Die ernsthaften Leute, die im Grunde meist sehr lächerlich sind, repräsentiert ihm jeder eherne Name. Alexander und Mirabeau, Napoleon, Brutus und die Pompadour, Richelieu und Justinian — alle sind sie solche ernsthafte Menschen, die, sich selbst eine Gottheit, den Völkerwagen längst wie „betrunkene Kutscher" in den nächsten Graben geschleudert hätten, wären nicht die guten, blinden Schicksalspferde gelassen immer wieder des Weges weitergegangen, den sie von Anbeginn auswendig wissen. Der Lärm, den Schwertgerassel und Kanonendonner aufwirbeln, ist überflüssig, und die Kniffe und Ränke, die in den Kabinetts der Diplomaten geschmiedet werden, sind — wie alle Politik — von Übel. Schlagworte naiver Optimisten, wie Zivilisation und Fortschritt, können dem Denker nichts sagen, und der Rest unseres Seins ist demzufolge Langeweile. Dante, Shakespeare, Goethe, alle wahrhaft Großen, die sich zu dieser herben Erkenntnis frühzeitig durchgerungen hatten, versuchten das einzige, das sie tun konnten: ihr Dasein mehr oder minder standesgemäß einzurichten, sich jeder Öffentlichkeit fernzuhalten und sich mit dem Satze abzufinden: „Je suis un atome dans fumée." Die anderen aber, gleichfalls Männer von Genie, die die Dinge nicht von vornherein nahmen, wie sie lagen, oder doch nicht so nehmen wollten, diese anderen bekräftigen durch ihr eigenes Werden und Enden zur Genüge das treffliche Verhalten jener: sie wurden zu Kronzeugen des Pessimismus.

Challemel-Lacour ist Franzose, und die Devise, die er sich als Schriftsteller gesteckt hat, lautet so: Esprit! Dabei muß ihm der Zweck die Mittel heiligen. Des blitzenden Kristalls seiner Thesen will er sich ungestört erfreuen, und den rohen Blöcken, die seiner Arbeit harren, schlägt er darum ohne Bedenken widerstrebende Ecken ab, während er unbequeme Lücken an anderer Stelle sorgsam wieder nachfüllt. Er dichtet gern als Philosoph und verschweigt häufig als Verist. Immer ist er amüsant. Aber man muß sein Buch sehr kritisch lesen.

In der neueren Geschichte italienischen Geistes glänzt der Name Giacomo Leopardi. Challemel, mit ihm so gut wie unbekannt, las ihn in dem Artikel eines Stuttgarter Professors, der Leopardis sonderbare Ideen auf Rechnung seiner Krankheit setzt. Das gab Challemel zu denken. Er ging dem Bilde des Italieners nach und fand zunächst: gegen die von der Menge beglaubigte Sentenz gibt es keinen Appell; willst du anderer Meinung sein als sie, wird sie dich krank nennen und gar leicht auch ein physisches Gebrechen an dir entdecken, dem sie deine merkwür-

*) Nach seinen „Studien und Betrachtungen eines Pessimisten", in deutscher Übertragung von H. Blaustein. Verlag Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

digen Gedanken zuschreibt. In der Tat aber leidest du nur an der Wahrheit, wie auch Leopardi an der Wahrheit krankte. Freilich ward Leopardi auch durch sie in Wahrheit krank. Denn ihm wie keinem zweiten zeigte, wie Challemel zur Bekräftigung seines kühnen Satzes erklärt, Mutter Natur unverhüllt ihr grausames Antlitz. Zunächst zwängte sie ihn in eine Familie, deren Disharmonien seine jugendzarte Seele verbittern mußten. Graf Monaldo, sein adeliger und brutaler Vater, konnte in dem schwächlichen Knaben keinen würdigen Erben sehen, und Leopardis Bruder hatte für diesen kaum jemals mehr als mitleidige Verachtung. So muß Challemel, der in seinem allzu herben Urteil über den Bruder die innige Liebe der Schwester vergißt, den Umgang, den Leopardi im Schlosse zu Recanati pflegte, auf Tote beschränken. Zu einer Zeit, da Jungen seines Alters auf der Halde ihren Spielen nachlaufen, saß Leopardi über Plato gebeugt, studierte Thukidides und, als die Jünglinge von Recanati sich der Wichtigkeit des schöneren Geschlechtes bewußt wurden, hatte er, siebzehnjährig, bereits ein Buch geschrieben. Die Antike und ihr Glanz erfüllte völlig sein tiefes Denken, und ihr Studium ergab auch den ersten Anstoß seines Unglückes. Die Gegenüberstellung der alten und neuen Römer erschütterte ihn. Als er aber seine Mitbürger mit gewaltiger Stimme zur Errichtung eines Dantedenkmals in Florenz aufforderte und ein unbekannter Freund seine Verse in dankbarer Begeisterung erwiderte, war sein Schicksal besiegelt: Graf Monaldo, dem sein Brief irrtümlich in die Hände fiel, und der alles eher sehen mochte, als daß sein Sohn Politik betrieb, Graf Monaldo sagte sich von Leopardi los, und dieser zog in die Fremde.

Mit klopfendem Herzen betritt er Rom, die ruhmgeweihte Stätte der Cäsaren. Aber was ist das für ein Völklein, das da in den ehrwürdigen Gängen des Kolosseums herumkrabbelt und sich aus dem Schutt geborstener Forumssäulen seine elenden Hütten baut? Das sind nicht Söhne des Äneas, das sind Gullivers Liliputaner! Da ist denn Leopardis trostloser Patriotismus gerade am Platze . . . Angewidert verläßt er Rom, und nun beginnt sein mühseliges Wanderleben, das ihn dem Tode, den er bereits in sich trägt, bloß rascher in die Arme führen soll. Bald ist er in Bologna, bald in Mailand, dann in Florenz. Auf der Reise dichtet er seine Oden und schreibt philologische Abhandlungen und Kommentare, die er dem Verleger Stella hinwirft, um nicht zu verhungern. Das ist alles echtes Dichterelend mit einem Beigeschmacke von Romantik, die Challemel sich nicht entgehen läßt. Ja, er wird darüber selbst zum Dichter, und die Wahrheit verschiebt sich ihm, wie durch ein Prisma gesehen. Challemel will nicht, daß ein Freund Leopardi auf seinem Leidenswege die Hand drücke, er will nicht, daß er von seinen Verwandten auch nur ein teilnehmendes Wort höre, natürlich empfängt er kaum eine Zeile. Körperlich völlig gebrochen, langt er endlich in Neapel an, ein Bettler, der seinen Vater um vierundzwanzig Taler monatliche Rente bittet. Wie vorauszusehen, ohne Erfolg. Da bricht zu seiner nicht geringen Freude in Neapel die Cholera aus, und eines Tages zieht ihn sein Freund Ranieri weinend unter einem schmutzigen Leichenhaufen hervor . . .

Aber Challemel hat auch wieder recht: Leopardi ist als Mensch seinen Mitmenschen nie gut genug gewesen. So nennt es der Franzose nur billig, daß auch seine Schriften verlästert und der Gottlosigkeit geziehen wurden, ohne daß er sich irgendwo gegen die Gottheit aufgelehnt hätte. Er fand, daß die ganze Welt zum Verzweifeln traurig sei, und war also bloß — wie Challemel mit ironischer Lakonie sagt — „krank“. Niemals klagte er, aber von vornherein erwartete er nie Gutes, und selbst seine Bücher, glaube ich, hielt er für schlecht. Wozu er diese dann schrieb? Um die Menschen zu warnen? Nein. Um sie zu belehren? Nein. „Um des tieferen Vergnügens willen, sich selbst die ganze Bosheit der Natur zu entschleiern.“

Heine sagt an einer Stelle: „Wer zum erstenmale liebt, seis auch glücklos, ist ein Gott.“ Nun: auch Leopardi hat einmal in seinem qualzerrissenen Leben geliebt und — wie man weiß, unglücklich. Aber welches Mädchen hätte sich auch in den armen Schwindsüchtigen verliebt, an dem nichts schön war, nicht einmal seine Augen, weil sie beständig in unstetem Glanze flackerten? Da zog er es denn vor, nicht jener Narr zu werden, zu dem sich, um bei dem Dichter zu bleiben, Heine selbst so oft hergab, sondern begnügte sich mit seinem kurzen Gottgefühl und kannte so doch einen Lichtstrahl, der kosend — wenn auch flüchtig — sein bleiches Haupt streifte. Wie viel hatte er da vor jenem zweiten großen Verneiner voraus, dessen alles zersetzender Zynismus auch die geheiligsten Traditionen der Menschheit schonungslos niederriß, um sein Auge an

ihren Trümmern zu weiden, wie viel vor Arthur Schopenhauer!

In einem Bierhause in Frankfurt am Main trifft Challemel-Lacour den deutschen Philosophen. Was bekommt er da nicht alles an Vorwürfen zu hören, gegen die Menschen im allgemeinen, wie die Frauen im besonderen. Der letzte Rest von Glauben, den er sich mühsam bis hierher errettet hat, muß nun in die Brüche gehen. Aber das Bier hat Challemel den Kopf erwärmt, hat ihm Mut eingeflößt, trotzig zieht er sich auf seinen letzten Posten zurück, auf dem er hoch das Panier der Liebe schwingt. Geistreich und pathetisch, schwärmerisch und mit Überzeugung, in alten und neuen Tönen verkündet er ihr Evangelium, — was aber erwidert der gallige Deutsche? „Die Liebe ist das Übel. Diese entzückende Verwirrung, dieser Ernst, dieses Schweigen — bei Verliebten — ist die Meditation des Genius der Gattung.“ Und aus diesem verzweifelten Diktum zieht er nun mit der bekannten liebenswürdigen Brutalität die letzten Konsequenzen. Wohl ist die Welt so schlecht als denkbar eingerichtet, aber sie ist ja nur eine Vorstellung unserer Köpfe. Wenn wir nun aber diese der Frau verdanken, wem verdanken wir dann jene schlecht eingerichtete Welt? Der Frau. Wohl rettet ein einziger Asket hunderte von Geschlechtern vor Elend und Verderben, wer aber könnte Asket sein? Niemals wird es die Frau zugeben. Girrend und keifend, drohend und schmeichelnd lockt oder zwingt sie uns in ein zweifelhaftes Paradies, das die Hölle gebiert.

Challemel ist bescheiden. Er gibt zu, daß er dieser sonderbaren Logik, die sich in übersprudelnder Rede über ihn ergossen haben soll, an dem denkwürdigen Abende in Frankfurt nichts zu erwidern hatte. Schopenhauer gehört ja auch zu jenen eigenartigen Naturen, die wie Napoleon durch sein Auge, so durch das gesprochene Wort im Augenblick überzeugen. Aber Bedenken nahm sich Challemel gleichwohl nach Frankreich mit, Bedenken, die ihn lange Zeit nach der Erklärung von Schopenhauers gräßlichem Pessimismus forschen ließen. Zunächst schloß er allerdings auf verletzte Eitelkeit, mit der der Greis vielleicht Jugenderfahrungen sammelte. Aber Schopenhauer ließ sich nichts nachweisen, und Challemel fand schon in dem ersten Werke des unverbesserlichen Frauenhassers — „Die Welt als Wille und Vorstellung“ war bereits 1818 erschienen — die bewußte Philosophie Punkt für Punkt angedeutet. In der Jahreszahl glaubte Challemel endlich die Lösung des Rätsels gefunden zu haben: Schopenhauer, der von all dem, was er sagte, selbst kein Wort glaubte, wollte durch sein Werk dem überquellenden Hochmut Deutschlands nach den Befreiungskriegen einfach ein Ziel setzen, um es aus seinem Fortschrittstaumel ein wenig aufzurütteln! Ob sich freilich Challemel mit diesem höchst verblüffenden Ausweg aus seinem Dilemma auch wirklich endgiltig abfinden konnte, weiß ich nicht, — aber die Galanterie des Franzosen war jedenfalls damit gerettet.

In unruhigen Nächten, wenn in der Rue de Bourgogne, im Ministerviertel von Paris, Bälle abgehalten werden, und die Equipagen der Gesandten unaufhörlich rollen, in unruhigen Nächten pflegt Challemel gern zu denken und zu träumen. Einmal erscheint ihm auch Hamlets Geist, ein bleicher Held der Untätigkeit, der ihm die entnervte Gegenwart verkörpert und ihn im Fluge nach England entführt, von dem er ebenso entzückt ist wie Heinrich Heine. Dort, wo einer dem anderen langweilig und lästig ist, sucht er nun nach neuen Genossen seiner trüben Weltanschauung und findet sie nach Shakespeare, dessen mißverstandene Heiterkeit und Ruhe, wie er glaubt, aus einer grenzenlosen Verachtung alles Irdischen hervorgegangen ist, in Shelley und Swift. Shelley, der große Freund des größeren Byron, teilt mit diesem ein Schicksal: wie Byron, so gehört auch er der erhabenen Gruppe von Einsamen an, von deren Gemeinschaft sich die Menschen lossagen, wenn sie den flammenden Blick ihres göttlichen Auges nicht mehr ertragen können. Wie die Universität den Studenten Shelley relegierte, so hat auch die Gesellschaft dem reifen Manne die Tür gewiesen. Und Londons Richter haben den Atheisten der natürlichsten Rechte entkleidet, auf die der ärmste Bettler pochen darf. Was aber tut Shelley? Er fügt sich in sein Exil und hört darum nicht auf, bis an sein Lebensende seine vergifteten Pfeile weiter unter die empörte Menge zu schleudern, die ihn wegen seiner Liebschaften beneidet. Shelley kennt keine Autorität. Für jedes Recht fordert er Beweis, und da dieser nicht erbracht werden kann, verwirft er jenes. In Rußland geboren, wäre er der Vater der Nihilisten geworden. Anders Swift. Die Einsamkeit ist ihm, dem Politiker, tödliches Gift, und das stolze Entsagen, wie es eben Shelley kennzeichnet, ist ihm fremd. Freilich geht Challemel in der Art, wie er den absonderlichen Charakter

Swifts nach der abstoßenden Seite hin zerfasert, viel zu weit: hadernd oder feilschend, demütig oder aufbrausend, immer aber spekulierend, wo sich ihm etwa ein Vorteil böte, läßt er ihn von Partei zu Partei gehen, alle gleich erbärmlich finden und heute die eigene Sache schamlos verraten, um morgen ohne Reue wieder zu ihr zurückzukehren. Seinen Ehrgeiz — allerdings das hervorragendste Merkmal Swifts — steigert Challemel ins Maßlose. Alles will jener besitzen oder wenigstens beherrschen, vor keiner Erpressung scheut er zurück, um seine Wünsche zu befriedigen, selbst in der Liebe ist er unersättlich. Bewußt bildet er sich zu dem vollendetsten Komödianten heraus, der jemals Englands Boden beschritt und an dem nichts echt ist außer seinem Pessimismus. Dabei ist ihm Schonung ein fremder Begriff. Und es gibt in der Tat keine Institution, die er nicht verlästert, keine Obrigkeit, die er nicht beschimpft, keinen Wohltäter, den er nicht verlacht, und keinen Freund und keinen Feind, dem er nicht mit roher, doch geschickter Faust die Maske vom Antlitz zu reißen versteht, die er selbst mit unerhörter Meisterschaft behauptet. Ein Glück läßt er gelten: die Kindheit, und auch diese haßt er als optimistische Lüge. Sein ganzes Leben ist eine ununterbrochene Kette von Zynismen, die sein Mund erst dann gegen Welt und Menschheit zu speien vergißt, da Wahnsinn seinen Geist umnachtet . . .

Challemel-Lacour, von seinen Träumereien erwachend und verdüstert von seinen Erfahrungen in England, kehrt diesem Lande rasch den Rücken und sieht sich in freudigem Bewußtsein wieder unter Franzosen. Denn diese sind nicht nur das geistreichste, sie sind auch das heiterste Volk der Welt. Eine kleine Traurigkeit steht ihnen von Zeit zu Zeit wohl an, und Romantik und Weltschmerz, die dem Deutschen Bedürfnis sind, machen sie mit wie eine hübsche Mode. Die schlimmsten Pessimisten, deren Stil sie übrigens hinlänglich bewundern, haben ihre fröhliche Laune nur vorübergehend zu trüben vermocht, — so lange sie eben nicht vergessen waren. So mochte anfangs auch Pascal, wie Challemel selbst, geneigt gewesen sein, seine Manuskripte der Ruhe des Schreibtisches genießen zu lassen und seine Ideen für sich zu behalten. Der einzige Schmerzensschrei, der sich der Brust dieses Philosophen entringt, ist: Gewalt! Oder, wie Challemel ausführlicher erklärt: „Was heißt Autorität? Gewalt. Was heißt Adel? Gewalt. Was heißt Eigentum? Gewalt. Was heißt Gerechtigkeit? Gewalt." Nur in der Art, wie sich Pascal zu dieser Erkenntnis stellt, unterscheidet er sich von Shelley, der in der Hauptsache denkt wie er. Während Shelley sich grollend von der Welt zurückzieht, ein Titane, der sich selbst ein Reich zu gründen weiß, predigt Pascal Unterwerfung. Und das ist keine weibische Feigheit, die da bei diesem Rate aus ihm spricht, es ist eine tiefgehende Überzeugung. Denn man ändere an den bestehenden Normen so viel man will, mit anderen Namen werden sie sich im Kerne immer gleich bleiben: — Ergebung ist der Weisheit letzter Schluß. Da haben wir wohl die traurigste Form des Pessimismus, der Challemel auf seiner Wanderung begegnen konnte. Trotzdem ist sie bei Pascal erklärt, denn Pascal war in einem Jahrhundert der ärgsten Freidenker der starrste Christ. Mochte er sich immerhin zu dem sonderbaren Christentum bekennen, das, wie Challemel entwickelt, in den unerbittlichen Satz ausläuft: „ . . . es kann ihnen nur von Kreuz und Blut sprechen, denn es will sie retten", — aber er war ein Christ! So glaubte er an einen Gott, sicherte sich das einzig Erstrebenswerte, den Frieden, und war um ein gut Teil besser daran als sein nicht minder berühmter Landsmann Chamfort. Denn diesem fehlt nicht nur der Glaube an Gott, er setzt auch keine Hoffnung auf die Menschen. Trotzdem setzt er sich für das Unmögliche ein. Mit Feuereifer stürzt er sich in die Revolution, die er verkündigt, — aber er nimmt es beinahe als selbstverständlich hin, daß Freiheitstaumel in Tyrannenherrschaft endigt. Chamfort erwartet niemals. Das Leben ist ihm gleichgiltig, und er sucht sich darin zu zerstreuen, wie er sich etwa in den Salons der Aristokratie zerstreut: eine schöne Frau lockt ihn, er huldigt ihr und, wenn er sich enttäuscht sieht, sagt er ganz ruhig, als hieße er Arthur Schopenhauer: „La société, qui rapetisse beaucoup les hommes, reduit les femmes à rien . . ." Er wird immer Kavalier, der Gentleman unter den Pessimisten bleiben.

Challemel-Lacour befindet sich am Ende seiner Galerie, er will sie verlassen. Aber er kann ihre Tore nicht hinter sich zuschließen, ohne zuvor noch einen raschen Blick auf ein einsam trauerndes Bild zu werfen, — auf das Bild Heinrich Heines. Wie ein zärtlich verzeihender Vater nähert er sich diesem Dichter, der sich zeitlebens aufgeführt hat wie ein unartiger Knabe. Noch auf dem Sterbebette — „Dieu me pardonnera, c'est son métier" — hält er die Welt, die seine Ironie besang,

durch seinen gelungensten Schelmenstreich, durch seine Rückkehr zu Gott zum besten. Shakespeares Heiterkeit ist bei ihm frühzeitig zum beißenden Witze geworden. Oder er kleidet, ein geborener Künstler, seinen Pessimismus in leuchtende Schönheit, die dann in allen Farben einer prachtvollen Schlange schillert. In den herrlichsten Früchten seiner Poesie sitzt unfehlbar der Wurm. Treffend vergleicht ihn Challemel auch mit Leopardi, dem ihn das drängende Schönheitsgefühl wahlverwandt macht. Aber auch anders lassen sich Berührungspunkte finden. Beide vereinigt vor allem die gleiche Philosophie, zu der sie nur auf verschiedenen Wegen gelangt sind. Heine, hoffend und erwartend bis zum letzten Atemzuge, erringt sie nach einer Wanderung voll Mühen, Schmerzen, Enttäuschungen und Kränkung, die er niemals verwinden kann, — Leopardi hat mit dem Leben bereits abgerechnet, ehe er noch recht in dasselbe eintrat. Und da ist im Grunde das Resultat das gleiche: Heine wie Leopardi erkennt als einziges, unveräußerliches Erbgut des Menschen — Nirwana . . .

Die Angel knarrt, Challemel hat seine Galerie verlassen. Auf dem Heimwege überfliegt er noch einmal die Eindrücke, die er empfangen hat, und sucht die Moral. Aber mitten im lustigen Treiben der hellen Boulevards, mitten unter all den fröhlichen, lachenden Menschen, die ihn umscherzen, gerät er in Verlegenheit. Von all den Worten, Sätzen und Thesen, von denen ihm seine Bilder erzählt haben, ist ihm ganz dumm geworden, er weiß nichts mehr mit ihnen anzufangen. Da kommt ihm eine wunderbare Vision. Ihm ist, als wäre der alte Rabelais wieder aus seiner Hölle emporgestiegen, blickte ihn freundlich an und gäbe ihm einen guten Rat. Von diesem völlig verblüfft, schüttelt Challemel, der Pessimist, heftig den Kopf. Doch Rabelais läßt nicht locker und bietet seine ganze Beredsamkeit auf, um den Ungläubigen zu überzeugen. Und schließlich, weil er sie ja doch gern selbst glauben möchte, und weil es der „gute Meister Franz" ist, der sie ihm eingibt, bekennt er sich auch wirklich zu des Dichters Moral und schreibt nun mit kräftigen Zügen, was ihm dieser diktiert: „Tut, was ich euch sage, liebe Freunde. Achtet, daß ihr die Zeit, in der ihr lebt, nicht zu hoch schätzt und dabei die Übel vernachlässigt, die ihr zu heilen trachten solltet. Wenn das Werk beendet ist, wenn ihr ein jeder in seinem Berufe gearbeitet, gekämpft, studiert, euere Kinder unterrichtet habt, wie es sich ziemt, dann werdet ihr frohlocken . . . lachen, singen und lieben, alles, ohne zu vergessen, was ihr eueren Eltern, euerer Familie, euerem Nächsten und vornehmlich euerem Vaterlande verdankt. Ich sage „vornehmlich", denn vor noch nicht langer Zeit ist die Mode eingerissen, das Vaterland nach allem zu setzen. Dadurch seid ihr schon sehr klein geworden, so daß ihr, wenn ihr so fortfahrt, bald vernichtet und zerstäubt sein werdet."

# Ursprung der Dichtkunst

## von Max Messer

**Wenn die Männer zum Kampf oder zur Jagd auszogen, blieben Kinder, Weiber, von Männern meist nur Kranke oder Verwundete heim. So gewiss das Kinderlied, neben dem Opfergesang der Anfang der Poesie war, so gewiss ist in die Brust jener Kranken und Verwundeten, die mit fieberischem Blute an das Lager gefesselt blieben und von den Taten der Genossen träumten, plötzlich und zum ersten Male der Same: Sehnsucht gefallen, aus dem die Blüte der Innigkeit, der Weltliebe, der melancholischen Hoffnung, mit einem Wort das zauberhafte Phänomen „Seele" entstand. Und „Seele" schöpferisch geworden, ist Kunst! Und so sangen die Kranken und Genesenden von dem, was sie einst selbst erlebten, was ihre Brüder und Väter eben draussen erlebten und was ihre Grossväter ihnen als Kinder erzählt hatten. Und auch der Wald, der Sturm, See, Meer und Ströme, Nacht und Sonne erstanden in den Augen jener Leidenden plötzlich in übernatürlicher Bedeutung. Nun erst verstanden sie den überkommenen Mythus, vergrösserten, vertieften ihn, diese ersten Künstler und Menschen der Seele!**

**Die Kunst entstand nicht bei den gesunden Menschen, die die Taten des täglichen Lebens, Viehzucht, Ackerbau, Krieg und Jagd verrichteten und in diesen Tätigkeiten restlos aufgingen, sondern bei den Kranken und Leidenden, die gleichsam ausserhalb des Lebens lebten. Die das Leben nicht leben konnten, begannen zum erstenmal seine Rätsel zu spüren und das Leben zu deuten. Homer war blind!**




# Die Halb=Alten („Les Demi-Vieilles“)

Roman von Yvette Guilbert (Einzig autorisierte Ausgabe) Deutsch von Ludwig Wechsler

(12. Fortsetzung.)

„Er wird ihr Herz, Seele und Gehirn zerlegen, wird eine Vivisektion an ihr vornehmen, nur um seine Kenntnis der menschlichen Schwächen und Fehler mit neuen, unwiderleglichen Dokumenten belegen zu können ... Willst du wetten, daß sie ihm als Vorwurf zu einer neuen vieraktigen Komödie voll verblüffender Psychologie dienen wird?“

„Das ist sehr leicht möglich“, erwidert Seraphin und muß plötzlich an die Idee denken, die ihm Roval mitteilte, als er ihm sagte, daß er die moderne Frau von vierzig Jahren zum Gegenstande eines Bühnenstückes machen wolle. Hierbei erinnert er sich auch an die Unterhaltung, die jener bei Frau Sudet mit Wladimir Meridione über Esther geführt.

„Arme Esther Renot ... so gut, so verständig ... Wie wär's, wenn wir sie warnen wollten? Denn schließlich ist Roval erst seit kurzem mein Freund, während diese Frau meine Sympathien schon seit langem besitzt“, erklärt Seraphin nachdenklich.

„Du bist wohl nicht bei Sinnen, lieber Freund? Wenn wir Esther in diesem Augenblick zurufen würden: ‚Aufgepaßt!‘, so würde sie uns ganz einfach nicht beachten! Ich sagte dir ja schon, sie sei verliebt wie eine Katze ... Wir müssen warten ... und erst an dem Tage, da sie eine besonders große Thorheit wird begehen wollen, werden wir sie daran zu verhindern suchen ... Bis dahin wollen wir ihr den Glauben an ihr Glück gönnen, denn sie fühlt sich ganz selig, und das läßt ihr so gut ...“

Damit gingen sie, um Esther und Maurice im Garten aufzusuchen.

Maurice stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, als er Seraphin erblickte, während in Esther bei aller Anmut und Liebenswürdigkeit sofort die Frage auftauchte:

„Am Ende bleibt er einige Tage hier und stört unser Alleinsein ...“

Sie wollte darüber Gewißheit haben und fragte lächelnd:

„Sie werden doch einige Tage bei uns verbringen, lieber Freund?“

„Ach nein, denn ich bin in der Nachbarschaft, in Tessancourt, zu Gaste und reise morgen Abend nach der Auvergne ab ...“

Sie atmete auf.

Er bemerkte, daß Esther thatsächlich verändert sei; sie schien blonder, weißer, voller geworden zu sein und lachte bei jedem Anlaß ... Arme Frau!

„Ruderst du gerne, Seraphin?“ fragte Gillette.

„Gewiß!“

„So wollen wir eine kleine Fahrt rund um die Insel machen.“

Die beiden Damen bestiegen ein breites Boot und Gillette führte das Ruder. Sie huldigte diesem Sport mit großer Vorliebe und versäumte keinen Tag, um ihn auszuüben.

Maurice nahm Seraphin mit sich, und sein Boot blieb lange Zeit dicht neben dem der Damen; da sich Seraphin aber nach seinen litterarischen Plänen für den Winter erkundigte, verlangsamte Roval seine Ruderschläge, um über die Triumphe zu sprechen, die er in Aussicht hatte.

Gleich für den Beginn der Saison hatte er eine Operette für Rosa=Rosette, den Stern der „Frivolités“, für Januar hoffte er dann sein Schauspiel „Um jeden Preis“ beendet zu haben

und im Théâtre Français einreichen zu können; er dachte auch, daß es sofort zur Aufführung kommen werde.

„Für ‚Um jeden Preis' haben Sie doch weibliche Studien betrieben und die Möglichkeit gesucht, mit Frauen, die in die sogenannte zweite Jugend eingetreten sind, bekannt zu werden, mit Frauen, wie beispielsweise die dicke, genußsüchtige Frau Sudet?"

„Ja, ja, ganz richtig", versicherte Maurice, und sein Auge blitzte wie das eines eifrigen Sammlers, der seiner Kollektion einige wertvolle und besonders interessante Stücke einverleiben konnte.

„Und haben Sie — alles gefunden, was Sie benötigten?"

„So sehr viel war ja das nicht", erwiderte Roval; „denn es genügte mir vollständig, die vier Typen, die vom Weibe existieren, zu beobachten: die Frau aus dem Volke, die Frau der vornehmen Kreise, die Künstlerin und die Spießbürgerin. Mir fehlt nur noch die letzte; die anderen habe ich bereits gefunden und gesehen . . . mit meinen eigenen Augen gesehen."

„In welche Kategorie reihen Sie Frau Sudet ein?"

„O, die gehört einer speziellen Klasse an! Ihre Atmosphäre ist eine Welt, die durch ihren trägen, lässigen Charakter eine Stufe tiefer steht, als die der Spießbürgerin, und eine Stufe höher, als die der Halbwelt."

„Ja, ja", lachte Seraphin, „dies ist der Zweidrittelstaat, oder nicht?"

„Das kann schon sein."

„Und darf man wissen, wen Sie außer Frau Sudet der Nachwelt überliefern wollen?"

„O ja — wenn Sie schweigen können."

„Können Sie daran zweifeln?"

„Die Schauspielerin ist — selbstverständlich — Esther, das typische Vorbild, wie man es sich nicht schöner und geeigneter wünschen kann. Die Frau der vornehmen Welt? Ich habe wirklich Glück! Gestern war sie selbst hier, um ihr Leben und ihre Liebesleiden zu schildern. Die Frau aus dem Volke? Gillette hatte sie gestern bei sich, und was die Person erlebte, gleicht auf ein Haar den Erlebnissen der anderen. Nun fehlt mir allerdings noch die Spießbürgerin . . . und wenn ich sie nicht rechtzeitig finde, so schildere ich sie einfach aus der Phantasie."

„Fürchten Sie nicht Esther Renot zu betrüben, zu beleidigen, wenn sie erfährt . . .?"

„O wie naiv! Sie wird sich ja nicht erkennen . . . und dann, im Vertrauen . . . um den Erfolg meines Stückes zu sichern, um die Bühnenvorgänge recht wirksam zu gestalten, schrecke ich auch vor einem kleinen Opfer nicht zurück . . . zumal eine sehr dankbare und im grunde sehr sympathische Rolle den Lohn dafür bildet . . . Ich werde natürlich unseren rücksichtslosen Egoismus, unsere Schonungslosigkeit jenen Frauen gegenüber schildern, die uns keine Freude mehr bereiten . . . denn auf den höchsten, wie auf den tiefsten Stufen der gesellschaftlichen Leiter herrscht der gleiche Kampf zwischen dem Manne, der lange jung bleibt, und dem Weibe, das rascher altert. Ich werde den Bauchtanz vorführen, der das Pochen der Herzen unterdrückt, werde auf die Unmöglichkeit hinweisen, die für die Menschheit besteht, sich ideal und gefühlsreich zwischen den Männern und Frauen zu entwickeln, und werde den Nachweis liefern, daß alles nur Lug und Trug ist, mit Ausnahme der Paarung, der Brunst und geschlechtlichen Sinnlichkeit. Ich weiß sehr gut, daß all das nicht gerade neu ist; es ist ebenso alt wie das Leben und die Liebe selbst, doch hindert das nicht, daß diese Dinge immer ein schmerzliches Interesse erwecken . . ."

„Im Grunde genommen sind die Frauen besser als wir, denn sie lieben uns trotz unserer Runzeln und weißen Haare", sagte Seraphin langsam, während er die Hände in das lauwarme Wasser zu beiden Seiten des Bootes hängen ließ; „sie sind uns unbedingt überlegen . . ."

„Das weiß ich nicht, lieber Freund . . . Wir Männer kommen ehrlich, mutig, tapfer, unternehmend zur Welt, unser Gehirn ist regsamer, schöpferischer als das der Frauen, wir entwickeln Kunst und Wissenschaft. Die Fortschritte, die ein Volk zu verzeichnen hat, der Reichtum und das Glück eines Landes — all dies rührt von uns her, wird durch uns gefördert.

Wer sagt also, daß wir bei unserer Geburt nicht auch die Tugend der Treue und Keuschheit besitzen, jene zwei Vorzüge, deren Mangel bei uns zum Unglück der Frauen beitragen? Wer sagt Ihnen, daß wir, falls man auch uns in Keuschheit und Schamhaftigkeit erziehen wollte, den Frauen in Sachen der zärtlichen Humanität wenn nicht überlegen, so doch zumindest ebenbürtig wären? Wer sagt Ihnen, daß, wenn man uns daran gewöhnen würde, in jeder Frau eine Schwester zu sehen, die ebenso wie unsere Mutter geachtet werden müßte, unsere Begierden sich nicht legen, unsere Ausschweifungen nicht eingedämmt werden würden?"

„In diesem Falle", wandte Seraphin ein, „müßten vor allem die Ergebnisse der ersten Erziehung aufgehoben werden, lieber Freund."

„Es würde sich bloß darum handeln, die Erziehung nach neuen Prinzipien zu leiten, so wie sie beim Weibe beobachtet werden. In den Händen der Frauen liegt die Blüte oder Fäulnis der männlichen Seele; unsere Mütter sind für die Thränen unserer Schwestern verantwortlich; eine neue Eva würde genügen, um eine ganze Generation zu zeugen, deren Ansichten über Keuschheit und Schamhaftigkeit sich von Sohn zu Sohn fortpflanzen und derart beständig gemacht würden."

„Thatsache ist", bemerkte Seraphin, „daß unsere ‚mütterlichen' Modernen von uns eher Vertrautheit mit der Arithmetik, als besondere Neigung zur Nächstenliebe fordern ... Der struggle for life tötet, aber der struggle for love, Ihre Komödie, kann sehr interessant sein ..."

„Ich hoffe es auch", sagte Roval und setzte seine Ruder in raschere Bewegung, um das Boot der beiden Freundinnen einzuholen, das seit fünf Minuten vor einer Gruppe Bäuerinnen hielt, die ihre Wäsche im Flußwasser wuschen und sich durch große blaue Schirme gegen die Sonnenglut schützten, wobei sich ihre roten, weißen und blauen Röcke im Wasser spiegelten. Das regelmäßige Geräusch der niederklatschenden Waschbläuel ließ sich dabei vernehmen, und das ausgepreßte Seifenwasser schäumte, daß es seine Art hatte ...

„Maurice!" rief Esther aus, als er nahe genug gekommen, „sieh nur, was für ein prächtiger Vorwurf für ein Aquarell, nicht wahr?"

Esther hatte die Manie, alles vom Standpunkte des Malerischen, gleichviel ob in Wasser oder in Oel ausgeführt, zu beurteilen; sie sah alles mit dem Auge des Künstlers, und eine Linie, eine Farbenschattierung, eine anmutige Bewegung konnte sie in Entzücken versetzen. Ebenso bekannt war ihre fast krankhafte Empfänglichkeit für einen schönen Horizont, für einen farbenreichen Sonnenuntergang.

Man erzählt sich, daß die Künstlerin eines Abends im Cirkus war, wo zwei herrlich gebaute junge Kinder plastische Posen stellten und berühmte antike Gruppen wiedergaben; Esther war darob so ergriffen, daß sie ihren Schleier herabziehen mußte, um die Thränen zu verbergen, die ihr vor Aufregung über die Wangen liefen.

Man machte sich über ihre allzu große Empfänglichkeit lustig; doch focht sie das nicht weiter an. Dafür liebte sie es, auf ihren Reisen die Museen ganz allein, ohne jede Begleitung zu durchstreifen, „um", wie sie sagte, „unbehindert weinen zu können." Das verdoppelte ihren Genuß.

„Wie gut haben es doch die Maler!" sagte sie oft. „Mit Hilfe ihrer stets willfährigen Paletten können sie jeden Anblick, der sich ihnen darbietet, ins Unendliche verlängern!"

Es war zweifellos naiv und kindisch von ihr, stundenlang vor einer Leinwand, die anderthalb Meter hoch und ebenso breit war, zu verharren und die wenigen Bäume und den Himmel zu betrachten, die darauf dargestellt waren, denn dies war ja doch nur eine schwache Nachahmung der Wirklichkeit, und diese Wirklichkeit wäre sonst vielleicht ein ganzes Leben hindurch nicht beachtet worden. O Jammer! Es war vielleicht auch kindisch, noch länger und noch feierlicher vor dem Marmor, der menschliche Wesen parodistisch darstellte, in Verzückung zu geraten, als angesichts der wirklichen Geschöpfe Gottes in Bewunderung zu verfallen.

Nur die Musik allein ist eine menschliche Kunst, die aus dem Menschen entstanden ist; die

übrigen Künste, wie Malerei und Skulptur, kamen nur kindisch hochmütigen Versuchen gleich, denn sie wollten das göttliche Werk nachahmen.

Eben darum hatte Esther Renot vollkommen recht, wenn sie angesichts der Natur und der Schönheit Thränen vergoß, denn sie beide stärken die Begeisterung und den Glauben an Gott. Ein richtiger Künstler ist fromm . . . Langsam legte sich das Boot, in dem die beiden jungen Leute saßen, neben das andere mit Esther und Gillette.

„Ueber was sprachen denn die Herren mit so wichtiger Miene?" wollte Gillette wissen.

„Wir rissen die Männer herunter . . ."

„Das wundert mich! Das ist neu!"

„Dürfte man wissen . . .?" forschte Esther.

„Roval ist überzeugt, daß, wenn die Männer Ungeheuer sind, sie das nur den Frauen und der Erziehung, die sie von diesen erhalten, zu verdanken haben."

„Das sage ich schon längst, und es freut mich, daß er endlich meine Ansicht teilt", sagte Esther und klatschte erfreut in die Hände.

Maurice Roval fühlte sich etwas verlegener als vorhin Seraphin gegenüber, und Esther ließ sich des Langen und Breiten über einen Gedanken aus, der die Kosten der Unterhaltung bestritt. Es hatte sich bei ihr förmlich zur fixen Idee entwickelt, daß die Frauen einen unheilvollen Einfluß auf die Männer ausübten, und das betonte sie bei jeder Gelegenheit. Doch jetzt sagte Gillette mit einemmale:

„Meinst du aber nicht, daß die Mütter durch die Männer, nämlich durch die Väter, gedrängt werden, ihren Pflichten in so verkehrter Weise nachzukommen?"

„Doch, doch", stimmte Esther bei; „die Väter veranlassen selbst die von den besten Absichten erfüllten Mütter, ihre Söhne nach Herzenslust genießen zu lassen, damit sie gleich den Alten all die Freuden kennen lernen, die seinerzeit den vornehmsten Inhalt der eigenen Jugend ausmachten, jener Jugend, die keine Tugend hat . ."

„Ja", meinte Gillette heiter, „wenn der eine sagt: ‚Gehe!', so sagt der andere: ‚Laufe!'"

„Eben deshalb", fuhr Esther fort, „erwartet man nur von der Frau daß sie einen völligen Umsturz in all den unsauberen Gewohnheiten herbeiführen wird, die aus den Männern Prostituierte machen . . . Aus ihr wird der erste entsprechend unterwiesene Jüngling hervorgehen, der zur moralischen und physischen Keuschheit angehalten worden ist. Er wird im gegebenen Moment eine ehrenhafte Heirat eingehen und seine Kinder in denselben Grundsätzen erziehen, in denen er erzogen wurde; dadurch wird eine neue Männerart entstehen, die den Frauen aufrichtig ergeben ist . . . zärtliche Gefährten der Gattinnen, achtungsvolle Brüder der Schwestern."

„Und was soll dein Phänomen von Jüngling bis zur Heirat anfangen?" fragte Gillette neugierig.

„Warten soll er . . . wie die jungen Mädchen, ebenso ungeduldig wie diese . . . aber auch voll derselben Zurückhaltung; weshalb denn nicht? Das Ganze ist nur eine Frage der Erziehung und Gewohnheit, und glaubst du, daß es nicht bereits solche ‚Phänomene' giebt, wie du sagst?"

„Du glaubst also, daß eine keusche Erziehung sie hindern werde, die angetraute teure Gattin zu hintergehen?" beharrte Gillette.

„Weshalb nicht?"

„Dann muß man aber die keuschen Jünglinge gar früh verheiraten . . . sonst nehme man sich vor der versteckten Sittenlosigkeit in acht!"

„Die jungen Männer können ja überhaupt nicht wissen, was sie eigentlich wollen . . . und wenn sie eine nicht entsprechende Heirat eingehen, so werden sie eben Dummheiten machen . . ."

„Du meinst vielleicht, daß die ältesten Männer solche nicht machen?"

„Es ist allerdings wahr, daß . . ."

„Sag mir mal, Maurice, könntest du mir genau, aber ganz genau, bitte, angeben, weshalb alle oder fast alle Männer ihre Frauen hintergehen?" wendete sich Gillette zu dem Schriftsteller.

„Das ist doch sehr einfach, meine gute Gillette! Die Frauen sind nämlich alle reizend, und man hat das Recht, mehr als nur eine

von ihnen zu besitzen, da man von allen heimgesucht wird . . ."

„Ein armseliges Recht!" seufzte Seraphin.

„Eher noch das Recht des Armen", verbesserte Maurice lachend; „denn der Reiche bezahlt sich so viele unter ihnen, als ihm passen."

„Es giebt also keinen Mann, der der Versuchung widerstehen und sich mit seinem Lose begnügen würde?"

„Vielleicht, wenn dieses Los ein außerordentlich günstiges ist!"

„Da er es selbst wählte, muß es doch für ihn außerordentlich günstig sein, oder nicht?"

„Hast du denn noch nie bemerkt, Gillette, daß die Männer in ihrer Eigenliebe oder in ihrer Eitelkeit gekränkt sind, wenn sie geschäftlich schlimme Erfahrungen machen? Das verheimlichen sie aber und rühmen sich dessen nicht. Bei den Frauen beobachten sie diese Zurückhaltung nicht, und handelt es sich um die gesetzlich Angetraute, so nehmen sie einen Wechsel vor, wobei sie höchstens eingestehen, daß sie bei der Wahl einen schlechten Geschmack oder zu wenig Vorsicht bekundet haben . . . Ja, wenn sie unter allen Frauen hätten wählen können, so wäre es ihnen möglich gewesen, ihre Wahl auf Grund reichlichen vergleichenden Materials zu treffen; da sie aber nur eine sehr beschränkte Zahl von Frauen kannten, so . . ."

(Fortsetzung folgt.)



# Spargel von Max Brod

Welches der ekelhafteste aller menschlichen Zustände ist?

Ich behaupte — das Warten.

Auch Arwed Krönne war nicht mehr sehr entfernt von dieser Überzeugung. Er stand sogar schon so weit, daß er darüber nachdachte, warum irgend ein phantasiebegabter Forscher dies nicht schon längst als ebenso originelle wie grausame Hinrichtungsmethode bei einem erotischen Volke in Innerafrika entdeckt hatte.

Der Vergleich mit einem heißen Erdstriche lag überdies auch aus andern Gründen nahe. Schwül und unbeweglich lastete die Luft über der mürbe gekochten Erde — nur hie und da von unheimlichen Tönen durchzittert. Trompetenseufzer — Paukenschläge im Takt — ganz afrikanisch! — —

Spezifisch europäisch war nur die unabsehbar heranpilgernde Bürgerherde, die sich das Sonntagsvergnügen nicht versagen konnte, in der beliebten Ausflugsrestauration für ein Glas Bier 18 Kreuzer zu zahlen — natürlich wegen des Militärkonzertes, d. h. man erhielt dafür das Recht, dieses Konzert mit Aufgebot aller Lungenkräfte überschreien zu dürfen, was man denn auch besorgte — prompt und ausgiebig wie Kanarienvögel — obgleich das Programm nach strenger Kunstwartregel „gemütvoll" zusammengestellt war. — —

Arwed hatte sich eine ganze Zeitlang über diese Bemerkung amüsiert. — — Aber schließlich wurde das furchtbar langweilig. — —

Ebenso wie das ewige Selbstvergleichen. — Es ist ja wahr, die Ähnlichkeit der Situation war unverkennbar und drollig genug — nämlich mit der des Violinistenknaben von gestern, der während des Klaviervorspiels nicht gewußt hatte, was er anfangen sollte und den Augenblick nicht erwarten konnte, an dem er einsetzen und brillieren durfte. Aber gestern war ja sie dabei gewesen. —

Sie — im rosa Kleide — auf die er schon so lange gewartet hatte.

Und in das Rendez-vous hatte sie doch gewilligt — freilich erst nach langem Widerstreben — natürlich erst nach langem Widerstreben. — — Sie war ja nicht so eine — — —

Musik (Ton auf der ersten Silbe — entzückend!) liebte sie riesig; besonders die Konservatoriumsprüfungen sind so interessant — hm, Entree frei — aber ein reizendes Ding! — — —

Rosa Kleider kamen in Fülle — ein ganzes Warenhaus. Und jedes zog schon aus der Ferne Arweds Blicke auf sich; — langsam kam es näher, er hörte in solchen Momenten die Weltuhr ticken, und wenn sie es dann doch nicht war und wieder nicht war — na, dann tröstete er sich schnell damit, daß sie doch nicht Sonntags dasselbe Kleid

anhaben müsse wie in der Woche — o diese ewigen Selbstbetrügereien! — und die Zornesworte, die er sich jedesmal zu ihrem Empfange vorbereitete, wenn er sie erspäht zu haben glaubte — und der schnelle Abfall zum sanftmütigen Wunsche: „Wenn sie es lieber wenigstens gewesen wäre!" Kein Standpunkt mehr; kein Gleichgewicht; keine Festigkeit. — —

Ja, jetzt wußte er es schon ganz genau: Warten ist der ekelhafteste aller menschlichen Zustände.

Sein einziger Trost bestand darin, daß es anderen nicht besser ging. Hier der Herr in den unmotivierten Gamaschen — und dort die Dame in Schwarz — sehr fesch überdies — scheinen auch nicht der Blümelein wegen schon eine Viertelstunde — — Aber eine ganze volle Stunde, wie er — —

Gegen Schluß dieser Stunde verfing auch dieser Trost nicht mehr. Er war müde — totmüde — seine Füße zitterten vom langen Stehen — und dieser Kopfschmerz! — er mußte sich an den Baum anlehnen — ein Gefühl, wie wenn ihm statt Blut kleine Kieselsteine durch die Adern rollten. — Wenn sie jetzt noch wirklich kommt, könne er kein gescheites Wort mehr herausbringen — oder irgend etwas mit ihr anfangen — — das heißt — — es wurde schon dunkler — aber die Wahrscheinlichkeit ist ja von Minute zu Minute geringer. —

Da plötzlich — — ist sie es wirklich! sie kommt ja geradeaus auf ihn zu — zwar die Bluse ist etwas auffallend, schwarzgelb, dekolletiert — Halbschuhe mit Maschen — hm! — nein, wieder nicht; nur sehr ähnlich in der Gestalt — aber sie geht ja doch direkt gegen ihn — — na, wenn schon die andere nicht — und sie lächelt so reizend: „Willst du mich?"

Er macht ein paar Schritte ihr entgegen. —

Aber was ist denn das, zum Teufel! das Fräulein geht ruhig weiter lächelnd an ihm vorbei — also hinter ihm ist jemand gemeint — just am End dreht er sich nicht um — wütende Blamage jedenfalls — richtig sie hats auch bemerkt — Gekicher hinter seinem Rücken.

Das war zu viel! Mit einem entschiedenen Ruck wandte er sich seitwärts von seinem Standort und stürmte, wie rasend, unter den Klängen des „Siegfriedidylls" in den Restaurationsgarten — zwischen den Tischreihen hindurch. Was waren ihm in diesem Augenblicke Damenschleppen, Schirme, Sesselbeine, Kinderspielzeug, die ganze menschliche Gesellschaft? — Der Beruf eines czechischen Politikers erschien ihm als Ideal. Hrom a peklo! — Warum hatte man ihn auch so tief gekränkt, ihm Unrecht getan — jawohl, davon war er jetzt überzeugt — Unrecht, schreiendes Unrecht! — denn hat nicht jeder Mensch ein Recht auf Vergnügen — so etwa könnte man das ausdrücken — neben dem Rechte auf das Notdürftige. O die Welt ist schlecht — und am Ende findet er nicht einmal einen Platz!

Nun, so boshaft war die Welt denn doch nicht — und das gab ihm jedenfalls Grund, sie sofort, nachdem er sich niedergesetzt, mit erneutem Interesse anzuschaun und besonders jenes schmale Stückchen Fußweg, das man zwischen zwei Bäumen durch von seinem Sitze aus sehen konnte. — —

„Mein Name ist Siegwart Bernstein" stöhnte da ein Kopf, der über die Tischplatte hervorzuragen bemüht war — „ich hatte bereits das Vergnügen, Ihnen vorgestellt zu werden."

„Ganz Ihrerseits" wollte Arwed schon sagen; der Antisemit regte sich in ihm. Aber er beschränkte sich auf ein vieldeutiges Schweigen.

— — — — — — — — — — — — — —

Der andere: „Finden Sie es nicht merkwürdig, daß die kleinen Kinder, die auf dem Rücken in ihrem Wägelchen liegen, die einzigen Menschen sind, die noch in den Himmel sehen — gewissermaßen — sozusagen — symbolisch!"

Wa — — as? — —

„Wir andern sehn doch nur immer die niedern Gegenstände der Erde oder unsresgleichen, wenn wir mit ihnen reden. Außer im Schlafe . . ."

„Reden Sie vielleicht auch im Schlafe?" warf Arwed passend ein — diesmal laut.

— — — — — — — — — — — — — —

Dem Gespräche schien jegliche Lebensfähigkeit zu mangeln. Es bewegte sich nur träge vom Fleck — wie bei einem Ehepaare, das die gesegnete Mahlzeit verdaut.

Nach einer Pause fuhr der Kleine fort, die Mittelmäßigkeit und Urteilslosigkeit der Welt anzujammern. — Arwed fühlte plötzlich den Beruf in sich, diesem Aburteilen entgegen zu treten und auf feinere Unterscheidungen bei diesem komplizierten Thema zu dringen, wenn er es nicht vorzog, nicht zuzuhören und in die vorüberfahrenden Wagen zu grüßen.

„Sie kennen Herrn X?" unterbrach sich plötzlich der Jammernde.

„Ja — selbstverständlich."

„Das ist doch der Bruder von dem bekannten Verleger?"

In diesem Augenblicke fiel Arwed etwas ein — — ha ha ha! — natürlich war es so. — Er erinnerte sich nämlich, daß sein Gegenüber in der Gesellschaft, wo er ihn vor Jahren getroffen, den Spitznamen „das Automobil" geführt hatte, weil er immer, wenn man es am wenigsten vermutete, auf der Straße stehen blieb — d. h. wenn ihm plötzlich Einfälle kamen. So muß man es ja machen, wenn man Dichter ist — ha ha ha! — Richtig, — er spricht auch schon von seinen Werken — die er unter solchen Verhältnissen niemals, nicht einmal in einer noch so schlechten Ausgabe, auf elendem Papier gedruckt zu sehen hoffen dürfe. „Wie in einem Kerker komme ich mir vor — Was, Kerker — das klingt noch viel zu erhaben — gewissermaßen — alle Luft und Wärme und Licht haben sie mir genommen, wie unter einer dumpfen Tonglocke." Dies schien der Höhepunkt zu sein, denn er schnappte hier erwartungsvoll ab.

„Nun da . . . ." Arwed wollte etwas sagen; er wußte vorläufig noch nicht recht, was. Da tritt hinter dem Baume rechts auf dem Fußweg hervor — — sie — — wirklich sie — aber in schwarzgelber Bluse — Sollte er, der Erfahrene, sich getäuscht haben? — Und neben ihr — — die Lächelnde von vorhin — Aha, da hat sie ihn am Ende doch erwartet, hinter ihm — das Gekicher! — Sie wollte ihn nur nicht ansprechen — oder hat er sie gar nicht gesehn, er war ja schon ganz blöd in der letzten halben Stunde von dem ewigen Vorwärtsstarren — auf, zu ihr, — da, ehe die Schwestern noch hinter dem Baume links auf dem Fußweg verschwinden, erscheinen zwei Offiziere in raschem Schritte hinter ihnen — eins, zwei, drei, Anschmiß — zum Teufel! — Konnte der Vorhang nicht früher fallen? — —

Das Ganze hatte nur eine Sekunde gedauert. Aber noch in derselben Sekunde war Arwed auf die richtige Antwort für den Kleinen gekommen.

„Nun, da — kann ja noch ein ganz genießbarer Spargel aus Ihnen werden."

Ja, das war das rechte Wort für diese Anmaßung. — Ist es denn nicht eine Anmaßung, wenn dieser Mensch da, wenn irgend ein Mensch sich einbildet, irgend etwas anderes zu sein als die übrigen — ein Welterkorener, der einen Anspruch auf Sonderstellung, auf Genuß machen darf, — eine Blume der Menschheit. — Hat sich! — Blume — — — Gemüse sind wir, alle zusammen nichts mehr, die wir froh sein müssen, in unsrer Alltagsnützlichkeit am gemeinen Leben teilnehmen zu dürfen. Aber gerade davor entsetzt sich ja solch ein Noli-me-Tangerich und alle diese sogenannten Auserwählten, die man vernichten soll, wo man sie trifft. — —

Der andere schwieg auch schon seit dem Höhepunkte.

Da es aber nicht sehr angenehm ist, neben einem vernichteten Menschen zu sitzen, empfahl sich Arwed und sprang in die nächste Elektrische. — — Gegenüber sitzt das Gigerl mit der Dame in Schwarz. — — Verwandte Seelen haben sich gefunden! — Das hätte er doch schließlich zustande gebracht. — Aber wozu noch darüber nachgrübeln — er hatte sich ja gerächt. —

Gerächt?!?

War es denn etwas anderes als Wahrheit, was er gesagt hatte? — Sogar eine sehr tiefe und selbstverleugnerische Wahrheit. — Aber, merkwürdig! — er fühlte sich doch erleichtert, — wie wenn er seine Gleichgewichtslosigkeit auf den andern hinübergewälzt hätte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und der Unglückliche, der durch ein Wort Zerschmetterte. —

Der saß noch lange schweigend an dem Tische und ging dann nachdenklich nach Hause. Dort angelangt, schloß er seinen Schreibtisch auf und begann aus zahlreichen Fächern noch zahlreichere beschriebene Hefte herauszukramen. Endlich hatte er das richtige gefunden — Gedichte! — das erste hebt an:

Dies Büchlein schreibe ich für mich allein,
Kein andrer . . . . usw.

und machte sich daran, es eifrig und sorgsam ins Reine zu überschreiben — für einen andern — für Arwed Krönne. —

Der war ja der Freund des Bruders des Verlegers. Bis gegen Mitternacht schrieb er — glückstrahlend — und träumte dann von einer Ausgabe seines Buches, deren Blätter so dick waren wie Eisenbahnbillets.



# Ein Traum

Von Henri Borel. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Else Otten

(6. Fortsetzung.)

Was für poetische Namen haben alle die Dessa's hier! z. B. Tosari, das sicherlich eine Abkürzung ist oder eine Zusammenziehung von Kertosari, bedeutet „Heilsame Blume".*) Blume, die Heilung bringt. —Telegosari bedeutet „Blumenteich", (in dem Wald oder in dem Strauchgewächs). Baledono, „einen Ruheplatz (Divan) bietend", Wonokitri, „ein Wald von Obstbäumen", Proewono, „bereits seit frühesten Zeiten bestehend", Sedaeng, Ort, wo ein ganz außergewöhnlicher „Sirih" wächst", Ngadiwono, „wie ein Wald", Ngadisari, „wie eine Blume", Kertanom, „selige Jugend", Wonomerto, „heilbringender Wald", Nongko Djadjar, „Nangkabäume, in Reihen gepflanzt". Und seltsam, die hohe Dessa Padakaja, im Süden, dem Hotel gegenüber, heißt „Alle gleich reich", ein Beiname, der ihm aus Spott von den anderen Dessabewohnern gegeben, als diese Dessa sich zuerst einen „gâmelan" anschaffte. —

Die Tenggerrezen, die hier wohnen, Überreste der Buddhisten, vor dem Islam hier in die Berge geflüchtet, sind ein Naturvolk, wenig leidenschaftlich, mit einfachen Sitten. —

Diebstahl ist hier so gut wie unbekannt, und die Häuser bleiben sogar des Nachts meist offen. Nur dort, wo das Volk mit Europäern in Berührung kommt, z. B. in der Dessa Tosari, ist es ein wenig entartet und verdorben. Aber tiefer in den Bergen ist es wieder besser. Wenn ich mir so das harte, anspruchslose Leben dieser einfachen Bergleute ansehe, dann schäme ich mich all' der weichlichen Unnatürlichkeit unseres überverfeinerten Lebens. Vielleicht sind diese Menschen in all' ihrer Roheit und Unwissenheit doch viel reiner als wir, weil sie fast Eins sind mit der Natur.

Heute früh saß ich wieder im Tal an den Wasserfällen, auf dem Weg von Tosari über Ledog nach Ngadiwono. Überall in der Runde die hochemporstrebenden Bergriesen, die das Tal rings umschließen.

Wieviel Jungen dort oben auf den Feldern! Sie jodeln und singen vor lauter Lust, schrille Töne gellen durch die Luft. Sie, die daher kommen auf schmalen Pfaden, tief unten, singen tiefere, düsterere Töne. Und es ist seltsam, wie harmonisch dieser Gesang mit dem murmelnden Rauschen der Wasserfälle zusammenklingt, mit den metallischen Tönen der Pferdeglöcklein und dem leise summenden Sang des Windes in den Tannen.

Dort naht eine Frau, in schmutzige Lumpen gehüllt, einen Säugling auf dem Rücken festgebunden. Hinter ihr ein Mädchen von ungefähr 8 Jahren, auch schon mit solch' einem kleinen Wesen auf dem Rücken. Und ein nacktes Kerlchen springt dahinter her. Sie tragen Sicheln und Sensen, gehen zum Holzhacken und Kohlschneiden in die Berge. Wie resolut sie dahin schreiten, die Frau tief gebückt, um das Gleichgewicht mit dem Kind auf ihrem Rücken herzustellen. Wie geschwind sie den Berg erklimmt, ohne Murren, an schwere Arbeit längst gewöhnt! . .

Jetzt kommt ein alter Inländer auf einem kleinen, schmutzigen Pferd, auf hartem, hölzernem Sattel. Wie mutig das Tierchen den steilen Pfad emporklettert, die Hufe so flink und doch so vorsichtig auf den felsigen Boden setzend!

Und jetzt plötzlich, ich blicke ganz erschreckt auf, ein schönes Kind aus dem Tengger, groß und stark, von etwa 14 Jahren. Wie sie dort mit dem schönen Berggang, die Kniee scharf beugend, emporsteigt. Eine herrliche, dunkelrote Glut färbt ihre braunen Wangen, und ihre großen schwarzen Augen sind voller Sonnenglanz. Sie trägt einen langen, spitzen Stock in der einen Hand, und in der anderen eine kleine Sichel. Sie ist schmutzig, aber von einem grandiosen Schmutz. Es ist etwas herrlich Gesundes, Junges, Kräftiges an ihr. Man sieht es, daß sie so ungefähr Eins ist mit den Bergen, mit der fruchtbaren Erde, und der reinen Luft,

*) Eigentlich heißt dies „sari" nicht die Blume selbst, sondern das intimste Zentrum der Blume, der Sitz des feinsten Duftes, die Essenz.

sie scheint daraus emporgeblüht zu sein, voll kräftigen, üppigen Lebens. Und ich empfinde plötzlich eine eigenartige Sympathie für sie, eine warme Zuneigung zu all' dem Natürlichen, Herzlichen, Gesunden.

Dort geht sie hin, die brave Maid, mit festen Schritten den steilen Berg hinan, sich ganz auf die gebogenen Kniee stützend, so ganz und gar dem Starken und Reinen der Natur angepaßt, ein Kind des Tengger . . .

Und plötzlich, vielleicht weiß sie es selber nicht, schmettert ihr heller, hoher Sopran einen jubelnden Jodler in die Lüfte, unbewußt, wie ein Vogel oft im Lichte singt. Töne schwellender Lebenslust, Töne herrlicher, gesunder Freude über all' die Schönheit ringsum, die aufquillt aus ihrem jungen, unbekümmerten Gemüt.

So zieht sie jubelnd an mir vorüber, die festen jungen Brüste gespannt, zitternd in dem halboffenen Jäckchen, ihr schöner, junger Mädchenkörper schwellend in üppigen Formen, die kräftigen Hüften fest umschlossen von dem engen Sarong, mit den herrlichen, sehnigen Beinen nackt in der Sonne, so eilt sie über den felsigen Boden.

Und das ist wirklich das erste Mal, daß ich ein reines, gesundes Mädchen gesehen habe, einfach und unbewußt, so wie es sein soll in der klaren, reinen, göttlichen Natur.

*

Nur dies.

Ich sitze in der ersten Laube auf der Terrasse, in der schönen, die von indischer Kresse so dicht umrankt ist. Es ist beinahe Nacht. Fern, im Mondenschein, der allgütige Ardjoena, der, aus leichten Nebelschleiern ruhig emporstrebend, das gottbegnadete Haupt hochaufgerichtet, in ruh iger Erhabenheit dasteht . . . . .

Dicht vor mir ein großes, weißes Farren, seine Prachtwedel weit ausbreitend im Mondenschein in reinem Sich-Gehen . . . . So ist es gut, so ist es gut, und es regt sich nicht in der stillen Luft, so gänzlich zufrieden . . . .

Ein Heimchen zirpt leise im Gras und läßt durch sein Zirpen die tiefe Stille ringsum noch tiefer und stiller erscheinen.

Die prächtigen Sterne klar und leuchtend an dem gleichmäßig blauen Mondnachthimmel . . . .

Und da, auf einmal, mit Bewußtsein gesehen, die schwerschwarze Wellenlinie des Bergrückens, links im Westen, sich scharf und dunkel vom helleren Horizont abhebend. Das schwere Aufsteigen, das schweigende Sichsenken, das leichte Sichwiederneigen, weil es sein muß, und dann wieder streckend sich recken, recken, recken, beängstigend schwarz. . . . . . . .

Ah! es zerreißt die stille Luft . . . .

Und eine seltsame Angst beschleicht mich, so daß mich schaudert, und eilends fliehe ich zurück ins Haus, wo die Lampen brennen, und wo vielleicht noch Menschen sind . . . . .

Dort ist die Freude und das Leben . . . . Und Mary — und Annie, die liebe Frau —. Ob sie noch da ist? . . . . Ob sie noch nicht zur Ruh' gegangen? — Oh, jetzt ihr schlankes, zierliches Figürchen, jetzt ihr freundliches Gesichtchen mit dem warmen, sonnigen Lächeln sehen! Ach, nur jetzt etwas Sanftes und Liebliches für mein armes, pochendes Herz! . . . . . .

*

Wieder ein Spaziergang auf dem Lieblingspfade, in dämmernder Abendstunde . . . Die Leberallee . . . Überall die hohen, hohen Bergkämme . . . die kleinen Pfade so weich dagegen . . . In den Schluchten hängen schwere Nebel, kaum merklich langsam steigend.

So träumend umherwandeln, ohne so recht eigentlich etwas zu wissen von dem, was ringsum ist. Und dann auf einmal:

Oh, wie stehen da oben auf jenem düstern Bergrücken, gegen die perlenglänzende Luft, hier und da trübe durch müde, graue Wolken, die stillen Tjemaras! So furchtlos und doch in tiefer Demut, wartend in dem späten Licht . . . Die feinen Stämmchen so zart emporsteigend, in gleichen Abständen, eines wie das andere, so sanft und zufrieden! Die keuschen Zweige graziös ausgebreitet in dem perlenschimmernden, milden Dämmerlicht. Die regungslosen Federbüschel so feierlich sich neigend, in heiliger Stunde. So hoch, so unendlich hoch stehen sie auf dem

dunklen Bergkamm! So reihen sie sich Hand an Hand und blicken so milde aus jener düsteren Höhe, weit in die einsame Unendlichkeit der Himmel, unerschrocken und ruhig wie Kinder. Und eine große Zärtlichkeit schleicht sich leise in mein Herz. Ach! eine liebe Hand, um sanft sie zu streicheln, ach! ein freundliches Lächeln aus gütigem Munde, ach! ein ganz klein wenig Glück nur für einen armen, müden Schwärmer! . . . . . . .

*

Seltsam, seltsam . . . Ich fange an, sehr an der fröhlichen, kleinen Frau Annie zu hängen. Ich fühle mich so glücklich, wenn sie plötzlich ins Zimmer tritt und mir freundlich zulacht. Es tut mir so wohl, in ihre leuchtenden dunklen Augen zu blicken, und ihre Stimme zu hören. Sie verkörpert etwas so Gesundes, Heiteres, Lebenslustiges, es ist etwas von der reinen Bergluft um sie, und von den frischen Winden und dem schimmernden Grün. Sie gehört so ganz und gar zu dieser einfachen, erhabenen Natur hier. Mary neckt mich schon damit und sagt, daß ich mich noch mal „verlieben" werde. Ich mich verlieben! Nein, das ist's nicht, das ist ganz anders. Aber was ist es denn? . . . Es ist, glaube ich, nur das gesunde Leben, das mich so zu ihr hinzieht, das einfache, unbewußte Glücklichsein, ohne darüber nachzudenken. Und doch auch noch etwas mehr . . .

Aber ich weiß es nicht recht, und ich brauche es auch nicht zu wissen: Nur das Eine fühle ich ganz sicher und gewiß, daß es rein ist und ohne Sünde. Sie ist für meine Seele, was die frische, klare, reine Luft für meinen Körper ist . . . .

*

Wir haben noch ein paar angenehme Menschen gefunden. Sophie Wouters, ein reizendes junges Mädchen, mit ihrem Bruder Heinrich, einem Kontroleur. Und wir haben ausgemacht, daß wir zu fünfen einen kleinen Klub bilden wollen, um Spaziergänge und Ausfahrten zu unternehmen. Und morgen gehen wir auf den Penandjaan, um von der Höhe aus hinabzublicken auf die Sandsee. Der Arzt fürchtet, daß es mich zu sehr angreifen wird, aber ich will es doch nur wagen.

*

2. November.

Heinrich Wouters fieberte heute früh ein wenig, und seine Schwester wollte durchaus bei ihm bleiben. So ging ich also allein mit Mary und Annie nach dem Penandjaan. Wir nahmen Shawls und wollene Decken und erwärmende Getränke mit, der Kälte wegen.

Um halb sechs ritten wir aus, ein Führer voran. Dort irgendwo im Südosten, ganz, ganz weit liegt der Penandjaan an der düstern, hohen Kratermauer, um die Sandsee herum. Da plötzlich öffnet sich das Gebirge wie eine tiefe, dunkle Wunde, wo im verderbenbringenden Tal des Todes das Feuer unter der Erde wühlt . . . . Da ist es, wo der finstere Bromo brütet . . . . .

Der Gedanke an diesen dunklen Krater, in der Einsamkeit der Sandwüste, befing mich mit ängstlicher Beklemmung, so sehr, daß ich all' das Schöne um mich her kaum sah. Ich weiß, wir gingen in einer tiefen Schlucht, und drüben hinauf nach Wonokitri, und weiter und weiter, immer weiter mit Wolken, Bergen und Horizonten ringsum. Dann über felsige Pfade, und plötzlich in einem stillen friedlichen Tannenwäldchen. Der Boden war ganz weich von den braunen Nadeln. Wie still und friedlich wurde es da! Wie graziös stapften die beiden Damenpferde vor mir her, und wie traulich und intim war es, Mary und Annie da so fröhlich plaudernd vor mir zu sehen, in dem ruhigen Frieden des Tannenwaldes! So kletterten wir über den Bergkamm hinauf nach dem Süden. — Dieser herrliche, gesunde Tannenduft . . . Und die Ruhe, die feierliche Ruhe ringsumher . . . .

Aber noch immer lebt in meinem Hirn der beängstigende Gedanke, daß bald, plötzlich, mit grausamer Unerbittlichkeit, die Erde sich öffnen wird dem düsteren, grausigen Tal des Todes . . . . .

(Fortsetzung folgt)

# Nachtrag zum Kapitel „Stauf von der March"

NB. Er ist doch wieder „kommentiert" ausgefallen, der Nachtrag. Ich klopfe an die Brust aber — ohne sonderliche Reue.

Hier also ist die den Lesern des „Magazin" versprochene Probe der „Bücherkritik" der „Neue Bahnen" (1. VII. 1903), jene „Besprechung", die der Herausgeber, Herr Stauf, selbst in seiner Polemik ad majorem gloriam Lenaus wohlgefällig anzieht, vielmehr — voraussetzt. Sie lautet nach dem mir vorliegenden Ausschnitte des „Observer" (Nr. 96, 1903), (der mir ungefähr ein Jahr nach Abfassung der „Lyrische Zeichen usw." zukam):

„„Einer, der seine Frau besucht und andere Szenen. Von Richard Schaukal. Österreichische Verlagsanstalt. Linz, Wien, Leipzig 1902.

Auf einer der zehn ersten, sozusagen leeren Seiten stehen die welterschütternden Worte: „Von diesem Buche sind fünf Exemplare für den Autor auf Japan abgezogen, die nicht in den Buchhandel gelangten." Höchst interessant, unendlich wichtig für die deutsche Litteratur, nicht wahr?! Und dabei muß doch der Inhalt dieses vom Autor des fürstlichen Gewandes wert befundenen Buches jedem gesund und rein Empfindenden und vernünftig Denkenden genau so vorkommen, als wenn man (hier, Setzer, drucke so fett du kannst! R. Sch.) **ein Schwein mit einem Affen zusammen in hellblaue Brokat-Seide wickeln wollte.**[1])

Ob nicht auch dieses Buch nach einiger Zeit „als unzulänglich präsentiert aus dem Buchhandel gezogen"[2]) werden wird?! —

Die Hoffnung auf Genesung der Schaukalschen Muse wird man endgiltig fahren lassen müssen;[3]) sie ist krank bis in die Knochen, und wenn schon der Dichter durch Verkettung mit diesem hysterischen Frauenzimmer schwer genug gestraft ist, so sollte er wenigstens eine Pose fahren lassen, die ihn dem Fluche der Lächerlichkeit zuführen und preisgeben muß.[4])

Schaukal betete einmal folgendes „Gebet" (Gesellschaft, Heft 15/16 1902):

Sonne, große Sonne,
gelbe, heiße, weißglühende Sonne,
schöne, gute, wundervolle, warme Sonne! . .
Eigentlich hätte ich eine Eidechse werden sollen!*)

*) Nun begreife sogar ich die „abgestoßenen, knatternden Rinden", cf. Kunstwart, 2. Novemberheft 1900. Neue Bahnen, 2. Heft 1901 und 1. Juliheft desselben Jahrganges! Anmerkung des Setzerlehrlings.[5])

[1]) Anmerkung: Wohlgemerkt: Der Inhalt muß jedem usw. so vorkommen, als wenn man usw. wickeln wollte . . ! R. Sch.

[2]) Bibliographische Schaukal-Kenntnisse verratende Anspielung auf die Vorrede zur zweiten Ausgabe des „Buch der Tage und Träume". Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1902. R. Sch.

[3]) Ich bin ganz gerührt. Man hatte also in den heiligen Hallen der „Neue Bahnen", wo eingestandenermaßen die „gesund und rein Empfindenden und vernünftig Denkenden" ihre Parteitage abhalten, bis zum Erscheinen der (1894/98 entstandenen) „Szenen" „Hoffnung auf Genesung" meiner leider unheilbaren Muse gehegt! R. Sch.

[4]) Ich gestehe ehrlich, daß mir der Sinn dieser offenbar menschenfreundlichsten Klage, Warnung und Befürchtung ganz und gar dunkel ist. Vielleicht hilft mir ein mit den Hintergedanken und mit den durch die Worte unseres Sprachschatzes wahrscheinlich noch nicht ausdrückbaren Anschauungen der Neue-Bahner vertrauterer Leser. R. Sch.

[5]) Anspielung auf eine durch meinen Aufsatz „Mehr Goethe" [in der „Deutsch-französischen Rundschau" (1900)] angeregte (von mir beantwortete) Kritik meines Stiles im „Kunstwart", welche übrigens der Anlaß wurde, daß ich zu dem „Kunstwart" in freundlichste Beziehungen gelangte und Avenarius meiner Lyrik seine „Lose Blätter" und in weiterer Folge sein vortreffliches „Hausbuch deutscher Lyrik" öffnete. Was die „N. B." ad hoc beisteuerten, ist mir bis heute unbekannt geblieben. R. Sch.

In den „Münch. N. N."[1]) hat diese „grandiose Leistung den sechsjährigen Fritz Tintenklex zu nachstehender Schöpfung angeregt":

Wasser, nasses Wasser,
weißes, laues, lieblich kühlendes Wasser,
liebes, weiches, molliges, reizendes Wasser! . .
Eigentlich hätte ich ein Frosch werden sollen!

**Keiner,[2]) der seine Frau besucht,** legte mir gestern im Eidechsenkostüm, vom Faschingsball kommend,[3]) das folgende „Kunstwerk" auf den Tisch:

Pech, schwarzes Pech,
zähes, fossiles, herrlich duftendes Pech,
knetbarem Künstlerton gleichendes, dehnbares Pech!
Eigentlich hätt ich ein Schuster werden sollen!
Emil Uellenberg.[4])""

Auf daß Herrn Dr. Uellenberg die Reife, Würde und Bedeutung seiner „Kritik" meiner dramatischen Skizzen, insbesondere aber deren Wert für mich als vernichteten Autor noch einmal (denn er mußte dieser ihrer Eigenschaften, da er sie schrieb, immerhin schon einigermaßen sicher sein) recht nachdrücklich zu Bewußtsein gelange, und damit die Leser dieser aufsehenerregenden „Polemik" doch auch auf ihre ästhetischen Kosten kommen, will ich mir erlauben, im Anschlusse an das maßgeblichste „Urteil" der BÜCHER-KRITIK der „NEUE BAHNEN" aus meiner reichen Korrespondenz mit einigen mehr oder weniger obskuren Autoren, die nicht das Glück haben, zu Herrn Staufs erlesenem Kreise zu gehören, ein paar jenes bescheidene und ebenso bescheiden publizierte Jugendwerk[5]) betreffende Äußerungen hier anzuführen. Ich biete nur eine kleine Lese:

Eduard Grisebach: „(Am kürzesten Tage 1901.) Mein verehrter Herr Dr. Gestern kam Ihr Buch, abends, und ich habe vor dem Schlafengehen noch den ersten Zweiakter gelesen, mit ungemeinem Vergnügen nicht minder heute Morgen die beiden übrigen Szenen. Äußerst flott und sicher, sehr getreu ist das Leben Ihrer Objekte (oder Subjekte) geschildert, in wirklich famosen Dialogen. Ich gratuliere Ihnen aufrichtig zu dem Buche! Da mir diese Ihre Dichtungen so ganz besonders gefallen haben, so werden Sie ermessen, wie ganz besonders es mich erfreut hat, daß Sie meinen Namen dem Buche vorangestellt haben, und ich danke Ihnen recht aufrichtig für diese mir erwiesene Ehre, die mir, beiläufig, zum erstenmale im Leben widerfährt. —

Wie die Dialoge des jüngeren Crébillon das Frankreich der Mitte des XVIII. Jahrhunderts, so porträtieren die Ihrigen die höhere Gesellschaft des Österreich von heute, und haben so neben dem dichterischen auch hohen kulturhistorischen Wert. (Ich glaube, ich habe Ihnen ähnliches schon über Ihre „Interieurs" geschrieben.)"

[1]) Nicht nur in diesen, sondern in mehr als 40 (ihr Interesse an der Litteratur also dokumentierenden) Blättern nach der Münchner „Jugend", der die ehrenvolle Priorität gewahrt bleiben möge. R. Sch.

[2]) Ich tue im Interesse des, wie ich aus Kürschners Litteraturkalender soeben ersehe, mit mir fast gleichaltrigen Autors der oben mitgeteilten „Kritik" ein übriges, indem ich den geduldigen Setzer abermals zum Fettdrucke dieser sonst vielleicht übersehbaren Feinheit auffordere. R. Sch.

[3]) Wiederum ist mir der tiefere Sinn dieser gewiß beziehungsreichen Stelle unerfindlich. R. Sch.

[4]) „Kürschner" (1903): Uellenberg, Emil, F, O, Kritik, Dr. phil., Zürich W. u. Elberfeld-Vohwinkel (Elberfeld, 28. 3 74). B.: Dornen und Rosen, D. 96; Mitten im Leben, G. 97, 2. A. 02.; Zum Strande der Seligen, D. 01. ( ). R. Sch.

[5]) (Denn daß ich mir das Vergnügen gestattete, für mich und wenige Freunde meiner unheilbar kranken Muse 5 — sage fünf — Japanabzüge herstellen zu lassen, und diese Tatsache in dem Bande selbst eingestand, verzeihe ich mir, da mirs das Forum der „N. B." doch nie verzeihen wird.)

Heinrich Mann: „(Riva 7./V. 02.)
V. H. Dr. In dieser regnerischen Sommerfrische habe ich Ihr anmutiges Buch nur zu rasch beendet. Vielleicht gestatten Sie mir darüber ein paar Zeilen. Von „Einer, der seine Frau besucht" hat mich der erste Akt einfach amüsiert. Wie im zweiten die Stimmung anschwoll und heftig ward, kam ein Moment, wo ich, einigermaßen durchrüttelt, das Buch hinlegte und mich fragte: „Ja, warum wird das nicht aufgeführt?" — (Folgt eine Analyse von George) . . . Über das zweite Stück — „Brautmorgen" — wüßte ich nichts zu sagen. Es ist jugendlich, und Sie legen gewiß kein Gewicht darauf. Aber die „Szenen aus einer Gesellschaft junger Leute" haben mich wieder so unmittelbar stofflich interessiert wie Ihre Interieurs. Es ist in dem ersten Bilde eine klare, übermütige, witzige Tändelei über Tiefen. Man denkt an den Sommernachtstraum. Man möchte dazu geschaffen sein, mit diesen Menschen zu leben. Ich stand an dem langen Regennachmittag, als ich das las, völlig unter einem Zauber, — und es geschieht mir selten bei einer größeren Lektüre . . ."

Arthur Schnitzler (24. 12. 1901): „. . . Ich habe das kleine Buch noch gestern Abend gelesen. Zu den ersten beiden Stücken steh' ich — nun ich denke gerade so, wie Sie heute selbst schon dazu stehen,[1]) hingegen finde ich die „Szenen aus einer Gesellschaft junger Leute" ausnehmend interessant, und ich bedauere sehr, daß sie Fragment geblieben sind. Sie werden es hoffentlich nicht immer bleiben. Ich möchte diesen Leuten, die mit so köstlicher Lebendigkeit dastehen, wieder begegnen. Hektor selbst kommt im Anfang stärker heraus als später. In seinen ersten Szenen bereitet sich etwas vor wie eine Tragikomödie des Snobismus. Ich wünschte, daß Ihnen die Lust käme, sie zu vollenden . . ."

[1]) Niemals dachte ich mit den beiden mehr als etwa sagen wir flüssige Gesellschaftsskizzen gegeben zu haben, flüssigere vielleicht und vor allem leichtere (im Gegensatze zu den Schwerfälligkeiten deutscher Dramenstampfer), als die Gesellschaftsdramen aus „höherer" Sphäre bei uns heute vorstellen. Man denke übrigens, daß ich sie mit — 21 Jahren schrieb! Heute geb' ich den zweiten Akt von „Einer" als — sentimental-zäh gerne preis. R. Sch.

Ferdinand von Saar (28./12. 1901): „Die dramatischen Augenblicksskizzen . . . habe ich mit vielem Vergnügen gelesen, denn sie sind pikant — und sehr flott und frisch geschrieben. Es ist Leben und Bewegung darin."

Thomas Mann (26. XII. 1901): „. . . Ich erwartete ja dergleichen für die nächste Zeit und rechnete auf etwas Außerordentliches. Dennoch bin ich vollständig überrascht. Das Buch ist entzückend. Welche Leichtigkeit und mimische Beweglichkeit des Dialoges! Das ist gar nicht zu überbieten! Sie sollten trachten, „Einer, der seine Frau besucht" und den köstlichen „Brautmorgen" auf eine intime litterarische Bühne zu bringen. Die Sachen müssen wirken. Die „Szenen aus einer Gesellschaft junger Leute" sind ja zur Darstellung nicht geschlossen genug, aber ihr Wert als kulturelles Dokument ist schwer zu überschätzen. — Ich habe das Buch in einem unaufhaltsamen Zuge gelesen; mein Behagen und meine Heiterkeit wuchsen von Seite zu Seite. Nur die paar Worte für heute . . ."

Und hiermit nehme ich Abschied von den geduldigen Lesern dieser Replikenreihe, denen ich (hoffentlich) die Überzeugung verschaffen durfte, daß ich schon vor der im Juli dieses Jahres mir vermittelten Bekanntschaft mit der BÜCHERKRITIK der „N. B." durch diese nicht im geringsten gewandelte Ansichten über litterarisches Proletentum besaß und verfocht.

Wien, am 11. Oktober 03.

Dr. Richard Schaukal.



# Neues vom Büchermarkt



**Gustave Flaubert,** Herodias, Erzählungen. — Leipzig, Verlag von Hermann Seemann Nachfolger.

Man rechnet Flaubert stets zu den Initiatoren des Naturalismus und denkt dabei an „Madame Bovary". Aber man sollte schon „Salambo" nicht vergessen, die allein schon genügen würde, Flaubert zum Rang eines Romantikers zu erhöhen. Wer nur die Erzählung „Ein schlichtes Herz" liest, wird nicht vollständig überzeugt sein: Die Geschichte der alten Dienstmagd Felicitas ist mit einer peinlichen Fülle minutiösester Details ausgestattet, deren verblüffende Häufung die Seele nicht in Wallung versetzen kann, so sehr man auch in diese niedergedrückte, am Boden des Lebens hingeschleifte, und doch hilfsfreudige, geduldige und fromme Existenz hineinsehen kann. Wie anders „Herodias"! Wie fühlt man da die glühende Inbrunst, mit der sich Flaubert in ferne verschwundene Zeiten zurückversetzte! Schon als Sudermann seinen „Johannes" veröffentlichte, wies man auf Flaubert als seinen Gewährsmann hin. Auch vom Salomedrama des überreizten Wilde, das heut die Gemüter so erhitzt, wird man auf die Quelle zurückgehen müssen: Flaubert zeichnet auch die ganze Szenerie, die heute von den Malern Urban und Corinth auf die Bühne gestellt wurde. Von der Gestalt des Jaochanan aus geht ein Grauen durch die ganzen Ereignisse, die in dieser Erzählung zusammenrinnen, man sieht den üppigen trägen Vitellius durch die Gewölbe schreiten, mit dem fetten Schlemmerknaben Aulus, und der Stimme des Täufers lauschen, die fern aus der Zisterne unter der Zitadelle von Machaeraus heraufhallt. Man bekommt keine Psychologie von Herodias, dem fürchterlichen Weibe, aber auch das geringste Moment, worin Flaubert eine Haltung, eine Bewegung, eine Geberde malt, deutet tief ins Innerste ihrer zerfressenen Seele hinein. Eine Meistererzählung aber ist vor allem „St. Julian der Jäger". Die alte Legende wächst hier aus den Schauern des Mittelalters zu furchtbarer Größe auf. Bei aller Knappheit besitzt die Erzählung eine innere Wucht, die ans Herz greift. Die Umwandlung des Wüterichs nach dem Vater- und Muttermord in den Heiligen gibt die tiefe Legende in einer atembeklemmenden Steigerung. Die psychologische Technik ist hier noch durchgebildeter als bei „Herodias". Flaubert malt farbiges Leben, er stellt den Jäger vor die Anschauung und wirkt Figur um Figur in den Gobelin der Erzählung. Man könnte seine Technik das Prinzip der indirekten Schilderung nennen. Flaubert verliert sich niemals in Abstraktionen, die Darstellung dieser heftigen Geberden und Gesichtsverzerrungen enthüllt blitzartig die Seele, wo die Analyse des psychologischen Zustands höchstens Schatten an die Wand malt. Es liegt etwas berauschend Schönes in dem legendarischen Ton Flauberts, man glaubt eine uralte Heiligenchronik aufgeschlagen zu haben, und man verharrt in Sinnen, wenn man ihren tiefen Glockenklang verhallen hört in den schlichten Worten: „Und dies ist die Geschichte des heiligen Julian, des Jägers, so ungefähr, wie du sie auf einem Kirchenfenster abgebildet siehst — dort in meinem Heimatlande."

Andreas Franken.

**Herm. Heijermans,** Trinette, Skizze. Einzig autorisierte Übersetzung von R. Ruber. S. Fischer Verlag, Berlin 1902.

Eine Jugendarbeit (1892) mit der unverdrossenen Ausführlichkeit der Jugend. Trotz des (unleidlich zerhackten) Momentstiles keine sichere Prägnanz. Die Technik der „modernen" Schablone im Zeichen Zolas. Eine starke Talentprobe ohne tiefere Wirkung. Womit übrigens nicht etwa gesagt sein soll, daß wir in Deutschland durch besseres verwöhnt seien. Dr. Richard Schaukal.

**Friedrich Werner van Oestéren,** Die Wallfahrt. Eine Erzählung aus Galizien. Karl Reißner, Dresden.

Ein einfacher Vorwurf einfach durchgeführt. Aber welch eine Fülle von Charakteristik, von psychologischer Formmalerei umfassend! Angehörige einer polnischen Gemeine wallfahren zur wundertätigen Muttergottes von Krecor, rings herum rankt sich lose und luftig die einfache Erzählung, wie eine junge Wallfahrerin, geblendet durch Aussehen und Reichtum eines begegnenden (Ehe-)Mannes, unter dem Vorgeben körperlicher Ermüdung zurückbleibt, um besagten Mann für sich zu ködern. Ihr Verehrer, der auf ihren Wunsch die Wallfahrt fortsetzt, wird durch das Getratsch einiger alter Weiber aufmerksam, eilt zurück und erschlägt den Buhler; die von der Wallfahrt Zurückkehrenden begegnen ihm wenigstens, wie er, von zwei Gendarmen begleitet, in die Kreisstadt expediert wird. — Hauptsache der Oestérenschen Erzählung ist die Charakteristik der Wallfahrer. Da sehen wir die dicke Witwe Petrowa, die lockere Jozia, die alte Betschwester Poldzia, die berechnende Mania, Frau Kosia „mit der weißen Leber", den Aufschneider Michal, den liebeskranken Oles und endlich das Geschwisterpaar Helcia und Stas, die einzigen unter den Wallfahrern, die aus religiösen Gründen die Wallfahrt unternommen haben. Auch die Nebenfiguren, wie Laib Feigenstrauch, dann der Pfarrer von Krecor sind außerordentlich plastisch dargestellt. Dabei ist alles so wurzelecht, so ganz aus den Anschauungen des Volkes herausgeschrieben, dem die Wallfahrer angehören. Hoffentlich begegnen wir dem unter den jungen österreichischen Schriftstellern ohne Zweifel begabtesten Autor noch öfter auf dem Gebiete der epischen Prosa.

Stauf von der March, Wien.

**Peter Boies Freite.** Roman von Johannes Schlaf. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. — Es hat schon eine ganze Reihe von Dichtern gegeben, die sich die Aufgabe setzten, in dem oder jenem Werk den Typus der eignen Zeit vollständig, und ohne daß ein ungelöster Rest bliebe, herauszuarbeiten. Leider war aber das Produkt, dem sie das Leben gaben, ihrer eignen Persönlichkeit stets so verzweifelt ähnlich, daß sicherlich mehr herausgekommen wäre, hätten sie sich auf diese beschränkt und sie ausgestaltet. Johannes Schlaf gibt in einem Vorwort davon Kunde, den Typus der neuen Zeit zu zeichnen, er beruft sich sogar auf Vorgänger dafür. Wenn man nichts davon wüßte, brauchte man sich nicht darum zu kümmern. Nun tut mans, lernt den Peter Boie respektieren, aber von der allgemeinen Geltung, die ihm Schlaf als Typus vindiziert, verspürt man nichts. Schlaf ist einer jener subjektiven Dichter, die sich gar nicht weit von ihrer Persönlichkeit entfernen können. Schlaf pfropft eine Fülle von Bildungselementen in Peter Boie hinein, läßt ihn über Kultur und Dekadence weidlich diskutieren und reflektieren, aber gerade diese Partien, in denen das Typische verankert sein soll, wirken aus zweiter Hand. Interessant und fein aber wird der Peter Boie, sobald er sich gar nicht mehr daran erinnert, daß er eigentlich ein Typus ist, sobald er aufhört, sich auf seinen messianischen Vorläufer Dr. Liesegang (auch eine Romanfigur Schlafs) zu berufen, fein und würzig wird Peter Boie, sobald er nicht mehr grübelnd herumgeht, an den Häfen von Trondheim, Stettin, Hamburg, die Shagpfeife im Mundwinkel, sondern sobald er lebt. Es ist in der Tat ein entzückendes Liebesidyll, das ihm auf jener kleinen Nordseeinsel bei Husum erblüht, die Liebe einer ausgemacht hübschen und ursprünglichen Strandblume. Schlaf zeichnet hier das Erwachen einer keuschen herben Mädchenseele — dafür muß man ihm Dank wissen. Und von welchen Farben läßt er diesen Liebeshimmel glühen! Es gibt Stockholmer Lithographien mit tiefen gesättigten Farbentönen, an die wird man dabei erinnert. In allen Stimmungen leuchtet die niederdeutsche Küste vor dem Leser auf, die Heide, der Strand, das Fischerdorf. Wie Silberglanz auf dem Gefieder der Möven, so liegt es über seinen Schilderungen. Daß Peter Boie beinahe einen Totschlag verübt, berührt nach dem Zauber der Liebesszenen wenig, und daß er am Schluß des Romans partout Urwäldler in Arkansas werden will, liegt eben daran, daß ihm der Typus im Kopf steckt. Es ist doch fraglich, ob er jetzt noch nach Amerika reiste. Aber sieht man davon ab, so ist dieser Peter Boie ein ganz prächtiger Kerl und Geesche, seine Dünenprinzeß nicht minder. Es sind Gestalten, die man lieb gewinnt. Und wenn man das Buch zugeklappt hat, trägt man sie noch in der Seele herum. Wozu den Typus, wenns nur ans Herz greift!

Andreas Franken.

**Louis Wolff-Kassel.** Ich. Liedeskunst. 5. Aufl. E. Piersons Verlag, Dresden 1903.

Was ist mehr wert, ein mittelmäßiges Gedicht oder ein schlechtes. Ich glaube ein schlechtes, weil man darüber lachen kann. Wer also lachen will, dem sei dieser Gedichtband empfohlen, der also beginnt:

Ein reicher Quell der Liebe,
Durchströmt das dürre Land.
Nicht andrer Trost uns bliebe:
Wir netzen Zeh' und Hand usw.

Daß diese „Liedeskunst" 5 Auflagen erlebt hat . . manches Mal sind die Bekannten auch zu etwas zu brauchen. Und übrigens: Schade um jedes Wort. H.

**Hans Bethge,** Elisa. Das Tagebuch eines Liebenden. Schmuck von Heinrich Vogeler. Hermann Seemann Nachf., Leipzig 1903.

Das Tagebuch eines Liebenden. Ei, Sonne ist drin und eine wohlige Wärme verbreitet es, die einem durch alle Poren dringt und Herz und Geist erfrischt. Eine Liebe erzählt es einfach, gesund und rein. Vornehm, schlicht und unnahbar schön. Doch fehlt es nicht an einem Jubeln von überquellender Seligkeit und heiliger Lust, die einem eine so liebe Erregung schenken, daß sie mitklingt und mitbraust mit der schwellenden Stilharmonie Bethges, mit seiner geradezu sangbaren Sprache, und sich zu einer großen, tiefen, freudigen Stimmung breitet. Erst gegen Schluß hin, da es an den Abschied geht, mischen sich die metallenen Töne einer feierlichen Trauer ein und geben dem ganzen einen unendlich zärtlichen, wehmütigen Abschluß, empfindsam und leise, daß es ist, wie wenn einem die Seele geküßt würde. Freunde, es ist eine freundliche Gabe, die uns Hans Bethge beschert hat, und wir wollen nach ihr greifen, wie wir nach schlanken lieben Mädchenfingern greifen mit der geheimen Sehnsucht, sie möchten uns streichelnd über die Stirne gleiten. H.

? „Briefe, die ihn nicht erreichten." Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin W. 35. 1903.

In der „sechsten" Auflage liegt mir das Buch der Baronin N. N. vor. Soviel ich weiß, ist dieser Ausgabe aber schon wieder eine neue gefolgt, und alles das in einem so kurzen Zeitraume von ungefähr zehn Wochen. Wenn mich meine Vermutungen nicht betrügen, so möchte ich glauben, daß das Buch der ungenannten — und doch überall bekannten — Frau Baronin einem Jörn-Uhl-Erfolge entgegengeht. Ein Wunder scheint es mir nicht, denn die viel- und weitgereiste Verfasserin bekundet sich als eine amüsante Erzählerin, die wohl jeden zu fesseln

vermag. Über alle Dinge, über Charaktere, Wirtschaftszustände — deutsche, japanische, amerikanische, chinesische — über Politik, alte und neue Kunst, über deutschen Pedantismus in großem und kleinem Sinne, über Weltkulturfragen urteilt diese Frau mit einem Scharfblick, mit einer staunenswerten Ruhe und — fast möchte ich sagen: Abgeklärtheit, die einen zu voller Bewunderung hinreißt.

Wilhelm Conrad Gomoll.

**Hermann Uhde-Bernays,** Catharina Regina von Greiffenberg. Ein Beitrag zur Geschichte deutschen Lebens und Dichtens im 17. Jahrhundert. Egon Fleischel & Co., Berlin 1903.

Eine längst vergessene Dichterin, deren Namen in unseren Seelen keinerlei Empfindungen auslöst, soll uns in diesem Buche näher gerückt werden.

Uhde-Bernays hat mit lobenswertem Eifer aus den Archiven Nürnbergs und anderer Städte alles zusammengetragen, was nur irgendwie auf Catharina Regina von Greiffenberg Bezug hatte. So hat er uns denn ein Werk gegeben, das man als einen weiteren Beleg für den sprichwörtlich gewordenen deutschen Philologenfleiß betrachten darf.

Durch einen Anhang, der Gedichte der Greiffenberg und ihrer litterarischen Freunde enthält, wird das interessante Buch illustriert.

Wenn aber trotzdem unsere Herzen auch ferner der schlesischen Sappho des 17. Jahrhunderts verschlossen bleiben, so trägt Uhde-Bernays keine Schuld daran. Mögen die Greiffenbergschen Sonette noch so hervorragend sein — in der komplizierten Psyche unserer Tage vermögen sie keinen Widerhall zu wecken.

Maximilian Schick.

**Dr. B. Krembs,** Dichter und Maler. Leipzig. Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

Schon der Titel ist irreführend. Eine psychologische Durchdringung des damit aufgeworfenen Problems gibt Krembs nicht. Über das Zusammenwirken und die gegenseitige Beeinflussung von dichterischer und künstlerischer Schaffensweise erfährt man nichts. (Es sollte mindestens, und wenn auch nur in einigen Bildern, gezeigt werden, wie Litteraten zeichnen, die Wiedergabe von Gedichten, die von Malern herrühren, besitzt längst nicht dieselbe Wichtigkeit). Krembs gibt eine Reihe von biographischen Abrissen, in bunter Reihe, und charakterisiert jeweils das Hinüberwirken des Schaffenden in das benachbarte Gebiet. Leider nicht zureichend. Die von Krembs jedesmal beigebrachten Stichproben haben jedoch ihren Wert als eine Beispielsammlung des malerischen, des bildlichen Stils.

Andreas Franken.

## Bücher- und Zeitschrifteneinlauf:

(Eingesandte Bücher und Zeitschriften werden stets hier angezeigt, Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen.)

**Prof. Dr. A. Combe,** Die Nervosität des Kindes. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig. M. 2.50.

**Ernst Limé,** Von des Lebens letzten Rätseln. Szelinski & Co., Wien.

**Willy,** Claudine in Paris. — Claudines Ehe. — Claudine geht. Verlag von Gustav Grimm, Budapest 1902. Preis je M. 3.—.

**Patrik A. Sheehan,** Lukas Delmege. Ein moderner Seelsorger — Roman. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H., München. M. 4.—.

**Gustave Vanzype,** Claire Fantin. Roman. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. 2.—.

**A. de Wit,** Feindschaft. — Das höchste Gesetz. Erzählungen. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. 1.—.

**Oscar Wilde,** Fingerzeige. Deutsch von Felix Paul Greve. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W. M. 3.—.

**Paul Bourget,** Psychologische Abhandlungen über zeitgenössische Schriftsteller. Übersetzt von A. Koehler. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W. M. 3.—.

**Charles Baudelaire,** Poes Leben und Werke, Wagner in Paris u. a. Übersetzt von Max Bruns. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W. M. 3.—.

**Hans Bethge,** Elisa. Das Tagebuch eines Liebenden. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1903. M. 2.—.

**Gustave Flaubert,** Herodias. Übersetzt von Dr. Paul Adler. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. 1.—.

**Dr. Rudolf Fürst,** Deutschlands Roman im 19. Jahrhundert. Ein Rundblick. J. G. Calvesche Hofbuchhandlung, Prag.

**Hermann Oldenberg,** Die Litteratur des alten Indien. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H., Stuttgart 1903. M. 5.—.

**Viktor A. Reko,** Prinzessin Seele. Lyrische Studien. Axel Juncker Verlag, Stuttgart 1904. M. 2.—.

**Otto Klimmer,** Särge und Bräute. Neue Gedichte. Axel Juncker Verlag, Stuttgart 1904. M. 2.—.

**David Friedrich Strauss,** Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntnis. Volksausgabe. Verlag von Emil Strauß, Bonn 1904. M. 1.—.

**David Friedrich Strauss,** Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet. Volksausgabe. Band 1 u. 2. Verlag von Emil Strauß in Bonn. à M. 1.—.

**Kurt Piper,** Fegefeuer. Gedichte. Karl Henckel & Co., Berlin 1903. M. 2.—.

**Fritz Wüst,** Die Neue Weltanschauung. Verlag Hans Priebe & Co., Berlin-Steglitz.

**Fritz Wüst,** Über die Freiheit des Willens. Philosophische Abhandlung. Verlag Hans Priebe, Berlin-Steglitz.

**Ella Mensch,** Auf Vorposten. Roman aus meiner Züricher Studentenzeit. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig. M. 2.—.

**Selma Erdmann-Jesnitzer,** Der Staffler-Franzl. Roman. Verlag von Gustav Winter, Bremen 1903.

**Marie Burmester,** Gottfried Rissoms Haus. Verlag von Clauß und Feddersen, Hanau 1903.

**F. A. Feddersen,** Erzählungen eines Dorfpredigers. Verlag von Clauß und Feddersen, Hanau 1903.

**Ewald Silvester,** Mein Lied. Gedichte. Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Berlin 1903. M. 2.—.

**Adolf Hagen,** Aus Heimat und Fremde. Erlebnisse und Ergebnisse. Julius Werner, Leipzig 1903.

**Joachim Heinrich Campe,** Robinson der Jüngere. Mit 14 Farbendruckbildern. Verlag von E. Kempe, Leipzig. Geb. M. 3.—

**Ludwig Bechstein,** Neues deutsches Märchenbuch. Mit 9 Farbendruckbildern. Verlag von E. Kempe, Leipzig. Geb. M. 3.—.

**Nils Collett Vogt,** Harriet Blich. Roman. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig. M. 2.50.

**Emanuel von Lešehrad,** Ideje a Profily. Ed. Weinfurt, Prag.

**XXII. Jahresbericht** der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. Verlag der Gesellsch. f. Verbr. v. Volksb., Berlin N.W.

**Die Feder,** Berlin. Nr. 104, 4. Jahrgang.

**Frauen-Rundschau,** Leipzig. Heft 20, 6. Jahrgang.

**Freistatt,** München. Heft 40, 41, 5. Jahrgang.

**Heimgarten,** Graz. Heft 1, 28. Jahrgang.



# Neue Unterhaltungslitteratur

## Berliner Nachtbilder

### von Hans Ostwald

brosch. M. 1.— geb. M. 2.—

„Nicht umsonst gilt Hans Ostwald als der deutsche Gorki. Auch er nimmt das Leben und Treiben, das Wohl und Wehe der niedersten Volksschichten häufig zum Vorwurf seiner Novellen und weiß uns gerade so wie Gorki diesen Auswurf der Menschheit in das milde Licht der Menschlichkeit zu rücken. Und da seine Geschichten auf deutschem Boden spielen, sind sie für uns noch interessanter als die des großen Russen. Ostwalds Berliner Nachtbilder gewähren poetisch abgerundete, aber keineswegs unwahre Einblicke in die Schattenseiten des Großstadtlebens, sind schlicht erzählt, einfach aufgebaut, und überaus packend entwickelt.“ Hamburger Correspondent.

„Die Charakterisierung ist kurz, aber ungemein treffend, und die Personen treten deutlich und lebendig hervor. Der Dichter hat mit diesem Buche wieder einen guten Wurf getan, und die deutsche Leserwelt wird ihm das hoffentlich dadurch danken, daß sie ihn recht viel liest.“ Pester Lloyd.

## Altrheinische Geschichten und Schwänke

### von Max Wetter

brosch. M. 2.50, geb. M. 4.—

„Ich bin in der angenehmen Lage, dem Landsmann auch diesmal wieder uneingeschränktes Lob spenden zu können; sein Buch ist eine köstliche Gabe, die ich mit innigem Behagen in einem Zuge zu mir genommen habe. Und nachdem das geschehen, habe ich einige der besten Geschichten, vor allem die liebenswürdige, aus prächtigem Humor und gemütvollem Ernst gewobene Erzählung „Die Schutzjuden“ und die gleich vortreffliche Humoreske „Der Bürgermeister und die Nachtigall“ sofort ein zweites Mal gelesen. Und ich bin gewiß, daß es anderen auch so gehen wird. Max Wetters Erzählungen bilden wieder einen Beweis mehr für die unlängst (bei der Besprechung von „Wir Rheinländer“) aufgestellte Behauptung, daß eine echt rheinische Kunst im Werden und Wachsen ist, eine Heimatskunst im besten Sinne des Wortes. Möge nun das rheinische Leserpublikum das Seine tun, um diese Kunst lebensfähig zu machen! In diesem Falle ist der Appell an den Provinzialpatriotismus berechtigt, denn er gilt einer guten Sache“. Arthur Rehbein i. d. Kölner Tageblatt.

## Triumphatrix

### Erzählung von Ewald Silvester

brosch. M. 2.— eleg. geb. M. 3.—

„Ganz und gar nicht raffiniert und gar nicht krankhaft zeigt sich der junge Ewald Silvester in seiner Novelle „Triumphatrix“. Sie behandelt einen Künstler-Konflikt. Das Künstlertum des Helden, eines angesehenen Bildhauers, liegt in erbittertem Kampf mit einem anderen, den Künstler beherrschenden Dämon: der erotischen Sinnenlust. Arnold Hagen, so heißt der Bildhauer, sehnt sich mit heißem Drang danach, ein Kunstwerk zu schaffen, wie es ihm in seinen Träumen vorschwebt: eine Statue der Unschuld. Aber das Modell fehlt ihm. Die Weiber, mit denen er verkehrt, haben den keuschen Ausdruck nicht, den er sucht. Und das ist es nicht allein, was ihn lähmt: er empfindet, daß der Sinnengenuß, dem er fröhnt, ihn für die höchsten Aufgaben unfähig macht. Da lernt Hagen ein seelenvolles, reines Mädchen kennen, die Sprachlehrerin seiner jungen Pflegetochter. Er gewinnt diese Margarete lieb, verlobt sich mit ihr, denn sie erwidert seine Neigung, und heiratet sie. Unversehens, in der Hochzeitsnacht, zeigt sich ihm die Braut in der Haltung und mit dem Ausdruck, den er immer für seine „Unschuld“ geträumt hat. Ihm ists eine göttliche Offenbarung von so allerhöchstem Wert, daß die Leidenschaft des Künstlers über die des Mannes siegt. Er läßt die Braut im selben Augenblick allein. Sie darf ihm fürs Erste nichts anderes sein als Modell. Margarete fügt sich schweigend, und so entsteht ein vollendetes Kunstwerk. Doch als der siegberauschte Künstler nun endlich seinem Weib auch als Mann gegenüber treten will, ruft und sucht er sie vergebens. Sie ist schweigend ins Wasser gegangen. Der erschütterte Künstler richtet sich an dem Anblick seiner „Unschuld“ wieder auf. „Ars triumphatrix“!“
Frieda Freiin v. Bülow i. d. Täglichen Rundschau, Berlin.

## „LARISSA“

### Roman einer Tänzerin von Benno Rüttenauer

brosch. M. 2.— geb. M. 3.—

„Um die ungeheuerliche Rache einer beleidigten Frau handelt es sich in dem Buche. Die Gräfin Larissa verheiratet ihre schöne Tochter mit einem alternden Freiherrn, der sie selbst, als sie noch eine gefeierte Tänzerin gewesen, einmal gegen ihren Willen besessen hat. Am Abend der Hochzeit sagt sie ihrem nunmehrigen Schwiegersohne, daß seine Frau zugleich seine Tochter sei. Sie erreicht damit, daß der Ueberlistete die Scheinehe als eine Lächerlichkeit und eine Schmach empfindet. Ihre letzte Absicht jedoch, ihr Kind zur Untreue zu verleiten und dann dem Gatten zu offenbaren, daß jene Behauptung von seiner Vaterschaft eine Lüge gewesen, wird vereitelt durch die Reinheit der jungfräulichen Frau, von der Larissa sich besiegt fühlt. Der bekannte feine Erzähler hat diesen seltsamen psychologischen Fall so fein begründet, daß er nicht unglaubhaft erscheint. Da ist die Abstammung Larissas von heißblütigen italienischen Eltern, gewisse Erlebnisse der früheren Mädchenzeit, die Atmosphäre, in der sie als Tänzerin lebt; da ist ihre eigene wilde und stolze Seele, ihre moralische Unerzogenheit, die seit früher Jugend genährte Feindschaft gegen den Mann. Man findet unter den bisweilen ein wenig allzu grellen Farben der äußeren Geschehnisse das mit feingeistiger Empfindung gezeichnete Bild einer komplizierten Frauenseele. Im übrigen verleugnet Rüttenauer auch in diesem Buche nicht seinen Hang zum Romantischen. Er ist ein Teil seiner künstlerischen Physiognomie, die seinen Menschen wie seinem Stil ein bestimmtes Etwas gibt, das man in jedem seiner Werke wiederfindet. Und so blickt der sorgsam wägende Künstler auch in diesem Romane durch, der dem oberflächlichen Leser vielleicht bloß auf äußere Spannung berechnet erscheint.“
Detta Zilcken i. d. Straßburger Post.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes**

Für die Redaktion verantwortlich: J. Hegner. — Geschäftsstelle: Magazin-Verlag in Leipzig-R. Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. Alle Zuschriften sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des Magazin für Litteratur Magazin-Verlag (J. Hegner), Leipzig-Reudnitz.

# Das Recht auf die Mutterschaft

ist ein Verlangen, das zumal von den älteren Mädchen aller Stände und aller Kreise, die sich in ihrem Glück betrogen sehen, immer dringlicher aufgestellt wird und immer weniger kurzer Hand abgelehnt werden kann. Am besten hat das bis heute Ruth Bré zusammengefasst in ihrer Schrift: **Das Recht auf Mutterschaft** (Preis 75 Pf.), in der sie die Prostitution, die Frauen- und Geschlechtskrankheiten dadurch aus dem Gesellschaftskörper zu scheiden sucht, daß sie die Möglichkeit eines freien Zusammenlebens von Mann und Frau verficht, die infolge mangelnder Mittel und anderer Gründe meistens nicht in der Lage seien, zu heiraten und dann sich und anderen zu Schaden lebten.

Die Breslauer Zeitung äußert sich über diese Schrift: „Noch immer ist die Frau die größte Feindin der Frau und steht weit starrer und erbarmungsloser, als die in dieser Hinsicht wirklich viel milder denkenden Männer, auf dem Gretchenstandpunkte:

„zu schmälen,
wenn tät ein armes Mägdlein fehlen!
Wie schien mir's schwarz und schwärzt's noch gar,
Mir's immer noch nicht schwarz genug war!"

In tapferer und freimütiger Weise kämpft Ruth Bré, eine in Breslau lebende Schriftstellerin, für das „Recht auf die Mutterschaft". Mit ebenso viel Fleiß wie Belesenheit trägt sie ihre Argumente zusammen in einem „Rückblick auf die Entstehungsgeschichte unseres Sittengesetzes", bespricht dann den „inneren Zusammenhang zwischen der verbotenen Mutterschaft, der Prostitution, den Frauen- und Geschlechtskrankheiten" und schließt mit einem „Blick in die Zukunft". In ihr soll nach der Meinung der Verfasserin jeder Frau das Recht auf die Mutterschaft, sei es in bürgerlicher, sei es in freier Ehe, zustehen, weil nur durch sie das Weib zu ihrer höchsten Entwicklung kommt. Was in psychischer Beziehung, was in Bezug auf den eminenten ethischen Einfluß, den eine solche Neuordnung der Dinge auf das Weib und mittelbar auch auf den Mann ausüben würde, angeführt wird, ist schlagend und beweiskräftig."

Die Breslauer Morgenzeitung schreibt: „Das Recht auf die Mutterschaft" ist eine Zeit- und Streitschrift, die bei allen Anhängern der Frauenbewegung stärksten Widerhall erregen wird. Das kleine Buch ist ein menschliches Dokument von Bedeutung, das von jedem Unvoreingenommenen als Aufschrei gequälter Frauenseelen empfunden werden wird, deren Sehnsucht, Mutter zu werden, unter den heutigen Verhältnissen keine Erfüllung findet."

Druck von E. Haberland, Leipzig-R






## Inhalt.



MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-REUDNITZ

Jahrgang. 1. Novemberheft 1903. (No. 14.) Preis 50

# Das Magazin für Litteratur

## 72. Jahrgang

**Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin**


Erscheint am 5. und 20. jeden Monats.

## Abonnementsbedingungen:

pro Jahrgang 12 Mark
pro Halbjahr 6 Mark
pro Quartal 3 Mark
Einzelheft 50 Pfennige.

Zu beziehen ist das „Magazin für Litteratur" durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4743 der Postzeitungsliste), sowie direkt vom Magazin-Verlag in Leipzig-Reudnitz. Im letzteren Falle erhöht sich der Abonnementspreis bei direkter Zusendung unter Kreuzband auf M. 3,30 pro Quartal.

**Wir bitten unsere Leser, für unser Blatt Freunde zu werben und versenden Probenummern gratis und franko an jede uns aufgegebene Adresse.**

Magazin-Verlag Leipzig-Reudnitz.



Alle Zuschriften, das „Magazin für Litteratur" anlangend, sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des „Magazin für Litteratur", Magazin-Verlag J. Hegner in Leipzig-Reudnitz. Redaktion und Verlag des „Magazin" übernehmen Verantwortung für eingesandte Manuskripte nur dann, wenn sie richtig adressiert sind (an: Magazin-Verlag J. Hegner, Leipzig-Reudnitz); Rücksendung erfolgt nur, wenn zureichendes Porto beigelegt ist. In die Rubrik „Büchereinlauf" werden alle bei der Redaktion eingehenden Bücher und Drucksachen mit aufgenommen, doch verpflichtet sich die Redaktion in keiner Weise zur Besprechung von allen Einsendungen.




# Fragmente aus dem Tagebuch eines modernen Romantikers

veröffentlicht von Siegfried Croner

Wenn der Morgen graut und der disharmonische Lärm der erwachenden Großstadt an mein Ohr dringt, überfällt mich ein Angstgefühl vor dem kommenden Tag mit seinem lauten rastlosen Treiben und dem grausamen Kampf um das Dasein. Es stimmt zu ernster Trauer und wirkt ernüchternd und verstimmend, wenn man die Menschen mit den versorgten Gesichtern in früher Morgenstunde zur schweren Arbeit eilen sieht. —

Es wird so viel von dem Wert und dem Adel der Arbeit gesprochen, meist von den Glücklichen, die in der angenehmen Lage sind, Müßiggänger zu sein und den ganzen Reiz des dolce far niente auszukosten. Der Müßiggang verleiht ganzen Völkern ein eigenartiges Gepräge: „Nur Italiener wissen zu gehen und nur die im Orient verstehen zu liegen. Wo hat sich der Geist zarter und süßer gebildet als in Indien.“ So meint Schlegel in seiner „Lucinde“ und spricht gleichzeitig begeistert von einem „Recht des Müßigganges“ für vornehme Seelen.

Hier handelt es sich nicht um eine Verherrlichung der Faulheit, sondern besungen wird das otium cum dignitate der alten Römer, das edle Nichtstun, das höher stehende Menschen künstlerisch zu verklären suchen. Schlegel denkt nur an die Geistesaristokraten. Wir modernen Romantiker haben aber ein unsagbares Mitleid für alle Mühseligen und Beladenen, mögen sie noch so tief unter uns stehen. Und in ihrem Namen bekämpfen wir aufs Messer alle übermäßige Arbeit, die die Seele verbittert, dem Mann die Würde raubt und die Gefühle des Hasses, der Empörung und alle antisozialen Neigungen entwickelt.

Schafft dem Volk würdige, es geistig und sittlich hebende Feiertage. Wir romantischen Seelen brauchen keine offiziellen Feiertage, die sind für die Schellfischseelen, uns rechne ich zu den Feiertagsnaturen. Wir sind trotz unserer zur Schau getragenen Arbeitsamkeit, trotz unserer fortwährenden Beschäftigung mit unserem Beruf angeekelt von dem nüchternen, prosaischen Treiben des Werkeltages und schmachten nach steter poetischer Verklärung des Daseins. Wir gestalten die uns treffenden unbedeutenden Schicksale in unserer Phantasie poetisch aus oder suchen so lange, bis wir große „Schicksale und Konflikte finden.“ Unsere Natur zwingt uns, Freud und Leid bis zum letzten Tropfen auszukosten. So sind wir meist in einer gewissen Feiertagsstimmung und sind unzufrieden, wenn uns der Stimmungsrausch fehlt . . . . . . . .

Ja, der Stimmungsrausch, das ist die Quintessenz der Lebenskunst, der schwersten aller Künste, von der die Vielzuvielen keine Ahnung haben. Gierig trachten sie, mit rauhen Händen das wunderbar feine Gewebe des labyrinthisch verschlungenen Daseins zu lösen.

Sie vergessen, daß eine künstlerische Hand, ein ästhetischer Geist dazu gehört, um in das chaotische Gewirr des Erdenwallens Gesetz und Harmonie zu bringen. Der wahre Lebenskünstler muß die ästhetische Weltanschauung besitzen. Hierdurch gewinnt er die goldene Gabe, sich jederzeit über die gemeine Wirklichkeit der Dinge zu erheben. Noch besser, wenn man auch, ohne produktiv tätig zu sein, wie ein Schriftsteller denkt und fühlt, bei dem ein jedes Ereignis als „document humain" sich zum Baustein einer litteraischen Idee umgestaltet.

Dieser litterarische Geistessport, die poetische Umwertung des Alltagsdasein hilft uns selbst über die trübsten Stunden des Lebens hinweg. Man befreit sich von sich selbst, man überwindet den lastenden Druck des quälenden Ichs und „losgelöst vom Willen" hat der Intellekt zu seiner Entfaltung freien Spielraum.

So nimmt unsere Tragikomödie den Verlauf eines interessanten, spannenden, stets abwechslungsreichen Stückes, dessen intimer Reiz unsere Doppelstellung als Zuschauer und Schauspieler bildet.

Aus dieser Lebensführung erwächst jene weltbefreiende Ironie, vor der alles Erdenleid in Schnee zerschmilzt. Die ironische Weltbetrachtung macht uns zu souveränen Menschen, zu freien Geistern, zu Athleten des Lebens, die alle geistigen und körperlichen Fesseln des Daseins spielend zersprengen und auf Flügeln des Humors über die gefährlichsten Abgründe hinwegschweben.

Das Gepräge dieser Geisteskultur muß alle echte Kunst tragen. Es ist ihre würdigste Aufgabe, uns von uns selbst zu erlösen und jenen peinlichen Erdenrest möglichst zu überwinden, der den Adlerflug unserer Seele zu unserer Qual wie mit Bleigewichten belastet. Man muß Menschen darstellen, die mit dem Leben wie mit einem Ball spielen, alle Stöße des Schicksals mit den Waffen der Ironie und des Humors besiegen nnd die idealen Forderungen ihrer Individualität gegen eine Welt von Konventionen durchsetzen. Oder es führe uns die goldene Phantasie unserer Künstler und Dichter in das heitere Reich der Träume, in die bunte Märchenwelt, wo die Disharmonien der nüchternen Wirklichkeit nicht wohnen und die ehernen Naturgesetze keine Geltung haben. Und vor allem darf die dramatische Kunst nicht darin ihre Triumphe suchen, uns die Niederungen des Lebens, die Nichtigkeit und grausame Gebundenheit unseres Daseins vor Augen zu führen. Wenn der Dramatiker die von uns selbstgeschaffene, so leicht zerbrechliche Welt unserer Illusionen und Träume hohnlächelnd zerstört und mit plumper rücksichtsloser Faust dieses unser eigenstes Kunstwerk vernichtet, so raubt er uns alle Lebensfreudigkeit und treibt uns unrettbar einem verzweifelten Pessimismus in die Arme. Wie hasse ich den kleinen Leute-Geruch und die Sprache der Gasse auf der Bühne; wie grenzenlos verkehrt erscheint es mir, unserm durch die Roheit, Trivialität und Unbildung der großen Mehrheit gemarterten und von Elend und Schmutz des Alltags gequälten Geist in langweiligen Wiederholungen alle diese niederdrückenden Mißakkorde unter dem Deckmantel künstlerischer Tendenzen vorzuführen. Dieser einseitige Naturalismus ist der Tod aller wahren Romantik, die das Leben und die Kunst verklären soll. Denn es ist nicht wahr, was Karl Bleibtreu in seiner „Revolution der Litteratur" einst gesagt hatte: „Je wahrer und krasser der Dichter die Realität schildert, um so tiefer wird er in die Geheimnisse jener wahren Romantik eindringen, welche trotz alledem in den Erscheinungen des Lebens schlummert." Nein, alle wahre Romantik ist unvereinbar mit der krassen photographisch treuen Schilderung der gemeinen Deutlichkeit der Dinge. Das Leben selbst ist in seinen großen Zügen viel zu brutal, zu nüchtern, zu geräuschvoll, aufdringlich und unharmonisch, um als Fundament der echten und herzerquickenden Kunst zu dienen. Erst die Umwandlung des wirklichen Lebens in Poesie, in Kunst, in das freie Schillersche Spiel der Kräfte ist die Quintessenz des Daseins und der Kunst, das Leitmotiv für die alleinseligmachende romantisch ästhetische Weltanschauung.



# E. M. Lilien

## von Stefan Zweig

Einleitung zu einem demnächst bei Schuster & Löffler, Berlin, erscheinenden Buche: E. M. Lilien, Sein Werk. Preis M. 10.—

### I.

Es gibt ein Wort von Taine, das zuerst seltsam und herbe anmutet. „Ohne eine Philosophie ist der Gelehrte nur ein Handwerker und der Künstler nur ein Spaßmacher.“ Die Wahrhaftigkeit, die aus diesem Aphorismus eine wichtige kunsttheoretische Erkenntnis erzeugt, löst sich erst aus, wenn man den Begriff der Philosophie seiner scholastischen Deutung entkleidet. Man muß an alle vergleichenden Klassifizierungen, an Kant, Descartes, Spinoza vergessen und sich besinnen, daß Philosophie in innerster Wesenheit nichts anderes bedeutet als einen überfliegenden vereinheitlichenden Blick über das Leben, eine individuelle Vision der Dinge, eine synthetische Idee des Weltalls, ein singuläres Schauen und Schaffen. Die Philosophie des Künstlers ist nichts anderes als die produktive Entäußerung jener ideellen Form, in der sich ihm die Realität alles Seienden offenbart. Ihre Spontanität und Originalität ist vielleicht die einzige Wertungsmöglichkeit seiner Persönlichkeit, zumindest ist ihr Vorhandensein die unumgängliche Vorbedingung zu wertender Betrachtung. Solche lebendige Schöpfungsideen wachen aber nicht jählings auf aus dem seltsamen Traume einer Nacht, sondern alle die Hände und Kräfte, die ein schöpferisches Leben nach vorwärts stoßen, formen mit an ihrer definitiven Gestaltung. Jeder Tag ist ein Meißelschlag, jedes Erlebnis eine neue bezeichnende Linie. Tiefe Entwicklungen wollen nicht angelernt, sondern erlebt sein.

E. M. Lilien ist heute der erste und einzige künstlerische Träger eines solchen großen neuen Lebensgedankens. Seine schöpferische Idee ist bedeutsam, weil sie mehr ist als eine artistische, weil ihre Wurzeln tief eingegraben sind in das ganze blutende Herz eines weltverstreuten heimatlosen Volkes. Was in diesen Tausenden stumm wühlt und nach Gestaltung ringt, hat seine bewußte Hand in klarem kündendem Symbol geschaffen. Und dieses kulturelle Priestertum in Lilien ist vielleicht bedeutsamer als die so meisterliche Kunst, die seinen Namen heute bei einer Aufzählung deutscher Schwarzweißkünstler in die erste Reihe stellt; denn sein schöpferisches Weltbild ist kein zufälliges und erborgtes, seine Eigenart blüht aus eigenster Heimatsscholle, aus Volksmythe und Rassenwerten, aus nationaler Umgebung und persönlichem Schicksal ins Leben empor. Ihre Erkenntnis war für ihn kein überraschtes Entdecken, sondern nur ein mähliches Selbstbesinnen und Bewußtwerden; und die Impulse, die man bei ihm als neuschöpferisch vermutet, haben nur die Hülle von der stillgereiften Frucht gestreift, die in den bitteren Jahren rastlosen Suchens und zielbanger Arbeit aus innerstem Herzblute emporgekeimt war.

Lilien ist zu Drohobycz in Galizien geboren. Das Land ist arm und traurig. Die grauen kalten Felsen der Karpathen sinken dort langsam hinab in die öde eintönige Fläche, die sich weit in die russischen Steppen hinüberdehnt. Und das Leben ist ohne Schönheit und hinreißende Gewalt in diesen rauhen unwirtlichen Gegenden. Ein Künstler empfängt dort nicht die wundersame Gabe, die Welt als einen Fächer jubelnder und lockender Farben zu sehen, die sich in verrauschenden Formen falten; nie lehrt ihn das Leben, die tausendfach abgetönte Skala koloristischer Nuancen in seinen Schöpfervisionen aufklingen zu lassen. Wie ein schaler Rest bleibt die plastische Silhouette, das flüchtige Bild der Form ohne den opalisierenden Tanz der farbigen Werte. Die trostlose Armut der Fauna und Flora stößt den schönheitsverlangenden Blick zu den Menschen hin, aber auch hier erdrückt der soziale Gedanke den ästhetischen, auch hier schlägt dem Suchenden der ernüchternde Atem der Armut entgegen, die Kleinmütigkeit der darbenden Leute und die unsichere Furcht der verstoßenen Juden. In diesen frühen Jugendtagen, deren Eindrücke die Fundamente aller künstlerischen Entwickelung sind, formt sich in Lilien vielleicht schon der Leidensgedanke dieser dahinsiechenden Menschen, des geknechteten Proletariats. Denn er sieht seine trostlosesten Vertreter, die Ärmsten der Armen, die verachteten galizischen Juden. Jene Mischung sozialer und nationaler Instinkte hat sich vielleicht schon damals vollzogen; jedenfalls aber kann Lilien die typische Idee nicht mehr in seiner ringenden Seele verlöschen, denn die Armut stand nicht nur vor seinem Elternhause, sondern überschritt unbarmherzig die erschauernde Schwelle. Lange und getreulich bleibt Frau Sorge seine Begleiterin. Nach vier Gymnasial-

E. M. Lilien: Zeichnung zu „Juda" aus: E. M. Lilien Sein Werk, Verlag von Schuster & Löffler, Berlin

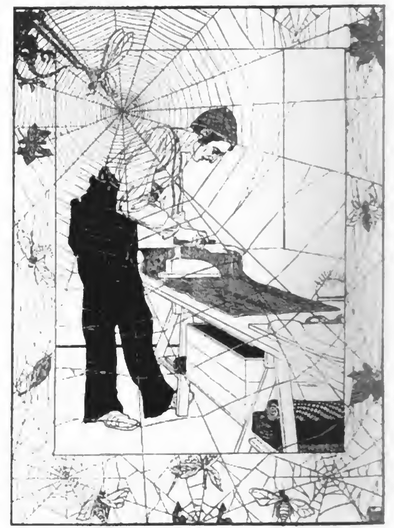




E. M. Lilien: Zwei Zeichnungen zu „Juda" aus: E. M. Lilien Sein Werk, Verlag von Schuster & Löffler, Berlin

lassen mußte sein Vater — der heute noch Drechslermeister zu Drohobycz ist, und dessen markigen Kopf Lilien in den Rosenfeldschen „Liedern der Arbeit" pietätvoll als Symbol der Schaffenden gestaltet hat — den Sohn das Studium abbrechen lassen; den Lebensweg scheint nun die offenbare zeichnerische Begabung zu weisen, und zu ihrer Ausbildung wird Lilien einem — Schildmaler in die Lehre gegeben. Eine bescheidene Unterstützung von Verwandten führte ihn bald wieder zur Realschule zurück, die er aber endgiltig aufgab, um die Krakauer Kunstschule zu besuchen, deren Leitung damals noch der große Mateyko innehatte. Schildermalen und Bilderkopieren bilden dort seinen einzigen Erwerb. Mit jener fieberhaften Anstrengung der Ertrinkenden, die das rettende Land erfassen wollen, sucht er nach einem Halt, aber alles zerbröckelt unter seinen blutenden Fingern, und jenes dunkle Meer der Not, das Tausende in sein tiefes Schweigen reißt, schleudert ihn in die Heimat zurück. Wieder ist er in Drohobycz, aber vielleicht nur noch sehnsüchtiger und begehrender nach dem vielfarbigen Leben, dessen erste Verheißungen ihn schon umsponnen, nach jener höheren Kultur, darin allein die Möglichkeiten künstlerischen Schaffens entwachsen können. Tiefer und tiefer mußte sich der soziale Gedanke in sein Herz brennen, als die Armut den Widerstrebenden in die Heimatsenge bannte. Nach zwei Jahren erst, 1894, hilft ihm ein Zufall zur Flucht; die Anfertigung des Bürgerdiploms an den großen polnischen Dichter Ujeski wird ihm übergeben, und mit dem Honorar tritt er die Reise nach Wien an, um in die Akademie bei Professor Griepenkerl einzutreten. Eine unliebsame Entdeckung stört ihn bei der Aufnahmeprüfung: das erhaltene Geld reicht nicht einmal zur Bezahlung der Taxen. Wieder faßt ihn die dunkle Woge und wieder wirft sie den Gedemütigten nach Drohobycz zurück. Alles scheint zu Ende, trauriges Erwachen hat die sehnsüchtigen Künstlerträume zerschmettert. Aber Lilien verzweifelt nicht, denn er fühlt den brennenden Durst nach diesen heiligen Quellen, deren verheißungsvollem Rauschen er schon so nahe gewesen. Und in ihm erkennt man alle

Fülle drängender und reiner Kunst, die manchmal in dieser unbeugsamen und trotzigen Rasse ruht, denn, wenn auch mittellos, ohne Freunde und Protektionen, wirft er sich nochmals in die Welt. Diesmal geht er nach München. Das Leben weiß dort nichts dem Autodidakten zu bieten, der keine akademische Schulung genossen hat und eigene Fortbildung mit Geldaufträgen in Einklang bringen muß. Er kämpft auf unterwühltem Boden, der jeden Augenblick ihn zu sich im Sturze hinabreißen kann. Und vier Jahre währt dieser heimtückische Krieg der Alltagssorgen, vier Jahre, während derer die Not unbarmherzig auf die schaffenden Hände paßt, um den Ermattenden unbarmherzig zu umkrallen. Es ist der Kampf um Sein oder Nichtsein und ein solches Ringen ist viel zu grausam, um noch Schönheit zu haben. Nichts von der süßlichen Theaterromantik in Murgers „Vie de la Bohème“ überzuckert diese Tage, in denen selbst die Heiterkeit die Wolkenschwere der steten Bedrängnis fühlt. Und nur mit Aufatmen denkt Lilien heute, da sein Schaffenspfad auch noch nicht ganz von Rosen umblüht ist, an jene Zeit, die er im Joche bitterster Not durchschritten. Das dunkle Wort der Armut hat sich in diesen Tagen tief in sein Schaffen eingefressen, es ist ein bitterer Kehrreim geworden, der sich der Seele einlernte und den sie nicht mehr vergaß. Ist es da seltsam, wenn der Künstler, sobald er sich aus der lähmenden Verstrickung löste, ein tönendes und gewaltiges Lied dazu gedichtet, in dem alle Traurigkeit der Heimattage aufrauschte und sich mit allem Schmerz dieses Dornenpfades zu einem wehmütigen und doch verheißungsvollen Choral vermählte?



E. M. Lilien Berlin

Nach vier Jahren bangen Tappens im drohenden Dunkel beginnen endlich die ersten Sterne über Liliens Weg zu leuchten. Nicht ein einzelnes Ereignis ist es eigentlich, das ihn emporreißt, sondern Zufall reicht endlich dem Verdienst die Hand, und im ersten Erfolge keimen schon die folgenden. Die „Jugend“ wird begründet und unter den zahlreichen Künstlern, die ihr Namen und Achtung danken, war Lilien einer der ersten. Eine Reihe geistreicher und poetischer Blätter erscheinen, deren man sich noch heute um ihres Liebreizes und der schalkhaften Anmut willen besinnt. So die „Rosenketten“, „Mein schönes Fräulein, darf ichs wagen“, „Der musizierende Faun“, „Die Zauberflöte“ und das melancholische „Amoroso“. Fast gleichzeitig zieht der „Süddeutsche Postillon“ Lilien zur Illustration heran, und hier schafft er neben feinsatirischen Blättern das herbe Symbol „Am Amboß“, sowie soziale Kompositionen, deren markige ernste Kraft mit der zärtlichen Milde der „Jugend“-Blätter scharf kontrastiert. Schließlich betraut ihn der „Vorwärts“ mit der Illustration von Wildenradts recht unbedeutendem Roman „Der Zöllner von Klausen“, zu dem Lilien eine Reihe archaistischer Blätter in Holzschnittmanier entwirft, die künstlerisch durchaus nicht gleichwertig sind.



E. M. Lilien Berlin

noch charakteristischer als die Eigenart, obzwar sich viel von ihr schon entwickelt. So vor allem die Konsequenz der Linie, die strenge und doch so sanft verfließende Kontur, die Kunst der Kontraste und der Flächenwirkungen, sowie eine intensiv körperliche Form der Schönheit, die aber alle Sinnlichkeit verleugnet. Und doch sind diese dekorativen Zeichnungen, in denen noch manche Einflüsse leise nachklingen, für das große kulturelle Werk Liliens fast belanglos, sie sind nicht aus tiefster Seele geschaffen sondern aus intellektueller Erfassung und technischer Fertigkeit. Die Blätter der „Jugend“ atmen — wie Solomon J. Solomon, der große englische Maler, in einer Studie über Lilien feinsinnig erkannte — hellenischen Geist; sie sind dekorative, feingeschliffene, antikisierende Bijous von entzückender Charme, aber für seine kulturelle Mission so bedeutungslos, wie ein paar spielerische unpersönliche Verse bei einem subjektiven Dichter. Sie sind nur die Möglichkeit eines Stiles für ihn, nicht aber der Stil selbst; das beweisen die Illustrationen vom „Zöllner von Klausen“, da er sich ebenso geschickt in die altdeutsche Technik zu versenken weiß und Zeichnungen in spätgotischer Holzschnittmanier ebenso getreu und peinlich nachbildet, wie ihr typischer Erneuerer Joseph Sattler. Der absolute Wert mancher Zeichnungen ist sicherlich ein großer, insbesondere zählt das packende Blatt „Bauern stimmen über den Krieg ab“, das eine köstliche Fülle wechselnder Physiognomien mit der Empfindung spontaner und stürmischer Bewegung vereint. Für den nationalen Künstler Lilien durften diese erborgten Stile nicht mehr sein als Stufen zu einer eigenen, persönlich fundierten Technik. Steht er heute schon fast vor der Gefahr, sich in die Sackgasse eines einzigen Programms zu verlieren, so bedeutete dieser Moment, da er kontradiktorische Einflüsse willenlos aufsaugte, eine bedrohliche Wende, die ihn leicht von seinem innerlichen, ideellen Werke hätte ablenken können, um ihn der wirbelnden Schar derer beizugesellen, die ohne

Noch sind diese Erfolge für sein äußeres Leben bedeutsamer als für seine innere Entwicklung, aber der Einsatz ist immerhin geschaffen. Zum erstenmale ertastet der Anker einen Grund. Lilien übersiedelt nach Berlin, wo er eine reiche illustrative Tätigkeit entwickelt, insbesondere für die „Grazien“, den „Weltspiegel“, „Ost und West“ und einige hervorragende deutsche Verlagsanstalten.

In dieser Frühperiode sind Lilien zweifellos sehr interessante und insbesondere technisch markante Schöpfungen gelungen, aber von jener großen und bewegten Lebensfülle, die uns heute sein Name bedeutet, zucken nur flüchtige, einsame Lichter auf. Noch hemmte die zersplitternde Buchschmuckstätigkeit in ihm die organische Schöpfungsidee, die heute sein ganzes Werk durchglüht und sich in immer reicheren Gluten entzündet. Im Techniker Lilien wie im Menschen ist das souveräne Assimilationsvermögen

Temperament, ohne Individualität und vor allem ohne schöpferische Liebe im Frohne des Buchschmucks stehn.

Da geschieht ein Seltsames in diesem sonderbaren Wege. Lilien enthüllt sich sein Ziel jählings, mit einem Male, wie Parzival dem Sucher, dem plötzlich aus Waldeswegen das silberne Heimatsschloß entgegenleuchtet. Nicht sukzessiv hat Lilien seinen Typus in sich entdeckt, sondern mit einem Werke, dem er seine schmückende Liebe lieh. Das ist „Juda", das treffliche Balladenbuch des Börries von Münchhausen. Aber um dieses Werk als eigenes und kulturelles zu schaffen, mußte der Werdende erst tief hinabtauchen in die großen läuternden Ströme, die damals mit jäherwachter Kraft in die neue Zeit zu fluten begannen, er durfte die mahnenden Glockenrufe nicht überhören, die neue Botschaft in die deutschen Lande trugen und heimliches Klingen und Brausen in den horchenden Seelen entfesselten. Zwei große Ideen reichen sich in Liliens Schöpfung die Hände: der Gedanke bewußt-nationalen Judentums, der durch den Zionismus Flügelkraft gewonnen hatte, und die moderne Buchschmucksbewegung, die auch nur Selbstbesinnung und Auferstehung verrosteter, vergessener Lehren war. Aus dieser originellen Synthese entblüht Liliens schöpferisches Bekenntnis, entstammt seine singuläre Bedeutung.



E. M. Lilien: Der Kabbalist. Zeichnung für Maxim Gorkis „Zbornik" aus: E. M. Lilien Sein Werk, Verlag von Schuster & Löffler, Berlin

Günstiges Geschick hat den Sehnsüchtigen und Kraftgeeinten in eine Zeit universeller Entfaltung gestellt. Unbändige Triebkraft durchschütterte damals die ganze versteinerte Lebenskultur. Von den fernsten Gipfeln grüßten sich auflodernde Flammen, jede eigenen Himmeln zustrebend und doch alle von gleicher geheimer Kraft genährt. Es gährt in allen Tiefen, die Rassen besinnen sich ihrer Werte, die Künstler neuer Ziele, die Dichter tieferer schöpferischer Zwecke, und die Philosophie hält wieder die Lebensgestaltung in prüfender und umwertender Hand. Die Werke wandeln sich und mit ihrem Inhalte auch die Form. Im Maschinenzeitalter erwacht die vergessene Sehnsucht, welche die Zufrühgekommenen in einsamen Büchern entzündet, der Wille nach universeller umschlingender Lebensschönheit, nach einer Kunst, die sich nicht in Museen verbirgt, sondern dem Blick in den bescheidensten Äußerungen alltäglichen Lebens begegnet. Man entdeckt die öde Handwerklichkeit des Nützlichen, den materialistischen Amerikanismus in allem Gegenständlichen, man schämt sich der Fabrikskultur. So fühlt man mit einem Male, daß alle Bücher und selbst die der differenziertesten Seelen uniformierte Maschinendrucke sind, die nichts von dem psychischen Innenwerte in sich aufgenommen haben, man merkt, daß dieses geistlose Nebeneinander selbst

in den Prachtwerken nicht viel besser sei, ein unüberbrückter Dualismus zwischen Form und Materie, Psyche und Physis. Im nüchternen Fabriksreich, in England, verkündete und erläuterte William Morris zuerst das neue Evangelium, daß ein Buch bis in seine innerste Seele Einheit sein müsse mit seiner Gestaltung, so daß jede Kostbarkeit abstrakter Schönheit sich mit einer Linie vermählen müsse, die ihren vergeistigten Wert erfülle. Deutschland lag diese Erkenntnis noch näher: die alten Folianten in den Bibliotheken, die noch der altdeutschen Meister sorgliche Hand geschmückt hatte, sprachen beredtere Sprache, als die neuen Apostel. Kein Erlernen war es, sondern nur ein Wiederbesinnen. Und so war der Sieg leicht. Die „Jugend“ und der „Simplizissimus“, die moderne Zeichenkunst vertraten, gewannen rasch führenden Rang und ebnen den jungen Künstlern die Bahn, eine Reihe künstlerischer Verleger wie Diederichs, Langen, Schuster & Loeffler schaffen bibliographische Kunstwerke, die den Vergleich mit dem Auslande nicht mehr zu scheuen brauchen, das heroische Unternehmen des „Pan“ zieht alle Kraft des modernen Deutschland opfermutig an sein Herz, um wie Winkelried durch seinen Tod zu siegen. Die Buchkunst blüht inmitten aller neuzeitlicher Schönheitsbestrebungen auf; viele Künstler entsagen um ihretwillen einer unfruchtbaren Liebe zur Malerei und entdecken ihre Mission. Fidus, Vogeler-Worpswede, Otto Eckmann, Melchior Lechter, Lilien gönnen nun ihr ganzes Können dem Buche, ohne sich darum in ihrer Vielgestaltigkeit beschränken zu müssen. Denn das Buch ist ein Mikrokosmus, eine beseelte Welt, die in allen ihren Formen einheitlichem Gesetze gehorchen muß; Einband, Vorsatzpapier, Bücherzeichen, Randleisten, Frontispize, Illustrationen, Typen, Anordnung, Umrahmung, Satzform, Papier und Format bergen in sich tausend Möglichkeiten individueller Gestaltung und Vereinung innerhalb einer einzigen künstlerischen Persönlichkeit. Auf diesem ungepflügten Boden, da es noch keine akademischen Normen gab, und eigentlich alle Autodidakten waren, vermochte sich Liliens Werk in eigenster Wesensrichtung zu entwickeln, seine sucherische Liebe sich ganz in Schöpfung zu lösen. Denn das Handwerkliche konnte — im Gegensatz zu manchen, die ihre Künstlerschaft damit zu beschmutzen fürchteten — nichts Verächtliches und Untergeordnetes für Lilien sein, der in mancher Kinderstunde die lustigen Hobelspäne unter der redlich schaffenden Hand seines Vaters abspringen sah, der die lebendige Achtung der Arbeit längst im Herzen trug, ehe die moderne Ästhetik dem Kunsthandwerke und dem Buchschmuck gnädig den Adelsbrief verlieh. Sein inneres Gefühl für konsequente Gestaltung läßt ihn leicht das deutende Werk der Engländer und die Prinzipien geläuterter Buchkunst erfassen; rasch durchläuft er alle Stufen der zeichnerischen Technik, und um selbst ein geschlossenes persönliches Werk zu schaffen, mangelt ihm nur noch das repräsentative Werk, die unbewußte Idee, aus der Abstraktion in Gestaltung kristallisiert, der Zeitgedanke in einer absoluten künstlerischen Form.

Auch diese schöpferische Idee ist ein Renaissancegedanke — eine Heimatsidee. Es ist der Zionismus, der das künstlerische Werk Liliens befruchtet. Man braucht ihn heute nicht mehr zu erklären. Er ist keine neue Idee. Seit tausenden von Jahren rauscht er im heimatlosen Volke. Aus den Liedern, die sich in Traurigkeit zu verlieren drohen, hebt er die silberne Stimme der Verheißung. In den Gebeten der Frommen an schlichten und festlichen Tagen flammt er als innigster geheimster Wunsch. In jedem gottergebenem Leben ist es die letzte und seligste Sehnsucht, das Haupt im Sterben auf den verlorenen Heimatsboden Jerusalems legen zu können. Der Zionismus, der in der gewaltigen agitatorischen Person Dr. Herzls seine programmatische Gestalt gewonnen hat, ist nur das Banner, um das sich die alten Wünsche schmiegen, der ladende Ruf, der die Tausende um sich versammelt. Er hat das Judentum wieder bewußt gemacht, die schlafenden künstlerischen Werte geweckt, er hat in tausend Augen, die trostlos ins Dunkel starrten, das Sternbild einer realen Möglichkeit entzündet. Mag man die soziale Seite des Zionismus

wie immer auch betrachten, mit dem merkwürdigen Lächeln gegenüber der Utopie oder mit dem schöpferischen Eifer der Begeisterten — die tiefe ästhetische Schönheit dieses Krongedankens wird niemand leugnen können. Denn seit dem Sozialismus hat keine Idee soviel Ferne und Verlorene in ein Ziel zusammengebannt; mit Riesenkraft hat er aus einer wachsenden Zersplitterung und Entfremdung — da die Einheit der rituellen Religiosität langsam in die moderne Gottesidee zerbröckelte — eine kraftvolle Einheit gestaltet und das Nationale aus den scheckigen Hüllen der Nationalitäten befreit. Heute ist der Zauber vielleicht schon schwächer, denn je mehr sich der Zionismus national-ökonomisch zu realisieren beginnt, desto mehr entfremdet er sich die künstlerischen Naturen, die nur den fernen, gestaltungsmöglichen vielfarbigen Traum lieben können und nicht ein statistisches Projekt. Aber neue kulturelle und nationale Probleme sind aus seiner Gestaltung aufgeleuchtet, die Ideen jüdischer Kunst und nationaler Kultur, die selbst noch Traum und Möglichkeit sind, ein wegloser urwaldwirrer Pfad von verführerischer und grandioser Schönheit. Und Lilien ist der erste, der ihn gegangen. Einer der ersten war er auch, die den zionistischen Ideen unterlagen, denn ihn mußte man nicht das Judentum lehren, sondern nur den bewußten Stolz. Die Heimatsglocken mußten nur wieder zu rufen beginnen, die alten Erinnerungen an die Unterdrückung, das herbe Elend der Seinen, an manche Stunden, da man den armen Judenknaben von der Kunst zurückstoßen wollte, brauchten nur wieder aufzudämmern, um ihn zu verführen. Aber die Überzeugung der Persönlichkeit mußte auch künstlerisches Programm werden, Lilien durfte sich seines Judentums nicht nur besinnen, sondern er mußte es auch gestalten; wie die anderen freudig und selbstbewußt im Leben, so zeigte er in seinem Schaffen die nationale Zugehörigkeit und nähert sich seinem Ziele, der Synthese modern-universeller meisterlicher Technik und jüdisch-rassigen nationalen Gehaltes. Die Vereinung ist — wie ich mich zu zeigen bemühte — in ihm längst vorbereitet: es fehlt nur noch der lebendige Anstoß, der die harrenden Kräfte in ein Ziel vermählt.

Ein Zufall schuf diese Gelegenheit.

# Gedichte von Gerda Gottschalk

## Phantasie

Meine fieberheißen Sinne wandern
weit hinaus aus dieser öden Welt,
führen mich hinweg ins Land der Träume,
führen mich in helles Sonnenland,
wo der Himmel blau, die Lüfte mild,
wo auf klaren, blauen Meereswogen
weiße, stolze Schwäne lautlos gleiten,
wo am Ufer Blumen, Rosen blühn,
Rosen düfteheiß und lebenstrunken,
gelbe, schwere, sonnengleiche Rosen . .
Wo mit langen, seidnen, goldnen Haaren
und mit Augen, drinnen tief des Wassers
ewig wechselnd Blau sich wiederspiegelt,
auf brillantnem Thron die Liebe thront,
um den Mund ein sieghaft strahlend Lachen.
Kein Gewand umgibt die schlanken Glieder,
nackt und keusch, in göttlich hoher Reine
leuchtet ihres weißen Leibes Schönheit.
Und sie herrschet über freie Menschen,
die bekränzt mit sommerschönen Blumen,
frei von Erdenleid und Erdenschwere,
in dem seelgen Land der Liebe wandeln.
Dorthin, in das Land des Märchenzaubers
tragen mich die fieberheißen Sinne,
tragen meine Seele weit hinweg.
Und sie lebt in jenem Land der Schönheit,
fühlet nicht des Erdenlebens Enge,
nicht die kalten, grauen Wintertage
in dem Sonnenland der Phantasie.

## Februarsonne

Der Winter flieht, und mit segnendem Licht
strahlt vom Himmel die Sonne hernieder;
es kündet ihr Schein
uns künftiges Sein,
er kündet uns Blumen und Lieder.

Und ist es auch heut nur ein trügerisch Bild
nur ein Ahnen von künftigem Segen,
jetzt komme, was will,
jetzt halte ich still,
es geht ja dem Frühling entgegen.

# Wie Jakob Seidenfutter treu wurde

von Hanns Heinz Ewers

Jakob Seidenfutter aus Sieczelenko bei Przemysl in Galizien war ein schainer Mann. Als er vierundzwanzig Jahr alt war, verheiratete er sich mit Rosalia Pulverbestandteil, der Tochter von Schachne Pulverbestandteil, Kornhändler und Lieferant für die K. K. Armee in Tarnow. Natürlich trat er ein ins Geschäft.

Und weil der Jakob ein kluger Mann war und ein intelligenter Mann, der das Geschäft verstand, so war sein Schwiegervater sehr zufrieden mit ihm. Weniger zufrieden aber war seine Frau.

Denn der Jakob Seidenfutter war ein großer Don Juan, keine Magd ließ er in Ruhe, auch kannte er alle die verschwiegenen Häuschen — und es gibt eine gute Anzahl in Tarnow — ganz genau. Wenn ers so in der Stadt trieb, wie mußte er es dann erst machen, wenn er auf Geschäftsreisen war?

Rosalia Seidenfutter, geb. Pulverbestandteil, fühlte sich zurückgesetzt. Sie wollte einen Mann für sich allein haben und ihn nicht mit allen möglichen und unmöglichen Personen teilen! — Dabei machte Jakob nicht einmal ein Hehl aus seinen Abenteuern, er leugnete gar nicht, wenn ihm Rosalia seine Sünden vorhielt, er lachte und, statt sich zu bessern, trieb er es immer schlimmer.

Rosalia versuchte alles, was sie konnte, um ihren Mann an das Ehebett zu fesseln. Sie jagte eine Magd nach der andern fort und suchte sich die häßlichsten aus, die sie bekommen konnte. Aber das war Jakob ganz gleichgiltig, im Gegenteil schien ihm dieser ewige Wechsel sehr zu behagen, da er mehr auf die Quantität, als auf die Qualität sah.

Rosalia klagte ihr Leid ihrem Vater. Aber der zog die Hände in die Höhe, zuckte mit den Achseln und sagte:

„Als der Jakob ist ein schainer Mann und ein kluger Mann und ein intelligenter Mann, der was voranbringt im Geschäft, kann ich mir nix einmischen in eheliche Zwistigkeiten!"

Sie versuchte es mit Liebe. Über dem Ehebett ließ sie einen großen rosa Kattunhimmel anbringen, auf dem Engelchen schwebten. Sie kochte ihrem Mann morgens und abends seine Lieblingsspeisen; Nudelscholeth gabs dreimal die Woche. Sie selbst machte sich so schön wie möglich, brannte ihre Haare, kaufte sich ein Pariser Corsett, neueste Form „Sans ventre", das in Lemberg fabriziert war, und tat Eau de Cologne auf ihr Taschentuch, das aus Krakau stammte.

Ob es nun ihre Reize oder der wirklich vorzügliche Nudelscholeth waren, weiß ich nicht, jedenfalls hatte sie vorderhand Erfolg; Jakob Seidenfutter blieb Abend für Abend zu Hause, und Frau Rosalia konnte in jeder Beziehung mit ihm zufrieden sein. Aber — — schon am fünften Tage ertappte sie ihren Mann in flagranti delicto mit der Magd, die sich diesmal durch ganz außergewöhnliche Häßlichkeit auszeichnete.

Sie platzte beinahe vor Wut, warf die Magd sofort vor die Türe und machte ihrem Manne eine Szene, die auch den hartgesottensten Sünder klein gekriegt hätte. Aber der schaine Jakob lachte nur, er drehte wohlgefällig an seinen Paichers und ging aus dem Hause.

Nun folgte eine Sturmperiode im Hause Seidenfutter, jeden Tag konnte man ein Geschrei hören, daß die Leute auf der Straße zusammenliefen. Der Erfolg war, daß Jakob auf Geschäftsreisen ging, diesmal nach Budapest, um neue Pferde vors Regiment zu kaufen.

Als Rosalia den Namen Budapest nur hörte, bekam sie einen Ohnmachtsanfall, der ihr jedoch ebensowenig nutzte, wie alles andere. Jakob lachte und fuhr nach Budapest. Bei ihrem Vater fand sie keine Hilfe, so ging sie zum Rabbi, um ihn um Rat zu fragen.

„Der Jakob ist ein schainer Mann", sagte sie, „das ist wahr." —

— „Und ein kluger Mann und ein intelligenter Mann, der was versteht vom Geschäft," fuhr der Rabbi fort.

„Ja!" sagte Rosalia, „aber er ist kein treuer Mann," und sie setzte ihm den Fall auseinander.

„Ich habs ja gewußt, de Gesaires kommen nach!" sagte der Rabbi. Dann empfahl er ihr Twillims und Zitzekampfes.

Obwohl die geborene Pulverbestandteil gar kein besonderes Vertrauen zu solchen Heilmitteln hatte, so versuchte sie es doch einmal, es konnte

ja schließlich nichts schaden. Sie betete also fleißig morgens, mittags und abends für Jakobs Treue.

Ein paar Tage drauf fand sie im Mantel ihres Vaters einen Brief Jakobs, der sie sofort bestimmte, auch das Beten als unnütz wieder aufzugeben. Ihr Mann berichtete drei Seiten lang von seinen Pferdeeinkäufen, aber am Schlusse der vierten Seite fand sie eine Bemerkung, daß Budapest eine sehr schöne Stadt sei, und daß er abends nach den Geschäften immer noch Zeit finde, das Leben dort ein wenig kennen zu lernen.

Wie er „das Leben dort ein wenig kennen lernte," konnte sie sich denken! — Also auch das Beten nützte nichts!

Sie wurde ganz gelb vor Ärger und magerte täglich ab, was ihr übrigens bei ihren neunzig Kilo durchaus nicht schaden konnte.

Da kam ihr eines Nachts, als sie im Bett lag und auf die nackten Engelchen am Kattunhimmel hinaufschaute, ein erleuchtender Gedanke. — Früh am andern Tage fuhr sie nach Lemberg und kam am Abend mit einem großmächtigen Gepäckstück zurück, das sie in das Zimmer neben dem Schlafzimmer bringen ließ und selbst dort auspackte.

Wenn Jakob von einer Reise zurückkehrte, brachte er immer seiner Frau etwas mit und pflegte besonders liebenswürdig zu sein. Aber Rosalia sah das seidene Kleid, das er ihr schenkte, kaum an, und behandelte ihn mit einer herablassenden Würde. Jakob kam das sehr komisch vor, er lachte und warf sogleich ein Auge auf die in seiner Abwesenheit eingetroffene neue Magd, die sich diesmal weniger durch Häßlichkeit, als durch eine unglaublich dicke Dreckschicht auszeichnete.

Schon am andern Tag versuchte er sein Glück mit ihr, und die gute Rebekka setzte ihm nicht mehr Widerstand entgegen, als selbst einem so schönen Herrn, wie Jakob einer war, unbedingt erforderlich ist. — Daß währenddessen die Türe sich einmal halb öffnete und energisch wieder zuklappte, genierte Jakob nur wenig.

Nach dem Mittagessen brachte Jakob noch einige Kleinigkeiten her, die er seiner Frau zugedacht hatte, aber Rosalia brachte auch diesen Geschenken dieselbe herablassende Gleichgiltigkeit entgegen, wie gestern dem Seidenkleid. Jakob, dem das auf die Dauer zu langweilig wurde, spielte den Liebenswürdigen, was ihm ja nie schwer fiel. — Er trat auf sie zu und versuchte ihr einen Kuß zu geben.

Da aber fuhr Rosalia auf, sie schrie ordentlich! Sie sei eine anständige, reinliche Frau und ekele sich vor seinem Dreck. — Jakob war starr. — Wie könne er es wagen, sie mit denselben Händen und Lippen zu umarmen, mit denen er noch vor einer Stunde die schmutzige Magd berührt hätte? Eine Schande sei es! Wenn er wieder sie je einmal berühren wolle, solle er erst ein Bad nehmen!! — Jakob war paff. —

„Was soll ich nehmen?"

— „Ein Bad!! Die Ohren sind dir wohl schon so voll Schmutz, daß du nicht einmal hören kannst?"

Sie ist sicher meschugge geworden, dachte Jakob. Wo solle er denn wohl in Tarnow ein Bad nehmen?

Darauf hatte sie nur gelauert, die geborene Pulverbestandteil.

Wo? Das wolle sie ihm schon zeigen! Und sie führte Jakob, der von einem Erstaunen ins andere fiel, in das Zimmer hinauf: da stand eine große Badewanne von oben bis unten mit Wasser gefüllt.

Jakob Seidenfutter schauderte. Aber Rosalia benutzte sofort das plötzliche Übergewicht, das sie über den halb Willenlosen errungen hatte. Wie es kam, daß er so allen ihren Befehlen gehorchte, das konnte er sich selber nicht erklären, als er am andern Tage die grausliche Geschichte seinem Schwiegervater erzählte; der Schreck mußte ihm wohl in die Glieder gefahren sein! — kurzum, er mußte sich ausziehen, und als es nicht schnell genug ging, riß ihm Rosalia Stück für Stück vom Leibe — und dann hinein in das kalte Wasser — puh! — und der große Schwamm und die mächtige Bürste, mit der sie ihn bearbeitete!

„H. N, H. N." seufzte Jakob.

Nach einer guten halben Stunde durfte er zähneklappernd heraussteigen.

„Das passiert dir jedesmal, als du wieder eine andere Kalle anfaßt!" rief sie, als sie die Türe zuschlug, und er wußte, daß sie Ernst machen würde.

Er hatte in dem Jahre noch zwei Rückfälle und wurde noch zweimal gebadet. — —

Seitdem aber ist aus Jakob Seidenfutter, dem größten Don Juan, der treueste Ehemann in ganz Galizien geworden.

# Goethes Romantechnik

von Paul Seliger, Leipzig-Gautzsch

Der Entwickelungsgang des deutschen Romans im achtzehnten Jahrhundert unterscheidet sich wesentlich von dem des Dramas. Während das letztere, namentlich gefördert durch die tiefeindringenden Untersuchungen Lessings, sich in bewußten, vielleicht allzuschroffen Gegensatz zu dem französischen Klassizismus stellte und im Anschlusse an Shakespeare bald zur Ausbildung einer selbständigen, der deutschen Eigenart entsprechenden Behandlungsweise gelangte, herrschte auf dem Gebiete des Romans die größte Stilverwirrung. Nicht nur wogten die verschiedensten Richtungen ungeordnet nebeneinander her, sondern es findet sich auch in den einzelnen Romanen infolge des Mangels eines überlegenen kritischen Geistes, der es unternommen hätte, wie es Lessing hinsichtlich des Dramas getan hat, das Wertvolle vom Wertlosen zu sondern und den Begriff der Kunstgattung rein hinzustellen (der „Versuch" Blankenburgs ist zu unbedeutend), ein buntes Gemisch von allen möglichen Motiven, die im Laufe der Jahrhunderte und im ganzen Bereiche der Kulturwelt je aufgetreten waren. Der Abenteuerroman, Schäferroman, Heldenroman, Liebesroman, Schelmenroman, der bürgerliche Roman nach englischem Muster, der Kulturroman Wielands und Heinses, der humoristische Roman, der Staatsroman Hallers — all diese mannigfaltigen Kunstgattungen liefern Einzelheiten zum Aufbau fast eines jeden Romans der Epoche. Selbst die Romane Goethes sind davon nicht ausgenommen, und dies klar dargelegt zu haben, ist das Verdienst Dr. Robert Riemanns in seinem neuesten Buche über Goethes Romantechnik (Leipzig 1902, Hermann Seemann Nachfolger), in dem er mit großer Gründlichkeit und umfassender Kenntnis der gesamten einschlägigen Litteratur alle Fäden bloßlegt, die Goethe als Einschlag in seine Romane verwandt hat.

Jede Betrachtung der Form des Goetheschen Romans muß von den Andeutungen ausgehen, die der Dichter selbst im siebenten Kapitel des fünften Buches von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" bei Gelegenheit der Erörterungen über Hamlet hinsichtlich des Unterschiedes zwischen Roman und Drama gibt. Danach sollen im Roman vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten dargestellt werden, im Drama Charaktere und Taten. Der Roman muß langsam gehen und die Hauptfigur die Entwickelung aufhalten; das Drama soll eilen, die Hauptfigur muß auf das Ende zudrängen und nur aufgehalten werden. Der Held des Romans muß im Gegensatz zu dem des Dramas, von dem man Wirkung und Tat verlangt, leidend, wenigstens nicht in hohem Grade wirkend sein. Der Zufall kann im Roman sehr wohl eine Rolle spielen, nur muß er stets durch die Gesinnungen der Personen gelenkt werden; das Schicksal dagegen, das die Menschen ohne ihr Zutun zu einer unvorhergesehenen Katastrophe hindrängt, findet seine Stelle nur im Drama.

Ergänzt werden diese Bemerkungen durch den kleinen, aber inhaltsreichen Aufsatz „über epische und dramatische Dichtung" vom Jahre 1797, der sich schon durch seine Entstehenszeit als eine direkte Weiterführung der in den 1796 erschienenen „Lehrjahren" enthaltenen Gedanken ankündigt. Hier wird als Hauptunterschied der beiden Dichtungsarten angegeben, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt, der Dramatiker dagegen sie als vollkommen gegenwärtig darstellt. Das epische Gedicht behandelt vorzüglich persönlich beschränkte Tätigkeit, die Tragödie persönlich beschränktes Leiden, das epische Gedicht den außer sich wirkenden Menschen: Schlachten, Reisen, jede Art von Unternehmung, die eine gewisse sinnliche Breite fordert, die Tragödie den nach innen geführten Menschen, weswegen auch die Handlung der echten Tragödie nur geringen Raum erfordert (man beachte, wie sich hier an Stelle des Dramas im allgemeinen die Tragödie einschiebt).

Auffallenderweise hat es Riemann verabsäumt, diese theoretischen Auseinandersetzungen Goethes im Zusammenhange darzulegen. Er begnügt sich damit, gelegentlich einmal auf das erwähnte Gespräch in den „Lehrjahren" hinzuweisen und daran die Bemerkung zu knüpfen, Goethe habe das Zufällige im Roman für wohlberechtigt gehalten, und kommt nicht einmal in dem Kapitel über „theoretisierende Dialoge", wo man es doch auf jeden Fall erwarten sollte, auf den Gegenstand zurück, während er auf die viel weniger prinzipiellen und sich seinem eigenen Geständnis nach nur zum Teil mit Goethes Anschauungen deckenden Erörterungen über die Erzählungskunst aus den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" ziemlich ausführlich eingeht.

Auch Blankenburgs „Versuch über den Roman", die erste deutsche Schrift über den Gegenstand, die in demselben Jahre wie Werther erschien, charakterisiert Riemann kurz in der Einleitung. Blankenburg knüpft an den „Agathon" an, den er hoch über alle anderen Romane, selbst über die damals vielgepriesenen ausländischen Muster stellt, und betrachtet die genaue Darstellung einer Charakterentwickelung als die Hauptaufgabe des Romandichters. Und in der Tat hat sich die Weiterentwickelung in der von Blankenburg befürworteten Richtung vollzogen, da selbst Goethe in seinen späteren Romanen nicht den Stil des „Werther" fortsetzte, sondern dem des „Agathon" den Vorzug gab.

Riemann teilt seinen Stoff in drei Kapitel ein: das erste behandelt die Komposition, das zweite die Mittel der Charakteristik, das dritte den Dialog. Er geht davon aus, daß im achtzehnten Jahrhundert die Entwickelungsgeschichte eines Charakters zum Mittelpunkte der Darstellung gemacht und dadurch die vom Epos geforderte Einheit der Person in eine höhere Sphäre gehoben wird. Nicht die geschilderten Erlebnisse, sondern die Menschen sind dem Dichter und dem Leser die Hauptsache. Alle Mittel der Charakteristik werden angewandt und zu höchster Wirksamkeit gesteigert. Als ein weiteres Gegengewicht gegen das

rein Stoffliche stellt sich der Dialog dar, der die psychischen Erlebnisse aufs klarste wiederspiegelt und die einzelnen Figuren mit dem Leser unmittelbar in Kontakt setzt.

Die einfachste Gliederung von allen Romanen Goethes hat der „Werther". Rieman zerlegt ihn in drei Teile, deren Trennungspunkte die Ankunft Alberts und die Rückkehr Werthers sind. Die Einteilung Goethes, der das erste Buch mit dem Abschied Werthers schließt, sei zwar für die Entstehungsgeschichte von großer Bedeutung, da mit Beginn des zweiten Buches die Benutzung von Jerusalems Erlebnissen einsetze, treffe aber nicht die wichtigsten Wendepunkte. Nach meinem Dafürhalten geht Riemanns Kritik nicht weit genug. Die Trennung Werthers von Lotte sowie seine Tätigkeit bei der Gesandtschaft, durch soviel Fäden diese Motive auch mit dem Empfindungsgehalte des Romans verknüpft sind, ergeben sich doch nicht mit Notwendigkeit aus der Gestaltung des Stoffes selbst. Der beste Beweis dafür ist der Umstand, daß Werthers Abwesenheit an allen Beteiligten spurlos vorübergeht und daß, wenn man aus dem ersten Buch alle auf seinen Abschied bezüglichen Andeutungen (es sind ihrer nicht gar zu viele), sowie den Anfang des zweiten Buches bis zum Briefe vom 18. Juni 1772 einschließlich streicht, so daß die Darstellung mit den Worten: „Nein, es ist gut! es ist alles gut! — Ich — ihr Mann!" wieder einsetzt, nicht nur keine Lücke fühlbar wird, sondern die Dichtung erst so die rechte künstlerische Einheit und Geschlossenheit erhält. Innerlich unterscheiden sich die beiden Bücher des Romans in nichts voneinander; denn auch das ist unzutreffend, was Riemann anführt, daß erst die letzte Partie das allmähliche Reifen von Werthers Entschluß, durch Selbstmord zu enden, behandelt. Schon im ersten Teile ist Werther oft in der Stimmung, sich „eine Kugel vor den Kopf zu schießen"; hier findet sich das berühmte Gespräch mit Albert über den Selbstmord, Werther erblickt in der Natur „nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer"; er sieht „dieses Elends kein Ende als das Grab". Da das äußere Geschehen in dem Roman völlig zurücktritt und sich die ganze Handlung in der Seele des Helden abspielt, kann man wohl von einer Steigerung des Gefühls sprechen, aber von keiner Zerlegung des Inhalts nach äußeren Ereignissen. Der Strom der Empfindung flutet so einheitlich durch die Dichtung hindurch, daß diese von Anfang bis Ende ein unteilbares Ganzes bildet.

Den Aufbau der „Lehrjahre" findet Riemann viel komplizierter: in den ersten fünf Büchern sehen wir Wilhelm mit der Bühne verbunden; dann folgen die „Bekenntnisse einer schönen Seele" und weitere zwei Bücher, in denen Wilhelm bewußt in Zusammenhang mit der Gesellschaft des Turmes steht. „Kompliziert" ist wohl nicht der richtige Ausdruck für den Roman; „kompliziert" ist überhaupt kein einziges von Goethes Werken, deren Hauptmerkmal vielmehr in der völligen Durchsichtigkeit und Einfachheit der Komposition besteht. Wohl treten in den „Lehr-" wie in den „Wanderjahren" sehr zahlreiche Personen auf, aber stets nur nacheinander; gleichzeitig sind immer nur wenige von ihnen auf der Bühne, und die Handlung bleibt in jedem einzelnen Moment durchaus übersehbar; nirgend kreuzen und verschlingen sich die Fäden in verwirrender Weise. Dieser Eindruck wäre noch reiner, wenn Goethe in den „Lehrjahren" nicht die unglückliche Marotte — denn so muß man es geradezu bezeichnen — befolgt hätte, alle auftretenden Personen — und selbst die nur in den Mitteilungen anderer erwähnten, wie z. B. den Kreis der „schönen Seele" — in nahe persönliche Beziehungen zueinander zu setzen. Es wird zwar dadurch die Vorstellung eines allseitigen Zusammenhanges der menschlichen Dinge erweckt; aber es geschieht des Guten in dem Romane doch zu viel, da die Herstellung der Beziehung gar zu oft etwas Erklügeltes und Gewaltsames an sich hat und dadurch an Überzeugungskraft einbüßt. Es hat beinahe den Anschein, als habe Goethe die Begriffe „Notwendigkeit" und „Zufall", von denen der „Unbekannte" im siebzehnten Kapitel des ersten Buches spricht, durcheinandergeworfen, als habe er dem „Zufall" in mystischer Weise eine Art von „Notwendigkeit" zugeschrieben oder „der Vernunft des Menschen", die „sich zwischen beide stellt und sie zu beherrschen weiß, das Notwendige als den Grund ihres Daseins behandelt und das Zufällige zu lenken, zu leiten und zu nutzen weiß" und die in dem Romane in der Gesellschaft vom Turme (als deren Mitglied sich der Unbekannte auch zuletzt enthüllt) verkörpert ist, einen über die Erfahrungstatsachen weit hinausreichenden Wirkungskreis beigemessen. Andererseits muß man zugeben, daß sowohl die „Lehr-" wie die „Wanderjahre" gerade der konsequenten Durchführung dieser Idee von dem maßgebenden Einflusse der menschlichen Vernunft auf die Lebensgestaltung und die harmonische Ausbildung der Kräfte des einzelnen ihren Weisheitsgehalt verdanken, der sie in noch höherem Grade zum „Lebensbuch", zur „weltlichen Bibel" stempelt, als es selbst mit „Faust" der Fall ist; andererseits läßt es sich aber auch nicht leugnen, daß wie so oft auch hier die allzustarke Betonung der philosophischen Grundidee dem Kunstwerke als solches geschadet hat.

Einfacher wiederum und vielfach an „Werther" erinnernd ist die Komposition der „Wahlverwandtschaften". Die Ausführungen Riemanns ließen sich vielleicht noch dahin ergänzen, daß Eduards Entfernung in ihrer Motivierung völlig der Trennung Werthers von Lotte entspricht; nur verlieren wir hier den Helden allzulange aus den Augen, und auch die Schilderung der Zeit, die die beiden Frauen allein auf dem Schlosse zubringen, ist mit zuviel Nebenwerk beladen, es treten allzuviele nebensächliche Personen auf, durch die der eigentliche Vorwurf fast völlig in den Hintergrund gedrängt wird, als daß der Eindruck, den der Roman hinterläßt, ganz abgesehen von den vielen Wunderlichkeiten in der Zeichnung der Charaktere so künstlerisch nie sein könnte wie der von Goethes Jugendwerk. —

In die einzelnen Romane eingeschobene Icherzählungen, die bei anderen Schriftstellern oft sehr roh und unmotiviert eingefügt sind, bringt Goethe nicht ohne genaue Überlegung und rechnet sorgfältig mit Charakter und Situation des Erzählenden. Schon Blankenburg hatte ein allgemeines Gesetz aufgestellt.

das für die Icherzählungen der Romanfigur gilt: „Es muß ihr Bedürfnis und nicht das des Dichters sein, daß sie die vergangenen Begebenheiten erzählen."

In seinen Motiven ist Goethe vielfach abhängig von denen des Abenteurerromans, jenen uralten Elementen, die schon dem griechischen Romane angehörten und sich bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts auch bei den besten Schriftstellern vorfinden. Aber schon Blankenburg ist ein entschiedener Gegner dieser herkömmlichen Requisiten: Entführungen, Blutschande, Verwechselungen, Einbrüche, Zweikämpfe, Verkleidungen, Gefahren zu Wasser und zu Lande. Mit diesen Motiven des Abenteurerromans hängen auch die geheimnisvollen Andeutungen zusammen, die uns in sämtlichen Romanen der Zeit und in beinahe überreicher Fülle auch in den „Lehrjahren" begegnen, namentlich dort, wo es sich um die Gesellschaft des Turmes handelt.

In derselben entwickelungsgeschichtlichen Weise bespricht Riemann dann noch die übrigen in Betracht kommenden Punkte, wie die eingeschobenen Briefe und die lyrischen Einlagen, weiterhin die Mittel der Charakteristik und endlich den Dialog, den Goethe im Gegensatz zu den meisten anderen Schriftstellern sehr oft in indirekter Rede wiedergibt. Ein längerer Abschnitt ist den theoretisierenden Dialogen gewidmet, die ja in den Romanen Goethes einen sehr breiten Raum einnehmen; von den übrigen Paragraphen ist noch der über Methaphern und Gleichnisse hervorzuheben, die Goethe weniger im Gespräch als in der Erzählung verwendet, um Stimmungen zu charakterisieren. —

In vielen Punkten hat die seitherige Entwickelung zu einem Verlassen der Grundsätze geführt, nach denen Goethe seine Romane schuf. Untersuchungen, wie die Riemanns, sind das geeignetste Mittel, die Berechtigung dieser Abweichung, ja ihre Naturnotwendigkeit darzulegen, da sie besser als rein ästhetische Betrachtungen, die niemals einen bestimmten Parteistandpunkt verleugnen können, die historische Bedingtheit alles geistigen Schaffens, auch das der größten Männer, nachzuweisen imstande sind.



# Ein Traum

## von Freiherr von Panthen

„Hoch das junge Ehepaar! Hoch! Hoch!"

Leutnant von Wehlen blickt hinüber nach dem glücklichen Paar.

Er, der wohlgenährte Millionär, nickt mit einem glücklichen und zufriedenen Lächeln auf dem gutmütigen, nicht allzu geistreichen Gesichte dankend nach allen Seiten. Sie, die hohe, schlanke Blondine, sieht etwas zu ernst für diesen Augenblick vor sich auf den Teller.

Da, was war das! Wehlen fühlt seine Augen sich erweitern.

Sie wendet den Blick zu ihm hinüber, ein müdes Lächeln, sie hebt das Sektglas, neigt es ein wenig ihm zu und nippt daran.

Wehlen stürzt sein Glas hinunter.

So liebt sie ihn doch, so hat sie jenen dicken Geldprotzen nur des Geldes wegen geheiratet!

Seine Tischdame hat es längst aufgegeben, sich mit ihm zu unterhalten. Hübsch ist er zwar, aber gar zu wortkarg, und dann, das Diner ist so vorzüglich, wozu also sich noch Mühe mit ihm geben. Die kleine, runde Nachbarin mit dem nichtssagenden, rosigen Puppengesicht hält sich an den so reichlichen, materiellen Genüssen schadlos.

Die Tafel wird aufgehoben. Man reicht Kaffee, Liköre und Zigarren umher.

Herr von Wehlen hat sich still entfernt. Den Mantelkragen in die Höhe geschlagen, die Pelzmütze auf das kastanienbraune Haar gedrückt, den Säbel in der Hand, steigt er langsam die Treppe hinunter.

Da rollt ein Wagen vor. Eine Seitentür wird geöffnet. Das Brautpaar erscheint. Die Wagentüre fällt in das Schloss, und rasch rollt der Wagen von dannen.

Wehlen ist geisterhaft blass geworden; nur die funkelnden Augen zeigen, dass noch Leben in jener Gestalt ist, die, sich auf das Treppengeländer stützend, unbeweglich dasteht.

„Der Blick, der Blick!" murmeln die Lippen.

Wieder hatte es ihm geschienen, als träfe ihn ihr Blick noch einmal, ehe der Wagen von der Haustür verschwand.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zusammengekauert auf ihrem Bette sitzt eine Frauengestalt, das aschblonde Haar fällt aufgelöst über die Schultern bis auf das Bett herab. Die Hände sind unterhalb der Knie zusammengefaltet.

Und er, er kniet vor ihr und bedeckt die feinen, schmalen, rosigen Füsse mit unzähligen Küssen.

„Mich friert!"

Er ist an ihrer Seite, fühlt ihr Herz durch das dünne Nachtgewand schlagen, fühlt ihren warmen, schlanken Leib sich gegen den seinen schmiegen. Das Licht erlöscht!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es klopft, einmal, zweimal, dann lauter und lauter.

Leutnant von Wehlen richtet sich in seinem Bette empor und blickt sich rings in dem halbdunkeln Zimmer um. Er fährt sich mit der Hand über die Augen.

Ein neues Poltern gegen die Türe.

„Zum Donnerwetter, was ist denn los?!"

„Herr Leutnant, es ist Zeit zum Aufstehen! Um sieben Uhr rückt die Eskadron zum Exerzieren ab!"

„Gut!"

Wehlen stützt den Kopf in die Hände.

„Also nur ein Traum!"

Er richtet sich mit einem energischen Ruck in die Höhe.

„Nur ein Traum? . . . Es war fast zu wirklich für einen Traum! . . . Vielleicht wird die Wirklichkeit auch zu einem Traume!"

Er springt auf.

„Und wenn der dicke Dummkopf einmal etwas merkt? . . . Als Gentleman bleibt ihm dann nichts anderes übrig als . . ."

Er reisst die Jalousie in die Höhe.

„Haha, ich fehle nie!"

Er streckt die Arme aus, als wolle er ein unsichtbares Wesen erfassen.

„Erna! . . . Die Welt vergisst ja so schnell!"

Er tritt an den Waschtisch.

„Und wenn der Tölpel trifft, durch Zufall; . . . er hätte ja den ersten Schuss? . . . Bah, sterben muss man ja doch einmal!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —



# Rainer Maria Rilke

von Maximilian Schick

Wenn wir am Abend unsere Augen zu dem Sternenmeer über uns aufschlagen, und unsere müde Seele in langen Zügen das goldene Licht, das langsam herabfließt, trinkt, dann fühlen wir uns wunderbar Eins mit dem gewaltigen Kosmos. Alles Menschlich-Irdische stirbt in uns, und unsere Gefühle werden elementar wie die der Dinge. Willenlos stehen wir da, wie lächelnde Blumen, und durch unser Hirn fluten fremde Lieder, die, unbekannten Tiefen entstiegen, uns in silberne Schleier einhüllen, so daß wir nichts mehr sehen als zitternde Lichtfluten. Alles in und um uns verliert sein Leben, um es gegen ein größeres einzutauschen, um mit einem höheren zusammenzufließen. In solchen Augenblicken werden wir frei von der Erde und fühlen uns als einen mit dem gewaltigen Weltganzen untrennbar verknüpften Teil, fühlen in unserer Brust dieselben dunklen Gewalten, die weltenschwanger im Kosmos leben.

Augenblicke, Minuten, Stunden kann dieses Aufgehen im Ganzen, dieses Losgelöstsein von der Erde währen. Wie aber, wenn wir es vermöchten, uns für immer von ihr zu befreien, wenn unser ganzes Leben nur eine Kette solcher Augenblicke höchster, *willenloser* Freiheit würde? —

— — Vor mir liegt Rainer Maria Rilkes letztes Versbuch „*Das Buch der Bilder*".*) In Rilke haben wir den Dichter, der nach dieser höchsten Freiheit trachtet. Er selbst spricht es so wundervoll in seinem Gedichte „Der Schauende" aus:

„Ließen wir, ähnlicher den Dingen,
Uns so vom großen Sturm bezwingen, —
Wir würden weit und namenlos."

*) Axel Juncker, Stuttgart.

Als ein gewaltiges Ganzes müssen wir das Weltbild aufnehmen, wie ein Titanengeschenk muß es in unsere Seelen fallen — das sagt damit Rilke.

Nur nicht durch die Gläser des Verstandes die Welt angeschaut! Da sehen wir vielleicht die einzelnen Teile schärfer, aber das Gesamtbild geht uns verloren. Als willenlos Hinnehmende, von dem erhabenen Anblick Bezwungene — werden wir erst die wahrhaft Schauenden.

Und so einer ist Rilke. Immer weiter öffnet er seine Seele den großen Stürmen, und immer geheimnisvollere Tiefen des Lebens enthüllen sich ihm. Ich muß hier sein kurzes Gedicht „Fortschritt" zitieren, das in einer erhabenen Sprache das allmähliche Hineinwachsen ins Weltganze wiedergibt:

„Und wieder rauscht mein tiefes Leben lauter,
Als ob es jetzt in breitern Ufern ginge.
Immer verwandter werden mir die Dinge
Und alle Bilder immer angeschauter.
Dem Namenlosen fühl ich mich vertrauter:
Mit meinen Sinnen, wie mit Vögeln, reiche
Ich in die windigen Himmel aus der Eiche,
Und in den abgebrochenen Tag der Teiche
Sinkt, wie auf Fischen stehend, mein Gefühl."

Und so werden ihm alle Erscheinungen zu Bildern, zu gewaltigen Symbolen, hinter denen er die dunkeln Schicksalsgewalten spürt, die jederzeit unser Haupt — „wie große schwarze Vögel" würde Oskar Wildes Herodes sagen — umrauschen.

Darum ist Rilke wohl der *echteste* Symbolist, den Deutschland gegenwärtig aufzuweisen hat. Ich sage nicht etwa der größte; es gibt größere denn Rilke. Doch während andere Dichter eine Erscheinung erst zu einem Bilde, zu einem Symbol

umprägen müssen, ist er vielleicht der Einzige, der sie bereits als Bild hinnimmt. Nicht um des Bildes, sondern um des hinter dem Bilde Stehenden willen, läßt es Rilke vor seine Seele treten.

„Denn dann nur sind die Stunden gut,
Wenn Schweigsamkeiten sie begleiten,
Wenn hinter dem Gespräch der Saiten
Geräusche bleiben wie von Blut;
Und bang und sinnlos sind die Zeiten,
Wenn hinter ihren Eitelkeiten
Nicht etwas waltet, welches ruht."

Für ihn, den außerhalb der Erde Stehenden, schwindet allmählich auch der Begriff der „Zeit", mit dem wir, wie mit einer weiteren Kette, an unseren Erdstern gefesselt sind. In seiner Seele verknüpfen sich Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft zu einem schicksalsschweren Knoten, und er begreift:

„Das ist der Sinn von allem, was einst war,
Daß es nicht bleibt mit seiner ganzen Schwere,
Daß es zu unserem Wesen wiederkehre,
In uns verwoben tief und wunderbar."

Oder, wie es bei ihm an einer anderen Stelle heißt:

„Vergangenheiten sind dir eingepflanzt,
Um sich aus dir, wie Gärten, zu erheben."

So schwindet für Rilke die Dreiteilung der Zeit und damit auch diese selbst. Darum hat auch bei ihm die Einteilung des Tages in Tag und Nacht nichts Zeitliches an sich. Tag und Nacht sind für ihn bloß die beiden ungeheueren elementaren Gegensätze: Lüge und Wahrheit. Und während der Tag die Gewalt ist, die ihn in den Erdenbanden zurückhalten will, wird ihm die Nacht zur großen Befreierin, die ihn in die Rätseltiefen des Weltchaos hineinblicken läßt. Man lese nur Gedichte wie „Wer du auch seist", „Menschen bei Nacht", „Am Rande der Nacht", „Gebet" . . .

Wie der geniale russische Lyriker Tjutschew, so betrachtet auch Rilke den Tag als einen goldgestickten Teppich, der über die Rätsel der Tiefe gebreitet ist. Die Nacht erst rollt diesen Teppich auf, und schaudernd blicken wir im wollüstigen Grauen in die rätselschwangere Tiefe.

„Ist die Nacht die einzige Wirklichkeit
Seit Jahrtausenden? . . ."

fragt Rilke in dem „Titelblatt" zu den „Acht Blättern aus einer Sturmnacht".

Diese „Blätter aus einer Sturmnacht" muten uns an wie Radierungen eines noch ungeborenen Meisters, der die Eigenschaften eines Rops, Klingers, eines noch grauenhafteren Goya in sich vereinigen müßte, und dann seine Schreckensvisionen mit einem mystisch-duftigen Schleier der Kunst eines Lechter umgeben würde. Gesichter, teuflisch-verzerrte, blasse, dämonisch-erhabene mit unergründlich-tiefen, phosphoreszierenden Augen leuchten uns aus diesen Sturmnächten entgegen, daß wir manchmal aufschreien möchten vor bedrückender Angst.

Zu den größten Nachtgedichten, die es in deutscher Sprache gibt, gehören diese Blätter. Sie sind das gerade Gegenstück zu Novalis „Hymnen an die Nacht", aber ein kongeniales Gegenstück.

. . . Einen großen Dichter haben wir in Rainer Maria Rilke, einen Dichter, dem wir an dunklen Abenden und in blauen Nächten lauschen sollten . . .

Eine singende Tiefe ist seine Seele, und melodischrauschende Fontänen steigen aus ihr auf. Ihre Melodien und Wassertropfenspiele vermählen sich und lassen unsere Seelen erzittern. — Und dann fallen sie wieder in die singende Tiefe zurück, bis dunkle Gewalten sie wieder emporschleudern . . .

Habemus vatem!

## Mein Page, komm . . .

In dieser Stunde möchte ich dich haben
an meiner Seite auf dem Spitzenpfühl,
an deinen Küssen wollte ich mich laben,
umweht von deinem Atem wonnig-schwül.

In dieser Stunde wollte ich ihn leeren,
den schäumenden Pokal – bis auf den Grund.
O, daß wir heut doch beieinander wären – –
Mein Page, komm, küß deiner Herrin Mund!

In dieser Stunde sollten Götter neiden,
was ich an Liebeslust dir schenken will . . . .
Fern bist du. Sehnsuchtsqual muß ich erleiden,
ich lösch das Licht und träume – träume still.

E. Galen-Gube

## In den Winkelgassen

Dunkle Gassen. — Dirnengesichter.
Verrohtes Mannsgelichter! —
Aber frei sind sie — — frei! — — —
— Ich bin erstickt in Gezirp und Ziererei!
Geknebelt an Menschen und Beruf,
die ich mir nicht nach Willen schuf,
sehn ich mich schier nach Gemeinheit
aus meiner Überfeinheit.

Edgar Brünner




# Die Halb-Alten („Les Demi-Vieilles“)

Roman von Yvette Guilbert (Einzig autorisierte Ausgabe) Deutsch von Ludwig Wechsler

(13. Fortsetzung.)

Man langte bei jener Krümmung der Insel Vaux an, wo der Lauf des Wassers reißend und gefährlich wird; hier mußte jede Unterhaltung eingestellt werden, die gesamte Aufmerksamkeit der Ruderer galt jetzt dem Boot und dem Fluß.

Es war fünf Uhr geworden, als man nach Hause zurückkehrte.

Hier warteten bereits drei Bäuerinnen auf die Ankunft des Arztes, der sowohl auf dem Lande wie in Paris sich jeden Donnerstag einfand, um sich nach dem Gesundheitszustand der Sängerin zu erkundigen. Er machte sich diese Besuche zu nutze, um im Hause seiner Klientin auch einige arme Leute zu behandeln, um die sich in diesem weltentlegenen Erdenwinkel kein Arzt kümmerte.

Heute sah man auf der im Hofe befindlichen Bank drei alte Frauen sitzen, deren eine unglaublich dick war.

Die erste, die Mutter Picard, sah seit einiger Zeit täglich schlechter . . . Vierundsiebzig Jahre alt, hatte sie ein Gesicht, das buchstäblich nur aus Falten und Runzeln bestand und dabei in der Farbe an gegerbtes Leder erinnerte; eine Baumwollhaube saß auf ihrem Kopf und die gekreuzten Hände stützten sich auf einen Stock, auf dem ihr spitzes Kinn ruhte. Mit geschlossenen Augen wartete sie auf Fräulein Gillette und den Doktor . . .

Bei der Ankunft des letzteren steht sie auf und geht ihm bis zu der Freitreppe entgegen, wo er aus dem Wagen steigt.

„Na, Frau Picard, wie steht es denn mit den Augen?“

Und der Mann der Wissenschaft untersucht das geschwollene Lid, das voll blutigen Eiters auf das schmutzige Gesicht herabhängt.

„Aber, Frau Picard, Sie reinigen ja dieses Auge nicht genügend . . . Sie müssen es fleißig baden, zum Kuckuck! Pflegen Sie sich denn nicht zu waschen?“

„Doch . . . ja . . . von Zeit zu Zeit . . . Ich sehe aber nicht mehr, ob das Wasser, aus dem ich mich wasche, rein ist oder schmutzig . . . und weiß daher nicht, ob es mir nützt oder schadet . . .“

Thatsächlich ist die alte Frau unglaublich schmutzig!

Der Arzt verordnet einiges, und morgen wird Gillette der Kranken die Medikamente übergeben.

Nun kommt die dicke Pauline an die Reihe. Sie ist die Märtyrerin des eigenen Fettes.

„Ich kann mich nicht aufrecht halten, guter Herr“, klagt sie; „wohl sechsmal im Tage knicken mir die Füße zusammen.

„Wie steht es mit Ihrem Urin?“ fragt der Doktor kurz.

Die Bäuerin starrt ihn erschrocken an.

„Solche Dinge fragt man doch nicht!“ zürnt sie . . .

Gillette Norbert lacht laut auf und legt sich ins Mittel.

„Sie müssen antworten, Pauline, denn der Herr Doktor muß das wissen, um Ihnen helfen zu können.“

„Na“, grollt die Fettmasse, „na, ich mache es wie alle Welt . . . Das Zeug ist gelb . . . und schäumt . . .“

„Haben Sie Schmerzen dabei?“ forscht der Arzt weiter.

Die Bäuerin starrt ihn verständnislos an . . . und als man ihr die Frage erklärt, beginnt sie zu weinen.

„Bekommt Jodkali!" verordnet der Doktor.

Die Reihe ist jetzt an die „Hexe" gekommen, im Dorfe also genannt, weil sie — angeblich — zaubern kann. Erst jüngst machte es der dicken Pauline unsägliche Mühe, in ihrem Ofen Feuer anzumachen, als die Hexe in ihre Hütte trat und mit spöttischer Miene sagte:

„Willst du wetten, daß du kein Feuer zu stande bringst?"

Pauline beginnt zu zittern . . . ihre widerstandslose Fettmasse knickt zusammen, und wirklich brachte sie an dem Tage kein Feuer zu stande . . . Im ganzen Dorfe fürchtet man sich vor ihr, überhäuft sie mit Zuvorkommenheiten und kleinen Geschenken, um sich von ihr nicht „behexen" zu lassen, und sie, die Schelmin, blickt die Leute so seltsam . . . von der Seite . . . so lauernd an, so oft sie einer neuen Schürze, eines Mieders oder eines Pfund Brotes benötigt und kein Geld dafür ausgeben will. Sie hat ein ganz originelles Mittel gefunden, um die Menschen ihren Bedürfnissen entsprechend zu schröpfen . . . Heute klagt sie, daß „ihr irgend eine Bestie am Rücken herumkrabble und ihn zerfresse".

„Hochgesteigerte Reizbarkeit der Nerven", sagt der Doktor.

„Nein, es ist ein Wiesel, das mir das Fleisch zwischen den Schultern wegfrißt . . . Ich fühle es ganz deutlich . . . hab die Stelle schon mit allen Kräutern gerieben . . . die Faucheux hat auch Gebete darüber verrichtet . . . es hilft nichts . . . sondern sticht noch immer . . ."

„Morphiumeinspritzungen", entscheidet der Doktor; doch die Hexe versteht ihn falsch und meint ganz glücklich:

„Sobald der Herr Doktor weiß, was das ist, wird er es mir rasch entfernen können, nicht wahr?"

Gillette und der Arzt lachen.

Die Bäuerin aber weiß nicht, weshalb die beiden lachen, freut sich indessen königlich, weil man endlich die Natur ihres Leidens erkannt hat!

Nachdem der Arzt seinen Besuch beendet hat, wird er, wie immer, im Wagen zum Bahnhof gebracht; bei seiner Rückkehr übergiebt der Kutscher der Schauspielerin ein Telegramm, das ihm die Postbotin — wie die Leute im Dorfe sagen — unterwegs eingehändigt hat. Die Depesche ist sehr kurz und besteht nur aus einer Zeile:

„Komm nach Hause; bin sehr beunruhigt. Pierre."

Esther Renot wußte sofort, daß es sich um die Entbindung ihrer Schwiegertochter handle, daß das Telegramm von ihrem Sohne herrührte. Doch wie sollte sie Maurice davon in Kenntnis setzen, daß sie Vaux unverzüglich verlassen und nach Paris eilen müsse?

Ja, wie sollte sie das, nachdem sie ihrem Geliebten niemals gesagt, daß sie Mutter sei? Sie konnte die Zeit indessen nicht mit nutzlosen Grübeleien verbringen, denn Pierre bedurfte ihrer . . . Und so eilte sie sofort tapfer in den Garten, um Maurice zu sagen, daß sie unter allen Umständen mit dem nächsten Zuge nach Paris zurückkehren müsse.

„Aber weshalb denn?" wollte Maurice wissen.

„Eine Freundin ist erkrankt . . . und verlangt nach mir."

„Woher weißt du das?"

„Ich habe soeben ein Telegramm erhalten."

„Wo ist dieses Telegramm?"

„Oben . . . ich hab es oben vergessen . . ."

„Hole es!" befiehlt er ihr mit hartem, forschendem Blick.

Doch Esther erinnert sich, daß die Depesche mit „Pierre", einem männlichen Namen, unterschrieben ist; sie aber hat soeben gesagt, daß *eine Freundin* nach ihr verlangt!

Sie ist so verwirrt, daß sie einfältigerweise zu stottern beginnt und keine richtige Lüge vorzubringen weiß.

Maurice wird immer mißtrauischer und mustert sie schrecklichen Blickes.

„Aber weshalb blickst du mich so an?" fragt Esther zitternd. „Man sollte wahrhaftig meinen, daß du mich verdächtigst . . ."

„Wenn die Depesche wirklich von einer Frau

herrührt, so werde ich es ja sehen", sagte er mit gezwungenem Lachen und wurde sehr bleich dabei. „Komm, wir wollen zusammen in das Haus gehen . . ."

Esther ist entsetzt, ratlos. Was thun? Wenn sie ihm die Depesche vorenthält, so beschuldigt er sie der Untreue und einer geheimen Zusammenkunft; läßt sie ihn aber den Namen „Pierre" lesen, so wird er in seiner Vermutung nur bestärkt, da sie dadurch einen Schimmer von Wahrscheinlichkeit erhält. Was thun? welchen Entschluß fassen? In zwei Minuten haben sie das Haus erreicht . . . und sie beschließt endlich, ihm die Depesche zu zeigen und gleichviel welche Erklärung dazu zu liefern.

Im Hause angelangt, erblickt Maurice die auf dem Tisch liegende Depesche, und schon liest er: „Komm nach Hause; bin sehr beunruhigt. Pierre."

Esther beobachtet ihn, und ihr Herz pocht dabei zum Zerspringen; ja, sie wird ihm alles sagen, wenn er sie fragen sollte. Aber er fragt sie nicht! Fünf endlose Minuten lang hält er das blaue Papier in der Hand; sein Auge fliegt immer wieder darüber hin, und endlich sagt er sehr ruhig:

„Kleide dich an und eile zu Pierre, da er so beunruhigt ist!"

Und in steifer Haltung schreitet er hinaus; sie aber bricht in lautes Schluchzen aus.

Maurice Roval hat sich plötzlich an den Namen des Sohnes seiner Geliebten erinnert, jenes Namens, der ihn in solch hohem Grade erregte, als er ihn zum erstenmal im Salon der Frau Sudet vernahm; seither sagte er sich bei jeder Gelegenheit: „Sie hat einen Sohn, der Pierre heißt . . ." Und in dem Moment, da er die Depesche las, wußte er auch schon, daß es der Sohn sei, der die Mutter ruft; ihm aber kommt mit einemmale der Gedanke, sich die Gelegenheit, die seiner grausamen Manie geboten wird, zu nutze zu machen . . . Er ist doch neugierig zu sehen, wie sich Esther behelfen wird . . . Wird sie gestehen, daß sie Mutter ist und einen fünfundzwanzigjährigen Sohn hat, oder wird sie nicht gestehen? . . . Er will ihr eine Falle legen und wird den eifersüchtigen Liebhaber spielen, wird ihr einen schrecklichen Auftritt machen . . . . Jetzt tritt Esther wieder vor ihn hin; ihr Gesicht drückt höchsten Seelenschmerz aus.

„Maurice, höre mich an . . . Maurice . . . glaubst du wirklich, daß ich dich hintergehen könnte . . .? Ich . . . dich?"

„Nein, in des Teufels Namen", erwidert er heftig; „aber dieser Mann, der dich duzt und dich zu sich ruft, der existiert wohl nicht?"

„Er ist der Mann meiner Freundin", erklärt sie zögernd, „und da sie krank ist, so hat er.."

„So gehen wir beide zu diesen Leuten; ich reise mit dir", sagt Roval ganz entzückt ob ihrer Aufregung und der neuen Lüge, die sie ihm auftischt.

„Du bist von Sinnen . . . das geht nicht.."

„Dann verbiete ich dir, dieses Haus zu verlassen!" spricht er gebieterisch.

„Aber die Unglückliche liegt vielleicht im Sterben . . ."

„Deine Gegenwart würde sie am Sterben nicht hindern."

„Nein, nein!" sagt Esther mit einemmale empört. „Es ist meine Pflicht, zu ihr zu eilen . . ."

„Weshalb denn? Hat sie nicht ihren Gatten?"

„Maurice, ich muß fort!" erklärt Esther plötzlich entschlossen und doch flehenden Tones.

„So höre mich gut an", entgegnet Maurice langsam, „und erinnere dich an meine Worte: wenn du dem Rufe dieses Mannes Folge leistest, so reise ich auf der Stelle ab und du siehst mich niemals wieder . . . Jetzt wähle!"

Die Unglückliche sank auf eine Bank und barg aufschluchzend das Gesicht in beide Hände.

Während sie von ihrem Schmerz ganz überwältigt ist, erwägt Maurice die Frage: „Welche Liebe wird die stärkere sein: die der Geliebten oder die der Mutter?" Und in nervöser Ungeduld schreitet er in der Allee auf und ab, bis sie ihre Entscheidung getroffen hat . . . Wie seine kleinen, schwarzen Augen dabei glänzen . . .

Mit einemmale richtet sich die arme Frau empor, trocknet sich die Augen und kommt auf ihn zu.

„Ich gehe nicht, Maurice", spricht sie, „aber schwöre mir, daß du niemals wieder an meiner Rechtlichkeit, meiner Treue, an meiner Liebe, die so tief und innig ist, zweifeln wirst!"

Sie hatte so bebenden, schmerzlichen Tones gesprochen, daß er sich tief ergriffen davon fühlte ... Voll geheimer Freude konstatierte er, daß die „Mutter" sich der „Geliebten" unterordne, die ihren typischen Charakter keinen Moment verleugnete, diesen Charakter, den er Tag für Tag mit neuen Zügen in seinem Tagebuch unter dem Namen „Pessima" festlegte.

Der Tag endete traurig für Esther, die durch ihre Auseinandersetzung mit Maurice ebenso gepeinigt wurde, wie durch den Gedanken an ihren Sohn, der vergebens auf sie wartete, unter Umständen, da er ihrer ganzen mütterlichen Liebe bedurfte ... Was wird er sich von ihr denken?

Was war in Paris geschehen? Welche Verwickelungen hatten sich bei der Niederkunft ihrer Schwiegertochter eingestellt, daß Pierre seine Mutter telegraphisch nach Hause berief?

Ach, ihr Herz, ihr armes Herz, wie grausam wurde es nur immer wieder heimgesucht? dieses der Liebe entgegenpochende Herz, das sie für immer erstorben gewähnt, dieses gespenstische Herz, das auf Kosten des mütterlichen Herzens zu neuem Leben erwachte — wie heiß und rückhaltlos schlug es dem Geliebten entgegen, und wie schwach, wie spärlich machte es sich für den Sohn geltend! So weit war es mit ihrer Mutterschaft gekommen, die sie einst mit seliger Freude erfüllt und die sie gesegnet hatte ... Da kam ein Mann vorüber und bewies ihr, daß sie sie auf eine bloße Gebärde von ihm achtlos hinwerfen könne ...

Ja, was war denn aus ihr geworden? Welcher Art war die Macht, die Maurice Roval über sie ausübte, daß er ihren Willen dermaßen lahmlegte? Schamerfüllt gestand sie sich verstohlen, daß er, der „Unvergleichliche", ihren Sinnen um so unentbehrlicher sei, als er für ihre zweiundvierzig Jahre eine Wollust bedeutete, die sie gar nicht mehr erwartet hatte!

Sie gestand sich, daß sie sich an diesem dreißigjährigen Manne berausche ... an diesem jungen Menschen, von dem ein Hauch heißen Lebens, strahlender und glühender Jugend ausging, der in ihren Augen einer Blüte glich, deren Duft sie gleichsam verjüngte und den sie mit vollen Zügen, ohne Vorbehalt und ohne Bedenken in sich aufnahm. Es war das die unverhoffte, überraschend kommende Liebe ... es war das ... es war das ... Ja, aber war denn das auch wirklich die Liebe?

„Nein!" schrie das Gewissen der Frau. „Nein! Das war nicht die Liebe, die große, göttliche Liebe, sondern ein unerhörter Sinnestaumel, der ihr moralisches Empfinden herabsetzte und ihre Willenskraft lähmte! Eine rein physische, materielle und grob sinnliche Unterwerfung unter den Willen des Mannes ..."

Und doch hegte sie in der Tiefe ihres Herzens eine echte, wirkliche Liebe, eine innige Zärtlichkeit für Maurice ... hatte sie sich nicht selbst soeben den Beweis dafür geliefert, als sie es über sich brachte, dem Rufe ihres Sohnes nicht Folge zu leisten? ... Sie liebte Maurice ... o ja, sie liebte ihn wahr und aufrichtig, nicht bloß mit ihren Sinnen ...

Nun also? ... Ja, ja, das war es ... und ihre Augen öffneten sich weit, übermäßig bei dem Gedanken, der jetzt mit einemmale klar und deutlich vor ihr auftauchte, das war es ... Er liebte sie nämlich nicht ... oder doch nur sehr ungenügend ... Wie hätte er sie sonst verdächtigen, ihr die Beleidigung eines Zweifels zufügen können?

Dringt etwa ein wirklich liebendes Herz nicht in das andere, sein zweites Ich, ein, und schöpft es nicht volle Sicherheit daraus?

Thörin ... Thörin! sagte sie sich immer wieder, die du glauben, hoffen konntest! Du hieltest dich für stark, und der Wall deiner Erfahrungen schützte dich nicht genügend, um dich vor den neuerlichen heimtückischen Angriffen des Lebens zu bewahren. Liebe willst du? Glück willst du? ... So leide denn, Verehrteste ... leide und danke Gott für alles ... für alles und trotz allem!

Wie unsäglich schwer doch ihr Herz litt, dieses immer enttäuschte, immer verratene arme Herz, das stets das Opfer seines blinden Ver-

trauens wurde! Und doch war es als stolz, herrlich und prunkend geschaffen worden und verdiente eigentlich ein Gefolge dankbarer Gemüter, die seinen Edelmut und seine Größe gepriesen hätten.

Esther dagegen schien wie an einem wunden Siegeszeichen daran zu tragen, das ihre Enttäuschungen stets neu bluten machten . . .

Wer, o Gott, wird dieses allzu zärtliche Herz endlich für immer entgegennehmen? wer ihm für alle Zeiten die Pforten des Friedens und des Sanftmutes erschließen? Welch gütige Engel werden dieses schwere Herz auf weiche Kissen betten und es verwöhnen, mit sorgsamer Pflege umgeben, wie ein krankes, leicht empfängliches Herz?

Arme Frau, du bist viel zu gut, viel zu empfänglich für diese aus lauter genußsüchtigen, egoistischen Menschen zusammengesetzte Welt!

Kaum hatte sie sich von den großen Erschütterungen des Tages einigermaßen erholt, als sie spät abends ein zweites Telegramm erhielt. Dieses lautete: „Johanna im Kindbett gestorben. Pierre."

Dreimal, zehnmal durchlas sie die lakonische Botschaft; dann reichte sie sie mit stummer Gebärde dem Geliebten.

Er geriet in Verwirrung, denn er fühlte, daß ein Teil der Schuld und Verantwortlichkeit auf ihm laste, und mit raschem Impuls sprach er:

„Reise sofort ab."

Esther begab sich in ihr Zimmer, kleidete sich um und fuhr zum Bahnhof.

In siebzehn Minuten ging der nächste Zug nach Paris, und allein mit ihrem Schmerz und ihren Gedanken, wird sie durch die dunkle Nacht ihrem unglücklichen Kinde entgegengeführt, das sie ihrer Liebe geopfert hatte, das durch den Tod jetzt zum Witwer und Vater zu gleicher Zeit gemacht wurde.

* * *

Esther Renot war Großmutter geworden.

(Fortsetzung folgt.)



# Moderne Messalina

## Eine Nachtfahrt im Luxuszug. Linie: Cöln-Hannover-Berlin

von Ellen Walter-Breslau

### 1. Szene.

Auf dem Perron des Cölner Hauptbahnhofes. 10 Minuten vor Abgang des 12 Uhr nachts abgehenden Luxuszuges. In einem Coupé erster Klasse hat sich soeben mit Hilfe eines Kavaliers eine junge Frau installiert. Sie sieht elegant, modern und klein wenig auffallend aus. Trotz der distinguierten, dunklen Reisetoilette. Das kommt wohl von ihrem lose gesteckten, tizianblonden Haar und der lässigen, etwas freien Grazie ihrer Bewegungen.

Jedenfalls ist sie das, was speziell Männer gern: „une Beauté de diable" nennen. Der sie begleitende Herr hat hilfreich die Juchtentasche im Netz des Coupés untergebracht. Blitzschnell benützt er die Gelegenheit, seine jetzt wieder freigewordenen Arme heftig um die schlanke Frau zu schlingen und ihr von rückwärts einen zärtlichen Kuß in die goldig flimmernden Nackenhärchen zu drücken.

„Aber Fritz", wehrt die abgewandt Gewesene und also Überfallene erschrocken ab, „das hätte ebensogut Dein Diener sehen können!"

„Ach wo, Kleine, der hat ja noch in der Gepäckabfertigung mit Deinen zahlreichen Koffern zu tun", lacht der stattliche Mann übermütig das zierliche Persönchen an. Und ernster fährt er fort: „Da Trude außerdem der späten Stunde und ihres diesmal gesegneten Kopfweh's wegen zu Hause geblieben ist, werde ich mir doch wohlweislich die letzten kostbaren Minuten Deiner Gesellschaft noch wahrnehmen. Wer weiß, für welche Ewigkeiten Du jetzt wieder nach Deinem geliebten Berlin entschwindest, und wie geduldig wir hier im Westen werden warten müssen, bis wir Dich einmal wieder haben." — „Na, Fritz,

lange genug bin ich aber doch diesmal wirklich bei Euch geblieben, den ganzen Karneval hindurch, Ihr müßt mich ja satt bekommen haben!" —

„Liebling, das ist -„fishing for compliments", und darauf steht als gerechte Strafe ein Kuß!" Also schnell her damit! Wie kannst Du von „Dichsattbekommen" sprechen, Du, der Sonnenschein meines Lebens, dessen Anwesenheit selbst meine langweilige Ehe zu vergolden vermag!" —

„Geh, Fritz, sprich nicht so von Trude", fällt ihm die junge Frau ins Wort, „Trude ist lieb und gut". . . .

„Und fad wie dein Otto", setzt er spöttisch hinzu . . . „ach, Loni, daß ich Dich diesem Eheherrn jetzt wieder überlassen muß." . . .

Des Mannes Ton ist wehmütig geworden, als er nun leiser fortfährt: „die herrlichen Stunden, wenn Du in Trudes Abwesenheit zu mir ins Studierzimmer geschlüpft gekommen bist! Jammervoll, daß alles Schöne mal ein Ende hat!" . . .

„Ja, und für jetzt ist es leider wirklich zu Ende", unterbricht Frau Loni etwas nervös ihren Freund, . . . „geh, Fritz, klettere schnell hinaus, der Schaffner kommt schon zumachen, und dort naht Jean mit dem Gepäckschein! Geschwind, noch einen süßen Kuß, hier hinter der Gardine und behalte Deine kleine Loni lieb! — — Also Herr Doktor, nochmals vielen Dank für Ihre große Gastfreundschaft, grüßen Sie mir Trude, und sagen Sie ihr, daß ich sehr bald von mir hören lassen werde!" (Diese Worte werden möglichst offiziell vor dem herangekommenen Diener und dem die Coupétüren schließenden Schaffner von Frau Loni gesprochen. Sie versenkt dabei ihr Näschen kokett in den großen Strauß duftender la France-Rosen.)

Doktor Fritz Rother steht jetzt auf dem Perron, verbeugt sich zeremoniell und sagt mit verhaltener Zärtlichkeit im Ton: „Nicht war, Frau Loni, Sie versuchen recht gut zu schlafen?! Daß diese Nachtfahrt, auf der Sie aus Zeitersparnis so hartnäckig bestanden, Ihnen wenigstens möglichst schnell vergeht!" . . .

Seine letzten Worte verhallen im Getöse des sich in Bewegung setzenden Zuges, Loni nickt noch herzlich, wie als Antwort aus dem Coupéfenster und winkt mit dem Tüchlein in der Rechten.

Dann, als der Schnellzug aus der Bahnhofshalle heraus und ins Freie gelangt ist, lächelt sie schelmisch vor sich hin und macht es sich auf den weichen Sammetpolstern bequem. —

Sie duckt sich wie ein Kätzchen wohlig hinein. Ihre ganze geschmeidige Gestalt hat überhaupt etwas Tigerkatzen-Raubtierartiges, und die brennenden dunklen Augen, sowie die scharfen weißen Zähne stimmen gut mit dieser Illusion überein.

Die kalte Luft der Vorfrühlingsnacht streicht durch das offene Coupéfenster. Loni schauert leicht zusammen. Sie schließt das Tuchjäckchen über der zarten Büste. Dabei zittert ein leises verhaltenes Gähnen um ihre vibrierenden feinen Nasenflügel. — —

„Mein Gott, viel Zeit zum Schlafen habe ich effektiv nicht", denkt sie dabei und reckt und dehnt das schlanke Figürchen. „Bis Hannover sind ja kaum 5 Stunden Fahrt und ich darf Kurt dort nicht verschlafen! Er wäre sonst furchtbar pikiert!" — — So resümierend hat sie sich zum Schlummer gebettet, die weiche Reisedecke bis ans Kinn hochgezogen; — aber — — das Coupéfenster offen gelassen. — — Frau Loni, Frau Loni, welche Liebesgluten mögen Dich verzehren, daß eine rauhe Märznacht Dir gerade recht als ausgleichendes Moment dafür erscheint! — — — — — — — — — — — — — — —

2. Szene.

Hauptbahnhof Hannover. Früh gegen 5 Uhr. Auf dem Perron herrscht, trotz der zeitigen Morgenstunde, die nervöse Unruhe, die jedes Mal dem Nahen und Durchpassieren eines Expreßzuges vorangeht.

Im Schatten des Bahnhofsgebäudes steht eng und etwas fröstelnd an die Mauer gedrückt ein junger Leutnant. Typ: Kommandiert zur Reitschule Hannover, 1. Semester. — Er dreht unruhig die Enden seines blonden „Es ist erreicht"-Bärtchens und starrt unverwandt der Richtung entgegen, aus der der Schnellzug mit Frau Loni kommen muß!

Sichtlich: Auch diese Art der Liebe und Eroberung noch erstes Semester. Alles an dem jungen Manne ist fiebernd-sehnsuchtsvolle Erwartung auf die wenigen Minuten des Wiedersehens. Jetzt braust der Zug in die weite Halle, und schon steht der blonde Krieger an dem Coupé erster Klasse. Aus dem geöffneten Fenster lacht ihn Frau Loni ein klein wenig verschlafen, aber doch allerliebst an. Sie streckt ihm beide Hände entgegen und sagt zärtlich: „Fred, lieber Schatz, hast Du Dich wirklich meinetwegen so gar früh aus den Federn gewagt? Du lieber süßer Kerl Du!"

„Ach, Lonnerl, wenn Du doch jetzt ausstiegst, und mit mir kämst, ich hab ja so eine Riesensehnsucht nach Dir!“, beschwört der junge Offizier die junge Frau. —

„Ja, das geht halt jetzt nicht, Schatzerl, komm Du nur lieber recht bald mal wieder zu mir nach Berlin“. . . .

„Ach, Pardon Kamerad, wollen Sie freundlichst gestatten, daß ich hier einsteige! Ist ja alles überfüllt in diesem Zuge!“ — — so unterbricht ein hochgewachsener Mann in elegantem Zivil das Zwiegespräch.

Typ: Unverkennbar auch Hannover, Reitschule, aber höheres Semester. Charge: Rittmeister. Lang, sehnig und patent. Klasse Ia.

Ein wenig befangen macht der Jüngere Platz und läßt den Neuangekommenen ins Coupé steigen. Kurt von Bodenhausen, der kleine Leutnant, murmelt dabei etwas respektvoll Klingendes für den Vorgesetzten und sagt dann ebenso befangen und respektvoll Frau Loni Adieu.

Deren: „Auf Wiedersehen, Herr von Bodenhausen!“ klingt genau so zeremoniell; — und der Schnellzug saust nach seinen fünf Minuten Aufenthalt in den dämmernden Märzmorgen hinein! —

— — — — — — — — — — — — —

### 3. Szene.

Frau Loni sitzt dem Eindringling jetzt etwas „verblattet“ gegenüber. Sie weiß trotz aller sonstigen Sicherheit mit dieser Situation momentan doch nichts anzufangen.

Der neue Insasse des Coupés lächelt amüsiert und etwas ironisch.

Hat natürlich die Geschichte hier längst durchschaut! Ist doch auch mal ganz junger Leutnant gewesen!! Die kleine Frau ist übrigens reizend!!! Viel zu „fair“ für den jungen Kerl, den Bodenhausen. — — Wie wärs, wenn er selbst mal Terrain rekognoszierte?, ist ja unter Kameraden ganz egal — — so resümiert der schneidige Rittmeister.

Und nun beginnt das ewig neue, und doch ewig gleiche Spiel.

Das sondierende gegenseitige Interesse. Das vorsichtige Tasten mit Augen und Sinnen. Das wonnig-wehe Zucken der dabei am meisten tangierten Nerven. Das sehnende Hoffen auf Vereinigung gleicher Pole und gleicher Affekte. — —

Längst waren die ersten Scherzworte der Vorstellung des Mannes gefolgt. — —

Längst hatte Frau Loni angedeutet, wie leicht man sich auch in Berlin sehen und sprechen könnte. — —

Und längst hatte Graf Estorpff dazu mit bejahender Siegermiene gelächelt.

Es war alles „all right“ zwischen den beiden.—

Vergessen war für jetzt: Doktor Fritz Rother, Kurt von Bodenhausen und vor allem: — — der legitime Gemahl! — —

Der Reiz der Neuheit siegte, es siegte das alte, ewig wahre Horazische: „variatio delectat!“ —

Frau Lonis rote Lippen mußten wohl sehr kußverlangend geleuchtet haben, daß Graf Estorpff so schnell den Mut fand, sie zu küssen. — —

Das geschmeidige Kätzchen duckte sich darauf zwar schmollend und sprungbereit zusammen. Der Graf aber war ein Weiberkenner. Er war nicht nur ein schneidiger, kußbereiter Rittmeister, — er war auch ein belesener und geistbereiter Rittmeister.

Er machte sich die Rostandschen Verse des Gascogner Kadetten zu Nutze und citierte der jungen Frau diese verführerischen Zeilen überzeugend genug:

„Wird man durch einen Kuß zum Diebe?
Er ist ein trauliches Gelübde nur,
ein zart Bekenntnis, ein gehauchter Schwur,
ein Rosenpünktchen, auf dem i der Liebe,
ein Wunsch, dem Mund gebeichtet, statt dem Ohr!“—

Überzeugend genug!!!

Frau Loni ward von Hannover bis Berlin überzeugt genug!!! — —

Völlig überzeugt!!! — —

— — — — — — — — — — — — —

### 4. Szene.

Berlin 8,48 Uhr früh Potsdamer Bahnhof.

Unter den vielen Passanten, die das Eintreffen des Cölner Nachtschnellzuges erwarten, fällt ein jovial aussehender, etwas wohlbeleibter Herr in mittleren Jahren auf. Fällt auf, weil er ein möglichst großes Rosenbukett (sorgsam in Florpapier gewickelt) möglichst vorsichtig von sich abhält. Und ein strahlendes Besitzerlächeln auf seinem vollwangigen Gesichte glänzt. — — Menelaus, der Gute, der Helena erwartet! Im modernen Gewande zwar, aber der alte Typ. — —

Ein paar Minuten später fliegt ihm das reizende Persönchen, Frau Loni, an den Hals. Sein Besitzerlächeln ist noch strahlender geworden, und er schickt sich an, mit seinem wiedergewonnenen Schatz schleunigst den Bahnhof zu verlassen.

„— — Ach ja, Otto, müde bin ich schon! man kann sich gar nicht auf solcher Nachtfahrt ausruhen! Es fehlt doch so die Bequemlichkeit! Und dadurch ist das Fahren so anstrengend! Aber ich wollte recht schnell bei Dir sein! Und Dich nicht noch einen Tag länger warten lassen nach der langen Trennung! Doch müd' bin ich jetzt von dieser Reise — — müde, — schrecklich müde!" — —

Der Rest dieser Müdigkeit verklingt in einem allerliebsten Gähnen. —

Dicht hinter dem Paar verläßt Graf Estorpff den Bahnhof. Etwas übernächtig sieht der schneidige Rittmeister auch aus. —

Er hat fast jedes Wort von der langen Rede der jungen Frau verstanden. Er ging ja dicht hinter dem Paare. Und beim Abgeben der Billette am Ausgang des Bahnhofes treffen seine scharfen Augen noch einmal mit dem koketten Blick Frau Lonis zusammen. Es liegt in beiden Augenpaaren das stumme, und doch beredte Versprechen: „auf Morgen! —

Und der Rittmeister sieht, wie gleich darauf ein erneutes Gähnen den weichen Mund des Weibes umspielt. Und der Rittmeister hört, wie sie, sich fester an den Gatten lehnend, diesem zuhaucht: „Ach, Otto, ich bin effektiv furchtbar müde!, wie freue ich mich aufs Schlafen!" — —

— — Ja aber, Herr Rittmeister, was gibt es denn dabei zu lachen???!!! — —



# Ein Traum

Von Henri Borel. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Else Otten

(6. Fortsetzung.)

Ich höre Mary und Annie wohl so etwas sagen wie: ach, ist das schön hier, und von Edelweiß und Alpenkräutern und Veilchen.

Ich sehe auch die zarten, mattblauen Vergißmeinnicht, blühend in all' dem Grün, und ich höre das lustige Zwitschern von Vögeln . . . . .

Aber immer näher und näher, ohne ihn zu sehen, f ü h l e ich den Krater. Meine Seele f ü h l t das Düstere, Trübe, Sündige, das jetzt kommen wird . . . .

Es scheint mir Stunden und Stunden zu dauern, bis plötzlich, — und da fühle ich einen gewaltigen Ruck in meinem Kopf, — der Wald sich öffnet und ein eisiger, scharfer Wind mir um die Ohren pfeift . . . Ein kalter, grausamer Wüstenwind, ohne Erbarmen . . . . „Der Goenoeng Pret", sagt der Führer. Und wir stehen vor dem Berg, am Rande der Kraterwand.

Und da plötzlich, eine Apotheose von fernen Bergen, von Lüften und Horizonten. . . . Hoch im Südwesten erhebt sich der blaue Semeroe großmächtig in die Lüfte . .

Und unten, unten! . . . Aber „noch nicht hinsehen", hat ein Tourist mir im Hotel gesagt. „Bei dem ‚Goenoeng Pret' noch nicht hinsehen, wenn Sie können, sondern gleich abbiegen nach dem Penandjaan." Ich empfinde einen Augenblick etwas wie Schwindel, ich sehe es tief, tief unten, grau, fahl und des Todes . . . . . Ein finsteres todbringendes Mysterium.

Aber ich wende den Kopf ab und reite mit abgewandtem Gesicht gen Norden, links herum und einen höheren Berg hinauf. Quer durch Wäldchen und wildes Gestrüpp einen mühsamen, steilen Pfad hinan. Die Pferde schreiten vorsichtig und langsam daher und suchen mit den tastenden Hufen einen Stützpunkt.

Dann liegt der Penandjaan-Gipfel vor uns, bewachsen mit rauhem, gelbem Ginster wie eine Düne.

Nun klettern, den kahlen Gipfel hinan klettern, während die Pferde nur mühsam durch den weichen, weißen Sand laufen. Steigen, steigen, mit einem kalten, schneidenden Wind um die Ohren und einer ängstlichen Beklemmung im Herzen, einer Vorahnung von etwas Entsetzlichem, das da kommen wird, von etwas Furchtbarem, Todesgleichem, Eisigem, aus dem Bösen geboren, das einem plötzlich vor Augen treten wird.

Nun geht es langsam, langsam den höchsten Gipfel hinauf und dann plötzlich, ein

Ruck an den Zügeln, daß das Pferd, sich aufbäumend, zurückweicht, ein Schwindelanfall und der kalte Schweiß, der einem auf den Schläfen perlt. . . . . .

Denn dort, tief, tief unten, hat es sich plötzlich weit aufgetan, und drohend in eisigem, düsterm Schweigen, liegt das grausige Tal des Todes, die Sandsee Dasar . . .

Ein tiefes, regungsloses Eismeer, matt blinkend, fahlgrau in frostiger Starre, weit gähnend in dem Abgrund dort unten. . . . Die schwere, sündige Stille darüber, das ewig Verschlossene, das in dumpfer Verzweiflung verstummte Schweigen, schwer brütend über dem furchtbaren Tal. . . . Ist es ein Meer von Eis? . . . Von Wasser, das unter dem Hauch eines giftigen Atems regungslos geworden? . . . Ist es eine wilde Sandwüste? . . . Tiefe, scharfe Furchen ziehen sich gleich versteinerten Schlangen in allen Richtungen darüber hin. . . . Kalt und unbarmherzig grausam blickt das aschfahle Wüstenantlitz auf gen Himmel, aus der dunklen Tiefe dort unten. . . .

Es liegt da so ganz und gar verloren, so unerbittlich, und unwiderruflich, in einer düstern, gnadenlosen Umzäunung hoher Felsriesen, überall ringsumher. Wie dunkle, gigantische Wächter stehen an allen Seiten die steil emporstrebenden Bergwände, über dem grausigen, entsetzlichen Tal des Todes wachend. . . . .

Dort, tief in jenem weit ausgedehnten, endlos scheinenden Abgrund erheben sich, wie geheimnisvolle, düstre Inseln, drei große, seltsame Krater, entsetzlich und satanisch grandios. Gelb, grün, mit schillernden Farben wie von Schlangen, der rauhe Kegel des Batok, dahinter nach Südwesten zu die dunkelschwarze, tiefgefurchte Masse des Widodaren, aber oh, dort, wo neben dem Batok gen Südosten, der schlammgraue fahlgelbe Krater des Bromo, wie eine große, klaffende Wunde, mit scharfgespitzter Umrandung, ein Ding des Todes, voll grausigen Mysteriums. . . . . .

Langsam, langsam steigt ein blauer Dampf daraus empor, steigt höher und höher, in trägem, verzweifelt trübem sich Strecken, breitet sich weit und weiter aus und fährt in einem stattlichen Wolkenbüschel, mit mattgelbem Glanze, drohend empor. —

Aber so langsam, langsam, als müßte die leiseste Bewegung die starre Ruhe der Eiswüste stören, mit der kaum merklichen gespensterhaften Bewegung des Todes.

Mühsam schwer wölkt sich die Rauchsäule in die Luft empor, matt niedergedrückt durch das eisige Schweigen, das schwer wie Blei über dem Tal des Jammers hängt.

Kahl und leer liegt das Tal unter dem Druck eines ewigen, erbarmungslosen Fluches . . . Dies ist die Sünde, die dunkle, düstre Sünde, dies ist das absolute, ganz vollendete Böse, in dem nie auch nur ein Atom des Guten wohnen kann, dies ist der kalte Lebenshaß, die kalte Gottesverleugnung, dies ist denn endlich, von Angesicht zu Angesicht gesehen, in unauslöschlicher, schrecklicher Vision, das Reich der Finsternis, das starre, nackte Totenreich des Satans, des bösartigen Feindes allen Lichts und allen Lebens. . . . . .

Eisig schneidet der scharfe Wind um meine Ohren, darinnen es saust, und tosend rast er an den scharfen Kämmen der Bergriesen entlang. Ein donnerähnliches Geräusch grollt in der Ferne, dumpf und schwer. . . . Ist es der düstere Aufruhr des Höllenfeuers unter der Erde? . . . . Ist es ein Unwetter, das in fernen, schwarzen Wolken brütet? . . . .

Die Tiefe zieht mich an, es ist, als sollte man jetzt nur alle Hoffnung schwinden lassen, und sich, dem finsteren Geschick gehorchend, mit einem gellenden Schrei in das tiefe Dunkel hinabstürzen, wo die schreckliche Sünde erstarrt liegt. . . . .

Aber das Leben ist noch stark in mir. Ich steige vom Pferd herunter und pralle wieder zurück, setze mich vorsichtig auf einen gutgeschützten Platz. Jetzt mal nicht mehr in den Abgrund blicken, sondern gerade aus, ohne Furcht.

Und es ist eine Apotheose . . . .

Weit weg über das Reich des Todes blicken meine Augen in die lebendige Welt. —

Rechts, im Südwesten, weit hinter der Kraterwand, erhebt sich in einem zarten, lichten, jungfräulichen Blau das unendliche

Riesenhaupt des Semeroe hoch in die Luft. Er steht da, leuchtend wie ein heiliger Himmelsgott. Und seht! mit einem mächtigen Ruck schießt eine weiße Lichtwolke aus seiner Kuppe und fährt in schneeig-fleckenloser Reinheit gen Himmel. Wie triumphierend fliegt der weiße Rauchhelm in den lichten Äther, seht, wie er sich faltet und ausstreckt, zusammenzieht und leise schlängelt! wie das leuchtende, schimmernde Wesen dort hinaufträumt in die höchsten Sphären und dann gemächlich dahintreibt in wallendem, weißem Gewande, strahlend in herrlich-leuchtender Glorie.

Links, fern im Osten, steigen seltsam geformte gekerbte Bergriesen am Horizont empor; die Riesenmassen des Yang-Plateaus, der Argapoera, und näher der blaue Kegel des Lamongan, mit einer Rauchwolke um seine Kuppe.

Jetzt nur rasch sich umschauen, mit dem Rücken dem grauen Abgrund zu, nach der Seite von wo wir kamen.

Dort liegen die wellenförmigen Bergkämme und die Schluchten, dort glänzen die prächtigen Dessa's, in weiter weiter Ferne schimmert die Fläche und das Meer, und seht! steigt dort nicht im allerfernsten Westen an dem klaren Horizont Ardjoenas göttergleicher Leib in jungfräulichem Blau empor, mit einem lichten Glorienschein aus weißen, reinen Wolken, die sein stattliches Haupt umträumen?

Es scheint, als würde die Welt nun immer größer und größer, es ist, als weite sich meine Seele immer mehr und mehr. . . . Es ist so selig und so reich an Licht, es ist in so vollkommener grenzenloser Güte von einem Gott uns gegeben, es ist leuchtend, und es ist anbetungswürdig und es ist endlos! Ist es nicht, um jetzt immer höher und höher zu steigen, höher denn der höchste Gipfel des Penandjaan, und mit lautem Jubel in den lichten Himmeln zu vergehen? . . . .

So stehe ich lange und starre, bis ich mich endlich wieder umwende. — Und es ist etwas geschehen wie ein Wunder. Der lichte Semeroe ist hinter Nebeln verschwunden, die ferne Apotheose des Yang-Plateaus im Osten wird durch Wolken verfinstert.

Unten, in dem Todestal, noch ein trübes Licht. Über mir, im Süden, steht die Iderwand noch ohne Nebelschleier hoch aufgerichtet da; die Moengalwand, rechts gen Norden, beginnt in einen feinen Nebel zurückzuweichen, und fern im Westen kann man den Idjo schon nicht mehr unterscheiden.

Und nun sehe ich zum ersten Mal, dicht unter mir, den niederen Wall, der in einer fast horizontalen Linie die nördlichen und südlichen Wände des Kraterrandes mit einander verbindet. Der Penandjaan ist da, wo ich stehe, schon über die Wand hinaus; an der gegenüber liegenden Seite ist der höchste Iderberg, der Poendag-Lemboe, bereits von einem Wolkenschleier überzogen.

Dieser Wall, der Tjemara-Lawang, bildet die Scheidewand zwischen einem Paradies und einer Hölle. Rechts liegt das schaurige Tal des Todes, nackt und kahl. Links, über den Lavaschichten, bunte, blühende Terrassen und Felder, üppig bewachsen und leuchtend in hellen grünen und gelben Tönen. Das strahlende, lachende Leben dicht am Rande des Todes.

Aber alsbald erlischt auch der Glanz dieser heiteren Pracht, denn von dem Tjemara-Lawang kommt es nun herüber in grauen, fahlen Wolkennebeln. . . . .

Und es scheint fast, als ob das Licht nun dort auf immer verlöschen sollte, denn sachte, sachte beginnt das grause Spiel des Todes.

Wie Schemen treiben die grauen Nebel über die blühende Paradieswand, dem finsteren Tale zu. Wie langsam, langsam schieben sie sich vorwärts, wie schweben sie träge und trostlos über die starre, eisigkalte Wüste! Sie wölken sich herab, aber steigen wieder zurück, recken sich an den Wänden entlang mit Gebärden hoffnungslosen Flehens und trübseligen Herabsinkens, sie weichen wieder nach rechts und nach links, kriechen ängstlich über die Krater und sinken geräuschlos wieder ins Tal herab. Sie erscheinen nicht mehr wie Wolken, es sind fahle, elend verdammte Geister, dieses finstern Reichs des Bösen, die dort, ewig schweigend, umherirren in den verfluchten Totenfeldern, endlos und unwiderruflich verloren.

Die schlammgraue Wunde des Bromo gähnt noch durch das Wolkengewirr hindurch. . . . Noch einen Augenblick leuchten die grünen und trügerisch-gelben Rippen des Batok. Auf dem Widodaren *) tronen die schwarzen, finsteren Wolkenmassen in düsterem Triumph.

Und immer die matten blauen Rauchsäulen, die langsam und träge aus dunklen Tiefen des Bromo emporsteigen, und traurig durch den Nebel treiben mit der verzweifelten, trostlosen Trägheit des Todes.

Und der heulend-metallische Gesang des Windes an scharfen Bergrücken entlang. . . . Und das Grollen und Rollen fernen Donners.

Das zieht mich an mit einem eignen Zauber, wie von Haß und Verleugnung und Sünde. Ich fühle, wie ich mich dem wolkenumnebelten Tal zuneige, das dort unten im Abgrund zu meinen Füßen liegt. . . . .

Und mir ist, als neigte ich mich jetzt traurig über meine eigene Seele, und als sei es mein eigenes einsames Leben, dort so gänzlich verloren in dürrer Wüste . . . .

So, kalt-verleugnend, ohne Liebe, das Wärmste und Allerbeste frostig versteinert, in sich selber verzehrt. . . . .

Aber ich w i l l diesen Tod nicht, oh, ich fühle es jetzt, ich h a s s e es, ich h a s s e dies Schöne, das aus dem Bösen entstanden, ich h a s s e den dürren, starren Tod! Jetzt, da ich ihn gesehen habe von Angesicht zu Angesicht, da ich in sein kaltes, aschfahles Nachtantlitz geschaut, jetzt h a s s e ich ihn, und ich will das Leben wieder, das Leben, das Leben!

(Fortsetzung folgt.)

*) Widodaren, „Geist der Luft“.



# Neues vom Büchermarkt



**Gustav Wied,** Die Karlsbader Reise der leibhaftigen Bosheit (via Berlin-Dresden). Axel Juncker Verlag, Stuttgart 1903.

In seiner Art ein kostbares Buch. Ein Buch, das einen aufrüttelt, wenn man in den zärtlichen Armen sentimentalen Gefühls versunken war und in holder Vergessenheit lag. Heilsam satirisch also wirkt es, unbarmherzig und roh und gesund. Nicht wahr, so ist das doch, wenn es an einer Stelle heißt: „. . und fragte (einen Knaben) in etwas verwundertem Ton: „Was, dein Vater ist tot? Und wo ist denn deine Mutter?“ „Die ist auf dem Abtritt“, sagte der Knabe ruhig.“ Und nur dann und wann leuchtet wie ein Glühwurm in der Nacht ein pathetisches Gefühlchen auf, das aber auch gleich wieder unterdrückt wird. Als Beispiel: „Kinder sind glücklich und Tiere und Frauen; aber wir Menschen sind es nicht; nein, nein, nein, werde nun nicht gleich wieder böse. Du sollst mich kennen lernen. Ich will „Vertrauen“ zu dir haben. Ich will dir mein Herz erschließen! Erschrick aber nicht zu sehr über das, was du zu sehen bekommst. Weißt du nämlich, was der Grundzug in meinem Charakter ist, lieber Clausen? . . .Neid, gelber Neid! Ich bin so unbeschreiblich, so rasend neidisch auf dich und die Tiere und die Frauenzimmer. Ihr nehmt nämlich das Ganze als etwas Selbstverständliches hin: Sommer und Winter, Herbst und Frühling, und Sonnenschein und Regen und Blumen und Magenschmerzen, und Sterne und Krätze und den lieben Gott und den Teufel und die Elektrizität und den Magnetismus — das alles nehmt ihr als das Natürlichste von der Welt hin. Und wenn ihr nicht versteht, so glaubt ihr! . . . Deshalb seid ihr glücklich. Und deshalb bin ich ganz spinatgrün an den Gedärmen entlang vor schierem Neid. Und wahrscheinlich trägt das die Schuld an meinem schlechten Magen“. Also spricht der Zollkontrolleur a. D. Knagsted, die leibhaftige Bosheit, zum Oberlehrer Clausen. Zuweilen aber wird der ätzende Humor wirkungslos und wässrig, namentlich in den Schilderungen von Berlin. Da kanns der Simplizissimus besser. Jedenfalls werden die Leute mit dem dicken Kopf die fleischigen Hände über dem dicken Kopf zusammenschlagen, wenn sie das Buch lesen. Doch, werden sie es lesen? Kaum. Und das spricht mehr für Wied als alles, was man über ihn sagen könnte. H.

**Bernhard Berenson,** Italienische Kunst. Studien und Betrachtungen. Aus dem Englischen von Julins Zeitler. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Der vorliegende, dem deutschen Leserkreise in ausgezeichneter Übersetzung gebotene Band enthält sieben größere und kleinere Abhandlungen zur Geschichte der italienischen Kunst, die sämtlich einer abstrakten Methode in der Kunstgeschichte das Wort reden, welche „von den verwirrenden Unverwendbarkeiten persönlicher Anekdoten und von den parasitischen Gewächsen geringfügiger Dokumentierung“ absieht und unter ausschließlicher Berücksichtigung der inneren Qualitäten der Kunstwerke diese genau so studiert wie der Naturforscher die Fauna und Flora der Erde. Ein merkwürdiges Beispiel der Anwendung dieser Methode bildet der fünfte Aufsatz, „Amico di Sandro“ überschrieben, worin Berenson mit vielem Scharfsinne den Versuch unternimmt, eine Anzahl von Bildern, die unter dem Namen von Filippo Lippi, Botticelli und Ghirlandajo bekannt sind, auf eine von den genannten Malern verschiedene Künstlerpersönlichkeit zurückzuführen, die „weder so begabt noch so tief ist wie die Sandros, bezaubernder sicherlich, aber nicht so ernst wie die Filippinos“ und die er ganz allgemein mit „Amico di Sandro“ bezeichnet. Nach Beendigung seiner Arbeit wurde Berenson von Herbert Horne darauf aufmerksam gemacht, daß dieser „Freund Botticellis“ vielleicht der von Vasari flüchtig erwähnte Berto Linaiuolo sein könnte. Gleicher Tendenz sind die beiden folgenden Essays: „Kopien nach verlorenen

Originalen Giorgiones" und „Venezianische Malerei, besonders vor Tizian". Letztere Arbeit ist gelegentlich der venezianischen Ausstellung in der New Gallery verfaßt worden und konstatiert eingangs, daß von 33 in dem nach den Angaben der Aussteller angefertigten Kataloge Tizian zugeschriebenen Gemälden tatsächlich nur ein einziges von ihm ist, während ein Dutzend und mehr überhaupt keine Beziehung zu Tizian aufweisen, fünf Kopien nach wohlbekannten Originalen des Meisters sind und die übrigen von Nachahmern Tizians herrühren. Diese Tatsachen rechtfertigen schon an sich den Versuch einer kritischen Sichtung des Materials, und Berenson behandelt eine Anzahl Meister aus der Frühzeit der venezianischen Malerei eingehender; unter diesen befinden sich Giambono, Bartolommeo Vivarini, Carlo Crivelli, Alvise Vivarini, Cima da Conegliano, Marco Basaiti, Giovanni Bellini, Niccolo Rondinelli, Vincenzo Catena, Giorgione. Von den übrigen Abhandlungen sind noch die beiden über Correggio hervorzuheben, von denen die eine namentlich die Dresdener Bilder des Meisters behandelt und den entscheidenden Einfluß Dosso Dossis auf die gesamte Reihe der Frühbilder Correggios behauptet, die andere einige Bemerkungen über die künstlerische Eigenart Correggios enthält. Berenson bezeichnet die Natur des Meisters als sensitiv und lyrisch, die sich darin gefiel, sich auf die in einem Vorwurf enthaltenen Gefühlselemente zu stützen und sie mit der äußersten Verzückung auszudrücken. — Die Ausstattung des Werkes ist äußerst vornehm und geschmackvoll; namentlich sind die zahlreichen Nachbildungen von Gemälden von seltener künstlerischer Vollendung.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

**Hanns von Gumppenberg,** Schwedische Lyrik. Dr. J. Marchlewski & Co., München 1903.

Das sind Übersetzungen, wie man sie anschmiegsamer, liebevoller eindringend, kongenialer den Vorbildern gar nicht mehr wünschen kann. Gumppenberg berücksichtigt die schwedische Lyrik von 1765 an bis heute. Das ausgelassenste, ernsteste, zärtlichste und kräftigste, tiefste und beste, das Dichter wie Bellman, Tegner, Geyer, Rydberg, Strindberg, Fröding, um nur einige Namen zu nennen, auf dem Gebiet der Lyrik geleistet haben, findet sich in diesem Buche der schönen Gedichte, die wohl wirken, aber noch wirksamer sind, wenn man weiß, wie sehr sie im Volk lebendig sind, mit Anschauung und Melodie durchtränkt. Man stelle sich vor: Die Sonne ist schon lange untergegangen, und der lichte, geisterhafte Schimmer der nordischen Nacht läßt sich auf Land und Meer nieder. Man kann jede Fensterscheibe des Kronberger Schlosses und der Häuser auf Labben bei Helsingör deutlich sehen. Lange Tische werden ans Meeresufer geschafft. Und auf den Tischen stehen große, weitbauchige Punschbowlen, Lampen und Blumen ragen auf. Und ringsumher die jungen, frischen Gesichter einer starken Jugend. Studenten sind es. Studenten der drei skandinavischen Reiche, Schweden, Norwegen, Dänemark, die sich an diesem schönsten Fleck versammeln, der den Landschaftstypus der drei Reiche trägt. Die Äcker, die Wälder, an die der große, dunkle Kronborg grenzt, der drüben an der Küste Schwedens eine Schwester hat, Kjärnan, bei Helsingborg. Von Norden her aber, wie ein Gesandter Norwegens, grüßen die finstern Felsen Kullens. Und dazu singt das Meer, das unendliche, herrliche Meer, leise, leise, als könnte es nicht übers Herz bringen, die Jugend in ihrer Freude zu stören, leise rollt es und behutsam seine Wellen auf den Sand. Da wird Silentium geboten, und es brausen auch schon die goldnen Töne eines überwältigenden Gesanges in die helle Sommernacht hinaus, eines Gesanges, der von Worten getragen wird, die von großen toten oder großen lebenden Dichtern sind, von Worten, in denen Herzen pochen, lärmend und still, froh und müd. Aber Herzen, Herzen! Und ein hoher Vorzug der Gumppenbergschen Übersetzung ist es, daß sie nichts totschlägt, keine Worte und keine Herzen. Geradezu wunderbar ist das. Man überzeuge sich selbst, z. B. an Bellman Nr. 30, pag. 19:

„Drick ur ditt glas! Se, döden på dig väntar,
slipar sitt svärd och vid din tröskel står!"

Und in der Übersetzung heißt es:

„Trink aus dein Glas! der Tod steht vor der Schwelle,
Schleift schon sein Schwert: bald ists mit dir vorbei." —

Und das ist Bellman, der der Übersetzung wohl den hartnäckigsten Widerstand leistet! Aber, was soll man lang reden! Über die Glut, den Stolz und die wehmütige Größe der Verse, über die Vollendung der Übersetzung, über die Kunst Gumppenbergs! Wie alles so übereinstimmt in Ausdruck und Rhythmus, gleichklingt in Stimmung und Stimmung! Wenn man sagt, es sind Übertragungen — Dichtungen sind es — wie Originale liest man sie — so hört sich das banal an. Und es hört sich nicht nur banal an, es ist auch banal. Nein. Es sind . . . es sind schwedische Gedichte, und Hans von Gumppenberg trägt sie vor, und man liest sie . . . man liest sie nicht, man fühlt sie, wie man eine fremde und doch eigne Kunst fühlt, die einen in seltsame, träumerische, an Gaben reiche und genügend gefährliche Paläste lockt. H.

**Berthold A. Baer,** Herzensangelegenheiten. Amerikanische Humoresken. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1903. M. 1.—.

Ein recht nichtsnutziges Buch. Ein Sammelsurium von den abgelegensten, verbrauchtesten und an und für sich schon schlechtesten Scribifaxereien. Alle fünf Minuten ist eine Verlobung. Mit dem durchsichtigsten und lächerlichsten Scharfsinn werden die Situationen hingepinselt, die zu den geschmacksnervenerschütternden Verlobungen Anlaß geben. Das soll nun Humor sein! Nein. Aber der Stil ist so hundsgemein, daß ein Hund zu heulen begönne, brächte man seinem Hundegemüt auch nur zwei Seiten dieser Herzensangelegenheiten durch lautes Lesen nahe. Und das ist der Humor an der Sache. Auch ein Humor! H.

**Christian Dietrich Grabbes** sämtliche Werke. In 4 Bänden herausgegeben mit textkritischen Anhängen und der Biographie des Dichters von Eduard Grisebach. B. Behrs Verlag, Berlin W. 35.

Es ist eine Lust für den, ach, so litterarischen Deutschen, Eduard Grisebach edieren zu sehen. Was immer er herausträgt aus dem großen Trümmerhaufen, ist so famos staffiert und blank geputzt, daß einem der Appetit kommt. Heute ist es nun dieser plumpe Poltron Grabbe, jedenfalls ein sogenanntes Genie, ein Kerl ohne jede Form, ohne jede Lebens- und Schreibensart: wir Deutsche sind so glücklich, immer wieder mit derlei Monstren aufwarten zu können. Lesbar ist natürlich kaum ein Zwanzigstel von dem lächerlich wilden Fuchtler. Aber man rangiert ihn sorgfältig ein unter die andern litterarhistorisch Eingesargten, ein bißchen aufbalsamiert und Knochen an Knochen numeriert. Übrigens eine Arbeitsleistung, diese Ausgabe, vor der man respektvollst sich zu verbeugen hat. Und — nebenbei bemerkt — von dem ungeschlachten Renommisten könnten Generationen unserer heutigen Talmipoeten schmatzend Jahrzehnte lang zehren. Eine Fülle von Eigenschaften, eigensten Gedanken und Übersichten (man denke an die kolossalische Abhandlung über die „Shakespearomanie!"), daumendick aufgetragenen Seltsamkeiten und Ungezogenheiten. Freilich, der Mangel an jeglichem Geschmack ist bös. Und die Tiraden und der klotzige Bombast tun uns heute schon fast physisch weh. Sind das nur die Nerven? Ich glaube, das steckt doch tiefer. Im Grunde ist dieser ganze Grabbe ein Kind, ein sehr naseweises und unartiges Kind, eigentlich ein rechter Fratz. Und vom Künstler, den wir doch

heute erst vergleichend so recht erraten haben, hat er keinen Hauch. Und gefährlich ist er zudem für die unreifen Gemüter, denn er brüllt, daß man ins Knie fallen könnte. Alles in allem: eine wüste Orgie. Wir bleiben stehen, sehen dem Banditenunwesen bei bengalischer Beleuchtung aus sicherem Dunkel zu und gehen kopfschüttelnd weiter.
Dr. Richard Schaukal.

**Das graue Leben.** Ein Beitrag zur Psychologie des vierten Standes. Roman von Franz Adam Beyerlein. Albert Langen, München.

Ein reiches, reines, warmes und sorgfältiges Buch.
Dr. Richard Schaukal.

**Elisabeth Dauthendey,** Die schöne Mauvaine — Ein Königswille. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1904.

Zwei phantastische, von glänzenden klaren Symbolen durchwobene Dichtungen, die in einer lyrischen, etwas überladenen und reichlich malerisch-melodischen Sprache vorgebracht werden. Die eine erzählt von der schönen Mauvaine, die den Priester liebt und den König ehelichen muß. Aber während der festlichen Trauung findet der Priester den Tod, und Mauvaines Geist umnachtet sich. Die andre erzählt auch von einem Herrscher, dem die Schwester seines Narren in Liebe zu eigen ist. Er verlangt von ihrer liebenden Leidenschaft das Unmöglichste. Das Unmöglichste geschieht. Aber sie, die er nun für würdig hält, seine Königin auch vor dem Volke zu werden, bricht zusammen unter der Last des Geleisteten. Manchesmal versagen die Mittel der Darstellung, und aus den Purpurfalten lugt ein Stückchen kaltnasses, leeres Gemäuer. Im ganzen aber decken sie gut und schön und geben einen blutrotlebendigen Hintergrund, von dem sich die Gestalten furchtbar-seltsam abheben, wie in Bildern, die man in hohen Träumen schaut, und die Glieder recken, nicken und sich neigen und schließlich zu einer grausam schmerzlichen Geste erstarren, zu einem Gleichnis wie aus Marmor und Gold auf dem Hintergrund blutroten Lebens. H.

**Victor A. Reko,** Prinzessin Seele. Lyrische Studien. Axel Junckers Verlag, Stuttgart 1904.

Der Titel ist vielversprechend. Das Papier ist blaß wie die Haut bleichsüchtiger Mädchen. Und klobige Typen krallen sich in diese bleichsüchtige Haut und formen sich zu Gedichten, die zum großen Teil verdammt wenig wert sind. Der Alltag wird in Verse gebracht.

„Draußen wo die alte Tramway
Nur mehr ein Geleise hat,
Und im Abenddämmern leise
Singt der Telegraphendraht . . .“

Ja, der Alltag wird in Verse gebracht. Würde weiter nichts machen. Jedennoch: wie schaun die Verse aus! Übrigens: hat und Telegraphendraht. Originelle Reime. Patentieren lassen. Sonst auch noch recht trivial: „Nun ist des Tages Müh vorbei“, „Grabmal deiner toten Liebe“ usw. Verrenkungen: „über ausgetretne enge Treppen in mein stillselig Träumerreich Euch führen“ usw. Hebbel meint: „Was ist doch ein Mensch, dem die Form fehlt! Ein Eimer voll Wasser ohne den Eimer.“ Und ich bin darin ganz einer Meinung mit Herrn Hebbel. Erträglicher werden Rekos Gedichte, wenn sie von Blumen, Regen, Wäldern und Gefühlchen singen und sagen. Erträglicher und natürlicher. Natürlich noch lange nicht erträglich. Ich meine im großen und ganzen. Tut mir leid, aber kann ich was dafür? Ich kann nichts dafür. H.

**Otto Klimmer,** Särge und Bräute. Neue Gedichte. Axel Junckers Verlag, Stuttgart 1904.

Oh, das sind prachtvolle Gedichte! Wie kranke Edelsteine fiebern die Worte und die Wortfolgen und erglänzen dann wieder in der kraftstrotzenden Gesundheit blanken Stahls oder klingen in der müden Sehnsucht schwermütiger Melodien wie dünne Metallsaiten, an die zärtliche Kinderfinger rühren. Blühende Pracht, die sich im eignen Hause melancholisch fühlt, leidenschaftliche Kraft, die aber gleich schläfrig wird, wenn sie begonnen hat, sich zu betätigen, und ein Schmeichelgetön, das selten aussetzt, schlingen einen Reigen eigner Art und wirken wie ein Wunder und ein Fest, das ohne lärmendes Getue die Seelen erfreuen wird. Als Vorgeschmack ein Gedicht: Meine Träume:

„Könige sind meine Träume!
Sie haben silberbeschlagene Pferde,
Und die Pferde goldene Zäume.
Meine Träume reiten über die ganze Erde.

Aber als Könige wollen sie leise reiten.
Wer leise reitet, der reitet schlecht.
Dort klirrt vorbei ein roher Knecht.
Knospende Mädchen eilen und breiten
Ihm Teppiche aus. Wer klirrt hat Recht!“

Ich denke, das ist ein liebes Gedicht. Und es ist noch lange nicht das liebste unter den Gedichten dieses Bandes, der sich „Särge und Bräute“ nennt und von Otto Klimmer ist, dem wir dankbar sein wollen. H.

## Bücher- und Zeitschrifteneinlauf:

(Eingesandte Bücher und Zeitschriften werden stets hier angezeigt, Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen.)

**Dr. med. Otto Klinke,** E. T. A. Hoffmanns Leben und Werke. Vom Standpunkt eines Irrenarztes. Richard Sattler, Braunschweig und Leipzig. M. 2.25.

**Anny Wothe,** Irrendes Licht. Roman. Verlag von L. von Vangerow, Bremerhaven 1903. M. 3.—.

**J. von Keyserlingk,** Reine Toren. Roman aus Bayreuth. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig. M. 2.50.

**Else Galen-Gube,** Aus dem Leben und den Träumen eines Weibes. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1903.

**F. Dorthe,** Kiki und Lucie. Eine Plauderei mit denjenigen, die dazu aufgelegt sind. I. Teil. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1903.

**Ernst Preczang,** Im Hinterhause. Drama in 4 Akten. Dr. Marchlewski & Co., München. M. 1.50.

**Stanislaw Przybyszewski,** Schnee. Drama in 4 Akten. Dr. Marchlewski & Co., München. M. 2.—.

**Roberto Bracco,** Wirklichkeit und Schein. Novellen. Dr. Marchlewski & Co., München. M. 1.50.

**Iwan Bunin,** Erzählungen. Dr. Marchlewski & Co., München. M. 1.50.

**Julius Zeyer,** Geschichten und Legenden. Dr. Marchlewski & Co., München. M. 1.50.

**Dr. Eugen Fridrichowicz,** Kurzgefaßtes Kompendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort. Band IV (Die Veredelungsproduktion). S. Calvary & Co., Berlin NW. 7. M. 1.20.

**Dr. Wilhelm Ranisch,** Eddalieder und Grammatik. Übersetzung und Erläuterungen. G. J. Göschensche Verlagshandlung, Leipzig 1903. M. —.80.

**Wilhelm Raabe,** Prinzessin Fisch. Eine Erzählung. 2. Aufl. Otto Janke, Berlin 1903.

**L. Haidheim,** Zwei Herzoginnen. Historischer Roman. Otto Janke, Berlin.

**Hans von Lüpke,** Tat und Wahrheit. Eine Grundfrage der Geisteswissenschaft. Dürrsche Buchhandlung, Leipzig 1903.

**Wolfgang Madjera,** Ahasver. Tragödie. Österreichische Verlagsanstalt, Wien. M. 1.50.

**Heinrich von Schullern,** Ärzte. Roman. 4. Aufl. Österreichische Verlagsanstalt, Wien. M. 3.40.

**Max Arent-Denart,** Christus kein Welterlöser. Hugo Schildbergers Verlag, Berlin NW. M. 1.—

**Dr. C. H. Stratz**, Was sind Juden? Eine ethnographisch-anthropologische Studie. Mit 11 Abb. F. Tempsky, Prag — G. Freytag, Leipzig. M. 2.—.

**Heinrich Vierordt**, Meilensteine. Dichtungen aus dem Leben. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1904. Geb. M. 3.—.

**Friedrich Kurt Benndorf**, Lyrische Symphonie. Neue Gedichtkreise mit musikalischen Beigaben. „Harmonie" Verlagsgesellsch. f. Literatur und Kunst, Berlin W. 35.

**Max Bruns**, Laterna Magica. (Ein Anti-Phantasus.) J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W.

**Max Bruns**, Aus meinem Blute. Gedichte. J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W.

**Miriam Eck**, Der klingende Berg. Novelle. Axel Juncker Verlag, Stuttgart 1904. M. 2.—.

**Laurids Brunn**, Der König aller Sünder. Roman. Axel Juncker, Stuttgart 1904. M. 4.50.

**Oscar A. H. Schmitz**, Halbmaske. Axel Juncker Verlag, Stuttgart 1903. M. 3.50

**Der Autoren-Verkehr.** Briefe von Verlegern an Autoren und von Autoren an Verleger von einem Praktikus. Hans Hedewigs Nachf., Curt Ronniger, Leipzig. Geb. M. 2.50.

**Gottfried Terenda**, Die weiße Frau. Drama in 3 Akten. R. Maeder, Leipzig 1903.

**Dr. E. Laurent**, Sexuelle Verirrungen — Sadismus und Masochismus. Autorisierte deutsche Ausg. von Dolorosa. H. Barsdorf, Berlin W. 30, 1904. M. 5.—.

**S. Ascher**, Zwei Einakter (Josephine — Der Glücklichmacher). Jos. C. Huber, Dießen (Bayern). M. 2.50.

**Hermann Wendel**, Rosen ums Schwert. Lyrik-Verlag, Berlin 1903.

**Fritz Wüst**, Die neue Kunst. Verlag Hans Priebe & Co., Berlin-Steglitz.

**Fritz Wüst**, Kritik der modernen militärischen Ausbildung. Verlag Hans Priebe & Co., Berlin-Steglitz 1903.

**J. G. Vogt**, Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. Heft 1—5 à 10 Pfg. Verlag von E. Wiest Nachf., Leipzig.

**Sophie Schulz-Euler**, Die schöne Gritt und andere Novellen. E. Piersons Verlag, Dresden 1903. M. 3.50.

**Dora Lotti**, Gedichte. E. Piersons Verlag, Dresden 1904. M. 2.—.

**Richard O. Koppin**, Der größte Sieg. Schauspiel in 5 Aufzügen. E. Piersons Verlag, Dresden 1903.

**Moritz Goldschmidt**, Vom heiligen Martin und anderes. Ein Geschichtenbuch. Kesselringsche Hofbuchhandlung, Frankfurt a. M. 1904.

**J. Barre**, Allzeit Kopf hoch. Erzählungen für die Jugend. Mit 9 Farbendruckbildern. E. Kempe, Leipzig. Geb. M. 3.—.

**H. v. Osten**, Deutsche Vergeltung. Jugenderzählung aus den Freiheitskriegen. Mit 10 Farbendruckbildern. E. Kempe, Leipzig. M. 3.—.

**Die Feder**, Berlin. Nr. 105, 6. Jahrgang.

**Frauen-Rundschau**, Leipzig. Heft 21, 4. Jahrg.

**Handels-Akademie**, Leipzig. Heft 36, 37, 38, 39, 40, 41, 10. Jahrgang.

**Freistatt**, München. Heft 42, 43, 5. Jahrgang.

Für die Redaktion verantwortlich: J. Hegner. — Geschäftsstelle: Magazin-Verlag in Leipzig-R. Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. Alle Zuschriften sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des Magazin für Litteratur Magazin-Verlag (J. Hegner), Leipzig-Reudnitz.

# Das Recht auf die Mutterschaft

ist ein Verlangen, das zumal von den älteren Mädchen aller Stände und aller Kreise, die sich in ihrem Glück betrogen sehen, immer dringlicher aufgestellt wird und immer weniger kurzer Hand abgelehnt werden kann. Am besten hat das bis heute Ruth Bré zusammengefasst in ihrer Schrift: **Das Recht auf Mutterschaft** (Preis 75 Pf.), in der sie die Prostitution, die Frauen- und Geschlechtskrankheiten dadurch aus dem Gesellschaftskörper zu scheiden sucht, daß sie die Möglichkeit eines freien Zusammenlebens von Mann und Frau verficht, die infolge mangelnder Mittel und anderer Gründe meistens nicht in der Lage seien, zu heiraten und dann sich und anderen zu Schaden lebten.

Die Breslauer Zeitung äußert sich über diese Schrift: „Noch immer ist die Frau die größte Feindin der Frau und steht weit starrer und erbarmungsloser, als die in dieser Hinsicht wirklich viel milder denkenden Männer, auf dem Gretchenstandpunkte:

„zu schmälen,
wenn tät ein armes Mägdlein fehlen!
Wie schien mir's schwarz und schwärzt's noch gar,
Mir's immer noch nicht schwarz genug war!"

In tapferer und freimütiger Weise kämpft Ruth Bré, eine in Breslau lebende Schriftstellerin, für das „Recht auf die Mutterschaft". Mit ebenso viel Fleiß wie Belesenheit trägt sie ihre Argumente zusammen in einem „Rückblick auf die Entstehungsgeschichte unseres Sittengesetzes", bespricht dann den „inneren Zusammenhang zwischen der verbotenen Mutterschaft, der Prostitution, den Frauen- und Geschlechtskrankheiten" und schließt mit einem „Blick in die Zukunft". In ihr soll nach der Meinung der Verfasserin jeder Frau das Recht auf die Mutterschaft, sei es in bürgerlicher, sei es in freier Ehe, zustehen, weil nur durch sie das Weib zu ihrer höchsten Entwicklung kommt. Was in psychischer Beziehung, was in Bezug auf den eminenten ethischen Einfluß, den eine solche Neuordnung der Dinge auf das Weib und mittelbar auch auf den Mann ausüben würde, angeführt wird, ist schlagend und beweiskräftig."

Die Breslauer Morgenzeitung schreibt: „Das Recht auf die Mutterschaft" ist eine Zeit- und Streitschrift, die bei allen Anhängern der Frauenbewegung stärksten Widerhall erregen wird. Das kleine Buch ist ein menschliches Dokument von Bedeutung, das von jedem Unvoreingenommenen als Aufschrei gequälter Frauenseelen empfunden werden wird, deren Sehnsucht, Mutter zu werden, unter den heutigen Verhältnissen keine Erfüllung findet."

Druck von E. Haberland, Leipzig-R.






Inhalt.



MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-REUDNITZ

Jahrgang 72. — 2. Novemberheft 1903. (No. 15.)

# Das Magazin für Litteratur

## 72. Jahrgang

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

Erscheint am 5. und 20. jeden Monats.




---


Alle Zuschriften, das „Magazin für Litteratur" anlangend, sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des „Magazin für Litteratur", Magazin-Verlag J. Hegner in Leipzig-Reudnitz. Redaktion und Verlag des „Magazin" übernehmen Verantwortung für eingesandte Manuskripte nur dann, wenn sie richtig adressiert sind (an: Magazin-Verlag J. Hegner, Leipzig-Reudnitz); Rücksendung erfolgt nur, wenn zureichendes Porto beigelegt ist. In die Rubrik „Büchereinlauf" werden alle bei der Redaktion eingehenden Bücher und Drucksachen mit aufgenommen, doch verpflichtet sich die Redaktion in keiner Weise zur Besprechung von allen Einsendungen.






# Dichtkunst und Tonkunst

## von Camille Saint-Saëns*)

Chante! Milton chantait! Chante! Homère a chanté!

— — — — — — — — — — — — — — —

Le poète chantait. . . .

Jawohl, der Dichter sang; aber der Dichter singt nicht mehr; wie der Schwan vom Eurotas hat er seine Stimme verloren. Die Leyer, das tönende Wappen der Dichter und Sänger, hallt nur noch in klangvoll ersterbenden Reimen nach. Die Dichter blicken seit ewigen Zeiten auf die Musiker herab, sie hassen sie sogar und begegnen ihnen in nichts weniger als schmeichelhafter Weise. Diese Spaltung in dem künstlerischen Dioskurenpaar ist für beide Teile verhängnisvoll; glücklicherweise scheint sie sich jetzt zu verlieren, und so dürfte der Zeitpunkt günstig sein, einmal die Motive dieser unseligen Gegnerschaft näher zu prüfen.

Eines dieser Motive ist in dem stolzen Bewußtsein zu suchen, das sich bei jeder Kunst, die eine gewisse Höhe der Entwicklung erreicht, fühlbar macht, in dem Streben, sich selbst zu genügen, ohne Stütze und ohne Hilfe durch eigenen Flügelschlag zur Sonne sich zu heben. Die Malerei, die Bildhauerkunst haben sich von der Architektur losgelöst; Dichtkunst und Tonkunst haben sich getrennt, selbst die Instrumentalmusik hat sich feindlich gegen die Vokalmusik erhoben. Zu ihrem Glück, zu ihrem Vorteil? Ich glaube kaum; im Gegenteil, meiner Ansicht nach geht das, was im einzelnen dabei gewonnen wird, für die Gesamtkunst verloren. Alles drängt zur Spezialisierung hin, die immer nachteilig wirkt, weil sie nur einer kleinen Elite-Gemeinde verständlich bleibt und für das Publikum, das die Fühlung verloren, ein Buch mit sieben Siegeln ist. Aber ich komme da zu Prinzipienfragen, die über den Rahmen dieses Artikels hinausgehen.

Hier steht die Musik, dort die Poesie, dereinst unzertrennliche Freunde, jetzt Rivalen und in Bälde starre Gegner. Die Verse tragen ihre Musik in sich — sagen die Dichter — sie brauchen den Musiker nicht.

Sind sie dessen so gewiß?

Die Verse haben ganz sicher nicht die Bestimmung, stillschweigend nur mit den Augen gelesen zu werden; sie sollen gesprochen werden. Und in der ganzen Welt gibt es keinen Dichter, keinen dieses Ehrentitels würdigen Dichter, der verlangt, die Verse müßten wie Prosa rezitiert werden. Sie müssen deklamiert werden. Und deklamieren ist eben singen.

Darüber kann kein Zweifel sein; denn beim Deklamieren schöner Verse erklang meinem inneren Ohre oft eine Melodie, die ich hätte niederschreiben können.

Wenn man aber die Verse singen soll, wo nehmen die Dichter das Mittel her, die Melodie dieses Gesanges anzugeben? Der Vers ist in voller Freiheit dem Gutdünken des Lesers überlassen, aber dieser ist meist in großer Verlegenheit, wie er von dieser Freiheit Gebrauch machen soll. Er unterzieht sich seiner Aufgabe gewöhnlich, indem er mit Grabesstimme, wie aus dem Mittelpunkt der Erde heraus, alles in einer Monotonie

*) Mit Genehmigung des Verlegers dem binnen kurzem erscheinenden Werk: „Harmonie und Melodie von Camille Saint-Saëns. Autorisierte deutsche Ausgabe mit Vorwort von Wilhelm Kleefeld" entnommen.

rezitiert, die uns zur Verzweiflung bringen kann. Er umhüllt so die glänzenden Farben der Dichtung mit einem Trauerflor und rechtfertigt die Beklemmung des Publikums, wie sie sich beim Anblick eines radebrechenden Rezitators bemerkbar macht. In neun von zehn Fällen ist diese Beklemmung nur zu berechtigt. Und doch trägt weder der Dichter noch der Rezitator die Schuld. Sondern das System, die prinzipielle Unmöglichkeit, den musikalischen Tonfall des Gedichtes zu fixieren.

Die Musiker haben ihrerseits die Dichter durch tausend Ärgernisse gereizt. Ganz Hingabe an ihre Kunst, haben sie außer acht gelassen, daß diese Kunst in ihrer wunderbaren Schmiegsamkeit allen nur denkbaren Kombinationen zugänglich, allen formalen Umwertungen gefügig ist, und behandelten die Poesie wie erobertes Feindesland, zerbrachen den Rhythmus, vernichteten die Verse durch unnötige Veränderungen, lächerliche Wiederholungen oder Kürzungen und zerstörten sogar selbst den Reim durch Umstellungen oder eigenmächtige Verbesserungen des Textes! Ein schändlicher Vandalismus das! dessen sich die größten Musiker schuldig machten! Ein Vandalismus, der auf die Musik selbst schädigend zurückwirkt, indem er ihr all den Zauber der rhythmischen und klanglichen Schönheit raubt, der in der Poesie pocht und gleißt.

Diese beklagenswerte Auffassung ist verhältnismäßig neuen Datums. Die alte französische Oper von Lully bis zu Gluck war auf dem deklamatorischen Prinzip aufgebaut, bei dem der musikalische Accent niemals mit dem textlichen in Widerspruch gerät. In einzelnen Werken Glucks, die auf italienischem Boden entstanden, findet man Ausnahmen, wie den Dämonenchor im Orpheus; aber sie sind sehr selten, und nur in geringem Grade störend.

Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kam eine Bewegung auf, die Vers und Prosodie verachtete. Man lebte sich in die Einbildung hinein, außer Cäsur und Versende sei keine Silbe accentuiert und deshalb auch in keiner Weise für den musikalischen Accent ausschlaggebend. Und nicht nur die Musiker, auch die Dichter bekannten sich zu dieser Auffassung; wer immer unter ihnen einer bereits bekannten Melodie einen Text unterlegt, tut das nach eben diesem Prinzip.

Es entspann sich ein buntbewegtes Rätselraten, da man unmöglich beim Vortrag eines Liedes den Text verstehen konnte. Schließlich schrieb man, was einem in den Kopf kam, wenn es sich um Verse für musikalische Bearbeitungen handelte. Andererseits, da man sich nicht zu genieren braucht gegenüber etwas, „das einem gerade in den Kopf kommt“, gewöhnten sich die Musiker daran, alles zu zerpflücken, das nur den Namen Dichtung trug und schließlich auch die echten Dichterverse zu zerreißen. Die Dichter sahen sich mystifiziert und legten dagegen Protest ein.

Die Reaktion ging von Gounod aus. Es ist gewiß nicht sein kleinstes Verdienst, daß er uns die große Tradition der Vergangenheit neu befestigt hat und seine Gesangsmusik in strenger Anlehnung an den Text komponierte.

Diese Reaktion hatte bereits die besten Aussichten, da kam die Operette und riß in ihrem Erfolgtaumel wieder alles nieder.

Der Vater der Operette, ein Deutscher von Geburt, ließ in seiner Kunst die Rhythmik seiner Muttersprache durchschimmern. In geschickter Auffassung der französischen Sprachlässigkeit im allgemeinen, wie der Freiheiten einer Kunstgattung, der alles erlaubt ist, im besonderen, pfropfte er, fast ohne es zu merken, den französischen Worten deutsche Rhythmen auf. Diese Accente auf dem falschen Taktteil erschienen ungemein drollig und in ihrer Komik originell. Man könnte zahllose Beispiele aus dieser Operettenmusik anführen; es möge eines für viele genügen, ein Beispiel aus der schönen Helena.

Et VOI-là comme
Un GA-lant homme
Evite tout désagrément.

Der französische Accent liegt auf comme und homme.

Die falsche Betonung ist das Charakteristikum der Operette geworden; die ganze Welt sang sie nach und die Nachfolger Offenbachs mußten in seine Fußtapfen treten, ob sie wollten oder nicht.

TRÈS jolie,
PEU polie,
POS-sédant un GROS magot.
— — — — — — — — — —
Ah c'est donc TOI „madam" Barras,
Toi qui fais TANT tes embarras.
— — — — — — — — — — — etc.

Eine sehr auffallende Beobachtung kann man beim Absingen dieser Lieder im Volke machen; das Volk verändert sie fast immer unbewußt und setzt den Accent auf den richtigen Platz.

Diese Verirrung der Operette ist uns zum Verhängnis geworden; sie riß die Operette aus der Reihe der schönen Künste und verdarb den Geschmack des Publikums. Es wäre gewiß nicht zu viel verlangt, daß der Musiker, in welcher Kunstgattung er sich auch betätige, den Text respektiere und gerade aus ihm seine Inspiration schöpfe.

Möchten doch endlich die Musiker und die Dichter erkennen, welchen Vorteil ihnen eine gegenseitige Verständigung bietet! Möchten die Dichter sich in die Musik, die Musiker sich in die Dichtkunst versenken! Sie haben beide dabei nur zu gewinnen. Die Musiker werden zu der Erkenntnis vordringen, daß ein schöner Vers mehr als ein bloßes Gerippe für musikalische Gewandung darstellt; er ist ein Diamant, dem der Musiker durch seine Vertonung erst die glänzende Fassung gibt. Die Dichter werden eines Tages erkennen, daß die Musik alle Arten textlicher Kombinationen zuläßt, auch solche, die ihnen ohne sie versagt sind. Das hat Théophile Gautier verständnisvoll in seinem Selam-Text bewiesen, den er für Reyer schrieb.

Aber noch mehr: in musikalischer Umkleidung kann die französische Sprache selbst die Versrhythmik der antiken Poesie und ihre mannigfaltigen Kombinationen sich zu eigen machen. Sonderbarer Weise bietet uns da wieder gerade die Operette ein Beispiel.

In einer Lecocq'schen Operette stehen zwei Zeilen — ich möchte nicht sagen Verse — die ohrenfällig im Hinblick auf die Musik parodiert sind:

C'est un mari qui se sauve avec sa femme
Une femme qui fuit avec son mari.

In Verbindung mit der Musik wird daraus ein Distichon von zwei vierfüßigen Metren, dem eine gewisse Grazie nicht abzusprechen ist:

C'est un mari | qui se sauve a- | -vec sa | femme
Une femme | qui fuit avec | son ma- | ri.

Hier stehen wir vor den Toren einer ganz neuen Kunst, deren Geheimnis ich den jungen, litterarisch gebildeten Musikern verrate, soweit sie in der Lage sind, sich selbst ihre Texte zu schreiben. Hexameter und Pentameter und alle Kombinationsmetren finden durch dieses Tor den Weg zu unserer Sprache. Dies zur Nachricht denen, die gern auf Entdeckungsreisen gehen!

# Randglossen zu einem Buche von Morgen

von Maximilian Schick

„Nichts ist wahr — alles ist erlaubt!"

I.

In einer großen, ereignisschwangeren Zeit leben wir. Noch ist uns die rubinrote Sonne unserer Träume nicht aufgegangen, noch hat sich der ferne Ost nicht in Purpurmäntel gehüllt, aber schon streicht der frische Morgenwind durch die Wälder, und neuer Worte lüstern begegnen sich die rauschenden Wipfel. Wunder um Wunder offenbart sich stündlich unseren Augen, rätselschwere Flammengarben schießen am Horizonte empor, um in sich selbst zusammensinkend eines raschen Todes zu sterben. Uralte Sagen beginnen in unseren Seelen zu tönen, tote Dinge erhalten ein geheimes Leben, und schon gibt es einige unter uns, denen in heiliger Stunde die blaue Blume im Traume erschienen ist.

Und was das Wundersamste daran ist: Wir sind nicht auf den Flügeln des sagenhaften Vogels Rokh in ein erträumtes Feenland geflogen! Nein! Uns umbrandet ein Leben grauester Wirklichkeit, riesige Häusermassen scheinen uns noch immer er-

drücken zu wollen. Elektrische Lampen, Telephone und Telegraphen singen uns noch immer den Hymnus des Menschen, der es „so herrlich weit gebracht hat."

Alles ist noch beim Alten geblieben. Und doch ist es anders! Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Wer Ohren hat zu hören, der höre! Und da wird er bald aus jedem Fenster und aus jeder Türe ein verruchtes Kichern hören. Und wenn er näher hinsieht, so wird er funkelnde Augen erblicken, vorüberhuschende Nebelgestalten und vorüberflatternde Flügelpaare.

Und doppelt wunderbar und geheimnisvoll erscheint uns dann dieses verborgene Leben, das uns überall und jederzeit umgibt. Zarte Fäden spinnen sich von uns in jenes Zauberland und, wenn wir in unseren Herzen den Abglanz der blauen Blume tragen, so werden uns diese Fäden zum Faden der Ariadne, der uns aus dem dunklen Labyrinth des öden Erdenalltags unter den lachenden Himmel eines höheren Lebens zu führen vermag.

Und unsere Herzen sind doch der grauen Wolken und nassen Nebel so müde, sie dürsten nach jauchzender Bläue und tönenden Sonnenstrahlen.

Zu klein ward uns die Erde! Über die weitesten Weltenmeere wollen wir nun unsere Segel im Winde flattern lassen! An den fernsten Sternen wollen wir landen!! . . . .

II.

In diesen Tagen der großen Sehnsucht ist mir nun ein Buch in die Hände gefallen, von dem ich hier reden möchte. Ob man es lieben wird? Mein Gott! Das ist unwichtig. Ich liebe dieses Buch. Damit ist die Frage für mich erledigt. Was schiert es mich, wenn es die anderen nicht lieben werden. Mögen sie meinethalben ihre Liebe Häckels „Welträtseln" schenken, wenn möglich der „Volksausgabe", — es ist stilvoller . . . .

Das Buch aber, das ich liebe, ist von Gustav Landauer und heißt „Skepsis und Mystik".*) Darunter steht zu lesen: „Versuche im Anschluß an Mauthners Sprachkritik."

Klingt das nicht wuchtig und erdschwer? Aber in dem Buche steckt so viel verruchtes Kichern und Augengefunkel, daß man seine boshafte Freude daran hat. Und Ansätze zu höchsten Flügen sind auch darin.

. . . . Ein dreibändiges Werk hat Fritz Mauthner geschrieben. „Kritik der Sprache." Landauer hat aus diesem Buche einen Extrakt gezogen, mit eigenen Worten gewürzt, und reicht uns nun den Trank.

*) Gustav Landauer: Skepsis und Mystik. Egon Fleischel & Co., Berlin 1903.

Es ist ein gefährlicher Trank, den er uns braute. Und wer von ihm getrunken, wird bald des süßen Weines voll sein und berauscht durch die Tage taumeln. Und lachend werden die „Ganz-Klugen" auf ihn zeigen und wieder den Nutzen monistischer Wassersüpplein predigen. „Herr! Ich danke dir, daß du mich nicht geschaffen hast, wie diesen da!" Also werden sie sprechen, die „Ganz-Klugen".

Wir aber, denen der Rausch Wunsch und Erfüllung höchster Sehnsucht ist, führen den Trank an die Lippen . . . .

. . . „Ohne Scheu kostete ich, die Flamme leise weghauchend von dem Getränk, es war köstlich!" heißt es bei E. T. A. Hoffmann . . . .

III.

Unserer „Ganz-Klugen" Lieblingslied wird nach der Melodie gesungen: „Wie haben wirs so herrlich weit gebracht!"

Wieviel Strophen es hat? Ja! Ich habe es wieder vergessen, vielleicht habe ich es auch nie gewußt. Ist auch nicht wichtig. Die Hauptsache bleibt eben die Melodie.

Und die „Ganz-Klugen" haben es auch wirklich weit gebracht. Da gibt es keine Frage, auf die sie euch die Antwort schuldig bleiben würden. Und wie kommt das? Nun, jeder von ihnen trägt eine tadellose Weltanschauung (D.-R.-G.-M.) in der Westentasche.

(Die „Ganz-Klugen" erkennt man übrigens noch daran, daß sie Hosenträger tragen, in die mit schön stilisierten Buchstaben das Wort „Gleichheit" eingestickt ist.)

Doch was sollen wir uns um sie kümmern! Mögen sie weiter ihre Hymnen singen und auf den entlegensten Inseln nach den Knochen des Affenmenschen suchen. Von der Höhe unserer Anschauung herab, als deren Manifest wir Landauers Buch betrachten können, werfen wir ihnen unser höhnischstes Lachen entgegen.

Denn, um es frei heraus zu sagen, unsäglich kindisch erscheint uns all ihr Gebaren. Was soll uns ihre Wissenschaft, von deren Wertlosigkeit wir überzeugt sind, da sie von vornherein jeder Möglichkeit beraubt ist, jemals die Wahrheit zu erkennen. Basiert sie doch auf den fünf Sinnen, deren Ärmlichkeit wir längst erkannt, deren fälschende Tätigkeit uns nie ein Geheimnis war.

Oder um mit Landauer zu sprechen: „Die Welt strömt auf uns zu, mit den paar armseligen Löchern unserer Zufallssinne nehmen wir auf, was wir fassen können, und kleben es an unseren alten Wortvorrat fest, da wir nichts anderes haben, womit wir es halten können. Die Welt aber strömt weiter . . . ."

Zufallssinne sind unsere Sinne. Nicht zum Erkennen wurden sie uns gegeben. Und Zufallsworte — unsere Worte. Wir vermögen selbst das Wenige, das sich uns offenbart, mit ihnen nicht festzuhalten.

Welchen Wert hat darum die Wissenschaft? — „Keinen!“ sagt ihr. Ihr seid zu streng. Ein Spiel ist sie, ein buntes, lachendes Spiel. Und Spiel sind auch unsere Religionen und Weltanschauungen . . . .

Darum kommt hinaus auf den grünen Sammet der Wiese . . . Das Spiel beginnt! Hei! Wie unsere glänzenden Reifen durch die Lüfte fliegen . . . Unsere Augen leuchten . . . Wir sind glücklich . . .

Doch vergessen wir nicht: ein Spielzeug sind diese Reifen, wenn auch ein goldenes!

Da . . . Ein Reifen fiel einem unserer Gespielen aufs Haupt. Und wie ein goldenes Stirnband liegt er auf seinen dunklen Locken. Die Sonne spiegelt sich darin, und der Knabe lächelt . . . So lächeln Könige . . .

IV.

Also: So wie wir die Welt in Worten haben schildern hören, ist sie nicht. Sie ist anders!

„Was immer ihr von der Welt sagt: es sind Worte. Das heißt: es ist nicht wahr. Wahrheit hieß bisher immer: so ist es; wenn das Wort noch fernerhin angewandt werden soll, muß es bedeuten: es ist anders.“ (Landauer.)

Eine Zauberformel gibt uns hier unser Zauberer: Alles ist anders! Und, wie wir sie aussprechen . . . siehe . . . da klirrt und dröhnt es an allen Ecken und Enden . . . . Trrr! Trach! Bum! Trach! Die Mauern zittern . . . beben . . . fallen . . .

Von allen Seiten — Welten, bunte, gleißende Welten.

Und: j e d e a n d e r s!

Jeder von uns sieht s e i n e Welt. Jeder malt sie mit s e i n e n Farben, bannt sie mit s e i n e n Worten.

Und jeder hat recht. Denn wenn die Welt nun mal a n d e r s ist, als wir sie schildern, dann sind alle unsere Schilderungen gleich lügenhaft oder, was dasselbe ist, gleich wahr. (Die Gegensätze sind stets identisch. Man erschrecke nicht über dieses Aperçu!)

Darum sind wir alle wahrhafte Lügner, und unsere Weltanschauungen sind, auf ihre Darstellungstreue hin betrachtet, alle gleich wenig wert, also gleichwertig . . .

Also: Weltanschauung Paul Scheerbart = Weltanschauung Ernst Häckel.

Wenn ihr aber zwei Lügner sähet, meine Brüder, von denen euch der eine langweilige, alltäglichbanale Unwahrhaftigkeiten, der andere aber duftige, von einem fast überirdischen Humor überstrahlte Weltsagen und Weltschnurren erzählen würde, die zwar ebenso unwahr, wie die Worte des ersteren, wären; wenn ihr sie sähet, sagt, meine Brüder, w e m würdet ihr den niemals welkenden Kranz eurer Gunst zuwerfen?

. . . . Darum überragt Paul Scheerbarts Weltanschauung so unendlich die des Professors von Jena!

Lacht! Ihr „Ganz-Klugen!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

V.

Das Hohngelächter ist verstummt . . .

Ich bin traurig . . . Ob uns die Erkenntnis der Welt wohl f ü r i m m e r versagt ist?

Wir sind das Subjekt, die Welt — das Objekt. Soll uns dieses Objekt s t e t s fremd bleiben?

Ich bin so traurig . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war im Jahre 1276, da ward an der Sarbonne zu Paris ein großes Wort gesprochen: „Es gibt keinen Unterschied zwischen dem Subjekt, das erkennt, und dem Objekt, das erkannt wird.“ Ziehen wir hieraus die Folgen.

Wir — das Subjekt — müssen uns mit der Welt — dem Objekt — identifizieren. Die Welt muß Wir, und Wir müssen Welt werden! . . .

Aus E r d wesen müssen wir W e l t wesen werden. Statt zur Gäa zum Kosmos beten!

Doch wie sich von der Erde befreien, an die wir mit den beiden furchtbaren Ketten: Z e i t und R a u m gefesselt sind?

Zerreißen wir die Ketten! Fühlen wir endlich, daß wir erst a u ß e r h a l b des Raumes und der Zeit aufhören Erdsklaven zu sein!

Sind für uns Raum und Zeit tot, so wird uns nichts mehr fremd sein; keine Grenzen werden uns mehr von den Welten trennen, von denen wir früher durch räumliche und zeitliche Mauern geschieden waren.

Die Welt wird in uns sein!

VI.

Der Tag ist näher, als man glaubt!

Die auf den Gipfeln der Berge nach ihm Ausschau halten, haben es schon ins Tal gerufen, daß sich der Himmel röte . . . Bald kommt die Sonne. Möge sie euch nicht schlafend finden!

Hört ihr die Wächter auf den Bergen?

Goldene Drommeten haben sie, und blasen jeder ein ander Lied.

Der dort, dessen strenge Silhouette sich fast in dem Nebel der Höhe verliert, das ist Stefan George. Hört ihr seine Stimme?

„Der zeiten flug verliert die alten namen
Und raum und dasein bleiben nur im bilde.“

So kündet er uns die nahende Stunde.

Und die anderen Wächter? Dehmel und Mombert ... Dauthendey ... und dort — Hofmannsthal und Rilke ...

Wer ist aber der dort, jener lachende Weise, der immer nur dieselben drei Worte wiederholt:

„Laßt die Erde! Laßt die Erde!"

Kennt ihr ihn nicht?

Paul Scheerbart nennen ihn die Leute ...

VII.

Der Himmel flammt ... Die Bäume rauschen einen neuen Sang ... Der letzte Tag bricht an.

Die Stunde unseres Todes wird aber die Stunde unserer Geburt sein.

Und, neugeboren, werden wir Welt sein, unendlich und ewig ...

Der Purpurvorhang am Horizont fliegt in die Höhe.

Die Sonne! Die Sonne!!!! ...

Und aus dem Glutmunde der Ewigkeit tönen die Strahlen:

Eritis sicut Deus!

# Hauptmanns „Rose Bernd" von W. Fred

Die Seele des immerzu tastenden Dichters Gerhart Hauptmann hat sich wiederum der alten engen Kreise proletarischer Schicksale besonnen, aus denen die ersten Früchte seiner schöpferischen Kraft erwuchsen. Doch ist das Moment menschlicher Erregung und Bewegtheit, das als treibende Kraft die Gestaltung veranlaßt, formt und begrenzt, nicht mehr jener soziale und ethische Zorn, jenes reformatorische und oft revolutionäre Gefühl, das den Naturalismus aller nordischen Länder auszeichnete, über das Bereich der Kunst eine kleine zeitlang hinauszuschieben schien und die stolze Meinung werden ließ, dieser Naturalismus sei ein Anderes, als einer der ungezählten Wege, Irrwege, Stege und Geleise in ein neues und ewiges Reich der Dichter ....

Vor jedem neuen Werke Hauptmanns bangt Einem. Er ist der einzige unter den reifen deutschen Dichtern, von dessen Art man ein großes und starkes Gefühl hat. Der einzige dieser Generation und Gruppe, von dessen tiefem Drängen und rastlosem Denken, von dessen schöner und innerlicher Menschlichkeit man sich das volle und runde — und große Werk erwartet, das diese Seele enthält, das rein zu uns spricht, das ....

Ach nein, das ist auch die „Rose Bernd" wieder nicht geworden. Auch dieses Schauspiel ist leider allzusehr (und dann wieder allzuwenig) Theaterstück. Auch dieses Werk ist unfertig, schlackenhaft, sorglos von seinem Vater hinausgestoßen worden. Auch hier wiederum ist man verletzt durch den Mangel an Straffheit, an dramatischem Zwange, an Logik und Richtigkeit, die man gerade von einem Stücke, das mit Technik und Stimmung des Naturalismus arbeitet, erwartet und wieder vermißt. Und auch diesmal wieder ist das Schicksal nicht in jene unweigerliche Beziehung zu Hörer und Leser gebracht, die eine große und anhaltende Teilnahme entstehen läßt. Jene Erschütterung über das Unglück der Kindesmörderin Rose Bernd, die man am Abend selbst, während des letzten Aktes erlebt hat, ist nach acht Tagen zerflattert und ein stärkeres Erlebnis für den Zuschauer bleibt die Darstellung der Else Lehmann als das Drama des Mannes, der dennoch auch diesmal uns mitgeteilt hat, daß er ein Dichter ist.

Die Reife der Menschenanschauung, die „Rose Bernd" von „Friedensfest", noch vom „Biberpelz" scheidet, ist ausgeprägt in der wunderbaren, nicht allein ausgleichenden, sondern bedingungs- und fraglosen Gerechtigkeit, die keiner Gestalt die Schuld am Unglücke zuschiebt, keinen Einzelnen für die Tragik der Geschehnisse antworten läßt, sondern die Torheit und Verwirrtheit der allgemeinen zur Zeit giltigen Überzeugungen als Grund des Schicksals einsetzt. Hier, in der Art, wie jeder Mensch von innen nach außen Recht hat, nicht anders kann, festgewurzelt ist, scheint mir der Gipfel dieses Werkes zu sein. Hier, in dieser Gruppierung, allerdings auch der empfindlichste, schwächste Punkt. Das wird ohne viel Analyse schon die kurze Inhaltsangabe zeigen.

Die Rosine Bernd ist die Tochter eines frömmelnden Greises, hat sich für ihre kleinen Geschwister müd gearbeitet, soll den Keil-August ehelichen,

einen schwächlichen, versonnenen Buchbinder, dem es auch nicht allzu leicht geworden ist, es vom Waisenhauszögling zum leidlich begüterten Kleinbauer und Kleinbürger zu bringen. Aber Rose weigert sich bald, bald drängt es sie, in der warmen Ehe Zuflucht und Ruhe zu finden. Die Männer haben sie alle die Jahre her schon bedrängt; und in ihrer kräftigen Natur haben sich auch die Sinne schon geregt und manchesmal funkelten ihre Augen Herrn Flamm zu, Christian Flamm, dem Wohlhabendsten, Frischesten und Kräftigsten des Bezirkes. Und als es dann gewiß ist, daß Rose dem Keil-August, dem schwachen, blassen Pietisten, gehören soll, da bricht die Jungfrauentugend und Jungfrauensprödigkeit, die Scham und Vernunft so gut wie die eheliche Treue des Christian Flamm gegen seine kranke, an Haus und Rollstuhl gelähmte Frau zusammen und Rose gehört dem Christian; Küsse und Taumel der Lust vereinigten die beiden in der freien Natur, aber der kräftige Landwind weht derlei nicht weg. In Rose Bernd keimt ein junges Leben; und der Maschinist Streckmann hat die Liebesleute belauscht und verlangt nach guter alter Erpressersitte der Liebe Lohn als Preis der Verschwiegenheit. Diesen Streckmann aber treibt seine sinnliche zähe Natur, seine Geringschätzung alles fremden Menschenrechtes, sein im Allertiefsten sitzender Cynismus aber zum Verrat, trotzdem Rose ihm gehört hat. Die Rose Bernd wollte retten, was zu retten schien: die Ruhe des Vaters, den ehrlichen Namen. Die Ehe, die dem Kind des Anderen Sicherheit geben sollte. Aber die Rechnung stimmte nicht, weil Streckmann Blut geleckt hatte, weil in ihm Wut und Eifersucht tobt. Deshalb bedrängt er das Mädchen wiederum; der alte Bernd und Keil-August kommen hinzu. Das Ende der Rauferei ist, daß Streckmann dem Keil-August ein Auge ausschlägt und die Schande Rose Bernds hinausschreit. Nun ist das Urteil gesprochen. Vor Gericht sagen Streckmann und Flamm die Wahrheit, das Mädchen leugnet alles. In ihr ist jetzt nur die übergroße Scham wach, die brennende Scham und der lohende Zorn, daß alle Opfer nichts geholfen haben. Sie schwört einen Meineid, sie leugnet auch noch, als Frau Flamm, die Weise und Gütige, die Mütterliche, die die Hetzjagd und das Unglück der gereizten Sinnlichkeiten begreift, helfen will. Sie schämt sich, ist wirr und unsicher geworden, sie kann nur Eines noch: im freien Felde das Kind gebären und dann es erwürgen. „'s sullde ni laba. Ich wullte's ni! 's sullde ni meine Martern derleida!" ... Sie gesteht das Verbrechen mit der tobenden Gebärde der Anklägerin und Keil-August, dessen verlittene Natur freier ist als die frömmlerische Oberschicht anzeigte, sagt, bevor Rose ins Zuchthaus wandert, des Schauspiels letztes Wort: Das Mädel ... was muß die gelitten haben!

Dies die Fabel. Der Sinn ist oft wuchtig hervorgearbeitet und manches deutliche Wort gibt ihn: Die Triebe jagen die Männer und Weiber; dann aber, begibt sich das Natürlichste, keimt neues Leben, bedrängen die Vorurteile, Gehässigkeit und Niedrigkeit die Mutter. Das ewige Thema unreifer Kultur: die ledige Mutter. Darum auch der tausendmal seit Sturm und Drang abgewandelte Stoff von der Kindesmörderin. „Freu dich, ma soll sich freun uff' sei Kind, .." sagt Frau Flamm. „Fer a Weib gibts kee greeßeres Glick." Die Menschen aber treiben die Gebärerin ins Unglück, fragen nach Trauschein, Ehrbarkeit und Sittlichkeit. „s' hat een kee Mensch ne genung lieb gehot" so benennt Rose Bernd ihr Unglück, und als Streckmann sie verraten hat, stöhnt es aus ihr: „Ma sellde vielleicht .. doch ane Mutter han ..." Und die reichste Gestalt ist Frau Flamm, der das Kindchen gestorben ist, die gelähmt dasitzt und Zeit zum Denken, Kraft zur Milde hat. Die Gewalt der Geschlechtlichkeit, das Unheil der Sinne, die törichte Roheit der Welt — das ist das Schicksal, das Rose Bernd zu Leid und Verbrechen treibt. Man hat gelegentlich dieses Dramas oft zitiert: Ihr treibt die Arme ins Verderben .... Im Stücke heißt die Fortsetzung des Satzes: Ja danach wird nicht gefragt im Leben.

Ich glaube, der Schönheit dieses Stückes ist nun Genüge getan. Auch jener tiefen Ethik, die so schön ist, daß sie mehr Weisheit denn Ethik ist. So will ich nicht verschweigen, daß die Geschichte der Rose Bernd gerade in solchem Sinne brüchig ist. Denn Rose Bernd wird nicht so sehr durch das Schicksal, wie es eben umgrenzt wurde, getrieben als durch die Schwäche und Geringheit ihrer Natur, was wiederum — und das ist der springende Punkt — einen Widerspruch in der Figur enthüllt. Denn wir empfinden es schon zu allem Anfang als niedrig, daß sie sich Keil-August nicht enthüllt, daß sie die Lawine, die Kette der Niedrigkeiten damit selbst entfesselt.

Denn das fremde Kind in die Ehe zu führen .... Es ist nicht Moral, sondern Reinlichkeit, die mancher dagegen verspürt. Und auf der anderen Seite: daß alle die Menschen außer Frau Flamm Roses Schwangerschaft nicht entdecken, daß der Prozeß, der Meineid in der Wirklichkeit unmöglich sind — das sind grobe Schlacken im Flusse dieser Dramatik.

Und doch: dieses Schauspiel „Rose Bernd" hat einen heftigen und starken Charakter. In ihm tönt viel vom tiefsten Menschentum, vom Mutterleid.



Hier stand ursprünglich der Schluß des Aufsatzes von Stefan Zweig über E. M. Lilien mit sechs Bildern. Da aber, wie das eine Redaktion ja gewohnt ist, die sechs Bilder trotz vielen Schreibens, Telegraphierens 2c. 2c. nicht einliefen, so mußten wir eben wohl oder übel den Aufsatz, auf die Bilder hoffend, für die nächste Nummer zurückstellen. Mit den Künstlern ist bekanntermaßen ebenso wenig wie mit des Geschickes Mächten ein ewiger Bund zu flechten. — Ich aber bin wütend . . . — Jacques Hegner.

# Gedichte von Hans Müller

## Das Horn

Ein Knabe stand im gelben Sonnenstrahl
und stand in weiten, seidenen Gewändern.
Vom Halse hing ein Horn an bunten Bändern,
wie Linnen weiß und leuchtend wie Opal.

Der Knabe hub das Horn an seinen Mund,
sein junges Lebensleid darein zu singen:
O du mein Lied, falt aus die schweren Schwingen,
wach auf in meiner Seele tiefem Grund!

Da sang das Horn, es blühte die Schalmei,
als sei ein Heiland just geboren worden.
Der Knabe stand und lauschte den Akkorden,
und wußte nicht, wie ihm geschehen sei.

Es war ein Lied, von Glück nicht, nicht von Leid,
es war ein Lied von einem Menschenleben;
und ging das Feld entlang wie Frühlingsbeben
und wuchs empor in die Unendlichkeit.

Der Knabe stand, vor Staunen bleich und bang.
Ihm war mit einem Mal, als könnt er beten
und reinen Herzens vor den Herrgott treten.
Das war das Horn mit seinem Wundersang.

Da ging der Knabe in die Welt zurück,
wie Jesus war, so fromm und mild und weise
und reich. Er sagte in den Abend leise:
Du junges Leid, dich heiß ich Leidensglück.

## Märchen

. . . Und wenn die Kinder müde schlafen gehn,
der liebe Gott zu seinen Englein spricht:
Wacht auf, du Blütenhold, du Tausendschön,
gießt auf die Kinder euer Silberlicht;
sonst sind sie bang vor Furcht und schlummern nicht.

Die Englein ziehen ihre Hemden an
und steigen von den Betten, mild und sacht,
und ihre Augen, die sie aufgetan,
die sind die gnadenreine Sternenpracht
der Sommernacht, der deutschen Sommernacht.

## Lektüre am Abend

Der Kerze mattes Licht. Vor mir ein Band
mit Versen, sanften, stillen, wunderbaren.
Den Schleier lüftet eine Zauberhand
von alten Wundern, die vergessen waren.

Hier ist die Sehnsucht, und hier ist die Ruh.
Von diesen Versen schwebt ein Kranz taufeuchter,
blutdunkler Rosen allen Wänden zu.
„Doch uns geschah, als neige sich ein Leuchter..."

Nun schließe ich das Buch und träume nur.
Das sind die großen, gottergebnen Stunden.
Demütig hat die Seele eine Spur
zum milden Auge ihres Herrn gefunden.

Aus dem Bande: Die lockende Geige, der in nächster Zeit bei Albert Langen in München erscheinen wird.

# Der Rohrspatz

## Fabel von Theodor Etzel

Als sich der alte Rabe auf dem Erlenbaum am Ufer des Binnensees niedergelassen hatte, flog aus Schilf und Binsen der Rohrspatz zu ihm empor und klagte:

„Den ganzen Tag, vom ersten bis zum letzten Sonnenstrahl, singe und schnarre und rolle und pfeife ich in allen Tönen und buntem Wechsel, bald laut und wild, bald traut und mild, und jeder Ton aus meiner Kehle ist eine Offenbarung aus meiner Seele, doch niemand achtet mich und niemand dankt mir. Die Möve lacht aus blauer Luft herab, die Ente schilt aus dem grauen Wasser, und Menschen, die am Ufer schreiten, hör oft ich spotten: ‚der freche Rohrspatz lärmt‘; der Seeadler nennt mich gar einen Dilettanten.

Du grosser schwarzer Vogel, du Rabe, der du bei Tier und Mensch als weise giltst, o sage mir, was offenbartest du den Lebenden, dass man dich also schätzt und hebt über die ganze Schar der singenden Vögel?“

Der Rabe sah mit seinen runden Augen den kleinen ruhmbegierigen Frager an und gab zur Antwort:

„Grab.“

„Grab? Nun — und weiter noch?“

„Was weiter? Grab — und Grab.“

„Nur immer Grab? — Du brauchtest, dass jeder dich den weisen Raben nennt, nicht mehr zu singen und zu sagen als Grab und immer Grab —? Und welche Weisheit liegt denn in dem Grab?“

„Die ganze!“ sprach der alte Philosoph, hob seine Flügel auf und flog davon.

*

Der Rohrspatz sass noch lange im Erlenbaum und sah dem Raben nach, und dessen Antwort war ihm dunkel.

Doch endlich kam es wie Erleuchtung über ihn. Er flog hinab in Schilf und Binsen und suchte sich den höchsten Sitz und tat den Schnabel auf und sang und schrie:

„Grab — Grab! Die höchste und die tiefste Weisheit höret: Grab — Grab! Die ganze Weisheit liegt im Grab. — Ihr lachtet meiner, Möven in der Luft, ihr schaltet mich, Wildenten in dem Wasser, ihr spottetet, ihr Menschen auf dem Lande — — nun aber hört ihrs, was ich bin! Grab — Grab! Ein Weiser bin ich — Grab — Grab — Grab . . .“

„Ein Tor bist du, ein Schelm!“ schalt da empört ein Erpel. „Gib Ruhe doch!“

„So lasst den amüsanten Narrenhals doch schreien!“ rief belustigt eine Möve, und alle Möven lachten.

Und Menschen, die am Ufer gingen, sagten: „Der freche Rohrspatz lärmt.“

Der Seeadler, der hoch die Kreise zog, rief finster aus der Höhe: „Plagiator!“

Da schwieg der Rohrspatz.

*

Als anderen Tags der alte Rabe wieder im Erlenbaum am Ufer sass, flog unser Rohrspatz zu ihm hin und sagte mit leichtem Spott:

„Mit deiner Weisheit ist es nicht weit her, du weiser Rabe!“

Der lachte.

„Mir scheint“, fuhr unser Kleiner mutig fort, „dass sie inzwischen alt geworden ist.“

„Weisheiten werden niemals alt, sie waren schon alt, bevor ein Weiser ihre Formel prägte“, bekannte frei der Rabe.

„Mich aber hast du weidlich angeführt“, warf ihm der Rohrspatz vor. „Als ich dieselbe Weisheit laut verkündete, hat alles mich verhöhnt und sie verlacht.“

„Wie kann ein Rohrspatz Rabenweisheit künden?!“

„So lehre mich den Sinn von deinem Satz.“

„Nun gut, merk auf! Ich schreie Grab und nichts als Grab —“

„Grab“, schrie der Rohrspatz auch.

„Ganz recht! — Grab heisst so viel wie: denk an dein Grab, denk an den Tod! Doch jedes Ja enthält auch schon sein Nein, und jeder Tod verlangt zunächst ein Leben. Und sag ich Grab, so heisst das nicht allein: denk an den Tod — es heisst auch: denk, dass du lebst — vor deinem Grab, vor deinem Tod! Ein philosophisches System ist immer rund und dreht sich, wie man will, und überall ist oben oder unten; es steht gleich gut auf Fuss wie Kopf — wenn ihm nicht etwa beide Teile fehlen.“

„O Meister!“ rief entzückt von solcher Offenbarung der kleine Rohrspatz, „Meister, glaubst du wol, dass alle Tiere dich so ganz verstehn, — wie du es meinst — und was du alles sagst mit deinem ‚Grab‘?“

„Nicht einer ahnt, was ich hineingedacht in meine kurze Formel!“ sprach ernst der Rabe und nickte mit dem schwarzen Kopf.

„Ich will dirs nur gestehn“, bekannte da der Rohrspatz, „ich wollte, von deinem Ruhm verlockt, gern selbst als Weiser gelten, — jetzt aber will ich gern auf Denkerruhm verzichten und nur dein Deuter sein!“

Und eh der Rabe ihn noch warnen konnte, war unser Kleiner fort.

*

Von seinem hohen Sitz im Schilf herab hielt bald darauf der Rohrspatz laut schreiend seine schönste Rede:

„Ihr Wasser-, Luft- und Landgenossen, nun höret zu!

Als grösster aller Philosophen ist der Rabe anerkannt. Sein philosophisches System ist besser als des Kuckucks und des Uhus Weisheit. Das gebt ihr zu, — doch keiner von euch allen hat je ihn recht verstanden! Ich bin berufen, euch des Raben Weisheit auszulegen. Die Ohren auf!

Ein jedes Ja enthält auch schon sein Nein, — und jeder Tod verlangt zunächst ein Leben. Und sagt der Rabe ‚Grab‘, so heisst das nicht allein: denk an den Tod, ans Grab, — das heisst zugleich auch: denk an das Leben, vor dem Grab. . . .“

Da schnatterten die Enten ihm schallend in die Rede: „Als ob wir das nicht alles selber wüssten! Ein Rohrspatz kann doch uns nichts neues sagen.“

Die Möven lachten schrill: „Hört doch den grossen ‚Deuter‘ an, den Binsenkopf, den Possenreder!“

Am Ufer standen Menschen, die lachten auch und sprachen: „Der freche Rohrspatz lärmt.“

Der Seeadler von oben rief: „Ignorant!“

Da hielt der Rohrspatz inne voll Zorn und Trauer.

*

Der Rabe wartete am andern Morgen im Erlenbaum vergeblich auf den Rohrspatz.

Doch plötzlich hörte er des Kleinen Stimme aus Schilf und Binsen weithin übern See und übers Ufer schallen:

„Noch einmal hört mir zu!

Der Rabe, merkt euch das, der Rabe ist ein Frevler an eurem Geist. Mit seinem ‚Grab‘ hat er euch dreist verblüfft. Er ist ein Dilettant, ein Plagiator, ein Ignorant! Ich brauche das nicht näher zu erklären, denn ihr seid selber klug und wisst es selbst! — Und auch der Kuckuck mag sich zu sich selber scheren, der Bauernfänger! Nichts kann er, als mit viel Geschrei Reklame machen für seine Sehergabe, die er nie besessen. Er ist entlarvt! — Der Uhu aber ist ein Tropf, ein Dunkelmann, ein Idiot, ein Simpel, ein Banause. . . .“

So gings noch lange weiter. Der Dompfaff und die Nachtigall, der Star, der Storch und der Pirol und andere Vögel, die als Dichter, als Denker und als Deuter sich Ruhm erworben hatten — sie alle tat der Rohrspatz ab mit Schimpf und Schande.

Da reckten alle Enten staunend die Hälse hoch und sagten: „Ein tüchtiges Talent! Er muss ein scharfer Geist sein, dieser Rohrspatz!“

Die Möven flogen langsam hin und her, und eine rief bestürzt der anderen zu: „Wer hätte je geglaubt, dass unserer Zeit solch ein Genie geboren würde!“

Hoch aus den Lüften klang der Ruf des Seeadlers: „Ein Reformator!“

Ein Mensch, ein Fabeldichter, stand am Ufer und schrieb in sein Notizbuch: „Der freche Rohrspatz lärmt.“

Der aber schrie und schrie. . . .

*

Er schreit noch immer.



# Kriminalästhetisches

von Dr. Emil Rechert

Mit allen Fächern, allen Geistesrichtungen soll nach der neuesten Schule der Kriminalist vertraut sein, nichts Menschliches soll ihm fremd sein. So mag es wohl kaum als unmenschlich erscheinen, das Wort „Kriminalästhetik“ zu prägen und einmal auf dem Gebiet strafrechtlichen Ernstes diesem seltsamen Gewächs nachzuforschen. Das Ernste liegt auf diesem Felde freilich an der Oberfläche, auch für die Oberflächlichsten, die Vielzuvielen, erkennbar; nur ein besonderes tiefsinniges Menschengemüt mag auch hier die ewige Komik menschlicher Dinge erkennen. Nur bei Shakespeare sind auch die Mörder komische Kerle, in den ordinären Schauerromanen triefen sie von Blut und Tragik. Mit souveräner Laune hat auch Jules Moineaux, durchaus kein Shakespeare, jedoch früher Redakteur der „Gazette des Tribunaux“, unter dem Titel: „Les Tribunaux Comiques“ Pariser Gerichtsverhandlungen geschrieben. In diesen Bänden knistert viel Witz und Drolligkeit, kichert der leichtbeschwingte Esprit, der am Wasser der Seine so trefflich gedeiht, aber der göttliche Funke eines allumfassenden Humors leuchtet doch nur in den Kriminalskizzen, die ein wohlbekannter Landsmann von uns geschrieben hat. Aber auch das rein psychologische Interesse, wenn dieses die Zuschauer des Gerichtstages auf die Tribüne führt, ist aller Ehren wert. Im Gerichtssaal spielt sich doch tagtäglich ein wahres Welttheater ab, auf allen Seiten menschlicher Natur wird das begleitende Orchester vorgetragen, ergreifend, abstoßend, erschütternd, zum Lachen reizend, erhaben und gottsjämmerlich — toute la lyre! Das ganze Saitenspiel! Freilich findet das interessante Schauspiel nicht bei der eigentlichen Aufführung, sondern schon früher statt; die Generalproben sind ja merkwürdiger als die Premieren. Die öffentliche Hauptverhandlung rollt den durch zahlreiche Formvorschriften im voraus bestimmten Gang ab; die hauptsächlichste Spannung verleiht ihr die unmittelbare Nähe der

Endentscheidung. In der Voruntersuchung wird aber das Material, das der Hauptverhandlung bereits eine feste Grundlage verleiht, erst gewonnen; hier findet der erste und heißeste „Kampf der Gehirne" zwischen Richter und Verbrecher statt.

So unansehnlich die altväterisch ausgestatteten Bureaus unserer Untersuchungsrichter sind, so zieht hier doch alltäglich eine verwirrende Fülle von Geschichten aus der menschlichen Tragikomödie vorüber. Wer als unbeteiligter Zuschauer auf dem scheinbar so gemütlichen Lederdivan im Hintergrunde des Zimmers Platz nehmen dürfte, möchte wie auf dem Zauberteppich jenes Märchens eine unendliche Reise machen, er könnte hier tiefe Einblicke in die Menschenseele und das Treiben der Welt gewinnen, in komprimirter Form Trauerspiele und Komödien erleben, von deren rasenden Szenenwechsel, verblüffenden Wendungen, krassen Effekten, herzerschütternden Einzelheiten unsere realistischen Dramatiker kaum zu träumen wagen. So ist der Ausschluß der Öffentlichkeit der Voruntersuchung nicht bloß vom Standpunkt der konsequenten Anhänger des Anklageprozesses, sondern auch von dem der lernlustigen Psychologen zu bedauern. Sie würden hier, wie Doktor Faust, „in dieser Stunde mehr gewinnen als in des Jahres Einerlei".

Die Welt der Verbrecher ist von jener angenehmen Unheimlichkeit, Unheimlichkeit mit Sicherheitsgefühl gepaart, die das größte Publikum anzieht. Ich glaube, in dieser Unheimlichkeit, verbunden mit Sicherheitsgefühl, die eigentliche Triebfeder der Teilnahme des großen Publikums am Kriminalistischen gefunden zu haben; dieses Gefühl läßt es Kriminalromanen, Kriminaldramen und endlich — oder besser: vor allem — Kriminalverhandlungen so bedeutenden Anteil entgegenbringen. Bei jenen besteht das Sicherheitsgefühl in dem Gedanken, daß schließlich alles doch nur Erdichtung ist, bei diesen aber in der fundierten Erwartung, den Schuldigen der endlich triumphierenden Gerechtigkeit verfallen zu sehen. Auch im Käfig der Menagerie sind die wildesten Tiere die beliebtesten.

Die Welt der Verbrecher ist unheimlich, und auch für Unbescholtene anziehend. Die Verfasser der Kriminalromane haben ihre Reize lange genug ausgeschrotet, aber es ist fürwahr auf diesem Gebiet nicht notwendig, das Wirkliche romanhaft zu übertünchen — die Wirklichkeit selber ist oft fesselnd genug. (Fesselnd ist in jedem Sinne das richtige Wort.) Darum haben ja auch die bloßen Nacherzählungen hervorragender Kriminalfälle, die nach dem Vorbilde des französischen Rechtsgelehrten François Pitaval in vielbändigen Werken geliefert wurden, zu allen Zeiten „ein groß' Publikum" gefunden, wie es die Berichte über spannende Verhandlungen noch alle Tage finden. Den Herren Gaunern wird ein Interesse entgegengebracht, das redliche Leute für ihre Leistungen oft schmerzlich vermissen.

Wir haben in dieser kleinen Studie, für die man das Wort „kriminalästhetisch" prägen konnte, einige Gründe des allgemeinen Anteiles an der Strafjustiz aufzuzeichnen versucht. Es ließen sich noch andere finden, die auf der moralischen Leiter schon recht tief stehen. Drängen sich doch in den Schwurgerichtssaal nicht bloß die Schaulustigen „mit hohen Augenbrauen", sondern daneben auch jene berufsmäßigen Getreuen, die hier die Kunst, mit Richtern umzugehen, studieren wollen. Kürzlich ist das Büchlein eines deutschen Richters „Strafrecht und Politik" herausgekommen. Auch dieser Herr, der unter dem Namen Justus Clemens schreibt, konstatiert, „daß nicht das bürgerliche Recht, sondern das Strafrecht dem Volk als Wertmesser für die Schätzung seines Rechtes und der gesamten Handhabung desselben erscheint." Der bürgerliche Rechtsstreit beschränkt sich immer auf das Mein und Dein, und interessiert deshalb immer nur sehr kleine Kreise. „Die Entscheidungen stützen sich auf Rechtsgrundsätze, die mathemathischen Formeln gleichen. Mögen sie noch so scharfsinnig sein und das helle Entzücken des Fachmannes erregen, das große Publikum lassen sie absolut kalt." Sehr richtig bemerkt Justus Clemens, daß dabei die Strafsachen manchmal so uninteressant sind, daß man schwer begreift, wie eine gewisse Anzahl von Personen jeder Sitzung beiwohnt. Selbst der langweiligsten Verhandlung über eine unbedeutende Übertretung folgen die Zuhörer mit offenbarer Aufmerksamkeit und Spannung. Den psychologischen Grund dieser Erscheinung sieht J. Clemens seinerseits in der menschlichen Eigenschaft der Schadenfreude. Es ist so behaglich, den lieben Nächsten auf der Armensünderbank zu sehen und sich zu sagen: „Siehst du, du bist doch ein besserer Mensch!" Und noch ein zweiter Umstand erkläre die „auffallende Vorliebe für Strafverhandlungen." Jeder halte sich für kompetent, die Fragen des Strafrechts zu verstehen, sich selbst über den vor ihm verhandelten Fall ein Urteil zu bilden und das Urteil des Gerichtshofes an seiner eigenen Beurteilung zu messen.

So hätten wir noch zwei Gründe zu unseren eigenen dazu gewonnen und dürften nunmehr im kleinen Rahmen das gestellte Thema „über die Gründe des allgemeinen Anteiles an Straffällen" erschöpft haben. Daß diese Frage einmal des Nachdenkens wert war, wird wohl kein Freund psychologischer Dinge bestreiten.




# Die Halb-Alten („Les Demi-Vieilles“)

Roman von Yvette Guilbert (Einzig autorisierte Ausgabe) Deutsch von Ludwig Wechsler

(14. Fortsetzung.)

Man befand sich in den ersten Tagen des September. Die während der Sommermonate geschlossenen Theater öffneten nacheinander ihre Pforten, und schon war für den 15. die Première der komischen Operette „Madame la Dèche“ von Maurice Roval, Musik von Viennois, angekündigt worden.

Man sprach schon viel über die Ausstattung, die Kostüme, die in dem Stücke beschäftigten Künstler; kurz in „Reporters-House“ und „Cabotinville“ wurde „Madame la Dèche“ mit größter Ungeduld erwartet.

Die schönsten Mädchen von Paris sollten darin vorgeführt werden; es sollte ein wahres Aufgebot von Schönheit und Eleganz werden, denn jede der Damen hatte sich die sensationellsten Toiletten gesichert, um den Ruf ihrer Galanterie zu vermehren und zu unterstützen.

Endlich war der große Abend gekommen.

Das seit Anfang August anhaltende Regenwetter hatte die Heimkehr des bis dahin in den Sommerfrischen, Seebädern und sonstigen Kurorten zerstreuten Publikums beschleunigt, und thatsächlich vereinte jener Septemberabend im Théâtre des Frivolités das sattsam bekannte „Tout Paris“.

Die halbe und Viertelwelt, die Damen aus den höheren und niederen Schichten des galanten Paris waren vollzählig erschienen; ebenso hatten sich die an diesem Abend nicht beschäftigten Schauspieler beiderlei Geschlechtes eingefunden, um als Zuschauer ihren Kameraden Beifall zu spenden.

Esther Renot, Gillette Norbert und Leo Seraphin waren soeben in ihrer großen, bequemen Prosceniumsloge angelangt; einige Minuten später fand sich Maurice Roval mit Frau Bèche ein, die er im Korridor am Arme ihres Gatten erblickt hatte, der im Besitze von zwei schwer eroberten und dabei miserablen Klappsitzen sehr erfreut war, daß seine geliebte Ehehälfte einen besseren Platz bekam.

Die Damen ließen sich an der Logenbrüstung nieder, Leo Seraphin aber, der hochaufgerichtet dastand, versteckte mit seinem breiten Rücken den Autor, der sich in nervöser Erregtheit im Hintergrunde der Loge hielt.

Man hatte vereinbart, sich möglichst früh im Theater einzufinden, um die zahlreichen Begegnungen mit den verehrten Kollegen, Kameraden und anderen gleichgültigen Personen zu vermeiden und den nichtssagenden, leeren Phrasen zu entgehen, die sie für angebracht und liebenswürdig oder ermunternd ansehen, während sie im stillen dem Autor einen Durchfall nach allen Regeln der Kunst wünschen oder sich um seinen Erfolg so viel scheren, wie um die Milchzähne, die sie im zartesten Kindesalter verloren haben.

Maurice Roval war zu erregt, zu nervös, als daß er ruhig hätte sitzen bleiben können. Er stand auf und ging auf die Bühne, nachdem er gesagt, daß er nur im Zwischenakte zurückkommen werde.

Esther Renot blickte ihn aus den guten, zärtlichen Augen ermutigend an und sagte:

„Sei unbesorgt, Maurice, dein Stück ist gut ... es wird ein großer Erfolg sein ... du wirst schon sehen!“

„Ja, ja, gewiß, gewiß!“ bestätigten die Freunde und drückten ihm die Hand.

Er machte eine Gebärde, die seine innerliche Unruhe verriet, und ging.

„Frau Béche ist heute wunderhübsch“, bemerkte Gillette.

Doch Frau Béche hörte ihre Worte nicht, denn sie betrachtete unausgesetzt mit ihrem Glase eine Halbweltdame, die soeben ihren rauschenden Einzug in die gegenüberliegende Loge hält.

„Wer ist das?“ fragte Frau Béche.

Und Leo Seraphin, der das lebende Adreßbuch ist, nennt ihr die so auffallende Erscheinung beim Namen.

„Und jene Cocotte dort ganz in Schwarz? die so gepuderte Wangen und rot geschminkte Lippen hat ... die dritte Loge über den Balkonfauteuils ... die so viel spricht und so laut lacht?“

„Ich sehe schon“, sagt Seraphin. „Das ist ja gar keine Cocotte, sondern die Herzogin von Valentoy.“

„Wirklich?“ staunt Frau Béche naiv. „Man sollte es ihr nicht ansehen. Seltsam in der That!“

Seraphin will ihre offenkundig zu Tage tretende Neugierde befriedigen und nennt ihr einige von den Leuten, die man in Paris teils ihres künstlerischen Rufes, teils ihres Reichtums, teils auch der Skandale wegen, die mit ihrem Namen verknüpft sind, kennen muß.

„Sehen Sie dort“, sagt er, „die gepuderte Perrücke im Stile Maria Antoinette ... das ist Severine ...“

Frau Béche richtet ihr Glas neugierig auf die Genannte.

„Die ist hübsch“, erklärt sie dann.

„Neben ihr sitzt Raffaelli, der Maler, mit seiner Frau und Tochter. Neben diesen zwei Herren, sehen Sie? ... Der eine ist Marcel Prévost ...“

„Halbe Unschuld“, bemerkt Frau Béche entzückt.

„Sein Nachbar ist Henri Lavedan ...“

„Der Verfasser vom ‚Alten Steiger‘“, fährt sie fort.

„Aha ... da kommt Forain mit Robert, dem Maler, und Felicia Mallet ... Haben Sie sie schon ihre Lieder in der Bodinière vortragen gehört? Nein? So gehen Sie hin, gnädige Frau, so gehen Sie baldigst hin, ich rate es Ihnen.“

„Und wer ist der kleine Mann, der jetzt bei der Gruppe anlangt und Händedrücke wechselt?“

„Das ist Georges Ohnet ...“

„O, der Hüttenbesitzer .... der Hüttenbesitzer“, wiederholt die kleine Béche und drückt die Hand auf ihr Herz, das vor Aufregung pocht.

„Dort sehen Sie Chauchard“, fährt Seraphin fort, „den Direktor des Warenhauses ‚zum Louvre‘ ...“

„Ja, ja, ich weiß ... aber wo ist er?“

„In der ersten Orchesterreihe ... er hat den schönsten Bart von Paris. Neben ihm Frau Durand, die Chefredactrice der ‚Fronde‘. Hübsch weiß und blond, was? Sie plaudert mit der Marni, der Schriftstellerin.“

„Wie? Diese schöne, große Dame ist Jeanne Marni?“

„Nicht wahr“, plaudert Seraphin weiter, „sie erinnert an die prachtvollen Frauengestalten aus dem achtzehnten Jahrhundert? Sie besitzt auch deren Geist ... Sehen Sie nur, mit welch reizender Gebärde sie soeben Catulle Mendès die Hand gereicht hat.“

„Und die üppige, brünette Dame, von der ich nur den hübschen Hals sehe, ist wohl Frau Mendès?“

„Ja. Ihr Gesicht ist sehr wirkungsvoll, namentlich der Zug um den Mund so geheimnisvoll.“

„Und jener große Herr dort ist wohl Rochefort?“

„Ja. Er sitzt neben einem Herrn, dessen Namen ich Ihnen nicht nennen will“, gab Seraphin lachend zur Antwort. „Dagegen will ich Sie in seine Koketterie einweihen ... Sie sehen doch die hübsche, weiße, seidenweiche Locke, die sich einer niedlichen Schlange gleich um seine Stirne legt? Na, diese Locke ist falsch! Sie hat vierzig Centimeter in der Länge, und manche wollen sogar wissen, daß sie von einer der Frauen herrührt, die zu seinen zahlreichen Verehrerinnen gehörte und die sie dem eigenen Haarschmuck entnahm, um sie ihm zu schenken.“

„Wie? Männer tragen auch falsches Haar?“ fragte die kleine Bêche sehr belustigt.

„Betrachten Sie einmal das Paar, das soeben hereinkommt“, sprach Seraphin hastig. „Das ist Monsin mit seiner Frau . . . Was sagen Sie zu der Frau?“

„Sie sieht recht schüchtern aus.“

„Und diese so schüchtern dreinschauende Dame hat mit ihrem Schirm einen Journalisten, der ihr Geliebter war, ganz erbärmlich durchgeprügelt, weil er ihre Briefe von sämtlichen Redaktionsmitgliedern lesen ließ. Nachher hatte sie zum Freunde einen Maler, der — wie man wissen will — sie zwang, die Namen ihrer fünf Kinder zu nennen, und zwar in Momenten, da man sich gewöhnlich sehr still verhält.“

„Und ihr Gatte?“ wollte Frau Bêche wissen.

„Der Gatte ist Philosoph, der seine Hörner gelassen betrachtet und anwachsen sieht; es scheint ihm sogar besonderes Vergnügen zu bereiten, daß sich für seine Frau, von der er selbst nichts mehr wissen will, noch Liebhaber finden. Er ist ein großer Charakter, seine Gelassenheit keine alltägliche und bewundernswert an ihm die Offenheit, mit der er sich über die Liebhaber seiner Frau lustig macht. Als sich der Maler einfand, um der Frau vom Hause seinen Besuch abzustatten, wurde er vom Gatten überaus liebenswürdig empfangen und eingeladen, doch recht oft zu kommen. Er drückte ihm die Hände, betastete seine Arme und Waden und bemerkte dann mit der größten Ruhe: ‚Der Junge hat noch Muskeln!‘ Darauf ging er lächelnd, mit dem rätselhaften, beunruhigenden Gesicht einer Sphinx hinaus, die den einfältigen Sterblichen so manche harte Nuß zum Knacken giebt . . . Da kommt der betreffende Maler gerade“, fügte Seraphin lebhaft hinzu. „Er befindet sich in Gesellschaft dieses weißgekleideten Paares, Sie sehen doch, dort, neben der leeren Loge . . . Seitdem er die kleine Monsin verlassen hat, ist er der Geliebte dieser hübschen Frau Demoi. Er machte ihr den Hof, solange sie noch Mädchen war; da sie seinem Drängen aber durchaus nicht vor der Ehe, sondern erst nachher nachgeben wollte, so machte sich unser Held sofort auf die Suche nach einem Bräutigam, den die Schönheit des jungen Mädchens zu einem sehr stürmischen Bewerber gestalten würde. Er fand den Gesuchten unter seinen besten Freunden, und kaum hatte der junge Demoi seine junge Gattin heimgeführt, als diese in die Wohnung unseres Malers eilte und sich ihm dort hingab. Seither erzählt der Maler aller Welt, welch ein Glück ihm gewährt wurde . . .“

„Das ist unglaublich!“ stotterte Frau Bêche hochrot im Gesicht und fächelte sich Luft zu.

„Da kommt Planqueur“, ließ sich mit einemmale Gillette Norbert vernehmen. „Du weißt doch, Esther, der uns sagte, daß er stets nur Artikel schreibe, die seinen Ansichten stracks zuwiderlaufen, und zwar der vierzigtausend Franken wegen, die ihm sein Herausgeber zahlt, damit er das Blatt in diesem Sinne leite . . . Es hat ihm indessen kein Glück gebracht, daß er sein Gewissen verkaufte. Er verheiratete seine Tochter, an der er mit abgöttischer Liebe hängt, und weder sie, noch sein Schwiegersohn wollen ihn bei sich empfangen, weshalb weiß ich nicht. Dabei bezieht das junge Paar ein Jahresgehalt von zwölftausend Franken von ihm . . . Sieh nur, wie aufmerksam er Fräulein Monéro betrachtet . . . Sie ist aber auch wunderschön, als wäre sie ein lebendig gewordenes Gemälde von Van Dyck mit den herrlich gezeichneten Händen . . . Hast du ihr von Granié gemaltes Bild in der letzten Ausstellung gesehen? Es hat Aufsehen gemacht und ist vom Staat angekauft worden.“

In diesem Moment grüßten zwei Herren, zwei Brüder, Gillette, die den Gruß lächelnd erwiderte, worauf sie die erforderlichen Erklärungen lieferte.

„Beide sind Journalisten und der eine ist der merkwürdigste Mensch unter der Sonne. Er hat ein ganzes Zimmer voll bekannter, vornehmlich aber geheimer Dokumente über fast alle Personen, die wir kennen, Schriftsteller, Künstler, Zeitungsherausgeber, Kritiker, Bildhauer, Maler, Bankiers, Börseaner gleicherweise. Auf diese Weise hat er sich förmlich zum Polizeiagenten entwickelt, der seinen Feinden

sehr gefährlich, seinen Freunden aber um so nützlicher werden kann. Er kennt ohne Ausnahme jedermann, der schreibt. In seiner Eigenschaft als Schriftsteller hat er sich selbstredend am meisten für das Leben und Treiben seiner Kollegen interessiert, und die sich auf sie beziehenden Aktenstücke befinden sich in alphabetischer Ordnung in seinen Schränken, von wo sie an dem Tage zum Vorschein kommen, da es sich darum handelt, einen Kameraden zu verteidigen oder einen Feind anzugreifen. Vor fünfzehn Jahren wären die beiden Brüder auf ein Haar einer schlau ersonnenen Erpressung zum Opfer gefallen, und seither sammeln sie diese kleinen Papierchen, für die ihnen der Herausgeber einer großen Morgenzeitung schon eine lächerlich hohe Summe geboten hat, die sie aber zurückgewiesen haben ..."

Seit zehn Minuten füllte sich das Haus zusehends. Esther Renot wird von allen Seiten erkannt und erwidert lächelnd die Grüße, die ihr gelten. Von überall sieht sie die Gläser auf sich gerichtet; aber sie bleibt vollkommen ruhig, denn sie weiß, daß sie heute sehr schön, ja geradezu entzückend ist in ihrer höchst geschmackvollen, vornehmen Toilette und mit dem reizenden Hütchen auf dem Kopf, das ein Gewinde von rosenroten Geranien und Silberblättern trägt und in seiner Farbenzusammenstellung so sorgfältig abgetönt ist, daß es die Bewunderung des ganzen Hauses herausfordert. Sie ist doppelt schön, denn sie weiß es, und ihr Wille, noch schöner zu sein, verdoppelt ihren Reiz, da sie zu jenen Wenigen gehört, die schön sein können, wenn sie schön sein wollen.

Das Orchester stimmt die Ouverture an. Gillette Norbert, die ganz in Schwarz und deren Nase zu sehr emporgestülpt ist, als daß sie schön sein könnte, setzt sich zurecht. Frau Béche in ihrer mit Flitter besprenkelten Toilette und mit dem weißen Hute — Salon Adeline Gaillard — ist heute wirklich hübsch, zumal ein Hauch von Puder die übermäßige Röte der Wangen dämpft, und Béche, der sich auf seinem unbequemen Klappsitz niedergelassen hat, lächelt ihr wiederholt glückselig zu, denn seine Eigenliebe fühlt sich sehr geschmeichelt; er bewundert seine Frau und nickt mit dem Kopfe im Takt dazu.

Jetzt ertönen die drei Schläge ...

Esther Renot fühlt sich einer Ohnmacht nahe ... Wie? Wenn es doch ein Durchfall wird? ... Armer Maurice, sicherlich befindet er sich in einer ungeheuren Aufregung. Die Musik verstummt, der Vorhang geht in die Höhe, die Vorstellung beginnt.

Der erste Akt ist vorüber, ohne daß man weiß, ob das Stück einen Erfolg bedeutet oder nicht; zur Wiederholung hat man nur ein einziges Rondeau verlangt.

Der zweite Akt dagegen bedeutet einen vollen Erfolg; drei oder vier Nummern müssen zwei- und dreimal wiederholt werden, ein Chor erweckt sogar einen Sturm von Begeisterung, und das Finale gestaltet sich ganz einfach zum Triumphe. Rosa Rosette, die Darstellerin der Frau la Déche, war entzückend, hinreißend, übersprudelnd von Witz und Heiterkeit, dabei ist sie eine Meisterin des Vortrages, und ihr Erfolg so groß, daß Esther Renot am Schlusse des zweiten Aktes die Künstlerin beglückwünschen will.

Sie begiebt sich auf die Bühne hinab und findet die Diva in ihrer Garderobe, wo sie von Blumen, Freunden und Künstlern umringt, in einer Ecke auf der Chaiselongue ruht. Sie bemerkt auch Maurice, der einer Gruppe von Herren im Frack übermütig zuruft: „Heute war sie schön, was? Ganz einfach entzückend! Und diese Frische! Diese herrliche Jugend!" und Esther hört das schöne Mädchen erwidern: „Schweig doch, Maurice; du bist ja so verliebt in mich, daß du lauter dummes Zeug schwatzest!"

Und mit anmutiger Geberde legt sich ihre weiche, niedliche Hand auf den Mund des jungen Mannes, der laut schallende Küsse auf sie drückt.

(Fortsetzung folgt.)



# Puxle

von Felix Baumbach, Karlsruhe

Hohe, graue Mauern ringsum! Grau der Himmel und grau der Boden. —

In dunkler Ecke ein zerfallener Brunnen.

Und das einzige Grüne — ärmlicher Efeu. — Mühsam kriecht er am bröckligen Brunnenrand empor und neigt seine schwarzen Beeren dem Wasserspiegel zu; — dem großen, weitgeöffneten Auge voll Wehmut in mattem Glanz.

An den rissigen, öden Mauern reckt er die zagenden, braunen Ärmchen nach oben! Zum Licht! Schmiegt sich mit leisem Liebkosen an das rauhe Gestein, setzt sich in Spalten schüchtern fest — — und trauert erschöpft in geringer Höhe. Aber die Sehnsucht bleibt, die Sehnsucht nach oben!

Ein Windhauch kommt und spielt flüchtig mit dem armen Sehnsuchtsvollen — die dünnen, braunen Ärmchen mit ihrem ärmlichen, grünen Schmuck erzittern, bewegen sich schaukelnd — Sekunden — — dann wieder die düstere Ruhe. . . .

Hier lebt Puxle!

Armer Puxle!

Man riß ihm die Flügel aus — die sein Stolz waren, die schwingenden, sturmgewandten!

Man schnitt mit funkelndem Stahl seine Zunge, daß sie schmerzte. Dann redeten sie ihm die gleichen Worte vor — immer wieder, endlos! —

Die Zunge war verheilt. Puxle drehte seine runden, schwarzen Augen hin und her, blinzelte lustig — — und schwieg.

Immer dieselben Worte!

Puxle schwieg!

Da warf man ihn zwischen die hohen, grauen, öden Mauern.

Puxle drehte seine runden, schwarzen Augen hin und her, blinzelte ängstlich — und schwieg.

Ein trauriges Schweigen. . . .

Tage — — Jahre.

Er humpelte so schwerfällig von Wand zu Wand, schnappte nach einer Fliege, die sich verirrte und steckte den Kopf unter die Flügel, wenn die Dämmerung kam — früher als er sonst wohl getan hatte.

Frühling!!!

Am höchsten Rande der Mauer haben sich zwei ein Nestchen gebaut. Eine heitere Arbeit, tagaus, tagein!

Nun sitzen sie beieinander, streicheln die Köpfchen und zwitschern hell! Die lustigen Laute rieseln herunter zu Puxle! Der lugt hinauf — — die glänzenden Augen sind ein wenig verblaßt, nur wenig. Er lugt lange — dann drückt er sich in das Loch unter dem schweren, moosumsponnenen Stein. . . .

Die oben zwitschern weiter. Lustig!

Wenn ein heller, weißer Tag kommt, weiß wie die Blüten da draußen, und mit flinken, heiteren Händen die Dunkelheit aus Winkeln und Ecken fegt, putzt sich Puxle.

Er badet sich am Brunnen und streicht emsig durch das verrupfte Gefieder. Er weiß, daß er schön war! Die weiße, weiße Brust! Der schwarze, glänzende Schwanz mit den starken, festgekielten Federn und dann sein Stolz: Die weitspannenden, schwingenden Flügel — oh, wo sind sie? — —

Puxle läßt den Kopf hängen.

In einer monddurchschienenen Nacht träumt Puxle.

Der schillernde, grünleuchtende Bach! Die weiten Wiesenhänge mit all dem fröhlich Nickenden — rot, weiß und dunkelgelb! Da drüben der blauende Wald! Und am Bach die hochragende Pappel. Und oben, ganz oben auf der wiegenden Spitze — Puxle! —

Quak, Quak, wie das tönt!

Quak, Quak! Das quellende Licht, die warme Helle!

Quak — — Puxle wacht auf. Er hockt in seinem feuchten, kalten Winkel. . . .

Ein leises Wimmern, wie ein feiner, feiner Blutstrahl. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Tage werden kürzer. Die Mauern vertiefen ihre Schatten. — —

Am Efeu hängen wie dunkle Tränen die schwärzlichen Beeren. —

Ein braunrotes Blatt flattert müde in den Hof und fällt knisternd, wie mit einem verhauchenden Seufzer zu Boden.

Noch eins! Langsam! Nun ein vielstimmiges Zirpen! Eine Woge schwimmt in der Luft, auf und nieder — blau und weiß.

Husch! Ists vorüber!

Hui! macht Puxle, springt zum Flug, breitet

zur seligen Flucht die elenden Stummeln — und purzelt zu Boden. . . .

Da lag er lange.

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine Freude hat Puxle. — Seinen Brunnen. An einer Stelle, wo die Mauer völlig zerfiel, hockt er stundenlang. Da ist er dem Wasser nahe. —

Ein mitleidiger Sonnenstrahl huscht über die feuchte Fläche.

Das blinkert und blitzt!

Puxles alte Leidenschaft springt mit einem Ruck auf die Füße. Ah, wie er das liebt!

Wie hat er alles glänzende mit heller Lust zusammengetragen.

Einen ganzen Schatz, den er verteidigte auf Tod und Leben — . . . und mit feurigem Eifer stößt er haschend seinen schwarzen Schnabel in die funkelnden, huschenden Kreise. Das Wasser spritzt umher; Puxle schüttelt sich — der Schnabel blieb leer.

Aber immer das gleiche Spiel!

Einmal muß er es doch fassen! das Glänzende, Leuchtende! — —

Einmal ganz gewiß. — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Was wird das? Die staubigen, blinden Löcher in der starrenden Mauer gegenüber verschwinden und werden große, blanke Spiegel. Und vor diesen Spiegeln, Blumen und Blüten, so bunt, so frisch! —

Doch da! — Puxle erschrickt. Sind das nicht solche? Solch Grausame, die ihn arm und elend machten? —

Nein, die schauten anders, griesgrämig, ärgerlich, boshaft.

Die Augen der beiden da oben sind hell und warm, als ob ein strahlendes Feuer in der Tiefe glühte! Die schmeichelnden Hände so weich und zart, scheu und innig.

Gehören sie doch zu jenen?

Kommen sie, ihn zu quälen?

Puxle wetzt grimmig den Schnabel.

Die beiden lächeln sich an. — —

— — Ein Jahr ins Land! — —

Am Brunnen steht ein niedriges Holzbänkchen mit blütenweißen Kissen und Linnen. Und drüber gebeugt die Neuen mit den warmen Blicken.

Sie halten einander an den Händen, und wenn sie sprechen, erzittert die Stimme in süßem Beben.

Ein goldener Pfeil sprüht herunter aus dem lohenden Ball in der Höhe und verfängt sich im schmiegsamen Gelock der einen.

Die Stelle küßt der andere.

Sie schauen herab auf das, was sich leise regt in den schwellenden Kissen — feucht werden da ihre Augen und fester drücken sich ihre Hände!

Er neigt sich zu ihr und legt seinen Arm um die feine Gestalt! Sie hebt das Köpfchen — Puxle schaut neugierig der einen mitten ins Gesicht. . . .

Da schießt ihrs rot in das bleiche Oval, sie wendet sich, geht ein paar Schritte, er folgt ihr.

Die beiden verlieren sich für Augenblicke. —

Was das sein mag, auf dem Bänkchen?

Puxle duckt sich und springt. Zu niedrig. — —

Er duckt sich wieder — nun ist er oben!

Merkwürdig! In den weißen Kissen ein rosiges Rund, mit blonden Härchen und einem Mündchen wie eine Maikirsche.

Da schlägt etwas zurück, zwei winzige Deckelchen!

Hei, wie das funkelt, wie das glänzt und gleißt.

Puxle hat nie etwas Schöneres gesehn.

Schöner, weit schöner als die lichten, huschenden Kreise in seinem Brunnen!

Nur schnell, nur schnell Puxle!

Die dummen Kissen, in denen die Krallen hängen bleiben!!

Hopp, hopp, hin, hin!

Noch ein Sprung!

Ah! Jetzt! Dies und — dies! —

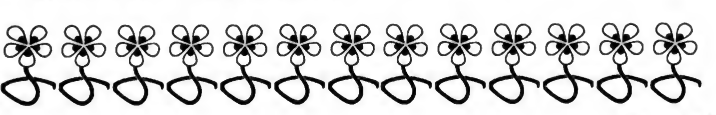
Hackend gräbt sich der harte, gierige Schnabel tief in das Weiche, Leuchtende. — —

Ein grelles Klagen. — —

Ein schriller, abgerissener Laut, wie eine springende Saite. — Ein gurgelnder, dumpfer Schrei. — Eine zuckende Hand krallt nach ihm. — —

Puxle entspringt in Todesangst. . . .

— — — — — — — — — — — — —



# Ein Traum

Von Henri Borel. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Else Otten

(7. Fortsetzung.)

Da . . . eine liebliche, freundliche Stimme, wie aus ganz alten, längst entschwundenen Zeiten. . . . .

Und Annie sitzt neben mir, hoch über dem öden Tal des Todes. Sie schaut jetzt nicht mehr lustig drein, und in ihren Augen liegt ein sanfter, zärtlicher Ausdruck.

„Aber Sie frieren ja“, sagt sie, „ist das Fieber wieder da? Legen Sie sich nur ruhig hier hin, den Kopf in meinen Schoß, hier habe ich eine warme, wollene Decke. Mary holt ein wenig Wein bei den Kulis, das wird Ihnen gut tun . . . wie kalt ist Ihr Kopf, und wie bleich Sie sind! . . . Kommen Sie doch zu mir, und ruhen Sie sich ein wenig aus! . . . und jetzt nicht hinunter sehen! . . . . .“

Ich schrecke auf wie aus einem bangen, bösen Traum . . . . Ihr liebes, freundliches Gesicht, ihre warmen, leuchtenden Augen! Sie ist der Frohsinn und die Freude und das Glück. . . . . Sie ist das Lachen und das Licht und das Leben. . . . . Und es ruft mich, es ruft mich, hört! Das Leben ruft mich zurück! . . . . .

Da habe ich mich abgewandt von dem trüben Tal des Todes, und ich habe meinen Kopf still in ihren weichen Schoß gelegt; ich fühle, wie sie besorgt die warme Decke über mich breitet, ich höre die Musik ihrer Stimme, die mir sagt, daß ich ruhen soll; ich will nicht den finsteren Tod, sondern das heitere Leben, . . . . leise, ganz leise beginne ich zu schluchzen, zu schluchzen vor Freude und Reue, während ihre Hände sich sanft und tröstend auf mein Haupt legen . . . . .

Nun ist es mir plötzlich klar geworden, wie ein großes Leuchten nach langer Finsternis in meinem Herzen: „Ich liebe sie, ich liebe sie!“

Ja, ich liebe sie, weil mein Herz wieder stark und jung ist und wieder lieben kann; das kommt durch die große Kraft, die die milde Luft meinem Körper und ihr frohes Lachen meiner Seele gegeben hat. Ich liebe sie, weil die Welt so unendlich schön ist, und weil das Grün so leuchtet und die bunten Blumen, weil die Vögel so lustig singen in den Zweigen, weil die Berge so hoch zum Himmel streben, und weil Gottes großes Licht so selig über der schillernden Ebene und dem Meere leuchtet.

Ich liebe dich, plötzlich, ganz plötzlich, mein liebes Weibchen, das nur immerfort lacht und ahnungslos, über allen Weltschmerz hinweg, seine Freude hinausjubelt. Ich liebe dich, weil du so lieb zu mir warst, nachdem mein Herz seit Jahren nur Trübsal und düsteres Grübeln kannte. Weil du dich so gar nicht fürchtest vor dem starren Blick meines trüben Antlitzes, weil du deine weichen, kleinen Hände so furchtlos auf mein armes, müdes Haupt gelegt, das keine Ruhe fand.

Da auf einmal habe ich es gesehen, in deinen Augen. Früher fand ich dich häßlich, mein liebes, kleines Frauchen, mit deinen bleichen Wangen und den alten Zügen um den Mund. Ich konnte damals noch nicht sehen, was sich hinter deinen Augen verbarg. Deine sanfte, reine Seele sah ich nicht, die unberührt vom Leben war, und darinnen Gottes lichtes Mysterium keusch wohnt. — Das haben die Leidenschaften, durch die du gegangen, und das düstere Frauen-Leben doch niemals in dir töten können, das Liebe, Sanfte, Jungfräuliche in dir, das du *mir* zum allerersten Mal gegeben. Liebliche Anmut liegt in dem Klang deiner Stimme, mein Liebling, in deinen sanften Bewegungen, wenn du ganz leicht dir mit der Hand über die Stirn streichst und eine Blume pflückst mit so zarten Fingern, und deine Füßchen in sanftem Rhythmus sich so leise bewegen. So leicht und graziös schwebst du dahin wie eine Melodie. Dich nur sehen ist schon Seligkeit, und meine Seele bebt vor Freude, wenn dein leichter Körper so vor mir dahinschwebt.

Hast du mich denn wieder jung und stark gemacht, mein Liebchen, du, so klein und zerbrechlich, und ich so finster-groß? Habe ich denn all' die Jahre in meinem

dumpfen Grübeln gar nicht gewußt, was das Leben ist, und hast du mit einem freundlichen Gruß und einem sanften Händedruck mich wieder gelehrt, daß Leben Liebe ist und Liebe der einzige Zweck des Lebens? Ich verstehe es noch nicht so recht, mein Liebling, kann es noch nicht glauben. Was ist doch an dir, das mich mit so lieber Sehnsucht umfängt? Du weißt so wenig, und doch weißt du mehr als all' meine trübe gesammelte Weisheit. Denn dein sanftes Gesicht blickt so heiter und so furchtlos in die Welt, und das Schöne um dich her stimmt dich so dankbar, daß du, immer heiter und lachend, durch die lichten Tage wandelst, mit lieblicher Grazie, wie ein Engel Gottes, dessen Seele eine leuchtende Freude seliger Reinheit ist.

Nie träumte ich, daß das noch einmal für mich kommen könnte. Ich glaubte, der trübe Tod sei alles, was meiner noch harrte.

Oh! die einsam stillen Nächte, beim matten Lampenschein, in so trübe Gedanken versunken, mit all' den trostlosen Büchern, aus denen keine Liebe sprach! Mein Angesicht war bleich, Liebste, und meine Augen trübe. Mein Herz klopfte so träge und jeder Sehnsucht gänzlich bar, welkte meine dunkle Seele langsam dahin.

Ist es der gute Bergwind, der die Nebel von mir wehte? Ist es die neue warme Kraft, die durch meine Adern strömt? Oder ist es nur dein helles Lachen, und all' die liebliche Musik deiner süßen Stimme? Wie hast du es nur angefangen, mein schlankes Frauchen, junges, frisches Leben wieder zu wecken in meinem sterbenden Herzen? Du bist so klein und so zerbrechlich. Deine Händchen könnte ich leicht zerbrechen in den meinen, dein Köpfchen reicht mir kaum bis an die Schulter, und ich würde mich fürchten, meine starken Arme um dich zu schlingen. Was hast du doch getan, um all' meinen Stolz zu brechen, und das dunkle Haupt, das vor dem Größten sich nicht beugen mochte, so tief sich neigen zu lassen vor deiner zarten Anmut? Mit einem Lächeln und einem freundlichen Blick hast du dies große Herz so sanft bezwungen, dies Herz, das selbst dem Allerschönsten niemals sich ganz hat geben können.

Viel lange, lange Jahre ist mir die Freude fremd gewesen, mein Lieb. Ach, ich hatte solchen Hunger und so großen Durst. Und jetzt bin ich so unendlich froh, so froh, wenn deine sanfte Hand nun in der meinen glüht, und selig klopft mir das Herz, wenn ich das Rauschen deines Kleides höre, und ein Strom warmen Glückes durchbebt meinen Körper, wenn du dein liebes Köpfchen nur einen Augenblick auf meiner Schulter ruhen läßt.

Und alles ringsum so grandios und so erhaben schön! Die weißen Berge, hoch gen Himmel ragend, die dünnen, eilenden Lüfte und der kühle Wind! Es scheint hier ein seliges Paradies zu sein, und fern liegt jetzt die trockene, heiße Erde, darin mein Leib einst schmachtete. Alles ist hier so rein, so geläutert, so keusch im Tiefinnersten. Und du bist hier eigentlich ganz zu Hause. Diese reine Atmosphäre gehört zu deiner lieblichen Anmut. Es ist ein wunderbar lichter Traum nach all' dem trüben, düsteren Leben. Das scheint jetzt lange, lange her zu sein und wir haben gänzlich damit abgetan. Der kühle Wind hat es verweht, mein Lieb', und wohl sind wir jetzt ganz geläutert und dieses Glückes würdig.

Ich weiß, mein Lieb, dies kann nicht also bleiben! Das Leben ist zu hart, und zarte, zerbrechliche Seelendinge werden vernichtet, wenn der Tod sie nicht sicher birgt. Ich weiß, mein Kind, es wäre all' zu schön, wenn dies so bleiben könnte. Das Leben ist eine trübe Kreuzfahrt, und so, an deiner weichen Hand, mit deinem frischen Lachen in der klaren Luft und all' den Bergen und dem schimmernden Grün ringsumher, würde es eine große, endlose Seligkeit werden, eine nicht endenwollende Freude, wie von Seelen, die, der traurigen Erde entstiegen, in dem großen Lichte wieder auferstanden.

Aber flüchtig, ganz flüchtig, nur für eine kurze Spanne Zeit, dürfen wir es vielleicht wohl genießen und, der grauen Wirklichkeit entrückt, einen kurzen Traum träumen in den reinen Regionen des Glücks, hier in diesem hohen Lande, so sicher hoch erhaben über den menschlichen Wohnungen, wo die Sünde und das Herzeleid wohnen. . . . . .

*

So sah ich die friedliche Dessa Ngadiwono in dem tiefen Tal der Ruhe.

Ein Zug in hellem Sonnenglanz begonnen, zu Pferd den steilen Bergpfad hinauf nach Padakaja, der ärmlichen kleinen Dessa auf dem hohen Bergrücken im Süden. Klettern und klettern über hohe Bergpfade, an tiefen Schluchten entlang. Überall Bergkämme, an denen der Blick sich stößt. Über einer hoch aufragenden Felswand vor mir streckt langsam eine helle Prachtwolke ihr Haupt empor, schwer vom Licht. . . . . Es steigt sich langsam hinauf zu jenem Glück.

Jetzt an der launigen Grotte von Padakaja vorbei und rechts über einen schmalen Seitenweg, und dann wieder links an tiefer Schlucht, an auf Hügeln gelegenen grünen Kohlfeldern vorüber, bis es plötzlich um eine Ecke geht und oh! seht doch! vor uns, lieblich zu unseren Füßen, eine große, freie Lichtung, ganz unerwartet, wo wir an schmalem Bergpfad entlang gehen. Zu unserer Rechten, in unmittelbarer Nähe, die Bergwand, dahinter im Süden die dunklen, finstern Kraterumrisse, hinter denen, bänglich geahnt, die dürre Wüste des Todes liegt; vor uns, im Norden, hochaufsteigende Gebirgswogen, aber links gen Westen hat es sich weit aufgetan, und tief unten, in weihevoller Stille, liegt ein liebliches, friedsames Tal. Still und ruhig liegt die Dessa Ngadiwono, wie ein Gefilde der Seligen. Weit und weiter öffnet sich alles dahinter, und groß und weit breitet sich in der fernen Tiefe eine glänzende Fläche aus in goldenem Morgenschimmer. Und in frischer, lenzblauer Luft, in der ein ganz feiner Nebel zittert, erhebt sich der Ardjoena, in durchsichtigem, perlgrünem Morgengewande, einem strahlenden Gotte gleich in dem zitternden, edlen Morgenlicht. Oh, wie er dort, nach all' dem Eingeschlossenen von lauter Bergrücken ringsum, sich plötzlich weit am Ende der offenen, geräumigen Fläche erhebt, so keusch und ehrwürdig, in perlendem Glanz! Der sanfte Mächtige, der erhabene heilige Beherrscher dieser weiten Welten. . . . .

Und die kleine, einfache Dessa, feste Hütten mit hellgelben Dächern aus Bambus, so glänzend und schön, so sanft und zufrieden und traulich, dort tief unten zu meinen Füßen, im friedlichen Tal der Demut so ruhig liegend, wie ein Kind, sanft im Schoße der stets gütigen Mutter . . . .

Nichts als dies: Der perlgraue Ardjoena, stattlich emporragend im hellen Morgenlicht, die weite Ebene mit unbestimmten Ausblicken lichten Glanzes, die friedliche Dessa, tief im Tale der Demut, wo das einfache Menschenleben wohnt. . . . . .

Ich bringe mein Pferd zum Stehen und schaue mir das einen Augenblick an, selig, von Angesicht zu Angesicht. . . . . Und mir erscheint es plötzlich so hochherrlich gewiß, daß ich jetzt Gottes eigenes, heiliges Wesen sanft vor meinen andächtigen Augen sehe, denn ist dies nicht Seine ruhige, erhabene Schönheit, die da vor mir thront und strahlt in so herrlich-stiller Pracht? . . . .

*

Es ist um diese Frau etwas so Reizvolles, und das muß doch zweifellos außerhalb jeder sinnlichen Regung liegen, daß z. B. ihre einfachsten Bewegungen, wie z. B. bei Tisch das Anbieten einer Obstschale mit liebfragender Stimme: „Darf ich Ihnen dies reichen?" plötzlich meine Seele auf's Wunderbarste berührt. Ich glaube, ich bin der einzige, der das je an ihr empfunden, und dem sie somit das Allerbeste und Reinste geschenkt hat.

Sie ist doch eher häßlich als hübsch, und man möchte auf den ersten Blick sagen, daß gar nichts Besonderes an ihr ist. Ihre Züge sind nicht so sehr fein und um den Mund herum ein wenig ältlich; ihre glänzenden, blonden Locken sind hier und da schon ergraut, und oh je! ihr putziges Näschen, und die zwei tollen Grübchen in ihrem schmalen, neckischen Kinn! . . . .

Aber was ist es denn doch eigentlich, das mich an diesem Gesichtchen so allerliebst anmutet, mit so herziger Güte, daß mir so wohl und so selig zu Mute wird, wenn sie mich freundlich lächelnd anschaut? Und was ist denn nur für eine Weichheit an ihrem Körper, daß ich mit all' meinem Trotz und meiner trüben Wehmut wie ein Kind meinen Kopf so gern in ihren weichen Schoß lege und in tiefer Demut wohl den Staub von ihren Füßen küssen und wohl viel von meinem alten, tiefsten Wissen hingeben

möchte, wenn ich noch jung sein könnte mit ihr, wenn wir uns gefunden hätten in jener Zeit, da ich sie noch fragen durfte, ob sie ihre sanfte Seele und ihren geliebten Körper ganz meiner Liebe anvertrauen wolle?

*

Heute Nachmittag gegen 6 Uhr schlug ich den Weg nach der „Leberallee“ ein, um dann rechts ab nach dem Karren-Plateau zu gehen. Es war ein Spaziergang durch dichten, schweren Nebel. Links, in einer Schlucht, die noch nicht voll ist, treibt langsam eine graue Wolke, trübe, gefahrdrohend, die sich wie eine Riesenschlange dahin wälzt. Weder Bäume noch Berge zu sehen. Es geht sich wie durch eine graue, unbestimmte Dunkelheit, unsicher und geheimnisvoll.

Doch seht! im wunderbaren Widerschein der irgendwo im Westen untergehenden Sonne auf einem Berggipfel oberhalb des kleinen Pfades steht, fremd und seltsam anmutend, ein lichtes Glück. Eine kleine Gruppe von Tjemara-Bäumen, ganz still und ruhig, unter einem Stück offnen Himmels, in lichtem engelreinem Blau, von der mattrosigen Färbung des Abendrots durchträumt. Sonst alles grau und düster und traurig. Aber die ruhige Gruppe dort steht in einer seltsamen Sphäre reinen Äthers, von einem leichten Schimmer überzogen, unwillkürlich und unglaubhaft.

Ringsumher das Schwere, Dunkle, Graue, das alles umhüllt, und die dichten Nebelabgründe der Schluchten, und die schwarzen Berge im Nebel, stumm und düster. . . .

Aber hoch, in dem Hohen dort über mir, in einer eigenen Sphäre, einsam und furchtlos, von einer frommen, friedlichen Weihe übergossen, die stillen, jungfräulich-schlanken Bäume, in jenem sanft errötenden, reinen rosigen Licht, lieblich-lächelnd, wie der Morgen lacht über der Nacht. . . . .

So steht das zerbrechliche Glück da, von wunderbarer, zarter Glut überzogen, bis die Nebel höher steigen, höher und höher, und leise, ganz leise welkt es dahin, wie alles, was zu zerbrechlich ist und zu hart, um lange zu weilen. . . . . .

(Fortsetzung folgt.)



# Die Geschichte vom kleinen Coriandoli

## (Ein Märchen für grosse Kinder)

von Hanns Heinz Ewers | Herrn Dr. V. S. gewidmet

**Es war einmal ein ganz kleines, sehr hübsches Coriandoli aus rosarotem Seidenpapier, das lag mitten unter vielen, vielen anderen Coriandolis, grünen und gelben und violetten und blauen und ganz weissen, tief in einer grossen, düstern Schachtel.**

**Als aber der Fasching kam, da wurde plötzlich die Schachtel aufgemacht. Und da sah das kleine Coriandoli einen grossen Saal mit vielen Lichtern und Spiegeln und schwarzen Herren und wunderschönen Damen. Ehe es sich aber noch recht von seinem Erstaunen erholt hatte, da wurde es aufgenommen und flog mit den anderen Coriandolis wie ein bunter Regen mitten durch den festlichen Saal. Viele fielen auf die Erde und wurden von blanken Lackschuhen getreten, andere aber fielen auf schwarze Fracks und weisse Westen oder auf seidene Schleppen. Noch andere fielen auf falsche Zöpfe oder auf hässliche Glatzen, unser kleines, sehr hübsches Coriandoli aus rosarotem Seidenpapier aber hatte es am aller-allerbesten: es fiel auf die blendendweisse Schulter einer wunderschönen Frau. Diese wunderschöne Frau lachte mit ihren blendenden Waschbärzähnchen und warf auch mit Confetti und Coriandoli, und dabei rutschte das kleine Coriandoli und fiel — aber es fiel so gut und weich: gerade in das Seidenmieder der wunderschönen jungen Frau. Und als nun die Musik spielte und alle die Damen und Herren tanzten, und als nun die wunderschöne junge Frau auch einen Walzer tanzte, da fiel das kleine Coriandoli noch mehr und sank — und sank — immer tiefer — — und tiefer — —**

**Es war aber schon wirklich sehr spät und das kleine rosarote Coriandoli wurde wirklich sehr, sehr müde. Da schlief es endlich ein und träumte so schön von all den schönen Stellen an dem schönen Leibe der wunderschönen jungen Frau, die es alle, alle geküsst hatte. Und es schlief so fest — — und es träumte so süss — — —**

**Als es aber am andern Morgen erwachte — — — wo war das rosarote kleine Coriandoli? ?**

**— — — — — (Ganz leise ins Ohr:)**

**„Im Schnurrbart eines jungen Herrn!“**

# Schaukal und ich

Schaukal meint, ich hätte früher „Hoffnung auf Genesung" seiner kranken Muse gehegt. Gewiß habe ich das. Zum Beweise dafür sei auch mir gestattet, eine Kritik hier abzudrucken:

Das Buch der Tage und Träume. Von Rich. Schaukal. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe der „Tage und Träume 1899." Leipzig, 1902. Hermann Seemann's Nachfolger.

Einige schöne Gedichte wie z. B. „Frühlingsahnen", „Vor dem Gewitter", „Der Fluß", die sich aber ein geduldiger, wohlwollender Leser aus einem Wust von verrenkten, verschnörkelten, alles berührenden aber nichts sagenden Versen heraussuchen muß. Sonst aber kein einziges Gedicht, das die Seele des Lesers mitjauchzen oder erzittern läßt. Das ist alles so verstandes- und jongleurmäßig, so berechnet spezialitäten-theaterhaft schillernd und oft verblüffend, aber kalt wie eine Hundeschnauze oder die redende Puppe eines Bauchredners. Schaukal scheint mir selbst Schuld hieran zu sein, und das ist jammerschade für sein unleugbares Talent. Mir kommt seine Muse immer vor wie eine im dunklen Keller zum langen, weißlichgelben, weichlichen, sog. etiolierten Gebilde ausgetriebene Kartoffelpflanze, wobei ich freilich die Hoffnung noch nicht aufgegeben habe, daß die kraftlose Schaukal'sche Muse, ebenso wie die etiolierte Kartoffelpflanze, ihre Bleichsucht verlieren und gesunden kann, wenn sie in gesunde Lebensluft kommt. Das aber ist unbedingt nötig und so wünsche ich Schaukal mehr Natürlichkeit, mehr Einfachheit, mehr Konzentration und knappe Selbstzucht, dagegen Fahrenlassen aller unnatürlichen Künstelei und Originalitätshascherei. Wenn uns dann der Dichter im nächsten Buche seine Muse mit roten Backen und festem Gang vorführt, dann will ich's mit Freuden verkünden, wie der jauchzende Himmel, in dem über einen geretteten Sünder mehr Freude ist, denn über neunundneunzig Gerechte.

Zürich. Emil Uellenberg

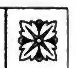
Auf eine Polemik lasse ich mich prinzipiell nicht ein, weil doch nichts dabei herauszukommen pflegt. Interessiert hat mich nur, daß außer den „Münch. N. N." noch 40 andere Blätter oder mehr den Dichter Schaukal zu persiflieren im Interesse der Litteratur für nötig hielten. Er scheint stolz darauf zu sein, auch eine Berühmtheit. Ich nenne eine Katze eine Katze und den entgleisten Schaukal — einen dekadenten Schädling im deutschen Dichterwalde. An meinem scharfen Urteil über den auf Abwege Geratenen — und mit dieser betrübenden Ansicht stehe ich ja nicht allein da; Camill Hoffmann sprach erst jüngst im „Litt. Echo" ein ähnliches Bedauern aus — kann ich nichts ändern, auch nicht, nachdem Schaukal mir die Privatäußerungen einiger Verehrer entgegengeschleudert hat. — — Auch ich könnte ja aufwarten mit Mitteilungen, die mir anläßlich meiner Schaukal so erregenden Abfertigung zugingen, mit spontanen Äußerungen von „mehr oder weniger obskuren Autoren", die mit bitterem Ernst oder mehr noch mit beißendem Humor die Richtigkeit meiner künstlerischen Einschätzung Schaukals bestätigen resp. die allerdings ohne Sammethandschuhe vorgenommene Demaskierung billigen; allein es widerstrebt meinem Empfinden, private Mitteilungen, private Augenblicksergüsse als billige Waffen in Zeitungsfehden zu benutzen und auszubeuten; ich halte das nicht für vornehm. Diese Gegenäußerung ist und bleibt meine einzige.

Köln a. Rhein, 6. November 1903.

Dr. Emil Uellenberg.



# Neues vom Büchermarkt



**Gustav Landauer:** Macht und Mächte. Novellen. E. Fleischel & Co. Berlin 1903. M. 3.—

An einer anderen Stelle dieser Zeitschrift habe ich über Gustav Landauers „Skepsis und Mystik" gesprochen, ein Buch, das von einer neuen, gewaltigen, weltumspannenden Kunst träumt. Es wäre nun ein falscher Schluß, wollten wir annehmen, Landauer hätte in seinen zwei Novellen eine Probe dieser neuen Kunst zu geben versucht.

Landauers Menschen sind noch nicht die Menschen von Morgen, aber sie sind auch nicht mehr die von Heute. Hinübergehende sind sie, darum sind sie auch Untergehende. Und wir lieben sie . . .

Seine Männergestalten sind uns keine Fremden. Arnold Himmelhebers Bild lebte, ehe es noch Landauer geschaffen, in unseren Herzen.

Und Landauers Frauen? . . Er kennt zwei Typen. Der eine — die glühendheiße, vor Begierde zitternde Lust sommerlicher Reife: Frau Judith und Frau Anna; der andere — das stille wunschlose Träumen kristallener Herbstmorgen: Lysa und Maria. Ihnen flattert unsere Sehnsucht nach . . . .

Landauers Novellen sind schön, die letzten Seiten der ersten sogar — groß. Vornehme Menschen werden eine stille Freude an dem Buche haben.

Maximilian Schick.

**Albert Kachellek,** Lose Blüten. E. Piersons Verlag. Dresden 1903.

. . „Lose Blüten" nennt dieser neue Piersonlyriker seine Gedichte. Gut! Mir soll es recht sein! Aber warum, um Himmelswillen, bindet er diese Blüten zu einem Strauße und präsentiert sie in Gestalt eines Buches dem unglücklichen Kritiker. Ich sage Kritiker, — nicht Leser. Denn der Leser kann das Buch sofort in die Ecke werfen. Der unglückliche Kritiker muß aber — schon des reinen Gewissens wegen — sich wenigstens durch ein paar Seiten hindurcharbeiten. Und das ist furchtbar! Zwar nennt Kachellek seine Lieder „ein göttliches Spiel", doch man lasse sich dadurch nicht täuschen. An Stelle des Beiworts „göttlich" könnte mit größerem Recht „grausam" gesetzt werden.

Aber ich will aufrichtig sein. Ein Gedicht hat mir in diesem Buche außerordentlich gefallen. Selten hat ein Dichter die geheimsten Regungen seiner Seele dem Leser so offenbart, wie es hier geschieht. Es wäre niedriger Egoismus, wollte ich diese Perle moderner Dichtkunst für mich behalten. Hier möge sie stehen:

Ein Traum.

Ich träumte, ich wär' eine Kuh<br>
Und ständ' auf einer Wiese;<br>
Die andern Kühe riefen Muh,<br>
Nur ich schwieg „dumme Liese".

Inzwischen aber graste ich<br>
Der duft'gen Kräuter viele<br>
Und nahm das Maul ganz fürchterlich<br>
Voll bei der andern Spiele.

Und als ich dann gesättigt war,<br>
Wie staunten da die Kühe,<br>
Daß ich der duft'gen Kräutlein gar<br>
Gefressen ohne Mühe.

Ja! „*Γνῶθι σαυτόν!*" — „Erkenne dich selbst!" — stand schon über Apollos Tempel zu Delphi. . .

Maximilian Schick.

**Josef Popper.** Die technischen Fortschritte nach ihrer ästhetischen und kulturellen Bedeutung. 2. Auflage. Karl Reißner, Dresden.

Die 1. Auflage dieser hochbedeutsamen Abhandlung eines in sich selbst gesichert ruhenden klaren und hohen Geistes erschien im Jahre 1888. Nur der etwas lärmende Erfolg der so stillen und großzügigen „Phantasien eines Realisten" haben der klugen Schrift über eine neue Wertung der technischen Errungenschaften unserer Zeit zur verdienten Wiederkehr verholfen. Lynkeus-Popper, eine im besten Sinne unmoderne Erscheinung, hat in diesen beiden und dem nicht zu übersehenden Werke „Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben" gelassen-gewichtige Worte gesagt, die nicht verhallen werden. Da allenthalben sich wieder mystische Schleier über denkende Stirnen senken, sei der Freund vornehm-abgeklärter Weltweisheit auf diesen letzten Enkel Voltaires zu gedeihlichem Genusse verwiesen.

Dr. Richard Schaukal.

**Franziska Mann**, Alte Mädchen. Verlag Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Schlichte, leise Klagen von Enterbten. Alte Mädchen drängen stehend an die Gitter des Lebens, die ihre schmalen, blutlosen Finger nicht mehr zerbrechen können. Sechs kurze Geschichten vom Weh der Tatlosen, die um ihr Glück nicht kämpfen und nicht betteln dürfen. Die Tragik der Scheintoten, die im Sarge leben. „Fräulein Pompadour" kommt noch am besten weg: sie stirbt wahrhaftig. Wir wissen nicht, ob das Majoratstöchterchen bestehen wird: da sie das Gitter nicht zerbrechen kann, überspringt sie es, — aber kleinbürgerlicher Erziehungsdünkel hat das Beste schon verdorben. Das zweite Stück der Sammlung ist das wertvollste. Es wirkt in Kontrasten. Sie geben die Seele klarer, als landläufige „psychologische Vertiefung". Die Art aller Skizzen ist Elegie. Feingetönt: ohne Tränensäcke. Wo Kraft hinzukommt, gäbe Franziska Mann vielleicht Meisterkunst. Aber der Stil, in schlechtem Sinne häufig prosaisch, läßt noch nicht das Blumenkränzlein zu, — das „Blumenkränzlein aus Seiden fein."  Karl Friedrich Nowak.

**Karl Manfred Kyber**, Drei Waldmärchen. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Drei Märchen, die so nett geschrieben sind, gewandt und schalkhaft, daß man sich wie ein Kind vorkommt. Pausbäckig. Mit großen, runden Augen, die aufmerksam lauschen und alles glauben und vor Glückseligkeit strahlen. Zärtliche Symbole machen einem die Märchen lieb. Im ersten wartet das Elschen drauf, daß sich der Maikäfer in einen Prinzen verwandeln werde. Ja Schnecken! Der Maikäfer fliegt fort und zerbricht noch dem Elschen das Krönlein. Oh, die verträumte Sehnsucht! Im zweiten ärgert sich ein Giftpilz so lang, bis er fortwackeln muß. „Und wenn heute noch so viel davon im Walde stehen, so kommt das daher, daß es so sehr viele Giftpilze in der Welt gibt und sehr, sehr wenig Sonnenscheinchen." Im dritten aber kommt ein kalter Eiszapfen vor, der dem Liebesglück des Schneemanns und des Schneeelschens höchst mißgünstig zusieht. Die beiden haben so brennende Herzen und zerschmelzen. Aber der Eiszapfen bleibt. Alles so anspruchslos und zierlich und genugsam wunderbar und lustig wie junge Mädchen auf dem Lande, die zur Kirche gehen und blaue und rote Bänder und das Gebetbuch tragen, lachen und scherzen und plaudern. Und über ihnen zieht das schmachtende Glockengetön und steigt höher und immer höher und geradeaus in den Himmel hinein.  H.

**M. Herbert**, Einsamkeiten. Gedichte. J. P. Bachem, Köln a. Rh.

Ein stattlicher Gedichtband. Das ist aber auch alles. Konvention. Übelste Konvention. Im Rhythmus, im Reim, in der Stimmung, in den „Gedanken". „Letzte Jugend", „Gedenken", „Lied und Leid" usw. Paten: Geibel, Bodenstedt, Freiligrath und andere gute alte Herren. Dazu noch eine Hand voll Frömmigkeit. Überaus erhebend und entzückend für alte Tanten, junge Nonnen und kleine Schulmädchen, die in Posemuckel fein züchtig auferzogen worden sind. Auch dürften Männer, die von der Kunst soviel verstehen, wie Elephanten vom Singen, ihre helle Freude an diesen „Einsamkeiten" haben. „Peperl mach den Deckel zu."  H

**W. Fred**, Roman eines Globetrotters. Verlag Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Ein Buch der nimmermüden Sehnsucht. . . . Im dogenstolzen Venedig schlummert sie in mondbeglänzten Kanälen, die von verschollnen Taten toter Tage träumen, singende Donauwellen tragen sie ans Meer, in den Cabarets des Montmartre schluchzt sie im frechen Lachen der Cocotte und sie brütet über dem Elend des East-End, düstrer Nebel. . . . Es ist das Buch eines Globetrotters: Hans Seiler will einen Blick in alle Dinge tun, „denen man mit seiner Seele fremd ist." Die Geschichte des modernen Ahasver, der nicht zu Fuße zu gehen braucht. Die blasse Erfahrung des Reichen, dessen Kutscher die Langeweile ist. Er schlürft Champagner in Paris, fischt sich die Austern in Holland, und wenn er Trauben in Madeira preßt, denkt er der Teeabende der City. Im Grunde sehnt er sich nach Hausmannskost. Andrerseits: Madonna in Dresden, Rembrandt, Tizian, Barcarolen in Venedig, Große Oper Paris. Kurtisanen und Ladies; Dirnen und süßes Mädel. Dazwischen möchte er von Walküren träumen. Hamlets Wort von der Unersprießlichkeit über jedem Kapitel. Und dennoch ein gesundes Buch, ein Künstlerbuch. Leise Rhythmen, die alles Traurige verstehen und alles Häßliche beschönigen möchten. Hans Seiler weiß tausend Motive, die sich veredelt erschöpfen ließen. Und man mag über ihn lächeln, denn er ist einer jener „modernen Jugend, über deren Torheit so manche Rede geht und die so allzu-klug, so still und so gar nicht himmelstürmerisch ist, daß sie im Konzert des Lebens den Part der Alten spielt." Hans Seiler hat alles versucht, alles ausprobiert, überall ist er gewesen: — am Ende steht er am Anfang. Er schreibt das Buch der nimmermüden Sehnsucht. . .  Karl Friedrich Nowak.

## Bücher- und Zeitschrifteneinlauf:

(Eingesandte Bücher und Zeitschriften werden stets hier angezeigt, Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen.)

**August Strindberg**, Schweizer Novellen. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1903. M. 2.50.

**Karl Manfred Kyber**, Drei Waldmärchen. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. —.60.

**Max Bauer**, Der deutsche Durst. Methyologische Skizzen aus der deutschen Kulturgeschichte. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. 4.—.

**Adolf Dygasinski**, Lebensfreuden. Dr. J. Marchlewski & Co., München. M. 4.—.

**W. Sieroszewski**, Sibirische Erzählungen. Dr. J. Marchlewski & Co., München. M. 1.50.

**A. Neuwert-Nowaczynski**, Affenspiegel. Dr. J. Marchlewski & Co., München. M. 1.50.

**Adolf Schafheitlin**, Die Götterfarce. Ein reichsdeutscher Fastnachtstraum. Verlags-Magazin (v. J. Schabelitz) Th. Schröter, Zürich 1903.

**Adolf Schafheitlin**, Gineora. Dramatisches Gedicht. Verlags-Magazin (v. J. Schabelitz) Th. Schröter, Zürich 1903.

**Selma Lagerlöf**, Eine Herrenhofsage. Erzählung. Albert Langen, München 1903.

**Selma Lagerlöf**, Jerusalem. Erzählung. Zwei Bände. 3. Aufl. Albert Langen, München 1903. M. 7.50.

**Selma Lagerlöf**, Die Königinnen von Kungahälla. Novellen. Albert Langen, München. M. 2.50.

**Georg Thorland**, Der Fasching. Szenen aus dem Münchner Leben. Schuster & Löffler, Berlin 1903.

**Karl Strecker**, Letzte Stunden. Schauspiel. Schuster & Löffler, Berlin 1903.

**J. Lauffer**, Gedichte. Concordia — Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin. M. 2.—.

**Ernst Ludwig Schellenberg**, Gedichte. Concordia — Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin. M. 1.—.

**Armgard von Sperisky** (Gräfin Oriola), Die Sphinx. Eine Dichtung. Concordia — Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin. M. 1.50.

**Bertha Lehren** (B. Willibald), Rheinische Kinder. Novellen und Bilder. Concordia — Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin. M. 3.—.

**Hans Roeder**, Erlöse dich selbst! Gedanken über Religion und Moral. Zweite Ausgabe. Concordia — Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Dr. **Eduard Loewenthal**, Geschichte der Friedensbewegung. Nebst Anhang: Ein Welt-Friedens-Plebiszit und Weltfriedenspreise. Verlag von E. Ebering, Berlin.

**Karl Wied**, Leicht faßliche Anleitung zur Erlernung der türkischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht. Bibliothek der Sprachenkunde. Dritte Auflage. A. Hartlebens Verlag. M. 2.—.

**Marya Rodziewicz**, Das Märchen vom Glück. Eine Dorfgeschichte. Aus dem Polnischen übersetzt von Albert Weiß. Reclams Universalbibliothek, Leipzig.

**Johann von Wildenradt**, Herzensrechte. Novelle. Verlag von Otto Janke, Berlin. M. 3.—.

**Johanna Colla**, Gratulationsbuch. Achte, stark vermehrte Auflage. Vollständig neu bearbeitet von Gertrud Triepel. Verlag von Otto Janke, Berlin. M. 2.—.

**Cäcilie Meyer**, Leuchtender Mohn. Gedichte. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig.

**M. Herbert**, Einsamkeiten. Neue Gedichte. Verlag J. P. Bachem, Köln a. Rh. M. 3.—.

**Rocheflamme**, Maria von Magdala. Eine historisch-romantische Erzählung. Autorisierte Übersetzung von M. Dietze. Verlag moderner Belletristik, Berlin-Leipzig.

**Hedwig Dransfeld**, Erwachen. Gedichte. Verlag von J. P. Bachem, Köln a. Rh. M. 3.—.

**Franz Josef Gerhold**, Gärungen — Klärungen. Wiener Roman. Erstes bis drittes Tausend. Österreichische Verlags-Anstalt, Wien.

**H. Wolfgang**, Lose Lieder. Oswald Mutze, Leipzig.

**Hans Brandenburg**, Münchener Blätter. Heinrich Jaffe, München 1903.

**Mervarid**, Ihr treuster Freund. Roman. Rudolf Dülfer, Görlitz 1903.

**Gust. Heinrich Schneideck**, Heinrich von Ofterdingen. Ein deutsches Spiel. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1903.

**Dora Weinrich**, Märchen. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. 2.—.

**Alfons Thurandt**, Bichy. Verse. F. Bartels Nachfolger, Braunschweig.

**Der Mutter Gedenkbuch.** Ein Buch für wichtige Aufzeichnungen aus dem Familienleben, mit Sprüchen und Aussprüchen für jeden Tag, gesammelt von einer Mutter. M. 4.—. Eugen Sutermeister, Bern.

**Im Kränzchen.** Erzählungen für die Jugend v. F. Andreae, Erna Berger 2c. Mit 10 Farbendruckbildern. Verlag von E. Kempe, Leipzig. M. 3.—.

**Deutsche Schwänke.** (Sieben Schwaben — Münchhausen 2c.) ill. Verlag von E. Kempe, Leipzig. M. 3.—.)

**Armin Stein**, Arnold Strahl. Mit 3 Farbendruckbildern. Verlag von E. Kempe, Leipzig. M. 3.—.

**Frauen-Rundschau**, Leipzig. Heft 22, 4. Jahrgang.

**Die Feder**, Berlin. Nr. 106, 6. Jahrgang.

**Freistatt**, München. Heft 44, 45, 5. Jahrgang.

**Heimgarten**, Graz. Heft 2, 28. Jahrgang.

Das neueste Buch von der Verfasserin des „Nixchen“

In einigen Tagen erscheint:

# DIE STARKE FRAU VON GERNHEIM

von

## Hans von Kahlenberg

Preis brosch. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.50.

Bücherliebhaber wollen sich von dieser brillanten Novität, die noch nicht erschienen, deren erste Auflage aber — auch ohne von der Zensur verboten zu sein — schon durch Vorausbestellungen vergriffen ist, schleunigst ein Exemplar reservieren lassen.

---

# Kulturhistorische Liebhaberbibliothek

I. Serie. Band 1—10

Die Kulturhistorische Liebhaberbibliothek gewährt in vornehm ausgestatteten Bänden einen Überblick über die markantesten und hervorragendsten Werke aller Zeiten, soweit sie litterarisch und sittengeschichtlich von Bedeutung sind. Die Vergangenheit wird in gleicher Weise wie die Gegenwart berücksichtigt, und die einzelnen Bände von Fachmännern herausgegeben, deren Namen allein schon für die Trefflichkeit der Ausgaben bürgt. Allen Freunden exquisiter, seltsamer und in ihrer Seltsamkeit eigenartiger Bücher ist damit eine kostbare Handbibliothek zu verhältnismäßig geringem Preis geschaffen.

1. **Graf Baldassare Castiglione.** Frauenspiegel der Renaissance. — Preis: br. 2 M., geb. 3 M.
2. **Agnolo Firenzuola.** Gespräche über die Schönheit der Frauen. — Preis: brosch. 2 M., geb. 3 M.
3. **Matteo Bandello.** Künstlernovellen aus der Renaissance. — Preis: brosch. 2 M., geb. 3 M.
4. **Kardinal Bibbiena.** Calandria, eine Komödie. — Preis: brosch. 2 Mark, geb. 3 Mark.
5. **Denis Diderot.** Im Kloster, Roman. — Preis: brosch. 4 Mark, geb. 5 Mark.

6. u. 7. **Joris Karl Huysmans.** Da unten, Roman. — Preis jedes Bandes: brosch. 3 M., geb. 4 Mark.

8. **Crébillon der Jüngere.** Das Sofa, eine moralische Geschichte. Preis: brosch. 5 Mark, geb. 6 Mark.

9. **Apulejus.** Amor und Psyche, ein Märchen. Preis: brosch. 2 Mark, geb. 3 Mark.

10. **Camille Lemonnier.** Die Liebe im Menschen, Roman. Preis: brosch. 5 Mark, geb. 6 Mark.

Bei Subskription tritt eine Preisermäßigung ein, und zwar betragen die Preise bei Subskription auf eine Serie nur die Hälfte der oben angeführten Ladenpreise, die zehn bis jetzt erschienenen Bände kosten also zusammen

**15 M. broschiert, 20 M. in Leinwand gebunden, 30 M. in rotes Ganzleder gebunden und mit Goldschnitt und Golddruck versehen.**

Band 4 (Kardinal Bibbiena), Band 6 und 7 (Huysmans), Band 8 (Crébillon) und Band 10 (Lemonnier) werden nicht einzeln abgegeben, sondern sind nur als Manuskript für Subskribenten gedruckt, da sich diese Publikationen für ein größeres Publikum nicht eignen. Die Abonnenten des Magazins erhalten die Bände, die dem Magazin nicht beigelegt werden, selbstverständlich auch zum Subskriptionspreis.

## Magazin-Verlag Jacques Hegner in Leipzig-Reudnitz

r die Redaktion verantwortlich: J. Hegner. — Geschäftsstelle: Magazin-Verlag in Leipzig-R. Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. Alle Zuschriften sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des Magazin für Litteratur Magazin-Verlag Jacques Hegner, Leipzig-Reudnitz.

Druck von E. Haberland, Leipzig-R.




## Inhalt.




MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-
REUDNITZ

Jahrgang. — II. Dezemberheft 1903. (Nr. 16.) Preis 50 Pf.






# Jetzt, da ich wach bin

von Valerius Brjussow-Moskau

Man hielt mich natürlich von Kind auf für entartet. Man behauptete natürlich, daß meine Gefühle von niemandem geteilt würden. Und so lernte ich vor den Leuten zu lügen. Ich gewöhnte mich daran, die abgenutzten Phrasen vom Mitleid und der Liebe, von dem Glücke, seine Mitmenschen lieben zu dürfen, zu wiederholen. Aber in der Tiefe meiner Seele war ich davon überzeugt, und bin es noch heute, daß der Mensch von Natur aus Verbrecher ist. Ich glaube, daß unter allen Empfindungen, die man Genüsse nennt, es nur eine einzige gibt, die dieser Bezeichnung würdig wäre, — jene, die den Menschen beim Anblick fremder Leiden ergreift. Ich bin überzeugt, daß der Mensch in seinem Urzustande nur eines ersehnte — seinesgleichen zu quälen. Unsere Kultur erst hat diesem natürlichen Wunsche Fesseln angelegt. Jahrhunderte der Sklaverei haben die menschliche Seele zu dem Glauben gebracht, daß fremde Qualen für sie bedrückend seien. Und heute weinen die Menschen ganz aufrichtig um ihresgleichen und empfinden Mitleid mit ihnen. Doch dies ist nur eine seelische Fata Morgana, ein Betrug der Sinne.

Man kann aus Wasser und Spiritus eine derartige Mischung herstellen, daß in ihr Öl in jeder Lage im Gleichgewicht bleiben wird, ohne zu versinken oder aufzutauchen. Mit anderen Worten, die Anziehungskraft der Erde hört auf, darauf irgend welchen Einfluß auszuüben. In Lehrbüchern der Physik heißt es, daß in diesem Falle das Öl, dem Drange seiner einzelnen Teilchen folgend, Kugelgestalt annimmt. So gibt es auch Augenblicke, in denen die menschliche Seele sich von der Anziehungskraft, von allen ihr durch Vererbung und Erziehung auferlegten Ketten und von allen äußeren Einflüssen befreit, die gewöhnlich unseren Willen lähmen: von der Furcht vor den Gesetzen, der öffentlichen Meinung usw. Dies sind nun nicht die Stunden des gewöhnlichen Schlafes, wenn das Tagesbewußtsein, mag es auch dämmerhaft sein, noch fortfährt, unser schlaftrunkenes „Ich" zu leiten; dies geschieht auch nicht in den Tagen des Wahnsinns: dann treten an die Stelle der alltäglichen Einflüsse nur andere, noch willkürlichere. Dies sind — die Augenblicke jenes sonderbaren Zustandes, wenn der Körper im Schlaf liegt, der Gedanke aber dies plötzlich bemerkt und seinem im Reich der Träume wandelnden Schemen zuruft: Du bist frei! — Wir erkennen, daß unsere Handlungen nur für uns allein sein werden und geben uns den aus den dunklen Tiefen unseres Willens heraufsteigenden Lockungen hin. Ich verspürte in solchen Augenblicken nie den Wunsch, eine gute Tat zu vollbringen. Im Gegenteil wohl wissend, daß ich völlig unbestraft bleiben würde, beeilte ich mich stets, etwas Wildes, Sündhaftes, Böses zu begehen.

Ich liebte stets den Schlaf. Ich halte auch die im Schlafe verbrachte Zeit nicht für verloren. Ein Traum füllt die Seele ebenso wie die Wirklichkeit, regt sie ebenso auf, erfreut und bedrückt sie, und ist unserem bewußten Sein vollkommen gleichwertig. Genau genommen ist der Traum ebenfalls eine Wirklichkeit, bloß eine anders beschaffene. Welche Wirklichkeit man nun bevorzugt, hängt je von der Eigenart der Person ab. Ich liebte schon von Kind auf das Traumleben. Bereits als kleiner Knabe hielt ich eine ohne Traumgesichte vergangene Nacht für einen schweren Verlust. Wenn ich erwachte und mich meines Traumes nicht mehr erinnern konnte, war ich unglücklich. Den ganzen Tag, zu Hause und in der Schule, zermarterte ich mein Hirn, bis ich endlich in einem dunklen Winkel meines Gedächtnisses ein Bruchstück der vergessenen Bilder fand, und nach einer neuen Anstrengung endlich die ganze Farbenpracht des vor kurzem abgebrochenen Traumlebens wieder vor meinen Augen stand! Ich vertiefte mich dann gierig in die neuerstandene Welt und stellte sie bis auf die geringsten Einzelheiten wieder her. Durch eine solche Erziehung meines Gedächtnisses gelangte ich bald dahin, daß ich meine Träume

nie mehr vergaß. Ich harrte der Nacht und des Traumes wie der Stunde eines ersehnten Stelldicheins.

Vor allem liebte ich aber den Alpdruck, der erschütternden Wucht seiner Eindrücke wegen. Ich hatte in mir die Fähigkeit entwickelt, sie künstlich hervorzurufen. Ich brauchte bloß einzuschlafen, wenn mein Kopf etwas niedriger lag als meine Füße, so umfing mich sofort der Alpdruck mit seinen süß-quälerischen Krallen. Ich erwachte, keuchend von der unsäglichen Marter, doch kaum hatte ich etwas frische Luft geschöpft, so stürzte ich mich wieder in den schwarzen Abgrund, in das Entsetzen und Beben. Noch mehr aber liebte ich von Jugendzeit jene Augenblicke des Schlafes, wenn man fühlt, daß man träumt. Schon damals begriff ich, welche gewaltige Freiheit sie unserm Geiste geben. Doch konnte ich sie nicht willkürlich hervorrufen. Im Schlafe erhielt ich plötzlich gleichsam einen elektrischen Schlag und erkannte dann sofort, daß das Weltall in meiner Gewalt sei. Ich schritt auf den Wegen des Traumes, durch seine Schlösser und Täler, wohin ich wollte. Zwar konnte ich mir keine beliebige Umgebung schaffen, doch vermochte ich vieles. Noch konnte ich nicht nach Wunsch diesen oder jenen Menschen in meinen Traum ziehen, doch bei hartnäckigem Verlangen gelang es. Als Kind benutzte ich diese Augenblicke, um die Leute zu narren und mit ihnen allerlei Kurzweil zu treiben. Doch mit den Jahren ging ich zu andern, tieferen Seligkeiten über: ich vergewaltigte Frauen, tötete und ward Henker. Und damals begriff ich, daß Genuß und Verzückung keine leeren Worte sind.

Die Jahre gingen. Die Tage der Lehre und Untertänigkeit waren vorbei. Ich war allein, ohne Familie, ich brauchte mir nicht durch Arbeit das Recht zum Atmen zu erkämpfen. Ich hatte die Möglichkeit, mich ungestört meinem Glücke hinzugeben. Ich verbrachte den größten Teil des Tages schlafend, in Träumen. Ich gebrauchte alle narkotischen Mittel: nicht etwa der ihnen innewohnenden Genüsse wegen, sondern um meine Träume zu verlängern und zu vertiefen. Erfahrung und Gewohnheit gaben mir die Möglichkeit, mich immer öfter an der vollkommensten Freiheit zu berauschen, die sich nur ein Mensch vorzustellen wagt. Allmählich näherte sich in diesen Träumen mein Nachtbewußtsein an Stärke und Klarheit dem Tagesbewußtsein, ja begann es sogar zu übertreffen. Ich lebte in meinen Träumen und beobachtete gleichzeitig mein eigenes Leben von der Seite. Ich sah meinen Schemen im Traume dies und jenes tun, lenkte seine Handlungen und empfand gleichzeitig mit ihm.

Nun schuf ich mir eine für meine Träume geeignete Umgebung. Dies war ein geräumiger Saal, augenscheinlich irgendwo tief unter der Erde. Er wurde durch das rote Feuer zweier riesiger Öfen erleuchtet. Die Wände schienen aus Eisen zu sein. Der Fußboden war aus Stein. Doch waren allerlei Marterwerkzeuge aufgestellt: Pfähle, Böcke, Sessel, die mit Nägeln beschlagen waren, allerlei Gerät zum Ausreißen der Muskeln und Herausziehen der Därme, Messer, Zangen Geißeln, Sägen, glühende Eisenstangen und Rechen. Wenn ein glückliches Geschick mir die Freiheit schenkte, ließ ich sofort diese Umgebung erstehen. Mit Hilfe eines hartnäckigen Verfolgens meiner Wünsche führte ich in dieses unterirdische Gewölbe, wenn ich wollte, manchmal Bekannte, öfters jedoch in meiner Einbildung geschaffene Personen, meistens Jungfrauen und Jünglinge, schwangere Frauen, Kinder. Ich gewann einige meiner Opfer lieb. Ich kannte sie beim Namen. Bei den einen wirkte auf mich die Schönheit ihres Leibes, bei den andern die Standhaftigkeit beim Ertragen der furchtbarstern Martern und ihre Verachtung allen meinen Erfindungen gegenüber, bei den dritten wieder ihre Schwäche, ihre Furcht, ihre Klagen und fruchtlosen Bitten. Manchmal, und sogar nicht selten, ließ ich die bereits von mir zu Tode gemarterten wieder auferstehen, um mich nochmals an ihrem qualvollen Tode zu laben. Zuerst war ich allein, Henker und Zuschauer. Allmählich schuf ich mir zur Beihilfe eine Schar widerwärtiger Zwerge. Ihre Zahl konnte ich nach Wunsch vergrößern. Sie reichten mir die Folterwerkzeuge und führten meine Befehle lachend und Fratzen schneidend aus. Unter ihnen feierte ich meine Orgien des Blutes und Feuers, der Schreie und der Flüche.

Wahrscheinlich wäre ich mit meinem Wahne allein und glücklich geblieben. Aber die wenigen Freunde, die ich hatte, und von denen ich für krank und dem Wahnsinn nah gehalten wurde, beschlossen mich zu retten. Fast mit Gewalt zwangen sie mich auszugehen, Theater und Gesellschaften zu besuchen. Ich vermute, daß sie mit Absicht jenes Mädchen mir in dem alleranziehendsten Lichte haben erscheinen lassen, das später mein Weib ward. Es wird wohl kaum einen Menschen geben, der sie nicht für anbetungswürdig halten würde. Und man wies sie auf mich hin, als auf einen Leidenden, als auf einen Menschen, den man retten muß. Sie begann aus Neugierde und ging dann zu allumfassender, selbstvergessener Leidenschaft über.

Ich glaubte aufrichtig, daß ihre Nähe mir ein neues Leben erschließen würde. Nach der Hochzeitreise siedelten wir in ein neues, helles und gemütliches Haus über. Mich begannen die Ereignisse, Stadtneuigkeiten und Zeitungen zu interessieren. Ich begann am Tage zu wachen, während die Nächte unserer Liebesfeier gewidmet waren.

Meine Träume verschwanden, und eine Zeit lang glaubte ich, daß ich diese Entbehrung ohne Verzweiflung würde ertragen können.

Aber niemals, o niemals! starb in mir ganz die Sehnsucht nach andern Räuschen. Sie wurde bloß durch die allzu greifbare Wirklichkeit darniedergehalten. Und in den Flitterwochen des ersten Monats nach der Hochzeit verspürte ich irgendwo, tief in den Rätselhöhlen meiner Seele, einen unlöschbaren Durst nach Eindrücken, die mich blenden und erschüttern sollten. Mit jeder neuen Woche quälte mich dieser Durst immer unablässiger. Und daneben wuchs noch ein anderer Wunsch empor, den ich mir anfangs selbst nicht zu gestehen wagte: der Wunsch, sie, mein Weib, zu meinem nächtlichen Feste zu bringen und ihr von den Qualen ihres Leibes verzerrtes Antlitz zu betrachten. Ich kämpfte mit mir, kämpfte lange und suchte meine Nüchternheit zu bewahren. Ich führte gegen meinen Wunsch alle möglichen logischen Gründe ins Feld, doch ich glaubte ihnen selbst nicht. Vergebens suchte ich Zerstreuung, blieb niemals allein — die Versuchung saß in mir, ihr konnte ich nicht entfliehen.

Endlich gab ich ihr nach. Ich gab mir den Anschein, als ob ich mir eine große Arbeit über die Geschichte der Religionen zu schreiben vorgenommen hätte. Ich stellte in meinem Bibliothekszimmer breite Divans auf, schloß mich dort für die ganze Nacht ein und begann allmählich dort ganze Tage zu verbringen. Auf alle mögliche Weise suchte ich jedoch mein Geheimnis vor meiner Frau zu verbergen: ich zitterte, sie möchte in das von mir eifersüchtig Bewachte eindringen. Sie war mir noch ebenso teuer wie früher. Ihre Liebkosungen gewährten mir keinen geringeren Genuß als in den ersten Tagen unseres Zusammenlebens. Aber mich zog ein noch mächtigerer Zauber zu mir selbst. Ich konnte ihr mein Benehmen nicht erklären. Ich zog vor, sie glauben zu lassen, ich liebe sie nicht mehr und meide ihre Zärtlichkeiten. Ich sah, daß sie täglich blässer wurde und dahinsiechte, daß der Gram sie ins Grab bringen würde. Aber, wenn ich einem Impulse folgend ihr die gewohnten Liebesworte zuflüsterte, so belebte sie sich nur für Augenblicke; sie konnte mir nicht glauben, denn meine Handlungen schienen ihr diesen Worten zu widersprechen.

Aber — wie merkwürdig! Obgleich ich wieder fast den ganzen Tag im Schlafe verbrachte, mich seinen Traumbildern noch ungeteilter hingebend als vor der Hochzeit, — so hatte ich doch aus irgend welchem Grunde die Fähigkeit verloren, im Traume über völlige Freiheit zu verfügen. Ganze Wochen verbrachte ich auf meinem Divan, ich erwachte bloß, um mich mit Bouillon oder Wein zu stärken, um eine neue Dosis des neuen Narkotikums einzunehmen, aber der ersehnte Augenblick kam nicht. Ich durchlebte die süßen Qualen des Alpdruckes, seine Buntheit und Grausamkeit, ich konnte mir ganze Ketten von Träumen ins Gedächtnis zurückrufen und aufreihen, die bald folgerichtig waren und durch diese gesetzmäßige Folge Grauen einflößten, bald wirr und unzusammenhängend, berauschend und durch den Wahnsinn ihrer Verbindungen berückend waren, — doch mein Bewußtsein blieb nach wie vor verschleiert. Ich konnte den Traum nicht nach eigener Willkür lenken, ich mußte anhören und sehen, was mir von irgend jemandem von irgendwoher, von außen eingeflößt wurde. Ich wandte alle mir bekannten Hilfsmittel an, griff zu allen möglichen Giften: ich hemmte künstlich die Blutzirkulation, hypnotisierte mich selbst, nahm Opium, Haschisch und alle anderen berauschenden Gifte ein, doch sie gaben mir bloß ihren eigenen Zauber. Erwacht, gedachte ich voller Wut der wollüstigen Bilder, in die ich willenlos versenkt war, als Spielzeug eines fremden Willens, und auf die ich keinen Einfluß hatte. Ich verging vor Wut und Sehnsucht, doch ich blieb machtlos.

Ich erinnere mich noch, es vergingen mehr denn drei Monate von jener Zeit an, da ich zu dem unterbrochenen Traumgenusse zurückgekehrt war, bis zu jenem Tage, da mein tiefstes Glück mir wieder geschenkt ward. Im Traume erhielt ich plötzlich den mir wohlbekannten elektrischen Schlag und begriff sofort, daß ich wieder frei bin; daß ich schlafe, doch die Macht über meinen Traum habe; daß ich alles, was ich will, tun kann, und dies doch bloß ein Traum bleiben wird! Eine Welle unsäglichen Glückes überflutete meine Seele. Ich konnte nicht mehr der furchtbaren Versuchung widerstehen. Nein, ich wünschte diesmal nicht mein unterirdisches Gewölbe. Ich wollte in meinem eigenen Hause, in der gewohnten Umgebung sehen, an die *sie* gewöhnt war, die sie selbst eingerichtet hatte. Das versprach einen verfeinerten Genuß. Und sofort sah ich mich selbst mit meinem zweiten, dem Traumbewußtsein, hinter den Türen meines Bibliothekzimmers stehen. „Komm!" sagte ich meinem Schemen, „komm, *sie* schläft jetzt, und nimm jenen schmalen Dolch mit, dessen Griff mit Elfenbein verziert ist."

Gehorsam ging ich den bekannten Weg durch die finsteren Zimmer. Mir schien, daß ich nicht gehe und die Füße vorwärts bewege, sondern fliege, wie es stets im Traum geschieht. Als ich durch den Saal schritt, sah ich durchs Fenster die Dächer der Stadt und dachte: dies alles ist mir untertan! Die Nacht war mondlos, doch der Himmel brannte voller Sterne. Unter den Sesseln kamen meine Zwerge hervor, doch ich befahl

ihnen, zu verschwinden. Lautlos öffnete ich die Tür des Schlafgemaches. Das Lämpchen vor dem Heiligenbilde erhellte es genügend. Ich trat an das Bett, in dem meine Frau schlief. Sie lag so hilflos da, klein und mager; ihr Haar, das sie zur Nacht in zwei Zöpfe geflochten hatte, hing vom Bette herab. Am Kopfkissen lag ihr Taschentuch: sie hatte geweint, als sie sich niederlegte, geweint, weil sie wieder vergebens meiner geharrt hatte. Ein schmerzliches Gefühl krampfte mir das Herz zusammen. In diesem Augenblicke war ich bereit, an das Mitleid zu glauben. In mir zuckte der Wunsch auf, vor ihrem Bett auf die Knie zu fallen und ihre Füße zu küssen. Doch sofort erinnerte ich mich, daß alles ein Traum sei.

Ein sonderbar-geheimnisvolles Gefühl ergriff mich. Ich konnte meinen heimlichen Durst endlich löschen — ich konnte mit diesem Weibe alles tun, was ich wollte. Und dies alles würde nur mir allein bekannt bleiben. In der Wirklichkeit aber konnte ich sie mit allem Prunke meiner Liebkosungen umgeben, sie in allem trösten, sie lieben und hegen, wenn ich es gewollt hätte. Ich beugte mich über sie und drückte ihr mit starrer Hand die Kehle zusammen, so daß sie nicht schreien konnte. Sie erwachte sofort, öffnete die Augen und bäumte sich unter meiner Hand auf. Aber ich hatte sie förmlich an das Bett angenagelt, sie wand sich und versuchte mich fortzustoßen, mich mit den Augen einer Irrsinnigen anstarrend. Einen Augenblick sah ich sie unsäglicher Aufregung voll an, dann stieß ich ihr unter der Decke den Dolch in die Seite. Ich sah, wie ein Zittern durch ihren Körper lief, wie sie sich ausstreckte, noch immer unfähig, zu schreien, aber ihre Augen füllten sich mit Verzweiflung, und Tränen rannen aus ihnen. Von meiner Hand, die den Dolch hielt, tropfte warmes, klebriges Blut. Ich stach nun blindlings nach ihrem Körper, riß die Decke herab und schlug sie, die Nackte, die sich zuzudecken, aufzustehen, zu kriechen versuchte. Dann packte ich sie am Kopf und stieß ihr den Dolch hinter der Schlagader durch den Hals, spannte alle meine Kräfte an und zerriß die Ader. Das Blut sprudelte hervor, denn, sterbend, versuchte sie noch zu atmen. Sie fuchtelte mit den Händen herum, als wollte sie etwas ergreifen oder vertreiben. Etwas später bewegte sie sich nicht mehr.

Da ergriff so furchtbare Verzweiflung meine Seele, daß ich aufsprang, um zu erwachen; und ich konnte es nicht! Ich strengte meinen Willen bis aufs äußerste an, in der Erwartung, daß die Wände des Schlafzimmers plötzlich umfallen, verschwinden, zerschmelzen würden, und daß ich mich wieder auf dem Divan in meinem Bibliothekzimmer erblicken werde. Doch der Alp schwand nicht. Der blutige, entstellte Körper meiner Frau lag vor mir auf dem blutbesudelten Bette. In den Türen aber standen bereits mit Lichtern in den Händen Menschen, die auf das Getöse hin hierher geeilt waren. Ihre Gesichter waren vom Entsetzen verzerrt. Sie sprachen kein Wort, und alle blickten sie auf mich, und ich sah sie.

Da begriff ich erst plötzlich, daß diesmal alles, was geschehen, kein Traum war.

Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von
Maximilian Schick.



# Neueste nordische Litteratur

Sie ist das Stiefkind aller Litteraturen: Die Franzosen übersehen sie, die Italiener verkennen sie, die Russen wollen sie gar belächeln, und die Deutschen achten sie gering. Gustav von Geijerstam wenigstens, selbst einer ihrer bewundertsten Vertreter, sagt dies irgendwo in seinen Büchern, und mit seinem Namen widerlegt er zugleich die eigene Behauptung. Und in der Tat könnte man kaum einen zweiten Stamm nennen, dessen Künstlerschaft in unseren Tagen bloß annähernd jene Ehren gezollt werden, mit denen man den Nordländern allenthalben begegnet. Geijerstam müßte nicht einmal an Ibsen oder Björnson denken, um das Ungerechtfertigte seines Vorwurfes zu erkennen, er vergegenwärtige sich allein die kleine, doch glänzende Schar von Schriftstellern, die wir nordisch in weitestem Sinne heißen dürfen: weder Lagerlöf, noch Skram, noch Bang oder Michaelis werden sich mit einem unserer heimischen Dichter so leicht vergleichen lassen. Man könnte überdies weitergehen und gelassen behaupten, daß niemand in Deutschland heute mehr gelesen werde, als gerade die genannten. Und schließlich dürfte auch Geijerstam mit heimlicher Genugtuung oft genug festgestellt haben, daß längst die besten unserer Künstler in jenem Fahrwasser treiben, auf dem sein eigener Ruhm mit geschwelltem Segel zu uns herüberkam.

Er selbst hat den Deutschen, die ihn also geringschätzen, erst vor kurzem wieder ein neues Buch

geschenkt. Seine ganze hohe Kraft hat er zu diesem besten seiner Bücher hervorgenommen, und seine Kunst wird sich kaum jemals in vollendeterem Kleide zeigen können. Eigenart von Stamm und Volk und individuelles Gepräge gaben da einen Monumentalbau. Das „Buch vom Brüderchen"*) ist die Geschichte einer Ehe. Es ist ein ruhiges Buch, ein Buch der Harmonien. „Es war einmal ein Schriftsteller, der glücklich mit seiner Frau und seinen Kindern lebte . . ." Kein schriller Mißton, leise Friedensklänge, und selbst das Leid spricht in seltsam feierlichen, gedämpften Lauten. Was geschieht, ist Duft und Stimmung. Und die sie umfängt, sind stets dieselben: Mann und Weib, Weib und Kind. Aber gleichwohl gibt es in dem Buche auch einen Kampf, den Kampf mit dem Tode, der auch Märchen löst. Und das ist alles, was ich vom „Buch vom Brüderchen" weiß. Das Brüderchen, für das es geschrieben, hat es nie gelesen, und Frau Elsa, die ihrem Bübchen nachstarb, hat es nie gesehen. Und doch ist es nicht der Tod, der Sieger bleibt in diesem Kampfe, vor der überwältigenden Größe des Überwältigten sinkt er in Nichts zusammen „ . . . aber alles ist mir fremd gewesen und tot, bis dieses Buch geschrieben ward. Es ward geschrieben in lichten Sommertagen, da wo die Schären aufhören und das offene Meer beginnt. Und es ward geschrieben von einem einsamen Manne, der nicht mehr einsam ist. In langen Wochen hat er über das Meer hinausgeblickt, das gleich dem Menschenleben, das des Lebens wert, niemals ruhig ist. Er sah dort, daß über tosenden Gewässern Leuchttürme blinken, und sollten auch die Leuchttürme erlöschen, so funkeln doch des Himmels Sterne" . . . Das darf man nicht weiter zerfasern: es ist das gewaltigste Buch, das die Zartheit geschrieben. Die innige Kraft, die es trägt, erprobt sich allein.

Es ist dies ein eigenartiger Zug bei den nordischen Dichtern: es gibt in ihren Werken niemals Unerhörtes, kein falsches Pathos, keine falschen Tragödien. Harlekinaden, Gift und Theaterdolch kennen sie bloß vom Hörensagen, sie lügen nie. Sie schauen Skizzen aus dem Leben, prägen sie in ihre Seelen, und jede der tausendfachen Variationen des Alltags wird ihnen zum Begebnis. So wird auch Stijn Streuvels „Sonnenzeit" zum Meisterstück.*) Vier knappe, unglaublich lapidare Erzählungen: Schnitter von der Schelde, die da ihr Auskommen nicht finden, wollen sich im Süden verdingen. Rik, der Knabe, der Lida liebt, geht mit und wird in der Fremde vom Sonnenstich getötet. Die Schnitter kehren heim, Lida weint, das Dorf jubelt über die Wiedergewonnenen. Oder: Jan hat im Rausche Tale entehrt und soll sie heiraten. Tale aber ist froschmäulig und triefäugig, vor Ekel weigert er sich. Der Pastor, die Mutter, das Dorf zwingen ihn. Er geht mit Tale in die Schelde. Beide ertrinken. Dann: Swane möchte Sancteleins Christus haben. Das ist ein großes Kunstwerk. Da er sich gar nicht dazu verführen lassen will, läßt Swane ihn durch Kerlo, ihren Mann, berauben. Das Bildschnitzerwerk wird verkegelt. Kerlo verrät sich und wird eingekerkert. Nach zwei Monaten kehrt er aus dem Gefängnis zurück und findet sein Weib als Ehebrecherin. Er erschießt Sanctelein. Schließlich: Sophie klöppelt den ganzen Tag Spitzen. Sie beginnt Sander, den Schmied, zu lieben, aber sie fürchtet für ihr „weißes Leben". Sander verleitet sie zu Heimlichkeiten, im Rausche wird er eines Abends brutal. Leute kommen. Sophies weißes Leben ist zerstört . . . Keineswegs dürfte man die vier Erzählungen, die ich hier in flüchtigem Umriß gegeben habe, alle als gleichwertig bezeichnen. Die letzte fällt trotz ihrer Sinnenwahrheit ein wenig ab, und die erstaunliche Naivität Kerlos, der den geraubten Christus einfach öffentlich verkegelt, wird Bedenken erregen. Sicherlich hat da der Dichter auch in den Motiven ein wenig übertrieben. Unvergleichlich schön jedoch sind ihm die beiden ersten Skizzen gelungen, offenbar sein ureigenstes Gebiet. Da ist etwas von der breiten Plastik François Millets zu verspüren, unwillkürlich erinnert man sich an seine gedrungenen, prachtvollen Bauern, die mitten in Garben stehen und lachend und singend ihre blitzenden Sensen surren lassen. Auf innerliche Wirkung ist „Im Wasser" berechnet, ein Stück voll feiner Charakterisierungskunst, das in pompös koloriertem Rahmen auch Stimmung zu halten weiß. Vor wenigen Jahren noch ist das Schlagwort vom Erdgeruch einer Dichtung vielfach mißbraucht, mißverstanden und verlacht worden. Andere wieder haben eine Fabel aus ihm gemacht. Für all diese ist Streuvels „Sonnenzeit" ein gefährliches Buch. Am Ende bekämen sie, wenn sie es durchblättern, selbst Lust, Land und Leute an der Schelde persönlich kennen zu lernen.

Selma Lagerlöf ist sehr fleißig. Sie schenkt uns Band um Band in streng abgezirkeltem Kreise: stets ein größeres, zusammenhängendes Werk und zugleich ein Bändchen kleiner, selbständiger Novelletten oder Sagen. Sicherlich aber dankt sie in keinem Falle diesen letzteren ihren Ruf: ihre starke Begabung drängt sie von selbst nach dem Episch-Wuchtigen, nach dem Großartigen hin. „Die Königinnen von Kungahälla" und die „Herrenhofsage"*) bekräftigen diese Erfahrung aufs neue.

*) S. Fischer, Berlin.

*) Beide Werke bei Albert Langen, München.

Man könnte die „Königinnen von Kungahälla“ kein verfehltes Buch nennen: gewiß, es ist von liebevoller Pietät getragen, süßer Stimmungszauber erfüllt es und seine rauschende Poesie mag blenden. Aber diese müßte am Nordre Alf gedeihen, auch wenn Silvius Antonius Poppius dort nicht das verschollene Kungahälla gegründet hätte. Farblose Sagengestalten, denen jeder Zug Gösta Berlingscher Lebensweisheit fehlt, vermögen uns bei Selma Lagerlöf nicht zu fesseln. Und wozu auch Titanenkräfte zwecklos in kleiner Münze vergeuden? Man lese die „Königinnen“ und denke an „Jerusalem“. Man lese sie und denke an „Die Wunder des Antichrist“ und lese nun auch die „Herrenhofsage“. Wie ganz anders! Vor allem ein konzentrierter Stoff. Die Handlung ist straff, wir finden unverwirrte Situationen, Tragik und Komik in erschütterndem Wechsel, und alle Gestalten der Fabel leben in unvergleichlicher Psychologie vor unserem Auge. Wie rührend diese Ingrid in hilfloser Verzweiflung! Wie bewunderungswürdig in ihrem Opfermute! Und Gunnar Hedes Wahnsinn könnte niemand schärfer, eindringlicher, wahrhaftiger zeichnen, als Lagerlöf es getan, das ist die reifste Frucht ihrer Seelenbeobachtung, wie sie uns diesen kranken und genesenden Studenten malt. Denn trotz aller Romantik, die das Buch durchfließt, ist es doch das heiße, heftig wogende Leben, dem seine Motive in ursprünglicher Kraft entspringen. Und da ist es dann wieder dieselbe herrliche Selma Lagerlöf, die uns so oft schon begeisterte, so oft schon betörte, und der wir überallhin, durch dick und dünn folgen, wenn sie uns nur erst wahrhaftig in ihren Bann gezogen.

Gleich der Schwedin Lagerlöf ist eine Norwegerin, Amalie Skram, den Deutschen rasch vertraut worden. Vielleicht liegt die tiefe Einwirkung, die sie auf unsere Gemüter übt, gerade in der Wahl ihrer Stoffe begründet, die sie wie Geijerstam am liebsten der Ehe entnimmt. Aber da ist es nicht das starke, selbstvertrauende Kraftbewußtsein, das bei Geijerstam selbst das Unglück zur Feierlichkeit verklärt, da ist es eine unsäglich düstere Monotonie, die über allem lagert, pessimistische Schatten, die stets von neuem vorüberhuschen und manchmal drohend den Finger heben. War es aber in „Frau Ines“ bloß das sich unverstanden wähnende Weib, das im Flirt Zerstreuung sucht und sich erst in dem Augenblicke sinnlos in Gefahr und Leidenschaft verstrickt, da ein wahlverwandter Schwede in ihr Leben tritt, so ist das Problem der unglücklichen Ehe tiefer schon im „Knut Tandberg“*) angefaßt. Mann und Weib stehen einander ohne Zerwürfnis gegenüber. Es ist eine Liebesehe, und im Hause wohnt das Glück. Im Kindersegen scheint der Bund unlöslich. Und die Jahre gleiten hin . . . Es ist ein Meisterstück, wie die Dichterin erst leise, dann immer schriller klingende Dissonanzen zu erwecken weiß, ohne daß sie ihre Träger selbst noch hören, Dissonanzen aber, die im tiefsten Grunde ihrer eigenen Seele schlummern. Und es war eine Liebesehe: Mann und Weib sind einander entfremdet. Neue Ideale keimen. Im Kindersegen aber sind sie verwehrt und im Hause wohnt der Haß. Es ist die Geschichte eines Zusammenbruchs. Ein Erlebnis, dem wir tausendmal im Leben begegnen, noch viel entsetzlicher, noch viel brutaler, nur daß wir gleichgiltig nicht nach seinen Ursachen forschen. Entstehen aber diese in „Knut Tandberg“ erst im Verlaufe der Ehe selbst, so gibt die Voraussetzung der Katastrophe in „Gebet und Anfechtung“ von vornherein die Frau. Durch sie wird in ihrem unglücklichen Gatten der Keim zum Irrsinn gelegt, und langsam, aber mit furchtbarer Deutlichkeit kann sie das Hervorbrechen seiner unheimlichen Krankheit auch belauschen. Da will sie, zu Tode getroffen von erschütternder Gewißheit, das Unglück nun auf die ihr naheliegendste Weise abwenden. Aber wir wissen, wohin diese Bußgebete, Kasteiungen, dieser unerhörte Opfermut führen muß: das Weib wird über ihnen zugrunde gehen, und sein starker Glaube an Gott wird vor dessen Ohnmacht in ein Phantom zusammensinken . . . In das trostlose Düster geheimer Seelentragödien klingt bei Amalie Skram jegliche Erfahrung. Den Willen zum Sonnig-Heiteren, den freudigen Optimismus Lagerlöfs, der wie ein schimmerndes Band bei der Schwedin immer wieder hervorblitzt, kennt Skram nicht. Sie ist immer drohend, niemals sentimental. Sie ist grauenhaft schön, niemals anmutig. Sie gibt ihre unverhüllte Problematik zu, aber sie konstruiert durchwegs richtige Schlüsse. Ein Arzt, der Gebreste zeigt. Und die Art, wie sie dies tut, deutet immer auf einen Höheren, Mächtigeren, auf einen Schatten, der hinter ihrem Schreibtische steht und ihr einflüstern möchte, — Ibsen.

Den vorliegenden Aufsatz möchte ich nicht beschließen, ohne an die junge Karin Michaelis zu erinnern, die neuerdings mit zwei Büchern vor die Öffentlichkeit tritt. Sie ist eine Dänin und hat sich mit ihrer „Ulla Fangel“ und dem Romane „Das Kind“ längst in die erste Reihe ihrer heimatlichen Dichter gedrängt. Was sie jetzt bietet ist eine Sammlung kurzer Novelletten — „Geistig Arme“*) — und ein neuer Roman „Der Richter“. Über das erste Buch ist nicht allzuviel zu sagen:

*) Alle hier erwähnten Werke bei Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig-R., Goeschenstr. 1.

*) „Geistig Arme“ von K. Michaelis. Iris-Verlag, Berlin. „Der Richter“, „Ulla Fangel“ und „Das Kind“ bei Axel Junker, Stuttgart-Berlin.

es ist eine Reihe zwangloser Einfälle, geschrieben in der Art, die wir von früher her an Michaelis kennen. Den Grundton gibt breiter, würziger Humor an, und Gaunerepisoden wie „Brachsen“ und „Kartenspiel“ gehören zu dem köstlichsten und originellsten, was diese Manier hervorgebracht. Harmloser sind „Ich traure“ und „Der Töpfer“, rührend „Der Kuhhirte Ras“ und „Nördlich von Recht und Gesetz“. In die letztere Erzählung schlagen allerdings auch grelle satirische Streiflichter. Übrigens sind die meisten dieser Skizzen in den verschiedensten Blättern bereits veröffentlicht und daher bekannt. Man wird sie gern noch einmal lesen. Ungleich höher steht „Der Richter“. Ein Roman aus Dänemarks Vorzeit, weiß er vor allem das Kulturkolorit jener Tage vorzüglich zu treffen. Die Charakteristik der einzelnen Gestalten ist scharf umrissen, mit wenigen Strichen oft brutal gezeichnet, aber nirgends stört ein falscher Zug. Wir begegnen allen möglichen Typen: da ist der unbeugsame van Düvel, der Hunde auf schwangere Weiber hetzt und seine Bauern verhungern läßt, wenn er sie nicht mordet, da ist der sanfte Runow, der Erotiker, der wissend-unbewußt mit Cornelia Blutschande auf sich lädt, die hoffärtig-grausame Holleborg, die ihren Gatten im Ehebett in Todesqual erschauern läßt, und die edle Brigitta, um die der gütig-treue Doktor Jakob kämpft. Die Handlung des Buches ist zwar eigenwillig, sprunghaft, aber nicht unklar, die Sprache glatt und tadellos. Sicherlich darf man ja auch den „Richter“ als die reichste Schöpfung bezeichnen, die wir bislang von Karin Michaelis empfangen haben, und das ehrliche Wollen, das aus dem Buche spricht, bürgt dafür, daß die Dichterin ihre gottbegnadete Kunst nicht wie so viele andere vor und neben ihr in Mode und Laune wird zersplittern lassen. Karl Fr. Nowak.

# Mißhandeltes Menschenrecht

von Franziska Mann

Gedankenlose Duldung der Gesellschaft ist der tiefe Quell, aus dem das Unheil der Welt rinnt.

Zielsicherer denn die Waffe, morden täglich lautlos vollführte Verbrechen, die nicht vor den öffentlichen Gerichtsstuhl gelangen.

Ungreifbare Übel wurzeln am tiefsten; von ihrer Unausrottbarkeit überzeugt Jahrhunderte altes Bestehen nicht.

Hin und wieder zuckt ein greller Blitz über still geduldete Ungeheuerlichkeiten. So konnte vor ein paar Tagen die Gegenüberstellung eines Vater mit zwei, angeblich ihm gehörenden Kindern, folgendes Ergebnis zeitigen: „Hauptmann von Ziegler, zu seinem Urteil aufgefordert, erklärt, daß er sich gar nicht äußern könne, da er seine beiden Kinder bis jetzt noch nie gesehen habe“ — —

Kann es grausamer mißhandeltes Menschenrecht geben?!

Wird „man“ weiter gelassen Unglückliche unter ihrer Qual seufzen lassen, und wird „man“ ebenso gelassen Väter dulden, „die sich nicht äußern können, weil sie ihr Kind nie gesehen haben“?!

Die unehelich Gebärende, die bis zum Töten ihres Kindes sich hinunterlitt, wandert hinter Schloß und Riegel. Der Vater, der Schlimmeres vollbringt, indem er langsamer tötet; der Mann, der das junge Leben, das nicht minder sein eigen ist als das des Mädchens, haltlos den Gefahren des Daseins ausliefert, bleibt — der „Gesellschaft“ erhalten. — —

Gereifte Menschenkenner, diese großen Unterdrücker, belächeln den Wahn von der Umgestaltung bisheriger Werte. „Hinunter in die Masse“ bleibt ihr Losungswort. Es rührt sie nicht, daß der „vornehme“ Mann empfindungslos Wesen, die er ins Leben setzte, verkommen läßt. „Das war von jeher so. Mögen die Neuen ins Blaue schreien, was *ihnen* moralisch und wichtig scheint.“ —

Nicht neue Menschen schreien, sondern aufrichtige; Menschen, die Mut für alle übrig haben, die ringsum lautlos zerrieben werden. —

*Das Weib „hat“ nicht zu fallen.* Winzige erotische „Abenteuer“ erschüttern nicht des Mannes Stellung. Daß beide — Mann und Frau — *aneinander* auf diese Weise *sinken müssen*, kommt nicht in Betracht.

Handelt es sich um ein Vergehen, das zwei Schuldige gemeinsam begehen, so erhalten beide bei gleicher Schuld gleiche Strafe. Das Verbrechen, Leben zu geben, bedingt lebenslängliche Knechtung nur für einen der Erzeuger. An den Folgen trage *sie*.

*Sie* hat dem Kinde Liebe zu spenden, Pflege und Sorgfalt.

*Sie* bewahre es vor abschüssigen Wegen.

*Sie* werde zur Zuchthäuslerin, wenn sie nicht stark genug ist, Schuld und Scham auf sich zu nehmen.

*Sie*, die Rabenmutter; „er“ auf den Wegen des Rechtes.“ —

Wird man die Unsittlichkeit der „Bessergestellten“ noch lange verteidigen können?!

Soll das Rechnen mit „gegebenen Verhältnissen“ fortgesetzt Feigheit und Heuchelei erklären? Müssen sie in Taubheit erhalten bleiben und in Blindheit, die bisher nicht zu Erschütternden?!

Der Zeuge Ziegler kann zum Wendepunkte in der Geschichte des unehelichen Kindes werden.

Bebt nicht ein Schrei bei den Worten: Hauptmann v. Z., zu seinem Urteil aufgefordert, erklärt, daß er sich gar nicht äußern könne, da er seine Kinder bis jetzt noch nie gesehen habe — durch alle Herzen?

Was ist der Todeskampf einer Stunde gegen den langsamen Meuchelmord an der ganzen Existenz eines Kindes?

Jedoch, nur die Frau wandert ins Zuchthaus — nur sie.

Es heißt: Wo Menschen schweigen, werden Steine reden.

Neigt euer Ohr dem Stein, wenn ihr jetzt sonst nichts vernehmt! —

Rechte können zu Tode gelächelt werden. Gerade dies Verfahren liebt die Gesellschaft. Die gedankenarme Menge kennt kein Mitleid.

Jede anerkannte Lüge trägt ihren Glorienschein.

Wohl kann man keinen zwingen, jene Leute mit den „merkwürdigen“ Ansichten ernst zu nehmen, die das Verhältnis der Geschlechter zueinander umformen zu können glauben.

Und dennoch: Die Welt ist im Erwachen.

Unsere Zeit drängt nach ungeschriebenen Gesetzen.

Lange genug hat man das Kind zum Märtyrer gemacht.

Die „öffentliche Meinung“ verharrt nicht mehr in ganz so bleierner Apathie. Schwache Wellen umspülen Irrtümer von Jahrhunderten. — —

Jedem Kinde haftet in seiner Wehrlosigkeit fast etwas Unwiderstehliches an.

Den Schwachen in den Sumpf drücken, ist nicht jedermanns Sache.

In Waffen mag man sich den Eltern gegenüberstellen — aber Schonung dem Kinde!

Jeder kann Erlöser sein.

Jeder kann Qual und Elend verringern, indem er das Gefühl der Scham in sich selbst wach erhält denen gegenüber, die sich nicht äußern können, weil sie ihr Kind nicht eines Blickes wert hielten. Mag man den aufrührerischen Geist belächeln, der die Mutter schützen will — Nur über das preisgegebene Kind erröte man!



# Ein Frühgeborener

## von Max Freiherr von Münchhausen

Es muſs wohl Menschen geben, die zu früh geboren werden, — zu früh für ihre Zeit, — die ihrer Zeit voran sind, die an diesem Voransein leiden, ohne dieses Leiden durch eine angeborene geniale Anlage, durch eine grosse vorausweisende und für sie befreiende Tat überwinden zu können. All ihr Leben lang fühlen sie sich im Zwiespalt mit der sie umgebenden, hinter ihnen zurückgebliebenen Welt und gehen schlieslich, zu schwach um diese Welt zu beherrschen, an diesem Zwiespalt selber zu Grunde. Ihr blosses Dasein ist die Ursache dieses Endes, das schliesslich, auf scheinbar geringfügigen Anlass hin, plötzlich sich einstellt.

So lebte, nicht weit von meinem heimatlichen Hause, einem früheren Kloster, dessen Baulichkeit, Garten und weniges Feld mein Vater billigst erworben und als Landarzt bewohnte, auch solch ein Frühgeborener. Ich kannte ihn sehr wohl schon als Knabe. Fuhr ich doch oft in der Ferienzeit im Halbverdeck mit meinem Vater weit über Land, — auch zu dem Edelsitz, in dem jener Frühgeborene mit Mutter und einer Anzahl ältlicher Schwestern sass und dem er entstammte.

Mein Vater war nicht nur der Arzt, er war auch der Freund dieses einsamen Mannes! Vielleicht weil er als Einziger mit einem feineren Verständnis, das der angeborenen Einsicht des praktischen Arztes und Menschenkenners entsprang, diesem vorzeitigen Menschenwesen nahe getreten. Er kannte ihn seit langem: schon als Knaben hatte er ihn gesehen; dann hie und da als Studenten; dann als jüngeren Mann, wo jener nach dem Tode des Vaters aufs Gut gekommen und lange krank gelegen und wo die beiden recht eigentlich Freundschaft geschlossen. Freundschaft! soweit die Unterschiede des Standes, die hier in entlegener Provinz sich noch deutlicher gaben, und der beiderseitigen Verhältnisse solche zuliessen. Seitdem war diese Freundschaft im Wachsen geblieben, die eng abgeschlossenen Verhältnisse, die alles geistig Regere zu einander brachten; der langsame Ausgleich im Alter der beiden, als der Gutsherr zum reiferen Alter meines Vaters gleichfalls heranwuchs; und besonders das warme Verständnis, das mein milder Vater allen Eigenheiten des Unzeitgemässen entgegenbrachte, hatten mehr und mehr diese Freundschaft gefestigt und vertraulicher gestaltet.

Und so war auch ich mit dem Wesen des Mannes vertrauter geworden. Die Reden der Leute, die Gespräche unseres Hauses, die gelegentliche Aussprache des Vaters und häufigeres Sehen des Gastes und Freundes hatten mehr und mehr auch mir, dem stets aufmerksamen Menschenbeobachter, den inneren Gehalt des seltsamen stillen Gutsherrn erschlossen.

Schon sein Äusseres war ein anderes wie das der benachbarten Standesgenossen. Es fehlte ihm ganz jene etwas rüdige Art, die den für seine Wirtschaft, für Jagd, Pferde und Hunde und kräftiges Essen und Trinken, für das ganze selbstherrliche Leben des Gutsherrn eingenommenen kleinen Landedelmann im westlichen Deutschland auch körperlich zeichnet. Jeder Ausdruck wohlgepflegter physischer Kraft und beschränkten Selbstgenügens lag ihm fern. Er war, wenn auch gesund, doch zart gebaut, nicht gross, nur Kopf und Gesicht ungewöhnlich entwickelt. Diese, mit jenen Wölbungen und Furchungen versehen, die, im Gegensatz zu der raubvogelartigen Kleine des starren, einseitigen, selbstwilligen Rassekopfes und der breiten Verschwommenheit des Genüsslingsgesichtes, den geistig hochgewachsenen, von Empfindung durcharbeiteten Menschen erkennen lassen. Er hielt sich gerade und stolz, fast soldatisch, sein Antlitz zeigte Verschlossenheit und Wehmut zugleich, sein Auge glühte in verhaltener Güte. Soviel Ansätze zum Wollen lagen ausgeprägt da in dieser Zwittergestalt von Hochmut und geistiger Milde, die das einsame Leben in totstiller Zeit unter gröberen Menschen zum Tode verdammte, und denen die überragende Kraft zum Aufschwung fehlte.

Er wohnte mit seiner Mutter und Schwestern. Einer alten Frau und alternden Fräuleins, die vom grossen Leben nichts wussten. Aber auch dies grosse Leben da draussen war ausgepufft in einem mächtigen Kriege und schleppte sich müde. Und hätte diesem reichen Geist, selbst wenn er sich aufgerafft, selbst wenn er die überkommene Scholle und die Pflichten seines engen Lebens verlassen, wohl wenig geboten.

So verzehrte er sich in innerem Feuer, das nur manchmal herausschlug; da wo er sich verstanden wusste.

Es war im Sommer, als ich meine Hochschulferien wieder einmal im Elternhaus verbrachte; da geschah im benachbarten Dorf ein Verbrechen. Ein junger Bursch, wegen seines stillen und ruhigen Wesens bekannt, dem niemand je solche Tat zugetraut, hatte sich gewaltsam an einer älteren, verheirateten Bauerfrau vergriffen. Ein junges Mädchen, dem er nachging, hatte ihn lange gereizt; sie hatte ihm abends zum Tanze zu kommen versprochen, dann war sie nicht erschienen. Und so hatte er nach vergeblicher Erwartung bei ungeheuer gesteigerter Sinnlichkeit in schwüler Sommernacht auf einsamem Feldweg an dem Opfer, das der Zufall ihm gab, das Schlimme verbrochen. Er war erkannt, schon am nächsten Morgen ergriffen und zur Bestrafung abgeführt worden. Und der ganze kleine Erdenwinkel unserer Gegend war voll von dem Geschehenen und sittlich entrüstet! — Mein Vater, der erfahrene Arzt, und ich, der lernbegierige medizinische Schüler, hatten nach dem Abendbrot, das wir, nach seiner Rückkehr aus der Praxis, gemeinsam im Kreis der Familie genossen, als Mutter und Schwester zu später häuslicher Arbeit verschwunden, auf der offenen Treppe am Saal des geräumigen Hauses die Sache besprochen. Er, vom Standpunkt des alten Praktikers aus, der viel menschlich-seelische Wirrsal gesehen, und darum milde urteilt. Ich, als junger Theoretiker, als eifriger Hörer der Kriminal-Medizin, der haarscharf-genau wie Organ von Organ ein selbstbestimmendes seelisches Leben von der dumpfen, halb unbewussten Funktion der reinen Körperlichkeit zu scheiden trachtet; der die doch fliessende Grenze zwischen Selbstbestimmung und Trieb, wie das Gesetz sie verlangt, scharf zu bestimmen versuchte.

Da hörte man einen Wagen nahen. — Schon glaubte mein Vater bedauernd an einen späten Ruf, in die entlegenere Praxis, als durch die Tür und quer durch den Saal er, der Gutsnachbar, kurzen Schrittes daherkam.

Ich hatte ihn seit langem nicht gesehen. Obwohl erst ein Vierziger, waren das blonde Haar der Schläfen, der kurze Bart, leicht bei ihm ergraut; war die Stirn weit über den ausdrucksvoll gewölbten Schädel nach hinten emporgetreten. Sein Ausdruck war heiterer, sein Auge offener und lebhafter wie sonst; sei es, dass der prachtvolle Abend mit seiner reifen Sommerkraft, den mächtigen Schatten, den festen Linien, die der klare Abendhimmel um alle Dinge gezogen, der starken Luft und dem erdigen Duft ihn besonders erregte; sei es, dass die Nähe ihm geistig verwandterer Menschen sein Empfinden gehoben.

Er nahm Platz, und wie natürlich ging das Gespräch über das Ereignis des Tages weiter. Zunächst verharrte er hörend, dann griff er selber ein.

Die Tiefe und Klarheit seiner ruhigen Worte packten mich sogleich.

— Der Richter musste den Mann wohl bestrafen; er hatte sich am kostbarsten Eigentum eines anderen, an dessen Persönlichkeit vergriffen, und schon um der Abschreckung willen sollte er für diesen Übergriff büssen. In Hinsicht auf diese Notwendigkeit war auch das Gutachten des medizinischen Sachverständigen zu fällen: die freie Willensbestimmung des Verbrechers war nicht ausgeschlossen gewesen, wohl aber getrübt, so dass ihm mildernde Umstände wohl zuzubilligen wären. Was jedoch die moralische Seite der Angelegenheit betraf, so war hier der Täter durchaus schuldlos zu nennen. Er war dem genau zu verfolgenden steigenden Einfluss eines Naturtriebes verfallen, hatte blind in dessen Dienste gehandelt, wie die Woge, die den Deich durchbricht und Höfe und Menschen verschlingt, wie der Blitz, der ein Haus entzündet; und wie diese war er ohne eigene Fehle. Man sollte ihn be-

dauern, aber nicht beschimpfen! Wo begann überhaupt die moralische Verantwortlichkeit der Menschen, und welchen Wert hatten überhaupt unsere moralischen „Vor“-urteile? — Und nun begann der Gast in klarer Folge eine Reihe, in den Augen jedes braven Bürgers, — und, dass ich es nur gestehe, damals auch in meinen Augen — höchst ketzerischer Ansichten zu entwickeln.

Zuerst hatte ich einige leichte Einwürfe versucht, aber dann gab ich mich dem Zauber seines durchsichtigen und im Ausdruck prachtvollen Redeflusses gefangen. Und wenn ich mich auch nicht völlig besiegt erklärte, so begannen doch mein Himmel und meine Erde, die ich mir auf der scheinbar festen Grundlage moralischer Gesetze erbaute, bedenklich zu wanken. Was war all meine Freigeisterei, die ich bisher für reichlich fortgeschritten gehalten, gegen die Freigeisterei dieses Mannes! Und woher war ihm die Tiefe dieser Einsichten hier in dem stillen Erdenwinkel, wo alle Welt noch an den Sündenfall und die Arche Noah und an andere noch weit abstrusere Überlieferungen glaubte, gekommen? Und wie hielt er, dessen Erkenntnis und Empfindung so grosse Dinge umschlang, es überhaupt aus, in diesem Winkel und unter dieser Umgebung zu leben? Unter den gutherzigen aber besonders engköpfigen Gliedern eines engeren Familienkreises, deren Gedankenenge so sichtlich auf ihren geduldigen, stets etwas erstaunten und hilflosen Antlitzen sich offenbarte?

Mein Vater hatte keinen Einwurf versucht; es entsprach das nicht seiner Art dem Freunde gegenüber, und vielleicht hatte auch sein ärztlicher Beruf ihm praktisch die Wahrheit so mancher hier theoretisch vorgetragenen Gedanken bewiesen. Durch kurze Hinweise ermunterte er eher den Gast!

Und so sprach dieser in schönem Feuer weiter, und kroch mehr und mehr aus sich heraus und entfaltete die Schwingen seines innersten Empfindens und entwickelte Pläne und Ziele, so neu für jene ausschliesslich politisch und wirtschaftlich bewegte Zeit, dass ich, der ich ihn früher nur kurz und nie so offen gesehen, über ihn wie über das begeistert Vorgetragene erstaunte.

Man sah, hier war eine Seele ihrem Lande und ihrer Zeit voraus; ihre Erkenntnis und ihre Empfindung wiesen sie auf neue klare und schöne Ziele, — nur fehlte ihr die Kraft, in einer ungeheuren künstlerischen Tat der stumpfen Menge gegenüber sich zu beweisen.

Er war zu früh geboren! Er hätte später kommen müssen, in einer Zeit, die langsam ihm entgegenreifte; als Lehrer für diese. Als Führer zu ihr hin erlahmten ihm die Kräfte!

Das Erscheinen meiner Mutter, die Rücksicht auf ihr Empfinden, warfen den Sprecher in sich zurück. Man tauschte gleichgiltige Worte. Bis bald, als steigende Kühle uns in den Saal getrieben, meine Mutter ihn bat, uns auf dem Flügel zu spielen.

Einfach und natürlich folgte er sogleich der Bitte. Er spielte ohne Noten. Zuerst wunderlich verworrene Weisen, die das innere Ringen seiner Seele zu offenbaren schienen; doch dann kam er bald zu klareren Tönen.

Das matte Licht einer einsamen Kerze zur Seite des Flügels hob den Schattenriss seiner Gestalt zu höherer Bedeutung und Grösse. Thronend und breiter erschien sein Körper und das edelgeschwungene Haupt ragte stolz in die höheren Wellen des Lichtes. Und die jetzt verhaltene Kraft seiner Worte sprach im festen Schlage der Tasten nun in den Tönen des göttlichen Meisters — Beethoven! — All die Kraft, all das Zukunftswollen, das dieser in Wunderakkorde gebannt, stieg empor, entzaubert, und berauschte und knechtete das Wollen der anderen. Ein grosser Wegweiser der Zukunft sprach hier durch die vermittelnde Kraft seines Schülers; und die Worte, die dieser wohllautend, doch schwächer vorhin unter dem Sommerabendhimmel gesprochen, tönten hier unwiderstehlich, kraftvoll aus dem grossen Kunstwerk des Meisters. Und der Frühgeborene, wirkend mit der Kraft des noch früher geborenen Grossen, fühlte die Wirkung der von ihm vermittelten Predigt der Stärke und der Freude und war beseeligt.

Die letzten Töne verbrausten. Wohl um das Vollgefühl der Kraft durch keinen neuen niederen Eindruck zu stören, ging der Gast, nachdem er sich kurz und dankbar verabschiedet. In seinen Mantel gehüllt, fuhr er getröstet, gestärkt und heiter durch die Sommernacht, hin zu seinem einsamen Gute, zu denen, die ihm die Nächsten, ihn doch nicht verstanden.

Der Vater und ich, wir sassen noch lange. Und unter dem vollen Eindruck der Persönlichkeit jenes Einsamen, Unzeitgemässen, erzählte mir jener die grosse Enttäuschung im früheren Leben des Mannes.

Schon als Jüngling war dieser von hohem, idealen Streben, das so gar nicht im Einklang stand mit den Zielen seiner Zeit, gepeinigt. Das Bewusstsein seiner Lage war ihm zeitig gekommen, auch das Bewusstsein, dass die eigene Kraft zu dem, was er durchzusetzen begehrte, nicht reichte. Da hatte ihm, wie er glaubte, ein glückliches Geschick den Gefährten und Tröster und Mitstreiter auf seinen Wegen geboten. Eine Frau! Ein Mädchen, das ihn verstand und das dabei in ihrer Herbheit und Kühle und inneren Stärke die glücklichste Ergänzung seines Wesens bot, war ihm entgegengetreten. All sein Empfinden warf ihn zu ihr hin, er fühlte, mit ihr vereint, von ihr ergänzt, vermochte er das Höchste zu erreichen, und aus diesem Gefühl heraus erstand bei ihm die leidenschaftlichste und zugleich erhabenste Liebe. Jene Liebe, wie sie sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern im Kultus der göttlichen Frau, der Isis, der grossen Mutter, der Mutter Gottes offenbarte.

Und auch sie fühlte eine Ergänzung in ihm, eine leise Milderung ihres allzuklaren Wesens, und hatte sich ihm zugewendet.

Aber dann waren Miſsverſtändniſſe gekommen. Vielleicht aus ſeiner ſchwärmenden Hingebung und Leidenſchaftlichkeit geboren, die ſie erſchreckte. Denn ſtarke Weiber wollen, wenn auch anders geartete, ſo doch ſtarke Männer. Nach Monaten des Zögerns hatte ſie ihn verworfen.

In ſeinen höchſten Hoffnungen geſtört, war er zurück geblieben. Der Heiltrank, ihm ſchon ſo nahe, war ihm entſchwunden. Einſam war er wieder, ein Einſamer, der allein den Widerſtand der Welt nicht überwinden konnte und dies wuſste.

Das ſchreckliche Ereignis war mit dem Tode ſeines einzigen Freundes, ſeines Vaters, faſt gleichzeitig geweſen und hatte ihn auf ein gefährliches Krankenbett geworfen, auf jenes Krankenlager, von dem er wohl nur erſtand, weil er auf ihm in ſeinem Arzte, meinem Vater, einen neuen ihn faſt verſtehenden Freund gefunden. Das Leben wurde ihm wieder erträglich, die Freundſchaft meines Vaters und dann die Muſik, in der er die erwünſchte Stärke fand, hielten dieſen Frühgeborenen am Leben.

Bei ihnen holte er ſich von nun an, wenn er bei ſchwerer innerer Stimmung deren bedurfte, neue Lebensſtärke. . . .

Seit jenem Abend, an dem ich den ſeltenen Nachbar in höchſter Kraft und Eigenart des Weſens geſehen, an dem ich dann aus des Vaters Munde den tiefſten Bruch, den ihm ſein Leben bereitet, vernommen, waren wenige Jahre vergangen.

Ich weilte als Aſſiſtenzart in einem Sanatorium in den Bergen, als eine völlig unerwartete und darum doppelt ſchwere Trauerbotſchaft mich erreichte: Mein Vater war einem plötzlichen Gehirnſchlag erlegen.

Ich eilte nach Hauſe.

Unter den erſten, die uns ihr Beileid auszudrücken kamen, war auch der Nachbar vom Gute. Er ſchien tief erſchüttert! Obgleich er ſich äuſserlich beherrſchte! Aber, wie oft bei fein empfindenden Menſchen, ſo hatte auch bei ihm der innere Zuſammenbruch, den der plötzliche Tod dieſes einzigſten langjährigen Freundes und Vertrauten in ihm bewirkte, ſein ganzes Äuſseres verändert. Seine Haltung war ſchlaff, Bart und Haar waren noch weiſser geworden, obgleich er die Vierzig noch nicht vollendet, und der Glanz ſeiner Augen war wie verſchleiert.

Als ich dann, wenige Tage nach dem Begräbnis zu ihm hinauffuhr, hielt mich im Erdgeſchoſſe des Gutshauſes, das die Familie gemeinſam bewohnte, ſeine Mutter in kurzem Geſpräche. Sie klagte über die langjährige tiefe Schwermut des Sohnes, über ſeine Verſchloſſenheit auch ihr gegenüber, über ſeine geringe Teilnahme für alle Verhältniſſe ſeiner näheren Umgebung. Sie klagte mit einer leiſen Bitterkeit, ſie ſchien den Sohn für ſein eigenes Weſen tadeln zu müſſen, wo doch vielmehr die Menſchheit, die jenem nachblieb, eher zu tadeln geweſen wäre. Wenn man in dieſem gegenſeitigen naturgewollten Verhältnis, das, ſo lange es eine fortſchreitende Kultur gibt, immer zwiſchen den Vorläufern derſelben und der nachhinkenden Maſſe ſich zeigte, überhaupt hätte tadeln dürfen. Sie erging ſich dann noch über Unregelmäſsigkeiten in der Lebensweiſe des Sohnes, über ſein langes Nachtwachen und bat mich, aus ihrer beſchränkten, veralteten Weltauffaſſung heraus und in völliger Verſtändnisloſigkeit des Zuſtandes des Sohnes, um möglichſte ärztliche Einwirkung zur Abſtellung dieſes unregelmäſsigen Verhaltens.

Als wenn hier, wo in einer einzelnen Perſönlichkeit und einer ihr gegenüberſtehenden Menge anderer zwei Welten, eine alte und eine neue, aufeinander prallten, überhaupt mit ärztlichem Rat und Verordnung zu helfen geweſen wäre!

Ich fand den Gutsherrn anders, als ich erwartet. Er phantaſierte vor einem prächtigen Flügel, der eine ganze Schmalſeite ſeines an ſchöngebundenen Büchern, an ſeltenen Stichen und Kunſtgegenſtänden reichen Arbeitszimmers faſste, und ſprang erſt auf, als, nach einer wohl unverſtanden gebliebenen Meldung des Dieners, ich ſelber des Zimmers Schwelle weit überſchritten. Er war herzlich und heiter und wieder feſt und gerade, ſein Antlitz zeigte friſche Farben, wie das mancher Kranker, deren Lebenskräfte in langſamem Verblühen noch einmal mit letztem Verſuche neue Säfte in die verfallenden Organe treiben.

Sein Spiel ſchien ihn angeregt zu haben, er zeigte mir, dem ihm als Muſikfreund Bekannten, mit Liebe den herrlichen Flügel und klagte nur, mit einem leiſen Schatten auf den Zügen, daſs dieſer demnächſt zu einer notwendigen Ausbeſſerung für Wochen in des Verfertigers Werkſtatt zurückgeſandt werden müſſe.

Doch blieb er, bei aller Herzlichkeit, mir innerlich verſchloſſen. Jedem Verſuch, den ich machte, bis zu ſeines innerſten Weſens Kern vorzudringen, wuſste er unmerklich auszuweichen; ſei es, daſs er als ſoviel Älterer mir Jüngerem noch nicht genug Vertrauen ſchenkte, oder ſein Inneres, als nur dem verſtorbenen Freunde, meinem Vater, betretbares Heiligtum, dem Sohne noch nicht öffnen wollte; ſei es, daſs er ſelber dieſes Innere feſt verriegelt hatte — für die vielleicht ſchon vorgenommene geheimnisvolle Fahrt zurück, in den ungeheuren Wirbel des geiſtig-kosmiſchen Prozeſſes!

Da ich, bis zur endgiltigen Regelung aller häuslichen Verhältniſſe, auch des entſchlafenen Vaters Praxis ärztlich verſorgte, ſo blieb ich noch für einige Wochen im Lande.

Ich ſah den Gutsherrn öfter, und immer war er merkwürdig heiter! Wie wenn er eine ſchwere, viele Jahre getragene Laſt nun endlich abgeworfen, oder die kommende Erlöſung von ihrem ſchlimmen Drucke ahnte. Nur klagte er wieder und wieder über den baldigen wochenlangen Fortgang ſeines Flügels, dieſes anderen treuen Freundes, der in ſchweren Stunden der Bedrückung im unerfüllbaren Drang des Schaffens ſein Empfinden befreit und gehoben hatte.

Der Sommer war vorgeschritten. Es war etwa jene Zeit, zu der sich vor Zeiten eines Abends das innerste Wesen des seltsamen Unzeitgemässen mir erschlossen hatte. Ein schwüler Sonntag! Mutter und Schwester waren verreist, um mit der Einrichtung ihres neuen städtischen Hauswesens den Anfang zu machen, denn wir hatten uns entschlossen, da ich selbst in aussichtsreicher Stellung gebunden war, das alte Anwesen dem Nachfolger des Vaters vorläufig mietweise zu überlassen.

Die erste Hälfte des Tages war mir in trüber Stimmung, über die Auflösung der alten Heimat, in dem von Hausrat schon halbgeleerten Zimmer verschlichen.

Auch der Flügel, aus dem an jenem Abend unter des frühgeborenen Einsamen begeisterten Griffen die Stimme des göttlichen Beethoven zu uns gesprochen, stand eingesargt inmitten des Saales.

Nachdenklich, verlassen lehnte ich auf der Terrasse und blickte über den Garten hinweg in die von feuchten und heissen Nebeldünsten verschleierte Weite.

Da meldete man mir den Gutsherrn; er kam, auch für sich die alten Räume, die ihm so viele Jahre lang gastfreundlich offen gestanden, noch einmal zu betrachten. Stumm und wehmutsvoll drückte er mir die Hand und liess sich neben mir nieder.

Er war furchtbar verfallen, weiss und vergeistigt und wie mir schien von Unrast gepeinigt. Sein Auge irrte und nervös spielten seine Finger. Auch schien ihn die schwüle schwere Hitze zu quälen und seine Stimmung zu drücken.

Dann gingen wir noch einmal durch die Räume. Traurig blickte er auf den grossen weissen Kasten, der den Flügel umsargte, und gedachte auch seines Flügels, seines tönenden Freundes, der nun gleichfalls für Wochen gegangen und ihn allein zurückgelassen. Allein und verlassen!

Ich bat ihn, den Abend bei mir zu bleiben, aber seine Unruhe schien ihn fortzutreiben. Auch fürchtete er, der zu Fusse gekommen, ein Ungewitter. So sah ich ihn bald scheiden.

Einige Stunden waren vergangen. Schwarze Wolken waren ringsum aufgezogen. Ein heisser Wind, der Vorbote des nahen Wetters, fegte über den Garten. Ich ging umher, die Fenster zu schliessen, da ich allein das Haus bewahrte; da jagte auf den Hof ein Wagen. Der Inspektor vom Gute! Ich eilte hinunter!

— Der Gutsherr hatte sich erschossen! —

Als wir im Gewittersteigen, in Staub gehüllt, den Lehmweg entlang flogen, erzählte er mir, wie man ihn gefunden.

Als das älteste gnädige Fräulein, ihrer Sonntagsgewohnheit nach aus der Nachmittagskirche gekommen, quer durch den Garten, die Schlossgraft entlang, war im Gewitterdämmern auf dem trüben grünen Wasser ein weisser Fleck erschienen. Verwundert war sie durch das Gebüsch den Grashang hinabgestiegen, nur wenige Schritte. Da hatte sie den Bruder erkannt! Sein weisses stilles Antlitz sah aus dem flachen Wasser zum Himmel und ein feiner roter Strom floss aus der Schläfe herab über die Wange zum Wasser. Hier im kühlen Elemente hatte er der Glut seines vorwärtsstürmenden Empfindens einen Ausweg eröffnet. Sie hatte laut und furchtbar geschrieen! Dann war man gekommen und hatte ihn herausgetragen, — er war noch warm gewesen. — — — —

Ich vermochte nichts mehr zu helfen. Und warum hätte ich auch helfen sollen? So, wie es gekommen, war es natürlich und besser. Vielleicht, dass das Leben ihn umschuf für eine Zeit, in die er besser passte.



# J. K. Huysmans

## Studie von René Prévôt

„Für einen Mediziner dürfte der Fall Huysmans interessanter sein als für einen Litteraturhistoriker." Vielleicht, aber noch interessanter für den Psychologen, und das ist die Seite, für die sämtliche französischen Kritiker verständnislos geblieben sind. Fast alle hielten ihn für ausgesprochen pathologisch, nur sehr wenige nahmen ihn überhaupt ernst, viele behandelten ihn mit gehässigem, kleinlichem Spott. Und doch, ich kenne wenige interessantere Erscheinungen auf dem Gebiete der französischen Litteratur, wenige Subjektivisten von solcher Eigenart, von solcher Kraft und Schwäche zugleich. Manche, wie Retté z. B., sehen in ihm weiter nichts als ein gutes Beweismittel für ihre Ansicht, dass die katholische Kirche in Frankreich ein dem Untergang geweihtes, morsches Gebäude sei. Andere, wie Pellissier, helfen sich mit einigen wohlfeilen Phrasen über ihn hinweg.

Wenn überhaupt einer von den modernen Franzosen psychologisch behandelt und mit Liebe analysiert werden will, ist es Huysmans, denn, betrachtet man ihn rein äusserlich, so wird man in ihm nur den Menschen finden, dessen Werke auf den Boudoirtischen hysterischer Frauen den Platz einnehmen, der einst Casanova gebührte, den Hasser der Natur, den Verneiner alles Lebens, den Verabscheuer des Weibes. Es gibt in Frankreich eine Sekte, die Molinosisten, wie sie sich nennen, die eine solche Verachtung des Leibes

bekennt, dass sie ihn in seinen Genüssen und Ausschweifungen absolut nicht einschränkt, weil sie es nicht für der Mühe wert erachtet, sich um ihn zu kümmern. Mit dieser wird Huysmans stets zusammengeworfen, und als das leitende Moment in seinem ganzen Schaffen wird, abgesehen von seinen perversen Trieben, sein unheilbares Magenleiden bezeichnet. Dass dies letztere von Einfluss auf seine seelische Entwickelung gewesen ist, ist nicht zu bestreiten, aber es darf das nicht übertrieben werden, wenn man der eigentlichen Grundeigenschaft Huysmans nicht die Bedeutung absprechen will, die ihr zukommt.

Joris Karl Huysmans ist für mich der schwache Mensch mit dem absoluten Bedürfnis der Anlehnung und dem Hange zur Mystik, der in einer Zeit lebt, in die er nicht passt, an der er krankt und der er schliesslich unterliegen muss.

Zuerst begegnen wir seinem Namen in jenem grundlegenden Sammelwerk des Naturalismus in Frankreich, in den „Soirées de Médan", und zwar im Gefolge Zolas. Er bekennt sich, vom Strome der Zeit mit fortgerissen, zu einer Richtung, zu der seine Naturanlage ihn nicht treibt. So lässt denn auch die Reaktion nicht lang auf sich warten. Um Naturalist zu sein, wie Zola, um mit solcher Brutalität das Leben erfassen und aufs Papier werfen zu können, muss man vor allem stählerne Nerven haben, man muss allein stehen können mitten in einer feindlichen Welt, und das kann Huysmans nicht. Die ganze Öde des Menschen, der vor der Einsamkeit zittert, bemächtigt sich seiner und er schreibt sein „Dilemma", das uns den Angstschweiss auf die Stirne treibt. Und dann — es ist Notwendigkeit — wirft er sich in die Arme — der Mystik zuerst, der katholischen Kirche sodann. Diesen Entwickelungsgang können wir durch seine nun folgenden Werke hindurch deutlich verfolgen.

Des Daseins überdrüssig, fängt er an, es mit Kot zu bewerfen. Er schreibt „A rebours" (rückwärts). Der Held dieses Romans, ein gewisser Des Esseintes, bricht auf den Rat seines Arztes hin mit seinem bisherigen ausschweifenden Leben und fällt, indem er nun seine dekadenten Neigungen mehr auf die seelische Seite verlegt, dem Mystizismus anheim, und zwar zunächst dem „Satanismus". Und wir haben „Là-bas" (Da unten), in dem der Held unter dem Namen Durtal sämtliche Orgien, die der Teufelskult und die schwarze Messe mit sich bringen, durchlebt und in einer Weise schildert, die zuweilen abstossend, zuweilen ergreifend, immer aber ganz persönlich und äusserst interessant ist. Eine lange episodische Biographie des berüchtigten mittelalterlichen Satanisten Gilles de Rais verdient als Geduldprobe historischer Forschung unsere Anerkennung.

Zum Schluss bekehrt sich Durtal; warum, ist mir allerdings nicht klar geworden, wahrscheinlich aus einem jener plötzlichen, unberechenbaren Stimmungsumschläge, wie sie Huysmans eigen sind. Er fühlt die Verzweiflung kommen und greift im Selbsterhaltungstrieb, aber ohne wahre Zuversicht nach dem Dogma des Katholizismus. Wir sehen ihn kämpfen um den Glauben, mit kindlichen Argumenten Versuche der Selbstüberredung anstellen und dann seine Zuflucht zur Klostereinsamkeit nehmen. Das alles in „En route" (auf dem Wege). Das Buch bleibt trotz der vielen Längen Huysmans bestes. Abgründe von Gelehrsamkeit, in deren Tiefen wir schaudernd blicken, aber zuweilen ein Stück festen Bodens, auf dem wir um so lieber verweilen, als es in der Tat von wirklicher Künstlerhand hingeworfen erscheint. Ich meine insbesondere die Schilderung der Beichte. Aber alles in allem sind wir zum Schluss doch nicht weiter als zu Anfang.

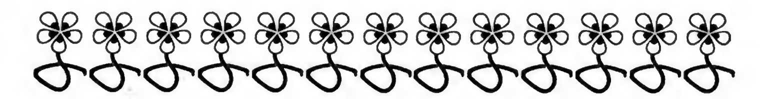
„Ich bin auf immer kaput", sagt Durtal am Ende von „En route". Ich meine, er ist es schon zu Anfang gewesen, und seine Entwickelung hat die Form eines ewigen Kreislaufs angenommen. Das ist Huysmans Fluch. Es möchte scheinen, als wirbelte ihn eine Kraft um ein Zentrum, vor dem er nicht fliehen kann, weil es ihn anzieht.

Seine beiden neuesten Werke bestätigen diese Annahme, „La cathédrale" (Das Münster), die Symbolik der gotischen Kunst, und „l'Oblat", in dem er sich wiederum mit der Kirche überwirft.

Und so ist es denn für mich nicht mehr zweifelhaft, dass dieser so überaus talentierte Künstler niemals frei werden wird. Und hierin liegt sein Urteil. Er wird nie mehr sein als eine interessante Erscheinung, das allerdings in vollem Masse.

Sein Skizzenband „De tout" (von Allem) gehört zweifelsohne zu seinen besten Werken; er ist voll trefflicher Beobachtungen und mit einer nervigen Ironie geschrieben, die ihresgleichen sucht.

Eine farbenstrotzende, doch nicht abgetönte, bis zur Plumpheit wuchtige Sprache, das krampfhafte Suchen nach neuen Bildern und unheimlichen Wortkomplexen und dabei doch keine ausgesprochene Manieriertheit charakterisieren Huysmans Stellung unter den französischen Stilisten.



## Das Fremde

Verwalter bin ich alter Übereinkunft.
Und heimlichstes Gerede und Geraune
zerbröckelter Geschlechter, toter Klein-Zunft

wirrt mir im Hirn und summt und singt den Sang
von meiner Väter Lust und schwerer Laune,
von der zerbrochnen Herzen süßem Überschwang.

Verschollne Kinder, denen nicht gegeben war,
nur einen Sieg zu sehn ihr kleines Lebenlang
gewähren mir der Siege dreißig und ein paar.

Und müde Herren, die in langen Bärten
und weißen Linnen und im Silberhaar
in Särgen liegen, heißen mich Gefährten

und sagen Sprüche, die ich wie in Schwebe
und ihren Worten folgend von den unbegehrten
und glatten Gründen tiefer Brunnen hebe.

Doch wunderbar ist dies: Von einem Knaben,
der jung und schwer starb, sich einst wand wie eine Rebe,
muß ich so vieles mir so fremdes haben.

# E. M. Lilien

## von Stefan Zweig

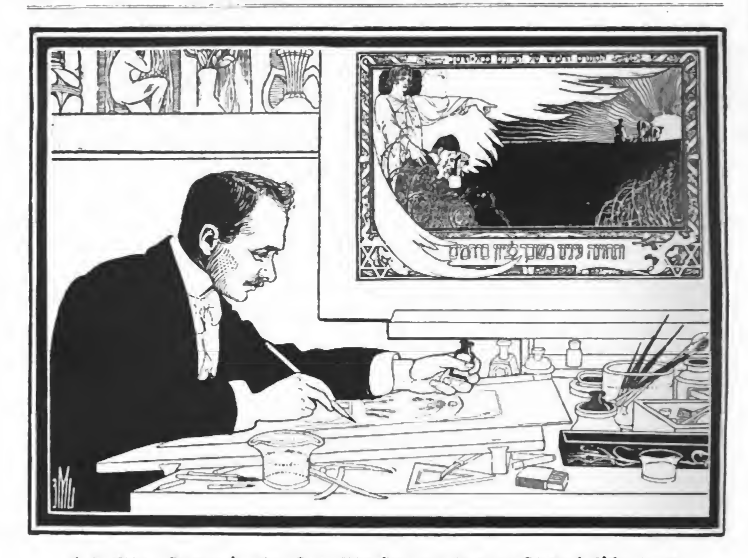
### II.

Lilien hatte in Berlin den jungen Freiherrn Börries von Münchhausen kennen gelernt, der damals gerade seinem Referendarexamen zustrebte. Der holte nun einmal ein paar seiner alt-jüdischen Balladen hervor und zeigte sie dem Freunde. Im wesentlichen waren es dieselben, die heute das Buch „Juda" bilden. Lilien, der sich nicht nur auf die dekorative Ausschmückung der Bücher versteht, sondern auch intuitives und fast nie versagendes spürendes Verständnis für ihren litterarischen Wert besitzt, begeisterte sich für ihre hohe dichterische Schönheit und faßte den spontanen Entschluß, Münchhausens Verse stilgerecht zu schmücken. Und ohne Verleger, selbst ohne Aussicht auf einen solchen, beginnt er die Arbeit und bald findet sich ein künstlerisch gesinnter entgegenkommender Verleger, F. A. Lattmann in Goslar, der dem Werke persönliches Interesse entgegenbringt. Eine Schöpfung der Liebe ist das Werk und kein Fabrikauftrag: das spürt man, wenn man das Buch zur Hand nimmt und es durchblätternd genießt. Münchhausen erzählt in feiner Form von diesen reichen Tagen: „Es war auf unserm Thüringer Schlosse Windischleuba. Ein helles Giebelzimmer oben neben dem Turme war dem Zeichner hergerichtet, neben seinem Zeichentische stand mein Schreibtisch. Weit offen die Fenster, Kartoffelfeuer rauchten durchs Thüringerland, und ihr Duft zog ins Zimmer. Auf den Wiesen und Feldern sangen fern die Rinder, und unten im Schilfe des Wallgrabens spektakelten die Rohrspatzen. Im Schlosse alles ganz still, kaum daß ein Schritt die Wendeltreppe hinunterhuschte und sich in dem Kreuzgange verlor, kaum daß mal verloren die Wetterfahnen kreischten. Und in die Arbeit hinein erzählten wir uns unsere Lebensgeschichten, die eine voll von unverdientem Leid, die andere eine einzige große Erfüllung jedes Wunsches. . . . Es war eine köstliche Zeit, ein reifer klarer Herbst voll von Fröhlichkeit uud voll von künstlerischer Arbeit." Und wundersam sind auch die Früchte gereift.

1900 erschien das Buch. Es war ein ungemeiner, ein wohlverdienter Erfolg für Dichter und Zeichner. Denn das Buch ist ein Dokument, nicht nur eines der vollkommensten Werke deutscher Buchkunst, sondern auch das erste Blatt in der Geschichte der nationalen bewußten Kunst. Von den Versen des Freiherrn von Münchhausen brauche ich hier nicht rühmend zu sprechen: man kennt ihn heute als den ersten und kräftigsten der modernen deutschen Balladendichter. Aber speziell in diesem Buche hat er eine eigene interessante Physiognomie gewonnen, er ist herbe und kraftvoll, in seinen Versen glühen die Bilder dunkel wie Rubine, überleuchtet vom suggestiven Pathos der Psalmen und Gesänge; die monumentale felsige Gewalt des alten Testamentes und den dunklen ekstatischen Rhythmus ihrer Lieder hat hier ein Fremder und Ferner gefunden. Nicht, daß Münchhausen jüdischem Empfinden ver-

wandt geworden sei, — gerade seine bezeugte Reinheit der Rasse macht dies unmöglich — aber die Gedanklichkeit und die Sprachform des Buches der Bücher verjüngt sich in seinen tönenden Versen. Erst Lilien schafft den Ausgleich, indem er das Monumentale der alten Kunst — in der strengen Gestaltung der Konturen und der jähen Wirkung des Flächenkontrastes — mit dem Sentimentalen moderner Empfindung — in den heimatsehnsüchtigen Gedanken mancher Bilder — vermählt. Er paraphrasiert die Gedichte und hüllt sie in eine dekorative Einheit, die von den altvölkischen blau-weißen Heimatsfarben umschlungen, von Dornen umrankt und vom silbernen Zionssterne überleuchtet ist. Die alten Geräte und vergessenen Wahrzeichen, Symbole und Zeugen der stolzen Vergangenheit leben wieder auf in moderner Umbildung, das Nationale wirkt in ornamentaler Verwertung. Mit dieser Synthese gläubiger Bewahrung und schöpferischer Verjüngung hat sich Lilien eine bodenständige Eigenart geschaffen, die ihm niemand entreißen und die er nur selbst überwinden oder übertreffen kann. Denn hier spricht nicht mehr Kunst, sondern schon Kultur; diese Vereinung hat keinen momentanen, sondern einen Entwicklungswert, sie ist nichts Historisch-Abgeschlossenes, sondern ein Organisch-Schöpferisches. Das Buch „Juda" ist das erste Glied einer Reihe, deren Abschluß und endgiltige Größe noch unberechenbar in der Zukunft liegt.

Das Buch ist eine Fülle, darum aber noch keine Erschöpfung für Lilien gewesen. Nur ein Anfang war es. Gelingen und Erfolg weisen ihn für die nächste Zeit ganz in nationales Milieu; für seine Zeitkultur ist er nicht mehr ein Willkommener, sondern ein Notwendiger und Unumgänglicher, vielleicht sogar der Notwendigste. Nach zwei Jahren widmet sich Lilien einem neuen großzügigen Werke, dem Ausschmuck der „Lieder des Ghetto" von Morris Rosenfeld. Wiederum ist es Freundschaft und innige Sympathie, welche ihn tiefer in die geheimnisvollen Schöpfungsschächte eindringen läßt, als es sonst den berufsmäßigen Buchschmückern gelingt, und diesmal ist die psychische Vereinung eine noch innigere. Wieder sind die Schaffenstage verschönt durch die Innigkeit verstehenden Zusammenwirkens, denn der Übersetzer Berthold Feiwel steht Lilien durch gleiche Überzeugung, der Dichter durch gleiches Schicksal nahe. Erst in diesem Buche ist die heimatliche Wahrheit ganz in ihm erstanden, weil der fremde Dichter ihm sein eigenes Leben erzählt. Denn auch Rosenfeld war ein Verstoßener des Lebens, einer, der um seine meisterliche Kunst mühsam gerungen, ohne Helfer und ohne Lehrer, der, zermürbt und vernichtet von armseliger rastloser Schneiderarbeit in den berüchtigten Sweat-Shops von London und New-York aus dem tausendfachen Elend derer um ihn den mitleidigen Drang empfunden hat, den vielstimmigen Aufschrei in Verse zu bannen. Und diese Verse, die feurig leuchten wie eine blutige Flamme alles menschlichen Elends, sind in niedriger öllichterhellter Stube, auf zerfetztem Bett in Krankheit, Ermattung und bitterster Not geschaffen. Tränen haben oft die Schrift verwischt, und fremde mitleidige Tränen bramten nieder auf manches dieser primitiven und eben darum so hinreißenden Gedichte. Wie Lilien ist Rosenfeld selbst jüdischer Prolet. Aber beide haben sie eine wundersame heroische Liebe: die Kunst. Beide eine brennende und gütige Empfindung: nicht Mitleid für sich, sondern für die andern im trostlosen erstickenden Dunkel, aus dem sie sich schon befreit. Und beiden leuchtet in stillster Seele das gleiche Licht seliger Hoffnung: der messianische Heimatstraum des verstoßenen Volkes. Über dem dunklen wirren Erdengewühle, über der traurigen Einsamkeit des öden Landes und über dem Maschinenlärm der großen Städte, brennt am stillen hohen Himmel die leuchtende Hoffnung des Zionssternes. Und in diesem Verheißungszeichen finden sich zwei treue zerarbeitete Kämpferhände weit über Länder und Meere. Der die Verse schrieb, sang des andern Leben und Sehnsucht, und der die Bilder schuf, zeichnet nicht nur eigenes Schicksal, sondern auch das des fernen Bruders. Und diese tiefe Einheit, diese Blutsverwandtschaft der Schöpfer verleiht dem Rosenfeldbuche gegenüber „Juda"



E. M. Lilien. Selbstporträt. Aus: E. M. Lilien Sein Werk, Verlag von Schuster & Löffler, Berlin

die Superiorität im kulturellen Werte. Es fehlt ihm das Sensationelle, das Primäre und Absonderliche der Balladen des reichsritterlichen Dichters, aber es ist keine sorgfältig harmonisierte Zweiheit mehr, sondern Dichtung und Schmuck sind wie zwei Dolden einer einzigen Blüte. Auch zeichnerisch scheint mir das Rosenfeldbuch überlegen. Lilien der Lernende hat sich nicht nur technisch bereichert und differenziert, der Realist in ihm fand hier Gelegenheit, sich mehr der eigenen Wirklichkeit zu besinnen, er konnte alle Liebe und all sein unmittelbares Erleben zu diesen Versen tragen, ohne zu fürchten, ein Fremdes zu bringen. Er hat Gestalten, die ihm im Leben zunächst stehen, in den Zeichnungen verwertet, und niemand fühlte einen Kontrast; er hat Typen, die ihn auf Fahrten und Reisen gefesselt, physiognomisch ausgenützt, er hat Heimatserinnerungen und Eigenschicksal in seine Blätter eingestreut, ohne des fernen Dichters Empfinden zu verwischen oder zu verfärben. Darum mußte er mit diesem Buche erstarken. Denn nun war er dem Leben so ganz nahe, das seine einzige Schule war. Und ganz nahe auch seinem Volke, denn gleiches Blut hämmerte im Herzschlage dieses Dichters, gleiche Bangigkeit und gleiche Sehnsucht. Wie er tief in den dunklen Zauberspiegel blickte, um des Fremden Züge zu enträtseln, fühlte er alle Ähnlichkeiten sich vertiefen und vermehren, bis die eigenen Linien es waren, die aus dem schmerzlichen Dämmern geheimnisvoll entgegengrüßten. Und erst wer diese Vereinung voll empfunden, versteht das tiefsinnige zeichnerische Gedicht des letzten Blattes, da eine dunkle Palme sich segnend über die drei stillen harrenden Gräber senkt....

In diesen Jahren nationaler Entwicklung ist Lilien nicht nur zeichnerisch, sondern auch schöpferisch bedeutsamer und tiefer geworden.

Er war nie ein reiner Zeichner, ein Abzeichner und Naturalist, der die absoluten Werte der Welt in äußeren Formen und ihrer seelenlosen Hülle sucht, Lilien war stets ein Intellektueller, ein Sucher nach essentiellen geistigen Werten, nach einer künstlerischen Teleologie, die eine Ursächlichkeit in geheimen psychischen Kernen und ein Ziel in ihrer Entäußerung sieht. Er sucht die Lebensform, für welche Formen und Farben nur so leere und arme Zeichen sind, wie in der Dichtung selbst unsere feinsten und durchbildetsten Worte gegenüber dem reinen Relief, der klaren Anschaulichkeit des Absoluten. Rassenfanatiker haben diese antropomorphistische Erscheinung zu einer für das Judentum typischen verallgemeinert, die großen zeitgenössischen Naturalisten Israels und Liebermann liefern jedoch einen glücklichen Gegenbeweis gegen solche Dogmatik. Und diese Intellektualität ist vieler Gradationen und Fluktuationen fähig, selbst innerhalb einer einzelnen Persönlichkeit. Bei Lilien war sie im Beginne eine niedere Form, ein Geistreichsein, tatsächlich eine Art künstlerischen Journalismus. Seine Blätter in der „Jugend" waren zum Teil nur delikat gezeichnete witzige Einfälle, manche wie der „Faun mit der Flöte" und das „Amoroso" klug pointierte geschliffene Gedichte. Manche wie das entzückende Blatt Lex Heinze entwickeln eine stupende Fülle satirischer Einfälle und kaustischen Witzes. In ungünstiger Entwicklung hätte Lilien, so sonderbar es auch klingt, sich vielleicht der Karikatur zuwenden können, aber seine tiefinnerliche Liebe zu seelischer Schönheit hat ihn davor ebenso bewahrt, wie vor der Hingabe an das allzuhandwerkliche Kunstgewerbe. Die Sehnsucht nach reiner Form und unmaterialistischer Gestaltung, die ihn selbst in diesen scherzenden Blättern eine wundersam harmonische Rundung fraulicher Schönheitslinien finden ließ, hat sein intellektuelles Schaffen geläutert. Je mehr sich wieder die reinen Flammen sozialer und nationaler Gedanken in seinem geistigen Leben umfaßten, desto unbedeutender und spärlicher verglühten diese witzigen, geistreichen Einfälle. Heute ist sein Werk gänzlich frei von diesen schelmischen, im Sinn eines großen künstlerischen Zieles immerhin bedeutungslosen Scherzen, und nur die Freunde, die manchmal in fröhlichen Nächten sein herzliches Lachen hören, wissen, daß der Schelmentrieb bei ihm nur aus der Kunst, nicht aber aus dem Leben gebannt ist. Aus dem geistreichen Einfall ist im reifen Werke der Gedanke geworden, das deutende und kündende Symbol. Der Dichtkunst ist diese Form entlehnt und Lilien ist heute — ich sehe mehr Verdienst, als Tadel darin — ein schöpferischer Dichter des Zeichenstiftes, nicht nur ein Zeichner. Er empfindet die Allbeseeltheit der Natur im Menschen wie in der einzelnen Blüte, in der Landschaft wie in den Tieren, er hat den tiefen Dichterglauben, daß auch in den stummen Dingen ein Lebendiges sei, das manche Menschen verstünden und wüßten. Er sucht aus der Physiognomie ebenso die indi-




Postkarten-Vignette der Kommenden aus: E. M. Lilien Sein Werk, Verlag von Schuster & Löffler, Berlin



E. M. Lilien Berlin

viduelle Lebensidee zu gestalten, wie er die Essenz der Geschlechter aus ihren Formen zu lösen sucht, indem er in den Frauengestalten den Gedanken weicher nachgebender Schönheit, im Akt des Mannes den siegenden Zauber der Kraft gestaltet. Lilien ist darum noch kein reiner Symbolist, der durch erträumte Abstraktionen spricht, ihm ist schon die Wirklichkeit das Symbol und zwar in ihrer primitivsten Form. Die reale, nur von allem Unwesentlichen gereinigte Landschaft ist ihm Symbol, nicht eine erträumte stilisierte Landschaft. Ein beliebiges Blatt soll seine Absicht erklären. In den „Elul-Melodien" zieht ein vertriebener, verzagender greiser Jude einsam dahin. In seinem Blicke liegt eine Stimmung, in seiner ganzen Gestalt. Hinter ihm dehnt sich das ewig unruhige, rastlose, friedlose Meer. Wieder klingt dasselbe Motiv. Die harmonisch gewählte Landschaft wiederholt die Stimmung. Über dem Meere flattert eine Schar Möven — nach Ruhe — nach Heimat. . . . . Wieder rauscht derselbe Gedanke auf, und die Disteln um des Wanderers Fuß — ein Symbol, das bei Lilien vielleicht zu oft wiederkehrt, — singen sie wieder, dieser einsamen Seele traurige Weise. So hypostasiert Lilien immer die menschliche Seele allen Gegenständlichkeiten, so schafft er eine eigenartige Symbolik, die man primitiv nennen könnte, wenn sie nicht eine so wunderbare Varietät der Typen, eine so vollkommene Dichtungsfähigkeit und psychologische Deutungskraft besäße. Hier schlummert das Geheimnis, das mancher vielleicht unbewußt empfunden hat, warum man bei jedem einzelnen Blatte Liliens so lange in genußreicher Betrachtung verweilen könne, denn man läßt sie nicht früher, bevor man nicht ihre Beseelung in den verborgensten Symbolen aufgespürt und verstanden hat. Die Kombination ist an und für sich keine neue: man denke in der Malerei an die geheimnisvollen und magischen Landschaften auf den Frauenporträts des Lionardo; insbesondere in der Dichtung ist die Mischung des Psychischen und Landschaftlichen ein fast notwendiges Requisit. Lilien aber hat diesen Gedanken des Symbols zur peinlichsten Konsequenz erhoben, zur Idee universeller Symbolik. Auf seinen letzten Blättern ist auch das geringste Detail nicht mehr unbeseelt und stumm; jedes spricht sein Wort in die Geschichte, jedes ist ein Dufthauch der strömenden Stimmung. Noch der Rahmen greift hinein in das Bild und entrafft ihm den essentiellen Wert, alles flüchtet in diesen Wesen in die bewußte Einheit eines Gedankens und die unbewußte einer Stimmung. So erreicht Lilien die orchestrale Gewalt eines gemalten Bildes, in dem die koloristischen Elemente unterstützend wirken, mit seinem schlichten Schwarz-Weiß — das in seiner absoluten Konsequenz überdies der Schattierung entsagt — vermittels einer Symphonik eigenster Art, indem er ebenfalls das Thema von wechselnden Stimmen anschlagen läßt, deren einheitliches

Zusammenklingen gleichfalls die Polyphonie ergibt. Um dies zu vermögen, muß man aber mehr sein, als ein Zeichner, ein Abzeichner des Wirklichen; man muß dichterisch fühlen, um dem Kosmos seelische Werte zu entreißen, man muß Schöpfer sein. Und darum spreche ich von einem Dichter Lilien, denn dies scheinen mir nicht mehr „Einfälle" zu sein, wenn die Umrahmung eines hellen Knabenbildes ein gezacktes Dornenherz ist, wenn ein maschiges Netz mit einer aussaugenden Spinne das Bild des armselig schuftenden Schneidergesellen überzieht, oder wenn er im Ex Libris eines Freundes den künstlerischen Weg als ein Durchringen durch Dornen zum Tempel der Schönheit gestaltet. Mir dünkt dies mehr. Es ist nicht mehr „geistreich", wenn ein Zeichner in einem Blatte „Liebe" das umschlungene Paar, das sich hoch über der fesselnden niedrigen Welt und nahe den Wolkentoren der Ewigkeit wähnt, in diesem seligsten Moment auf kleiner losgerissener Erdenscholle von einem Dämon erhoben denkt, dessen höhnische Fratze ihnen im nächsten Augenblicke grausames Niederschmettern aus den erträumten Himmeln droht. Das sind Künstlervisionen . . . . Träume Lilien des Dichters . . . . Darum empfinde ich auch seine beiden Bücher so einheitlich und erzählerisch wie Epen und die Kollektion Ex Libris wie einen zusammengehefteten Band farbig bunter Verse. Man könnte sich fast alle in Reime umdichten, gleichsam aus einem Gewande in ein anderes hüllen, sie auf das Vorsatzblatt schreiben, so wie man sie auf die Einbandseite klebt. Den Professionalisten, die einen Maler, wenn er nicht Nurmaler ist, gerne verächtlich „litterarisch" nennen, mag dies ein Greuel sein. Mir aber erscheint gerade in E. M. Liliens Typus eine lebendigere Form der Schönheit. Er ist nicht nur Zeichner, wir lieben ihn als Dichter und Träumer eigener Schönheit, als Künder neuer Ziele, als tiefen und fühlenden Menschen, dessen warmes Herz hörbar in den sonst so stummen, papiernen Büchern bebt und klopft.

Aber selbst die den Künstler so in ihm lieben, stellen Lilien in einen noch zu engen Kreis. Denn heben wir sein Werk aus dem Rahmen artistischer Betrachtung, so bleibt im Gegensatz zu den meisten Künstlern noch viel: eine kulturelle Leistung von hoher Bedeutsamkeit. Wir, die wir gelebtem Judentume fernestehen, können sie nicht fühlen, sondern nur ahnen. Wenn wir von Liliens Werk sprechen, müssen wir mehr meinen als soundsoviel klischierte Blätter. Denn er ist ein Mittler zwischen der erlesenen Welt, zu der er sich Bahn gebrochen hat, und den zahllosen Entfremdeten der Bildung, von denen er gekommen. In seiner Hand hat sich für viele zum ersten mal die Flamme der Kunst entzündet. Die Kongreßkarte, die ferne im tiefsten Rußland irgend einer empfängt und staunend im Dorfe umherzeigt, ist der erste Strahl künstlerischer



E. M. Lilien Berlin

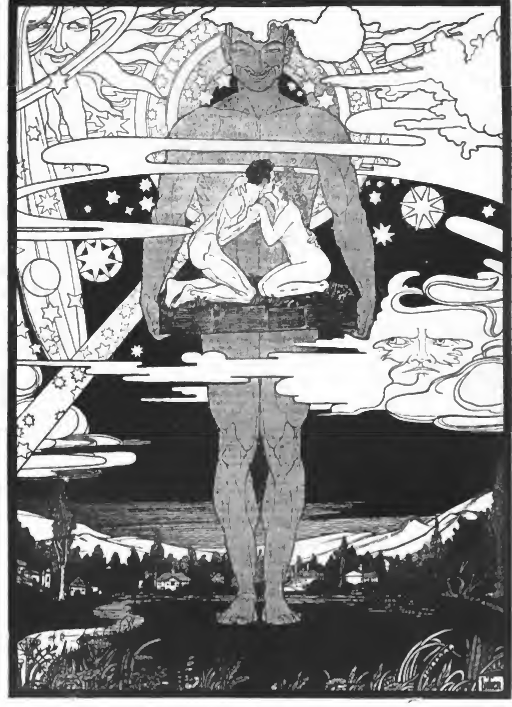
Kultur, der ihnen von allem Anbeginn in die Augen geleuchtet. All das Licht, das der sehnsüchtige Sucher von einst staunend aufgesogen, glüht heute zurück. Lilien ist der erste, der den chassidischen Fanatikern die Darstellung des Nackten gewiesen hat, ohne daß sie ihn des Religionsfrevels zu zeihen wagten. Er ist der erste, der die Formenfülle des alttestamentarischen Ritus zu ornamentaler Verwertung brachte, der die hebräischen Majuskeln neu beseelte und damit Schätze gehoben hat, an deren Reichtum noch manche zehren werden. Er hat mit Freunden den ersten nationalen Verlag begründet, der Werke nach künstlerischen Prinzipien ausstattet, er hat sich als erster bewußt in die Reihe jüdischer Künstler gestellt, die nur unbewußt aus ihrer Rasse für die Heimat schufen. Überall war er ein Beginner, ein Schöpfer. Noch ist seine Leistung zwar nicht das, was man definitiv die jüdische Kunst nennen könnte, so wie man von einer holländischen und spanischen spricht, aber zweitausendjährige Versäumnisse können nicht zehn und nicht hundert schöpferische Jahre einholen. Vorläufig hat er für sein Volk geschaffen; und auch die meisten seiner nächsten Arbeiten werden nationalen Bestrebungen dienen. So schafft er jetzt mit Maxim Gorki, dem innigen Kenner des russischen Judenproletariates, gemeinsam ein Buch „Zbornik", welches die produktive Leistung der Jargonpoeten in sich vereinen soll, gewählt und eingeleitet von dem großen Proletendichter und geschmückt von dem Volkskinde Lilien, dem Autodidakten. Und auch die „Hagada", das Buch der jüdischen Familie, will Lilien künstlerisch gestalten und so an jenem Feierabend, da alter Ritus seinen Zauber breitet, moderne künstlerische Schönheit erwecken. Das sind Leistungen, die viele dem „Schwarzweißkünstler" vergessen. Alle Sehnsucht konnte er freilich nicht erfüllen, aber sie gedeutet zu haben ist schon Verdienst. In einem Blatte hat er mit seinem Stifte den ganzen messianischen Traum gestaltet, in einem unvergeßlich schönen Blatt, der Kongreßkarte. Ganz schlicht ist das Symbol. Der zionistische Gedanke als schwingenumrauschter Engel weist dem einsamen Juden in Dornen das Land der alten Verheißung, die sonnige Heimat, die er ackernd durchschreiten soll. Schlicht und groß ist das Blatt. Die ganze Sehnsucht lehrt es — und die ganze Erfüllung!




E. M. Lilien Berlin

Diese kulturelle Tat scheint mir das große und wahre Werk E. M. Liliens, dem man gerne eilig die enge Formel des „zionistischen Schwarzweißkünstlers" überwirft. Weder das eine, noch das andere in dieser Formel ist bedeutsam für seine Persönlichkeit. Der Zionismus war für ihn nur der Impuls und

in seiner Persönlichkeit mußte — wie in jeder bemerkenswerten — dieses nationale Ideal sich umformen und eigene Gestaltung erringen. Und andererseits ist die Schwarzweißtechnik, so individuell, so typisch und so meisterlich sie Lilien handhabt, doch nur ein Mittel, das ihm heute genügt, nicht aber immer genügen muß. Vielleicht begegnen wir ihm in einigen Jahren als Radierer, vielleicht als Maler, vielleicht als Bildhauer. Wer ihn und die heroische Arbeitsstrenge kennt, welche ihn in zehnfacher Größe jedes einzelne Blatt arbeiten läßt, nur um Ungenauigkeiten und Oberflächlichkeiten zu vermeiden, die ihn Mühe und Arbeit vieler Tage achtlos vernichten läßt um eines kleinlichen Fehlers willen — der zweifelt nicht an ihm, wenn er eine Bahn verlassen wird, deren Enge er zu fühlen beginnt. Wenn seine wachsende Schöpferfülle die Form zersprengt, so wird sie sich eine neue zu schmieden wissen. Noch zittert in ihm jene schöpferisch suchende Liebe der Kämpferjahre, noch immer schafft er als ein Beginner. Dreißig Jahre ist er erst alt. Und vor zwölf Jahren war er noch beim Schildermaler in Drohobycz. . . .



E. M. Lilien — Trugland — Berlin

# Henkersnacht des Raimond Bravemort 1602

Und soll mit Morgengraun mein Blut
dem Henkerbeile fließen,
so laßt mich diese Nacht der Qual
zum letzten, allerletzten Mal
des Lebens Lust genießen.

Und schafft mir Wein und Dirnen her
und tut, was ich befohlen;
es stirbt ein jeder, wie er mag,
und rötet sich der neue Tag,
wird mich der Teufel holen.

Auf Pfaff und Spruch und Sakrament
hat billig er verzichtet —
Betrunken, nackt, voll Lüstegier —
Der Wächter kam, es schlug halb vier —
Um vier war er gerichtet.

Alexander von Bernus




# Die Halb-Alten („Les Demi-Vieilles")

Roman von Yvette Guilbert (Einzig autorisierte Ausgabe) Deutsch von Ludwig Wechsler

(15. Fortsetzung.)

Bestürzt, einer Ohnmacht nahe, zieht sich Esther zurück; kein Mensch, weder Maurice, noch Rosa Rosette haben ihr Kommen und ihr Gehen bemerkt.

Sie ist entsetzlich bleich, als sie in die Prosceniumsloge zurückkehrt; allein ihre Freunde setzen diese Blässe auf die Rechnung der mit dem heutigen Glanzabend ihres Geliebten verbundenen Aufregungen.

Der dritte Akt giebt seinem Vorgänger nichts nach; Rosa Rosette prangt in einem Kostüm, das sie fast nackt erscheinen und das feste, volle Fleisch ihrer vierundzwanzig Jahre sehen läßt.

Der Vorhang fällt unter dem Beifallstosen der durch das schöne Geschöpf bethörten Männer und man ruft immer wieder den Namen Maurice Rovals, ebenso wie den des Musikers Viennois. Es ist ein großer Erfolg! Maurice säumt lange und seine Freunde müssen übermäßig lange in der Vorhalle des Theaters auf ihn warten; allein jedermann weiß, daß bei einer — namentlich erfolgreichen — Erstdarstellung der Autor den Schauspielern danken, sie beglückwünschen, mit dem Direktor sprechen muß u. s. w. Nur Esther ist ungeduldig ... Endlich, nach einer Viertelstunde kommt er zum Vorschein. Sein Gesicht strahlt, ist vor Freude förmlich verklärt ... Ja, das war ein Erfolg, wie man nicht so bald einen erlebt!

Seraphin drückt ihm die Hand, und man geht zum Souper. Roval nimmt Esther und Seraphin in seinen Wagen, das Ehepaar Bêche thut ein Gleiches mit Gillette und im Café de Paris trifft man zusammen.

Unterwegs bemerkt Esther:

„Du mußt mit deinen Interpreten sehr zufrieden sein, nicht wahr? Rosa Rosette war geradezu unübertrefflich und vor allem schön ... sehr schön sogar ..."

„Bah!" erwidert Maurice heuchlerisch; „sie war vor allem frisch ... sie ist ja thatsächlich ganz nett ..."

„In wessen Händen ist sie eigentlich?" fragte Seraphin.

„Seit sechs Jahren schon lebt sie mit einem kleinen Bankbeamten, dem sie obendrein treu bleibt, die dumme Person."

„Weshalb dumme Person?"

„Weil sie, meine gute Esther, morgen ganz Paris zu ihren Füßen sähe, wenn sie nur wollte, und dabei lebt sie wie eine richtige Spießbürgerin."

Sie langten im Café de Paris an, nahmen das Souper ziemlich hastig ein und fuhren nach Hause, nachdem sie Gillette in ihre Wohnung und das Ehepaar Bêche, das am Madeleine-Platz wohnte, bis zum Hausthor begleitet hatten.

Als Maurice mit Esther allein war, fragte er sie, welchen Eindruck das Stück auf sie gemacht, wie sich das Publikum verhalten, was für Gesichter die Herren von der Kritik gemacht ...

Beide scheinen ganz zufrieden zu sein ... Die Zeitungen werden morgen durchgehends günstige Besprechungen bringen, und Roval befindet sich in einer freudigen Erregung, die ihn nicht zur Ruhe kommen läßt.

„Bist du schläfrig, Esther?" fragt er. „Ich fühle, daß ich erst in zwei oder drei Stunden zur Ruhe kommen könnte. Erlaube, daß ich

zu dir plaudern komme; du wirst dich niederlegen und ich bleibe bei dir, bis du mich fortschickst ... Bist du einverstanden?"

„Ja ... ja ..." spricht sie so seltsamen Tones, daß er davon ganz überrascht ist.

„Was ist dir eigentlich? Du bist durchaus nicht so erfreut und zufrieden über meinen Erfolg, wie ich es mir vorgestellt hatte", und indem er den Arm um ihren Leib legt, trotzdem sie sich in einem offenen Wagen befinden, küßt er sie wie früher, heiß, leidenschaftlich. Die Straße liegt einsam und dunkel da, ihre Lippen bleiben in einem glühenden Kusse verschmolzen, ihre Augen schließen sich, als der Wagen mit einem Male stehen bleibt. Esther ist zu Hause...

Eine halbe Stunde später sieht er ihr zu, wie sie sich zu entkleiden beginnt; da bittet sie ihn, sie zu erwarten, und fügt hinzu:

„In einer Viertelstunde bin ich wieder da."

Damit schließt sie sich in ihr Boudoir ein und begiebt sich in das Badezimmer, von wo sie in eine malvenfarbene Seidenbluse gehüllt wieder zum Vorschein kommt, nachdem sie eine eiskalte Douche genommen, die ihr Haut und Nerven neu erfrischt hat.

Sorgfältig macht sie Nachttoilette, schmückt sich mit Spitzen und Bändern und schlüpft rasch ins Bett; ihr Kopf ruht bleich und still auf den mit Seide gestickten Battistkissen, und Maurice blickt sie lange, unverwandt an ... Sie fühlt, sie errät, daß er sie im stillen mit der anderen, mit Rosa Rosette, vergleicht ... und da lächelt sie, lächelt sie mit einem so seltsam flehenden, so erbarmungswürdig zärtlichen Ausdruck in den Augen, daß ihm mit einem Male ihre ganze namenlose Angst, ihre Befürchtungen klar werden, und in einer Aufwallung von wahrer Nächstenliebe schlingt er die Arme um sie und spricht schnell: „Habe doch keine Furcht, Närrchen du!" Ueber Esther geneigt, hört er das Herz dieser Frau rasch, qualvoll pochen und gleichzeitig muß er die heißen Thränen trocknen, die lautlos über das Gesicht der Verzweifelten rollen. Von wirklicher Großmut, wahrer Zärtlichkeit erfaßt, liebkost er sie, tröstet er sie wie ein Kind, wie eine Schwester, sucht er sie durch kindisch leere und trotzdem wohlthuende Worte zu beruhigen.

Und Esther hört ihm zu ... und beobachtet ihn hinter den feuchten Wimpern hervor, an denen blinkende Thränentropfen sitzen, und dabei sagt sie sich, daß er doch heute unsäglich glücklich sein müsse, da er mit einem Male so gütig zu ihr ist ...

Seine anfänglich tröstenden, brüderlichen Küsse fachen die unglückselige Sinnenlust Esthers von neuem an; qualvoller, schmerzlicher, brennender gemacht durch die Pein der Eifersucht erwacht sie zu flammender Glut, und mit einem Male findet sich Maurice an ihrer Seite auf diesem Lager, das durch die Lüge zum „ehelichen" gestaltet werden soll.

Um drei Uhr morgens reißt sich Maurice los; er ist froh, sich in den lautlos daliegenden Straßen seinen Gedanken rückhaltlos hingeben zu können ... Nun braucht er sich keinen Zwang mehr aufzuerlegen, kann er in der Erinnerung an Rosa Rosette schwelgen, denn er sieht die fragenden Augen Esthers, die meiner Treu etwas zu ahnen schienen, nicht mehr auf sich gerichtet ... Er zuckt die Achseln, gestikuliert mit den Händen, spricht laut mit sich selbst und wirbelt mit dem Stock durch die Luft, als wollte er sagen: „Schließlich ist man ja nicht verheiratet miteinander!"

Seitdem die Proben zu „Madame la Dèche" begonnen, hatte Maurice Roval der niedlichen Rosa Rosette den Hof gemacht, sie aber schenkte ihm kein Gehör, da sie ihrem kleinen Bankbeamten treu bleiben wollte; andererseits war sie ein gutmütiges, burschikoses junges Ding, das Roval ohne Umstände duzte, so daß er sich durch ihr Benehmen täuschen ließ und auf einen in Bälde bevorstehenden Sieg rechnete. Daran that er aber entschieden Unrecht, denn Rosa Rosette war eine durchtriebene Schelmin, die sich selbst mit den ernstesten Leuten gerne einen Scherz erlaubte und mit Vorliebe den guten Kameraden hervorkehrte; sie ließ dadurch ihr Geschlecht vergessen und schützte sich vor den liebegirrenden Verehrern, ebenso wie vor den Demütigungen der Autoren, Direktoren, Journalisten u. s. w.

Sie veranlaßte die Leute zu dem Ausspruch: „Rosa ist überhaupt kein Frauenzimmer, sondern ein guter Junge, mit dem man über alles sprechen kann!“ Ihre Politik trug die gewünschten Früchte, denn sie wurde die Freundin eines jeden, speiste und frühstückte in allen Ehren mit jedermann, der sie dazu einlud, und dabei blieb sie ihrem Bankbeamten treu. Dieser hatte ihr die Ehe versprochen und blieb vollkommen ruhig, denn er wußte, daß sie ihn wirklich liebe und nicht verlassen werde.

Maurice Roval begehrte aber leidenschaftlich nach dem schönen Mädchen, das von Frische und Gesundheit strotzte. Er hätte diesen jungen, genußverheißenden Körper gar zu gerne in die Arme geschlossen; daß die in ihm wohnende Seele keine erhabene sei, störte ihn weiter nicht, er wollte ihn nur besitzen und verlangte sonst nichts.

Es war fünf Uhr morgens geworden, als Roval endlich ins Bett kroch; vorher hatte er noch mit Bleistift einen Zettel geschrieben und in die vor die Thür seines Schlafzimmers gestellten Schuhe geschoben, der die Weisung für seinen Kammerdiener enthielt, ihn erst gegen Mittag zu wecken und sämtliche Morgenblätter zu kaufen.

Um die Mittagsstunde des 16. Septembers geschah es also, daß Maurice Roval von dem abgeschmackten Urteil jener seltsamen Institution, die man „Kritik“ nennt, Kenntnis erhielt.

Sämtliche Zeitungen ohne Ausnahme sagten nur Schlechtes über das Stück und dessen Verfasser!

Nicht ein einziger seiner Richter berichtete über die schmeichelhafte Aufnahme, die das Publikum der Operette „Madame la Dèche“ bereitet; dagegen ergingen sich alle in dithyrambischen Lobpreisungen über die früheren Werke des Autors und erdrückten ihn förmlich mit den Ausdrücken ihrer Ueberraschung und Geringschätzung, denn dieser Mann, der sie an Werke von hoher litterarischer Bedeutung voll philosophischer Charakterzeichnung und tiefdringender Menschenkenntnis gewöhnt hatte und von ihnen allen, von den ältesten, wie von den jüngsten, eifrigst unterstützt und gefördert wurde, dieser Mann setzte sich ohne jedes Bedenken über alle Tradition hinweg und schrieb Operettentexte, würdigte seine kostbare Prosa zu leichtfertigen Liedern herab, die von dem rosigen Schnabel einer Rosa Rosette gesungen wurden! Ja, es fand sich sogar eine „allbekannte geheiligte Feder“, die in begeisterten Worten an die Vorzüge eines Stückes desselben Verfassers erinnerte, über das sie am Morgen nach seiner Première nur sehr wenig Günstiges zu berichten gewußt hatte. In drei, mitunter sogar noch weniger Zeilen wurde der Erfolg der „Madame la Dèche“ konstatiert, die „unleugbar sehr geistreich“ und als Neuerung auf dem Gebiete der Operette zu begrüßen war; die Musik war allerliebst . . . und Rosa Rosette hatte entzückend gesungen. All dies ging aber buchstäblich unter in den langatmigen, galligen Auseinandersetzungen, mit denen man den Versuch eines Künstlers begleitete, der die unerhörte Kühnheit besaß, anders zu sein, als man wollte, daß er sei. Der Haß war nicht fern; er streckte bereits seine grimmigen Fühlhörner unter der Aetzlauge dieser sehr gelehrt thuenden Abhandlungen aus . . . Armer Autor, armer Maurice!

Er war einer von jenen, die von den ausgetretenen Pfaden des Althergebrachten abweichen, sich nicht for ever an denselben Karren spannen wollten; er glaubte Paris, dieses herrliche Paris, den Mittelpunkt frei und offen denkender Geister, die Stätte weitausblickender Charaktere zu kennen, und nun bewies man ihm mit einem Male, gleichwie man es vor ihm so vielen anderen bewiesen hatte, daß die alte Lutetia ihre abgeschmackten Gewohnheiten der von fixen Ideen beherrschten Sammlerin beibehalten habe, die ihren Katalog in der einen und ihre Etiketten in der anderen Hand hält.

Wie lächerlich, komisch und unwürdig zugleich war dieser Zwang, den eine Hand voll Leute ausüben wollte, die jede ehrliche Anstrengung lahmlegt, die Versuche ungezählter Künstler scheitern macht und ihnen die Lust zu weiteren Bemühungen benimmt!

Schmach und Schande über diese Routine, diese Schlaffheit und Denkfaulheit, deren Opfer

alle Kunstjünger sind, die sich der Kritik zu unterwerfen haben! Maler, Bildhauer, Goldschmiede, Graveure, Poeten, Schriftsteller, Schauspieler, — sie alle setzen ihren Ruf und ihr Brot aufs Spiel, wenn sie von der vorgezeichneten Linie abweichen und es anders machen wollen, wie die übrigen. Wer war denn vorhanden, der sie ermutigt, ihren Ehrgeiz aufgestachelt, ihr Genie unterstützt und ihnen zugejubelt hätte, gleichviel ob sie einen Erfolg oder eine Niederlage zu verzeichnen hatten? Wer war vorhanden, um den gesunkenen Mut neu zu beleben, das geschwundene Selbstvertrauen zu heben und zu neuen Anstrengungen anzuspornen? Wer hat schon gesehen, daß der von seinen Idealen erfüllte Künstler, der etwas Neues, Unbekanntes schaffen will, anders als mit Hohnlachen und spöttischen Glossen begrüßt wird, so daß er schon zu Beginn eingeschüchtert und linkisch erscheint und, ausgepfiffen, lächerlich gemacht, keinen neuen Versuch mehr wagt, um schließlich von Widerwillen übermannt, seine Kunst zum bloßen Handwerk herabzuwürdigen, wenn er ihr nicht endgültig den Rücken kehrt?

Ja, es war etwas Schönes um die Ermutigungen, die den Neuerungen, den von der Schablone abweichenden Bestrebungen bezeugt wurden! Und das in dem für großmütig bekannten Paris!

Ja, worin bekundete sich denn diese Großmut eigentlich? Darin etwa, daß das geistvollste Volk der Welt ganz verdienstlose Individuen bis in die Wolken erhebt? Und waren diese Gottheiten schon aufgerichtet, so hatte das niemals Bestand. Zuerst verunglimpfte man sie wieder, vernichtete sie sodann und verleugnete sie schließlich ganz.

Dies ist die Geschichte so manchen strahlenden Ruhmes, der in Paris aufging und alsbald wieder erlosch!

Die besonders fest auf ihren Füßen stehenden Helden wehren sich länger wie die anderen, müssen aber unfehlbar unter den zahllosen Hieben, die mit größter Ausdauer gegen sie geführt werden, zugrunde gehen.

Maurice Roval mußte an den alten und sehr berühmten Musiker denken, dessen Erfolge sich in der ganzen bekannten Welt geltend machten, der ein Dezennium hindurch der gefeierte, verwöhnte Komponist war, dessen Werke Offenbarungen gleich aufgenommen wurden, und der mit einem Male, von einem Tag auf den anderen für erschöpft, abgedroschen, unbrauchbar erklärt ward! Was er auch schaffen mochte, nichts fand Gnade vor den Trompetenstößen der Reklame, und da schrieb er denn für junge, noch unerfahrene Komponisten ganze Partituren, die nicht mit seinem, sondern mit einem anderen Namen gezeichnet und teuer verkauft wurden! Jedermann war von den herrlichen Melodien entzückt! Und verhielt es sich etwa anders mit dem großen Meister von der Palette, den man nicht nur in den Zeitungen lächerlich machte, sondern auch in den Künstlerkreisen verspottete, trotzdem es eine Zeit gegeben, da ihm ein förmlicher Hofstaat von Bewunderern Weihrauch streute und ein Bild von ihm genügte, um ganz Paris in die Ausstellungssäle zu locken?

Und Rollinat? Dieser ganz einzige, bewunderungswürdige Poet, Musiker und Künstler, der sich mit seinem Genie in ein kleines, unbekanntes Dorf zurückziehen mußte . . . Wo ist die Nation, die im Besitze eines solchen Künstlers sich nicht glücklich schätzen würde, ihm ein reichliches Jahresgehalt auszusetzen, damit er in vollster Ruhe und Sorglosigkeit zum Ruhme seines Vaterlandes schaffen könnte? Nachdem man ihn eine Zeit lang überschwänglich gefeiert, ließ man ihn ziehen und berief ihn nicht mehr zurück . . . Wieviel Tadel und Herabsetzung hatte Victor Hugo ertragen müssen und mit ihm noch viele andere große Geister . . . Maurice Roval schob die Zeitungen mit widerwilliger Geberde zurück und murmelte:

„Oh, Paris, Paris . . . Wenn ich jemals reich werde, so verlasse ich dich und siedle mich anderwärts an . . ."

Maurice hatte sein Gabelfrühstück beendet, als Esther anlangte. Auch sie hatte die mehr boshaften, als schlechten Kritiken gelesen und kam herbeigeeilt, um Maurice zu trösten. Sie sieht aber, daß er sehr ruhig und gelassen ist; sie ist darob erstaunt und glücklich zugleich.

Es war ganz recht so ... schließlich brauchte man die Sache nicht so tragisch zu nehmen; man lobte seine „ursprüngliche Art" und zog sie dem neuen, leichten Genre vor, dem er sich zugewendet hatte ... Mit einem guten Stück nach jener Art, die man an ihm bevorzugte, würde er sich die erboste Kritik wieder zur Freundin machen ...

Zudem bedeutete „Madame la Déche" einen durchschlagenden Erfolg beim Publikum, und war im Grunde genommen nicht dies die Hauptsache? nicht damit der eigentliche Zweck erreicht? Maurice hatte ja die Posse nur geschrieben, um einen Beweis seiner Heiterkeit und geistvollen Phantasie zu liefern und das neue Genre einzuführen.

„Was hast du vor? Was gedenkst du im Winter anzufangen?" fragte Esther.

„Ich weiß noch nicht ..."

„Hast du bereits eine Idee für das neue Stück, das du für mich schreiben willst? Werde ich nach der Rückkehr von meiner Tournée schon die Grundzüge meiner Rolle sehen können?"

„Das ist eine schwere Sache, Teuerste, du weißt ... eine sehr schwere Sache obendrein. Ich habe allerdings eine Idee ... aber du weißt ja, daß ich immer etwas Neues suche ... Ich will einen ganz neuen Typus durch dich darstellen lassen ... wenn es möglich ist, und, Wetter, das ist schwer ... sehr schwer ... Aber sorge dich nicht, ich werde das Richtige schon finden ... Wir haben Zeit bis Februar und inzwischen ..."

„Inzwischen werde ich fern von dir weilen", seufzte Esther; „werde ich dich verlassen ... und dich aus der Ferne lieben ..."

„Bah! Du wirst Erfolge haben, Triumphe feiern, das schönste Land der Welt kennen lernen, ich werde dich in Rom aufsuchen ... wo wir acht Tage miteinander verbringen werden ... Außerdem werde ich dir täglich schreiben."

„Ach, das ist nicht wahr ..."

„Nicht wahr? Wie das?" fragte Maurice betroffen.

„Nein, es ist nicht wahr", fuhr Esther fort; „denn sobald ich fern von dir weile, wird auch meine Erinnerung fern weilen ... Aus den Augen, aus dem Sinn klingt sehr gewöhnlich, ist aber zutreffend."

„Aber du bist ja von Sinnen! Was sind das für Ideen?"

„Das sind keine Ideen, sondern Gewißheit ..."

„So? Gewißheit? Und wem verdankst du die?" fuhr Maurice unruhig auf.

„Nun siehst du, du fragst nicht, woher ich die Gewißheit habe, sondern wem ich sie verdanke", sagte sie sanft.

„Du bringst den Menschen in Wut mit deinen Haarspaltereien ... Woher hast du deine Gewißheit also?"

„Mein Herz sagt mir, daß ich leiden ... sehr viel sogar leiden werde ... Doch umso schlimmer", fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu; „leiden bedeutet immer noch leben ..."

„Es ist unrecht von dir", sprach Maurice unbefangen, fast gebieterisch, „in dieser Trennung, die ein paar Wochen andauern wird, etwas besonders Trauriges oder Erschütterndes zu erblicken; deine Rückkehr wird wie eine Wiedergeburt wirken ... ich wollte sagen ..."

Aber rasch hat Esther die Hand auf den Mund des Geliebten gedrückt und an der Vollendung des Satzes gehindert.

„Nein, nein ... du hast ganz richtig gesagt: eine Wiedergeburt ... eine Wiedergeburt! Ich habe ganz gut verstanden, was du damit sagen willst", erklärte sie und starrt ihn wie versteinert, mit fest zusammengepreßten trockenen Lippen zwei endlos lange Minuten an. Während dieser zwei Minuten hat sie eine Parallele zwischen ihrem Herzen und dem ihres Geliebten gezogen und gefunden, daß der Schlag des seinigen dem des eigenen nachstehe, gleichzeitig aber auch ein Mittel gefunden, um seine Liebe, die zu erlöschen, zu entfliehen bereit ist, festzuhalten ...

Sie blickt ihn aus den großen, weit geöffneten Augen an, ohne daß die Brille der Liebe ihr Schauen beeinträchtigen würde, und zum ersten Male sieht sie ihn so, wie er in Wirklichkeit ist, ahnt, errät sie, wie er in Wirklichkeit sein werde ...

(Fortsetzung folgt.)

# Am Waldesrand

## Eine Idylle von Anna Maria Biel, München

Am Waldesrand lagen zwei Menschen; ein Mädchen und ein Jüngling. Sie schliefen. Süße Ruhe lag auf ihren rosigen Gesichtern.

In des Mädchens langen blonden Haaren lag der Kopf des Jünglings, wie auf reichem, goldigem Pfühle gebettet, ihr liebliches Haupt ruhte auf seiner Schulter; das Mädchen lächelte manchmal im Schlaf, des Jünglings Gesicht war ruhig und ernst, wie das eines tiefschlafenden Kindes.

Das Mädchen trug ein weißes Kleid, in langen losen Falten schloß sie es ein. Das Kleid leuchtete in der aufsteigenden Sonne vom Bergeshang hinunter, weit über die Wiesen hin, auf denen die Heuernte in dichten, duftenden Hügeln in der Sonne lag.

Die tiefe Waldesstille unterbrach jetzt das erste Piepsen, Zirpen und Singen der Vögel, im Anfang ganz leise; in der Ferne pochten Spechte, Elstern und Krähen begannen zu schreien, gedämpft, wie im Traume noch. Eichkätzchen erwachten, begannen munter zu huschen und sich zu haschen, ein schwarzes und ein rotes; ganz in der Nähe der schlafenden Menschen, um den Stamm einer dicken Buche rasten sie wie toll herum, spiralförmig war ihr Lauf, immer am Baumstamm herauf und herunter.

Am meisten lärmte in der Morgenfrühe das kleine Volk, das ganz kleine; es kroch, schwirrte, brummte und flog umher. Die Heuschrecken machten im taufeuchten, warmen Grase ihre lustigsten, kühnsten Sprünge und zirpten wie toll.

Schmetterlinge flogen liebend miteinander durch die Luft, ganz blaue saßen am Waldesrand im Grase, immer zwei zusammen, und viele Paare nebeneinander. Wie ein Beet blauer Blumen von zauberhafter Farbe erschienen sie.

Vorübergehende Mädchen oder Jünglinge und Kinder konnten wohl glauben, die blaue Wunderblume endlich gefunden zu haben, von denen die Dichter in Sehnsucht singen.

Gingen sie dann in Erregung näher mit verhaltenem Atem, beugten sich über das süße, blaue Wunder und wollten sie schon die Hand ausstrecken, um danach zu greifen, — da löste die Blume sich leise, — alle ihre Blätter hoben sich leicht in die Luft — die kleinen Schmetterlinge regten ihre Flügel und flatterten davon . . .

Heute saßen sie auf dem weißen Kleid des Mädchens, über das die ersten Sonnenstrahlen rosig und golden durch die hohen Buchenkronen tanzten.

Sie setzten sich auch in ihr Haar und sprachen zueinander:

„Wie das duftet und wie weich es ist! — Dieser Duft ist viel herrlicher als der Wohlgeruch der Blumen und ihre Stirn und Wangen zarter als Blumenblätter und weiß und rosig wie Rosen und Lilien, das Haar golden, wie der honigsüße Goldginster an sonnigen Hängen!"

„Ob das Mädchen hier wohl immer bleibt auf dieser Stelle, wie die Blumen ringsum?" fragte ein Schmetterling. „Dann schlüpf ich, wenn es wieder regnet und kühl wird, in ihr warmes, weiches, duftendes Haar und warte Sonnenschein und Wärme ruhig ab."

Da kam eine große feiste Kröte von der Wiese herangewatschelt, die sagte:

„Du dumme Eintagsfliege, lebst kaum erst ein paar Tage in den Tag hinein! Das Mädchen dort ist keine Blume, sondern ein Mensch, ein ganz gewöhnlicher Mensch, der dich zertritt, fliegst du nicht rechtzeitig aus dem Wege — und der Mann dort neben ihr hat gewiß als Knabe Schmetterlinge gefangen und aufgespießt! — Ja, ja, glaube mir nur, ich bin eine alte Kröte und habe schon mehr Menschen gesehen als du!"

„Lieben sich die zwei auch?" fragte der Schmetterling.

„Nun ja — so was die Menschen lieben nennen, das scheinen mir diese zwei wohl zu tun."

„Lieben sie wie Blumen und warten auf den Wind, auf den leisen Lufthauch, der den Samen in den harrenden Schoß trägt? — oder fliegen sie — süß verbunden durch die Luft wie wir?"

„Keines von beiden", sagte die alte dicke Kröte. „Ganz gemeine Erdenwürmer sinds, fliegen können sie nicht und der Wind trägt ihnen nichts zu."

Da kam eine Biene geflogen, die fragte:

„Gibt es hier Blütenstaub zum Honigtragen?"

„Es schimmerte so weiß, rosig und golden, wie ein ganzes Blumenbeet — was für Blüten gibt es denn hier?"

„Ein Menschenpaar", sagte der Schmetterling.

„Weiter nichts?" sagte die Biene, „da will ich nur gleich wieder fort, ich habe viel zu tun, und Menschen mag ich nicht gern leiden, die wollen nur immer Honig naschen."

„Ich glaube sicher, die Lippen, Wangen und Locken dieses Mädchens enthalten wunderbar süßen Honig, versuche ihn nur zu finden!" meinte der Schmetterling.

„Nein, nein, wie töricht du bist, du dummes Ding! Die zwei hier schauen schon ganz so aus, als möchten sie gar gern unsern Honig schlecken und

ihn nehmen, wo sie ihn finden. Ich will weiterfliegen", brummelte die Biene.

„Du willst immer nur Honig suchen und arbeiten, wie du es nennst, und bist brummig und magst niemals plaudern. — Sag mal, wie glaubst du, daß die Menschen lieben?"

„Dummes Gefrage", brummte die Biene, um so was bekümmere ich mich nicht! Du verliebtes, dummes Ding bist auch zu nichts nutze — wie diese Menschen hier! Du nimmst den köstlichen Staub und Saft aus den Blumen und naschst und vergeudest ihn, ohne Honig zu tragen und ihn zu verarbeiten! Nichtsnutzig wie diese zwei Menschen, kannst du nichts und tust auch nichts. — Ich aber baue Schlösser aus Wachs, so künstlich, wie das sonst niemand vermag und ihre tausende von Gemächern fülle ich mit goldigem, duftendem, nahrhaftem Honig an. — An Liebe denke ich nicht! Was ihr so nennt, ist ja nur dummes Zeug, wir Bienen haben das schon längst ganz anders und klüger eingerichtet."

Sprachs und flog brummelnd davon.

Auf einem niederen Zweig der Buche hüpfte eine Amsel und sang in den strahlenden Morgen hinein. Ihr Lied erklang ganz nahe über dem schlafenden Menschenpaar — sie sang von lauter Liebe.

Der Schmetterling aber redete sie nicht an, er wagte nicht, sie um ihre Meinung zu fragen in Sachen der Liebe — denn Amseln fressen gern Schmetterlinge.

Das Lied weckte das Mädchen. — Sie öffnete die Augen und lächelte in den jungen Tag hinein; sie erhob sich ein klein wenig und senkte die Augen auf ihren Gefährten und ihre Lippen zu den seinen. Da erwachte auch er, reckte und dehnte sich und küßte, noch schlaftrunken, des Mädchens Mund und Hand. —

Sie erhob sich.

Nun stand sie groß und stolz da, schöner wie Rosen und Lilien, leuchtender wie irgend eine Blume des Feldes.

Der Jüngling erhob sich auch und griff nach seinem Hüterl, das manchen Schneesturm mitgemacht haben mochte droben auf den Bergen; verwettert sah es aus und mit Edelweiß und Edelraute war es besteckt.

Er legte den Arm um das Mädchen und beide wanderten einem Landhause in der Ferne zu.

Der blaue Schmetterling sah ihnen nach:

„Wie herrlich sie sind! Ihre Liebe muß wohl schön sein, wenn sie auch nicht fliegen können, und wenn das Mädchen auch keine Blume ist."



# Ein Traum

Von Henri Borel. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Else Otten

(8. Fortsetzung.)

18. November.

Stelle dir nun vor, so ein einsamer, ungeselliger Mensch wie ich, der sich vor den schalen Freude-Jahren fürchtete, und der nun einen Maskenball mitmacht!

Stelle sie dir vor, all' die Narren im Hotel, die „ungefährlichen Gemütskranken", wie sie der Arzt nennt, in langen, weißen Bettlaken, auf dem Kopf zu Kapuzen zusammengelegt, und überall blaue und rosa Schleifen, und Masken aus japanischen Fächern, und alle spuken wie tolle Geister im Hotel umher, hohe Falsettöne ausstoßend. Ich selbst bin der Tollste von ihnen, ich bin wieder Kind geworden, ein großes, törichtes Kind.

Und das alles durch das schlanke Figürchen, das ich sofort unter dem weiten, weißen Gewand erkenne, wenn ich es mir auch nicht merken lasse, um ihr Vergnügen zu machen. Sie trägt feuerrote Schleifen um den Hals und um die Taille, und ihre freundlichen Augen blitzen wie Sterne durch die Maske. Sie kommt und neckt mich, und flüstert mir tolle Dinge zu. Ich tue als erkenne ich sie nicht und lasse mich anführen, denn ich weiß, welch' riesigen Spaß das so einem Clownchen macht. Und wir tanzen, wahrhaftig, wir tanzen, ich, der ich das immer so abscheulich fand. — Oh, ihren weichen, warmen Leib an sich zu drücken, während man den süßen, jungen Duft um sich spürt, und die Musik ihrer melodischen Stimme Einem so weich die Seele streichelt, möchte man da nicht immer weiter tanzen und, alles vergessend, nichts anderes mehr empfinden als

eine große Seligkeit zweier liebenden Seelen, die auf leichter Kadenz, in reinen Rhythmen emporschweben zum lichten Glück der Liebe? Oh! nichts als Musik zu sein und Rhythmus, und zusammen dahinzuträumen in süßestem Vergessen, leicht tanzend, langsam weggleitend in Extase, wie zwei Wölkchen, die luftig an dem Seelen-Horizont zergehen, von dem kühlen Atem des Windes getragen.

So dauert es lange Stunden. Es wird Wein eingegossen, Serpentines schwirren durch den Saal, und es schneit Konfetti. — Es wird warm und schwül.

„Komm', wir wollen ein wenig hinausgehen", ruft das Clownchen, „ich sehne mich nach frischer Luft."

Und wir gehen zu fünfen, Mary, Annie, Sophie Wouters und ihr Bruder. —

Draußen stockfinstere Nacht, ohne Mond, nur von sternfunkelndem Licht durchleuchtet.

Annie hat meinen Arm genommen.

„Ich werde dir Glaube, Liebe und Hoffnung zeigen", sagt sie leise.

Aber nun den Weg zu finden in diesem Dunkel!

Schritt für Schritt geht es vorwärts, rechts um die Ecke, an den Zimmern des Verwalters vorüber, und dann die kleine Treppe herunter, die zur Terrasse führt. Wir sind die Letzten. Sie ist so bange, daß ich fallen werde. Sie weiß, daß ich im Dunkeln schlecht sehe, und der Boden ist so glatt. Sie werde nicht straucheln, sie sei ja eine Gemse, meint sie, — und sie geht voran, und führt mich an der Hand. Sie, ein so zartes, zerbrechliches Wesen, und ich, ein großer, starker Mann! Und sicher lange ich unten auf der Terrasse an. Wo sind die Anderen? Ah, dort, rechts in der Laube, sie singen und lachen.

So totenstill ist's ringsumher! Unbestimmt stehen die Dinge im Dunkeln. Hier und da, hoch in der Luft, die dunkeln Umrisse von Bergen. Und fern, dort unten tief in der Ebene, ein einsames, trübes Lichtchen. Und der metallische Gesang des Windes in den Tannen . . . . .

Ein Heimchen zirpt . . . .

Und die Sterne sehen es ruhig an, mit liebevollem Leuchten in der Nacht . . . .

Wir schweigen beide! Oh nein! jetzt nicht in die Laube gehen, wo die andern sind. Jetzt nicht lachen und singen! Ruhig weitergehen bis an das äußerste Ende der Terrasse. Ob sie mitgehen wird? Ich lege meinen Arm in den ihren, und ziehe sie leise mit fort. Und sie kommt. Ihre Seele folgt leise der meinen in der Nacht. . . . .

Wir kommen zu drei Blumenbeeten. Das eine bildet eine Kreuzform, das zweite ein Herz, das dritte einen Anker. Still neigt sie sich über die Blumen. Wie zart ist ihre feine Gestalt im Dunkel! Sie scheint so immateriell, so rein steht sie da, sie scheint jetzt nur eine sanfte Seele zu sein, die sich neigt. Ich vergesse das Banale dieser Blumenbeetformen und den Gärtnergeschmack.

„Dies ist Glaube, dies ist Hoffnung, dies ist Liebe", sagt sie, „ich habe die Beete so genannt."

Jetzt ist sie nicht mehr das Clownchen. So ernst klingt ihre Stimme!

Ein süßer Duft von Heliotrop träumt empor, und zergeht langsam an unseren Köpfen. . . . . .

Ich lege meinen Arm um ihre Taille. Sie läßt es geschehen, und ist nicht böse. Sanft presse ich ihren lieben Körper an mich. Sie läßt ihn willig da ruhen.

„Wie dunkel es ist", sagt sie flüsternd, „und ist dir nicht kalt? Willst du nicht einen Zipfel von meinem Shawl haben?"

Und sie schlägt besorgt ein Ende des wollenen Shawls, der ihre Schultern bedeckt, um meinen Hals. Unsere Köpfe sind dadurch nun ganz dicht beieinander.

Wir wandeln leise auf und ab, fern von den andern.

Eine große Zärtlichkeit wallt in mir auf. Du liebes, zartes Geschöpfchen neben mir, das du niemals auch nur von einem Einzigen erkannt worden bist, in deiner weichen Anmut! Bist du denn stets so unverstanden durch's Leben gegangen, hat es dich durch Leidenschaften hindurch getrieben, hast du ein Kind geboren und alle trüben Menschenerfahrungen durchgemacht, und hat niemand, nicht einmal dein Mann, jemals das lichte Mysterium in deiner Seele entdeckt?

Hat sich denn nie ein Mensch geneigt vor dem tiefsten Wesen deines Weibseins, vor jenem Zarten, Heiligen in dir, das das Leben nicht zu schänden vermochte, und das, noch immer unberührt geblieben, in so fleckenloser Reinheit aus deinen Augen blinkt? Hast du denn das Allerbeste, das niemand kannte, keusch nur für mich bewahrt, und darf ich jetzt Das nehmen, was jungfräulich und rein geblieben?

Oh! daß dies niemals vergehen möchte, Liebste, daß das rein zwischen uns bleiben, und daß ich stets so stark sein möge dich nicht um mehr zu bitten, als du mir in Keuscheit gewähren darfst.

Sie läßt sich jetzt willig führen. Sie bittet mich nicht umzukehren. Ich streichle ihre weiche Hand, mein Arm umfaßt sie noch immer. Vertraulich blickt sie zu mir auf. Ich weiß, sie hat sich mir jetzt ganz gegeben. Was ich jetzt mit ihr tun werde, das ist gut: Sie wird nicht widerstreben. Aber ich werde stark bleiben und ein reiner Ritter sein . . . . .

Der Traum, der Traum ist über uns gekommen . . . . . .

Die Vergangenheit ist vergessen. Sie scheint so fern, und sie lag so ganz, ganz tief unten, dort, schwindelnd tief, wo ein paar trübe Lichtchen brennen, und wo die finsteren Menschen sind. . . . . .

Jetzt sind wir dem entstiegen und hoch, hoch in den Wolken sind wir, rein, und frei von Allem was längst erlitten. Unsere Köpfe sind nun sanft zu einander geneigt, und endlich, nach all' dem trüben Leben, haben wir uns gefunden, und wir wissen nichts, als daß wir beieinander sind.

„Ich habe dich so lieb gewonnen", sage ich leise. „Ich habe so lange allein gelitten. Aber jetzt habe ich dich gefunden, und hier oben darf ich dich doch lieb haben, nicht wahr?"

Sie sagt nicht nein. Ihr schlanker Körper, der leicht bebt, schmiegt sich schmeichelnd an mich, und mein Arm umfaßt sie liebkosend. Ich höre das Atmen ihres Mundes, und fühle das Klopfen ihres Herzens. Ihre Augen blicken mich so vertrauend an, so gänzlich furchtlos und unverzagt.

Und von einem Drang meiner Seele getrieben, fühle ich wie mein Kopf sich dem ihren zuneigt, und meine Lippen träumen auf ihren weichen Wangen, in einem zarten keuschen Kuß.

So stehen wir, schweigend, Seele an Seele, der Wirklichkeit entrückt, und fühlen unsere Herzen zusammenschlagen. Zwei traurige, arme Wesen, die sich nur flüchtig im Traum begegnen, und bald, bald wieder zurück müssen ins harte Leben . . . .

Ich weiß, weh' mir, ich weiß, daß dies nicht lange dauern kann. Das Leben darf nicht süße Liebeswonne sein. Das Leben ist Leiden, Leiden, Leiden und einsames Weinen.

Aber fester umschlingt mein Arm ihre zarten Glieder, und noch einmal küsse ich ihr liebes Antlitz; noch einen Augenblick darf dieser keusche Traum wohl währen, und ich flüstere leise, oh! so leise, ihrer lieben Seele zu: „Ich liebe dich, ich liebe dich" . . . . .

*

Nun ists genug, sage ich. Der Mann sollte nicht mehr lieben. Der Mann sollte sterben. Da er dazu nicht genug Geschmack hat, erlaube ich mir ihn umzubringen. Die geneigten Leser und Leserinnen, die die Ergüsse des Helden, wie ich aus mehreren Zuschriften entnehme, mit gähnender Selbstaufopferung verfolgten, werden mir dankbar sein, wenn ich ihnen zu vermelden die Phantasie habe, dass der Held gerade an der obigen Stelle vom Schlag gerührt und auf dem landschaftlich so wunderschönen Tatarabunni-Friedhof*) begraben worden ist. Friede seiner Asche! Nun wird er niemanden mehr langweilen können! Ich „verdanke" Henri Borels opusculum einer alten Instanz des Magazins, einem angeblich guten Freund, der mir es wärmstens empfahl. Ich nahm es ungelesen. Das hätte ich nicht tun sollen. Aber wer mich liebt, wird mich beglückwünschen. Denn ich glaube, so bin ich Martern entgangen, die denen gleichkommen, die die spanische Inquisition ersann. Wir können ja ehrlich sein und fragen: Hat man je etwas so langweiliges gelesen wie Henri Borels Traum? Und antworten: Man hat nie etwas so langweiliges gelesen wie Henri Borels Traum. Henri Borel ist zwar ziemlich bekannt, und im Traum sind viele schöne Landschaftschilderungen. Aber wird man von vielen schönen Landschaftschilderungen fett? Man wird von vielen schönen Landschaftschilderungen nicht fett. Und wir wollen doch fett werden, nicht wahr? Es mag ja sein, dass die Käsehändler in Amsterdam an einem also gefügten Roman ihr Wohlgefallen haben, wir haben es nicht, weil wir keine Amsterdamer Käsehändler sind, die so langweilig sterben, wie sie langweilig leben, wir sind ganz anders und wollen ganz andres. Was, das werd ich mir noch überlegen. Keinenfalls wollen wir einen Roman von der Art des „Traums". Darum hat Herr Hegner den Helden umgebrungen und uns erlöst von dem Übel eines Romans, den auswendig lernen zu müssen wir unsern ärgsten Feinden nicht wünschen. Applaudite amici et amicae!

---

*) Trauerweiden-Friedhof. Ein gebräuchlicher Ausdruck bei den malaiischen Angoraziegenjungen.



# Neues vom Büchermarkt



**Lothar Brieger-Wasservogel**, Deutsche Maler. J. H. Ed. Heitz, Straßburg 1903. M. 2.—.

Lothar Brieger-Wasservogel, der feinsinnige Klingerbiograph, hat in diesem Bande sechs Charakteristiken moderner deutscher Maler zusammengestellt, von denen uns jede von neuem zeigt, einen wie feinen und grazilen Kunstkritiker wir in Brieger-Wasservogel besitzen. Der erste der sechs Essays, übrigens der glänzendste des Buches, ist Lesser Ury gewidmet. Da ist kein Wort, das nicht von innigster Liebe getragen würde, und doch macht diese Liebe den Verfasser für die Schwächen des genialen Künstlers nicht blind. Aber trotz dieser Schwächen ist ihm Ury dennoch unsere stärkste Schöpferpersönlichkeit nach Max Klinger. — Ludwig von Hofmann behandelt in meisterhafter Weise der zweite Aufsatz, der vor allem dadurch ganz besonders wertvoll ist, daß er eingehend auf die vom Publikum noch viel zu wenig beachtete Kraft L. v. Hofmanns aufmerksam macht, die alltäglichsten Motive auf die großartigste Weise zeichnerisch zu verwerten. Dem Maler der Sehnsucht und der Träume — Heinrich Vogeler-Worpswede — gilt der dritte, Wilhelm Trübner — dem Herben und Großen — der vierte Essay. Vielleicht urteilt hier Brieger-Wasservogel, namentlich bei Vogeler, manchmal etwas zu streng. Doch von dem, der viel zu geben hat, darf auch viel verlangt werden. Darum ist diese Strenge doch nicht ganz ungerechtfertigt. — Louis Corinth, der Schöpfer der „Salome", schließt sich als ein weiterer Großer den vorhergehenden an. Auch dieser Essay ist reich an Gedanken und treffenden Bemerkungen. — Daß Brieger-Wasservogel nicht zu jenen Kunstkritikern gehört, die nur die vom Publikum anerkannten Größen ihrer Betrachtungen für würdig halten, sondern auch an jungen, aufstrebenden Talenten nicht vorübergeht, beweist der letzte Aufsatz, der eine prächtige Charakteristik der hochbegabten jungen Künstlerin Käthe Münzer, die auf zahlreichen Ausstellungen Proben ihres Könnens gegeben hat, enthält.

Brieger-Wasservogels Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Kunstgeschichte unsrer Tage, und wir können nur voll freudiger Erwartung dem zweiten Bande der „Deutschen Maler", den der Verfasser in der Vorrede ankündigt, entgegensehen. Maximilian Schick.

**Lothar von Kunowski**, Durch Kunst zum Leben: Schöpferische Kunst. Eugen Diederichs, Leipzig.

Ich sage Nein und abermals Nein zu der Idiosynkrasie dieses Buches und den christlich-moralischen Tendenzen seines Verfassers, aber ich freue mich seiner Darlegungen, weil sie stark und lebhaft meinen Widerspruch herausfordern. Allerdings sobald man bedenkt, was alles einer moralinfreien Kunst entgegenstrebt, dann möchte man über eine so wuchtige Stärkung der Gegnerschaft erschrecken, wenn man nicht wüßte, daß die Reaktion einen solchen Heerführer von selbständiger Gesinnung als viel zu frei zurückweisen und ins fremde Lager drängen wird. Der Berührungspunkte sind nicht wenige. Wer so warm für Obrist eintreten kann, wird bald verlernen, „Die Moderne" in Grund und Boden zu verdammen. Wer so energisch für das Konkrete gegen das Abstrakte, für die Sinne gegen die Begriffe, für die Kunst gegen die Erkenntnis sein Wort erhebt, wird endlich Kunst „als Lebensrausch", nicht aber sinnenfeindliche christliche Moral als Höchstes fordern. In der Hochschätzung der lebendigen Tradition, in der Bekämpfung des seelenlosen Naturalismus, in der Forderung der Durchgeistigung der Form aber wird Kunowski von vornherein auf unsere Zustimmung rechnen dürfen. Leider bleibt bei aller Verständigung im einzelnen zunächst der prinzipielle Gegensatz bestehen, wenn auch die Reihenfolge der Aufsätze eine erfreuliche Entwickelung aufweist. Man lasse sich durch die vielen „die Kunst soll", „der Mensch soll" usw. ebensowenig abschrecken, als durch die überschwängliche Schwärmerei des Verfassers, in die seine leidenschaftliche Geistigkeit sich oft verflüchtigt.

Karl Heckel.

**J. L. Windholz**, Das neue Leben. Ein moderner Roman. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Ich nehme an, daß Windholz noch jung ist, und daß wir es mit einem Erstlingsroman zu tun haben. Unter dieser Voraussetzung möchte ich auf den Roman als eine höchst beachtenswerte Talentprobe verweisen. Es fehlt zu Anfang seiner Darstellung an einem gleichmäßigen Hintergrund. Die Figuren sind in grauen Nebel hineingestellt; das erschwert zunächst ihre plastische Wirkung. Aber so unbeholfen Windholz einsetzt, seine Kraft wächst; so wenig er anfangs den gesellschaftlichen Sprechton trifft und mit seiner zweifellos reichen Bildung da und dort dramabasiert, so trefflich gelingt es ihm später, das rechte Wort für seine psychologische Vorgänge zu finden und die Fülle persönlicher Eindrücke künstlerisch zu gestalten. Es liegt feines modernes Empfinden und edles Selbstbewußtsein in diesem Roman. Karl Heckel.

**Carry Brachvogel**, Der Nachfolger. Ein Roman aus Byzanz. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Michael III. (842—866), jener zügellose griechische Kaiser, gab seine frühere Geliebte Eudokia seinem Günstling Basilius zur Frau, der, obwohl von niedrigem Stande, zu höchster Würde gelangte und immer mehr an Macht wuchs, bis er endlich Michael ermordete und auch auf dem Throne sein Nachfolger wurde. Dieser historische Vorgang ist von Carry Brachvogel psychologisch vertieft. Alles Politische ist dabei so sehr zur Seite gedrängt, daß der Stoff nicht mehr historisch, sondern fast mythisch anmutet. Durch den Mangel an Perspektive wird diese Wirkung allerdings wieder aufgehoben. Was übrig bleibt, ist die gut erzählte Geschichte einer Ehe, mit starken, erschütternden Vorgängen.

Ist erst einmal so die Beschränkung gezeichnet, die sich Carry Brachvogel auferlegte, so sei auch sofort anerkannt, daß sie innerhalb dieser Grenzen den Stoff vorzüglich beherrscht, daß sie ein einheitliches reiches Werk geschaffen hat, dem man vorwerfen kann, daß es nicht sehr bedenklich in der Wahl seiner Mittel ist, aber dessen neu geschaffene Situationen eigenartig verwertet sind. Karl Heckel.

**Karin Michaëlis**, Das Kind. Autorisierte Übersetzung von Mathilde Mann. Axel Juncker, Berlin und Stuttgart.

Nicht die Handlung dieser kleinen Erzählung ist das wesentliche, auch nicht die Charakterzeichnung der beiden Ehegatten, die einander fremd geworden sind und nicht wiederfinden können, sondern das Sterben eines jungen Mädchens. Wie dieses schöne junge Wesen gleichsam durchsichtig wird, wie uns die Fäden seiner Sensibilität bis zu den geheimsten Empfindungen offen liegen! Die visionäre Kraft der Verfasserin ist ganz ungewöhnlich. Sie hat ein Buch von typischer Bedeutsamkeit geschaffen. Karl Heckel.

**Leon Holly**, Sturm und Stille. Verlag von G. A. Brodmann, Erfurt 1904.

Gedichte und Skizzen. In den Gedichten Jugend, in den Skizzen Jugend. Und beides in gutem Sinn. Ein Überschwall von Gefühlen. Das lacht und weint in einem, und weint und lacht in einem und sehnt sich nach Sternen, die in endlosen Räumen in endlosen Läufen unerreichbar kreisen und kreisen und kreisen. Da verdichtet sich die Sehnsucht zu phantastischen Gaukeleien, man wird wieder ruhig und zufrieden, man hat, was man in einsamsten Stunden wünschte:

„Wir gleiten durch ein Blütenmeer
wie Libellen in Sommerlüften,
unsere Seelen, einst weltenschwer,
schaukeln in Rosendüften."

Und aus lauter Freude drüber wird man wieder lustig und singt dem Leben und dem Schicksal freche Lieder, die vor Übermut nur so klingen und sich so sorglos geberden wie ein Kind unter Kindern. Und wieder traurig und wieder lustig. Ach, Gott, die Handvoll Gedichte! Ehrlich scheinen sie wenigstens zu sein, wenn sie auch in der Form abwechslungsreicher und vielsagender sein könnten. Und die Skizzen sind nett, flott und lebendig. H.

**Camille Bellaigue**, Musikalische Silhouetten. Carl Siwinna, Leipzig und Kattowitz.

Es sind Plaudereien über Musik und Musiker von dem unangenehmsten Gesichtswinkel ästhetischen Betrachtens aus gesehen, von dem Gesichtswinkel der Ethik. Ein Beispiel: „Die Herrschaft über sich selbst, die Selbstzucht, die Ordnungsliebe, der Verstand, der freie, gesunde Wille, das sind die wichtigsten Kräfte, die höchsten Tugenden, in der Kunst sowohl als im Leben, und diese besaß Chopin nicht." Was schadet das der A-moll Etude? Es nützt ihr, möchte man meinen. Und wenn Bellaigue in dem Feuilleton über die Neigung des heiligen Thomas von Aquino zur Musik keinen andern Schluß weiß, denn dran zu mahnen, man möge doch glauben, daß die Heiligen nach der Auferstehung das Lob Gottes singen werden, so ist das sehr löblich und lehrreich. Man lernt nämlich den guten, alten Hanslick wieder schätzen, der weniger gute Lehren gibt, sich aber immerhin bemüht, etwas zur Sache zu sagen. H.

**A. Oskar Klaußmann**, General Christian de Wets Der Kampf zwischen Bur und Brite — Mit Büchse und Spaten und Ochsenstrick in Südwest-Afrika — Heiß Flagge und Wimpel. Carl Siwinna, Leipzig und Kattowitz.

Das sind die ersten drei Bände einer Jugendbibliothek, die „sich bemüht, gleichzeitig unterhaltend und belehrend zu sein, unsrer Jugend Anregung zu geben und zugleich erziehlich zu wirken." Die Erzählungen sind gut geschrieben, ragen über das Niveau der landläufigen Jugendgeschichten, die einem Schauer des Entsetzens über den Rücken jagen, unbedingt hinaus und dienen so treu dem Zweck, dem zu dienen sie sich vorgenommen haben. H.

## Bücher- und Zeitschrifteneinlauf:

(Eingesandte Bücher und Zeitschriften werden stets hier angezeigt, Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen.)

**Wilhelm Raabe**, Der Lar. Eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte. Otto Janke, Berlin 1903. M. 3.—.

**Eduard Engel**, Shakespeare-Rätsel. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1904. M. 2.—.

**J. G. Frimberger**, Der Binder von Reinthal. Eine Geschichte aus dem niederösterreichischen Weinland. Österreichische Verlagsanstalt, Wien.

**Rosa Fischer**, Österreichisches Bauernleben. Mit einer Vorrede von Rosegger. Österreichische Verlagsanstalt, Wien.

**Meister Eckharts** Schriften und Predigten. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt und herausgegeben von Herman Büttner. 1. Band. Eugen Diederichs, Leipzig 1903. M. 4.—.

**Denkwürdigkeiten** und Erinnerungen eines Arbeiters. Herausgegeben und mit einem Geleitwort versehen von Paul Göhre. 2. Aufl. Eugen Diederichs, Leipzig 1903. M. 4.50.

**Multatuli**, Ideen. Egon Fleischel & Co., Berlin 1903.

Dr. **Albert Bielschowsky**, Goethe. Sein Leben und seine Werke. 2. Band. C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck), München 1904.

**August Strindberg**, Schweizer Novellen. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1904. M. 2.50.

**Alexander Wendenburg**, Früchte der Tugend. Drama in 4 Akten. Hermann Seemann Nachfolger G. m. b. H., Berlin und Leipzig 1904. M. 2.—.

**Hans Rau**, Franz Grillparzer und sein Liebesleben. H. Barsdorf, Berlin W. 30, 1904.

**Alexander von Bernus**, Aus Rauch und Raum. Ein Gedichtbuch. Schuster & Löffler, Berlin.

**Berthold Litzmann**, Goethes Lyrik. Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten. Ein Versuch. Egon Fleischel & Co., Berlin 1903. M. 3.50.

**Arthur Achleitner**, Die Luftschiffer. Roman. Otto Janke, Berlin. M. 4.—.

**Moritz von Reichenbach**, Nach stillen Inseln. Roman. Otto Janke, Berlin. M. 3.—.

**J. J. Gietem**, Poesie fürs Haus. J. P. Bachem, Köln a. Rh.

**Maria Janitschek**, Die neue Eva. 2. Aufl. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. 2.50.

**Ferdinand Kürnberger**, Das Schloß der Frevel. Roman. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. 2 Bde. M. 5.—.

**Edwin Bormann**, Gaudeamus igitur. Edwin Bormanns Selbstverlag, Leipzig 1903.

**Letzte Verse vom armen Kurtl.** Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand, Leipzig. M. 2.50.

**Konrad Weichberger**, Schorlemorle. Studentengedichte. Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand, Leipzig. M. 1.—.

**Emil Lucka**, Sternennächte. Dichtungen. Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand, Leipzig.

**Emil Lucka**, Gaia. Das Leben der Erde. Eine Dichtung. Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand, Leipzig.

Dr. med. **Hans Platt**, Pubertät und Menstruation. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig.

**Adele Schreiber**, Prügelkinder „Paedagogische" Verbrechen. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig. Preis 30 Pf.

Dr. **Oskar Dähnhardt**, Tertianer Julius. Übungsstoffe zur Repetition der lateinischen Casuslehre. Verlag der Dürrschen Buchhandlung, Leipzig.

Dr. **E. Zander**, 500 Jahre Hohenzollernregiment. Eine Reihe vaterländischer Gedichte. Verlag der Dürrschen Buchhandlung, Leipzig.

**Margarete E. Stolle**, Zwei Jahre im Irrenhause. Verlag von Oskar Hellmann, Jauer.

**D. Nievert**, Was der Westwind erlebte. Skizzen. Hermann Genesius, Halle.

**J. C. Poestion**, Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaterwesens. Vorträge und Abhandlungen herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. Verlag Mayer & Co., Wien.

**Josef Zeeber**, Die Wodan-Religion. Verlag von Mayer & Co., Wien.

**Franz Bachmann**, Lucifer. Carl Tittmanns Buchhandlung, Dresden.

**Max Morold**, Der Totentanz. Ein Tanz- und Singspiel. Verlag Carl Fromme, Wien-Leipzig.

**Leon Holly**, Sturm und Stille. Verlag von G. A. Bredmann, Erfurt.

**Emin**, Noch einmal „Babel und Bibel". Verlag Friedrich Luckhardt, Berlin-Leipzig.

**Alfred Kleinberg**, Mihi et Mundo. Gedichte. Verlag neuer Literatur, Szelinski & Co., Wien-Leipzig.

**Erwin Wurmb**, Pfiff und Rauch. Roman in Gedichten. Verlag neuer Literatur, Wien-Leipzig.

**Johann Streckenbach**, Civilis. Schlettersche Buchhandlung, Breslau.

**Fr. Dietert-Zoppot**, Das Elend der Kritik. Fr. W. Dietert, Grenzfragenverlag, Danzig-Zoppot.

**Fr. A. Kerl**, Siebeneichen. Poetische Erzählung aus der Zeit Friedrichs I. Barbarossa. Verlag von Karl Siegismund, Berlin.

**Die Feder**, Berlin. Nr. 107, 6. Jahrgang.

**Frauen-Rundschau**, Leipzig. Heft 23, 4. Jahrgang.

**Freistatt**, München. Heft 46, 47, 48. 5. Jahrgang.



Für die Redaktion verantwortlich: J. Hegner. — Geschäftsstelle: Magazin-Verlag in Leipzig-R. Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. Alle Zuschriften sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des Magazins für Litteratur Magazin-Verlag Jacques Hegner, Leipzig-Reudnitz.

Druck von E. Haberland, Leipzig-R.




## Inhalt.



**Beilage:**




MAGAZINVERLAG
LEIPZIG-REUDNITZ

Jahrgang. 2. Dezemberheft 1903. (No. 17.) Preis 50 P

# Das Magazin für Litteratur

**72. Jahrgang**

Vereinsorgan der Freien Litterarischen Gesellschaft zu Berlin

Erscheint am 5. und 20. jeden Monats.


## Abonnementsbedingungen:

pro Jahrgang 12 Mark
pro Halbjahr 6 Mark
pro Quartal 3 Mark
Einzelheft 50 Pfennige.

Zu beziehen ist das „Magazin für Litteratur" durch alle Buchhandlungen und Postämter (No. 4743 der Postzeitungsliste), sowie direkt vom Magazin-Verlag in Leipzig-Reudnitz. Im letzteren Falle erhöht sich der Abonnementspreis bei direkter Zusendung unter Kreuzband auf M. 3,30 pro Quartal.

**Wir bitten unsere Leser, für unser Blatt Freunde zu werben und versenden Probenummern gratis und franko an jede uns aufgegebene Adresse.**

Magazin-Verlag Leipzig-Reudnitz.



Alle Zuschriften, das „Magazin für Litteratur" anlangend, sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des „Magazin für Litteratur", Magazin-Verlag J. Hegner in Leipzig-Reudnitz. Redaktion und Verlag des „Magazin" übernehmen Verantwortung für eingesandte Manuskripte nur dann, wenn sie richtig adressiert sind (an: Magazin-Verlag J. Hegner, Leipzig-Reudnitz); Rücksendung erfolgt nur, wenn zureichendes Porto beigelegt ist. In die Rubrik „Büchereinlauf" werden alle bei der Redaktion eingehenden Bücher und Drucksachen mit aufgenommen, doch verpflichtet sich die Redaktion in keiner Weise zur Besprechung von allen Einsendungen.

# Johannes Schlaf: Schnee.



Das Queckſilber ſteht auf Null. Der Himmel laſtet mit einem wolkigen Graugelb, aus dem ſich weiſs das dichte Flockengewimmel loslöſt. Die Luft in den Straſsen riecht nach niedergedrücktem Eſſenrauch und Ruſs.

Auf meinem Vormittagsſpaziergang ſtapf ich über den glitzernden Schnee durch die Straſsen den Anlagen zu, die ſich um die Stadt herumziehen. Auf den Trottoirs waren die Leute gleich mit Schaufeln und Beſen in Tätigkeit, und die Geleiſe der elektriſchen Straſsenbahn, wo ausgeſtreutes Viehſalz das ſchöne blanke Weiſs wegfraſs, dehnten ſich durch einen rotbraunen Schlamm; ein gräulicher Anblick! Aber wie ich in den Promenadenweg einbiege, atme ich förmlich auf.

Hier iſt alles noch unberührt. Auf den Wegen und in den Anlagen, den Wieſenflächen und Plätzen liegt der Schnee ſo unendlich zart, weiſs und leuchtend, wie der feinſte Schwanenflaum. Nur da, wo Fuſsſtapfen ſind, lugt eine ältere Schneeſchicht hervor mit einer blaſſen Schattierung von Sepia.

Und auch die Luft iſt hier rein, friſch und erquickend.

Und dann iſt es ſo köſtlich einſam. Man begegnet keinem Hunde, geſchweige einem Menſchen. Höchſtens ein paar Spatzen, die mit pluſtrigem Gefieder auf einer Bank hocken und die Futterkörner und Brotkrumen picken, die hier ausgeſtreut ſind; oder eine ſchöne, blanke Schwarzdroſſel, die auf einem Zweige ſitzt; ein paar Krähen vom Feld herüber über die Baumkronen gegen die Stadt hin.

Es ſchneit ein dichtes Gewirr kleiner Flocken; ſo weich, ſo traumhaft huſchend und taumelnd. Aber die Bäume und Büſche bleiben frei. Schwarz ragen ſie mit ihren Stämmen, Aeſten, Zweigen, dem Gekriſſel ihrer Reiſer und Reislein von der endlos weiſsen, blendenden Schneefläche auf in das Flockengetriebe; und hinauf, hinein in den graugelben Himmel.

Himmel! — Aber Himmel gibt es ja heute gar nicht. Nur das trübe Graugelb; ganz niedrig, mit ſeinem Dunſt wie ein Qualm bis in das feinſte Gewirr der Wipfel hinein. Doch es bedrückt nicht. Dieſer hängende, niedrige Dunſt gehört mit dazu. Zu der heimiſchen Stille, zu dem zarten Schimmer der Schneebreiten und zu dem unſagbar wohltuenden, traumhaften Geſtöber.

Nun möchte man ſagen, es gäbe nur drei Farben in dem ganzen Landſchaftsbild: das Weiſs des Schnees, das Schwarz des Gebüſches und etwa noch das niederlaſtende Graugelb oben. Aber das würde nur der unaufmerkſame flüchtige Blick eines Menſchen ſein, dem es an Zeit mangelt, oder der kein Unterſcheidungsvermögen beſitzt. Wer Zeit und Sinn für ſo etwas beſitzt, dem offenbart ſich hier eine ganze fröhliche, lachende Welt von Farben. Und das gerade iſt das Beſtrickende, daſs ſie ein ſo feines und diskretes Lachen lachen; wie man träumen kann, daſs Elfen aus einem Waldverſteck hervorlachen. O, ein ganz apartes Lachen und Schimmern! Ganz eine Welt für ſich! Eine neue Welt, die ich hier entdeckte, wie mit neuen, plötzlich erwachten Sinnen.

Wer möchte ſagen, daſs irgend etwas in der Welt völlig troſtlos wäre?

Sieh nur: das herrliche, tiefleuchtende Lichtgrün hier und da über einen der alten mächtigen Baumſtämme hin! — Aber davon ſoll noch nicht mal die Rede ſein. Auch nicht von dem prächtigen Braun des verdorrten Eichenlaubes oder von dieſem Chamoisgelb mit ſeinen reizenden Spinnwebnuanceen ins Zart-, Licht- und Silbergraue hinein an dem Laub fort. Aber dieſe unſagbaren Farbenſchimmer zwiſchen dem Buſchwerk und durch die Wipfel. Dieſe Farbenſchimmer und hold webenden, gleitenden Schleier mit ihrem wechſelnden Spiel! — Dieſes Braunſchwarz iſt es nicht. Aber ſchon hier das feine Sepia und jene ferne Ahnung von ruſſiſchem Grün! jener linde Hauch von Moosgrün. Gar nicht etwa lokaliſiert an einem Baumſtamm oder den Reiſern eines Gebüſches: nein überall! Ueberall wie ein Duft, ein Hauch, ein Dunſtſtreif. Und dazwiſchen dann all die Dunſtſchleier von Kirſchrot. Jawohl, von Kirſchrot! Und die feinen Dämpfe von Carmin, von Violett, Lila und Graublau. — Die Sinne ſpannen ſich einem mit einem Lächeln aufmerkender Heiterkeit; und man freut ſich, daſs auf der weichen Schneeſchicht des Weges das Geräuſch der Schritte erſtickt; denn es würde einen ſtören. — Es iſt einem, als beſchleiche man etwas. Als ſuche man mit einer heimlichen Neugier die überſinnlichen Lichtleiber zu dieſen zarten, irisfarbenen Gewändern, die da um einen her durch die lautloſe Winterſtille weben . . .

Wir wollen ſagen, daſs es die Winternymphen ſind, die hier Verſteck ſpielen. Und das bringt mich auf eine Buſennadel von Opal, die die ſchelmiſche Türhüterin eines ſüſsen Geheimniſſes iſt, tauſend-

mal leuchtender und zarter als all die schimmernde, reine Pracht dieses Schnees; und auf ein Zimmer mit einem rotflackernden Kaminfeuer; und — und . . .

Diese Busennadel! Das liebe, altfränkische Erbstück aus der Väterzeit! Heute gibt es so etwas gar nicht mehr.

Die alte Busennadel! Und über uns beiden, meiner Dame und mir, das Rätsellied des Wintersturmes im Rauchfang, und draussen in den Wipfeln der Gartenbäume. Und deine Hyacinthen und Maiglöckchen, die das kleine, warme Zimmer mit ihrem Duft durchhauchen! . . .

❧

Die Flocken werden grösser. Weisse Bienen, Mücken, Fliegen und dazwischen plötzlich zahllose grosse weisse Schmetterlinge. Luftstösse fahren dazwischen, rauschen durch das Geäst des Parkes, bringen wirbelnde Strömungen in den sammetsanften Flockenfall, der die Sinne in einen holden Taumel lullt.

Wie einsam muss es dort draussen auf der weiten Ebene sein, auf den Feldern mit ihrer dicken, dicken Schneehülle!

Nur die grossen, schwarzen Krähen, die sich mit ihren unstäten wackelnden Leibern windschief über die gleissende Fläche mühen, und sich mit unbeholfenem Flügelschlag aufraffen, hinein in den umdunkelten, weisswimmelnden Himmel, bis sie in dem dichten Gewirr verschwinden. Oder ein Zug Wildgänse, im Winkelhaken südwärts strebend, mit ihrem metallenen Gekreisch, das wie der ferne, verschleierte Klang einer Trompete ist. Sie fliegen ganz tief; kaum vier Meter über dem Boden.

Die endlose, tiefe Todeinsamkeit da draussen!...

# 1904.

## Phantasie auf der Ah!-Saite, von Max Brod.

In der Silvesternacht traf der Maler Pünktlich zwei Damen.

„Das Schicksal der deutschen Kunst für das kommende Jahr ist in diesem Augenblicke in deine Hände gelegt", sprach ihn die erste mit einer gründlichen Basstimme an. „Ich bin die Wahrhaftigkeit. Du wirst dies vielleicht schon an meinem echten Skunks-Muff erkannt haben. Alle meine Vorzüge dir aufzuzählen, würde zu weit führen; ist überdies auch überflüssig, da ich vor allem aus guter Familie bin. Das Schöne und Gute sind meine leiblichen und seelischen Schwestern, die Moral ist meine Tante, Avenarius mein Onkel. Diese aber hier ist meine Stiefschwester, die Manier! Sie sagt zu ihren Gunsten nichts, als dass sie originell ist — und darauf bildete sie sich noch etwas ein, während in meinen Augen jede Unwahrheit eine Schande ist. — Du stehst nun am Scheidewege. — Wähle!"

„Du stehst gar nicht am Scheidewege, sondern auf dem Wenzelsplatz", versicherte die andre, indem sie sich mit ihrem runden Arm in den Erstaunten einhängte. „Kennst du hier das Hotel à tout prix?"

Darauf ging der Meister mit ihr und liess die Wahrheit stehn.

Ihm folgte ein Schwarm von andern Malern, Bildhauern, Schauspielern, Musikern — und besonders viele Dichter waren darunter, „weil das nämlich am leichtesten ist." — — —

Die Verlassene wollte gerade mit ihrem gewohnten, traurigen Gesichte nach Hause gehn, als einer von der Künstlerschar herankam, sie mit schüchternen Augen anblickte, einige Schritte vorbeiging, sich dann umdrehte und — soweit man dies bei der mangelhaften Beleuchtung konstatieren konnte — errötete. „Man darf nicht immer gleich an den Idealen verzweifeln!" dachte das Fräulein und kam ihm auf halbem Wege zuvor und entgegen.

Und als sie nun zärtlich umschlungen die Strasse hinunterschritten, begann sie mit bebender Stimme: „Nicht wahr du liebst mich wahrhaftig, wie es mir geziemt! Denn bin ich nicht das Wahre, das Erhabene, das Ewige und stamme ich nicht von derselben Mutter wie das Schöne und Gute und ..."

„Und Sie werden jetzt auch, wenn alles der Manier nachläuft, viel origineller werden als diese," fügte der Jüngling seelenvoll-glücklich hinzu.



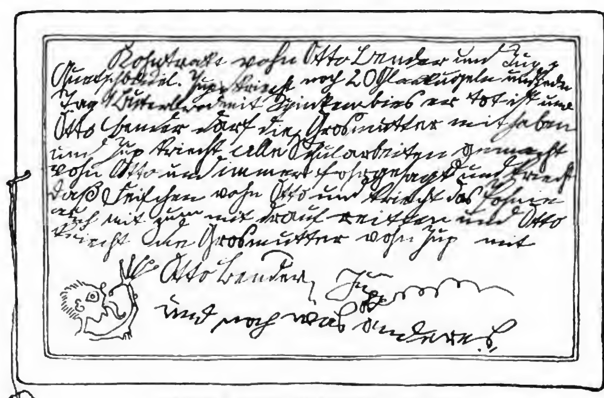
Das ist die alte Großmutter.

# Die verkaufte Großmutter.

Der liebe Herr kommt zu Wort und spricht:

1.

Ein gutes Buch liegt mir am Herzen und gleichzeitig eine unangenehme Beklemmung, die daran mahnt, daß man von einem guten Buch — von einem schlechten kann überhaupt nicht die Rede sein — im Grunde nicht sprechen sollte. Denn es gibt so viele gute, schöne, reiche, gemütvolle, priesterliche, ja heilige Bücher, daß es ein Unrecht ist, wenn man eins im besondern aus dem Teiche fischt und besonders betrachtet. Es ist eine Art Zurücksetzung. Es müßte einem sein wie einem Vater, der allen seinen Kindern gleichmäßig zugetan ist, und nun einem von ihnen den Vorzug geben sollte. Und es müßte einem nicht nur so sein. Es ist einem auch so. Man spricht über E. T. A. Hoffmann und denkt an Poe, man spricht über Poe und zittert vor Strindberg, man spricht von Strindberg und glüht über D'Annunzio, man spricht über D'Annunzio und sehnt sich nach Jacobsen, man spricht über Jacobsen und es klingen einem Stefan Georges feierliche Worte im Ohr, man spricht über George und glaubt an Wilde, man spricht über Wilde und denkt an Baudelaire, an Huysmans, an Hauptmann, an Hoffmannsthal, an . . . Ach, was denkt man nicht alles! Denkt man aber an die Bibel, an Homer, an Dante, an Shakespeare, an Goethe, an Kant, an Bismarck, dann ist einem die Rede wie verschlagen, und man wird nur weniges sagen können über die Heiligen unsrer Tage und sehr traurig sein. Aber weil man erstens nicht so traurig sein will, zweitens es nicht machen mag wie jener Engländer, der seine Abneigung, Italien zu sehen, damit begründete, daß es auf dem Mond viel schöner sei, und weil man drittens die Lust dazu hat, tut man sich heute eine Güte und lenkt seine Begeisterung auf ein trauliches Kinderkunstbuch, so sich ebenso drollig wie verheißungsvoll, „Die verkaufte Großmutter" benamset. Unter Kinderkunstbuch aber versteht man ein



Der Kontrakt, in dem Jupp seine Großmutter an Otto verkaufte.

Buch, das eine Kunst gibt, die auch Kindern zugänglich ist. Wir haben schon ein paar solche Bücher. Nun haben wir ein neues, das den alten, mittelalten und andern neuen nicht nachsteht, wie wir überzeugt zu sein die Dreistigkeit haben.

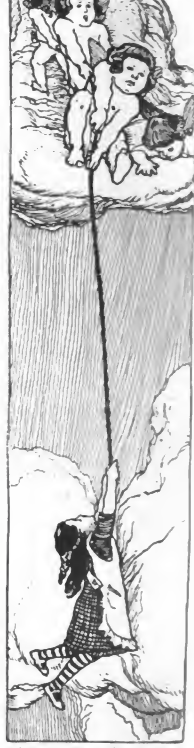
II.

Die verkaufte Großmutter ist von Hanns Heinz Ewers. Paul Horst-Schulze hat die Bilder dazu gemacht. Liebe Bilder. Herzlich geschaut und herzlich wiedergegeben. Daß das Buch Kindern gefällt, weiß ich. Denn ich habs ein paar Kindern zum Lesen gegeben, und sie waren entzückt davon. Das bedeutet doch mehr als aller pädagogischer Kohl, den man um das Buch herum anbaun könnte und beweist mehr als die eingehendste Untersuchung über der verkauften Großmutter ethischen und ästhetischen Eindruck und Einfluß auf die „Seele des Kindes". Nicht? Zweifellos! Und es ist so verlockend, an dieser Stelle halt zu machen und zu träumen von den vielen Pupperln, den süßen Kinderln, die über das Buch gebeugt sitzen werden, sinnen und erglühen, daß ich der Lockung zu widerstehen nicht imstande bin und ihr hiermit nachzugeben die Geschmacklosigkeit habe.

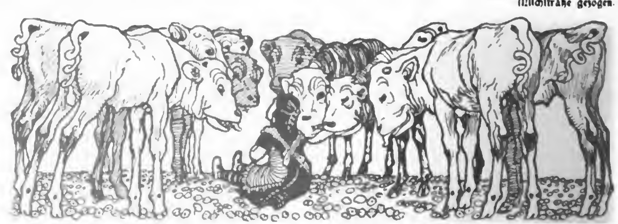
Zarte Fingerln werden hin und her fahren, und Augerln, die wie Himmel und Hölle sind, blaulicht und funkeldunkel, werden lesen . . werden lesen: „In der Wüste Gobi, die mitten in Asien liegt, zwischen Tibet und China, und die so unbekannt ist, daß nicht einmal die Zeitungen etwas von ihr schreiben können, lebte einmal ein alter Zauberer". Ein alter Zauberer! Hu! Ach, werden es so lesen, wie ich es jetzt lese. Es ist zu merkwürdig. Kinder, Kinder! Aber wollen wir nicht? Wir wollen nun. Hopsassa. Und nun wölln wir des Buches lustigen Wert für die träumerischen Seelen erwachsener, nicht durchaus mittelmäßiger Leute festzustellen versuchen. Es hat ihn erstens durch Rückerinnerungen an die eigne Jugend, die es in einem auslöst, die Rückerinnerungen, da man sich an Tausend und einer Nacht, an Hauffs Märchen, am Lederstrumpf begeisterte, und zweitens durch andres. Und von dem andern wollen wir reden.

III.

Hanns Heinz Ewers ist ein lieber Kerl, trägt einen goldnen Ring, der auf das Mittelglied des Mittelfingers geschmiedet ist, und hat irgend so eine Grotte auf Capri entdeckt, die er die Wundergrotte zu nennen die Geistesgegenwart hatte. Nun denke man sich einen Mann, der eine Wundergrotte entdeckt hat. Und außerdem auch noch Geschichten schreibt. Muß er nicht wunderbare Geschichten schreiben? Er muß nicht, aber er kann. Und weil ers kann, tut ers. Und so ist die verkaufte Großmutter ein wunderbares Buch. Fängt also lustig an, daß es gar nicht mehr lustiger anfangen könnte. Sind da zwei Jungen und heißen Otto und Joseph, der aber immer Jupp genannt wird. Otto ist der wohlerzogne, Jupp der minder wohl — oder sagen wir — wohl nicht erzogne. Die ausgleichende Gerechtigkeit entschädigt Jupp für das, was ihm an Anstand fehlt, durch eine Großmutter, die



Lieschen wird von Engeln auf die Milchstraße gezogen.



Lieschen muß die ganz dummen Mondkälber hüten.



Der Herr Kometenlehrer.

ein ganz kostbares altes Möbel ist. Sie weiß Geschichten zu erzählen. Und Jupp verkaufte sie dem Otto für 20 Glaskugeln und ein tägliches Schinkenbrot und andres. Und da darf Otto nun zuhören und hört die Geschichte eines Seeräuberschiffes. Eine gruslige und doch märchenliebe Geschichte, die sich zum größten Teil auf dem Grund des Meeres ebenso wacker wie glatt abwickelt. Jupp und Otto werden gute Freunde. Er sagt eines Tages zu Otto: „Wenn du Mut hast, können wir solche Abenteuer, wie die Großmutter erzählt, selbst erleben, ich wüßte auch wo! Draußen auf dem Feld liegt eine alte Postkutsche, da müssen wir hineinkriechen.“ Sie kriechen hinein. Nun sollen sie sich ganz klein machen. Aber wie? Sie haben ein Fernrohr mit. Jupp sagt zu Otto: „Guck mal aus dem Wagenfenster! Was siehst du dort?“ „Vorne die Landstraße mit den Bäumen.“ „Nun nimm das Fernrohr; was siehst du nun?“ „Ganz dasselbe, aber alles viel größer.“ „Nun dreh das Fernrohr um.“ „Jetzt sehe ich alles ganz klein und winzig.“ „Also,“ fährt Jupp fort, „das ist der ganze Witz! Du drehst das Fernrohr um und siehst mich an, dann bin ich ganz klein.“ Und die Kleinen, Kleinen, Kleinsten erleben Abenteuer, prächtige, prächtigste Abenteuer, um die man sie beneiden möchte. Und dann erzählt wieder die Großmutter eine reizende Geschichte von einem Mäderl, das Liese geheißen hat, auf die Milchstraße verschlagen wird, mit den Engerln auf du und du steht, den Herrn Kometenlehrer beleidigt, der sich beim Mond beklagt. Und da muß es zur Strafe die ganz dummen Mondkälber hüten und wäre beinahe von zwei Eisbären gefressen worden, wird aber, Gott sei Dank, im letzten Augenblick gerettet. Und dann kommt wieder die Postkutsche dran. Beim Fliegenkönig sind die Jungens zu Gaste und zeichnen sich durch Tapferkeit im Kampfe gegen den Mückenkönig und sein Heer so sehr aus, daß Otto der Gemahl der Fliegenprinzeß werden soll, was ihm aber nicht besonders behagt. Und wieder erzählt die Großmutter und erzählt die schönste Geschichte des Buches, die Geschichte vom Zauberer in der Wüste. Eine witzige, phantastisch ganz großartige, farben- und stimmungsreiche Geschichte, die ich nicht erzählen mag, die man die Güte haben mag, selber nachzulesen. Und wie Hanns Heinz Ewers fidel beginnt,





Wie sich die Jungen „verkleinern“.



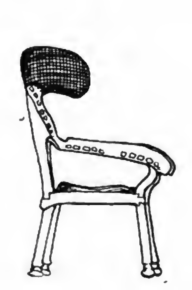
Der ekelhafte Molch.

schließt er fidel. Jupp und Otto finden einen Schatz. Und unter welchen Gefahren! Ein ekelhafter Molch führt sie irr und möchte sie verlaufen lassen. Aber sie verlaufen nicht. Von Wurzelmännern sollen sie gefressen werden. Aber sie werden nicht gefressen. Und da sie den Schatz endlich haben, schleppen sie schwer an ihm, legen ihn hin und verwandeln sich wieder zu ihrer leibhaftigen Größe. Und . . und . . vom Schatz ist nichts als ein bisserl Goldstaub da. Der Goldschatz hat sich nicht mitverwandelt. Zu traurig. Zu lustig. Und zu weise.

IV.

Im übrigen könnte man jetzt noch von der Weisheit tollster Verrücktheit, so die blühendste Phantastik stets angesprochen wird, ein paar Wörtlein sagen. Aber man mag nicht. Oder doch nur insofern, als man meint, daß so viel verrückt ist und man sich doch nicht allzusehr drüber wundert. Oder wundern wir uns drüber, daß wir weinen, wenn wir uns in den Finger schneiden, daß wir aber in unsern Tagen noch keinen gesehn haben, der über Goethes Tod wirkliche Tränen vergossen hat? Und zweifellos ist uns damit mehr geschehn, daß Goethe gestorben ist, als daß der Herr Meyer die Ungeschicklichkeit hatte, sich in den Finger zu schneiden. Nicht? Also. Daß die Bilder von Paul Horst-Schulze ausgezeichnet sind, kann jeder sehn, der Augen hat. Denn hier sind ein paar seiner Zeichnungen abgebildet. Und Leuten, die keine Augen haben, es auseinanderzusetzen, hieße Wasser ins Meer tragen. Das wär wohl auch verrückt, aber zu anstrengend. Und wir strengen uns nicht gern an. Nicht wahr? Und daraufhin gestatte ich mir nun einen Kümmel, wünsche euch gute Verdauung, fröhliche Weihnachten und ein nicht minder fröhliches Neues Jahr.

Jacques Hegner.





Die Großmutter meint: Ich empfehle mich.

Heine Rath: Vorsetzen im Hamburger Hafen

Hans Pfaffenbach: Schilf.

# Moderne Künstler-Lithographien.

Die beiden Bilder von Hans Pfaffenbach, Schilf und Heine Rath, Vorlesen im Hamburger Hafen, sind stark verkleinerte Wiedergaben zweier farbiger Original-Künstler-Lithographien aus der Sammlung, die die Artistische Anstalt von Emil Hochdanz in Stuttgart herausgibt. Es sind geradezu vorbildliche Leistungen, die sich den Glanzerfolgen der Firmen R. Voigtländer, B. G. Teubner und Breitkopf & Härtel in jeder Beziehung ebenbürtig anschließen. Vor allem sind sie höchst persönliche Kunstwerke, die den Stimmungsinhalt, der den Landschaften eigen ist, voll ausschöpfen und ihn — wie es in der Art der Technik liegt — wenig oder doch verhältnismäßig wenig nuanciert, ins einfach Typische erhoben wiedergeben. So wirken sie in die Augen springend — deutlich — stark — überwältigend. Sie rühren an ein paar Saiten der Seele und da so stark, als einem Bild zu wirken gegeben ist. Sie zersplittern nicht in die Menge von Einzelgefühlchen, die den Eindruck des Großen nicht aufkommen lassen, ebensowenig wie ein Glas Wasser und noch eins und noch eins und noch viele den Eindruck des Meeres geben. Drucktechnisch sind die Lithographien so sauber, mit einer solchen künstlerischen Ueberlegtheit, Erfahrung und Gewandtheit ausgeführt, daß die Absichten des Künstlers — wenn es möglich wäre — an Tiefe, Seele, Macht eher gewinnen als verlieren. Fast jedes der Bilder gibt Farbenharmonien von einer leuchtenden Kraft, die je nach den Vorwürfen hell jubelnd schreit (Heine Rath, Felsige Küste), träumerisch vor sich hinsummt (Pfaffenbach, Schilf), oder süß melancholisch von bezähmten Feuern zu sagen weiß (Heine Rath, Vorlesen im Hamburger Hafen), und da ganz besonders gut zur Geltung kommt in der Ruhe und Finsternis, aus der sie gespenstisch schaut. In dieser letzten Lithographie liegt noch etwas besonders Trauliches. Ein lieber Gegensatz. „Des Abends schätzt man erst das Haus." Da brennt das Licht gemütlich in den alten Häusern, warm sind die Gemächer, heimlich und kostbar still. Und gleich vorn rollt das Meer, das heimatlose, schaukelt unruhig, klatscht drohend und schüttelt das bißchen Reflexgold, das ihm aus den Fenstern zugeworfen wird, mißmutig hin und her. Jeder Kunstfreund wird an diesen Original-Künstler-Lithographien seine Freude haben und gern wieder und immer wieder in den Farben- und Stimmungssymphonien schwelgen, von denen sie erfüllt sind und die sich so gar gewaltig von den aufdringlichen Farbeneffekten und der banalen Stimmungsmache der Bilder, die man sonst gewöhnlich so gern hatte und noch lieber kaufte, unterscheiden. So unterscheiden wie ein alter, vertrockneter, toter Birnbaum, von einer jungen, stolzen, blüh-lebenden Palme.

## Franz Staffens

### Ex libris

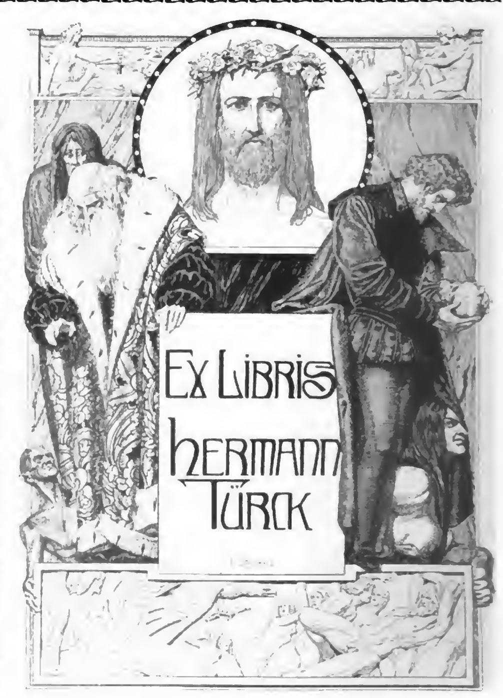
für den Goethe- und Shakespeare-Forscher Hermann Türck dürfte wohl eines der charakteristischen Werke des Berliner Zeichners sein. Die bekannte Manier Staffens, eine zeichnerische Versöhnung des Hellenismus mit der Moderne zu versuchen, kommt trefflich zum Ausdruck. Wir machen darin auf den Uebergang aufmerksam, welchen der besonders hervorleuchtende Christuskopf von der antiken Kopfleiste zum deutschen Mittelbilde bildet, andrerseits wird die große Schroffheit im Zusammenstoßen dieses Bildes mit der Schlußleiste durch die neutrale Schrifttafel außerordentlich gemildert. Einige zeichnerische Schwächen abgesehen — so die etwas hölzernen Halssehnen des Christus, der zu steife Mantel Hamlets, und der Figur des Mephisto, welche in die Komposition hineingezwungen erscheint, — ist der Gesamteindruck ein vorzüglicher.

Zur Erklärung des gedanklichen Inhaltes sei noch bemerkt, daß das Blatt eine sinnbildliche Darstellung der Grundgedanken von Türcks vortrefflichem und allgemein bekanntem Schaffen darbieten will. Die Kopfleiste zeigt den Sündenfall und den Pandoramythos, die untere Eros, die Menschenliebe, welche dem vom Geier gequälten Prometheus Trost hinüber lächelt. Das Mittelbild zeigt den dreißigjährigen Hamlet und den alten von der Sorge gequälten Faust, während die versöhnende Mitte der mit der eleusinischen Rosendornenkrone bekränzte Christus einnimmt.

„Es ist eine Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart."!

Das Werk ehrt beide, sowohl den tiefen Denker Türck wie den kongenialen Zeichner Staffen in gleicher Weise.

Lothar Brieger-Wasservogel.






# Bernhard Kellermann: Karin

Geschehen in der Zeit, da so viele Menschen an der „tauben Ader“ starben. — — — —

Karins Jahre waren vorbei. Er konnte gehen, wohin er wollte. Nach Osten, Westen, Süden und Norden, überall hin. Er war frei wie der Vogel in der Luft.

Karin hieß der Mann, der die Frau mit den goldenen Haaren hatte. Keiner von all denen, die da unten im Bergwerke arbeiteten, hatte je diese Frau gesehen. Denn sie wohnte weit in der Ferne, dreihundert Tagemärsche gegen Südwesten. Aber jeder kannte sie, jeder kannte ihr goldenes Haar und wußte, wie es in der Sonne schimmerte und sich im Bache spiegelte, daß es bis an die Kniee reichte, wenn es aufgelöst war, daß sich in einem Jahre fünf Kämme die Zähne ausgebrochen hatten, so daß sie nutzlos wurden. Jeder wußte, wie herrlich und hell die Stimme von Karins Weib klang, wie Karins Weib ging, lächelte, tanzte; welche Stoffe sie bevorzugte, welche Speisen ihr am besten mundeten. Sie kannten alle Karins Weib ganz genau. Karins Weib lebte mit ihnen in den nachtschwarzen Gängen des Bergwerkes, Karins Weib saß mit ihnen des Abends am Feuer, und wenn sie sangen, so hielten sie oft inne, ob nicht ihre helle, glockenreine Stimme zu hören wäre. Das kam daher, daß Karin jeden Abend von seinem Weibe erzählt hatte, und auch des Tages, während sie da drunten in der Finsternis wühlten. Jahraus, jahrein. Zehn Jahre lang. Denn Karin mußte zehn Jahre lang da unten im Bergwerke wühlen. Karin hatte wegen der Frau mit den goldenen Haaren einen Mord begangen.

Was das goldene Haar von Karins Weib anbelangt, so hatten sie es schon gesehen, ja sahen sie es alle Abend. Denn Karin besaß ein geflochtenes Deckchen aus diesen Haaren. Darauf bettete er sein Haupt, wenn er sich schlafen legte. Er hätte ohne diese Decke nicht schlafen können. Einer der Kameraden, der nicht nur ein Mörder war, sondern auch ein schlechter Charakter, hatte sie ihm einmal entwendet, um sich davon zu überzeugen. Aber Karin schlief wirklich nicht. Er ging die ganze Nacht umher und die nächste dazu. Dann fing er an irre zu reden; da gab ihm der Kamerad die Decke zurück und bat ihn um Verzeihung.

Karins Jahre waren vorbei. Er konnte gehen, wohin er wollte. Er schleppte noch einmal die Kufe voll Wasser in die Hütte, machte Holz klein für das Feuer, dann packte er seinen Sack. Das Deckchen, sorgfältig in Lumpen eingehüllt, seinen Schemel, auf dem er zehn Jahre gesessen, einige Kristalle und seltene Steine, die er seinem Weibe mitbringen wollte. Seine Kameraden standen um ihn im Kreise und sprachen nichts. Sie waren traurig, daß Karin sie verließ. Und mit ihm sein Weib, ihre einzige Freude da drunten. Endlich reichten sie ihm die Hand und einer nach dem anderen sagte: Grüße sie.

„Grüße sie“ — — „Grüße sie“ — —

Noch einmal mußte er seinen Sack aufbinden, jeder wollte für die Frau mit den goldenen Haaren ein Geschenk mitgeben. Eine kleine Holzpfeife, einen schillernden Stein, ein geschnitztes Kreuzchen, einer, der nichts hatte, gab einen Knopf, und wieder einer nahm ein Holzscheit und schnitt seinen Namen hinein.

Dadurch wurde der Sack allerdings schwerer, aber Karin nahm die Geschenke mit Tränen in den Augen entgegen.

„Ich werde ihr sagen — auch von dir werde ich ihr erzählen — alles —“

Und er gab jedem der Genossen zwei von den goldenen Haaren, die er dem Deckchen entnahm. Küßte jedes einzeln und legte es in ihre rauhen rissigen Hände.

Dann warf er den Sack über die Schulter und ging hinein in die Ebene, in der Richtung nach Südwest.

Er wandte oft den Kopf zurück. Seine Genossen standen noch immer in einer Reihe, winkten und riefen. Bald hörte er ihre Stimmen nicht mehr, aber er sah noch die Tücher wehen, und endlich sah er sie nur noch in der Ferne, wie ein verwitterter, kurzer Zaun stand es in der Ebene.

Karin schritt tapfer aus. Er hatte gut dreihundert Tage zu gehen und also keine Zeit zu versäumen. —

Am zehnten Tage gelangte er in ein Dorf und hier erkundigte er sich nach seinem Wege.

„Wohin führt mein Weg?“ fragte er. „Ich muß nach der Stadt mit den hundert Türmen.“

Niemand kannte diese Stadt. Aber einige wollten schon von ihr gehört haben. Da holten sie den Hirten vom Felde, der beim Heere gedient hatte, und der war schon in der Stadt mit den hundert Türmen gewesen.

„Immer auf diesen Berg zu, Alterchen. Das ist ein weiter Weg. Es wird Herbst werden, bis du ans Ziel kommst.“

„Die Stadt mit den hundert Türmen ist noch lange nicht mein Ziel, Freund. Ich werde erst zu Hause sein, wenn ihr wiederum auf das Feld geht, um zu säen“, erwiderte Karin, „ich wandere zu meinem Weibe.“

Da brachen sie alle in lautes Gelächter aus. „Er geht zu seinem Weibe! Um die halbe Erde herum! Hört ihr!“

Karin nahm seinen Sack auf die Schulter und schritt weiter, dem Berge entgegen.

Im nächsten Dorfe begegnete ihm dasselbe. Wiederum lachten sie, als er sagte, er wandere zu seinem Weibe und werde zu Hause sein, wenn sie wieder säen würden.

Ein Mann wandert zu seinem Weibe, um die halbe Erde herum! So etwas sei noch nicht dagewesen!

Närrchen, he? Alterchen?

Karin wunderte sich, daß sie alle Alterchen zu ihm sagten. Er war aber noch nicht vierzig Jahre alt.

Und beim fünfzehnten Dorfe, da liefen sie ihm entgegen und riefen lachend: Bist du der, der zu seinem Weibe wandert? Um die halbe Erde herum?

Was trägt er nur in seinem Sack?

Hast du einen Schatz in deinem Sack, Närrchen?

Karin bekümmerte sich nicht um ihren Spott.

Er ging heiter seines Weges und sprach vor sich hin, immerzu zu seinem Weibe. Er erzählte ihr vom Bergwerk. Den Genossen. Tag um Tag seiner Gefangenschaft berichtete er ihr. Von dem Steinhaufen, der ihr Kalender war. Hundert Steine lagen in einer Ecke, und jeden Tag wurde ein Stein in die andere Ecke gelegt. Waren dann alle hundert von einer Ecke in die andere gewandert, so gab es ein Fest mit Gesang und Tanz und lauten lustigen Geschichten. Sechsunddreißig solcher Feste hatte er erlebt.

Er erzählte seinem Weibe davon, wie alle sie verehrt hätten, nach ihr gefragt hätten, von ihr gesprochen. Und daß sie, wenn es dumpf und traurig in der Hütte gewesen, ihn aufgefordert hätten, zu tanzen wie sie.

Das alles. Er hatte genug Stoff. Und wenn er zu Ende war, so begann er von neuem. Und immer mehr kam ihm ins Gedächtnis, so daß er ordentlich erregt wurde und sich freute, seinem Weibe das alles in Wirklichkeit erzählen zu können.

Wenn sie ihm gegenüber saß und ihr goldenes Haar schimmerte — und sie lächelte — —

Solche Träume trugen ihn wie auf Flügeln dahin, und oft wanderte er die halbe Nacht vor Ungeduld, bis er sich erschöpft am Wegrande ausstreckte.

Die Geschichte von dem Manne, der um die halbe Erde wanderte zu seinem Weibe, schien sich im ganzen Lande verbreitet zu haben. Wohin er kam, standen Neugierige und alle Fenster waren voller Gesichter, wenn er durch die Straßen schritt, den Sack auf dem Rücken. Mit Gelächter empfingen sie ihn, mit Gelächter verfolgten sie ihn.

„He, das Närrchen! Er hat schon krumme Beine vom Laufen.“

Aber schließlich ließen sie sogar ihre Hunde frei, die neben und hinter ihm herkläfften und ihn mit ihren spitzen Zähnen ängstigten. Die Kinder verfolgten ihn mit Geschrei — und

zerrten an seinem Sacke. Steine flogen um seinen Kopf.

Und die Alten hielten sich die Bäuche und lachten.

Man zeigte ihm falsche Wege, die an endlose Sümpfe führten oder in undurchdringliche Wälder, so daß er gezwungen wurde, umzukehren.

Einer, der zu seinem Weibe wandert, um die halbe Erde herum! Seht doch den Narren!

Aber Karin bekümmerte sich nicht um ihren Spott und ihre Bosheit.

Mit jedem Tage schlug sein Herz rascher und seine Füße schienen keine Müdigkeit mehr zu spüren. Aus seinen Augen sprühte ein heller Glanz, und häufig begann er während der Wanderung ein Lied anzustimmen.

Der Sack mit dem Schemel, den Geschenken und schillernden Steinen, der ihn zuerst niedergedrückt hatte, lag federleicht auf seinen Schultern. Wenn ihn die Müdigkeit überwältigen wollte oder der Hunger, so nahm er die Decke aus den goldenen Haaren aus dem Sacke und preßte sein Gesicht in das Gewebe. Neue Kraft strömte daraus in seinen Körper.

Häufig richteten sich die Leute, die am Felde arbeiteten, auf und blickten zu ihm her, wie er singend, den Sack auf dem Rücken, des Weges zog. Dann riefen sie einander zu und lachten. Aber ihr Lachen schien Karin nicht mehr höhnisch zu klingen.

Im fünfzigsten Dorfe standen sie auf der Straße und lächelten. Einige wenige, die die gewöhnlichen Spottreden beginnen wollten, verstummten alsobald.

Karins Augen schimmerten, er nickte ihnen zu.

Im sechzigsten Dorfe zogen einige die Mützen, als er an ihnen vorüberkam.

Einer, der zu seinen Weibe wandert — um die halbe Erde herum, sagten sie und wiegten die Köpfe und blickten einander an.

Ja, es kam vor, daß sie freundliche Worte an Karin richteten. Sie boten ihm Speise und Obdach.

Es schien, als seien die Leute von weit herbeigeströmt, ihn, Karin zu sehen, soviele waren ihrer. Und ihre Augen leuchteten so sonderbar, als sei etwas von dem Glanze der seinigen in ihnen.

Sie schickten ihm Boten entgegen, die ihm die kürzesten Wege führen sollten.

Gehe hier, sagten sie, über das Feld. Es ist weich und angenehm für Füße, die so weit her kommen.

Einer, der ihm Obdach geboten, sprach: Auf dieser Bank schlief Karin, der zu seinem Weibe wanderte — um die halbe Erde herum. Das sollen noch meine Enkel wissen.

Und einmal geschah es, daß ein Weißbart ein altes Mütterchen zu Karin führte und sagte: Auch wir, siehst du, Freund —! Auch wir liebten uns innig und lieben uns noch. Wenn die Liebe nicht wäre in der Welt, was wäre das Leben?

Im hundertsten Dorfe empfing ihn ein Brausen, daß die Luft erzitterte.

„Karin", riefen sie, „Karin!"

Karin stellte seinen Sack auf den Boden und verneigte sich bis zur Erde.

Und weiter eilte er. Leute begleiteten ihn. Erlaube, daß ich mit dir gehe, Karin, baten sie, ich gehe denselben Weg.

Karin hatte nichts dagegen.

Wenn Karin sang, so schwiegen alle und lauschten. Karin sang mit lauter, hallender Stimme und ging so rasch, daß ihm fast niemand zu folgen vermochte.

Karin sang seinem Weibe Lieder. „Siehe, mein Weib, ich komme zu dir", sang er. „Dumpf war unser Bergwerk und kalt die Hütte und endlos die Zeit. Viele Tage wollten nicht vergehen und manche Nacht stand still. Mein Weib! Morgens und abends sah ich gen Südwesten und rief deinen Namen. Trag diesen Kuß zu ihr, du Luft, rief ich, und dieses Lächeln spiegele in ihre Hütte, du Himmel. Hell glänzt die Sonne nun und hinter mir fliehen die Berge. Siehe, mein Weib, ich komme zu dir!"

Also sang Karin und alle schwiegen und lauschten. Und ihre Herzen zitterten, als rege sich neues Leben, und weit in der Ferne die Leute im Felde schienen Karins Lied zu hören und zu erschauern.

Als Karin sich der Stadt mit den hundert Türmen näherte, sah er Fahnen von den Mauern wehen. Mit bunten Kränzen hatten sie die Tore geschmückt. Weißgekleidete Mädchen liefen ihm entgegen und riefen: Bist du Karin, der zu seinem Weibe wandert — um die halbe Erde herum?

Am Tore empfing ihn der Rat und ein Greis mit goldener Kette um den Hals, sprach zu ihm in einer Sprache, die er nicht verstand. Und alle Leute hatten die Hüte abgenommen. Dann sagte der Greis: Gott segne dich, Karin!

Und Karin stellte seinen Sack auf die Erde und verneigte sich dreimal tief, dreimal tief.

Er lachte. All das wunderte ihn. Siehst du, mein Weib, sagte er, wie alle Welt dich verehrt und liebt?

Die Straßen der Stadt waren mit Zweigen und Blumen bestreut, Teppiche hingen aus den Fenstern. Dort standen schöne Frauen und winkten mit bunten Tüchern und warfen Blumen auf ihn herab. Karin las sie auf und tat sie in seinen Sack.

Sie streuen dir Blumen, mein Weib. So sang er, und wanderte durch die Straßen der Stadt mit den hundert Türmen.

Darf ich deinen Sack tragen, Karin? fragten sie ihn.

Aber Karin gab den Sack nicht aus der Hand.

„Ich muß den Sack selbst tragen, Freund. Ich danke dir. Er ist auch nicht schwer und meine Knochen sind doppelt so dick geworden in dieser langen Zeit.“

So war es auch. Er spürte den Sack nicht mehr. Und wie freute er sich, seinem Weibe die Geschenke ausbreiten zu können, die Quarze, Kristalle, Pfeifchen, den Knopf und alle die anderen Dinge, die ihr zeigten, wie sehr sie die Genossen lieb gehabt.

Von dieser Zeit an glich Karins Wanderung dem Zuge eines Fürsten, eines Propheten.

Man läutete mit den Glocken, man jubelte. Das ganze Land schien eine einzige Glocke geworden zu sein, die ganze Welt ein Jubeln, um ihn zu empfangen.

Die Kunde von Karin, der um die halbe Erde wanderte, um zu seinem Weibe zu gelangen, war von Mund zu Mund geflogen, von Dorf zu Dorf, durch endlose Wälder, über breite Ströme, von Stadt zu Stadt. Die ganze Welt erschauerte unter diesem Ereignis und fühlte ein neues Blühen. Die Luft zitterte von Gesang und Jubel, es war als sängen Millionen Stimmen und höre man alle die, die hinter den endlosen Wäldern wohnten und im Norden und Westen und Süden und Osten.

Karin näherte sich seiner Heimat.

Da war ein Hügel und den erglomm er. Von da aus sah er den Strom seines Vaterlandes, der silbern den Himmel säumte. Er breitete die Arme aus und rief den Namen seines Weibes.

Die Ebene herauf bewegte sich ein Zug. Ein Zug, der kein Ende hatte, gleich einer Schlange, die sich um die Erde ringelt. Fahnen wehten, und nun traf sein Ohr der Schall von Musik.

Karin beschleunigte seine Schritte. Eine namenlose Freude war wie ein Erschrecken über ihn gekommen. Und nun unterschied er die Köpfe des Zuges. Da trugen sie einen Baldachin und darunter ging ein Weib.

Das Weib hatte schneeweiße Haare, aber sein Gang war der gleiche.

Karin warf den Sack auf den Boden und stürzte in die Kniee.

Aus seinen Augen schossen die Tränen. Er schluchzte laut.

Und auch das Weib mit den weißen Haaren war in die Kniee gesunken und schluchzte.

# Die „Elektra“ des Hugo von Hofmannsthal

von Stefan Zweig

Als ich dieses Drama des Hugo von Hofmannsthal mit stillem und innigem Genusse gelesen hatte, war mir, als dürfte ich diese Freude nicht gleich irgendwo ausplaudern. Ein paar Tage es mit mir allein zu wissen, aus wie zauberischer Quelle ich getrunken. Und alte Torheit kam wieder über mich: ich meinte, daß Schönheit ein so glühendhelles Ding sei, daß keiner sie verkennen oder verleugnen könne, ich glaubte, daß man wieder helle, freudige Worte vernehmen würde über ein echtes und klassisch gewiß reines Werk. Das erste, was ich über die „Elektra“ las, waren läppische Witze eines Herrn, den seine Stellung verpflichtet, einmal allwöchentlich öffentlich geistreich zu sein. Nun aber jeder wie er kann: der Genannte oder vielmehr der, dessen Nennung ich

für unnötig erachte, beklagte die armen Dramatiker des Altertums, denen das Schicksal zuteil werden könnte, von Hofmannsthal modernisiert zu werden. Natürlich tat er es viel geistreicher, als daß ich es hier nachzuerzählen wagte. Und dann erfuhr ich plötzlich aus einem Feuilleton, daß die „Elektra" von Perversitäten und Sadismus strotze. Nun meinetwegen: nur hat der Herr leider versäumt, den Beweis zu erbringen — daß er nicht weiß, was Sadismus ist. Dazu gibt es — „Justine" und „Juliette", sind leider in Originalausgaben zu kostspielig — in jedem Caféhaus ein Konversationslexikon, auf daß man sich informieren könne; und man ist ja nicht verpflichtet, sich über jeden Unfug mit Worten öffentlich zu erzürnen, selbst wenn sie einem den reinen und hingebungsvollen Genuß eines Kunstwerkes vergällen. Man ängstige sich nicht: das alte und doch so variationsreiche Lied von der Scriblertorheit will ich nicht anstimmen. Dazu ist mir das Werk des Hugo von Hofmannsthal zu lieb.

Die „Elektra" *) scheint mir das klarste und reinste, das er geschaffen. Persönlich liebe ich zwar sehr die süße Musik seines „Tod des Tizian" und den perlendurchwebten, dunkelflutenden Schleier des Lebens, „Der Tor und der Tod"; nie aber schien mir Hofmannsthal reifer als in diesem Drama, dem er in seltsamer und schwerverständlicher Bescheidenheit den Namen des Sophokles beifügt. Niemand wahrt wohl die Achtung vor klassischer Schöpfung gewissenhafter wie Hofmannsthal; das Netz der kleinlichen Deuteleien von einer Verstümmelung antiker Empfindung zerstiebt vor dem kraftvollen Atem dieser erzgehämmerten und golden durchsprengten Sprache. Wohl hat er von dem sophokleischen Drama nichts gelassen, als vier Gestalten, die in gleicher Stellung auf dem Schachbrette der Entschließungen stehen und zu gleichem Ziele sich bewegen müssen; aber er hat ihre Seelen, die schon erstickt sind in den Zwischendeutungen mühsamer Übersetzungen und unwirklich geworden in dem Rauche so vieler Jahre, wieder geläutert und durchbildet. Das Antike, Griechische, das er ihnen ließ, ist die Einfachheit und Eindeutigkeit der Gefühle. Es sind primitive unbeugsame Sentimente und nicht die schwankenden, opalisierenden und sich zersetzenden des modernen Dramas. Aber ihre psychologische Deutung ist nicht in Konturen umrissen, sondern minutiös, mit intensivem Raffinement gezeichnet. Manchmal sind es seltsame und komplizierte Charakterisierungsmittel: fern hergeholte, schwer verständliche, gleichsam mit halber Stimme dazwischengesprochene, aber nie sind sie brutal und offenkundig beabsichtigte. Diese künstlerische Scheu entfremdet Hofmannsthal den vielen, versperrt ihm das Theater und verneint ihm seine Erfolge.

*) Berlin. S. Fischers Verlag 1903.

„Elektra" ist die Tragödie des Hasses. Und in unserer modernen, flüchtigen Zeit haben vielleicht nur noch zwei Dramen eine ähnlich gierige, tiefeingefressene Gewalt des Hasses: Annunzios „Traum eines Herbstmorgens" und unseres lieben Meisters Johannes Schlaf allzusehr vergessener „Meister Ölze". Elektras Haß ist wie ein Tier, das alles in sich auffrißt: Frauenhafte Empfindung, Pietät und Scham, die sanften und die klugen Gedanken; ein Wille, der nur wächst und drängt, bis er sich in Tat erlösen kann, die ihn wieder zur Menschlichkeit erhöht. Eine Frau, die von einem so namenlos großen Schicksal gebrandmarkt ist, darf freilich dem nicht mehr ähnlich sehen, was wir an hassenden Frauen am Theater zu sehen gewohnt sind. Ihren eigenen Abscheu vor sich speit sie ihrem Bruder ins Gesicht:

„Oh laß deine Augen
mich sehen. Nein, du sollst mich nicht berühren!
Tritt weg, ich schäme mich vor dir. Ich weiß nicht,
wie du mich ansiehst.
Ich bin nur mehr der Leichnam deiner Schwester,
mein armes Kind. Ich weiß, es schaudert dich
vor mir. Und war doch eines Königs Tochter.
Ich glaube, ich war schön: wenn ich die Lampe
ausblies vor meinem Spiegel, fühlte ich
mit keuschem Schauer, wie mein nackter Leib
vor Unberührtheit durch die schwüle Nacht
wie etwas Göttliches hinleuchtete.
Ich fühlte, wie der dünne Strahl des Monds
in seiner weißen Nacktheit badete
so wie in einem Weiher, und mein Haar
war solches Haar, vor dem die Männer zittern,
dies Haar, versträhnt, beschmutzt, erniedrigt, dieses!
Verstehst du's, Bruder! Diese süßen Schauer
hab' ich dem Vater opfern müssen. Meinst du,
wenn ich an meinem Leib mich freute, drangen
nicht seine Seufzer, drang sein Stöhnen nicht
bis an mein Bette. Eifersüchtig sind
die Toten: und er schickte mir den Haß,
den hohläugigen Haß als Bräutigam."

Und nichts flammt in diesem Stücke als Haß, der aus glühendsten Visionen wechselnde Farben gewinnt, innerlich aber nur schärfer und grenzenloser wird. Und schließlich in der Stunde der Erfüllung ein Jubel, der über allen Worten und Menschlichkeiten ist, ein dionysischer Mänadentanz, der aufwärts will zu den Sternen, die ihm in ihren Reigen entgegenrufen. Die anderen Gestalten sind ebenfalls nur Puppen, die ein einziges Gefühl bewegt, Gestalten, die nur einem einzigen Sinne leben. Klytämnestra ist die Angst, Ägisth

die Schwäche, Orest der Wille, Chrysotemis das warme, gesunde Lebensgefühl, das ängstlich sich an das Leben klammert. Und turmhoch überwächst sie Elektra — der Haß. Von Liebe weiß dieses Drama nichts, nur von Größe.

Viel wäre noch zu sagen. Oder eigentlich: wie wenig habe ich gesagt. Nicht einmal philologisch-peinlich die Zeilen aus Äschylus und Sophokles zusammengeklittert und gezeigt, was Hofmannsthal den Griechen verdankt. Es ist tatsächlich viel, aber es liegt nicht in Zeilen, Worten und Situationen, es fühlt sich nur in einem gewissen schwunghaften Werten der Menschen und des Lebens, in einer heimlich-sorgsamen Rundung und Härtung der Sprache. Dazu müßte man nicht nur die „Elektra" betrachten, sondern Hofmannsthal und sein Werk; für diesmal aber nur diese paar schlichten Worte der Freude, daß einer ein Drama geschrieben hat, das mir sehr lieb ist. Und das verdiente, es vielen zu werden.



# Théophile Gautier

## Ein litterarisches Porträt von René Prévôt

Das lyrische Talent, könnte man sagen, einer der perfektesten Typen, die die Litteraturgeschichte aufzuweisen hat. Ein Geist, der beschränkt zu nennen ist, auf einen schmalen Streifen menschlichen Innenlebens beschränkt, ein kleines Kügelchen im Weltall, glatt gerundet, kantenlos. Ein Freund der Katzen und der Ofenbank, für den seine Dachkammer die Welt, die Wärme seines Kachelofens deren Seele ist, der vom sozialen Treiben der kleinen Menschlein und ihrer noch kleineren Interessen nur so viel weiß, als man gerade durchs Dachfenster überblicken kann, — etwas Kaminrauch und etwas Lärm, und von den großen Ereignissen, die da sind, Revolutionen, nur was ihm die Steine und Flintenkugeln zu erzählen belieben, die seine Scheiben zertrümmern. Und dann wohl ein bitterböses Rümpfen der Nase, denn man hat seine Ruhe gestört, seine Ruhe auf der Ofenbank, meist liegend, seltener sitzend. Also ein Faulenzer! Jawohl, durch und durch, vom Scheitel bis zur Zehe. Einer der nichts tut, um dichten zu können, und dichtet, um nichts tun zu müssen, und der das eine mit dem anderen entschuldigt — und dem man beides gerne verzeiht, sogar das Dichten! Das scheint er zu wissen, der fröstelnde Ofenbankjüngling, der sich nicht scheut, zwischen die Kanonenschüsse zweier Revolutionen, mitten in den auf dem Kopf stehenden Kosmos hinein ein Buch zu schleudern, das aus einer anderen Zeit, aus einer anderen Welt zu stammen scheint, voll des Friedens stiller Kunst. Und wozu?

„Um ‚schön' zu sein", antwortet Gautier. Die Schönheit aber hört auf, sobald etwas anfängt, nützlich zu werden, denn dann beginnt die Prosa des Lebens, und dieses ist durchaus nichts als schwarzer Kaminrauch, Steine, Flintenkugeln und blöder Straßenlärm für unsern Dachkammertroglodyten.

Um ein Künstler zu sein, muß man zunächst ein Faulenzer sein. Malerei, Tonkunst, Bildhauerei, das hat alles keinen Zweck, und gerade deshalb ist es Kunst. Und so hofft er denn, daß es immer Leute geben wird, denen seine Verse mehr sagen werden als ein Fabrikschlot.

So ungefähr Gautier in groben, charakteristischen Strichen hingeworfen.

Geboren im Jahre 1811, zuerst zum Maler bestimmt, wird er durch den Kampf Hugos und der Romantiker gegen die Klassiker entflammt, wirft sich in die Litteratur und wird der Führer der Jungen bei der Theaterrauferei um den Bühnensieg Hernanis im Jahre 1830. Seine erste Dichtung „Albertus" hatte keinen Erfolg, dagegen erregten seine „litterarischen Porträts", die er in „la France litéraire" veröffentlichte, einiges Aufsehen. Schon hier empfindet man das Groteske als dominierende Note. In „la comédie de la mort": eine etwas überspannte Phantasie, aber noch immer Hugos Glaubensbekenntnis, wie er es in Cromwell niedergelegt. Nur weniger Tiefe, weniger trachten nach Tiefe, als bei dem Meister. Einen „Carnaval de Venise" nannte ein Kritiker seine buntscheckige Sprache, die in dieser Periode an Balzac erinnert. In diesem eigentümlichen Werk besucht der Dichter die Leichen und lauscht ihren Unterhaltungen mit den Würmern, — gräßliche Bilder zuweilen, Nachbildungen Hoffmanns, wie auch einige seiner späteren Novellen.

Mit den im Jahre 1852 veröffentlichten „Emaux et Camées" begründet Gautier die Schule der Parnassier, die bis in unsere Tage in Coppée, Chénier usw. Anhänger zählt, und deren Typus Théodore de Banville ist, für die der Gedanke nichts, die Geschichte Wahl des Reims und der kunstgerechte Bau des Verses alles ist.

Unter Gautiers Romanen, die ausschließlich von einer reichhaltigen, aber durch Erfahrung nicht geschulten Phantasie zeugen, ist der „Capitaine Fracasse“ sehr humorvoll, „Mademoisell Maupin“ stellenweise psychologisch fein und sehr erotisch-pikant, der „Roman de la momie“ recht unterhaltend. Seine Reisebücher: „Tra los montes“ (Spanien), „Zipzags“ (England), „Loin de Paris“ (Italien), sämtlich in den Jahren 1843—1852 veröffentlicht, gehören zu den besten, die je geschrieben worden sind.

Gautiers Lebenswerk ist lyrisch, und es gibt wenig Lyriker von solcher Produktivität. Aus der großen Zahl der von ihm gedruckten Verse kann man auf die wohl zehnfache der überhaupt entstandenen schließen, und man wird nicht zu hoch greifen, wie ein Zeitgenosse versichert. Der Grundton ist unwandelbar derselbe, mag er in jüngeren Jahren zarte Stimmungsmalerei, später Tieferes und Reiferes geschaffen haben, — über eine gewisse Grenze nach oben ist er, sind die Parnassier, von Baudelaire abgesehen, überhaupt nicht gekommen, und hat er auch nicht hinauskommen wollen.

Und gerade das macht in gewissem Sinne einen ganzen Menschen aus ihm, keine Zersplitterung, kein mißlungener Versuch, kein Hasten und Tasten nach Unerreichbarem. Gerade das, und der feine ironische Zug, machen ihn zum Sympathischsten von allen, die sein Glaubensbekenntnis in der Kunst geteilt haben.

# Die Stadt mit lichten Türmen

von S. Hoechstetter

Ich will einmal annehmen, es hätte eine der Prophetinnen, deren es heute in Deutschland und in Wien so viele gibt, die „Fabel“ dieses Buches erfahren und verarbeitet.

Der Roman würde dann unfehlbar heißen: „Eva am Scheidewege“, „Eine Jung-Frauen-Geschichte“ oder ein „Beitrag zur Psychologie des ‚Neuen Weibes‘ in der Übergangszeit“. Nach der Verbreitung dieser Werke zu schließen, muß es wirklich Menschen geben, denen solche Sachen gefallen. Tausende schrieen vor Entzücken und riefen: „Du hehres Weib“, als eine Dame im Tone der Prostituierten von einem Reinheitsideal erzählte. Tausende lesen die Schriften dieses Genres und bewundern — bewundern sie den traurigen papierenen, jedes Jugendcharmes baren Mut, einer unharmonischen Seele Nacktheit zu zeigen? Bewundern sie den — Stil dieser Werke? Bewundern sie die — Kunst dieser Prophetinnen?

Ich weiß es nicht. Ich denke mir nur, für ein ernstes, schönes, künstlerisches Frauenbuch ist die Gegenwart eine schlechte Zeit, weil sie die schauderhafteste Frauenschreiberei hervorbrachte, weil eine Namens Janitschek und andere dafür gesorgt haben, daß das Wort Schriftstellerin schon etwa klingt wie Demimonde, Zirkus und Variété.

Wenn in dieser Epoche eine vornehme Frau überhaupt noch veröffentlichen mag, so ist es Kühnheit — ist es ein kühnes und halb verwegenes Vertrauen, daß es noch irgendwo einige Menschen gibt, die sich überzeugen lassen, die Frauen der intelligenteren Art bestehen nicht nur aus Veras und Janitscheks.

Toni Schwabe besitzt dieses Vertrauen. Sie hat das Vertrauen in die Existenz von Menschen mit dem „dritten Ohr“. Sie hat das Vertrauen, daß auch leise und beseelte Worte noch Eindruck machen können.

Sie nennt ihren Roman:

‚Die Stadt mit lichten Türmen.‘

Dieser Titel wird allen neuen Weibern, Evas und Traktatliebenden, die gerne schreien, kreischen und neue Evangelien auf Lager haben, wenig Freude machen. Das bin ich so fest überzeugt, als ich glaube, es werden ein paar Menschen leben, denen dieses Wort von der Stadt mit lichten Türmen wie eine lockende Verheißung klingt, oder „wie Musik über den Wassern zur Zeit des Abends, wenn der Tag schon Erinnerung wird.“

Für die über den Roman zu schreiben, ist wohl unnötig; sie werden ihn lesen.

Dennoch ein Referat? Ja.

Denn ich denke, einigen Generalanzeiger-Kunstrichtern wird es auf ein paar gemeine Worte über einen aristokratischen Stil und ein differenziertes Seelenleben nicht ankommen. Man streitet nun zwar mit solchen Leuten nicht. Aber ich denke ferner, der Roman wird auch in deutschen Familienblättern von manchen Herren dem freundlichen „Wohlwollen“ seiner Abonnenten „empfohlen werden“ — welche schöne Formel ich neulich auf ein Buch — o, nicht von einem Anfänger, nicht von einem braven Durchschnittsschreiber, sondern von — — Helene Böhlau in der „Täglichen Rundschau“ angewandt las.

Ich empfehle die Stadt mit lichten Türmen keines Nichtkünstlers Wohlwollen, keines Künstlers Wohlwollen.

Ich sage vielmehr: Da ist erlauchte Kunst, und wenn jemand glaubt, er könne sich mit auserlesener Kunst befassen, dann nehme er dieses Buch zur Hand.

Es hat eine stille Handlung: Einer Jugendsehnsucht erste Erfüllung führt zu einem geliebten, warmen Glück. Einer Jugend schwere und tiefe Sehnsucht ließ sich von einer leichten, hellen Welle in fröhliches Land tragen. Eine Seele ging Hand in Hand mit einem Sterblichen. Sie wußte es nicht gleich, daß sie nicht in die Stadt mit lichten Türmen, sondern in ein Miethaus gezogen war.

Sie wußte es lange nicht. Dann sah sie es. Und wieder später kam der, in dessen Händen die Schlüssel zu der Sehnsuchtsstadt ruhten.

Und nun?

„Die Erwartung eines Lebens, das war wie ein schwerer Trunk aus unbeflecktem Becher". Aber hatte sie, die nun vor der Erfüllung stand, nicht das Leben schon gelebt?

O nein, das Buch von Toni Schwabe ist nicht modern. Ein Moderner wüßte so schöne Worte, diesen Konflikt zu lösen: Eine junge Künstlerin hat einen Mann geheiratet, dessen Überschwang mit der Jugend verging. Ihr Überschwang trägt die Ewigkeit in sich.

Aber der Mann, dem sie ihre Jugend gab, will nun Behagen und Mäßigung. Und er würde erschrecken und um Gnade flehen, wenn sie der Gott sein wollte, der den Sterblichen mit sich emporhebt. Er will doch so viel lieber auf einer bunten Wiese tanzen, als durch Feuer schweben. Und da ist der andere von ihrer Art, der andere mit den Torschlüsseln zu der Stadt mit lichten Türmen.

Regine weiß, was er ihr sagen will — —

Die Dichterin möge hier selbst sprechen:

„Er sah sie lange und still an. Sie verstand seine Frage. —

Das war das Sehnsuchtsbild ihrer Jugend —

Da war die Stadt mit lichten Türmen —

Zu ihr herüber schimmerten die lichten Türme der Stadt. Sie war auf einem Schiff — So leicht und sicher fuhr es der Küste zu. Fuhr über stillen, klaren Wassern mit geheimnisvollem Grund —

Fuhr entgegen dem Sehnsuchtsziel — der Stadt mit lichten Türmen.

O — sie wollte das Land betreten — heiliges Land. Sie wollte den heiligen Boden küssen und sprechen: Immer standet ihr über meiner Sehnsucht, ihr lichten Türme — Und sie wollte die goldenen Wege gehen, befreit von Leben und Schicksal —

Den Freund würde sie haben — die Seele, die der ihren gleich ist.

Wie denn? Was war es, das sie stumm machte zu dem Wort, das alle Erlösung barg? —

Der Duft von blassen, weißen Rosen — verwitterte Grabsteine, über die der Wind die Gräser weht — ein Wort von Ewigkeit — —

Unter ihr sank das Schiff.

Die lichten Türme verblaßten —

Auf den Grund des stillen, klaren Wassers sank sie, auf den geheimnisvollen Grund, den nur die Ertrunkenen kennen — —

Die Erinnerung hatte sie niedergezogen. Das Leben, das sie gelebt hatte, und von dem sie sich nie befreien konnte.

Sie sagte noch einmal: „Sie werden gehen und noch den Freund finden."

„Ich werde gehen."

Der Mann, den sie gehen ließ, war ein Künstler. Er hatte ein Lied geschrieben — ein Königslied. Regine kennt es:

> Ich bin in Not!
> Ich, euer König, bin in tiefster Not —
> ich gehe durch mein Herrscherreich und bitte:
> Was gibst mir du?
> Du teiltest meinen Überfluß!
>
> „Ich gebe dir mein bestes Feierkleid,
> ich weigre dir nicht meinen Händedruck."
>
> Da war ein Tag — weißt du ihn noch?
> In deinem Herzen flammten Heldentaten,
> in deinem Sehnen lag die Ewigkeit —
> Das alles gabst du mir! —
> Ich bin der König! Königspflicht
> ist, alles nur zu nehmen oder nichts.
>
> Ich bin in Not!
> Ich, euer König, bin in tiefster Not —
> ich gehe durch mein Herrscherreich und bitte:
> Was gibst mir du?
> Dir trug ich treuen Sinn!
>
> „Ich gebe dir den besten Becher Wein,
> ich weigre dir nicht Ruhestatt am Herd."
>
> Da war ein Tag — weißt du ihn noch? —
> Du wolltest mit mir ziehn, die Welt erobern,
> und wolltest ohne Ruhm, mein ärmster Sklave,
> zu meinen Füßen ruhn.
> Ich bin der König! Königspflicht
> ist, alles nur zu nehmen oder nichts.

Ich bin in Not!
Ich, euer König, bin in tiefster Not —
ich gehe durch mein Herrscherreich und bitte:
Was gibst mir du?
Dich habe ich geliebt!

„Du sollst von allen mir der Liebste sein,
ich weigre dir zum Kusse nicht den Mund."

Es war ein Tag, weißt du ihn noch? —
Da gabst du Heimat mir und Seligkeit,
du gabst mir deinen ganzen holden Leib
und gabst mir dich so restlos wie dem Tod.
Ich bin der König! Königspflicht
ist, alles nur zu nehmen oder nichts.

Ich bin in Not!
Ich, euer König, bin in tiefster Not —
ich fliehe an des Schweigens Strand und
sterbe."

Regine weiß: „nur ein Künstler, der sich mit seinesgleichen verbindet, hat die Kraft, das Fest des Lebens bis zu seinem Tode zu feiern."

Sie aber läßt ihn von sich gehen. Weil sie resigniert, weil sie mutlos ist, weil sie nicht mehr Kraft genug hätte, alles von sich zu werfen?

O nein — weil sie nicht an die Lüge von dem Leben, durch das man mit geschlossenen Augen geht, glaubt.

Weil sie weiß, eine Jugend, eine Liebe, die nicht heiligster Ernst war, so heiliger Ernst, daß sie ein unzerreißliches Band ist, die würde zur Scham und zum Unverzeihlichsten.

Die Stadt mit lichten Türmen hat keine Tendenz. Aber sie hat ein Ethos, das ich in die Herzen kommender Generationen wünschte. Sie hat Worte von frühlingstrunkener Süße und der schweren Reife der Seele, die den „törichten Mut besaß, der einem hohen Ziel zu Liebe alles von sich stößt, worauf das Begehren der Vielen gerichtet ist."

Sie hat Worte, die zu dem namenlosen Lächeln werden, das aus eines Liebenden Auge kommen kann.

Dieses Buch hat noch mehr.

Es ist nicht nur von einem vornehmen Menschen geschrieben, es ist das Dokument einer neuen Kunstform. — Ich schreibe diese Worte in vollkommenem Bewußtsein der voraussichtlichen Tatsache, daß die verschiedenen Kunstpäpste über dieses Werk nicht mehr als fünf Zeilen bringen werden. Ich glaube auch, selbst wenn der Roman tausend Leser fände, könnte es möglich sein, keiner von ihnen dächte mehr dabei, als daß er ein feines und anmutiges Buch ist.

Ich verwahre mich auch höflichst dagegen, das „Entdecken" probieren zu wollen, denn das „Entdecken" prrobieren zu wollen, denn erstens bin ich nicht der Kunstwart und zweitens fehlen mir Trommel und Posaune. Thomas Mann, auch Oskar Wilde, Jakob Wassermann geben in demselben Sinn wie Toni Schwabe neue Kunst. Jens Peter Jacobsen hat sie gegeben. Ich werde mich noch präziser ausdrücken: diese neue Kunst beseelt den Alltag und alle seine Dinge.

So baut Toni Schwabe ihre Stadt mit lichten Türmen. Worin liegt das Geheimnis dieser Art?

Es ist der Schöpfungsakt einer Liebe, die hinter jedem Busch das Lachen Pans hört, die in jedem Kleinsten das Mysterium des Lebens ahnt, und die, wenn ihr schon ein Signum gegeben werden sollte, des Überschwanges Seligkeitsverkünderin genannt werden könnte. — Nichts von der engen Liebe zu Haus und Hof und eingeborener Heimat, nichts von Heimatkunst. Es ist die Liebe, die Besitz ergreift, die das Geliebte erst schafft. Es ist die Liebe, die Berge versetzt und den Sommerwind zu einem Lächeln macht. Es ist die Erdenliebe, die durch das Wort ging: „Nunmehr lieb' ich jedes Schicksal."

Es ist Kunst.

Es ist eine Kunst, um die eine starke und ästhetische Sinnlichkeit, eine glühende Phantasie, ein kaltes Herz und ein großes Intellekt, Gabriele d'Annunzio, vergeblich ringen.

Notwendig muß sich diese Kunst ihre Form schaffen. Ihr Inhalt hat keine „Sensationen". In Toni Schwabes erstem Roman (Die Hochzeit der Esther Franzenius, 1902 bei Albert Langen) suchten zwei Menschen den Tod im Meer. Wichtiger war es der Dichterin, daß zwei Menschen einmal in die Stille eines Abends hinein dachten: In einem Augenblick kann mehr Ewigkeit liegen, als in der Unsterblichkeit. — In der Stadt mit lichten Türmen finden sich zwei Menschen, die sich lange gesucht.

Wichtiger ist es der Dichterin, als alle Fragen nach ehrlicher Lösung, daß für Regine eine Stunde war, da sie — sie allein — Unvergeßliches mit einem anderen erlebte.

Die neue Form solcher Kunst wird ihrer Inhaltswertung entsprechend sein.

Wie sie jedes sensationell Frappierende einer Handlung ausschließt, muß sie auch jede Plötzlichkeit des Aufbaues verwerfen.

Unter dem Gesichtswinkel des Menschen, um den sich die Welt aufbaut, entsteht das Weltbild. Erzählt ist nichts. Es ist ein stetes, impulsives, unvermitteltes Erleben. Nicht gruppiertes, dramatisch gesteigertes Erleben mit Re-

flexionen oder gar Voraussagungen gemischt, sondern das Erleben, wie es der Tag bringt.

Es ist das Leben des Nicht-Allwissenden, des nicht über seiner Gegenwart Stehenden — das Leben des Menschen.

Diese Form, die ernsteste und strengste des Romans, durchzuführen (ich erinnere an Pan von Knut Hamsun, wo Hamsuns Persönlichkeit das Problem löste), ist etwas schwerer, als die Figuren auf ein Schachbrett zu stellen und als Intelligenz darüber zu walten. Dieses Schritt für Schritt Miterleben einer Entwickelung sowohl als eines Schicksals erfordert eine Kraft, die etwas stärker sein muß, als die des Chronisten und Dramatikers.

Diese Form durchzuführen, bis ein Kunstwerk, das in seiner Art ohne Tadel ist, daraus wird, verlangt einen anderen Intelligenzaufwand, als die Historien von zehn Familien zu fixieren. Nur der Künstler, der selbst um eine persönliche Form ringt, kann das mitwissen und kann es ganz verstehen, wie sich in der Stadt mit lichten Türmen eine Persönlichkeit ihre persönliche Kunstform geschaffen hat.

Daß in unserer Zeit, die ein Buch um so lieber liest, als es leicht und amüsant ist, diese Kunst, die sogar darauf verzichtet, dem Leser einen unterhaltenden Stoff oder eine wertgeschätzte Zeitfrage zu bieten, wenig Verstehende finden kann, ist sicher. Um so weniger denke ich, es sei nicht nötig gewesen, auf Toni Schwabes neuen Roman hinzuweisen.

Denn vom Guten zu schweigen, ist eine Schmeichelei für das Geringe.

Aber noch einmal, ich empfehle die Stadt mit lichten Türmen niemandes Wohlwollen. An ein Kunstwerk herantreten zu dürfen, setzt eine ehrfürchtige Seele voraus.



# Arthur Schnitzlers Lebenskunst

Von A. Halbert-Charlottenburg

Kampf ist Leben und Leben ist Kampf. Und „doch ist Leben des Lebens höchstes Gut." Vielleicht eben darum, meint der Lebensbejaher Arthur Schnitzler.

Wollen, Wünschen, Werden; Kraft, Wille, Sehnsucht füllen unsere Seele aus — und unser Leben.

Drum das Leben nehmen, wo man es findet, und wie es einem in den Weg kommt. Das Leben lieben, lehrt uns Schnitzler in allen seinen Werken — trotz allem Lug und Trug, der es beherrscht.

Wissen, daß die Menschen nicht immer wahr sind — wissen, daß wir selber nicht allzu wahr sind, nicht allzu peinlich die Lüge meiden — ahnen, daß wir betrogen werden und doch leben, die Augen und die Herzen offen halten — das Leben und die Kraft und die Liebe einströmen lassen in vollen Zügen, alles wie es ist, nicht wie es sein soll.

Das ist der Weisheit erster Grund; das ist der Weisheit letzter Schluß.

Das Leben bejahen und glücklich sein — so lange man kann; die Enttäuschungen kommen noch immer früh genug.

Nicht weich sein — nur weise —: immer weise. Nicht träumen, nicht in Erinnerung versinken, nicht nach rückwärts schauen — immer vorwärts, nur geradeaus.

Auch nicht die Zukunft erforschen wollen: Es kommt ja doch, wie es kommen soll — kommen muß.

Wer bedingt dieses „Muß?"

Hm! Das heißt zu Deutsch: grübeln; weg damit! Freuet euch des Lebens . . . fühlt, empfindet, lachet, lebet, nur seufzet nicht: Es hilft ja doch nicht . . .

Ob deine Frau dir treu ist oder nur Treue heuchelt? Frage nicht so, du Allerweltstor! Liebe hat mit Treue nichts zu schaffen. Küsse dein Weib und werde glücklich. Umarme sie und lebe. Ob sie hinter deinem Rücken einem gelockten Jüngling das Haar streichelt — du bist wohl nicht recht gescheit! Warum soll, warum darf sie es nicht tun, wenn sie dir Genüge leistet . . . Es gibt „weite" Herzen . . . Du bist vielleicht einer von denen . . . Sei vernünftig — und dein Weib ist „die Frau des Weisen."

Und du Weib, wenn du deinen „Schleier" vergißt, wenn du tief fühlst und empfindest und vor deinem Tier-Weib-Instinkt keine Ruhe hast — du bist tragisch — „Beatrice"!

Doch — das Leben darf nicht leer sein!

„Leutnant Gustel" findet sonst keinen Anhaltspunkt, warum er weiter leben soll. Man muß „ein Kerl" sein, um weiter zu leben.

Es erfüllen mit Arbeit und Liebe.

Vor allen Dingen nicht sentimental sein. Das ist zu tief für unsere leichtlebige Welt. Merke es dir, Meisterin: Lerne unterscheiden zwischen Liebe und „Liebelei“. Und wenn du eine tiefe Seele hast — wirst du leiden.

Tiefe Naturen leiden immer . . . Darum wolle nicht verstanden werden, suche du zu verstehen; nimm dir an Mizi Schlager, deiner Freundin, ein Beispiel.

Recht flott und tugendhaft und — weise.

So sind die Männer, so die Weiber, so: die Welt.

Geb dich nicht als „Freiwild“ hin; du sinkst dann in anderer Achtung. Ja noch schlimmer: Wenn du tief bist, verlierst du auch die Achtung vor dir selber.

Und das ist schlimm! Das Schlimmste alles Schlimmen.

Sei du — sei ein Selbst. Kein „Vermächtnis“.

Wenn du ein Kind hast, sei ihm eine Mutter: Kämpfe und lebe. Versinke nicht: Weder in Pietät noch in Erinnerung. Beides ist gleich schädlich. Die Menschen glauben es dir ja doch nicht. Sie sind hartherzig. Und wenn schon — bedauern, bemitleiden sie dich — — das ist bös! Das heißt: Sinken — den Kampf, somit das Leben aufgeben. — — — — — — — — — — — — — —

Wie ein roter Faden geht durch das ganze Schaffen Schnitzlers diese Kampffreudigkeit, diese Lebensbejahung.

Seufzen ist ihm ein Zeichen des Leidens, und Leid ein Symptom der Schwäche.

Nicht niederdrücken lassen und vor allem sich nicht ducken.

Aufrecht gehen! Immer aufrecht!

# Heinrich Hart, der Plauderer

Um Mißdeutungen bei der interessierten Stelle von vornherein vorzubeugen, bemerke ich: Mit den nachfolgenden Ausführungen will ich nicht wie ein Schuljunge, der dem Lehrer, dessen Prügelstock er eben entronnen ist, hinterher die Zunge weist, Herrn Heinrich Hart, der mir einmal so etwas wie ein väterlicher Freund war, nun, wo ich meinen eigenen Weg gefunden zu haben glaube, zum Abschied etwas anhängen. Ich denke aber auch nicht daran, deshalb, weil er mir persönlich nahe stand, einen Protest gegen seine jüngste litterarische Betätigung zu unterdrücken. Im Gegenteil! Gerade meine persönlichen Beziehungen zu Heinrich Hart, in dem ich zu Beginn meiner litterarischen Laufbahn meinen Lehrmeister und Berater sah, veranlassen mich, die Art, in der er heute die Mentorstellung, die er seit mehr als zwei Jahrzehnten jungen schriftstellerischen Talenten gegenüber einnimmt, in die Öffentlichkeit rückt, einer besonders scharfen und nachdrücklichen Kritik zu unterziehen.

Ich habe diese Einleitung für notwendig erachtet, weil es mir passiert ist, daß gelegentliche in Zeitschriften wie auch in Privatbriefen enthaltene Ausfälle gegen die Gegensatz-Überwindungs-Philosophie Julius Harts und gegen die aus dem Geleise geratene „Neue Gemeinschaft“, an deren Spitze die beiden Brüder stehen, von den Betroffenen als Undankbarkeit, Gehässigkeit und Treulosigkeit meinerseits bezeichnet wurden. Besonders wurde es mir verübelt, daß ich, wer weiß wann und wo, die, die es unternahmen, als „Neue Gemeinschaft“ sich zu einem „Leben in Kunst“ in einem Familienpensionat zusammenzufinden, als „Lebensdilettanten“ zu bezeichnen wagte. Eine Ketzerriecherei, die meinen Ausdruck nur bestätigen kann.

Also nochmals: irgendwelche Gründe privater Natur sind es nicht, die mich drängen, gegen Heinrich Hart vorzugehen, sondern lediglich der Zorn ist es darüber, daß ich einen Baumeister an dem Gerüst rütteln zu sehen meine, das er selbst aufrichtete.

Nun zur Sache: Heinrich Hart ließ kürzlich im „Tag“ eine Artikelserie erscheinen mit der Überschrift: „Die Litteratur-Bewegung von 1880 bis 1900. Nach persönlichen Erlebnissen.“ Es ist aber eine altbekannte Erscheinung: Wer über eine Sache persönliche Erinnerungen schreibt, ist mit dieser Sache innerlich fertig. (Ich werde demnächst mit persönlichen Erinnerungen über die „Neue Gemeinschaft“ hervortreten.) Wer von dieser Binsenweisheit, daß man Rückblicke nur auf überwundene Zeiten wirft, nicht von selbst überzeugt ist, lese die betreffenden Artikel Heinrich Harts.

Wir sind gewohnt, uns mit den Namen Heinrich und Julius Hart die tapferen kritischen Waffengänge verknüpft zu denken, in denen vor zwanzig Jahren die neue Dichtung, das neue künstlerische Empfinden, die neue ästhetische Kultur um ihre Entstehung kämpften. Wir wissen, daß sich in jener Zeit der neuen Renaissance-Wehen um die beiden Harts der ganze Kreis all derer konzentrierte, deren künstlerische Bekenntnisse unse-

ren Tagen ihr bleibendes Gesicht geben; und wir waren bisher der Überzeugung, daß dem Brüderpaar, in deren Rufen nach Mitstreitern damals das ekstatische, brünstige Feuer derer glühte, die sich als Zeitgestalter fühlen, ihr Kampfgeschrei keine kindliche Tändelei, kein Ballspiel mit prunkenden Worten war, sondern der heilige Eifer, die Abgeschmacktheiten der sechziger und siebziger Jahre mit dem Ernste begeisterter Jugend fortzuräumen und den Weg freizumachen für die lebenskeuchenden Seelen, die nachdrängten.

Wenn freilich die im Plauderton gehaltenen „Tag"-Artikel die Stimmung, die die Führer jener Geistesbewegung beseelte, wahrhaft wiederspiegeln, dann hat sich die Welt in den Brüdern Hart gründlich getäuscht; — noch schärfer: dann haben die Brüder Hart die Welt gründlich getäuscht. Gottlob darf man ja annehmen, daß das nicht der Fall war. Damals waren die Harts noch die Draufgänger, für die sie naive Gemüter hier und da heute noch halten. Damals war ihnen die Sache, für die sie stritten, noch groß und heilig. Denn so gute Schauspieler können sie nicht gewesen sein, daß der Ton, der durch ihre ersten Zeitschriften zittert, nur markiert gewesen sein könnte. Und das frivole „über"-der-Situation-stehen, das uns in den Artikeln glauben gemacht werden soll, wird wohl auch nur eine Einbildung sein, die der Verfasser durch die Brille des gewitzten alten Kritikers leibhaft zu sehen meint. Die Dehmel, Przybyczewsky, Conradi usw. werden ja wohl auch nicht so kurzsichtig gewesen sein, Leuten zu folgen, die mit ironischer Überlegenheit den werdenden jungen Geistern Wippchen vormachten.

Der spöttelnde Bierphilisterton, in dem die erkünstelte Versöhnlichkeit gegen persönliche Gegner wie Bleibtreu ebenso peinlich berührt, wie die gutmütige Geringachtung Hermann Conradis, mag für genügsame Bürgerstanten aus dem Berliner Tiergartenviertel ganz unterhaltsam sein; für jemand, der aus Heinrich Harts persönlichen Bekenntnissen neuen Zündstoff für künftige Glutzeiten zu gewinnen hofft, wirkt er abstoßend.

Himmel! Einen Conradi hatten diese Leute in ihrer Mitte! Und was hören wir von ihm? — Daß er launenhaft war und Nücken hatte, in denen nach Heinrich Harts Schilderung noch nicht einmal ein irgendwie charakteristischer Zug zu erkennen ist; — und daß er zu einer Gedichtanthologie der damals Jüngsten ein Vorwort schrieb — es wird eine kraftvolle, überschwänglich-hoffnungstrunkene Stelle daraus wiedergegeben —, von dem nichts weiter gesagt wird, als daß es dem Sinn nach einfach aus den Hartschen Zeitschriften und kritischen Waffengängen übernommen gewesen sei: „Wilder, dringender, aber auch wortdröhnender und schwülstiger". — Lies „Die Suchenden" von Johannes Schlaf, lieber Heinrich Hart! — Da findest du eine Charakteristik Conradis, dieses wundervollen Grobians mit dem zitternden Weh hinter den malitiösen Blicken! — So wie der „Loki" in den „Suchenden" — so muß Conradis Persönlichkeit gewesen sein! — Und so setzt man solchem Manne ein Denkmal! — Aber man schreibt nicht über ihn wie ein Oberlehrer, der Tertianer-Aufsätze korrigiert! —

Heinrich Hart macht in seiner Arbeit mächtige Sprünge: Holz, Schlaf, Dehmel, Bleibtreu — von jedem mal einen Teelöffel voll. Von Scheerbart hören wir in Heinrich Harts persönlichen Erinnerungen an die Litteratur-Bewegung von 1880—1900 kein Sterbenswörtchen!! — Bölsche und Wille natürlich kriegen einen ganzen Artikel für sich. Wie's gerade kommt — bald so, bald so! Ein solches Verfahren fordert denn doch zum allerschärfsten, allerleidenschaftlichsten Protest heraus.

Aber noch eins! Wer beschreibt denn diese witzigen, weinstubenseligen, banausischen „persönlichen Erlebnisse"? — Heinrich Hart beschreibt sie; Heinrich Hart, der große Lebensbejaher, der genießensfreudige Welteinheitsapostel, der neue Gemeinschaften begründet und neue Religionen, der die Menschheit neuen Seligkeiten zuführen will und neuen Ländern, wo Milch und Honig fließt. Heinrich Hart, der Mentor und Führer der jungdeutschen Dichter, die ihn bitten: Zeige uns den Weg, der hinaufführt zum Parnaß. Laß uns teilhaben an euren Herrlichkeiten! — Es ist derselbe, der neulich seine Leser durch lustige Feuilletons amüsierte über „unaufgeführte Dramen", in denen er Stellen aus Briefen abdruckte, die ihm Jünglinge schrieben, die naiv genug sind, an ihre Zukunft zu glauben. Ei, wie lachen da die freundlichen Tanten in Berlin W.! Er ist es, von dessen Kritiken man erwartet und verlangt, daß er das Schlechte geiselt und die Wege zeigt, die hinaufführen zu echter Kunst. Früher fand man auch wohl in seinen Kritiken, was man suchte. Aber jetzt? — Geistreichelnde Bonmots, armselige Tändeleien, scherzhaftes Sich-selbst-komisch-nehmen! Dieser Heinrich Hart beschreibt die „persönlichen Erlebnisse"!

Ach du meine Güte! — Jetzt wissen wirs doch, was dazumalen los war, daß von den Dichtern, die wir heute lieben und verehren, dieser eine rote Nase und jener einen runden Bauch hatte; daß ihm „Würzburger Bräu" öfters Skandal war, und daß Münster eine Stadt in Westfalen ist, in der sich die Leute um 70 rum sehr freuten, und in der Heinrich Hart seine ersten

Eindrücke empfing, die ihn später dazu in den Stand setzten, seine persönlichen Erlebnisse unterhaltungsbedürftigen Seelen zum Frühstück vorzusetzen.

Diese Artikelei bedeutet die Bescheinigung des Bankerotts der Brüder Hart und zugleich des Bankerotts des ganzen Bejahungsrummels, der von ihnen in Szene gesetzt ist. Die Harts sind der Gegenbeweis ihrer Lehren. Sie sind skeptisch geworden gegen alles, was sie unternahmen und gegen sich selbst, wenn sie es auch bestreiten. Uns aber, die wir Skeptiker sind mit Bewußtsein und Willen, uns kann das Fiasko der Harts gerade recht sein. Die Kunst, der wir jetzt entgegengehen, wird herauswachsen aus der radikalsten Skepsis, aus der fatalistischen Verzweiflung an allem Irdischen. Es wird eine Kunst sein, die ihre Nahrung aus anderen Welten und aus dem zieht, was über dem Leben steht, eine Kunst, die in Paul Scheerbart schon heute ihren Ausdruck findet. — Mehr werden folgen.

Die Harts mögen ihre Weltbeglückung getrost fortsetzen. Die lockt keinen Hund mehr hinterm Ofen hervor. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So. Vielleicht hab ich etwas kräftig vom Leder gezogen. Tut nichts. Das Gewitter mußte sich entladen. Es lag mir lange genug in den Knochen. Erich Mühsam.

## Liebeslied

Nun hat der Tag in dunkle Seide
sein Haupt gehüllt und schläft auf weichem Pfühl.
Besät mit funkelndem Geschmeide
träumt über ihm ein Sternbild still und kühl.

Durch dichte Hecken geht ein Regen
und jede Blüte will vor Stolz erglühn,
daß unter ihres Atems Segen
zwei jungen Menschen süße Stunden blühn;

Zwei Menschen, die so rauschvergessen
um Glanz und Glück aus tiefster Seele flehn,
sich müde in die Dornen pressen
und unter Rosen jauchzend auferstehn.

Max Prels, Wien.

## Abend

Noch säumt die Nacht mit ihrem dunklen Wehen,
weil sie des Tages letzter Lärm umtönt;
noch hat sie nicht mit blassem Sternenleben
zu stolzer Mutterweihe sich gekrönt.

Und in den Gassen geht der Friede leise
und reicht nach rechts und links die sanfte Hand,
und weiß für jeden eine liebe Weise
für jeden ein erträumtes Heimatland.

Und alle werden weise und besonnen,
die engsten Wege werden weit und breit,
und alle Sehnsucht ruht und ist umsponnen
vom Abendrauch, vom Schleiergarn der Zeit.

Max Prels, Wien.

## Herbstabend

Herbstwälder, die in tiefen Schlummer sanken —
geneigte Wipfel über müden Teichen,
darin des Abends letzte Lichter schwanken
und sich zum Todestanz die Hände reichen . . .

Aus welken Blättern laß uns Kränze winden
und so gekrönt der Nacht entgegengehen;
bald wird ein Wind aus fremden Tälern wehen
und eine stumme Schönheit nicht mehr finden.

Alfred von Lieber.

## Ave Maria

Ave Maria, heilige Frau,
segne du Anfang und Ende.
Breite du hoch aus dem Himmelsblau
segnende, segnende Hände.
Ave Maria! Ave Maria!

Hoch von der Höhe himmlischer Lust,
heiliger himmlischer Lieder,
neige dich, du, dein Kind an der Brust,
neige dich, neige dich nieder.
Ave Maria! Ave Maria!

Beten wir kniend in weinender Wacht
deinen hochheiligen Namen,
höre uns, du, in Dunkel und Nacht,
höre uns, höre uns! Amen.
Ave Maria! Ave Maria!

Karl Manfred Ryber.






# Die Halb-Alten („Les Demi-Vieilles")

Roman von Yvette Guilbert (Einzig autorisierte Ausgabe) Deutsch von Ludwig Wechsler

(16. Fortsetzung.)

Seit zwei Wochen befindet sich Esther auf der Reise und jeden Tag schreibt sie zwölf bis fünfzehn Seiten lange Briefe, die sie aber nicht abschickt. Es bedeutet eine unsägliche Erleichterung für ihr Herz und ihren Geist, daß sie ihren Schmerz, ihre Liebe Tag für Tag diesen Papierblättern anvertrauen kann, die sie sorgfältig verwahrt und immer wieder durchliest, wodurch sie eine genaue Kenntnis des barometrischen Standes ihres Herzens erhält.

Nein, nichts, weder Kummer, noch Thränen werden dieses Herz verhindern können, in Liebe zu pochen! Nichts wird die Liebe daraus ausrotten können ... Dabei ist die arme Frau gar nicht verwöhnt, sie hat seit ihrer Abreise von Paris nur einige flüchtige Zeilen von Maurice erhalten, und ihrer aufreibenden Arbeit, ihren täglichen Anstrengungen hat sie es zu danken, daß sie sich mit einer gewissen Resignation in ihr Schicksal findet.

Um keinen Preis der Welt würde sie Roval die endlosen Ergüsse ihres Herzens senden, sondern beschränkt sich auf kurze, notdürftige Nachrichten; sie weiß, daß er jene nicht lesen und in ihnen nur die Wiederholung dessen finden würde, was er schon bis zum Ueberdruß vernommen; so befolgt sie denn seine Zurückhaltung, fühlt sich aber unglücklich darob, daß sie ihm so wenig sagt, fürchtet gleichzeitig, daß sie zuviel gesagt, denn sie will es so weit bringen, daß er sich ihrer Abwesenheit bewußt, ob seiner Einsamkeit stutzig wird. Wollte sie lange Briefe an ihn abgehen lassen, so könnten diese ihre Gegenwart möglicherweise ersetzen, während sie, wenn sie sich den Anschein giebt, als wäre er ihr gewissermaßen gleichgiltig geworden, ihn möglicherweise in Erstaunen setzen und — wer weiß, wessen die Gewohnheit fähig ist — veranlassen würde, zu ihr zurückzukehren ...

Seit den zwei Wochen ihrer Trennung hat sie sich an den Gedanken an einen möglichen Verrat mit Rosa Rosette gewöhnt; doch kann sie diese flüchtige Aufwallung nicht ernst nehmen. Eine solche ist für niemanden von Bedeutung. Es handelt sich da höchstens um ein augenblickliches Verlangen und um nichts weiter. Rosa Rosette ist durchaus nicht die Person, die sie ernstlich zu fürchten hat; ja, wäre sie nicht nur schön und jung, sondern auch interessant und intelligent, — dann freilich könnte sie den Kampf mit ihr nicht aufnehmen, dann freilich wäre es um sie geschehen ... Maurice, dem es in der Liebe nur um moralische Vorteile zu thun war, begehrte auch bei dieser niedlichen Puppe nur sinnliche Anregung; durch Vorwürfe und Vorstellungen wäre nichts verhindert oder besser gemacht worden, und so war es jedenfalls klüger, die Augen zuzudrücken, den kleinen Schmerz zu ertragen und thunlichst zu überwinden.

Wenn sich Maurice verzettelte, so war das ein Nachteil für ihn; doch wenn er sie verließ, so war das ein Nachteil für sie, und nur das allein flößte ihr Furcht ein. Dies wollte sie vor allem verzögern, wenn schon nicht ganz verhindern, denn sie wußte sehr gut, daß diese Beziehungen nicht ewig währen würden, und trotzdem sie die Nutzlosigkeit ihrer Zähigkeit deutlich erkannte, gab sie die Hoffnung nicht auf, daß es ihr gelingen werde, ihren Geliebten noch lange in der Meinung zu erhalten, daß er sie liebe, und die Erkaltung seiner Gefühle

vor ihm selbst zu verhüllen. Ihre Liebe wird ihr schon ein Mittel an die Hand geben, um sich in den Augen des geliebten Mannes mit einem neuerlichen Glorienschein zu umgeben und seine Liebeswerbung in eine andere Richtung zu lenken. Durch Liebe hatte sie ihn verloren, durch Geschicklichkeit wird sie ihn zurückerobern. Ihr Plan war entworfen, und da ihr Glück den Einsatz bildete, so würde es ihr auch an der erforderlichen Willenskraft nicht mangeln.

Sie hatte den Mann verloren, weil seine Liebe erkaltet war; doch die Künstlerin wird seine Liebe neu anfachen.

Seit zwei Wochen weilte sie fern von Paris.

Seit fünf Tagen spielte sie in Mailand im Manzoni-Theater; das Publikum war begeistert, und Esther Renot, die man allabendlich auf dem San-Fedele-Platze erkannte, wurde von einer ganzen Schar Bewunderer nach dem Corso Vittorio Emanuele begleitet, wo sie im Hotel de la Ville wohnte.

Esther besichtigte die Stadt und natürlich auch die Kathedrale, deren Umrisse sich gar zu weiß von dem Blau des Himmels abzuheben schienen. Ihre mit peinlich genauer und kunstvoller Arbeit bedeckten, durchbrochenen, schlanken, zahlreichen Pfeiler und Türmchen ragten ewig neu und ohne eine Spur von Patina in die Lüfte und verliehen dem ungeheuren Bau das Aussehen eines aus weißem Kristallzucker angefertigten Riesenspielzeuges. Sie besichtigte das Museum Poldi-Pezzoli, die Brera, die Akademie der schönen Künste, in deren geräumigem Hofraum sich eine herrliche Statue Canovas erhebt, die Napoleon I. nackt und mit der Krone auf dem Kopfe darstellt, als wäre er ein Gott oder ein römischer Kaiser gewesen.

In einem der als Meisterwerke gerühmten Säle berauschten sih ihre Augen an dem Anblick der Werke Tizians, an einem wunderherrlichen Christuskopf von Leonardo da Vinci, an einem Jungfrauenbilde Raphaels, an dem Abendmahle von Rubens und noch vielen anderen Herrlichkeiten, darunter auch einer meisterhaften Darstellung der Frömmigkeit von Mantegna.

Man riet ihr, auch die Kirche Santa Maria delle Grazia zu besuchen, die aus dem XV. Jahrhundert stammt und die herrlichen Fresken Leonardo da Vincis enthält, deren Farben und Zeichnungen durch die Feuchtigkeit teilweise zerstört worden sind.

Als sie in das ehemalige Refektorium des früheren Klosters trat, fand sie bereits eine aus acht Mitgliedern bestehende englische Familie dort, die sich auf acht Stühlen, die ihrerseits Sehenswürdigkeiten sind, im Kreise niedergelassen hatten.

Männer und Frauen tauschten ihre Eindrücke flüsternd und ehrfurchtsvoll unter einander aus; ob dies aus instinktiver Religiosität angesichts eines schönen Kunstwerkes oder aber deshalb geschah, weil der Vorwurf des Gemäldes einen so gewaltigen Eindruck auf alle machte, bleibt dahingestellt; Thatsache ist, daß man sich in Museen mit gedämpfter Stimme unterhält, als befände man sich an geheiligter Stätte. Es ist das eine Huldigung, die der Schönheit dargebracht wird.

Esther besuchte die Kirche Sant' Ambrogio und San Lorenzo, das älteste Gotteshaus in Mailand, und ebenso den herrlichen Friedhof, der ein ganzes Museum der Bildhauerkunst zu nennen ist.

Inmitten des herrlichsten Pflanzenwuchses erhebt sich das Krematorium zur Verbrennung der Leichen. Der Thürsteher fordert zum Eintreten auf und erklärt in kurzen Lapidarsätzen, wie sie abgestumpften Reiseführern eigen ist, untermengt mit originellen französisch-italienischen Brocken, das System des Verbrennens . . . das Eindringen des Feuers: „Mit oder ohne Kleider . . . mit oder ohne Sarg" . . . ganz wie es die Familie wünscht . . . dreihundert Franken für die Reichen, sechzig für die Armen . . . Die Verbrennung erfolgt nach verschiedenen Klassen . . . Bei dem alten Ofen währte es zwei Stunden, bis man verbrannt war . . . bei dem neuen ist das in vierzig Minuten besorgt . . . und er öffnet und schließt die großen eisernen Thüren . . . daß es unheimlich anzuhören ist . . . und erklärt, daß die Flammenzungen aus dem Hintergrunde kommen und zuweilen zehn Meter lang sind . . .

Momentan ist der Ofen kaum lauwarm ... doch kann die Hitze beliebig gesteigert werden ... Da kommt der Heizer gerade ... Der Heizer des Todes ... und der ruß- und staubbedeckte kleine Mann macht den Eindruck des Teufels auf sie, der in dieser greifbaren Hölle zu Hause ist. Schreckerfüllt, mit eiskalten Händen und Füßen, verläßt Esther das äußerlich so friedliche Häuschen, die Vernichtungsstätte menschlicher Gebeine.

Sie begiebt sich von hier an die Umfriedungsmauer des Friedhofes, um die Galerien zu besichtigen, die sich längs derselben hinziehen.

Diese Galerien bilden eine Spezialität Italiens; ihre Wände sind von oben bis unten mit Sterbetafeln bedeckt, die den Anschein erwecken, als wäre das Ganze ein großer Schrank mit zahllosen Fächern, deren jedes mit Leichen gefüllt ist.

Stellenweise unterbrechen einige Grabdenkmäler die Eintönigkeit der flachen Inschriften, Büsten oder Gruppen, deren in Marmor ausgeführte lebensgroße Figuren in den verschiedensten Modetrachten trauern. Einige besorgen das in der ungeheuren Krinoline des Kaiserreiches, andere sind mit langen Beinkleidern versehen und halten in den ausgestreckten Armen ein kleines Kind in kurzem Kleidchen, während die Beine bis zum Knöchel in winzigen Höschen stecken, deren Stickerei in dem spröden Material sorgfältig wiedergegeben ist. Das Kind streut Marmorblumen auf das Grab der Dahingeschiedenen ...

Weiterhin hält ein Marmorgreis einen ohnmächtigen jungen Mann in seinen Armen; der junge Mann stützt sich mit einer Hand schmerzerfüllt auf die Schulter seines Vaters, mit der anderen drückt er ein zerknittertes Taschentuch an die Augen.

Esther muß lächeln, da sie sieht, mit welch naiver Sorgfalt die Falten des steinernen Taschentuchs und die Gummizüge an den Schuhen der Männer ausgeführt sind ... Im Garten trifft sie zwei Nonnen an, die mit einer brennenden Laterne längs der Gräber dahinschreiten und beten ...

Die Schauspielerin begegnet auch einem französischen Ehepaar, das gleich ihr die berühmte Begräbnisstätte aufgesucht hat, und die junge Frau sagt ganz laut zu ihrem Gatten: „Laß mal sehen, welch ein Grabmal wirst du für mich wählen, wenn ich einmal tot bin ...“ Und der Gatte deutet halb spöttisch, halb lächelnd auf einen riesengroßen, ungeheuer schweren und ganz flachen, ganz einfachen Stein, den bloß eine Epheuranke schmückt. „Soll mir recht sein!“ sagt die Pariserin, rafft ihr Kleid empor und spricht bereits über andere Dinge.

Auf dem Rückwege in das Hotel steht Esther wiederholt vor den Schaufenstern der Verkaufsläden still. In Mailand sieht man die Berühmtheiten wie in Paris en face und im Profil ausgestellt, d'Annunzio, die Cavalieri, Zacconi, Novelli, und hier auch die Duse mit schmerzlicher Miene in ihrer Rolle als Francesca da Rimini.

Noch ein Bild ist von ihr in dieser Rolle zu sehen und fällt der Künstlerin auf; das Bild stellt bloß einen Horizont, eine Mauer und eine Frauengestalt vor. Die Frauengestalt ist traurig, der Horizont ist traurig, die Mauer ist traurig, der Himmel ist traurig, und der Eindruck, den das Ganze macht, ist auch traurig, alles ist traurig — und so bewunderungswürdig!

Esther hat das Bild gekauft und es in die Mitte ihres Tisches gestellt; es hat etwas Tröstliches für sie.

Diese Frau scheint ebenso wie sie zu leiden ... und trotzdem dem Schmerz zu widerstehen ... Die Hände, die wie gefesselt auf ihrem Rücken liegen, verleihen ihr das Aussehen einer Verurteilten, die zu allem entschlossen einherschreitet, während die Augen den düsteren Horizont zu durchdringen suchen, als wollten sie ein neues Licht darauf entdecken ... Esther betrachtet, bewundert, vergleicht, liebt und beklagt sie ...

Diese Frau hat den Kelch geleert und sich in ihr Los gefunden ... und fortan wird Esther in den spärlichen Zeilen, die sie an Maurice richtet, nur von ihren künstlerischen Eindrücken, von ihren Reiseerlebnissen sprechen, mit keinem Worte aber ihr Herz, ihrer beider Herzen er-

wähnen . . . Sie wird ihre Befürchtungen, ihren Unmut verschweigen und von allem sprechen, nur von sich selbst nicht . . . getreu ihrem ersten Versprechen, dem Programm, das sie von vornherein aufgestellt. Sie war die Geliebte, fortan wird sie die Freundin sein.

Zwei Tage später befindet sie sich in Venedig, wo sie die Sappho spielt und denselben großen Erfolg findet wie in Mailand. Es ist anfangs Oktober, die Jahreszeit ist milde und noch beleben einige durchreisende Fremde die kleinen Straßen der Stadt des Schweigens. Esther ist im Grand-Hotel abgestiegen, die Fenster ihres Zimmers gehen auf den Kanal, und am Abend, nach der Vorstellung, gondelt eine Schauspielerin ihrer eigenen Truppe mit dem Auserwählten ihres Herzens unter den Fenstern vorüber; die Künstlerin hört sie mit leicht verschleierter Stimme die Serenade von Heß singen, die sich im Takt den langsamen Bewegungen des Gondelführers anbequemt, der die Ruder handhabt:

Avec moi, veux-tu venir
Sur la verte plage
Oú la vague et le zéphir
Bercent le rivage
Sur les bords du lac d'azur
Oú fleurit la mousse
Ton front semble encore plus pur
Et ta voix plus douce!
Viens! Nous irons nous cacher
Dans une cabane
Sur le flanc du rocher
Loin du bruit profane
Viens! nous serons tout un jour
Livrés à nous-mêmes
Reçois mon baiser d'amour
Dis-moi que tu m'aimes . . .!

Immer leiser tönt die Stimme der Sängerin, bis sie in der Ferne erstirbt . . . und alsdann sieht Esther von der Gondel nur mehr den schimmernden Punkt ihrer grünen Laterne, der einem Irrlicht gleich geheimnisvoll durch die Dunkelheit tanzt und gleitet . . . Eine Wolke schiebt sich langsam über den Mond und Santa Maria della Salute breitet ihren dichten, geheiligten Schatten über das Wasser des Kanals.

Das kleine Kreuz hoch auf der Kuppel oben hebt sich klar und deutlich, einem Leitstern gleich von dem Himmel ab . . . und Esther ertappt sich selbst dabei, wie sie mit gefalteten Händen betet . . .

Leider ist es ihr nicht möglich, in Venedig zu bleiben, und es gilt in aller Eile den Dogenpalast, die Piazetta und die Markus-Kirche zu besichtigen, denn schon wird die Truppe in Bologna, dann in Florenz erwartet.

Aus Florenz schreibt Esther dem Geliebten, der sich von ihrem Entzücken und ihrer Begeisterung so freudig erregt fühlt, daß er ihr in vier langen Seiten das Bedauern schildert, das ihn darob erfüllt, daß er die geschilderten Schönheiten nicht mit ihr gemeinschaftlich genießen kann.

„Deine Leidenschaft für die Antike rechne ich dir hoch an“, schreibt er zum Schlusse; „und auch deine Vorliebe für die Maler der ältesten Zeiten begreife und billige ich. Du hast indessen keinerlei Anlaß, zu bedauern, daß du nur „ungenügend, wie eine Frau“ gebildet seiest, denn in der Kunst muß der Instinkt erzieherisch wirken. Entweder empfängt man Eindrücke oder man empfängt keine, und dein herrlicher Geist, den ich so liebe, dient mir als sicherster Bürge dafür, daß du köstliche Stunden verbringst, um die ich dich beneide. Wie ich es dir versprochen, rechne ich darauf, dich in Rom umarmen zu können. Ich weiß im vorhinein, welche Freuden unsrer harren; nur weiß ich nicht, ob unsere Augen oder unsere Herzen mehr auf ihre Kosten kommen werden. Lebe wohl, geliebter Schatz; betrachte, bewundere weiter, sättige dich an dem Anblick der alten Meister, denn eine Kunst gebiert die andere, und beschreibe mir alles genau, was du bei der Betrachtung dieser Kunstwerke empfindest, denn deine Schilderungen bilden mein Entzücken. Dein ergebener Maurice . . .“

Dies war der erste lange Brief, den Esther seit ihrer Abreise von Paris von Roval erhielt; sie war nahe daran, vor Freude ohnmächtig zu werden.

Bis sie Maurice wiedersehen würde, mußte noch eine lange Woche vergehen und sie inzwischen einige Tage in Neapel, im Theater Mercadante spielen . . . Es waren herrliche

acht Tage, die Esther daselbst verbrachte, mit getröstetem Herzen, neu erwachten Hoffnungen und der Gewißheit, in den nächsten Tagen Roval vor sich zu sehen. In Neapel verstand man den innerlichen Wert ihres Repertoirs vielleicht weniger zu würdigen; aber ihr Erfolg als Frau und Künstlerin war noch größer als bisher!

„Weißt du", schrieb sie an Maurice; „ich habe in Neapel den Verfasser von „Pietro Caruso", der „Seelentragödie", der „Masken" und des „Ende der Liebe" angetroffen, den Autor all dieser herrlichen Stücke, von denen ich bereits mit dir gesprochen und die ich überall, in Rußland, Deutschland, in Oesterreich, mit einem Erfolg spielen sah, von dem wir in Frankreich so wenig einen Begriff haben, wie von dem Verfasser selbst! Oh, über dieses Paris, das nur sich selbst und seine eigenen Götter kennen will!

„Wer ist Roberto Bracco? Wer kennt in Paris Roberto Bracco?"

„Was soll ich dir noch sagen? Ich liebe dieses Neapel, das sein Elend mit Sonnenschein flickt, seine Straßen mit gelben Zitronen und roten Orangen pflastert und seine Häuser mit zerfetzten, buntfarbenen Lappen schmückt.

„Morgen gedenke ich einen Ausflug nach Pompeji zu unternehmen, übermorgen nach Capri, und an den anderen Tagen werde ich das Neapeler Museum besuchen, das die letzten Ueberreste von Pompeji in sich schließt, über die ich bereits Wunderdinge berichten hörte. Auf diese Weise werde ich mich über die Zeit hinwegtäuschen, die mich noch von dem Augenblick trennt, da ich dein geliebtes Gesicht wiedersehen soll.

„Habe ich dir schon gesagt, welch schmerzliche und schmachvolle Früchte das Elend in Neapel gezeitigt hat? Man bietet den Fremden junge Mädchen und Knaben an . . . frisch aus der Schule! wie der Verkäufer, der seine Abnehmer beruhigen will, hinzufügt . . . Diese Verschacherer der Unschuldigen scheinen eine feine Witterung für die Menschenfresser zu haben, die ihre Stadt besuchen . . . denn man trifft sie überall an, in den Straßen, Kaffeehäusern, Theatern, und dienstbeflissen geleiten sie ihre Käufer in dunkle, verdächtige Gäßchen, wo sie die kleinen Opfer ihrem Schicksale überliefern . . . Dies ist tragisch, ist ungeheuerlich . . .

„Es gäbe einen trefflichen Text für unsere Gillette ab . . ."

Als Maurice Roval diesen Brief erhielt, hatte er gerade an Esther geschrieben, um ihr mitzuteilen, daß er mit Arbeit so überhäuft sei, daß er nicht nach Rom gehen könne.

Sein Brief blieb zwei Tage auf dem Schreibtisch liegen.

Ein heftiger Auftritt, den er mit Rosa Rosette hatte, bewog ihn abzureisen, und der Brief wurde zerrissen.

Die Sache war die. Seitdem Esther Renot fort war, hatte Maurice sich noch eifriger um die Gunst des hübschen Mädchens beworben, und da Rosa ihren Autor nicht vor den Kopf stoßen wollte — im Leben kann man nie wissen, nicht wahr? — so gewährte sie ihm allerlei Freiheiten, so daß sich Roval an den Lippen, den Schultern, den Armen der Divette ergötzen konnte — aber nur mit den Augen allein. Daran war Rosa sehr wenig gelegen, denn sie verbarg diese niedlichen Dinge niemandem, nicht wahr, da sie ja stets halb nackt auf die Bühne kam. Daß man sie nun etwas näher und ohne Opernglas betrachtete, kam für sie nicht weiter in Betracht, und es focht sie auch nicht an, wenn man ihr den weißen Hals küßte und dessen Puderlage dadurch zerstörte!

Dies war ja nicht ihre Haut, ihre wirkliche, natürliche Haut, wie sie sagte, die sie in unberührter Frische nur ihrem kleinen Bankbeamten gewährte . . . Aber Maurice blieb nicht so kühl und besonnen, wie Rosa; je mehr sie ihm gewährte, je mehr wollte er haben, so daß er sie eines Abends gewaltsam auf den Mund küßte, wobei er ihre beiden Hände festhielt. Doch kaum hatte sie ihre kleinen Fäuste frei, als er auch schon zwei schallende Ohrfeigen auf seinen Wangen sitzen hatte. Darauf erfolgte natürlich eine kleine Auseinandersetzung.

Ihren Mund würde sie ihm niemals zu küssen gestatten, fällt ihr nicht im Traume ein

... und würde er noch einmal den Fuß in ihre Garderobe zu setzen wagen, so betritt sie die Bühne nicht mehr und führt beim Direktor Klage ... Und nun möge er machen, daß er fortkomme, sonst ...

Und sie hebt die so hurtig zuschlagenden kleinen Hände mit nicht mißzuverstehender Geberde, worauf sie sich voll Abscheu über die Lippen fährt ... nein, es war zu abscheulich von ihm gewesen ...

Bleich vor Wut stieg Maurice die Treppen hinab und ließ sich vier Tage hindurch nicht blicken ... am fünften bestieg er den nach Rom abgehenden Zug ...

(Fortsetzung folgt.)



# Guy de Maupassant: Ein Landschafter

## Aus Maupassants Nachlaß, deutsch von Paul Enderling

Lieber Freund! Vielen Dank für Deinen Brief, der mir die Pariser Neuigkeiten brachte. Es war mir, als käme er aus einer anderen Welt, die ich längst verlassen ... Also regt man sich auf den Boulevards noch immer über dieselben Lappalien auf und in den Salons flüstert man sich kichernd zu: Madame X. hat mit M. Z. kokettiert! Welch ein kleines Leben führen die Leute! Und die garstige Politik, in den Händen derselben Schwächlinge, gleitet aus einem Gleise in das andere; Tag für Tag schreiben gewichtige Leute zahllose Spalten über die nämlichen Dinge, und naive Seelen diskutieren sie überzeugungstreu, ohne zu bemerken, daß sie schon tausendmal dasselbe gelesen haben!

Mir ist jetzt die Malerei zum Lebenselement geworden, wie dem Fisch das Wasser. Wie würde die Menge staunen, wenn sie wüßte, was uns die Farbe bedeutet! Wenn sie Anteil hätte an der Seligkeit, die sie dem Sehenden verleiht!

Wahrlich, ich lebe jetzt nur noch mit den Augen. Vom Morgen bis zum Abend ziehe ich planlos durch Heide und Wald, über Berg und Tal und suche — nach Farbentönen. Meine Augen sind offen wie ein hungriger Mund und verschlingen Erde und Himmel.

Das ist alles so neu für mich. Früher arbeitete ich gedankenlos, jetzt — suche ich ... Mein lieber Freund, Du weißt nicht und wirst es wahrscheinlich nie wissen, was es an einer Erdscholle zu sehen gibt, und an dem dumpfen Schatten, den sie wirft. Ein Blatt, ein Steinchen, ein Sonnenstrahl, ein Grasbüschel beschäftigen mich eine endlose Zeit. Erregter, als ein Goldgräber, der einen Goldklumpen findet, betrachte ich sie und empfinde ein unsäglich köstliches Wohlgefühl beim Zersetzen dieser unmerklichen Farbentöne, dieser schier unfaßbaren Reflexe.

Und da sehe ich, was ich früher nicht sah, was ich niemals sah! Es steht so unendlich hoch über all Eurem ästhetischen Geschwätz ...

Betrachte einmal Baum und Wiese im Sonnenschein und versuche sie zu malen! Du wirst es natürlich versuchen. Alle malen ja Landschaften im Sonnenschein, weil alle — blind sind. Wenn das Sonnenlicht über Blätter und Wiesen flutet, dann ist das alles nicht mehr farbig, sondern leuchtend. Das kann man nicht wiedergeben. Dies Schimmern läßt sich nicht malen; man kann kaum eine Illusion davon geben!

— — — — — — — — — — — — — —

Im vorigen Jahre traf ich in dieser Gegend oft Claude Monet, wenn er Motive suchte. Er war dann kein Maler mehr, sondern ein Jäger. Kinder folgten ihm dabei mit seinen Bildern, fünf oder sechs Bildern, die dasselbe Sujet zu verschiedenen Tageszeiten darstellten.

Er malte sie angesichts des Sujets, wartete ab, sah nach Sonne und Schatten, zeichnete mit ein paar Pinselstrichen den gleitenden Sonnenstrahl oder die vorüberziehende Wolke und hielt sie auf der Leinwand fest. Einmal sah ich, wie er einen Lichtflimmer, der auf die weiße Klippe fiel, mit einer Mischung gelber Farben fixierte, die den flüchtigen, momentanen Eindruck dieser blendenden, kaum faßlichen Erscheinung wunderbar wiedergaben.

Ein andermal nahm er ein Unwetter auf, das über das Meer zog. Und es war wirklich Regen, was er gemalt hatte, sprühender Regen, der Wasser, Felsen und Himmel verschleierte ...

Noch manchen anderen Künstler sah ich hier im Tal von Etretat. Als ich eines Tages — ich war noch sehr jung — die Schlucht von Beaurepaire entlang ging, bemerkte ich einen alten Mann in blauer Bauerntracht, der unter einem Apfelbaum saß und malte.

Der Hof, auf dem er weilte, war von großen Bäumen umgeben, durch die schüchterne Sonnenstrahlen glitten. Das gelbe Licht rieselte über die Blätter und fiel in feinem Regen auf das Gras.

Der Alte sah mich nicht. Er malte bedächtig, ruhig, ohne sich umzusehen, auf einer kleinen, quadratischen Leinwand. Er hatte lange, weiße Haare. Ein freundliches Lächeln umspielte seinen Mund. Anderen Tages sah ich ihn in Etretat wieder.

Es war — Corot ...

Zwei oder drei Jahre später war ich am Strand und sah einem Orkan zu.

Der Sturm warf das tosende Meer auf das Land und die gewaltigen, schaumgekrönten Wogen wälzten sich schwerfällig nacheinander heran.

Wenn sie dann plötzlich auf den schroffen Abhang stießen, überschlugen sie sich und stürzten mit donnerndem Gebrüll zurück... Von den Klippen stäubte der Gischt jedesmal hoch empor und ergoß sich, von Windstößen in die Richtung des Tales getrieben, über die Häuser.

Plötzlich sagte jemand in meiner Nähe: „Kommen Sie mit zur Courbet! Er malt etwas Grandioses."

Er hatte das nicht zu mir gesagt, aber ich folgte ihm doch, da ich den Meister flüchtig kannte. Er bewohnte ein kleines Haus, das auf das Meer sah; es hatte früher dem Marinemaler Eugen Le Poittevin gehört.

In einem riesengroßen Atelier schmierte ein dicker, schmutziger Mann mit einem Küchenmesser weiße Farbenmassen auf eine große Leiwand. Von Zeit zu Zeit drückte er sein Gesicht an die Scheiben und sah nach dem Unwetter. Das Meer war so nahe, daß es an das Haus zu schlagen schien, das mit Schaum bespritzt war.

Auf dem Kamin stand eine Weinflasche mit einem halbgefüllten Glase. Ab und zu stand Courbet auf, trank einen Schluck und begab sich wieder an die Arbeit.

Das Werk war „Die Welle" und erregte später großes Aufsehen.

Courbet sprach bisweilen mit derber Lustigkeit; er war etwas schwerfällig, aber schlagfertig und immer ehrlich.

Als ihm einmal ein Kunstgenosse eine „Heilige Familie" zeigte, sagte er: „Das ist ganz tüchtig gemalt. Ihr habt diese Leute wohl näher gekannt, daß ihr sie — porträtiert habt?"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch manchen anderen Maler sah ich in diesem Tal. Denn die Lichtstimmungen, die ja auf einige Meilen Entfernung so verschieden voneinander sind, wie die Bordeauxweine, sind hier von wunderbarem Zauber. Das Licht ist hier schimmernd, aber nicht blendend ... alles ist in Helligkeit getaucht und doch nicht aufdringlich... alles ist wunderbar nüanziert ...

Aber man muß sehen lernen!

Das Auge ist unglaublich verbesserungsfähig. So wußten die Alten nur von vier oder fünf Farben, wir Modernen kennen Tausende! Und der wahre Künstler müht sich mit der Wiedergabe der schier unmerklichen Farbenübergänge und Harmonien ab, nicht mit den groben Effekten, die den Laien faszinieren ...

... Diesen schrecklichen Kampf, den Zola in seinem herrlichen „Oeuvre" schildert, den aufreibenden Kampf des Menschen mit dem Gedanken, dieses verzweifelte und doch großartige Ringen des Künstlers mit der Idee, mit dem unerfaßlichen Bild, — ich verstehe ihn. Denn ich kämpfe selber so, hartnäckig und ohnmächtig wie Claude, mit diesen nicht wiederzugebenden Farben, diesen unzerlegbaren Nuanzen, die nur mein Auge sieht und festhält.

Und Tage verbringe ich in dumpfem Schmerz, wenn ich auf heller Straße den Schatten eines Steines sehe und mir sagen muß: das kannst du nicht malen! ...

# Weihenacht von Max Prels

Das ist die Nacht, in der mein Sehnen
die Schritte meiner Wünsche lenkt,
die stillen Stunden sind, in denen
mein Herz sein Heiligstes verschenkt.

Sein Heiligstes, so kostbar selten,
dass selbst der Frühling staunt und lauscht,
dass jeder Baum in Blütenzelten
verwundert mit der Krone rauscht.

Ich selbst kann kaum das Wunder fassen
und weiss nicht, wer die Kraft mir lieh,
ein Priester, geh ich durch die Gassen
der Menge hin, und segne sie.

# Leonid Andrejew: Das Buch

## Autorisierte Übertragung aus dem Russischen von Stefania Goldenring

I.

Der Arzt legte das Hörrohr an den Brustkasten des Kranken und horchte aufmerksam; das grosse, auffallend erweiterte Herz schlug ungleichmässig, und man vernahm zwischen den Rippen ganz ungewöhnliche Geräusche. Ein Zweifel an dem nahe bevorstehenden Tode konnte nicht bestehen, und doch sagte der Arzt, vor dessen Augen dieses verhängnisvolle Bild stand:

„Sie müssen jede Erregung vermeiden. Sie haben jedenfalls eine aufregende Beschäftigung?"

„Ich bin Schriftsteller", erwiderte der Kranke und lächelte. „Bitte sagen Sie mir, ist meine Krankheit gefährlich?"

„Gefährlich ist schliesslich jede Krankheit. Sie können aber mit ihr noch fünfzehn, — zwanzig Jahre leben. Genügt Ihnen das?" erwiderte der Arzt scherzend und half dem Kranken mit Rücksicht auf die Litteratur das Hemd anzuziehen. Als der Schriftsteller angekleidet war, wurde sein Gesicht blau, und man konnte es ihm nicht ansehen, ob er jung oder schon ganz alt war. Seine Lippen lächelten nach wie vor freundlich und ungläubig.

„Ich danke für Ihre guten Worte", sagte er. Dann wandte er seinen verlegenen Blick vom Doktor ab und suchte mit den Augen lange nach einem Platz, an dem er das Honorar für den Besuch niederlegen könnte; endlich fand er auf dem Schreibtisch, zwischen dem Tintenfass und dem Federbehälter ein bescheidenes, unauffälliges Plätzchen. Dort legte er einen grünen alten verblichenen, in den Lagen ganz zerfetzten Dreirubelschein hin.

„Jetzt werden solche Dreirubelscheine nicht mehr gemacht, glaube ich", dachte der Arzt, als sein Blick auf den Papierschein fiel, und er schüttelte traurig den Kopf. Fünf Minuten später untersuchte der Arzt einen andern Patienten; der Schriftsteller schritt über die Strasse, kniff die Augen zusammen, die von der Frühlingssonne geblendet wurden, und dachte: „Warum gehen alle rothaarigen Leute im Frühling auf der Schattenseite und im Sommer, wenn es heiss ist, auf der Sonnenseite? Der Arzt hatte auch rotes Haar. Wenn er fünf oder zehn Jahre gesagt hätte .... Zwanzig Jahre .... das heisst, dass ich sehr bald sterben werde .... Mir ist ein wenig schaurig, ... sogar furchtbar schaurig, aber ...."

Er blickte in sein Herz hinein und lächelte glücklich. „Wie hell die Sonne darin scheint! Als ob es ganz jung wäre, ... es will lachen und auf der Erde verweilen!"

II.

Es war ein dickes Manuskript: viele, ganz dicht beschriebene Seiten, und in jede von ihnen hatte der Schriftsteller einen Teil von seiner Seele niedergelegt. Mit unsicherer Hand blätterte er ehrfurchtsvoll in diesen Seiten, deren weisser Abglanz, wie ein Lichtstrahl, auf sein Gesicht fiel. Neben ihm kniete seine Frau; sie küsste lautlos seine andere magere, zarte Hand und weinte.

„Weine nicht, Lieb," bat er, „Du darfst nicht weinen."

„Dein krankes Herz . . . Ich bleibe ganz allein in der ganzen grossen Welt, ganz allein! O, mein Gott!"

Der Schriftsteller streichelte den auf seinem Schosse ruhenden Kopf und sagte:

„Sieh her!"

Die Tränen erlaubten ihr nicht, hinzusehen, und die dichten Zeilen des Manuskripts zerflossen und brachen sich in ihren Augen wie Wellen.

„Sieh her!" wiederholte er. „Da ist mein Herz. Es wird für alle Zeiten bei dir bleiben."

Es war so traurig, dass ein sterbender Mensch in seinem Buch fortzuleben glaubte .... Die Frau fand keinen Trost darin, und ihre Tränen rollten noch dichter und heisser aus ihren Augen. Sie brauchte ein lebendiges Herz, nicht ein totes Buch, das von allen gelesen wurde. — Von all den Fremden, Gleichgültigen, die ihn nicht liebten.

III.

Das Buch wurde gedruckt. Es hiess: „Zum Schutze der Benachteiligten."

Die Setzer hatten das Manuskript in Teile geschnitten, und jeder setzte seinen Abschnitt, der manchmal mitten im Wort abriss. So wurde das Wort „Lie-be" oft getrennt, aber das hatte weiter keine Bedeutung, da die Setzer sich in den Inhalt des Manuskripts niemals vertieften.

„Hol der Kuckuck diesen Federhelden! Eine teuflische Handschrift!" sagte einer von ihnen, zog die Stirn vor Wut und Ungeduld in Falten und deckte die Augen mit der Hand zu. Seine Finger waren von dem Bleistaub ganz schwarz, und auf seinem jungen Gesicht lagen dunkle Bleischatten; als der Arbeiter hustete und ausspie, war sein Speichel mit derselben dunklen, todbringenden Farbe gefärbt.

Ein anderer, ebenfalls junger Setzer — hier gab es keine Alten — fischte mit der Geschicklichkeit und der hastigen Beweglichkeit eines Affen die Buchstaben heraus und sang ein Lied dazu. Er kannte nicht den ganzen Text und wiederholte dieselbe Strophe zu seiner eigenen Melodie, die in ihrer Eintönigkeit und Melancholie wie das Rauschen des Windes im herbstlichen Laub klang.

Die übrigen schwiegen, husteten und spieen dunkeln Speichel aus. Über jedem brannte eine elektrische Lampe, und dort hinter dem hohen Drahnetz traten die dunkeln Schattenbilder der

ruhenden Maschinen hervor. Sie streckten erwartungsvoll die knotigen, schwarzen Hände aus und drückten mit der schweren, düsteren Masse den Asphaltboden ein. Ihre Zahl war grofs, und das schweigsame Dunkel voller verborgener Energie, voller verhaltener Kraft und ungesprochener Worte schmiegte sich ängstlich an sie heran.

IV.

Bücher standen in bunten Reihen auf den Regalen und verdeckten die Wände; Bücher lagen haufenweise auf dem Fufsboden aufgetürmt; hinter dem Laden waren zwei dunkle Zimmer ganz mit Büchern angefüllt. Und es schien, als ob in diesem Königreich von Büchern niemals völlige Stille und völliger Frieden herrschten, als ob die von ihnen gefesselten menschlichen Gedanken unruhig erbebten und sich im nächsten Augenblick aus dieser Bedrängnis losreifsen wollten.

Ein graubärtiger Herr mit edlem Gesichtsausdruck unterhielt sich mit irgend jemandem freundlich durch das Telephon, flüsterte dabei schimpfend vor sich hin: „Idioten!“ und rief: „Mischka!“ Als der Knabe hereinkam, nahm das Gesicht des alten Herrn einen unfreundlichen strengen Ausdruck an; er drohte dem Jungen mit dem Finger und fuhr ihn an:

„Wie oft mufs ich dich denn rufen? Schlingel! . . .“

Der Knabe zwinkerte ängstlich mit den Augen, und der graubärtige Herr beruhigte sich. Er rückte mit den Händen und Füfsen ein schweres Paket mit Büchern vor; dann wollte er es mit einer Hand aufheben, — aber das Paket war zu schwer und blieb am Boden liegen.

„Trage das hier . . . zu Jegor Iwanowitsch.“

Der Knabe fafste das Paket mit beiden Händen an, konnte es aber nicht aufheben.

„Vorwärts!“ rief der Herr. Der Knabe hob es empor und trug es fort.

V.

Auf dem Trottoir stiefs Mischka die Passanten an; er wurde nach dem Strafsendamm vertrieben, der mit braunem, schmutzigen Schnee bedeckt war. Der schwere Ballen drückte so heftig auf seinen Rücken, dafs er taumelte; die Kutscher riefen ihm zu, er hatte Mühe, den Pferden auszuweichen, und als er daran dachte, wie weit er noch zu gehen hatte, fuhr er vor Schreck zusammen und glaubte, dafs er bald sterben müsse. Er nahm den Ballen vom Rücken, betrachtete ihn und begann zu weinen.

„Warum weinst du?“ fragte ein Vorübergehender. Mischka weinte immer lauter. Bald versammelte sich um ihn eine grofse Menschenmenge, dann kam der böse Schutzmann mit dem Säbel und dem Gewehr, nahm Mischka und die Bücher und brachte den Knaben mit dem Paket in einer Droschke nach dem Polizeirevier.

„Was ist los?“ fragte der diensthabende Polizeioffizier, von dem Papier aufsehend, das vor ihm ausgebreitet lag.

„Eine übermäfsige Last,“ erwiderte der Schutzmann und schob Mischka vor.

Der Offizier streckte zuerst den einen Arm, dann den andern aus, dafs seine Gelenke knarrten. Dann spreizte er die Füfse in den lackierten Stiefeln weit auseinander. Nun betrachtete er den Knaben von allen Seiten und stellte eine Reihe von Fragen:

„Wer ist er? Woher kommt er? Bei wem angestellt?“

Und Mischka antwortete auf die Fragen:

„Mischka hiefs er. Ein Bauernkind. 12 Jahre alt. Sein Herr habe ihn mit den Büchern geschickt.“

Der Offizier trat zu dem Paket heran, trat fest auf, atmete tief, steckte die Brust heraus und hob das Paket ein wenig an.

„Oh!“ sagte er mit Vergnügen.

Das Papier, in das die Bücher verpackt waren, war an den Ecken durchgerissen: der Offizier bog es zurück und las den Titel:

„Zum Schutze der Benachteiligten.“

„Komm 'mal her, Junge,“ winkte er Mischka mit dem Finger herbei. „Lies hier!“

Mischka zwinkerte mit den Augen und erwiderte:

„Ich kann nicht lesen.“

Der Offizier begann zu lachen. „Ha! ha! ha!“

Dann kam der unrasierte Polizeibeamte, von dem ein Schnaps- und Zwiebelgeruch Mischka ins Gesicht wehte, und auch er begann zu lachen: ha, ha, ha!

Dann wurde alles zu Protokoll genommen, und Mischka zeichnete ein Kreuz darunter. —



# Neues vom Büchermarkt



**Otto von Leitgeb**, „Die stumme Mühle.“ Roman. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin 1903.

Dieses Buch ist ein Roman mittlerer deutscher Familienblattgüte. Der Autor hat viel gelernt, und auch ein Durchschnittsdichter steht heutzutage über dem Niveau der Marlitt. In die Naturschilderungen kommt ein leicht abgeschauter mystischer und symbolischer Glanz. Die Schicksale der geschilderten Menschen werden mit der Eigenart der sie umgebenden Natur in eine eigentümliche Verbindung gebracht. Und so erhält der alte Kohl plötzlich einen modernen Schimmer, hinter dessen trügerischen Glanz nur der Kundige zu dringen weiß. Der Roman ist mit großem Geschick gemacht. Das Thema der Wahlverwandtschaften wird in ein neues Kostüm gesteckt. Marie Willmuth, die Gattin des Besitzers der „stummen Mühle“, lernt erst durch den alten Freund Willmuths, Wolf Fischmeister, den Zauber echter Liebe kennen und ebenso ihr Gatte erst durch Fischmeisters Schwester Clara. Dunkel spielt in den Roman

Hanna, ein von dem alten Mühlenwächter Daniel einst aufgefundenes und an Kindesstatt angenommenes Mädchen, hinein, die Wolfs Geliebte war und ihm einen reizenden Knaben Hans hinterlassen hat.

Das Talent des Autors — das ja auch vorhanden ist — wird durch die Romanmache, dann durch die äußerst schlampige Art des Stiles verdeckt.

Diese Art des hastigen Hinschreibens, die Bruchstücke von Sätzen, falsche Wendungen übrig läßt, kennzeichnet am besten den Zweck des Ganzen, der nicht der Kunst, sondern dem Handwerk näher liegt. Dr. Max Messer.

**Edward Carpenter,** Wenn die Menschen reif zur Liebe werden. Eine Reihe von Aufsätzen über das Verhältnis der beiden Geschlechter. Einzig autorisierte Übersetzung von Karl Federn. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Carpenter ist, wie die meisten englischen Philanthropen, Sozialist. Statt eines Versuches, die meisterlich gestellten Fragen über das sexuelle Leben gründlich zu lösen, erhalten wir die Vertröstung, daß sich alle Übelstände, wenn wir erst einmal „eine freie Gesellschaft" sind, von selbst verlieren würden. Carpenter verlangt ganz richtig, „daß vor allem anderen die geschlechtlichen Beziehungen der Menschen von der Vorstellung der Unreinheit befreit werden müssen, die heute an ihnen haftet." Er bezeichnet als Ziel der Liebe absolutes Einswerden des Seins und folgert daraus, daß das primäre Ziel der Geschlechtlichkeit der Verbindung das Einswerden ist, und zwar die körperliche Vermählung als die Allegorie und der Ausdruck der wahren Vermählung, während die Zeugung ein sekundäres Ziel und Resultat dieser Vereinigung ist. Er stellt sich damit, ohne dessen zu erwähnen, in direkten Widerspruch mit Schopenhauer, der lehrte, daß das metaphysische Substrat des Lebens sich unmittelbar in der Gattung und erst mittels dieser im Individuum offenbare. Ich erkenne in Carpenters Theorie einen großen Fortschritt. Aber während man annehmen möchte, daß diese Theorie sich an das höher entwickelte, differenziertere, über der Menge stehende Individuum wende, daß Carpenter diesem zurufe „die Unterwerfung der geschlechtlichen Beziehungen unter gesetzliche und konventionelle Vorschriften ist eine unerträgliche Knechtschaft": wird fortgesetzt alles Heil von der Utopie des Kommunismus erwartet. Obwohl Carpenter erklärt, daß wir jener Knechtschaft „natürlich nicht entgehen können, so lange die Menschen Sklaven einer rein physischen Begierde sind," gelangt er nicht zur Einsicht, daß zum mindesten vor dem moralischen Gesetz die Menschen nicht gleich sein können und daß der eine Freiheit verlangen muß, wo dem anderen Zwang vonnöten ist. In einer Reihe von Axiomen, besonders auch in der Frage der Frauenemanzipation, wird der Mensch einzig unter dem Gesichtswinkel des mechanisch gebauten Zukunftsstaates betrachtet und vollständig übersehen, daß in jedem gesunden gesellschaftlichen Organismus sich ein Rangverhältnis von Hoch und Nieder bildet.

Ich erkenne Carpenters hohe freie Gesinnung und Gesittung an, die das Buch höchst lesenswert machen, aber ich kann mir nicht verhehlen, daß seine zwar liberale, aber doch im Kern christlich-metaphysische Auffassung der Geschlechtsfrage über dem Gemüt und der Seele die Sinne vergißt. Ein Buch über dieses Problem, das kaum zweimal das Wort schön verwendet, ist weit entfernt von Stendhals Ausspruch „Schönheit ist Glücksverheißung." Das Vorwort des Übersetzers verweist sehr richtig auf die „fortwährende Transformation physischer Vorgänge in psychische," auf der die Möglichkeit reinerer Zustände eben beruhe. Aber diese einseitige seelische Veredelung der Sinnenlust, die so ganz und gar die Lust der Sinne, die Genußfreudigkeit an sich und ihren Quell, das Schönheitsgefühl, hintenanstellt, bedeutet für mein Gefühl eine Verarmung des Lebens, ein Kompromiß zwischen der Seele und dem Leib, der zwar den alten dualistischen Krieg beilegt, aber sehr zu Ungunsten des „Ewig-Natürlichen". Man lasse sich hierüber nicht täuschen, so sehr einem auch in verschiedenen Fragen die Freimütigkeit des Verfassers und seines Übersetzers erfreuen mag. Karl Heckel.

**Alexander von Bernus,** Aus Rauch und Raum. Ein Gedichtbuch. Verlegt bei Schuster & Löffler. 1903.

Zuerst verwirrt der Titel ein wenig: Titelallitterationen ohne innere gedankliche Brücken und Assonanzen, ohne Beziehungen der Worte prägen heute die Minderen in Menge. Zwei Worte taumeln zusammen: man gewöhnt sich schließlich an sie, wie man sich an Kompagniefirmen — Schuster & Löffler, Fischer & Franke — gewöhnt. Aber ein Unfug ist es und bleibt es einmal. Für Bernus gilt das nicht. Hat man sich in sein ernstes, reifes und geklärtes Buch eingelesen, so fühlt man den Titel wie eine Notwendigkeit: denn ein kosmisches Gestalten ist in den Versen, ein Verdichten des Leeren und Schemenhaften in ein individuelles Leben. Zuerst tatsächlich ein Tasten in „Raum und Rauch", dann ein Schöpfen und Werden. Dieser innerlichen und oft schmerzlichen Kosmogonie entspricht auch der äußere Spiegel der Verse: ein strenges Bemühen um Plastik ist in ihnen. Seine Bilder sind nicht gemalt, sondern gleichsam erzen gehämmert; der Künstler in Bernus bändigt immer den Improvisator, der ja mehr oder minder in jedem Dichter steckt. Aber in seiner Kürze ist kein Zwang: die peinliche Umgürtung schneidet keine Wunden in das Fleisch der blühenden Sprache. Eines der schlichten Gedichte zur Probe:

> Das sind die späten Lichter in den Gassen,
> darin mein ruheloser Traum verschwimmt,
> der zu den Bildern, die sich greifen lassen,
> die Laute seiner grauen Sehnsucht stimmt.
>
> Und dunkle Worte lockt er aus den Tiefen
> der Nacht, die sich wie Falter taumelnd nahn,
> und weckt Gefühle, die tagüber schliefen,
> und macht sie seinem Liede untertan.

Die Liebe zur Plastik, die sich auch hier offenkundig kundgibt, hat Bernus ins Leben gelockt, zu Proletarierleid und Straßenelend. In diesen Versen ist er nicht immer glücklich; in der Furcht vor groben Effekten spart er Wucht und Stärke. Sanft und klar sind die Liebeslieder in dem Buche und die Träume der Kindheit, die süß und wehmütig vorüberziehen, wandernde Wolken und grüßendes Leuchten. Ein Lied aber hebt das Buch hoch, sternenhoch empor über die Welle deutscher Lyrik, die alltäglich an die Redaktionstische spült: das nach der Weise Walters von der Vogelweide gesungene „Hütet Euch wohl". Sollten auch Antologienmacher und Komponisten dran vorübergehen, es wird nicht so leicht wieder vergessen sein!

Stefan Zweig.



## Bücher- und Zeitschrifteneinlauf:

(Eingesandte Bücher und Zeitschriften werden stets hier angezeigt, Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion überlassen.)

**Paul Keller,** Die Heimat. Roman aus den schlesischen Bergen. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H., München. M. 4.—.

**Martin Hellinden,** Der Stern von Halalat. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H., München. M. 4.—.

**Holger Drachmann,** Verschrieben. Roman. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1904. 2 Bände. M. 5.—.

**Ferdinand Kürnberger,** Das Schloß der Frevel. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. 2 Bände. M. 5.—.

**Till Eulenspiegel.** Ein kurzweilig Lesen von seinem Leben und Treiben mit Bildern von Walter Tiemann. 2. Auflage. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. 2.50.

**Hanns Heinz Ewers**, Die verkaufte Großmutter. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. M. 2.50.

**Hanns Heinz Ewers** und **Theodor Etzel**, Singwald. Harmonie-Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin. M. 4.

**Lu Volbehr**, Die Bäuerin von Vorbach. Roman. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig. M. 2.50.

**Margarete von Oertzen**, Doppel-Liebe. Roman. Verlag der Frauen-Rundschau, Leipzig. M. 2.—.

**Prinz Emil v. Schoenaich-Carolath**, Der Freiherr. Regulus. Der Heiland der Tiere. Drei Novellen. G. J. Göschensche Verlagshandlung, Leipzig. M. 3.—.

**Prinz Emil v. Schoenaich-Carolath**, Dichtungen. G. J. Göschensche Verlagshandlung, Leipzig. M. 3.—.

**Prinz Emil v. Schoenaich-Carolath**, Gedichte. G. J. Göschensche Verlagshandlung, Leipzig.

**Max Koch**, Geschichte der deutschen Litteratur. Sammlung Göschen. G. J. Göschensche Verlagshandlung, Leipzig. 80 Pf.

**Prof. Dr. Alfred Gercke**, Griechische Litteraturgeschichte. Sammlung Göschen. G. J. Göschensche Verlagshandlung, Leipzig. 80 Pf.

**Joachim v. Dürow**, Aus hartem Holz. Roman. E. Piersons Verlag, Dresden. M. 2.50.

**Elsa v. Wehren**, Eva. Eine Herzensgeschichte. E. Piersons Verlag, Dresden. M. 4.—.

**Ernst Gutfreund**, Das Opfer. Schauspiel in 4 Akten. E. Piersons Verlag, Dresden. M. 1.20.

**Rudolf Hauffe**, Wilhelm der Große im Liede. E. Piersons Verlag, Dresden. M. 2.50.

**Börries Freiherr von Münchhausen**, Ritterliches Liederbuch. J. A. Lattmanns Verlag, Goslar und Leipzig. Geb. M. 4.—.

**Dr. Eugen Friedrichowicz**, Kurzgefaßtes Kompendium der Staatswissenschaften. Bd. V. Verlag von S. Calvary u. Co., Berlin. M. 1.60.

**Johann Jedliczka**, Der angebliche Turmbau zu Babel, die Erlebnisse der Familie Abraham und die Beschneidung. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

**Hans von Arnim**, Die Bakchen. Tragödie des Euripides. Alfred Hölder, Wien. M. 1.50.

**Peter Hirius**, Eine Liebe. Verlag Friedrich Gutsch, Karlsruhe. Geb. M. 2.—.

**Karl Henckell**, Mein Liederbuch. Ausgewählte Gedichte I. Verlag von K. Henckell u. Co., Leipzig-Berlin. M. 1.—.

**Karl Henckell**, Neuland. Ausgewählte Gedichte II. Verlag von K. Henckell, Leipzig-Berlin. M. 1.50.

**Gertrud Schaper**, Der Häßliche. Ein Tagebuch. Verlag der Berenbergschen Buchdruckerei Schwede und Wenzel. M. 2.—.

**Emanuel Šl. Zleschradn.** Průseky Kritických Skizz Řada II. Eduard Weinfurt, Prag.

**Großstadtlyrik**, herausgeg. von Heinz Möller. Buchschmuck von Ludwig Sütterlein. R. Voigtländers Verlag, Leipzig. 80 Pf.

**J. Neuwert-Nowaczynski**, Affenspiegel. Verlag Dr. Marchlewski u. Co., München.

**Arthur L. Jellinek**, Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte. Verlag Alexander Duncker, Berlin.

**G. Adinsky**, Tuiska oder Tuisto? Ein Beitrag zur deutschen Götterkunde. C. Th. Nürnberger, Königsberg i. Pr.

**Dr. Eichhorn**, Das Soll und Haben von Eichhorn u. Co. in 175 Jahren. Ein schlesischer Beitrag zur vaterländischen Wirtschaftsgeschichte. Verlag Wilh. Gottl. Korn in Breslau. M. 20.—.

**Dr. Rudolf Eisler**, Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. Zweite völlig neu bearbeitete Auflage. Erste Lieferung. E. S. Mittler und Sohn, Berlin. M. 2.50.

**Egon Hugo Straßburger**, Kinderlieder. Volksausgabe der Lieder für Kinderherzen. Verlag Ernst Hoffmann u. Co., Berlin.

**Kurnig**, Der Neo-Nihilismus. Anti-Militarismus. Sexualleben. Ende der Menschheit. Selbstverlag, Berlin.

**Die Feder**, Berlin. Nr. 108, 6. Jahrgang.

**Frauen-Rundschau**, Leipzig. Heft 24, 4. Jahrgang.

**Freistatt**, München. Heft 49, 50, 5. Jahrgang.



Für die Redaktion verantwortlich: J. Hegner. — Geschäftsstelle: Magazin-Verlag in Leipzig-R. Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. Alle Zuschriften sind zu adressieren an die Geschäftsstelle des Magazins für Litteratur Magazin-Verlag Jacques Hegner, Leipzig-Reudnitz.

Von

# ELSE GALEN-GUBE

ist soeben erschienen:

# Aus dem Leben und den Träumen eines Weibes

Preis brosch. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—.



Else Galen-Gube.

Frau Else Galen-Gube weiss ihren Empfindungen und Gedanken, ihrer impulsiven Leidenschaft, wie ihren rein menschlichen Neigungen seltene Schönheit und Schwung der Worte zu leihen, die ihr, als poetische Verfechterin der Erotik, wie wir sie nennen möchten, unter den hypermodernen Dichterinnen unserer Tage einen bevorzugten Platz sichert. Nur das ungestillteste Sehnen, nur die gewaltsam unterdrückte Glut ist solcher poetischen Worte fähig, denn Poesie ist es, welche uns „Aus roter Leidenschaft", wie aus den nachfolgenden Abteilungen „Hexen und andere Balladen", „Meinem toten Gatten", „Natur und Seele" und „Ohne Titel" entgegenleuchten. . . Wer wollte sich unterfangen, im Seelenbuche dieser Frau zu blättern, die zur Lehre von der Psychologie des Frauencharakters in ihrem Buch einen neuen Beitrag liefert.
Potsdamer Zeitung.

Voll glühender Sinnlichkeit eignen sich diese Gedichte allerdings nicht zur Lektüre für junge Mädchen aber es wäre ungerecht, sie darum ohne weiteres zu jenem in Verse gebrachten lechzenden Liebesgestammel und Lustgestöhne zu werfen, womit ein Häuflein sogenannter Dichterinnen seit ein paar Jahren den deutschen Büchermarkt heimsucht — zumeist Frauen, die vielleicht dem Physiologen, und zumal dem Forscher auf dem Gebiet erotischer Anomalien, interessant erscheinen mögen, literarisch aber vollkommen belanglos sind. Else Galen-Gube steht um ein Beträchtliches höher, als jene Dichterweiber, für die es in des Wortes vollstem Sinne keinen andern Reim auf Liebe gibt, als „Triebe", sie lässt nie die letzten Schleier von ihrem heissen Gefühlsleben fallen und bleibt Dame, auch wenn sie „ganz Weib" ist. Vossische Zeitung, Berlin.

Der Titel fesselte und das Bildnis einer schönen Frau auf dem inneren Titelblatt noch mehr. Ein Blick in den Literatur-Kalender, und wir wussten, dass die Dichterin eine junge Witwe ist. Aus ihrem Buch ersehen wir, dass ihr Gatte jung verunglückte, und dass sie einem echten, grossen Schmerz herzzerreissende Worte geben muss, da sie vom Himmel die Gabe verliehen bekam, da, wo ein anderer Mensch in seiner Qual verstummt, zu sagen, was sie leide. Das Buch beginnt mit erotischen Gedichten heissblütiger Art, und wenn wir es aus der Hand legen, haben wir die melancholische Empfindung, das Glück und die Vergänglichkeit allen Erdenglücks gleichsam an einem Menschenschicksal selbst erlebt zu haben. Ein starkes Talent, worauf wir aufmerksam machen wollen. Berliner Börsen-Zeitung.

Diese Gedichte haben einen leidenschaftlichen Pulsschlag, einen, wir möchten sagen feurigen Guss, ohne dass die dichterische Form dadurch getrübt wird, eine oft in der soit-disant „modernen" Lyrik, wo die halsbrechenden Sprünge der Phantasie auch die Metrik in Verwirrung bringen, von der Logik garnicht zu sprechen. An Kühnheit freilich kommt Else Galen-Gube, die Tochter des fruchtbaren und beliebten Romanschriftstellers Galen, dessen „Inselkönig" einst grosses Aufsehen erregte, den Dichtern und Dichterinnen der jüngsten Richtung gleich. Leipziger Tageblatt.

Es ist endlich einmal ein wirkliches Menschenkind von Fleisch und Blut, das uns einen Einblick in sein Denken und Träumen gibt. . . . . Niemand, der Gefühl hat für Liebeslust und Liebesleid, wird sie aus der Hand legen, ohne der Verfasserin eine stille Sympathie zu bewahren.
Das kleine Journal, Berlin.

---

Soeben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

# SYRINX

von

## Erich Kahler

Mit einer Titelzeichnung von **Emil Orlik**

Preis M. 2,—.

Erich Kahlers Lyrik ist in der Form vollendet, in der Stimmung zärtlich, ehrlich und eindrucksvoll und in gewissem Sinne neu. Der Dichter lehnt sich an keinen Lyriker irgend einer Zeit an, findet vielmehr einen eigenen Stil in Rhythmen und Bildern, die er in den verschiedenen Typen lyrischer Stile so spielen lässt, dass seine Persönlichkeit immer die Fäden, die die schönen Bewegungen regieren, in der Hand behält. Die Gedichte werden von künstlerischen Menschen in dankbarem Genuss gelesen werden.

---

## Die lustigen Weiber

und andere **Meisteropern** sind in vortrefflichen Klavierübertragungen mit darübergedrucktem Text in der „Universal-Edition" erschienen und zum Preise von M. 1,50, bis M. 2,—, gebunden je M. 1,50 mehr, von jeder Buch- und Musikalienhandlung zu beziehen.

---



# Gesamtausgabe von August Strindbergs Schriften

unter Mitwirkung von Emil Schering als Uebersetzer vom Verfasser selbst veranstaltet.

In der Gesamtausgabe sind bis jetzt erschienen:

## Schwedische Schicksale und Abenteuer.

Preis br. M. 4,—, geb. M. 5,—.

„In dem Buche weht die Höhenluft des Künstlertumes. Strindberg zwingt die Vergangenheit herauf, das schwedische Mittelalter mit seinen Kämpfen und Leidenschaften; der Ritter, der Bauer, der Edle und der Hörige, der Ratsherr und der Schreiber und der Künstler und Gelehrte und die Mönche, das sind seine Personen, die in den holzschnittklaren Umrissen des Mittelalters vor uns stehen, grosszügig und fest gezeichnet. Unvergesslich tief ergreifen diese Gestalten und diese Schicksale und diese längst verschollenen Szenerien; sie dämmern herüber aus der gewiss unwiederbringlichen Vergangenheit mit jenem melancholisch-feierlichen Reize, der allen Dingen eignet, die nun gewiss unwiederbringlich sind. — Ein Weihnachtsbuch für viele wird es sein.“ *Minden-Lübbecker Kreisblatt.*

„Der geniale Geist August Strindbergs wollte der Welt eine Kulturgeschichte seines Landes schreiben, aber es war ihm nicht möglich, Schilderungen von Sitten und Geschehnissen aneinander zu reihen, sondern unter seinen Händen entstanden lauter herrliche Novellen aus allen Zeitläuften, teils frei erfunden, teils auf historischer Grundlage fussend, aber alle von herrlicher Kraft der Erfindung und voll von flutendem Leben. In die Art vergangener Zeiten und ins Herz des Dichters schaut man zugleich, nicht nur die Sitten, auch den Dichter sieht man sich entwickeln, wenn man diese Schicksale und Abenteuer, diese Erzählungen aus allen Zeiträumen liest.“ *Hamburger Fremdenblatt.*

### Elf Einakter.

Preis br. M. 4,—, geh. M. 5,—.

„Sudermann, Schnitzler u. a. werden gelesen, so weit ist man denn doch schon vorwärts gekommen — man kennt Sudermanns ‚Morituri‘, den Meister des modernen Einakters — Strindberg — kennt man gewöhnlich nur so vom Hörensagen . . . Eine zeitgemässe, wertvolle Bereicherung für den deutschen Büchertisch.“ *Karl Wilhelm Fritzsch im „Tagesboten“, Brünn.*

„Das dramatische Genie Strindbergs zeigt sich in diesen Einaktern in hellstem Glanze. Wohl keinem vor ihm ist es gelungen, mit so geringen und schlichten Mitteln so starke und tiefgehende Wirkungen zu erzielen. *Posener N. Nachrichten.*

„Es wäre wünschenswert, wenn dieses Buch zu den leider immer noch nicht zahlreichen Freunden Strindbergs neue gewinnen würde. In den elf Einaktern findet jeder Geschmack etwas, das ihm zusagt, und man darf deshalb hoffen, dass dieser Band in den Strindberg bisher noch fremd gegenüberstehenden Personen den Wunsch erwecken wird, auch dessen grössere Arbeiten kennen zu lernen.“ *Scherek in der „Breslauer Zeitung“.*

### Die Kronbraut. Schwanenweiss. Ein Traumspiel.

Preis br. M. 3,—, geb. M. 4,—.

„Die ‚Kronbraut‘ ist eine gewaltige Sinfonie mit vollem Orchester über den Schmerz und die Schuld am Tode eines Kindes. Mit diesem Stück reicht Strindberg an die Grösse der Gretchen-Tragödie heran . . . ‚Schwanenweiss‘ ist ein einziger Liebeshymnus. Es liegt ein entzückender Märchenton darüber und eine phantastische Stimmung von einem unendlichen Reiz. ‚Traumspiel‘ ist eine Folge von tiefsinnigen Träumen. Diese drei Dramen zählen zu Strindbergs grossartigsten Schöpfungen.“

„Die drei Dramen sind gedichtet über Motive aus Volksleben, Märchen und Traum. Sie zeigen alle drei seine Kraft im Anschlag, in der Farbe und dem Bild, seinen Reichtum an Motiven und sein Gestaltungsvermögen, seinen launenvollen Gedankengang und sein Bedürfnis, seine eigenen Stimmungen wiederzugeben. Besonders das Traumspiel ist seinem Charakter und seiner ganzen Anlage nach eine der stärksten persönlichen Phantasien, die Strindberg in der letzten Zeit zustande gebracht hat.“ *Magazin für Litteratur.*

Einzelausgaben:

## Schweizer Novellen.

Preis br. M. 2,50, geb. M. 3,50.

„Kein Buch Strindbergs ist so voll Feuer und Sturm. Mit dem reichen, tiefen und kühnen Kolorit dieser Sprache wirken die Novellen ausserordentlich schön. Strindberg schildert darin die Züricher Studentin, den landflüchtigen Russen in der Schweiz, den deutschen Offizier, der sich dort naturalisieren lässt, mit anderen Worten, sein Thema ist die Frauen-Emanzipation, die politische Emanzipation und die Friedensbewegung. Der soziale Reformator in Strindberg entwirft darin grossartige Bilder einer glücklicheren Zukunft. Aus dem ganzen Buch atmet einem die Grösse der Schweizer Landschaft, die entzückende Lieblichkeit des Genfer Sees entgegen.“

„Ganz prachtvolle Novellen. Von einem Glanz, einer Kraft, einer Grösse und Schönheit sind sie, die sie in die Reihen der besten Werke der Weltlitteratur stellt.“

### Erich XIV.

Preis M. 1,—.

„Die Feinde Strindbergs — es gibt deren viele — sollten dies Drama lesen. An dieser Kunst des Dichters prallen ihre Waffen ab. In der Charakteristik der Personen liegt eine wunderbare Schärfe, in der knappen Sprache viel Schönheit und Kraft. In die letzten Repliken zwischen Erich und seinem Vertrauten Göran besonders hat Strindberg eine Erhabenheit gelegt, die über alles Irdische hinaus ist. So ist das Werk einzigartig und von dauernder Bedeutung seinem Stoffgebiete nach; ebenso verdient es diese Bezeichnung auch hinsichtlich seiner künstlerischen Abfassung.“ *Theater-Kurier.*

„Unter den historischen Dramen unserer Zeit gibt es keines, das den Shakespeareschen Königsdrama kongenialer wäre.“ *„Der Bund“, Bern.*

### Eine Kindersage.

Preis M. 1,—.

„Es ist eine einfache, kleine Geschichte von einem armen Fischerjungen, die aber alles Menschenleben widerspiegelt, und alles Licht und allen Schatten, aus dem es gewoben ist.“ *Neckar-Zeitung, Heilbronn.*

„Das ist ein Büchlein, voll echten Lebens, feiner Seelenbeobachtung und einer rührenden Schlichtheit der Darstellung.“ *Deutsche Wacht, Dresden.*

„Einfach ist die Erfindung und herbe, man könnte sagen, sparsam die Ausführung, die Personen ganz ohne Glanz und Glätte hineingestellt, wie harte Felsblöcke an der Küste, wo die Geschichte spielt: — und doch welches Kunstwerk in dem Zusammenwirken! Wir empfehlen es unseren Lesern, wenn sie von Strindberg etwas kennen lernen wollen, als eine seiner besten Dichtungen.“ *Braunschweigische Landeszeitung.*

### Der bewusste Wille in der Weltgeschichte.

Preis M. 1,—.

„Diese fünf geschichts-philosophischen Essays zeigen Strindberg von einer Seite, auf der er, namentlich dem deutschen Publikum, so gut wie unbekannt ist: als Historiker. Der Kunsthistoriker Strindberg ist mindestens ebenso bedeutend wie der geniale Dichter.“ *Hamburger General-Anzeiger.*

„Man sieht, wie unter den Händen des genialen Beobachters die Geschichte selbst aus den Sternen greifbares Leben gewinnt“. *Berliner Tageblatt.*

### Das Geheimnis der Gilde.

Preis M. 1,—.

„Dieses Drama ist im zweiten Jahre von Strindbergs erster Ehe entstanden und stellt dar, wie der von Nöten aller Art verfolgte Mann bei einem reinen Weib, einer feinen und tiefen Frauengestalt, Ruhe und Frieden findet. Der beste Beweis für seine starke Wirkung ist der, dass es seit Januar 1903 vom Schillertheater ins ständige Repertoire aufgenommen worden ist.“

*Bei Subskription auf die Gesamtausgabe kostet jeder Band der Gesamtausgabe 50 Pfennige weniger. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Wo der Bezug auf Schwierigkeiten stösst, wende man sich an den Verlag von* ***Hermann Seemann Nachfolger, G. m. b. H., Berlin und Leipzig.***

Druck von E. Haberland, Leipzig-R.





Widener Library
2044 092 632 850
Digitized by Google